



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 335526

1614.

32673

)

147 a 35
2560, 500'

U

3

.M644

Suppl.

1-12-03

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1902.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.



EM



Mit Karten und Skizzen.

Berlin.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68-71.

Inhalt.

	Seite
Die Auffassung der strategischen Lage seitens der Verbündeten am Schlusse des Waffenstillstandes von Poischwitz 1813. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 27. November 1901 von Friederich, Major und Bataillonskommandeur im 2. Badischen Grenadierregiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110, kommandirt zur Dienstleistung beim großen Generalstabe. Mit einer Karte in Steindruck	1
Die China-Expedition 1900—1901. Unter besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit des Armees-Oberkommandos und des Deutschen Expeditionskorps. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 11. Dezember 1901 von Otto Böffler, Hauptmann und Kompagniechef im 10. Königlich Sächsischen Infanterieregiment Nr. 134. Mit einer Karte in Steindruck	29
Die Kasaken und die Russische Kavallerie. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 13. November 1901 von v. Hippel, Hauptmann im großen Generalstabe. Mit einer Skizze in Steindruck	75
Briefe eines Preussischen Offiziers aus dem Kaukasus 1857—1861	93
Was lehrt uns der Burenkrieg für unseren Infanterieangriff? Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 5. März 1902 von v. Lindenau, Oberstleutnant, Allerhöchst beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Abtheilungschefs im großen Generalstabe. Mit zwei Blatt Kartenskizzen	133
Das Gefecht am Tschang tschönn-Paß am 8. März 1901. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu München am 15. November 1901 von Theodor Kübel, Oberleutnant im Königlich Bayerischen 19. Infanterieregiment König Viktor Emanuel III. von Italien. Mit einer Textskizze und einer Skizze in Steindruck	179
Die Bedeutung des kriegsgeschichtlichen Studiums der Napoleonischen Epoche. Von Konstantin Hierl, Leutnant im Königlich Bayerischen 11. Infanterieregiment von der Lann, kommandirt zur Kriegsakademie	193
Allerlei Gedanken und Bedenken über den Festungsbau und Festungskrieg. Von J. Scheibert, Major z. D.	215
Die Entwicklung des Militäreisenbahnwesens vor Nolffe	237
Herzog Eugen von Württemberg und der Feldzug 1813. Von Graf Kielmansegg, Hauptmann im Königlich Sächsischen 12. Infanterieregiment Nr. 177. Mit einer Textskizze	247
Die Schlacht im Teutoburger Walde. Von Wolf, Generalmajor z. D. Mit einer Karte in Steindruck	267

	Seite
Geschichte des Feldsanitätswesens in Umrissen unter besonderer Berücksichtigung Preußens. Ein Rück- und Ausblick. Von Generaloberarzt Niebergall: Flensburg, Divisionsarzt der 18. Division	285
Deutsche Regimenter in Schwedischen Diensten. Ein Zeitbild aus dem militärischen Leben in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Von Wagner, Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Freiherr Hiller von Gaertringen (4. Posen'sches) Nr. 59	345
Das Gefecht bei Montebello am 20. Mai 1859. Von Rücker, Oberleutnant im 7. Lothringischen Infanterieregiment Nr. 158. Mit Skizzen im Text	385
Ein Stellungskampf im Divisionsmanöver. Von v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. Mit drei Textskizzen und einer Karte in Steinbrud	425
Ueber die volkswirtschaftliche Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht. Von Dr. Düms, Oberstabsarzt, Regimentsarzt des königlich Sächsischen 8. Infanterieregiments Prinz Johann Georg Nr. 107	467
Mitwirkung der Fußartillerie beim Angriff einer besetzten Feldstellung. Von Bleyhoeffer, Oberleutnant im Garde-Fußartillerie-Regiment, Kommandirt zur Kriegsakademie. Mit zwei Skizzen	483
General Carl v. Schmidt. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Unter Benutzung von nachgelassenen handschriftlichen Aufzeichnungen des Generals, von Briefen, Akten des Geheimen Kriegsarchivs, des königlichen Kriegsministeriums, anderen amtlichen Dokumenten und sonstigen Quellen entworfen von G. v. Pelet-Karbonne, Generalleutnant z. D. Mit dem Reiterbild des Generals, dem Denkmal- und Grabbild sowie einer Karte	509

Die Auffassung der strategischen Lage seitens der Verbündeten am Schlusse des Waffenstillstandes von Poischwitz 1813.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 27. November 1901

von

Friederich,

Major und Bataillonskommandeur im 2. Badischen Grenadierregiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110,
Kommandirt zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.

(Mit einer Karte in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Frühjahrsfeldzuge war das Kriegstheater auf Norddeutschland beschränkt gewesen, die Nord- und Ostsee einerseits, das Erzgebirge andererseits hatten für beide kämpfende Parteien eine vorzügliche Flügelanlehnung abgegeben. Durch den Beitritt Oesterreichs zur Allianz veränderten sich die strategischen Verhältnisse wesentlich: Der Kriegsschauplatz erweiterte sich von der Nordsee bis an die Gesteade des Adriatischen Meeres. Daß die Entscheidung in dem bevorstehenden Kampfe nördlich der Alpen fallen würde, war von vornherein anzunehmen, ob aber in Norddeutschland oder in Böhmen, in Thüringen oder an den Ufern der Donau, war eine noch ungelöste Frage, deren Beantwortung während des Waffenstillstandes von den verschiedensten Seiten mit Eifer versucht wurde.

Gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes hatte Kaiser Alexander von Rußland seinem Generaladjutanten, Generalmajor v. Toll, den Auftrag erteilt, einen Entwurf für die Operationen des Herbstfeldzuges auszuarbeiten und ihm vorzulegen.

Toll war zweifellos einer der befähigsten Offiziere der Russischen Armee und galt trotz seiner Jugend als ihr bedeutendster Stratege. Gebildet, geistreich, energisch und zu einer offensiven Kriegsführung neigend, lebhaften Geistes und entschiedenen Willens, war er stets bemüht, das, was er für richtig erkannt, auch rücksichtslos durchzusetzen. Scharf und ungewöhnlich bestimmt, wenn erforderlich, grob nach oben und unten, war er ganz der Mann, dem häufig lahmen Gang der Operationen mehr Lebhaftigkeit zu verleihen und fördernd in das schwerfällige Getriebe der Heeresleitung einzugreifen. Von jeher sich mit Liebe kriegswissenschaftlichen Studien hingebend, konnte er für einen der

unterrichtetsten Offiziere der Russischen Armee gelten. War er dabei auch mehr, als vielleicht gut war, in Fominische Bahnen eingelenkt, fehlte es ihm auch an schöpferischem Geist, um großartige Anschauungen vertreten zu können, so verfolgte er doch stets klare Zielpunkte und war niemals um zweckmäßige Auskunftsmittel verlegen. Das höchste Vertrauen seines Kaiserlichen Herrn in vollem Maße besitzend, übte er den größten Einfluß auf die Entschlüsse desselben aus.

Der von ihm schon am 9. Juni dem Kaiser vorgelegte Plan behandelte die beiden Möglichkeiten: Entweder ist Oesterreich in dem bevorstehenden Kampfe neutral oder den Russen und Preußen alliiert. Da der erstere Fall nicht eintrat, so haben die auf dieser Voraussetzung aufgebauten Vorschläge nur ein theoretisches Interesse und können hier unbefprochen bleiben. Um so eingehender aber haben wir uns mit der Bearbeitung der zweiten Annahme zu beschäftigen, da die Auffassung Tolls die Grundlage für alle späteren Entwürfe abgab.

Toll nimmt die Stellung der beiderseitigen Armeen bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten so an, wie sie sich durch die Vereinbarungen des Waffenstillstandes gestaltet hatten: die Verbündeten in zwei Hauptgruppen in Schlesien und der Mark, die Franzosen in Erholungsquartieren zwischen der Kaybach, dem Fuße des Schlesiens Gebirges und der Oder, nach rückwärts bis Baugen und Cottbus; die Oesterreichische Armee setzt er zwischen Königgrätz und der Elbe konzentriert voraus. Er berechnet die Gesamtstärke der verbündeten Russen und Preußen auf 187 000, die Oesterreichische Armee schlägt er auf 120 000, die Streitkräfte Napoleons dagegen nur auf 160 000 Mann an.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, entwickelte Toll den nachfolgenden Plan. Da der Waffenstillstand am 20. Juli ablief, nach den getroffenen Vereinbarungen sechs Tage später die Feindseligkeiten wieder beginnen dürften, so müsse am 26. Juli spätestens die Russisch-Preussische Haupt-Armee im Lager von Schweidnitz vereinigt stehen, die Oesterreichische sich am gleichen Tage in Vormarsch gegen die Oberlausitz setzen und zwar am besten in zwei Kolonnen, die eine über Gabel und Ostitz auf Görlitz, die andere über Hayda und Löbau auf Reichenbach. Ueber Hirschberg und Marklissa sei alsdann die Verbindung mit der alliierten Armee herzustellen.

Gleichzeitig mit den Oesterreichern habe sich Bülow von Beeskow aus über Cottbus und Spremberg auf Görlitz in Bewegung zu setzen, um sich dort mit der Oesterreichischen Armee zu vereinigen. Jeden feindlichen Heeres-theil, der sich seinem Vormarsch entgegenstelle, selbst einen überlegenen, habe er anzugreifen und über den Haufen zu rennen.

Napoleon, der den Vortheil der centralen Stellung besitze, könne sich nun entweder gegen die Russisch-Preussische Armee bei Schweidnitz oder gegen die auf Görlitz vorgehenden Oesterreicher wenden. Thue er das Erstere, so habe die verbündete Haupt-Armee bei Schweidnitz die Schlacht anzunehmen,

während gleichzeitig die Oesterreicher und Bülow in Eilmärschen gegen den Rücken der Französischen Armee zu gehen hätten. Selbst falls die Russisch-Preussische Haupt-Armee nach hartnäckigem Kampfe zum Rückzuge gezwungen würde, sei Napoleon doch nicht in der Lage, seine erlangten Vortheile auszunutzen, er müsse, in seinem Rücken durch 145 000 Oesterreicher und Preußen bedroht, sofort Kehrt machen und mit seinen durch die ersten Kämpfe ermüdeten und geschwächten Truppen eine neue Schlacht mit frischen Kräften der Verbündeten schlagen, bei der er dann diesmal die sofort wieder vorgehenden Russen und Preußen in seinem Rücken habe.

Suche Napoleon dagegen zuerst die Oesterreicher in der Lausitz anzugreifen, so hätten nur die Rollen zu wechseln, das Verfahren bleibe dasselbe.

In beiden Fällen würden die an der unteren Elbe stehenden Heerestheile unter Woronzow und Czernitschew gegen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, gegen Leipzig, Dresden und Altenburg vorgehen, außerdem Hamburg und Magdeburg beobachten.

Allerdings wäre bei der centralen Stellung der Französischen Armee die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß es Napoleon gelingen würde, das eine der verbündeten Heere anzugreifen, bevor das andere so nahe herangerückt wäre, um eine Einwirkung auf Rücken und Flanken des Gegners ausüben zu können; diese Gefahr hat jedoch nach Tolls Ansicht keine große Bedeutung, da jede Armee der Verbündeten fast so stark sei wie die Gesamtmacht Napoleons und somit also in der Lage wäre, ihm einen längeren Widerstand entgegenzusetzen. Bei den geringen Entfernungen könne man außerdem durch Parteigänger stets in engster Fühlung mit der Französischen Armee bleiben und könne stets so genau über die Bewegungen derselben unterrichtet sein, daß man immer zur rechten Zeit zur Stelle wäre.

Im Ganzen betrachtet, sah Toll somit die Lage Napoleons als äußerst ungünstig an; er mußte daher die Frage in Erwägung ziehen: Wie kann sich Napoleon dieser ungünstigen Lage entziehen? Er thut dies, indem er eine dritte Möglichkeit in den Kreis seiner Erwägungen zieht: Napoleon entschließt sich dazu, das rechte Ufer der Elbe aufzugeben und sich noch während des Waffenstillstandes auf die Elbe-Linie zurückzuziehen.

Aber auch bei einem solchen Verfahren sieht Toll die Lage Napoleons nicht als wesentlich gebessert an. Er schlägt für diesen Fall vor, sofort den Waffenstillstand zu kündigen, mit den in Schlesien stehenden Preussischen Truppen und dem Korps Sacken dem weichenden Feinde in der Richtung auf Dresden zu folgen, auch Bülow aus der Mark eiligst dahin zu ziehen und somit durch Vereinigung dieser Heertheile eine Armee von 70 000 Mann vor der Hauptstadt Sachsens zu bilden. Die Russische Hauptmacht dagegen solle in Eilmärschen nach Böhmen abmarschiren, sich mit der Oesterreichischen Armee bei Eger vereinigen und — somit 220 000 Mann stark — gegen Hof und

Saalfeld vordringen. Durch so bedeutende Kräfte in seinem Rücken bedroht, würde Napoleon sicherlich nicht zögern, das linke Elbe-Ufer ebenfalls aufzugeben, um seine einzige ihm dann noch verbleibende Verbindungslinie mit Frankreich, diejenige über Wesel, zu decken. Sollte aber wider Erwarten Napoleon dabei beharren, trotz der in seinem Rücken drohenden Gefahr die Elbe-Linie gegen die Preussische Armee zu vertheidigen, so sollten die in Böhmen vereinigten Oesterreichisch-Russischen Streitkräfte bei Leitmeritz die Elbe überschreiten und über Teplitz nach Sachsen gegen Rücken und Flanke des Gegners vorbrechen. Witzingerode allein sollte an der Oder zurückbleiben und Glogau blockiren. Durch diese strategischen Märsche würden dem Feinde auch alle Verstärkungen entzogen, die aus Mainz, aus Bayern und Italien zu ihm stoßen könnten.

Dies war der Feldzugsplan, den Toll am 9. Juni dem Kaiser Alexander vorlegte. Betrachten wir ihn mit kritischem Blick, so sehen wir, daß er in Bezug auf die beiderseitigen Stärkeverhältnisse von völlig falschen Voraussetzungen ausging und schon aus diesem Grunde zu falschen Resultaten gelangen mußte. Was die Streitkräfte der Verbündeten anbelangt, so war es allerdings bei Beginn des Waffenstillstandes für einen Russischen General schwer zu übersehen, bis zu welcher Höhe sich diese im Laufe der nächsten sechs Wochen steigern konnten, um so mehr, als er in Bezug auf die Organisation der Landwehr in Preußen dieselben Schwierigkeiten voraussetzen mußte, welche die Bildung derartiger Formationen in Rußland gefunden hatte, und in Bezug auf ihre Verwendbarkeit nach den in Rußland mit derartigen Milizen gemachten Erfahrungen urtheilte. Auch war es begreiflich, daß Toll eine thätige Antheilnahme des Kronprinzen von Schweden nicht in den Kreis seiner Berechnungen zog, hatte Letzterer doch durch sein zweideutiges Verhalten während des Frühjahrsfeldzuges mit Recht jegliches Vertrauen bei den maßgebenden Persönlichkeiten der Verbündeten verloren. Wenn Toll aber die Gesamtstärke Napoleons nicht höher als 160 000 Mann, also nur 5000 bis 10 000 Mann stärker als zur Zeit der Schlacht bei Bautzen annimmt, so zeigt dies doch eine unbegreifliche Unterschätzung der Leistungsfähigkeit des Kaisers, eine überraschende Unkenntniß der im Frühjahr getroffenen organisatorischen Maßnahmen des Gegners. Daß sich aber die ganze Situation wesentlich verschob, wenn Napoleon auch nur um 50 000 Mann stärker angenommen werden mußte, dürfte wohl kaum abzuleugnen sein, lag es dann doch vollständig in seiner Hand, die eine Armee der Verbündeten so lange in Schach zu halten, bis die andere geschlagen und vernichtet war.

Sehen wir aber von diesem Grundfehler ab, so muß der Entschluß, die Initiative an sich zu reißen, der sich in dem Vormarsch der Oesterreicher nach Görlitz und in der gegebenenfalls beabsichtigten vorzeitigen Kündigung des Waffenstillstandes ausspricht, gebilligt werden. Auch die Absicht, bei Schweidnitz oder in der Laufitz eine Schlacht anzunehmen, hier unter allen Umständen die

Hauptkräfte des Kaisers so lange festzuhalten, bis die andere Hälfte der verbündeten Heere sich im Rücken des Gegners fühlbar mache, der Gedanke, Bülow in Eilmärschen aus der Mark heranzuziehen, ihn jeden Widerstand überrennen zu lassen — Alles dies verräth eine Energie des Willens und eine Kühnheit des Handelns, die wohlthätig von der zögernden und schwankenden Kriegführung des Frühjahrs absticht. Aber auf der anderen Seite, welche Unterschätzung des Gegners, welche Unkenntniß der Kriegführung Napoleons, welche falsche Berechnung von Zeit und Raum! Wie wenig kannte Toll die Kühnheit des gewaltigen Schlachtenkaisers, wenn er glaubte, ihn durch weitausholende strategische Manöver, durch Bedrohen seiner Verbindungslinien mit Frankreich zum Aufgeben der Elbe-Linie zwingen zu können, wie wenig kannte er die Meisterschaft Napoleons in den Operationen auf der inneren Linie, wenn er es für möglich hielt, ihn mit 70 000 Mann so lange vor Dresden festzuhalten, bis sich die Einwirkung der über Hof und Saalfeld vorgehenden Haupt-Armee fühlbar machte. Wer in den Briefen an die Marischälle die Gedanken Napoleons derartigen Plänen seiner Gegner gegenüber kennen gelernt hat, wird nicht ableugnen können, daß seine Feldherrnkunst himmelhoch emporragt über diejenige dieses befähigsten aller Russischen Generale.

Fürst Schwarzenberg hatte durch den Grafen Stadion den Wunsch aussprechen lassen, die Auffassung der strategischen Lage durch die Verbündeten näher kennen zu lernen, der Tollsche Entwurf bildete daher in den nächsten Tagen im Hauptquartier zu Reichenbach den Gegenstand eingehender Besprechungen. Das Resultat derselben war eine Aenderung des Entwurfes in wesentlichen Punkten. Wer an diesen Berathungen theilgenommen und von wem die Aenderungen ausgingen, ist uns nicht überliefert. Wir wissen nur, daß der neue Entwurf von Kapodistrias redigirt, von Barclay de Tolly unterzeichnet, am 13. Juni von Toll persönlich dem Fürsten Schwarzenberg in Gitschin übergeben wurde. Sehen wir nunmehr, in welcher Weise der ursprüngliche Plan geändert worden war.

Der neue Entwurf begann mit einer kurzen Darlegung des Frühjahrsfeldzuges, in der in zarter Weise versucht wurde, dem Oesterreichischen Kabinet die moralische Verantwortung für die gegenwärtige Lage der Verbündeten zuzuschieben. „Nur aus Rücksicht auf Oesterreich habe man in der letzten Zeit vor dem Waffenstillstand entscheidende Schlachten, für welche sich die günstigsten Ausichten geboten hätten, vermieden.“ Wir wissen heute, daß dieser Oesterreich gemachte Vorwurf völlig unbegründet war. Der Entwurf geht dann über zu der Frage, welche Operationen während des Waffenstillstandes von der Französischen Armee zu erwarten seien. Drei Möglichkeiten seien vorhanden.

Die erste und vielleicht wahrscheinlichste sei, daß der Feind nur einen Theil seiner Streikräfte auf dem rechten Elbe-Ufer gegen die Russisch-

Preussische Armee belasse, seine Hauptmasse aber auf dem linken Elbe-Ufer vereinige, um sich gegen die Oesterreichische Armee zu wenden. In diesem Falle würde es die Letztere mit einem überlegenen Gegner zu thun haben, und es wäre insolge dessen geboten, sie zu verstärken. Dies sei durch die Verbündeten mit Leichtigkeit auszuführen, da der aus drei Armeekorps bestehende etwa 25 000 Mann starke linke Flügel der alliirten Armee unter Wittgenstein sich dicht an die Böhmisches Grenze anlehne und sich in kürzester Zeit mit der in der Gegend von Leitmeritz angenommenen Oesterreichischen Armee vereinigen könne. Infolge dieser Verstärkung sei dann die Oesterreichische Armee so stark, daß sie nicht bloß einem Angriff Napoleons mit Ruhe entgegensehen, sondern selbst angriffsweise gegen diesen vorgehen könne. Die aus den Korps Sacken, Blücher und Langeron bestehende Haupt-Armee der Verbündeten würde in diesem Falle die Operationen der Oesterreicher durch eine energische Offensive gegen Dresden unterstützen.

Die zweite Möglichkeit sei, daß Napoleon seine Streitkräfte zwischen Elbe und Oder zusammenziehe. In diesem Falle würde die Haupt-Armee mit der Oesterreichischen Armee gleichzeitig vorgehen, während die Korps Bülow und Wülfingeroode von dem Beginne der Feindseligkeiten an mit der größten Raschheit gegen die linke Flanke des Feindes operiren und über Hoyerwerda beziehungsweise Sagan auf Meissen und Dresden vordringen würden.

Die dritte, jedoch unwahrscheinlichste Möglichkeit sei, daß Napoleon mit seinen Streitkräften in seiner bisherigen Stellung an der Ragbach der Russisch-Preussischen Armee gegenüber verbliebe. In diesem Falle würde die Letztere die Offensive in Richtung auf Görlitz ergreifen, die Oesterreichische Armee über Zittau gegen die rechte, Bülow gegen die linke Flanke Napoleons vorbrechen. Wülfingeroode würde dann zwischen Bülow und der Haupt-Armee vorgehen und die Verbindung zwischen beiden herstellen.

Die Truppen unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden, zu denen auch die Korps Woronzow und Wallmoden gehörten, würden mit ihrer Hauptmacht Hamburg und Magdeburg beobachten und auf der Vertheidigung bleiben, so lange nicht eine, an der oberen Elbe gewonnene Schlacht das Schicksal Deutschlands entschieden habe. Bis zu diesem Zeitpunkte würden diese Truppen sich darauf beschränken dem Feinde durch Streifzüge, von den leichten Truppen nach dem Harz und in die Länder von Braunschweig und Hannover ausgeführt, so viel als möglich Abbruch zu thun. Sobald aber die gesammte Armee insolge einer gewonnenen Schlacht gegen den Thüringer Wald vordringe, würde der Kronprinz von Schweden thätig eingreifen, indem er mit seiner gesammten Macht über die Elbe ginge und die Richtung über die Weser nach dem Niederrheine einschlage.

Dies war der Plan, den General Toll dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg in Gitschin vorlegte; in einer Anlage war die Dislokation

der Russisch-Preussischen Truppen mit genauer Angabe ihrer Streitkräfte beigefügt.

Vergleichen wir diesen Plan mit dem ursprünglichen Tollschen, so ergeben sich folgende Unterschiede: In den Vordergrund wird eine Möglichkeit gestellt, welche in dem ersten Entwurfe mit keiner Silbe erwähnt wird: Rückzug der Französischen Hauptkräfte hinter die Elbe und Offensive derselben gegen die Oesterreichische Armee in Böhmen; der im Tollschen Entwurfe in erster Linie behandelte Fall dagegen erscheint hier erst an dritter Stelle und wird als der unwahrscheinlichste bezeichnet. Der Vorschlag einer möglicherweise vorzeitigen Kündigung des Waffenstillstandes, falls Napoleon sich auf das linke Elbe-Ufer zurückziehe, ist weggefallen, dagegen eine thätige Theilnahme des Kronprinzen von Schweden, die in dem ersten Plane mit keinem Worte erwähnt wird, in sicherste Aussicht gestellt. Schließlich sollen die Oesterreicher nur durch 25 000 Mann anstatt durch 100 000 Mann der Verbündeten verstärkt werden. Wir ersehen aus diesen Verschiedenheiten, daß die von Rapodistriass angefertigte Redaction den Hauptzweck verfolgt, das Ganze den Oesterreichischen Generalen mundgerecht zu machen. Daher die Voranstellung einer Voraussetzung, welche hauptsächlich Oesterreichische Interessen berührte, daher auch die Erwähnung des Kronprinzen von Schweden, von dessen thätiger Theilnahme am Kriege man in Russisch-Preussischen Kreisen innerlich wenig überzeugt war, daher auch das Weglassen des Vorschlages einer eventuellen vorzeitigen Kündigung des Waffenstillstandes, von dem man nicht wußte, wie er von Oesterreichischer Seite aufgefaßt werden würde. Was die Unterstützung der Oesterreicher nur durch 25 000 Mann anstatt durch 100 000 Mann anbelangt, so entsprach diese Aenderung in der Gruppierung der Streitkräfte sicherlich mehr den Russisch-Preussischen Interessen. Die Verbündeten behielten in diesem Falle die Hauptmasse ihrer Truppen unter eigenem Kommando, während nach dem ursprünglich Tollschen Vorschlage die Böhmisches Armee die stärkste geworden wäre und bei dem Ueberwiegen der Oesterreichischen Truppen in dieser die Leitung der Operationen nothwendigerweise einem Oesterreichischen General zufallen mußte.

Der von Toll überbrachte Operationsplan bildete nunmehr zu Gitschin den Gegenstand eingehender Beratungen. Bevor wir uns mit deren Ergebnissen beschäftigen, haben wir die Auffassung der Lage durch den Oesterreichischen Generalstab zu betrachten und nachzuholen.

Das erste Aktenstück, das uns hierüber Auskunft giebt, ist eine Denkschrift des Chefs des Generalstabes Grafen Radetzky, welche derselbe am 10. Juni, also fast am gleichen Tage, mit Toll auf Wunsch des Fürsten Schwarzenberg ausgearbeitet hatte. Ihr Inhalt gipfelt in folgenden Sätzen: Napoleon fände durch den Waffenstillstand Zeit und Mittel, seine Armee auf 230 000 bis 250 000 Mann zu verstärken. Nähme Oesterreich am Kriege theil, so sei mit Sicherheit anzunehmen, daß er sich begnügen würde, den

Allirten in Schlesien nur etwa 50 000 bis 60 000 Mann entgegenzustellen, während er seine Hauptmacht, also 150 000 bis 180 000 Mann, gegen die Oesterreicher dirigirte. Der nächste Kriegszweck Oesterreichs müsse also dahin gehen, diese ihm entgegenstehende feindliche Macht zu schlagen. Um dies zu erreichen, sei es nöthig, bloß mit der Haupt-Armee die Offensive zu ergreifen, mit allen anderen Streitkräften aber sich defensiv zu verhalten, bis Napoleons Hauptmacht geschlagen sei; denn nur so ließen sich gute Resultate erhoffen. Alle vereinzelt, noch so großen Vortheile, welche nicht von der Haupt-Armee selbst errungen würden, verschwänden und seien nutzlos, so lange nicht eine Schwächung der feindlichen Hauptmacht erfolgt sei. Hieraus folgert Maderky, daß es nothwendig sei, die Oesterreichische Armee in Böhmen auf eine Stärke von 150 000 Mann zu bringen, um Napoleon die Spitze bieten zu können. Er macht Vorschläge, wie diese Stärke — allein durch Oesterreichische Truppen — zu erreichen sei. Den in Italien und Bayern sich sammelnden Französischen Kräften will er nur kleine Abtheilungen in günstig gewählten und stark verschanzten Stellungen gegenüberstellen, die sich so lange defensiv verhalten sollten, bis die Hauptmacht Erfolge errungen habe. Gänzlich zu verwerfen sei eine doppelte Offensive in Italien und Deutschland.

Dies die Hauptsätze der Maderkyschen Denkschrift. Ueber die Operationen der Verbündeten in Schlesien sagt sie wunderbarerweise nichts. Bei der Annahme, daß Napoleon diesen nur höchstens 50 000 bis 60 000 Mann entgegenstellen würde, sollte man logischerweise erwarten, daß sie nunmehr von den Verbündeten verlangen würde, diese schwachen Streitkräfte über den Haufen zu rennen und dem gegen die Oesterreicher vorgehenden Französischen Heere in Flanke und Rücken zu fallen, aber entweder nimmt dies Maderky als selbstverständlich an, oder er will die Kooperation mit den Verbündeten noch nicht zum Gegenstande von Erörterungen machen. Im Uebrigen ist die Anschauung, daß es sich in erster Linie darum handele, die Französische Haupt-Armee zu schlagen, daß man infolgedessen gegen sie die Hauptmasse der Streitkräfte vereinigen, auf allen Nebenkriegsschauplätzen aber sich defensiv verhalten müsse, als ein bedeutender Fortschritt in der Denkweise des Oesterreichischen Generalstabes anzusehen. An der Zersplitterung der Kräfte und an dem Bestreben, sowohl in Deutschland als auch in Italien offensiv zu sein, war man in den Jahren 1805 und 1809 geübt; Maderky hatte daher sehr Recht, wenn er vor der Wiederholung dieses Mißgriffes, zu dem die Aufstellung der Armee des Vizekönigs reizen konnte, energisch warnte. Was aber auffällt, ist der gänzliche Mangel an Initiative; hierin unterscheidet sich die Maderkysche Denkschrift ganz wesentlich von dem gleichzeitigen Entwurfe Tolls; es handelt sich in ersterer im Wesentlichen nur um eine Abwehr, nicht um eine Verhinderung des von Napoleon erwarteten Angriffes auf Böhmen.

Vergleichen wir die Radezky'sche Auffassung der Lage mit derjenigen Tolls, so sehen wir in beiden einen gemeinsamen Berührungspunkt: Beide stellen eine Offensive Napoleons gegen Böhmen in erste Linie und beide sind infolgedessen der Ansicht, daß die Oesterreichische Armee auf eine Stärke von 150 000 Mann zu bringen sei. Radezky will diese Verstärkung der Streitkräfte in Böhmen erreichen durch Heranziehung der in Galizien stehenden mobilen Truppen, durch Mobilisirung der dritten Bataillone, Aufstellung der Reservedivisionen und Organisation der gesammten Landwehr, Vorschläge, welche selbst bei größter Energie und Thätigkeit unmöglich bis zum Ablaufe des Waffenstillstandes auszuführen gewesen wären. Der Barclay'sche Plan will dagegen die Oesterreichische Armee verstärken einfach durch Detachirung von 25 000 Mann Russen, er will die Oesterreicher ferner degagiren durch eine energische Offensive der gesammten alliirten Streitkräfte gegen Flanke und Rücken der Franzosen. Dieser Vorschlag kam den Oesterreichischen Anschauungen in geradezu überraschender Weise entgegen, und es ist daher begreiflich, daß die Berathungen in Gitschin in kürzester Zeit ohne jegliche Schwierigkeit zu einer vollkommenen Einigung führen mußten.

Ueber die Ergebnisse der Gitschiner Verhandlungen orientirt uns am besten ein Brief, den Toll am 17. Juni von Opoczno aus an den in Prag verwundet liegenden General v. Scharnhorst richtet. Es heißt in demselben:

Der gute Geist des Kommandirenden der Oesterreichischen Armee, so auch dessen Generalquartiermeisters Radezky für die gute Sache brachte es so weit, daß wir binnen wenigen Stunden über den Operationsplan einig waren. Derselbe basirt auf folgenden Suppositionen:

1. Der sechswochentliche Waffenstillstand giebt dem Feinde die Mittel, alle seine Verstärkungen in allen Branchen an sich zu ziehen, und da er von Oesterreich Vieles zu befürchten hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er bloß ein Rideau von Posten gegen uns an der Ragbach zurückläßt und sich mit seiner ganzen Macht auf das linke Ufer der Elbe allmählich zurückziehen wird, um sich dadurch seinen Verstärkungen und Magazinen zu nähern und hinter sich, in der Lausitz, alle Mittel zu benehmen, ihn scharf verfolgen zu können.

Sollte dies in Erfahrung gebracht werden, daß der Feind diese Bewegungen sicher macht, so wird der Waffenstillstand unsererseits unvermeidlich gebrochen — [soll heißen: sofort gekündigt] —, mit der verbundenen Russisch-Preussischen Armee dem Feinde nachgegangen, wohin auch General v. Winkingerode seinen Marsch antreten wird, der General v. Bülow aber auf Roßlau dirigirt, um dort über die Elbe zu gehen. Die Oesterreichische Armee, zu der das Korps des Grafen Wittgenstein, 25 000 Mann stark, stößt, nimmt ihre Direktion nach Leitmeritz, wo sie die Elbe überschreitet, um dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, währenddem die vereinigten Russisch-Preussische

Armee diesen Strom zwischen Torgau und Dresden passirt. Das Korps v. Bülow observirt Wittenberg und Torgau, das von Woronzow Magdeburg. Beide Generale schicken so weit als möglich ihre Parteigänger auf die Kommunikationen des Feindes.

2. Die zweite Supposition ist die, daß der Feind an der Katzbach stehen bleibt.

Sollte das der Fall sein, so versammelt sich die Russisch-Preussische Armee bei Schweidnitz, die Oesterreichische debouchirt über Zittau auf Görlitz, wohin auch der General v. Bülow und ein Theil des Wülfing-erodischen Korps ihre Direktion nehmen werden, um dadurch so schnell als möglich sich in Verbindung mit der Oesterreichischen Armee zu setzen und gänzlich den Rücken des Feindes zu bedrohen. Die verbündete Russisch-Preussische Armee marschirt gerade dem Feinde entgegen über Jauer und Goldberg, die Oesterreichische geht von Görlitz nach Lauban in des Feindes rechte Flanke, der General Schüler mit der Landwehr besetzt Breslau und macht Bewegungen gegen Neumark.

Bei allen diesen Kombinationen ist das Wahrscheinlichste, daß der Feind mit versammelten Kräften der einen Armee entgegenrücken wird. Wir wollen also annehmen, daß die Oesterreichische Armee von dem überlegenen Feinde angegriffen wird. Nach einem zweitägigen Kampfe wird die Russisch-Preussische Armee gänzlich im Rücken der feindlichen sein, so daß, wenn die Oesterreichische auch zum Weichen gebracht sein wird, der Feind eine neue und zahlreichere Armee zu bekämpfen haben wird oder fliehen muß.

Nun aber, um dies mit Gewißheit und Vortheil auszuführen, hat der kommandirende General Barclay de Tolly beschloffen, sobald als die Reserven angekommen sein werden — [was binnen 20 Tagen geschehen ist], — den Waffenstillstand zu brechen — [zu kündigen] — und die strengste Offensive zu ergreifen, worüber frühzeitig der Oesterreichische kommandirende General benachrichtigt sein wird.

Wir sehen, die in Gitschin getroffenen Vereinbarungen entsprachen so ziemlich dem von Toll überbrachten Entwurfe, nur daß man wieder auf den im ersten Tollischen Plane gemachten Vorschlag von einer möglicherweise früheren Kündigung des Waffenstillstandes zurückgekommen war. Eine solche entsprach gegebenenfalls zu sehr Oesterreichischen Interessen, als daß es Toll schwer gefallen sein könnte, ihre Vortheile den Oesterreichischen Generalen klar zu machen. Auch die Tollische Idee einer allgemeinen Offensive, die dem Feinde zuvorkommen sollte, war von den Oesterreichern angenommen worden.

Wenn somit unter den maßgebenden Personen der drei Mächte über die wichtige Frage des späteren gemeinsamen Operirens eine erfreuliche Uebereinstimmung herrschte, so konnte selbstverständlich vor dem definitiven Beitritt Oesterreichs zur Allianz ein endgültiger Operationsplan nicht aufgestellt werden. Die weiteren Verhandlungen zwischen den Verbündeten und dem

Oesterreichischen Hauptquartier ruhten daher während der nächsten Wochen und wurden erst wieder aufgenommen, als die allgemeine Lage Oesterreichs den Zeitpunkt des Anschlusses in unmittelbare Nähe rückte.

Um so eifriger wurden im Großen Hauptquartier zu Reichenbach die Beratungen fortgesetzt. Hier liefen zu dieser Zeit nicht weniger als drei Operationsentwürfe vom Kronprinzen von Schweden ein, die aber, da sie sämmtlich von der Voraussetzung einer Neutralität Oesterreichs ausgingen, auf die Gestaltung des später angenommenen Operationsplanes keinen Einfluß ausübten und auf die deshalb, um den Ueberblick über den Gang der Entwicklung desselben nicht zu erschweren, hier nicht eingegangen werden soll. Zu ihrer Charakteristik und zu derjenigen ihres Urhebers möge nur erwähnt werden, daß sie sämmtlich in dem Wunsche des Kronprinzen ausliefen, an die Spitze einer möglichst starken Armee von Preußen und Russen gestellt zu werden, nicht aber um damit gegen Napoleon selbst die Offensive zu ergreifen, sondern um den Krieg gegen die rückwärtigen Verbindungen der Französischen Armee zu führen, Hamburg und Lübeck zu befreien, Holstein und Westfalen zu erobern, Dänemark zu bekriegen, Holland und Belgien zu revoltiren. „Mit anderen Worten, Bernadotte wollte sich selbst und das Heer unter seinen Befehlen dem Entscheidungskampf an der mittleren Elbe ganz entziehen und die Marken preisgeben, um sich mit Unternehmungen von sehr nebensächlicher Bedeutung zu beschäftigen.“ Nicht an würdigen Gegnern will er seine Kriegskunst beweisen, sondern er sucht, entfernt von einem jeden Zusammenstoß mit dem Französischen Hauptheere, an der unteren Elbe, der Weser und dem Rhein im Sinne bloßer Drohungen verwendet zu werden. [Quistorp I 73.] Seine Vorschläge waren daher nicht geeignet, im Hauptquartier zu Reichenbach eine größere Beachtung hervorzurufen.

Mehr Einfluß auf die Anschauungen der maßgebenden Personen des Großen Hauptquartiers hatte dagegen eine: „Betrachtungen über die nächsten Kriegsoperationen“ betitelte Denkschrift des Preussischen Generals v. dem Knesebeck vom 20. Juni.

General v. dem Knesebeck, Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm III. und als solcher verpflichtet, dem König über die strategische Lage Vortrag zu halten, war zweifellos einer der gebildetsten Offiziere der Preussischen Armee. Er gehörte jedoch zu der Schule von Strategen, die in der Kriegführung der letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges, insbesondere der Armee des Prinzen Heinrich ihr militärisches Ideal gefunden hatten, und welche die Strategie als eine halb geographische, halb mathematische Wissenschaft betrachteten. Er hatte die Kriege der Französischen Revolution mit Sorgfalt studirt und auch Napoleons Waffenthaten mit Gründlichkeit verfolgt, ohne jedoch über die wahren Ursachen der Erfolge dieses Mannes vollständig ins Klare gekommen zu sein. Von Natur zu übergroßer Vorsicht

neigend, schwarzfichtig und kleinmüthig, suchte er der Entscheidung durch die Schlacht Napoleon gegenüber auszuweichen; unklare Ideen von dem Einflusse geographischer Verhältnisse und strategischer Linien, welche so viele hervorragende Offiziere jener Zeit beherrschten, bestimmten seine Auffassung der Lage, gleiche Grundanschauungen nahm er auch bei Napoleon an, und so kam er dazu, wie Bernhardi sehr richtig bemerkt, bei dem Feinde aus vollster Ueberzeugung gerade diejenigen Pläne voranzusetzen, die dem Französischen Feldherrn am allerentferntesten lagen. Wir haben gleichwohl seine Vorschläge eingehend zu betrachten, da sie infolge seiner einflußreichen Stellung und infolge davon, daß er bei den späteren entscheidenden Verhandlungen zu Trachenberg der Hauptvertreter der Preussischen Armee war, eine ganz besondere Wichtigkeit erlangten.

Knefebeds Denkschrift beginnt mit einer Uebersicht der nach Abzug der Festungsbesatzungen, Blockadeforps und der noch in Bildung begriffenen Reserven zur Verfügung stehenden Streitkräfte; er berechnet die Stärke der Verbündeten auf 390 000, diejenige Napoleons auf 270 000 Mann; von letzteren nimmt er 150 000 Mann an der Elbe, 120 000 Mann bei Würzburg vereinigt an.

Wie könne nun Napoleon verfahren?

Ein Blick auf die Karte zeige, daß die verlängerte Linie der Donau gerade in das Centrum der Französischen Macht falle, folglich ein Krieg an diesem Strom Frankreich viel leichter werden müsse als ein Krieg an der Elbe und Oder. Ja man könne hinzufügen, daß ein Krieg an diesen beiden letzteren Flüssen nur durch ein Verschieben der Französischen Macht möglich würde, wogegen ein Krieg an der Donau selbige wieder in ihr natürliches Geleise rücke. Oesterreichs Beitritt zur Koalition bringe Frankreich wieder auf sein natürliches Kriegstheater. Was aber würde die Folge hiervon sein? Napoleon würde, sobald sich Oesterreich erklärt habe, das Kriegstheater entweder nach Böhmen oder an die Donau verlegen, also auf Oesterreich seinen Hauptschlag richten, und zwar womöglich bevor die anderen Mächte es unterstützen könnten. Dem Französischen Kaiser ständen zu diesem Ende zwei Wege offen:

1. Er könne mit einer Armee von Dresden und Zittau längs der Elbe in Böhmen einbrechen, während eine zweite Armee, die er in Würzburg sammelte, über Eger oder Pilsen vorrücke; oder

2. er marschiere von Würzburg aus auf dem rechten Donau-Ufer gleich gegen Wien und unterstütze diese Bewegung von Dresden längs der Elbe gegen Böhmen hin, die Elbe nur beobachtend.

In beiden Fällen greife er die Oesterreichische Macht numerisch überlegen an. Sollte Oesterreich im ersten Falle bei Prag sich schlagen oder im Rückzug auf Wien oder auf Königgrätz sich wenden, sich von den Verbündeten trennen oder die Vereinigung mit ihnen suchen? Und sollte bei Königgrätz die

Schlacht geschlagen werden, welche das Schicksal der Welt entscheiden würde? — Und wie, wenn Napoleon über München und Passau gegen Wien vordringe, die Korps in Böhmen festhalte, die an der Donau schlage, bevor jene sich links geschoben und mit diesen vereinigt haben? Würde unsere Hülfe dann nicht gleichfalls zu spät kommen?

Genug, in beiden Fällen würde Oesterreich von dem ersten Schlag getroffen. Ein bloßes Hülfskorps in Böhmen könne nicht genügen, man müsse sehen, im Laufe des Waffenstillstandes mit 130 000 bis 140 000 Mann [d. h. mit der ganzen in Schlesien stehenden Armee] nach Böhmen abzumarschiren. Czaslau oder Prag, je nach Zeit und Lage, könne zum Vereinigungspunkt gewählt werden.

Dann aber müsse die kombinirte Nord-Armee sogleich nach Dresden oder Leipzig vordringen, während in Schlesien die Landwehrbataillone nebst den starkbesetzten Festungen genügen müßten.

Allein nehme man nun auch:

3. den für die Verbündeten günstigsten Fall an, Napoleon wende sich mit seiner einen Armee nach Schlesien gegen Rußen und Preußen, mit der anderen nach Böhmen gegen die Oesterreicher. Dann würde man von der Mark, von Schlesien und von Böhmen aus zuerst gegen die an der Elbe oder in der Lausitz oder in Schlesien befindliche Haupt-Armee losbrechen müssen. Führte man diese Bewegungen so aus, daß sie in wenigen Tagen zusammenwirken könnten, so sei der Sieg sehr wahrscheinlich.

Es sei deshalb nicht anzunehmen, daß sich Napoleon in diese Lage versetzen würde, ebenso wenig wahrscheinlich sei ein Vorgehen gegen Berlin.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist also:

Sobald Oesterreich sich erklärt habe, müsse man eilen, die Haupt-Armee in Schlesien mit der Oesterreichischen in Böhmen zu vereinigen.

Die Aufgabe der kombinirten Nord-Armee bleibe alsdann die, in der Richtung auf Dresden die Wirkung auf die linke Flanke Napoleons und auf seine Kommunikationen zu suchen, aber nicht in einer excentrischen Operation nach Norddeutschland [Anspielung auf die Kriegspläne des Kronprinzen von Schweden], sondern der Haupt-Armee stets so nahe als nur möglich.

Hätten alle Mächte zu einer solchen Operation Kraft, Uebereinstimmung, Entschluß, guten Willen und Resignation genug, so könne der Ausgang der Kampagne für die Verbündeten glücklich sein. Im entgegengesetzten Falle erwarte man, selbst wenn Oesterreich an dem Kriege theilnähme, keine günstigen Resultate. Das bloße Hinzutreten dieser Macht mehre die Kräfte, aber sichere noch nicht den Erfolg. —

Allein der Abmarsch nach Böhmen, zeitig noch im Laufe des Waffenstillstandes ausgeführt, mache es möglich, die Operationen mit einer glücklichen Offensive zu beginnen; ihr Objekt läge in der Französischen Armee, die an der Elbe stände; gegen Würzburg möge die Defensiv festgehalten werden.

Ja selbst wenn es nicht wieder zum Kriege kommen sollte, würde eine solche Vereinigung der Allirten auf die Friedensunterhandlungen doch den größten Einfluß üben, sie würde politisch und militärisch Napoleon imponiren.

Auf jeden Fall sei diese Operation so nothwendig, daß man sagen könne, das Heil Europas sei von ihr abhängig; sie sei die einzige, die Oesterreich retten könne. —

Dies die Anschauungen Kneesebeds. Vergleichen wir seinen Gedanken- gang mit demjenigen der Gitschiner Vereinbarungen, so fällt uns vor allen Dingen die pessimistische Auffassung der Lage auf; letztere erscheint Kneesebed auch nach dem Beitritt Oesterreichs zur Allianz noch äußerst bedenklich, trotzdem er in diesem Falle eine Uebermacht der Verbündeten von 120 000 Mann annimmt. Aus geradezu wunderbar klingenden, rein geographischen Gründen sieht er Oesterreich aufs Ernstlichste bedroht, Oesterreich vom Untergang zu retten, erscheint ihm als die erste Pflicht der Allirten. Nicht mit 25 000 Mann, sondern mit der gesammten Armee will er deshalb nach Böhmen abmarschiren. Daß damit die ganze Leitung des Krieges in die Hände des Kaiserstaates fiel, dieser damit auch politisch die einzig und allein ausschlaggebende Macht würde, ist ihm klar, er verlangt von den übrigen Mächten „guten Willen und Resignation“, sich mit dieser Thatsache abzufinden. Der Gedanke einer energijchen Offensive fehlt gänzlich, denn die am Schlusse ausgesprochene Absicht der Eröffnung des Krieges durch ein Vorgehen gegen die Französische Elb-Armee konnte nur in dem Falle eintreten, daß Napoleon seine Streitkräfte theilte oder sich gegen Berlin wandte, was aber Kneesebed selbst für sehr unwahrscheinlich hält. Er überläßt also dem Kaiser die Initiative, volle Freiheit, seine Truppen an beliebiger Stelle zu konzentriren, sie beliebig nach Norden oder Süden zu verwenden. Daß ein solcher Plan, welcher „das Heil Europas“ einzig und allein von der Verstärkung der Oesterreichischen Armee in Böhmen und dem Schutze Oesterreichs abhängig machte, bei Kaiser Franz und den Oesterreichischen Generalen den größten Beifall gefunden und die Geneigtheit derselben, der Allianz beizutreten wesentlich vermehrt haben würde, läßt sich allerdings nicht ableugnen.

In mehrfach entschiedenem Gegensatz zu diesen Kneesebed'schen Anschauungen bewegen sich zwei Operationsentwürfe, welche zu dieser Zeit von zwei Offizieren der im Norden stehenden Preußischen Streitkräfte, dem General v. Borstell und dem Obersten v. Boyen dem Könige eingereicht wurden.

Beide Pläne sind sich in einigen wichtigen Punkten ähnlich. Wir gehen auf Einzelheiten nicht ein, wollen vielmehr nur das in ihnen enthaltene Neue hervorheben. Dies bestand darin, daß sie beide auf die Theilnahme Oesterreichs am Kampfe nicht mit unbedingter Sicherheit rechnen, daß sie infolgedessen Berlin und Norddeutschland als in erster Linie bedroht ansehen und eine mit 150 000 Mann ausgeführte Offensive Napoleons in Richtung auf

Berlin und Stettin voraussetzen. Zum Schutze des Nordens und zur Abwehr dieser Offensive halten sie es für nöthig, alle von der Ostsee bis Blogau und weiter zurück bis Thorn stehenden Streitkräfte der Verbündeten in der Hand eines mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüsteten Feldherrn zu vereinigen, eines Feldherrn, der „groß und erhaben nur in der Beförderung des allgemeinen Zweckes lebe, Alles dem Gelingen des Krieges unterzuordnen und selbständig zu handeln verstehe“, mit einem Worte: unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden, der bei seinem ersten Auftreten sich die Herzen aller Preussischen Generale im Fluge erobert hatte. Hieran, d. h. an eine die Mark und Berlin in erster Linie bedrohende Gefahr hatte man bisher nicht gedacht, auch Toll nicht, auch Knezebeck nicht. Ersterer deshalb nicht, weil er Napoleon das Gesetz des Handelns vorschreiben und ihn zur Entscheidungsschlacht in Schlesien oder Sachsen zwingen wollte, Letzterer nicht, weil er in einseitigster Weise nur darauf bedacht war, Oesterreich zu schützen. Einen gemeinsamen Berührungspunkt hatten Vorstell und Boyen mit Knezebeck aber darin, daß sie alle drei dem Kronprinzen das Oberkommando über eine größere Armee zu geben wünschten.

Weder Vorstell noch Boyen besaßen Einfluß genug, um die Autorität des hochangesehenen Knezebeck erschüttern zu können, aber es kamen ihnen verschiedene, ihren Plänen günstige Verhältnisse zu Hülfe. Wie allgemein bekannt ist, war dem Kronprinzen von Schweden im Vertrag von Åbo vom Kaiser Alexander die Gestellung eines Hülfskorps von 35 000 Mann zugesichert worden. Die Nichterfüllung dieses Vertragspunktes durch Alexander war von dem Kronprinzen stets als Entschuldigung dafür angeführt worden, daß er sich nicht am Frühjahrsfeldzuge betheiligte und keine Schritte zur Rettung Hamburgs unternommen habe. Man wußte also, daß man auf seine thatkräftige Antheilnahme am Kriege nur dann rechnen konnte, wenn man ihn an die Spitze bedeutender Streitkräfte stellte. Der Tollsche und der Gitschiner Plan hatten in gleicher Weise das Korps Bülow als völlig selbständig operirende Heeresabtheilung angesehen. Der ängstlich gewissenhafte und vertragstreue König Friedrich Wilhelm hielt es deshalb für unbedingt erforderlich, Bülow sowohl, wie die sonst noch in Norddeutschland stehenden kleinen Russischen Truppenkorps unter den Oberbefehl des Kronprinzen zu stellen, um diesem jeglichen Vorwand zur Unzufriedenheit zu nehmen. That man dies, so kam man auf ganz natürlichem Wege zu dem Knezebeck'schen Gedanken einer Zweitheilung der gesammten verbündeten Streitkräfte, aber nicht, wie der Tollsche und der Gitschiner Entwurf vorschlugen, in Schlesien und Böhmen, wobei Berlin nur durch schwache detachirte Heeresheile geschützt worden wäre, sondern in Böhmen und der Mark, und zwar derart, daß in Böhmen zwei Drittel, in der Mark ein Drittel der Gesammtstreitkräfte aufgestellt werden sollten.

Aber auch dieser Entschluß erwies sich bei näherer Betrachtung nicht als unbedenklich. Allerdings von rein militärischem Standpunkte aus betrachtet, ließ sich wenig dagegen einwenden. Dem gewaltigen Feldherrngenie Napoleons gegenüber war die äußerste Vorsicht geboten; die Vereinigung möglichst starker Kräfte zu einer Haupt-Armee war im Prinzip sehr richtig; wo man sie aufstellte, war im Grunde genommen völlig gleichgültig; mochte sie in Schlesien oder in Böhmen stehen, Napoleon konnte sie nicht ignoriren, er mußte sich mit seinen Hauptkräften früher oder später gegen sie wenden, ihre Aufstellung in Böhmen aber war entschieden vortheilhaft, schon wegen des ungehinderten Uferwechsels über die Elbe. Versammelte man aber zwei Drittel der Armee in Böhmen, ein Drittel in der Mark, so fiel naturgemäß der Oberbefehl über die erstere einem Oesterreichischen General, über letztere dem Kronprinzen von Schweden zu. Preußen, der Staat, der von allen Verbündeten an dem Ausgange des Krieges am meisten interessirt war, der um seine Existenz kämpfte, der die größten Opfer gebracht hatte und weitere zu bringen entschlossen war, hatte somit auf die Führung des Krieges durchaus keinen Einfluß mehr, es gab sich völlig in die Hand zweier Verbündeten, von denen keiner bisher Beweise gegeben, die ein solches Vertrauen rechtfertigten. Ein solch grenzenloses Vertrauen konnte man Preußischerseits zur Noth dem Kaiser Alexander entgegenbringen, Oesterreich aber und dem Kronprinzen von Schweden gegenüber war es entschieden zu weit gehend.

So kam man nach langen Berathungen zu dem Entschluß, einestheils dem Kronprinzen von Schweden eine starke Armee zum Schutze der Mark zu unterstellen, andererseits die Oesterreichische Armee durch Detachirung bedeutender Kräfte zur stärksten, d. h. zur Haupt-Armee zu machen, hierbei aber einen Mittelweg zwischen den Tollschen und Knezebedschen Vorschlägen einzuschlagen. Begnügte man sich damit, etwa nur zwei Drittel der in Schlesien stehenden Russisch-Preußischen Truppen nach Böhmen abmarschiren zu lassen, so verblieben noch Kräfte genug übrig, um in Schlesien eine dritte, etwa 55 000 Mann starke Armee zu formiren, die, unter das Kommando eines Preußischen Generals gestellt, Preußen wenigstens noch einen kleinen Einfluß auf den Gang der Operationen gewährleistete. Von wem diese Vorschläge ausgingen, ist uns nicht überliefert, daß sie der Natur der Sache nach von Preußischer Seite angeregt sein mußten, ist klar, daß sie aber der Billigung der maßgebenden Russischen Generale bedurften und diese erhalten haben, ist ebenso zweifellos. Im Uebrigen entsprachen jene Vorschläge auch völlig den Russischen Interessen, da durch diese Schlesische Armee die Verbindung Schlesiens mit Polen und Rußland selbstverständlich viel besser gesichert wurde, als durch die hierfür von Knezebed in Aussicht genommenen Landwehr-Bataillone.

Diese zwischen den Russischen und Preußischen Autoritäten getroffenen Vereinbarungen mußten jedoch in Folge neuer Nachrichten aus dem Oesterreichischen Hauptquartier wiederum geändert werden.

Am 26. Juni meldete der in das Oesterreichische Lager nach Prag und Brandeis gesandte Oberstleutnant v. Grolman aus Gudowa an den König, daß Kaiser Franz einer vorzeitigen Kündigung des Waffenstillstandes nicht beistimme, offenbar deshalb, weil die Oesterreichischen Rüstungen noch nicht so weit vorgeschritten waren, um die Gefahren eines derartigen Schrittes wagen zu können. Verzichtete man aber hierauf, so setzte man sich der Gefahr aus, daß Napoleon unter dem Schleier einiger gegen die Verbündeten in Schlesien zurückgelassenen Truppen während des Waffenstillstandes die Hauptmasse seiner Armee auf dem linken Elbe-Ufer vereinigte, um sofort nach Ablauf desselben die Offensive gegen Oesterreich zu ergreifen. Oesterreich hatte dann die ganze Wucht des Französischen Angriffs auszuhalten, ohne daß es durch ein Vorgehen der Verbündeten gegen Dresden in kürzester Frist degagirt werden konnte. Die Oesterreichischen Generale verlangten deshalb, daß das ihnen in den Gitschiner Verhandlungen zugesicherte Korps Wittgenstein sich so zeitig bei Liebau versammle, daß es am 20. Juli, wenn die Aufkündigung des Waffenstillstandes erfolgt sei, sogleich den Marsch nach Böhmen antreten könne. Auch wiesen sie darauf hin, daß bei einem heftigen Vordringen des Feindes in Böhmen der Fall eintreten könne, eine Vereinigung der sämtlichen verbündeten Armeen in Böhmen wünschenswerth erscheinen zu lassen, für welchen Fall sie drei Brücken über die Elbe bei Leitmeritz, Kaudnitz und Melnik zur Verfügung stellten.

Wir ersehen aus diesen Forderungen, daß man im Oesterreichischen Hauptquartiere auf Anschauungen gekommen war, die sich denjenigen Kneesecks sehr näherten. Während man früher eine Verstärkung nur für den Fall verlangt hatte, daß Napoleon die Offensive gegen Böhmen ergriff, wünschte man jetzt eine solche auf alle Fälle, wenn auch nicht in der Stärke, wie sie Kneeseck in Aussicht genommen hatte, man faßte gegebenenfalls sogar den Abmarsch der gesammten Streitkräfte der Verbündeten nach Böhmen ins Auge.

Wie man sich im Oesterreichischen Lager zu dieser Zeit die Führung des Krieges für den Anfang vorstellte, ersehen wir aus einem Schreiben Metternichs, das er am 23. Juni aus Gitschin an den im verbündeten Hauptquartiere befindlichen Grafen Stadion richtete. Es heißt in demselben: „Die Vorstellung, die ich mir von der Eröffnung des Feldzuges mache und die von Schwarzenberg getheilt wird, wäre diese, daß die Oesterreichische Armee, hinter der Eger versammelt, eine offensive Haltung annähme, aber in der Defensive verbliebe, daß die Russisch-Preussische Armee bei Ablauf des Waffenstillstandes eine abgemessene Offensive ergriffe und nach der Elbe vorginge, daß endlich das Schwedische und verbündete Korps im Norden eine kraftvolle Offensive ergriffe, um Napoleon vom linken Elbe-Ufer abzu- drängen und mit der anderen großen Armee in gleiche Linie zu rücken. Sie können ohne Bedenken äußern, daß die Oesterreichische Mitwirkung mehr

oder weniger von der Vorstellung abhängt, die man von der des Kronprinzen hegt, und daß diese Letztere auf den Kaiser ungemein einwirkte.“ Aus diesem Schreiben geht klar hervor, daß die Oesterreichischen Anschauungen auch darin sich den Kneesebedschen genähert hatten, daß man auf jede energische Offensive verzichtete, daß man die Initiative vollständig Napoleon überlassen wollte und eine kraftvolle Offensive nur von dem Kronprinzen erwartete. Wie man aber hoffen konnte, daß es diesem allein möglich sein würde, Napoleon zum Aufgeben des linken Elbe-Ufers zu zwingen, ist schwer erklärlich.

Wir sehen, daß die Fülle der eingereichten Operationspläne, von denen wir nur diejenigen erwähnten, welche einen thatsächlichen Einfluß auf die Gestaltung der endgültigen Entschlüsse ausübten, die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die naturgemäß aus dem Koalitionsverhältnisse so zahlreicher Staaten entsprangen, anfangen beängstigend zu werden. Es war Zeit, daß die maßgebenden Personen im Lager der Verbündeten daran dachten, diesem Zustande ein Ende zu machen, durch endgültige Verabredungen diesen Ueberreichthum von Ideen in feste Grenzen zu bannen und durch Festlegung einer leitenden strategischen Auffassung eine Verständigung aller beteiligten Mächte herbeizuführen. Der Kronprinz von Schweden hatte früher schon den Wunsch ausgesprochen, persönlich mit den verbündeten Monarchen seine Ansichten auszutauschen, man entschloß sich daher, einen allgemeinen Kriegsrath zusammenzuberufen und den Kronprinzen hierzu einzuladen. Als Ort der Zusammenkunft wurde das fürstlich Hagfeldsche Gut bei Trachenberg gewählt. Am 9. Juli trafen die Monarchen von Rußland und Preußen in Trachenberg ein; in der Nacht kam auch der Kronprinz an. Der 10. verging mit Vorbesprechungen, am 11. und 12. fanden die entscheidenden militärischen und politischen Konferenzen statt. Ein Vertreter Oesterreichs wohnte ihnen nicht bei, woraus mit Klarheit hervorgeht, daß man in Trachenberg nur eine vorläufige Einigung der Russischen, Preussischen und Schwedischen Anschauungen herbeizuführen, insbesondere den Kronprinzen von Schweden für eine bestimmte Aufgabe gewinnen und ihm die dazu nöthigen Streitkräfte zuweisen, nicht aber einen schon endgültigen Operationsplan aufzustellen gedachte.

Wir haben oben die Kriegspläne des Kronprinzen von Schweden flüchtig berührt. Dieselben basirten auf der Ueberzeugung, daß Oesterreich sich der Allianz nicht anschließen, daß es vielmehr ruhig zusehen würde, wie sich die Hauptmächte Europas in blutigem Ringen gegenseitig zerfleischen und schwächen würden, um schließlich im entscheidenden Momente mit seiner intacten Armee aufzutreten, beim Friedensschlusse die Hauptrolle zu spielen und ohne Kampf den größten Antheil der Beute für sich zu gewinnen. Mit diesen Grundanschauungen kam er nach Trachenberg. Auch die beiden Monarchen vermochten nicht, ihn von dem guten Willen Oesterreichs zu

überzeugen, da sie schriftliche Abmachungen nicht vorzuweisen, das beste Verweismittel aber, die längst abgeschlossene Konvention von Reichenbach geheim zu halten sich verpflichtet hatten. Erst zwei mehrstündige Unterredungen mit dem Grafen Stadion konnten sein tiefgewurzeltcs Mißtrauen zerstreuen. Sofort änderte der leicht bewegliche und von einem Extrem ins andere fallende Südfrenzoſe ſeine Vorſchläge. Ueberzeugt, daß Napoleon bei einem Anſchluffe Deſterreichs an die Allianz allerdings auf dieſes ſeine erſten Angriffe lenken würde, verſpricht er in dieſem Falle das energiſchſte Vorgehen von Norden her und alsbaldiges Ueberschreiten der Elbe. „Rüde dann die Haupt-Armee gleichzeitig durch die Lauſitz oder auf der direkteſten Straße gegen den Feind vor, folgten die Ruſſiſchen Reſerven, welche ſich zur Zeit an der Warthe ſammelten, der vorhergehenden Haupt-Armee, ſo hielt er Napoleon für verloren. Man müſſe dann nur energiſch auf die Franzoſen losgehen, ohne ſich aufzuhalten mit Manövern, Berechnungen und jener falſchen Kriegswiſſenſchaft, die durch zauderndes Bedenken die ſicherſten und beſtbezügnetſten Pläne ſo oft zu Schanden gemacht.“ Als ihm Stadion die neuſten Nachrichten aus Spanien mittheilte, ſagte er:

„Wenn die Folgen, die ſich leicht vorherſehen laſſen, bald eintreten, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß das für Napoleon ein Grund mehr ſein würde, das ganze Gros ſeiner Truppen hinter die Elbe, vielleicht bis an den oberen Main nach Würzburg und Bamberg zurückzuziehen und uns in Böhmen anzugreifen; das wäre ein Entſchluß der Verzweiflung, der dem Kaiſer der Franzoſen unfehlbar verhängnißvoll werden müßte, namentlich wenn er ſich ſehr weit vorwagte und bis in die Nähe von Wien dringen wollte; in dem Falle brauchten die Verbündeten nur in den verſchiedenen Richtungen, in denen ſie aufgeſtellt ſeien, auf ihn loszumarschiren. 60 000 bis 80 000 Ruſſen mit der Böhmiſchen Armee vereinigt, würden ausreichen, die Franzoſen aufzubalten oder ſelbſt im Falle einer Niederlage ſie um die Früchte ihres Sieges zu bringen; er ſelbſt würde dann mit 80 000 bis 100 000 Mann dem Feind in den Rücken, die Truppen in Schleſien ihm in die Flanke marschiren, während die Ruſſiſchen Reſerven die Lezteren erſetzten und zu jeder Verfügung in derſelben Richtung wie die anderen bereit blieben. So würden die Franzoſen in eine verzweifelte Lage gerathen und »das Centrum der Deſterreichiſchen Monarchie würde das Grab der Größe Napoleons und ſeiner maßloſen Macht außerhalb der Grenzen Frankreichs werden« [Duden II, 423].“ —

Ähnlich, nur ſchärfer, präzifirt und in beſtimmte Vorſchläge auslauend, ſpricht er ſich auch in dem eigentlichen Kriegsrathe am Nachmittage des 12. Juli aus. Nach einer, auf ſeinen Befehl von ſeinem Generaladjutanten Löwenhjelms verfaßten Denkschrift laſſen ſich ſeine Vorſchläge in folgende Hauptſätze zuſammenfaſſen:

1. Drei Armeen, die große oder Böhmiſche Armee, die Schleiſiſche und die Nord-Armee, ſollten ſo manövriren, daß der Feind nicht im Stande ſei, mit ſeiner ganzen Macht über eine einzelne herzufallen!
2. Die Armeen ſollten darum in nicht größerer Entfernung voneinander operiren, als ſie ſich gegenseitig unterſtützen könnten, damit der Feind nicht im Stande ſei, eine derſelben mit ſeiner Hauptmacht anzugreifen.
3. Bei dem Angriffe der Hauptmacht Napoleons müſſe der Angegriffene ſich zurückziehen, während die beiden Anderen die Kommunikationslinie des Feindes angriffen, ſo daß dieſer immer in ſeinen Flanken und im Rücken bedroht werde.
4. Die Hauptmacht der verbündeten Armeen ſolle die Flanken und die Operationslinie des Feindes unterbrechen.
5. Man ſolle entſcheidende Schlachten vermeiden, dagegen aber ſo manövriren, daß man den Feind ermüde. Wenn aber der Feind getheilt ſei, ſolle man ihn angreifen. [Vergl., Sneyſenau III, 116.]

Was den Verlauf der Trachenberger Verhandlungen anbelangt, ſo beſitzen wir mehrere, aber ſtark voneinander abweichende Schilderungen; welche von ihnen die richtige iſt, läßt ſich wohl nicht mehr mit Sicherheit feſtſtellen. Die Verhandlung am 11. Juli, der nach dem Berichte Stabions außer dem Kronprinzen nur die Generale Kneſebek, Wolfonſky, Toll, Stedingt und Suchtelen beiwohnten, die Monarchen aber, um der Diſkuſſion freien Lauf zu laſſen, fern blieben, ſcheint nur eine Vorbeſprechung geweſen zu ſein; der vom 12. wohnten auch die Monarchen mit einigen Herren ihres engeren Gefolges bei. In Bezug auf die Ergebniſſe der Berathungen nimmt nach den Mittheilungen Boyens und des Grafen Henckel General v. dem Kneſebek den Ruhm für ſich in Anſpruch, den entſcheidenden Plan entworfen und in lebhafter Debatte mit dem Kronprinzen durchgeſetzt zu haben, nach Bernhardi machte Toll das gleiche Verdienſt für ſich geltend, die öffentliche Meinung dagegen betrachtete lange Zeit den Kronprinzen von Schweden als den alleinigen Urheber. Im Grunde genommen, iſt dieſe Streitfrage ſehr gleichgültig; der Vergleich des ſogenannten Trachenberger Protokolls mit den mitgetheilten älteren Entwürfen läßt deutlich erſehen, inwieweit jeder dieſer Generale an ſeinen Feſtſetzungen theilhaftig iſt.

Das Protokoll vom 12. Juli, das in der Geſchichte unter dem Namen „Trachenberger Kriegsplan“ bekannt iſt, lautet in Deutiſcher Ueberſetzung, wie folgt:

„Es wird als allgemeiner Grundſatz angenommen, alle Truppen der Verbündeten ſtets dahin zu richten, wo ſich die Hauptkräfte des Feindes befinden, mithin

müſſen die Korps, welche auf die Flanken oder im Rücken des Feindes zu wirken haben, immer diejenige Richtung wählen, welche auf dem kürzeſten Wege auf die Operationslinie des Feindes führt;

müssen die Hauptkräfte der Verbündeten eine solche Stellung wählen, welche sie in den Stand setzt, nach jeder Richtung, die der Feind einschlägt, demselben zu begegnen. Der gleichsam als Bastion vorspringende Winkel Böhmens scheint diesen Vortheil zu gewähren.

Diesen allgemeinen Grundsätzen zufolge sollen die verbündeten Armeen noch vor Ablauf des Waffenstillstandes sich auf nachstehenden Punkten versammeln:

Ein Theil der in Schlesien befindlichen verbündeten Armee, 90 000 bis 100 000 Mann, rückt einige Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes über Landshut und Glatz nach Jung-Bunzlau und Budin, um sich in der kürzesten Frist mit der Oesterreichischen Armee zu vereinigen und mit derselben eine Gesamtmasse von 200 000 bis 250 000 Streichern in Böhmen zu bilden.

Die Armee des Kronprinzen von Schweden läßt ein Korps von 15 000 bis 20 000 Mann gegen die Dänen und Franzosen, Lübeck und Hamburg gegenüber, stehen und versammelt sich mit einer Streitmacht von ungefähr 70 000 Mann in der Gegend von Treuenbriezen, um sich im Augenblick des Ablaufes des Waffenstillstandes nach der Elbe zu bewegen, welchen Fluß sie zwischen Torgau und Magdeburg überschreiten und dann die Richtung nach Leipzig einschlagen wird.

Die in Schlesien zurückbleibenden 50 000 Mann folgen dem Feind nach der Elbe. Diese Armee wird sich in keine Hauptschlacht einlassen, außer wenn alle Vortheile auf ihrer Seite sind; nachdem sie an der Elbe angekommen ist, wird sie suchen, zwischen Torgau und Dresden über diesen Fluß zu gehen, um sich mit der Armee des Kronprinzen von Schweden zu vereinigen, wodurch dieselbe auf 120 000 Mann steigen würde.

Wenn jedoch die Umstände, noch vor Vereinigung der Schlesiſchen Armee mit jener des Kronprinzen von Schweden die Verstärkung der verbündeten Armee erfordern sollten, so wird die Schlesiſche Armee ohne Verzug nach Böhmen abmarschiren.

Die Böhmiſche Armee wird, je nach den Umständen, entweder gegen Eger oder auf Hof oder nach Sachsen oder nach Schlesien oder gegen die Donau rücken. Sollte der Kaiser Napoleon der Böhmiſchen Armee zuvorkommen wollen und auf sie losgehen, so wird der Kronprinz von Schweden suchen, durch Gewaltmärsche so schnell als möglich dem Feinde in den Rücken zu kommen. Sollte dagegen der Kaiser gegen die Armee des Kronprinzen von Schweden marschiren, so wird die Böhmiſche Armee eine kräftige Offensive ergreifen und auf die Verbindungslinie des Feindes losrücken, um ihm eine Schlacht zu liefern.

Alle verbündeten Armeen ergreifen die Offensive, und das Lager des Feindes wird ihr Sammelpunkt sein.

Die Russiſche Reservearmee unter dem Befehl des Generals Bennigsen marschirt von der Weichsel über Kalisch gegen die Oder in der Richtung auf

Glogau, um im Stande zu sein, nach den oben aufgestellten Grundsätzen entweder auf den Feind loszugehen, wenn dieser in Schlesien bleibt, oder ihn an einem Einfall in Polen zu verhindern.“

Betrachten wir den Inhalt dieses Protokolls etwas näher.

Das Trachenberger Protokoll nimmt die Stärke der Verbündeten auf 370 000 bis 390 000 Mann an, wobei es auffallen muß, daß man selbst jetzt noch über die Stärke der eigenen Streitkräfte im Unklaren ist. Die Gruppierung dieser Streitkräfte soll derart erfolgen, daß in Böhmen eine Haupt-Armee von 200 000 bis 220 000 Mann, bestehend aus der 120 000 Mann starken Oesterreichischen Armee und aus 90 000 bis 100 000 Mann Russischen und Preussischen Truppen, welche aus Schlesien nach Böhmen abmarschiren sollten, daß ferner in der Mark eine zweite Armee, später Nord-Armee genannt, in der Stärke von 120 000 Mann und in Schlesien eine dritte, 50 000 Mann stark, aufgestellt werden. Wir sehen also, die von Knezebeck vorgeschlagene Zweitheilung der Streitkräfte ist aufgegeben, an ihre Stelle tritt die den Russischen und Preussischen Interessen mehr entsprechende Dreitheilung. Wir erkennen ferner die Einwirkung der Boyenschen und Borstellischen Vorschläge und sehen den Kronprinzen von Schweden an die Spitze von 90 000 Mann gestellt.

Die Vertheilung der Streitkräfte ist erfolgt auf Grund der Anschauung, daß Oesterreich und die Oesterreichische Armee das erste Operationsobjekt Napoleons abgeben würden und daher vor allen Dingen vor einem überlegenen Angriff der Französischen Armee zu schützen seien. In dieser Ansicht begegnen sich Knezebeck und Bernadotte, bis zu einem gewissen Grad, wie wir wissen auch Toll. Es war aber auch maßgebend hierfür der Gesichtspunkt, die Hauptmasse der Armee leicht und rasch nach allen Richtungen verwenden zu können. Für diese Absicht schien „das vorspringende Bollwerk“ — le bastion saillant — Böhmens ganz besonders geeignet zu sein, da es eine leichte Entwicklung auf beiden Ufern der Elbe nach Sachsen, Schlesien und Franken zuließ. —

In Bezug auf die Operationen wird allen Armeen als allgemeiner Grundsatz eine energische Offensive vorgeschrieben, und zwar sollen sich alle Streitkräfte stets dahin wenden, wo sich die Hauptmacht des Feindes befände, das Lager des Feindes soll ihr Sammelplatz sein. Der Gedanke, eine Schlacht nicht zu vermeiden, sondern sie im Vertrauen auf die Hülfe der übrigen Armeen anzunehmen, wird zwar nicht direkt ausgesprochen, geht aber indirekt daraus hervor, daß allein der Schlesiischen Armee eine Vermeidung der Schlacht vorgeschrieben wird. Es entspricht dies weder den Vorschlägen Knezebecks noch denjenigen Bernadottes, nähert sich aber entschieden den früheren Anschauungen Tolls.

Was die Sonderaufgabe der drei Armeen anbelangt, so sollte die Böhmishe Armee den Umständen gemäß operiren, d. h. da ihre Bewegungen

immer des Feindes Hauptmacht zum Ziele haben sollten, so konnte sie entweder nach Schlefien oder nach Sachfen oder über Eger und Hof auf Bayerifches Gebiet vorrücken oder fich völlig nach der Donau wenden; die Nord-Armee folte unter Zurückaffung von 20 000 Mann gegen Hamburg und Lübeck die Elbe zwifchen Torgau und Magdeburg überfchreiten und fich gegen Leipzig wenden, die Schlefifche Armee endlich gegen die Elbe vorgehen und nach Ueberfchreitung diefes Fluffes fich mit der Nord-Armee vereinigen, falls nicht die Verhältniffe ſchon vorher einen Abmarſch nach Böhmen verlangt hatten. Für alle drei Armeen war das Prinzip der gegenseitigen Unterftützung aufgeftellt, derart, daß, wenn Napoleon fich gegen eine wandte, die beiden anderen ſofort die Offenfive gegen feinen Rücken und Flanken zu ergreifen hatten.

Vergleichen wir aufmerkſam die einzelnen Feftjegungen des Trachenberger Protokolls mit den früheren Vorſchlägen Tolls, Knefebeds und Bernadottes, ſo bemerken wir, daß von jedem diefer Vorſchläge etwas übernommen war, daß das Ganze demnach nichts Anderes iſt als ein Kompromiß der Anſichten dieſer drei Männer, ſowie der drei Länder und Heere, die ſie repräsentiren. Der Geiſt der Offenfive aber, der den ganzen Plan durchweht und der in den Vorſchlägen Knefebeds und Bernadottes nirgends zu finden iſt, läßt darauf ſchließen, daß dem General v. Toll wohl das Hauptverdienſt an ſeiner Feſtſtellung zukommt. Ihm iſt es auch entſchieden zuzuschreiben, daß als ſtrategiſches Objekt, auf das ſich alle Bewegungen der drei Armeen beziehen, nicht etwa ein geographiſcher Punkt oder eine ſogenannte ſtrategiſche Linie gewählt wurde, ſondern daß es das Heer Napoleons ſelbſt iſt, welches man von allen Seiten zu faſſen ſtrebte. Dieſe Anſchauung, die den Plänen der früheren Koalitionskriege gegen Frankreich völlig fremd war, beweift, daß wenigſtens einige der Generale der Verbündeten etwas von ihrem großen Gegner gelernt hatten und daß ſie allmählich anfangen, ihn mit ſeinen eigenen Mitteln zu bekämpfen.

So waren nunmehr Rußland, Preußen und Schweden einig, es fragte ſich nur noch, ob auch die Oeſterreichiſchen Generale den Trachenberger Feſtjegungen zuſtimmten. Ihnen mußte alſo das Protokoll zur Begutachtung und Billigung zugeſandt werden.

Einige Tage vor der Trachenberger Zuſammentunft war im Oeſterreichiſchen Hauptquartier von Radetzky und Langenau ein neuer Kriegsplan ausgearbeitet und am 7. Juli dem F. M. Fürſten Schwarzenberg, am 12. dem Kaiſer Franz vorgelegt worden. Mit dieſem Plan haben wir uns jetzt noch zu beſchäftigen, da er die letzte Phase der Entwicklung des ſpäteren, endgültigen Operationsplanes bezeichnet.

Radetzky berechnet in der Einleitung ſeiner Denkschrift die Geſamtſtreitkräfte der Verbündeten auf 405 000 Mann, diejenigen Napoleons auf 450 000 Mann, von denen er 190 000 Mann als Haupt-Armee unter des

Kaisers eigenem Kommando voraussetzt. Er nimmt als zweifellos an, daß die Absicht Napoleons dahin ziele, seine Hauptmacht zur Ergreifung der Offensive an der Elbe zusammenzuhalten und mit dieser den Hauptschlag zu führen, während die anderen Französischen Korps entweder sich einstweilen in der Defensiv halten oder durch Demonstrationen die Zwecke der Haupt-Armee zu begünstigen suchen würden. Dieser Hauptschlag müßte, wenn er ein günstiges Resultat ergeben, d. h. die baldige Auflösung der eben erst entstandenen großen Allianz herbeiführen sollte, einzig und allein gegen die Oesterreichische Armee gerichtet sein. Die Gründe für diese Anschauung werden von Maderky eingehend entwickelt, wir gehen hier nicht näher auf dieselben ein. „Diese vorausgesetzten Gründe zeigen — so schließt Maderky diesen Theil seiner Betrachtungen — die Nothwendigkeit, daß in diesem mehr als wahrscheinlichen Falle eine Offensive der Armee des Kronprinzen von Schweden und der Russisch-Preussischen Armee allein vermag, die Hauptkraft Frankreichs von der Oesterreichischen Armee abzuleiten, die durch eine »wohlberechnete Defensiv« nur im Stande ist, ihre Hauptkräfte für den entscheidenden Schlag bis zu jenem Moment zusammenzuhalten, wo das Vordringen der Armee des Kronprinzen in der linken Flanke und der Russisch-Preussischen Armee in der Front eine Theilung der Streitkräfte bei der Französischen Armee herbeiführen muß.“

Alles komme demnach darauf an, daß beim Beginn der Feindseligkeiten diese beiden Armeen mit der unablässigsten Anstrengung die Offensive ergreifen und fortsetzen, um der Oesterreichischen die Möglichkeit zu gewähren, mit ihnen vereint dem von ihnen unausgesetzt beschäftigten Feind den empfindlichsten Schlag beizubringen und dadurch dem Feldzug eine günstige Wendung für die Allirten zu geben.

Nach diesem von Maderky allein für wahrscheinlich gehaltenen Verhalten Napoleons bespricht er die nach seiner Meinung noch vorhandenen Möglichkeiten des feindlichen Oerirens und unterscheidet hierbei drei Fälle:

1. Napoleon werfe sich mit seiner Hauptmacht auf den Kronprinzen von Schweden und verhalte sich gegen die beiden anderen Armeen defensiv.

In diesem Falle habe der Kronprinz dem Hauptschlag auszuweichen, die beiden anderen Armeen vereint gegen den Feind vorzugehen.

2. Napoleon ergreife mit seiner Hauptmacht die Offensive gegen die Russisch-Preussische Armee.

Dann sei das gleiche Verfahren zu beobachten, die verbündete Armee habe auszuweichen, die Schwedische und Oesterreichische hätten vorzugehen.

3. Die Französische Armee beobachte eine allseitige Defensiv.

In diesem Falle habe die Russisch-Preussische sowie die Schwedische Armee eine gleichzeitige Offensive zu ergreifen, indeß die Oesterreichische so lange defensiv verbliebe, bis die verbündeten Heere sich ihr so weit genähert

hätten, daß deren Gesamtüberlegenheit einen günstigen, entscheidenden Schlag verträge.

In allen, wie immer angenommenen Wechselfällen bleibt es bei dem gegenwärtigen Stand der Armee stets die erste und wesentlichste Hauptbeobachtung, daß keine Armee einzeln und auf keine Weise sich gegen eine ihr überlegene Macht in eine Hauptschlacht einlasse, um den Hauptzweck in den gemeinschaftlichen Operationen nicht zu verfehlen, nämlich: den Hauptschlag mit Sicherheit zu führen.

Fassen wir den Gedankengang Madaekhs kurz zusammen, so ergibt sich also, daß er in der Theilung der feindlichen Streitkräfte und deren unausgesetzter Beunruhigung, in der prinzipiellen Vermeidung jeder Schlacht gegen feindliche Uebermacht und in entschlossener Offensiv, wo der Feind sich schwächer zeigt, das einzige Mittel sieht, einen Feldherrn wie Napoleon mit Erfolg zu bekämpfen und so nach und nach den großen Moment der Entscheidung herbeizuführen. Erst wenn das Französische Heer auf beiden Elbeufern im Halbkreise durch die drei verbündeten Armeen eingegrenzt, durch unausgesetzte Hin- und Herzüge ermüdet, durch Mangel an Unterhalt physisch und moralisch herabgekommen sein würde, wenn es durch Niederlagen, Strapazen und Hunger dahin gebracht wäre, den Allirten numerisch nicht mehr gewachsen zu sein, erst dann ist nach Madaekhs Ansicht der Moment eingetreten, alle Streitkräfte zu einem Hauptschlage zu vereinigen.

Dies der Plan Madaekhs. Vergleichen wir ihn mit den in Trachenberg getroffenen Vereinbarungen, so sehen wir eine Uebereinstimmung der Ansichten nur darin, daß bei beiden Oesterreich als in erster Linie bedroht angesehen wird. Im Uebrigen aber zeigen sich tiefgehende Unterschiede. Von dem Ergreifen einer allgemeinen Offensiv ist bei Madaeky keine Rede, im Gegentheil soll jede von Napoleon angegriffene Armee, auch die Böhmishe, zurückweichen und sich so lange defensiv verhalten, bis eine Einwirkung der beiden anderen gegen Rücken und Flanke des Gegners fühlbar wird. Was der Trachenberger Operationsplan nur der schwachen Schlesiſchen Armee vorschrieb, wird hier als Grundsatz des Handelns für die drei Heere verlangt. Man überließ die Initiative völlig dem Feinde, indem man abzuwarten vorschrieb, gegen wen Napoleon geruhte, die Offensiv zu ergreifen. Der moralische Einfluß, den das stete Zurückweichen vor dem Feinde auf die Truppen der Verbündeten ausüben mußte, wird in keiner Weise berücksichtigt.

Am 16. Juli kam das Trachenberger Protokoll im Oesterreichischen Hauptquartier an. Trotzdem aus demselben hervorging, daß die numerischen Verhältnisse der beiderseitigen Streitkräfte für die Verbündeten wesentlich günstiger lagen, als sie Madaeky bei Abfassung seiner Denkschrift angenommen hatte, trotzdem nach den Trachenberger Beschlüssen die Oesterreichische Armee nicht bloß durch 25 000, sondern durch 90 000 bis 100 000 Mann verstärkt werden sollte, fand Madaeky dennoch keine Veranlassung, seine Anschauung der

Lage zu ändern. Sein Plan, nur in ganz unwesentlichen Punkten verändert, von Schwarzenberg und Kaiser Franz gebilligt, wurde drei Tage später den Verbündeten in Reichenbach wieder zugestellt. Der Ueberbringer, Oberst Latour vom Generalquartiermeisterstabe, hatte für seine Sendung die nachfolgende Instruktion erhalten:

„Der Herr Oberst sind bestimmt, Seiner Majestät dem Kaiser aller Neußen den Operationsplan der Oesterreichischen Armee in Böhmen zu überbringen und sich mit denjenigen in das Detail desselben einzulassen, an welche Sie von Seiner Majestät gewiesen werden.

Da dieser Operationsplan alle muthmaßlichen Chancen in sich faßt, so erübrigt nur, demselben dasjenige zu berühren was als Detail hierauf Bezug nimmt. Hierunter wird verstanden:

1. Der Marsch des Wittgensteinschen Korps zur diesseitigen Armee.
2. Die Operationen. In Bezug auf dieselben wird außer den in dem beifolgenden Operationsplane enthaltenden Auseinandersetzungen hier noch insbesondere bemerkt:

Wenn der Feind auf dem rechten oder linken Elbe-Ufer gegen die Oesterreichische Armee die Offensive beginnt, wird von der Russischen und Preussischen Armee gleichfalls und mit allem Nachdrucke die Offensive in der Richtung auf Dresden unternommen, die gleichmäßige Offensive findet statt, wenn die Französische Armee gegen den Kronprinzen von Schweden vorrückt.

Nur in dem Falle, als der Kaiser der Franzosen mit allem Nachdrucke die Offensive gegen die Kaiserlich Russische und Königlich Preussische Armee unternimmt, bleibt diese vereinte allirte Armee auf der Defensiv, und die Oesterreichische beginnt die Offensive mittelst der Vorbrechung bei Zittau.

Da die Oesterreichische Armee beim Anfange der Operationen der gegnerischen an Streiterzahl nicht gewachsen sein dürfte, wenn die gesammte Französische gegen sie vordringt, so wird mit Aufopferung des Landes die Oesterreichische so lange auf der Defensiv halten, bis entweder der Feind seine Kräfte schwächt oder die Kaiserlich Russische und Königlich Preussische sich mit der Oesterreichischen verbindet.“

Diese Makedtyschen Vorschläge fanden im Hauptquartiere der Verbündeten Billigung. Da man hier ebenfalls der Ansicht war, daß Oesterreich das erste Operationsobjekt Napoleons sein werde, so nahm man auch die übrigen Oesterreichischen Vorschläge, wie es scheint, ohne alle Debatten an. Bei der Abhängigkeit, in der man sich in politischer Beziehung von Oesterreich befand, hielt man es nicht für angebracht, in militärischer Hinsicht Schwierigkeiten zu machen. Vielleicht dachte man auch, daß es sich vor allen Dingen jetzt um einen möglichst raschen Anschluß Oesterreichs an die Allianz handele, den man nicht durch Widerspruch verzögern dürfe, und tröstete sich mit dem Hintergedanken: Kommt Zeit, kommt Rath.

Der Trachenberger Operationsplan mußte also abgeändert werden, die Sätze über das Ergreifen einer allgemeinen Offensive mußten entfernt, die der Schlesiſchen Armee gegebene Vorſchrift, jede Schlacht mit einem überlegenen Gegner zu vermeiden, mußte auch auf die beiden anderen Armeen ausgedehnt werden. In welcher Weiſe die neuen Verhandlungen geführt wurden, iſt uns nicht überliefert, ſchriftliche Abmachungen ſind nicht veröffentlicht worden, und im Preußiſchen und, wie es ſcheint, auch im Oeſterreichiſchen Kriegsarchive nicht vorhanden, möglicherweise hat man ſich mit mündlichen Verabredungen begnügt. Die Zuſammenkunft der beiden Monarchen und des Kronprinzen von Schweden in Trachenberg und die dortige Feſtſetzung eines allgemeinen Operationsplanes für den Herbfſfeldzug war naturgemäß in kurzer Zeit allen hervorragenden Perſonen der verbündeten Armeen bekannt geworden, von einem die Trachenberger Entſchliefungen ändernden Plane Radetzky's drang nichts in die Oeffentlichkeit. Man legte daher allgemein dem durch Kombination beider entſtandenen endgültigen Plane fälfchlicherweise den Namen „Trachenberger Plan“ bei; ſelbſt Radetzky nennt ihn in ſeiner im Jahre 1887 in den Mittheilungen des Kaiſerlich-königlichen Kriegsarchives veröffentlichten Selbſtbiographie mit dieſem Namen; wie ſich aber nachweiſen läßt, war bei den maßgebenden Perſonen des großen Hauptquartiers der Unterſchied zwiſchen beiden Plänen genau bekannt. Im Laufe der Zeit ging die Kenntniß dieſes Unterſchiedes verloren, man gewöhnte ſich, die Trachenberger Vereinbarungen als die endgültigen anzufehen, ihr Wortlaut kam inſolgedeffen in alle jene Zeit behandelnden Werke. Man ſtand dann aber vor dem Räthſel, daß die thatſächlichen Operationen mit den Vorſchriften dieſer in keiner Weiſe übereinſtimmten; die geiſtreichſten Erklärungen und gewundenſten Kombinationen unſerer Hiſtoriker vermochten dieſes Faktum nicht zu beſeitigen, erſt die Forſchungsergebniffe der neuſten Zeit brachten Licht in das Dunkel. Die Folgerungen, die hieraus zu ziehen ſind, ergeben ſich von ſelbſt: Der „Trachenberger Operationsplan“ iſt nicht die Baſis der Operationen des Herbfſfeldzuges, er iſt nur als Entwicklungsſtadium des „Trachenberg-Reichenbacher“ Operationsplanes zu betrachten und deshalb in unſerer Literatur durch den Lezteren zu erſetzen. Auch die Frage nach der Urheberſchaft des Planes für den Herbfſfeldzug iſt damit als gelöſt zu betrachten. Den Wortlaut dieſes Planes aber ſind wir nach faſt neunzig-jährigem Studium der Ereigniſſe jener gewaltigen Zeit nicht in der Lage anzugeben. Dieſe Lücke auszufüllen, wird deshalb eine der erſten Aufgaben Derjenigen ſein müſſen, denen dereinſt die Abfaſſung einer Geſchichte der Befreiungskriege zufällt. —

Benutzte Literatur:

- Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Bd. II.
 Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls. Bd. III.
 Geschichte der Nordarmee 1813. Beiheft zum Mil. Wochenbl. f. 1889.
 v. Quistorp, Geschichte der Nordarmee.
 Säuber, Deutsche Geschichte. Bd. IV.
 Sacken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Bd. II.
 Perz, Leben Sneydenaus. Bd. III.
 Poyen, Erinnerungen. Bd. III.
 Conrad, Leben und Wirken des Generals der Infanterie v. Grolman. Bd. II.
 Graf Hendel v. Donnersmarkt, Erinnerungen aus meinem Leben.
 Müßling, Aus meinem Leben.
 Graf Radetzky, biogr. Skizze von einem Oesterreichischen Veteranen.
 Denkwürdigkeiten milit. polit. Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlaß des Feldmarschalls
 Grafen Radetzky.
 Erinnerungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky. Mittheilungen des
 k. k. Kriegsarchivs. 1887.
 v. Meerheimb, Zur Geschichte des Krieges im Jahre 1813. Zeitschrift für Preussische
 Geschichte und Landeskunde. 1873.
 Koloff, Die Entstehung des Operationsplanes für den Herbstfeldzug von 1813. Mil.
 Wochenbl. 1892.
 Swederus, Schwedens Politik und Kriege in den Jahren 1808 bis 1814.
 Woynar, Oesterreichs Beziehungen zu Schweden und Dänemark etc. Archiv für Oesterr.
 Geschichte. Bd. 77.
 Criste, Beitritt Oesterreichs zur Koalition 1813. Mittheilungen des k. k. Kriegs-
 archivs 1894.



210
211
212
213
214
215
216
217
218
219
220
221
222
223
224
225
226
227
228
229
230
231
232
233
234
235
236
237
238
239
240
241
242
243
244
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276
277
278
279
280
281
282
283
284
285
286
287
288
289
290
291
292
293
294
295
296
297
298
299
300

Die China-Expedition 1900—1901.

Unter besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit des Armees-Oberkommandos
und des Deutschen Expeditionskorps.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 11. Dezember 1901
von

Otto Köffler

Hauptmann und Kompagniechef im 10. Rgl. Sächs. Infanterieregiment Nr. 134.

(Mit einer Karte in Steindruck.)

Rachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die Wirren in China sind beendet, Ruhe und Ordnung in den weiten Gebieten wiederhergestellt. Starke internationale Besatzungen in Tschili und an der Mündung des Jangtse halten Wacht, um erneute Regungen des vorjährigen Aufstandes im Keime zu erdrücken. Die zurückgezogenen Hauptkräfte der Expeditionskorps haben den Boden der Heimath geraume Zeit schon erreicht und Kunde von den Erlebnissen im fernen Osten mitgebracht.

Trotzdem ist ein zutreffendes Urtheil über den wirklichen Gang und den Zusammenhang der Ereignisse noch nicht allzu weit verbreitet, nicht so sehr wegen der Fremdartigkeit und der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes, sondern mehr noch deshalb, weil in dieser Expedition kriegerische Unternehmungen und diplomatische Verhandlungen in weit umfangreicherm Maße ineinander gegriffen haben, als das sonst der Fall zu sein pflegt.

Der Versuch, den inneren Zusammenhang der Dinge, vor Allem die Wirksamkeit des Feldmarschalls Grafen Waldersee und die Thätigkeit des Deutschen Expeditionskorps zu beleuchten, darf daher auf allgemeines Interesse rechnen. Aufgabe der vorliegenden Darstellung soll es sein, lediglich die militärischen Ereignisse zu verfolgen. Eine Würdigung der politischen Entwicklung, insbesondere der Wirksamkeit des Feldmarschalls auf diesem noch erheblich schwierigeren Gebiete, kann späterer Zeit und berufenerer Feder vorbehalten bleiben.

Es würde zu weit führen, auf die Ursachen und den ersten Verlauf der Boxerbewegung in China an dieser Stelle einzugehen. Nur daran darf erinnert werden, daß sie ihren Ausgang genommen hatte von Schantung und daß sie — dort niedergehalten durch den klugen und energischen General-

gouverneur Juanschikai — übergriffen hatte nach Tschili, wo sie durch die Begünstigung hochstehender Beamten und Prinzen des Kaiserhauses sehr bald einen bedrohlichen Charakter annahm.

Am 1. Juni 1900 machte sich bereits die Entsendung von Schutzwachen für die bedrohten Gesandtschaften in Peking nothwendig; für die Deutsche ging Oberleutnant Graf Soden mit 50 Mann des III. Seebataillons aus Tsingtau ab. Wenige Tage später erforderten die Niederlassungen in Tientsin militärischen Schutz. Auf der Rhede von Taku hatten sich stattliche Geschwader fast aller in China vertretenen Mächte gesammelt.

Offene Feindseligkeiten der regulären Chinesischen Streitkräfte waren bisher noch nicht eingetreten. Die Besatzungen der Forts an der Peiho-Mündung hatten der mehrfachen Landung fremder Truppen unthätig zugehört. Auf dem Wege von der Küste bis Peking waren sogar Begrüßungen mit Kaiserlichen Truppen hier und da erfolgt.

Der älteste Befehlshaber der Geschwader vor Taku, der Englische Admiral Seymour, hielt daher die verfügbaren Landungskorps für stark genug, um durch den Volksaufstand hindurch den Gesandtschaften, den sonstigen Fremden und den Chinesen in Peking ausreichende Hülfe zu bringen, die allerdings nach den täglich düsterer lautenden Nachrichten keinen Aufschub mehr duldete. Auf seine Aufforderung hin schlossen alle anderen Admirale Landungsbataillone dem Vormarsche an; Deutscherseits wurde Kapitän zur See v. Uedom mit vier Kompagnien Matrosen dazu bestimmt. Das Expeditionskorps gewann dadurch eine Stärke von etwa 2100 Mann.

Am 10. Juni von Tongku unter dem persönlichen Befehle des Admirals Seymour aufbrechend und ihren Vormarsch auf Benutzung der Eisenbahn für das Vorwärtstommen begründend, erreichten die Truppen am 16. Juni endlich Langfang. —

Ueber Langfang ist Admiral Seymour nicht hinausgekommen. Nach vorwärts verdichtete sich der zu überwindende Widerstand mehr und mehr und war die Bahn in einem Umfange zerstört, der die Wiederherstellung mit den verfügbaren Kräften ausschloß. Nach rückwärts fingen Bahnunterbrechungen an, die Verbindung mit Tientsin zu durchschneiden.

Zwei Tage vergingen unter dem Ueberlegen, ob man nur halten oder zurückgehen sollte. Da brachte der 18. Juni ein Gefecht bei Langfang, in dem Kaiserlich Chinesische Truppen die dort unter Kapitän zur See v. Uedom stehenden Theile der Verbündeten angriffen. Man hatte es von nun ab nicht mehr bloß mit den Banden eines Volksaufstandes zu thun.

Die Folge dieser Verschlimmerung der Lage war der endgültige Entschluß des Admirals Seymour zum Zurückgehen nach Tientsin. Noch westlich von Yangtsun mußten die vier Züge verlassen werden, die die Truppen bisher benutzt hatten, weil die Zerstörungen an der Strecke ihnen Halt geboten. Noch im Mai 1901 standen die Trümmer der Lokomotiven — fast gespenstlich

in ihrer aufgerichteten Höhe — auf dem früheren Bahnkörper, ein Wahrzeichen aus den Schrednissen jener Zeit. Selbst unter ihren Mädem hatten die fanatisirten Massen die Schienen hervorgerissen, um den fremden Ungethümen keinen Centimeter Bewegungsfähigkeit zu lassen. Und doch hatte sie die ganze sie umtobende Wuth nicht umgestürzt!

Unter schweren Opfern und unsäglichen Anstrengungen schlug sich die Kolonne Seymour längs des Peiho bis zu dem dicht nordwestlich Tientsin gelegenen Arsenal Hsiku durch, beim Heranrücken an diesen befestigten Platz am 22. Juni in der Morgendämmerung mit den Deutschen unter Kapitän zur See v. Usedom in der Front. Dort fand sie nach Eroberung des Forts nicht bloß einen Stützpunkt bei der Abwehr weiterer Angriffe bis zum Entsatz von außen her, auf den sie sich allerdings nunmehr angewiesen sah, sondern auch Unterkunft und Verpflegung für einige Zeit.

Die Entsatztruppen trafen in Tientsin bereits am nächsten Tage ein.

Um die seit etwa dem 13. Juni abgerissene Verbindung mit dem Admiral Seymour wieder anzuknüpfen, waren in der Morgendämmerung des 17. Juni — dem Tage vor dem Angriffe Kaiserlicher Truppen bei Langfang — die Taku-Forts genommen worden. Sobald dann durch das Eintreffen namentlich Russischer Landtruppen am 20. Juni genügende Kräfte zur Verfügung standen, gingen die Entsatztruppen unter der oberen Leitung des Russischen Generals Stöffel nach Tientsin vor, das sie, die Eisenbahn auf dem größeren Theile des Weges benutzend, am 23. Juni erreichten. Bei ihnen befanden sich zwei aus Tsingtau herbeigerufene Kompagnien des III. Seebataillons unter Major Christ.

Am 25. Juni wurde die Verbindung mit Admiral Seymour in Hsiku geöffnet und mit ihm am nächsten Tage der Rückmarsch nach dem nahen Tientsin angetreten. Zu einem weiteren Vordringen nach Peking reichten die Kräfte noch nicht aus. Trotz der verzweifelten Hülfserufe mußten die Gesandtschaften ihrem Schicksale vorläufig überlassen bleiben. —

Auch bei Tientsin trat auf Seite der Verbündeten in der nächsten Zeit ein Stillstand ein, obwohl die eigentliche Chinesenstadt sich noch im Besitze des Gegners befand. Da die Chinesen ihrerseits nicht unthätig blieben, sondern ihre Stellungen zur Umklammerung der Fremdeniederlassung von Tag zu Tag ausdehnten, hatten sich die Verhältnisse bis zum 8. Juli derart verschoben, daß die Verbündeten im Süden, Westen und Norden durch einen Halbkreis von 11 km Ausdehnung umschlossen waren, aus dem das Geschütz- und Gewehrfeuer unerträglich zu werden begann.

Aus dieser Lage befreiten sie sich erst am 9. Juli durch einen Vorstoß, der, in südlicher Richtung ausgeführt, in kurzer Zeit die Chinesischen Stellungen auf diesem Ufer des Peiho aufrollte. Vom 13. bis 15. Juli wurde der Gegner auch nördlich des Flusses vertrieben und die Chinesenstadt genommen. Damit erst war der Besitz von Tientsin endgültig entschieden. —

Die Zeit bis zum 5. August verlief wieder ohne entscheidende Ereignisse. Die Chinesen hatten sich bei Peitsang erneut gesetzt und ihre Stellung mehr und mehr ausgebaut.

Auf Seite der Verbündeten trafen von den Staaten, die mit nur kurzen Verbindungen nach ihrer Heimath oder ihren Kolonien*) zu rechnen brauchten, die aufgebotenen Verstärkungen ein. Das Japanische Expeditionskorps war natürlich am frühesten in voller Stärke verfügbar.

In dieser Zeit kam man schließlich überein, zunächst bis Yangtsun vorzudringen, den Vormarsch auf Peking aber aufzuschieben, weil die beginnende Regenzeit die Benutzung der Wege durch stärkere Kolonnen voraussichtlich ausschloß.

Die Ausführung der Vereinbarung führte am 5. August zur Vertreibung der Chinesen aus der Stellung bei Peitsang. Aus ihr entwickelte sich, hauptsächlich auf Vorwärtsdrängen des Japanischen Generals Yamaguchi, der Vormarsch auf Peking, wo die Verhältnisse dicht vor der Katastrophe angelangt waren.

Auch dort hatten die Kaiserlichen Truppen längst gemeinsame Sache mit den Bozern gemacht. Am 20. Juni war der Deutsche Gesandte Freiherr v. Ketteler durch einen Unteroffizier erschossen worden, der hierbei einem allgemeinen Befehle seiner Vorgesetzten nachgekommen war. Damit sah sich Deutschland in die vorderste Reihe der Mächte gestellt, welche dazu verpflichtet und entschlossen waren, für die unerhörten Frevel und Greuelthaten in Tschili Gemgthung zu fordern.

Sein entschlossenes Eingreifen erschien auch darum geboten, weil damals ein Rückschlag der Bewegung nach Schantung nahe lag und dann die Deutsche Kolonie Tjingtau unmittelbar gefährdet wurde.

Nachdem schon vorher das I. und II. Seebataillon, eine Marine-Feldbatterie und ein Pionierdetachement mobilgemacht und als Marine-Expeditionskorps unter Generalmajor v. Hoepfner am 3. Juli von Wilhelmshaven abtransportirt war, befahl Seine Majestät der Kaiser an demselben Tage die Formirung und Entsendung eines starken Deutschen Expeditionskorps, an dessen Spitze Generalleutnant v. Lefel berufen wurde. Anfang August folgte der Befehl zur Aufstellung einer weiteren (3.) Infanteriebrigade mit Verstärkungen der übrigen Waffen. Damit war für Deutschland ein militärisches Schwergewicht in Ostasien gesichert, welches mit der Größe der ihm zugesügten Beileidigung, wie mit dem Umfange seiner dort zu vertretenden Interessen im Einklang stand.

Das militärische Handeln der Verbündeten bis Ende Juli läßt deutlich die Schwäche erkennen, die auf dem Fehlen einer einheitlichen Leitung beruhte. Die nothwendigen Vereinbarungen zwischen den ältesten Offizieren erforderten

*) Japan, Rußland, Amerika, Frankreich (von Tonkin), England (von Indien).

durch vorherige Verhandlungen immer Zeit, und die Besprechungen führten bei der Verschiedenheit der Interessen nicht jedesmal zu dem erwünschten Ergebnisse, wenn nicht eine unmittelbare, gemeinsame Gefahr zum Handeln drängte.

Mit dem Anwachsen der Streitkräfte, der Vergrößerung der Zahl der annähernd gleich starken Expeditionskorps und vor Allem der Erweiterung der Operationsziele konnte der Mangel eines gemeinsamen Oberbefehls zu unerträglichen Mißständen führen.

Seine Majestät der Kaiser vereinigte sich daher Anfang August 1900 mit Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland zu dem Entschlusse, eine einheitliche militärische Leitung herzustellen. Am 6. August wurde der General-Feldmarschall Graf Waldersee durch Allerhöchste Kabinets-Ordre zum Oberbefehlshaber in Ostasien ernannt; am 21. August verließ er, geleitet von dem Jubel einer ungefälschten Begeisterung für das Unternehmen, das die Kräfte Deutschen Armes weit draußen in der Welt erweisen sollte, mit seinem Oberkommando den Boden Europas.

Das nächste Ziel, welches bisher alle Kräfte der Verbündeten in einer Richtung zu gemeinsamem Handeln vorwärts getrieben hatte, war inzwischen erreicht worden: Die Einnahme von Peking hatte am 14. August 1900 die Gesandtschaften befreit und bis zum 16. August die ganze Hauptstadt in die Hand der Verbündeten gebracht.

Seitdem war wieder ein Stillstand in der militärischen Aktion eingetreten. Abgesehen von einzelnen kleinen Streifzügen in der nächsten Umgebung von Peking, hauptsächlich in südlicher und westlicher Richtung ausgeführt von dem inzwischen eingetroffenen Deutschen Marine-Expeditionskorps unter Generalmajor v. Hoepsner,*) hatte man sich mit den bisherigen Erfolgen begnügt.

Wohin die nicht verfolgten Chinesischen Truppen zurückgegangen waren, blieb vorerst unbekannt. Ihre Hauptmacht hatte von Peking aus vermuthlich südwestliche, ein Theil jedenfalls zunächst nordwestliche Richtung eingeschlagen und konnte bei dem Fehlen einer Verfolgung sehr bald wieder zum Stehen gekommen sein. In welchem Umfange die Truppen in die bisherigen Kämpfe verwickelt worden waren, wie weit sie dabei in ihrem inneren Halte gelitten hatten, ob ihnen Verstärkungen aus anderen Provinzen zufließen, darüber fehlte ebenso jede zuverlässige Grundlage, wie über ihre Gesamtstärke, ihre Vertheilung und ihre weiteren Absichten.

Rückwärts befanden sich, nachdem am 20. September die dicht nordöstlich Tongku gelegenen Peitang-Forts genommen waren, ziemlich erhebliche, noch ganz intakte Kräfte bei Lutai und in den Befestigungen von Schanhaitwan—Chingwantau.

*) Einnahme von Lianghsiang am 11. September 1900; Gefecht von Nanhungmön, 20 km südlich Peking, am 25. September.

Ob von Süden her, aus der Richtung des Kaiserkanals, reguläre Truppen wirksam werden würden, hing von der Haltung der dortigen Generalgouverneure ab, in erster Linie desjenigen von Schantung, Nuanschikai, dessen Stellungnahme damals noch durchaus unsicher war.

Was die aufständischen Boxer betrifft, so hatten auch sie die Verbindungslinie der Verbündeten verlassen, die, anknüpfend an Taku, zunächst der Eisenbahn über Tientsin bis Yangtsun und von da ab dem Peiho bis Tungtsiou folgte. In ihrer unmittelbaren Nähe machten sich aber Banden fortgesetzt bemerkbar, so daß der Verkehr einzelner Leute auf ihr noch nicht als gesichert gelten konnte. In wirklichem Besitz der Verbündeten befanden sich eigentlich nur Tientsin, Peking und die an der Etappenlinie besetzten Punkte Peitsiang, Yangtsun, Hohsiwu, Matou, Tungtsiou.

Dazu kam, daß unter den Verbündeten eine Uebereinstimmung über den Weg nicht mehr bestand, auf dem man zu einer befriedigenden Auseinandersetzung mit China gelangen wollte.

Rußland hatte erklärt, daß die Verhandlungen nur mit dem nach Peking zurückgekehrten Kaiserhofs zum Abschlusse gebracht werden könnten und daß das einzige Mittel, den Kaiser zur Rückkehr zu veranlassen, die Zurückziehung der fremden Truppen und Gesandtschaften aus der Hauptstadt sei. Der russische Gesandte hatte bereits seinen Sitz nach Tientsin verlegt.

Es bleibe dahingestellt, inwieweit die übrigen Mächte von der Nothwendigkeit einer Ausdehnung der Operationen überzeugt und dazu entschlossen waren. Eine offene Frage ist es jedenfalls, ob nach Erreichung des ersten, sich von selbst aufdrängenden Zieles — der Befreiung der Gesandtschaften — der Wille noch stark und einheitlich genug geblieben wäre, um die Schwierigkeit und Langsamkeit einer Verständigung gleichstehender, immer von besonderen Instruktionen abhängiger Befehlshaber über eine weit ausgreifende militärische Offensive und die Wege zu ihrer Durchführung zu überwinden. Pflügt doch nicht selten selbst dort, wo eine Allen gemeinsame, dringende Gefahr nach vorwärts treibt, schließlich das entschlossene Heraustrreten eines Einzelnen aus den Berathungen und sein Uebergang zum Handeln die Anderen mit fortzureißen, wie das sogar bei dem Vorgehen auf Peking Anfang August der Fall gewesen zu sein scheint. Eine solche antreibende Gefahr lag seit Befreiung der Gesandten zweifellos nicht mehr vor, und daher stand bestenfalls schwerlich mehr in Aussicht als bloße Festhaltung der Hauptstadt.

Die Gründe reichen aus, um die Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß an eine Verschärfung des Druckes auf China durch gemeinsames militärisches Vorgehen über Peking hinaus ohne ein einheitliches Oberkommando nicht zu denken war. Einer einzelnen Macht mußte es aber schwer fallen, in der damaligen Lage aus dem allgemeinen Zurückhalten heraus einen Schritt nach vorwärts zu thun, dem die übrigen Mächte nicht unbedingt zu folgen brauchten.

Daß die Verschärfung des Druckes thatsächlich nothwendig war, dafür dürfen als nachträglicher Beweis die späteren Verhandlungen herangezogen werden. Versuchten die Chinesen sogar in der Lage, wie sie sich militärisch bis Ende Dezember 1900 gestaltet hatte, Schwierigkeiten in der Ausführung der ersten Forderung, in der der Bestrafungen, zu machen, so liegt der Schluß nahe, daß die militärische Lage von Ende September 1900 nicht ausgereicht hätte, sie zur Annahme der Friedensbedingungen zu bringen, die ihnen thatsächlich auferlegt worden sind.

Des Feldmarschalls Grafen Waldersee harrte daher noch eine große Aufgabe. —

Die von den verbündeten Mächten gestellten Streitkräfte waren Ende September bis auf die Deutschen und Französischen ausgeschifft und verwendungsbereit.

Vom Französischen Kontingent traf die 2. Brigade vom 21. September ab ein, und schon mit ihren ersten Transporten der Divisionskommandeur, General Boyron.

Vom Deutschen waren geringe Theile der beiden ersten Brigaden noch nicht ausgeschifft; das Eintreffen der 3. Brigade auf der Taku-Rhede stand erst in der Zeit vom 14. bis 23. Oktober in Aussicht.

Es bedarf kaum eines Hinweises, daß die verschiedenen Expeditionskorps dem Oberkommando nicht so unbedingt und nicht so gleichmäßig untergeordnet waren, wie das sonst unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall ist.

Zunächst beschränkte sich der gemeinsame Oberbefehl lediglich auf die militärischen Operationen; in ihrer inneren Verwaltung, in der Verpflegung, dem Nachschub und dergleichen sind alle Kontingente selbständig geblieben.

Im Uebrigen hatte der Feldmarschall Graf Waldersee über die Deutschen Land- und Seestreitkräfte volle Verfügung. Auch das Italienische und das allerdings nur wenige hundert Matrosen zählende Oesterreichische Expeditionskorps unterstand am Lande ohne Einschränkung seiner Führung.

Von den anderen Kontingenten war ihm das Französische überhaupt nicht unterstellt; nach der Erklärung der Französischen Regierung sollte nur sein Kommandeur in den „gemeinsamen Berathungen“ der Generale den Ansichten des Feldmarschalls die Beachtung schenken, die ihnen nach dem Gewicht seiner Persönlichkeit zufallen mußte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß solche „gemeinsame Berathungen“, soweit militärische Operationen in Frage gekommen sind, niemals stattgefunden haben.

Die Amerikanische Regierung hatte für ihre in Tschili befindlichen Streitkräfte dem Deutschen Oberbefehl bei allen gemeinsamen militärischen

Unternehmungen, an denen sich Amerikanische Truppen betheiligen würden, zwar zugestimmt, davon ist aber eine praktische Wirkung nicht eingetreten, weil sich das Amerikanische Expeditionskorps, von dem der größte Theil überdies bald nach Manila gezogen wurde,*) keiner solchen Expedition mehr angeschlossen hat.

Das Englische, Japanische und Russische Kontingent waren dem Feldmarschall für die Operationen in der Provinz Tschili unterstellt. Auch innerhalb dieser örtlichen Einschränkung modifizierte sich aber die Unterordnung aller Voraussicht nach sehr beträchtlich, sobald eine beabsichtigte Maßregel sich politisch nicht mit der Auffassung der verschiedenen Mächte über ihr jeweiliges spezielles Interesse deckte. Da die Absichten des Feldmarschalls nur die Förderung des allgemeinen militärischen Interesses ins Auge fassen durften und dieser Gesichtspunkt unverrückbar bis zum Schluß von ihm festgehalten worden ist, so waren Reibungen nicht ohne Weiteres von selbst ausgeschlossen.

Mit einem Worte: welche Bedeutung der gemeinsame Oberbefehl in Wirklichkeit erlangen sollte, das hing vor Allem ab von dem Gewicht, das die Persönlichkeit des Oberbefehlshabers in die Waagschale zu legen wußte. Eine entscheidende Rolle spielte dabei das gegenseitige persönliche Verhältniß, wie es sich zwischen dem Feldmarschall und den einzelnen Kontingentsführern herausbildete. —

Das waren in großen Zügen die Verhältnisse, die den Grafen Waldersee erwarteten, als er am 25. September vormittags an Bord Seiner Majestät Kreuzer „Hertha“ auf der Rhede von Taku eintraf, empfangen von dem Donner des Saluts der zahlreich dort liegenden Kriegsschiffe aller Nationen.

Am 26. September machte der Seegang eine Ausschiffung unmöglich. Am 27. September bei Tagesanbruch ging der Feldmarschall an Land und verlegte er sein Hauptquartier nach Tientsin. —

Der erste Theil des Krieges war beendet, die Befreiung der Gesandtschaften erreicht.

Die zweite Aufgabe, die Chinesischen Machthaber willfährig zu machen zur Unterwerfung unter die Forderungen der verbündeten Mächte, harrete ihrer Lösung durch den gemeinsamen Oberbefehl. An ihrem Anfang stand eine höchst verwickelte politische Situation, eine nicht abgeschlossene, wenig geklärte militärische Lage und eine in ihren Grenzen nicht fest bestimmte und nicht gleichmäßige Unterordnung der einzelnen Gruppen der verfügbaren Streitkräfte.

*) Aus der Anlage ersichtlich.

Ereignisse nach Ankunft des Armeekorps-Oberkommandos.

Das fernere militärische Handeln mußte drei Gebiete umfassen: Die rückwärtigen Verbindungen, die weiteren Operationen und die Sicherung und Beruhigung des besetzten Gebietes.

1. Sicherung der rückwärtigen Verbindungen.

Um überhaupt die Möglichkeit für weiter ausgreifende militärische Unternehmungen mit stärkeren Kräften zu schaffen, war die erste Bedingung, die Verbindung mit dem Meere auf eine festere Grundlage zu stellen. Die Anknüpfung durfte keinesfalls auf den einen, im Winter durch Eis sich schließenden Punkt Taku beschränkt bleiben und nicht eine erhebliche Strecke nach Einfrieren des Peiho auf Chinesische Landwege angewiesen sein.

Schon von Hongkong und Schanghai aus hatte daher der Feldmarschall den Admiral Bendemann angewiesen, das Deutsche Panzergeschwader, das damals im Yangtse lag, nach dem Golfe von Petschili zu ziehen, um zur Mitwirkung bei einem Angriffe gegen die Peitang-Forts und vor Allem gegen Schanhaitwan—Chingwantau bereit zu sein.

Die Peitang-Forts, die, kaum 10 km nördlich Tongku gelegen, in der Hand eines kräftigen und thätigen Gegners eine ununterbrochene Bedrohung des gesammten Verkehrs mit der Küste gebildet hätten, fielen noch vor Ankunft des Grafen Waldersee auf Chinesischem Boden am 20. September 1900 durch das gemeinsame Vorgehen Russischer, Deutscher, Oesterreichischer und Italienischer Truppen vom Lande her.

Wegen des Vorgehens gegen Schanhaitwan—Chingwantau, wo die starken Befestigungen mit moderner Armirung von der See aus gefaßt werden konnten, sollte Admiral Bendemann mit den übrigen Admiralen in Besprechungen eintreten. Als Deutsches Landungsdetachement war ihm das 1. Bataillon 2. Ostasiatischen Infanterieregiments zur Verfügung gestellt worden; es blieb dazu vorläufig an Bord seines Transportschiffes.

Nach mehrfachem Aufschube — einmal machte Seegang das Zusammenkommen der Admirale auf der Rheide zur Berathung unmöglich; dann wollten wieder die Russen und später die Engländer noch mehr Landungstruppen von Port Arthur und Weihaiwei heranziehen — wurde endlich am 2. Oktober morgens Schanhaitwan und Chingwantau besetzt, ohne Widerstand, weil die Forts in der Nacht zum 1. Oktober von den Chinesen freiwillig geräumt worden waren. Der Kommandant hatte seine Absicht dem Englischen, vor den Küstenpunkten zur Erkundung anwesenden Kanonenboot „Bignay“ mitgetheilt, worauf von diesem eine vorläufige Wache an Land gesetzt und Meldung nach der Rheide von Taku geschickt worden war. Nach Weitergabe der Nachricht durch den Admiral Seymour an die übrigen Geschwader waren es die Deutschen Kriegsschiffe, die am schnellsten Dampf aufhatten; allen vorauslaufend, erreichten sie Chingwantau als die Ersten und bald darauf

Schanhaitwan. Kurze Zeit nach Ausschiffung von Landungsabtheilungen der Flotten trafen auch die ersten Russischen Truppen auf dem Landwege ein. Sie hatten auf der letzten Strecke die dort nicht zerstörte Eisenbahn benutzt.

So wurde die Absicht des Feldmarschalls, die wichtigen Küstenpunkte gemeinsam zu besetzen, thatsächlich erreicht. Es braucht daher nachträglich nicht erörtert zu werden, ob ein Ergreifen der Initiative aus den Flotten heraus schon vorher das Unternehmen in Gang gebracht hätte. Schwerlich würde irgend Jemand zurückgeblieben sein, wenn ein Theil selbständig handelnd aus den langen Berathungen herausgetreten wäre. —

Durch den Besitz der langen Küstenstrecke von Taku bis Schanhaitwan war eine breite Basis am Meere gewonnen. Der Ausbau der Eisenbahnen mußte dafür sorgen, daß eine durchlaufende und leistungsfähige Verbindung mit ihr mindestens zunächst bis Peking entstand.

Darauf richtete sich die erste Sorge des Feldmarschalls in Tientsin; es durfte keine Zeit verloren werden, wenn man noch vor Eintritt des strengen Frostes und Schließung der Röhre von Taku zu einem Ergebnisse kommen wollte.

Auf der Strecke Tongku—Tientsin—Yangtsun bestand bereits regelmäßiger Verkehr. Die Wiederherstellung der Linie und ihr Betrieb war nach der Einnahme von Tientsin von den vereinigten Admiralen den Russen übertragen worden, weil diese allein die dazu erforderlichen Kräfte zur Stelle gehabt hatten. Der Ausbau war von ihnen bei dem weiteren Vorgehen der Verbündeten über Tientsin hinaus ziemlich rasch bis Yangtsun fortgeführt und der Verkehr bis dorthin ausgedehnt worden. Allgemein erkannte man an, daß der Betrieb in durchaus befriedigender Weise funktionirte.

Nach der Einnahme von Peking hatten die Russen auch die Wiederherstellung der Strecke von Yangtsun bis zur Hauptstadt übernommen, über die Bestellung des erforderlichen Schienen- und Schwellenmaterials hinaus aber noch keine merkbaren Fortschritte gemacht.

Beim Eintreffen des Feldmarschalls in Tschili handelte es sich daher um die Ausdehnung des Betriebes einerseits auf die Strecke Yangtsun—Peking und — nach Besetzung von Schanhaitwan—Chingwantau — andererseits auf die Strecke Tongku—Schanhaitwan; den vorliegenden Nachrichten nach war die letztere im Gegensatz zur ersteren nur wenig zerstört.

Die ganze Eisenbahnfrage wurde, abgesehen von allen technischen Schwierigkeiten, dadurch komplizirt, daß ein Russisch-Englischer Gegensatz in ihr zum Ausdruck kam. Es gehörte für den Feldmarschall besondere Vorsicht und das ihm eigene hohe politische Geschick dazu, um ausgleichend zwischen die beiden Parteien treten zu können, weil nur auf diesem Wege ein die militärischen Bedürfnisse aller verbündeten Nationen befriedigendes Ergebnis erreichbar war, und doch die Deutsche Hand nicht zwischen eine Thür zu schieben, an der

vielleicht die Engländer nach der einen, die Russen nach der anderen Seite zogen.

Den Gedanken, ob nicht ohne das Vorhandensein einer solchen ausgleichenden, über beiden Parteien sich haltenden Kraft der Gegensatz zu offenem Ausbruche gekommen wäre, kann man nicht ohne Weiteres von der Hand weisen; bezweifeln darf man es jedenfalls, daß ein den allgemeinen Interessen dienendes Ergebnis zu erreichen gewesen wäre, selbst wenn die anderen, gleichstehenden Kontingentsführer eine Einwirkung versucht hätten.

Das allgemeine Verdienst des Feldmarschalls, einen durchgehenden, allen Verbündeten gleichmäßig dienenden Schienenweg von Schanhaitwan bis Peking trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten bis zum Beginn des Winters durchgesetzt zu haben, und das besondere Deutsche Verdienst, die Deutsche Politik in der ihr an sich fremden Sache nach keiner Seite hin festgelegt zu haben, steht unzweifelhaft fest. Es ist erreicht worden dadurch, daß der Feldmarschall von Anfang an einzig und allein das militärische Interesse unter Ausschaltung aller Streitfragen über politische und private Rechtsansprüche geltend gemacht und daß er diesen Standpunkt bis zum Schluß nach beiden Seiten hin unverrückt festgehalten und zur Geltung gebracht hat. —

Man braucht die zum Theil schwierigen Verhandlungen in den einzelnen Phasen ihrer Entwicklung nicht zu verfolgen; an dieser Stelle genügt es, ihr Endergebnis festzulegen.

Darnach übernahm das Armeekorps die Herstellung und den Betrieb der Linie Yangtsun—Peking, für den die Russen den erforderlichen Theil des von ihnen bestellten Streckenmaterials übergaben.

Den Russen übertrug der Feldmarschall die Inbetriebnahme der Bahn Tongku—Schanhaitwan; sie hielten die Linie einschließlich der großen Reparaturwerkstätten von Tangshan*) infolge ihres Vorgehens zu Lande auf Schanhaitwan bereits besetzt und hatten vor Allem die zur Herstellung erforderlichen Kräfte in ihrem Kontingent militärisch zur Verfügung. Durch diese Uebertragung wurde gleichzeitig ein Betriebswechsel in Tongku vermieden, da ja die Russen den Verkehr auf der Strecke Tongku—Yangtsun schon besorgten, und erhielten die in Tschili unter dem Befehle des Feldmarschalls bleibenden beträchtlichen Russischen Streitkräfte in dem noch mehrfach beunruhigten Gebiete eine Aufgabe anvertraut, die ebenso sehr den allgemeinen Interessen diene und den Absichten des Feldmarschalls entsprach, wie sie mit Rücksicht auf die benachbarte Mandchurei dem Russischen Sonderinteresse nahe lag.

Den Ausbau der mit der größten Gründlichkeit**) zerstörten Linie Yangtsun—Peking theilte der Feldmarschall derart ein, daß der schwierigste Theil,

*) Zwischen Lutai und Kaiping.

**) Der Oberbau war völlig verschwunden und die Schienen zum Theil 20 bis 30 km weit seitwärts der Bahn verschleppt. Stationsanlagen, namentlich Wasserthürme, waren meist bis auf den Grund abgetragen, Drehscheiben nur noch an den leeren Gruben

von Yangtsun ab, auf dem nicht weniger als vier große Brücken neu herzustellen waren, dem Deutschen Expeditionskorps überwiesen wurde, während von Fjngtai aus die Japaner entgegenarbeiten sollten. Die letzte Strecke von Fjngtai bis Peking erhielten die Engländer, die über Eisenbahntruppen zwar nicht verfügten, aber doch mit ihren Indischen Sappeuren auf der allerdings nicht schwierigen und verhältnißmäßig kurzen Strecke die Arbeit zu Stande gebracht haben.

Ganz hervorragende Leistungen weisen die Deutschen und Japanischen Eisenbahntruppen auf. Von den Ersteren war zunächst nur eine Kompagnie zur Stelle, die beiden anderen befanden sich bei den Nachtransporten und durften erst in den letzten Oktobertagen auf der Arbeitsstelle erwartet werden. Ihnen ist es in erster Linie zu danken gewesen, daß mit dem Zufrieren des Peiho eine rasche und genügend leistungsfähige Verbindung bis Peking zur Verfügung*) stand.

Ein Verdienst der Engländer war es, daß die Endstation nicht, wie früher, mehrere Kilometer südlich der Umfassungsmauer außerhalb Pekings blieb, sondern daß die Züge durch einen breiten Mauerdurchbruch zum Staunen der Chinesen in die Hauptstadt hinein bis dicht an den heiligen Tempel des Himmels rollten.

Schon vorher (Ende November) hatten die Russen die Linie Schanghaiwan—Tongku in Betrieb genommen, wobei allerdings zuerst an zwei, später an einer noch zerstörten Brücke**) Umsteigen der Personen und Umladen der Güter nothwendig war.

Die verbündeten Streitkräfte, die überdies durchweg mit Verpflegungsvorräthen auf Monate hinaus reichlich versehen waren, konnten daher der Schließung der Rhede von Taku***) mit voller Ruhe entgegensehen.

Den Bau der Landungsanlagen bei Schanghaiwan und Chingwantau übernahmen die Engländer. Sie haben ihn einschließlich der Anschlußbahnen in anerkennenswerther Weise unter Leitung von Civilingenieuren so gefördert, daß eine Unterbrechung der Landungsmöglichkeit wenigstens für Post und Personen nie eingetreten ist, wenige Tage Anfang Februar abgesehen, an denen Eis auch diese Rhede sperrte.

zu erkennen. Von den Brücken stand keine einzige mehr, doch hatten die Chinesen die schweren eisernen Brückenträger nur von den Pfeilern heruntergezogen, eine für Menschenkräfte geradezu erstaunliche Leistung. Für den Brückenbau trat dadurch eine erhebliche Erleichterung ein, weil die nicht zertrümmerten Träger nur gehoben zu werden brauchten. Ob die Neubeschaffung von Baumaterial auch nur für Holzbrücken rechtzeitig möglich gewesen wäre, ist sehr fraglich.

*) Am 9. Dezember lief der erste Zug in Peking ein, am 18. Dezember begann der regelmäßige Verkehr.

**) Dicht bei Hanku, zwischen Peitang und Lutai; die Brücke ist erst während des Englischen Bahnbetriebes von den Deutschen Eisenbahntruppen hergestellt worden.

***), 9. Dezember.

In Schanheitwan ist übrigens von Deutschen Pionieren eine zweite Landungsbrücke hergestellt worden, für den Fall, daß der Bau in Chingwantau die Englischen Kräfte und deren verfügbares Baumaterial allein genügend in Anspruch nahm, wie es im November schien.

2. Die militärischen Operationen.

Was die militärischen Operationen betrifft, so hatten beim Eintreffen des Armee-Oberkommandos in Tschili die Russen das Zurückziehen ihrer Truppen aus Peking begonnen, um — mit der späteren Absicht, sie nach der Mandschurei zu verlegen — sie zunächst längs der von ihnen wiederherzustellenden Eisenbahn Tongku—Schanhaitwan zu staffeln.

Dagegen strebte der Feldmarschall nicht bloß eine baldige Verstärkung der Deutschen Garnison von Peking an, sondern er beabsichtigte auch die Hauptkräfte des Italienischen Kontingents dort zu vereinigen, um es nach der sobald als möglich in Aussicht genommenen Verlegung seines eigenen Hauptquartiers nach der Hauptstadt für die weiteren Operationen als einen nennenswerthen operativen Faktor in seiner Nähe zu haben.

Die Absicht, stärkere Truppen nach Peking zu verlegen, bestand auch bei General Boyron.

Den Chinesen bot sich daher das Schauspiel, daß Russische Truppen auf dem Rückwege von Peking sich mit vorgehenden Deutschen, Italienischen und Französischen kreuzten. —

Die Möglichkeit weit ausgreifender Operationen mit größeren Massen, die auf umfangreichen Nachschub angewiesen sind, wird durch die Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel in China in hohem Grade erschwert und beschränkt.

In der ganzen Provinz Tschili bestand vor dem Ausbruche der Wirren außer der Eisenbahn Schanhaitwan—Tongku—Tientsin—Peking nur noch eine Französisch-Belgische Linie von Peking über Paotingfu nach Ting. Auch sie war von Grund aus zerstört, das von ihr durchschnitene Gebiet aber noch nicht in der Hand der Verbündeten.

An Wasserstraßen konnten von Tientsin aus benutzt werden in Richtung auf Peking der Peiho,*) in Richtung auf Paotingfu der Kanal des Chulungho, letzterer noch weniger leistungsfähig als der erste.

Im Uebrigen sahen sich die Transporte lediglich auf Landwege angewiesen, die in der Ebene mit wenigen Ausnahmen für zweirädrige Karren,

*) Benutzbar bis Lungshou; die Strecke Lungshou—Peking, etwa $2\frac{1}{2}$ Deutsche Meilen, mußte auf Landweg zurückgelegt werden. — Der den größten Theil des Jahres leichte Peiho mit seinen vielen, sich dauernd verschiebenden Sandbänken läßt nur verhältnismäßig kleine Schiffsgefäße zu (meist 10 t). Die zahllosen Krümmungen des Flußlaufes verlängern den Weg fast um das Doppelte. Stromauf ist daher die Bewegung nur durch Treideln (mit kulis) möglich. Aus allen diesen Gründen beanspruchen Transporte viel Kräfte und Zeit, und es trat der Fall ein, daß die Wassertransporte sich erheblich theurer stellen als später die Eisenbahntransporte (durchschnittlich um das Vierfache).

während der trockenen Jahreszeit vielfach auch für vierrädrige Wagen benutzbar waren.

Wie die Verhältnisse in dem Hochgebirge lagen, dessen Fuß im Westen der Provinz durchschnittlich 20 bis 30 km von der Linie Peking—Paotingfu entfernt bleibt, befand sich noch in völligem Dunkel. Erst die weiteren Expeditionen und die vom Feldmarschall Grafen Waldersee angeordneten, immer weiter in das Gebirge eindringenden Erkundungen ergaben, daß dort außer dem Uebergange Nankou—Tschatao Straßen überhaupt nicht vorhanden waren, die ohne umfangreiche Arbeiten auch nur mit Chinesenkarren passirt werden konnten. Alle Nebenpässe bestanden aus bloßen Saumpfadern. Selbst über Nankou—Tschatao fand der durchgehende Verkehr ausschließlich auf Tragthieren, den starken Mongolischen Kamelen,*) statt.

Die Unmöglichkeit einer durchgreifenden Umgestaltung dieser Verhältnisse durch Kriegsbahnbau, der nebenbei den eigentlichen Operationen noch gar nicht zu gute gekommen sein würde, liegt auf der Hand. Selbst wenn man von der Begrenzung der personellen Kräfte ganz absieht, so fehlten die materiellen Mittel; konnte doch schon das für die Wiederherstellung der zerstörten Strecken erforderliche Material vor Schließung der Taku-Mühe nur mit äußerster Anstrengung herangebracht werden.**)

An Verpflegung lieferte das Land, wie sich herausstellte, mehr, als man erwartet hatte. Selbst Schlachtvieh, vorwiegend Hammel, im Gebirge auch Rindvieh, ließ sich aufreiben; die zahllosen Hühner und vielen Enten brachten eine erwünschte Abwechslung in die Küche. Kleine Detachements konnten daher -- allerdings häufig zum Verzicht auf Brot, immer zu dem auf Gemüßmittel gezwungen -- zur Noth aus dem Lande leben.

Auch die Unterkunft zeigte sich nicht so schwierig und so schlecht, wie man vermuthet hatte. Die Soldaten lernten sehr bald den größten Schmutz aus den Chinesenhäusern mit großer Schnelligkeit entfernen, und schließlich fühlten sie sich, nicht vermöhnt durch Besseres, wenn auch nicht gerade behaglich, so doch wenigstens geborgen unter Dach und Fach.

*) Tragfähigkeit eines Thieres bis zu 4½ Ctr., tägliche Durchschnittsleistung nicht über 25 bis 30 km; Tragfähigkeit eines Chinesenkarrens durchschnittlich 5 Ctr., in der Ebene genügte bei guten Wegen ein Zugthier (Ponie oder Maulthier), bei Steigungen wurde auf den auch im Gebirge nirgends gebesserten Wegen Vorspann bald nöthig. Von den Kamelen gingen meist fünf hintereinander mit einem Führer; von den Zugthieren brauchte jedes einen Führer, wenn nicht Stockungen eintreten sollten. Der Aufwand an Kräften für die Bagage und die Marschlänge des Troßes waren daher immer sehr beträchtlich.

**) Auch das mitgeführte Deutsche Material für schmalspurige Feldbahnen — fertige Joche für 100 km Gleislänge, 15 Lokomotiven und 120 Wagen — kam vor dem Winter nicht mehr an Land; es ging zur vorläufigen Ausladung nach Tjingtau und Schanghai. Im Frühjahr 1901 wurde es herangebracht und leistete werthvolle Dienste, namentlich um das Deutsche Sommerlager von Peithaho (an der Küste südwestlich Schanghaiwan) durch einen Schienenstrang mit der Eisenbahn zu verbinden.

Man sieht aber, in welch' neuen Verhältnissen die Truppen sich zurechtfinden, wie viel Improvisationen für Nachschubtransporte und Unterbringung geschaffen werden mußten und welchen Schwierigkeiten militärische Unternehmungen in größerem Stile begegneten.

Besetzung des Südens und Südwestens der Provinz Tschili.

Die Größe des Chinesischen Gebietes gestattet es, daß sich die lebendigen Streitkräfte des Landes, wenn sie selbst eine Waffenentscheidung scheuen, immer dem Gegner entziehen können.

Bei dem Fehlen jeder zuverlässigen Nachricht über die Vertheilung der Chinesischen Streitkräfte war es Anfang Oktober 1900 auch gar nicht möglich, eine bestimmte Gruppe derselben als nächstes Operationsziel ins Auge zu fassen.

Dagegen bot die Ausdehnung des Okkupationsgebietes ein wirksames Mittel, um den Kaiserhof zur Unterwerfung unter den Willen der Verbündeten zu bringen, wenn er seine Truppen einem Kampfe nicht aussetzen wollte oder konnte, oder diese zum Schlagen zu zwingen, wenn sie der weiteren Besetzung des Landes Widerstand zu leisten beabsichtigten.

Sobald daher die Verbreiterung der Basis an der Küste durchgeführt und die Schaffung einer leistungsfähigen Verbindung von Schanhaitwan und Taku bis Peking eingeleitet war, wurden die Vorbereitungen für die Ausdehnung des besetzten Gebietes in Angriff genommen und als nächstes Ziel die Säuberung des Landes südlich des Peiho von regulären Truppen und Boxerbanden und die Besetzung von Paotingfu in Aussicht genommen.

Paotingfu war nicht nur als Hauptstadt der Provinz Tschili von Bedeutung, sondern von Anfang an und immer noch ein Hauptstützpunkt der Boxerbewegung, wo eine ganze Reihe von Abschlächtungen von Missionaren*) und christlichen Chinesen der Sühne harrete.

Gerade in dieser Richtung durfte man außerdem erwarten, beträchtliche Streitkräfte**) zu finden.

Mit der Besetzung der Stadt und der Gegend westlich und südlich davon wurden endlich auch die Vorbedingungen geschaffen für ein, etwaiges späteres Vordringen über die Gebirge nach Schansi hinein in Richtung auf Tsaiyüanfu. Für diesen Fall war die Wiederherstellung der Bahn Peking—Paotingfu—Ting von höchster Bedeutung.

Die genannte Bahn ist von einem Französisch=Belgischen Syndikat gebaut worden und bildet die Anfangsstrecke einer Linie, deren Durchführung bis zum Yangtse nach Hantou geplant ist.

*) Vorwiegend Amerikanische, Französische und Belgische.

**) Dazu S. 33, vorletzter Absatz.

An der Bahn besaß insolge dessen Frankreich ein lebhaftes Interesse. Selbst wenn seine in China maßgebenden Persönlichkeiten an sich gegen ein energisches Vorgehen aus politischen Rücksichten Bedenken gehabt hätten, so wären sie doch durch das sehr reelle Interesse an der Bahn nach vorwärts gedrängt worden. Unter keinen Umständen konnten die Französischen Truppen zurückbleiben und fremder militärischer Besitzergreifung der Linie unthätig zusehen.

Bei dem Unternehmen gegen Baotingsfu schloß sich daher der Kommandeur des Französischen Expeditionskorps, General Boyron, den Absichten des Feldmarschalls ganz direkt an. Er hatte sogar auch seinerseits die Blicke nach dieser Richtung schon gelenkt, schwache Französische Posten befanden sich vorgeschoben in Patschou und Baotinghsien. —

Selbstverständlich war es der Wunsch des Grafen Waldersee, bei der ersten von ihm ausgehenden größeren Unternehmung das Deutsche Expeditionskorps in beachtenswerther Stärke vertreten zu sehen.

Das erzwang einen Aufschub von mehreren Tagen, weil zwar die Mannschaften der beiden ersten Brigaden bis auf das für Schanheitwan an Bord belassene I. Bataillon 2. Regiments im Großen und Ganzen ausgeschifft waren, ihnen aber wichtige, für ihre Marschfertigkeit unentbehrliche Theile der Ausrüstung noch fehlten und die Berittenmachung und Bespannung bei der Kavallerie und Artillerie noch im Rückstande war.*)

Von Anfang an beabsichtigte der Feldmarschall gegen Baotingsfu konzentrisch von Tientsin und von Peking aus vorzugehen, weil damit gleichzeitig ein erheblich größerer Theil der Provinz Tschili geäubert wurde; jede der beiden Kolonnen war aus Deutschen, Britischen, Französischen und Italienischen Truppen zusammengesetzt und überdies für sich stark genug, um den Kampf selbst gegen erhebliche Chinesische Kräfte allein bestehen zu können.

Der Feldmarschall bot dem General Boyron an, daß das Kommando über die von Tientsin aus vorgehenden Kräfte der Kommandeur der 2. Französischen Brigade, General Bailoud, übernehmen sollte, ein thatkräftiger Führer und vortrefflicher Soldat. Bei dem letzten, gemeinsam auszuführenden Vorgehen nach Baotingsfu selbst, wo man, wenn es überhaupt zum Kämpfen kam, nach der Art der Chinesischen Kriegführung den Hauptwiderstand erwarten durfte, hatte dann infolge seines höheren Dienstalters der Generalleutnant Gaflee, der Höchstkommandirende der Englischen Truppen, der zunächst nur die Kolonne von Peking führte, die Oberleitung.

*) Die Schuld daran lag vorwiegend in den außerordentlich schwierigen Aus- schiffungsverhältnissen auf der Rhede von Taku. Große Seedampfer können sich dort dem Lande nur bis auf etwa zwei Deutsche Meilen nähern; die vor der Mündung des Peiho liegende Barre ist von den Leichtern mit der Fluth nur zwei mal innerhalb 24 Stunden zu passiren; die bewegte See unterbricht nicht selten das Umladen in die Leichter, und in Tongku waren damals die nicht allzu umfangreichen Anlegestellen in hohem Grade in Anspruch genommen. Man kann sich denken, welche Energie und Unermüdlichkeit dazu gehörte, um trotz dieser Schwierigkeiten zum Ziele zu kommen.

Daß kein Deutscher General eine der beiden Kolonnen oder das Gesamtunternehmen führte, findet seine selbstverständliche Erklärung darin, daß dann der Dienstaltersverhältnisse wegen der Kommandeur des Deutschen Expeditionskorps, Generalleutnant v. Vessel, an der Expedition hätte theilnehmen müssen. Seine Anwesenheit in Tientsin war aber gerade damals unentbehrlich, um die volle Operationsfähigkeit des gesammten Expeditionskorps, von dem das Eintreffen der 3. Brigade bevorstand, in möglichst kurzer Zeit zu vollenden.

Außerdem darf man es zum Mindesten stark bezweifeln, ob das gegenseitige Vertrauen und das allgemeine, mit dem speziell Deutschen sich genau bedeckende Interesse gewonnen hätte, wenn die erste größere Unternehmung nicht bloß unter der obersten Leitung eines Deutschen Oberkommandos gestanden hätte, sondern auch ihre Ausführung einem Deutschen Führer übertragen oder zu übertragen versucht worden wäre.

Der Feldmarschall beschränkte sich daher darauf, der Kolonne Bailloud v. Kettler seinen Oberquartiermeister, Generalmajor Freiherrn v. Gayl, der Kolonne Gaselee den Major Freiherrn Marschall, sowie mehrere Offiziere seines Stabes anzuschließen. —

Es gehört nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit, die Einzelheiten des Verlaufs der Expedition zu verfolgen.

Nur das sei kurz erwähnt, daß am Tage vor Aufbruch der Kolonnen,* am 11. Oktober, beim Armeekorps-Oberkommando in Tientsin durch General Bailloud die Nachricht einging, daß erhebliche reguläre Chinesische Streitkräfte

* Die unter General Bailloud von Tientsin aus in drei Gruppen vorgehenden Kräfte bestanden aus:

1. Dem Deutsch-Italienischen Detachement (am weitesten nördlich über Patschou marschierend), und zwar:

1 Deutsches Inf. Regt. zu 2 Bat.,	1 Bat. Bersaglieri,
1 Zug Reiter,	1 Italienische Batterie (zu 6 Gesch.),
1 Kanonenbatterie (zu 4 Gesch.),	1 Italienisches Pionierdetachement.

Führer: Generalmajor v. Kettler.

2. Dem Französischen Detachement (in der Mitte längs des Wasserlaufes über Pao-tinghsien marschierend), und zwar:

2 bis 3 Bat. Infanterie,	Artillerie und 1 Pionierabtheilung.
1 Eskadron,	

3. Dem Englischen Detachement (am weitesten südlich marschierend), und zwar:

13 Kompagnien Infanterie (durchschnittlich etwa je 80 bis 100 Mann),	11 Geschütze,
2 Eskadrons und 1 Zug Reiter,	1/2 Sappeurkompagnie.

Führer: Brigadegeneral Campbell.

Von Peking aus gingen in einer Kolonne auf der Hauptstraße unter Generalleutnant Sir A. Gaselee vor:

1. Ein Deutsch-Italienisches Detachement:
2 Bat. Infanterie mit 1 Abtheilung Reiter, 1 Bat. Infanterie an Italienischen Truppen.
6 Geschütze an Deutschen,

Führer: Oberst v. Normann.

in der Gegend nördlich Paotingfu mit der Unterdrückung der Boxer begonnen und vor einigen Tagen dort einen ernststen Kampf gehabt hätten, bei dem die Regierungstruppen siegreich geblieben wären.

Möglicherweise ging die Nachricht nur von den Chinesen aus, um das gefürchtete Vorgehen der Verbündeten im letzten Augenblick noch zu vereiteln.

Daß Chinesische Truppen bei Paotingfu und wahrscheinlich auch auf dem Wege dorthin angetroffen werden würden, ging auch aus früheren Nachrichten hervor. Waren sie aber — vielleicht unter dem Drucke der Furcht vor den drohenden militärischen Operationen — mit vollem Ernste gegen die Boxer eingeschritten, so konnte die Weisung dazu der Ausdruck eines entschiedenen Umschwunges in der Gesinnung des Kaiserhofes sein. Obwohl zu energischem Vorgehen bis zu unbedingter Unterwerfung des Kaiserhofes fest entschlossen, lag es dem Feldmarschall doch fern, eine aufrichtige und dauerhafte Umkehr desselben militärischen Erfolgen zu Liebe zurückzuweisen, ein Standpunkt, der von ihm bis zum Schlusse festgehalten worden ist, wie der Gang der Dinge noch beweisen wird.*)

Auf der anderen Seite wäre es ein militärisches Unding gewesen, bei Ausdehnung des Okkupationsgebietes Chinesische Truppen bewaffnet innerhalb desselben zu belassen. Von einem gänzlichen Verzicht auf das Vorgehen bloß auf die eingegangene Nachricht hin konnte aber selbstverständlich erst recht nicht die Rede sein. Etwa angetroffene Chinesische Streitkräfte mußten also zurückgehen, wenn nicht freiwillig, dann gezwungen; die Unterdrückung der Boxer in dem besetzten Gebiete übernahmen die Verbündeten.

Unter diesem Gesichtspunkte wies der Feldmarschall die Kolonnenführer an, beim Zusammentreffen mit Chinesischen Truppen ihnen eventuell den Abzug zu gestatten, wenn sie sich jeder Feindseligkeit enthielten, den geringsten Widerstand aber durch sofortigen Angriff zu brechen. —

Nachdem am 13. Oktober bereits die vorgeschoben gewesenen Französischen Abtheilungen bei Paotingfu eingetroffen waren, weil sie der Befehl des Generals Boyron, die Hauptkräfte abzuwarten, nicht erreicht haben sollte, besetzten die am 19. Oktober vor der Stadt ankommenden Kolonnen Bailloud (von Tientjin) und Gaselee (von Peking) unter dem Oberbefehl des letztgenannten Generals den wichtigen Ort. Die mehrfach angetroffenen Abtheilungen Chinesischer Truppen hatten nirgends Widerstand versucht und waren vor den verbündeten Streitkräften ohne Kampf zurückgegangen.

2. Ein Englisches Detachement:

2 Bat. Inf.,
4 Eskadrons,

4 Geschütze,
1 Sappeurcompagnie.

Führer: Brigadegeneral Richardson.

Zwei Bataillone Französische Marine-Infanterie rückten mit aus Peking aus; sie waren dazu bestimmt, längs der Bahnlinie Peking—Paotingfu eine Reihe von Stappunkten zu besetzen.

*) S. 61, letzter Absatz.

Allem Anschein nach hatte Lihungtschang einen entsprechenden Befehl an die Chinesischen Generale durchgesetzt, dem sich freilich nicht alle*) freiwillig fügten.

In Baotingfu blieb eine dauernde starke Besatzung, gemischt etwa zu gleichen Theilen aus Deutschen**) und Französischen Truppen, von denen die letzteren allmählich Kräfte bis Chêngting—Huolu vorschoben.

Zwischen Tientsin und Baotingfu sicherten kleinere Deutsche Abtheilungen in den Etappenorten die Verbindung; Französische Postirungen schützten die sofort begonnene Wiederherstellung der Bahn Peking—Baotingfu—Ting, die selbstverständlich den Franzosen überlassen wurde, und übernahmen von den zuerst dort eingetroffenen Deutschen, Englischen und Italienischen Truppen die dauernde Besetzung von Tschou und der westlichen Kaisergräber der jetzigen Dynastie, eine Maßregel, die des Ahnenkultus wegen gerade am Kaiserhofe ihren Eindruck nicht verfehlen konnte.

Alle übrigen Truppen kehrten Ende Oktober, Anfang November nach Peking und Tientsin zurück, in kleinen Märschen und in breiter Front, um das Gebiet so weit als möglich abzustreifen und zu beruhigen.

Theilen der äußersten westlichen, dicht am Fuße des Gebirges entlang marchirenden Kolonne von Normann, vom II. Bat. 2. Osta. Inf. Regts. unter Major v. Förster, ergriffen dabei am 29. Oktober die Gelegenheit zu einer hervorragenden Waffenthat, der Erstürmung des stark besetzten und besetzten Hochgebirgspasses an der Chinesischen Mauer bei Tsetingkuan, der erste ernste Kampf für Truppen des Deutschen Expeditionskorps.

Ebenso wie bei der raschen Besetzung der Kaisergräber bei Tschou hatte sich auch hierbei die den Absichten des Feldmarschalls entsprechende Einwirkung des Generalmajors Freiherrn v. Gayl fühlbar gemacht. Auf seinen Vorschlag und in seiner Begleitung erreichte Major v. Förster den von ihm in glänzender Erkundung persönlich festgestellten, drohend in der Flanke der Verbindung von Peking nach Baotingfu stehenden Gegner durch nächtlichen Anmarsch, ohne sich in dem nur einmal und bei Tage passirten Gebirgspfade zu irren, und überraschte den Feind bald nach Tagesanbruch mit seinem Angriff. Am Morgen des 29. Oktober wehte die Deutsche Flagge als die erste auf der großen Mauer.

Wie nachhaltig der Eindruck der Niederlage auf den Gegner gewesen ist, beweist die Thatfache, daß später kein Chinesischer Soldat wieder an dem erstürmten Punkte erschienen ist.

Bei der mittleren Kolonne unter Befehl des Italienischen Obersten Garioni gelang es dem Major v. Mühlensfels vier Chinesische Bataillone in Kuanshien zu überraschen und zu entwaffnen.

Am 5., 6. und 7. November trafen die zurückkehrenden Truppen in Peking, etwa um dieselbe Zeit in Tientsin wieder ein.

*) 3. B. General Liu bei Huolo, dazu S. 62.

**) 2. Osta. Inf. Brig., 1. Eskadr. Reiterregts., II. Art. Abth., 2. Pion. Komp.

Säuberung des Nordwestens und Nordens der Provinz Tschili

Sobald die Expedition gegen Paotingfu in Gang gekommen und für Verstärkung der Garnison von Peking an Stelle der abziehenden Russen gesorgt war, verlegte der Feldmarschall sein Hauptquartier nach der Hauptstadt in den Kaiserlichen Winterpalast.*)

Am 16. Oktober traf die erste Staffel des Armee-Oberkommandos, am 17. Oktober der Feldmarschall selbst in der Kaiserlichen Residenz ein.

Als die Frage der Unterbringung in Peking zur Entscheidung gestanden hatte, hielten die Russen den Winterpalast noch mit einer Wachtkompagnie besetzt. Es war nicht die Rücksicht auf die bessere Unterkunft, welche den Feldmarschall bestimmte, den Winterpalast für sein Hauptquartier in Anspruch zu nehmen. Die Verlegung gerade dorthin mußte aller Voraussicht nach in China entschiedenen Eindruck machen.

Wie richtig diese Voraussetzung gewesen ist, dafür liefert einen bezeichnenden Beweis die Thatsache, daß man im November in Kalgan allenthalben die Meinung äußerte, der große Deutsche Feldmarschall sei jetzt Kaiser von China, und sie damit begründete, daß er im Palast in Peking wohne. —

Nachdem mit der ständigen Besetzung von Paotingfu der Süden der Provinz Tschili in vorläufig genügendem Umfange in Besitz genommen war, führte Graf Waldersee ohne Zeitverlust die schon bestehende Absicht durch, seinen Machtbereich auch über den Nordwesten und Norden auszudehnen, ehe noch der Eintritt des strengen Frostes größere Unternehmungen namentlich im Gebirge — wie man nach allem vorhandenen Materiale damals annehmen mußte — unterband.

Die ersten vorbereitenden Maßnahmen wurden befohlen, als der erfolgreiche Verlauf der Unternehmung auf Paotingfu feststand.

Sie bestanden darin, daß die in Aussicht genommenen Deutschen Kräfte**) von Tientsin nach Peking herangezogen wurden, und zwar ebenfalls in breiter Front und mit Theilen auf dem linken Ufer des Peiho, welches bisher von den Verbündeten noch kaum betreten worden war und wo sich Räuberbanden gebildet zu haben schienen.

Am 1. und 2. November***) brachen die Truppen von Tientsin auf und am 8. November langten sie in der Hauptstadt an.

*) Da die großen Fahrzeuge theils noch nicht ausgeschifft, theils noch nicht bis Tientsin gekommen waren, wurde das Hauptquartier mit russischer Hilfe marschfähig gemacht. Das Kommando der russischen Tschili-Truppen stellte etwa 70 bespannte Karren nebst Fahrern zur Verfügung.

**) Anmerk. S. 51.

***) Bis dahin hatten sie gebraucht, um marschfertig zu werden; Theile der Infanterie — 1/2 I. Bats. 1. Regts. — waren in Schanghai gewesen und durch Kompagnien des Nachtrans-

Von dem Italienischen Kontingent war ebenfalls ein erheblicher Theil für die beabsichtigte Expedition bestimmt; er befand sich der Hauptsache nach noch auf dem Rückwege von Paotingsfu nach Peking und erreichte, wie früher schon erwähnt wurde, diese Stadt am 6. November.

Außerdem trat noch zu diesen Kräften eine Abtheilung des in Peking liegenden Oesterreichisch-Ungarischen Landungsdetachements hinzu.

Am 12. November brachen die Truppen zu der neuen Expedition auf, so daß ihnen, abgesehen von den Oesterreichischen Matrosen, nur wenige Tage zur Instandsetzung ihrer Bekleidung und Ausrüstung und zum Ausruhen blieben. —

Die Verhältnisse, in welche das Unternehmen führen würde, waren noch in Dunkel gehüllt.

Daß nach der Einnahme von Peking ein Theil der Chinesischen Truppen in nordwestlicher Richtung zurückgegangen war, darüber lagen bestimmte Nachrichten vor. Angeblich standen diese Streitkräfte noch dicht nordwestlich Peking. Thatsächlich hatte für sie ein Grund zu weiterem Zurückgehen nicht bestanden, da sie unter dem Schutze der Gebirge bei dem Ausbleiben jeder Verfolgung sehr bald in Sicherheit gekommen waren. Außerdem konnten zum mindesten Theile der früher nördlich des Peiho gewesenen Truppen zu ihnen gestoßen sein, so daß ein Zusammentreffen mit vielleicht beträchtlichen Kräften und in schwierigem Gebirgslande durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag.

Ueber die Beschaffenheit und die Hülfquellen der Gegend bestand eine ziemliche Ungewißheit. Die spärlich vorhandenen gedruckten Unterlagen — Beschreibungen von Reisen durch diese Gegend — und die Ergebnisse der Befragung von dort bekannten Dolmetschern und Missionaren widersprachen sich nicht selten und konnten vor Allem ein den militärischen Gesichtspunkten Rechnung tragendes Urtheil nicht liefern.

So viel schien festzustehen, daß die Berge durchaus den Charakter unwirthlichen, kahlen Hochgebirges trugen. Nur in den Flußthälern wurde das Land als angebaut und dichter bewohnt geschildert. Um bis zu den beiden bedeutendsten Ansiedelungen, Hüenhuafu und Kalgan, zu gelangen, mußten zwei Pässe überwunden werden, von denen namentlich der zweite außerordentliche Schwierigkeiten bieten sollte, nicht so sehr wegen der Höhe des Anstieges, sondern mehr wegen der schroffen Formen und der Beschaffenheit der über den nackten Fels führenden Straße.

Bemühungen von Chinesischer Seite, den Feldmarschall von dem Vordringen auf Kalgan abzubringen, fehlten nicht; der Russische Gesandte schien

portes erst abgelöst worden. Andere Deutsche Truppen standen früher in Peking nicht zur Verfügung; die schon marschfertig gewesenen nahmen an der Expedition nach Paotingsfu theil und die Marine-Infanterie konnte, abgesehen davon, daß sie schwer an Ruhr und Typhus litt, von Peking nicht weggeschickt werden, ohne die Hauptstadt von Deutschen Truppen ganz zu entblößen.

nicht abgeneigt, sie zu unterstützen. Ihnen gegenüber hielt aber Graf Waldersee den einmal für richtig erkannten Entschluß unbedingt aufrecht.

Politisch lag es entschieden im allgemeinen Interesse, wenn den Chinesen gezeigt wurde, daß der ihnen gegenüberstehende militärische Wille unbeirrt um gesonderte Bestrebungen sein Ziel verfolgte und daß der Arm der verbündeten Streitkräfte selbst bei einsetzendem Winter über das Gebirge bis an die Grenze der Mongolei reichte, in ein Gebiet, das, soweit die Erinnerung zurückging, ein auswärtiger Feind nicht betreten hatte.

Vermeintlich geschützt durch die Berge hatten außerdem die Boxer nicht bloß früher Ausschreitungen in der Gegend begangen, sondern nach Angabe der katholischen Mission in Peking sogar noch im September an einzelnen Stellen Angriffe auf Christen gewagt. Mehrere Missionare waren infolge der noch bestehenden Unsicherheit zu ihren verwüsteten Kirchen nicht zurückgekehrt. Die christlichen Niederlassungen in der Mongolei fühlten sich dauernd beunruhigt und bedroht, und Bischof Jarlin hielt in Peking mit dem Ausdruck seines Dankes nicht zurück, als er den Entschluß des Feldmarschalls erfuhr, die Sicherheit in dem Lande jenseits des Gebirges für die Christen herzustellen.

Hierzu kam noch, daß die fremdenfeindlichen Elemente am Kaiserhofe, deren Einfluß damals anscheinend noch nicht gebrochen war, der Stammverwandtschaft wegen angesehenen und zahlreichen Anhang gerade in der Mongolei besaßen. Ein lebhafter Verkehr ging über Kalgan zu dem geflohenen Kaiserhofe und zurück.

Militärisch forderte das jenseits des ganzen Gebirges liegende Dunkel zu einem Vorstoße auf. Es ist ein Beweis der neben fester Entschlossenheit vorhandenen Vorsicht, daß der erste Schritt über die Berge nicht von Paotingfu — durch Fortsetzen der Expedition dorthin in westlicher Richtung —, sondern von Peking aus gethan wurde, wo die entsandten Kräfte die Verbindung nach rückwärts nicht verloren.

Sollten später, nach sicherer Festsetzung und Ausbreitung in Tschili, die Operationen über dessen Grenzen hinaus geführt werden, so schaffte die Säuberung des Nordwestens der Provinz von wahrscheinlich dort stehenden starken feindlichen Kräften außerdem eine sehr erwünschte Erleichterung, man kann fast sagen, Vorbedingung für jede weiter reichende Unternehmung. Eine solche hatte ihren Schwerpunkt aller Voraussicht nach weiter südlich und überschnitt, wenn sie sich gegen Schansi richtete, die Gebirge westlich Paotingfu in der Richtung auf Thaiyüanfu. Herrschten alsdann im Norden ruhige und klare Verhältnisse, so durfte die Zahl der dort zurückbleibenden Besatzungstruppen entsprechend beschränkt werden, und die Gripparniß kam den operirenden Streitkräften zu gute.

Wegen der Unsicherheit der Verhältnisse erhielt aber der Führer, Oberst Graf Yorck v. Wartenburg, nicht den Befehl, bis Kalgan zu gehen, sondern

nur die allgemeine Weisung, in nordwestlicher Richtung das Gebirge zu überschreiten und je nach Lage der Verhältnisse unter selbständigem Entschlusse weiter, aber nicht über Kalgan hinaus vorzubringen. — In der Persönlichkeit des Führers lag die Garantie, daß die Ausführung den Absichten des Feldmarschalls entsprach.

Am 12. November, einem klaren, mäßig kalten Tage, brach die Kolonne Jordt*) von Peking auf.

Am 14. November traf das Detachement am Fuße des ersten Randgebirges der Mongolischen Hochebene, in Nankou, ein. Dort erfuhr Graf Jordt durch die Einwohner, daß angeblich zwei Tage vor der Ankunft der Verbündeten Chinesische Truppen aus östlicher Richtung — wie behauptet wurde, von Schanhaitwan her — gekommen seien und in Nankou übernachtet hätten; ihre Stärke wurde bis zu 2000 Mann mit einigen Geschützen angegeben. Eine Bestätigung der Nachricht lag darin, daß am Nachmittage beim Marsche durch Tchangpingtshou vier augenscheinlich zurückgelassene Kruppsche Schnellfeuergeschütze kleineren Kalibers aufgefunden worden waren. Eine weitere Bestätigung brachte der Marsch durch das Gebirge am nächsten Tage; die noch rauchenden Brandstätten längs der Straße bezeichneten den Weg, den die Chinesen genommen hatten.

Am 16. November wurde in Huailai festgestellt, daß die Chinesischen Truppen bis zum Abende vorher in der Stadt gewesen waren. Entgegenkommende Kameltreiber gaben außerdem übereinstimmend an, daß Süenhuafu, die bedeutendste Stadt einen Tagemarsch vor Kalgan, voll von Truppen sei und daß der dort kommandirende General erklärt habe, daß er sich dem Betreten der Stadt durch einen Europäer mit Waffengewalt widersetzen werde. Er ziehe alle erreichbaren Truppen an sich heran und solle im Stande sein, 10 000 Mann mit 24 Geschützen zu versammeln, eine Zahl, die zwar in den

*) Zusammensetzung seines Detachements:

- | | |
|------------------------------|---|
| 1. Deutsche Truppen: | I. Bat. 1. Ostasiat. Inf. Regts. ohne 3. Komp. . Major Graham,
Ostasiat. Jägerkomp. Optm. Schmidt, |
| | 2. Eskadr. Ostasiat. Reiterregts. Rittm. Kufche, |
| | 1 Zug 7. Gebirgsbatterie Oberlt. Eberhard. |
| 2. Italienische Truppen: | 2 Komp. Inf., 1 Komp. Bersaglieri, 1 Komp.
Marine-Inf., 1 Gebirgsbatterie (4 Ge-
schütze) unter Befehl des Oberstlt. Salsa. |
| 3. Oesterreichische Truppen: | ein Theil des in Peking befindlichen K. und
K. Landungsdetachements, Ausrückstärke
120 Mann unter Schiffst. Seiz. |

Die Truppenbagage und der für alle Fälle mitgeführte Verpflegungsvorrath waren des zu durchschreitenden Geländes wegen nur zum kleineren Theile auf Chinesischen Karren verladen; den größeren Theil trugen Kamele, die in jeder beliebigen Zahl zu beschaffen waren, und man hoffte, durch Beitreibungen die Zahl der Tragthiere unterwegs zur Entlastung der Karren noch zu vermehren. Allein die Deutschen Truppen führten zum Schluß etwa 250 Kamele mit sich.

Angaben immer wiederkehrte, die aber nach Chinesischer Art übertrieben gewesen sein wird.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Widerstand in der Provinz Petchili nicht geduldet werden durfte.

Um die vor dem Deutsch = Italienisch = Oesterreichischen Detachement zurückweichenden Chinesen, die noch immer einen beträchtlichen Vorsprung zu haben schienen, da am 16. November selbst die vordersten Kavalleriepatrouillen mit ihnen noch nicht in Berührung gekommen waren, möglichst vor ihrer Vereinigung mit den Streitkräften in Hsüenhuafu einzuholen und um einem trotz der bestimmten Nachrichten über den angeblich beabsichtigten Widerstand doch befürchteten Abzuge der Truppen in Hsüenhuafu zuvorzukommen, entschloß sich Oberst Graf Yorck am 16. nachmittags, den eigenen Vormarsch aufs Aeußerste zu beschleunigen. Die fast 75 km betragende Strecke Quailai — Hsüenhuafu, von der namentlich der zweite Theil, von Kiming aus, über sehr schwierige Gebirgswege führte, sollte in zwei Tagen, am 17. und 18. November, zurückgelegt werden.

Trotz des schneidenden, der Marschkolonne direkt entgegenwehenden heftigen Nordwestwindes und trotz der beschwerlichen Wege erreichte das Detachement am 17. November bei schon einbrechender Dunkelheit sein Marschziel, den am Eingange zum zweiten Randgebirge der Mongolischen Hochebene gelegenen Ort Kiming. Die Kavalleriespitze war spät nachmittags dicht westlich Kiming auf die letzten abziehenden Chinesen gestoßen, die das unerwartet weite Vorgehen der Verbündeten jedenfalls aus ihrer schon bezogenen Unterkunft wieder aufgeschreckt hatte.

Am nächsten Tage sollte der Marsch über das Gebirge bis Hsüenhuafu fortgesetzt werden. Die Hoffnung auf einen Kampf war noch gestiegen, weil Kameltreiber, die die Stadt erst am Morgen des 17. verlassen haben wollten, mit aller Bestimmtheit behaupteten, daß die Stadt noch voll von Chinesischen Truppen gewesen sei. Nach den vom Obersten Grafen Yorck getroffenen Anordnungen hatte die Reitereskadron am 18. 5 Uhr früh aufzubrechen, den Yangho unterhalb (südöstlich) von Hsüenhuafu zu überschreiten, und zu versuchen, auf die in nordwestlicher Richtung wegführende Rückzugsstraße des Gegners zu kommen. Mit dem übrigen Detachement wollte Oberst Graf Yorck erst zwei Stunden später folgen, um der Kavallerie auf dem zu überschreitenden, schwierigen Gebirgspasse einigen Vorsprung zu lassen. Daß sie in dem Pässe selbst auf irgend welchen Widerstand des Feindes stoßen würde, schien nach dem bisherigen Verhalten des Gegners ausgeschlossen zu sein.

Leider gelang es trotz der großen Marschanstrengungen, die alle Theile, gehoben durch die Aussicht auf einen Kampf, in glänzender Weise ertragen haben, nicht, die Hauptkräfte der Chinesen noch zu fassen. Die von Anfang an in Hsüenhuafu gewesenen beträchtlichen Kräfte hatten ihren Abzug bereits im Laufe des 16. November begonnen, und die am 17. November in Kiming

aufgejagten Chinesen, von denen Theile erst in der Nacht Hüenhuafu erreicht hatten, waren nach ganz kurzer Rast wieder aufgebrochen und — schon in ziemlicher Auflösung — weiter abgezogen. Nur die Reiterschwadron, die mit größter Anstrengung, aber ohne Verlust von Mann und Pferd, 5 km südlich Hüenhuafu über den halb offenen, halb gefrorenen, reißenden und breiten Yangho gekommen war, stieß bei ihrem weiteren Vorgehen westlich um Hüenhuafu herum auf mehrere der letzten Abtheilungen der fliehenden Chinesen und sprengte sie durch einige Attacken völlig auseinander, die Reste noch weit verfolgend. Erst am 19. nachmittags kehrte sie nach Hüenhuafu zum Detachement zurück.

Außer einer schwachen lokalen Besatzung in Kalgan und Hüenhuafu, die lediglich polizeilichen Zwecken diente, und deren Errichtung der Feldmarschall den Ortsbehörden für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung genehmigt hatte, da er selbst die Vorschreibung ständiger Garnisonen dorthin nicht beabsichtigte, haben sich in der ganzen Gegend nie wieder Chinesische Truppen gezeigt.

Bereits am 19. November ließ Oberst Graf Jord Kalgan durch Theile des Detachements (eine Deutsche, eine Italienische Compagnie, den Rest des Oesterreichischen Matrosendetachements) besetzen; die Hauptkräfte folgten am 20. nach einem dringend nöthig gewordenen Ruhetage dorthin nach, um in Kalgan mehrere Tage (bis einschließlich 22. November) wegen umfangreicher Beitreibungen von Pelzen für den Winter und von Schlachtvieh zu bleiben.

Auf dem Rückmarsche wurde am 27. November morgens in Huailai Oberst Graf Jord von seinem Burtschen mit den Anzeichen einer schweren Kohlenoxydgasvergiftung bewußtlos auf seinem Lager gefunden. Er schien schon mehrere Tage sich nicht ganz wohl gefühlt zu haben und hatte daher namentlich nachts bei der herrschenden strengen Kälte ein starkes Bedürfniß nach Erwärmung empfunden. Nachdem er den Abend vor seinem Tode noch in besonders heiterer Stimmung und bei anscheinend besserem körperlichen Befinden mit den Offizieren seines Stabes verbracht hatte, ist ihm das Hereinnehmen von zwei offenen Kohlenbecken — der üblichen Chinesischen Art des Heizens — in das zufällig mit dichten Papierfenstern versehene und enge Schlafzimmer verhängnißvoll geworden. Trotz sofort zur Stelle befindlicher ärztlicher Hülfe verschied Graf Jord am 27. November gegen 11 Uhr vormittags. — Es war ein erschütternder Augenblick, als das Detachement, welches bis auf eine in Huailai gebliebene Bedeckung seinen Marsch nach Tschatao ausgeführt hatte, abends vor dem letztgenannten Orte mitten in den vom Monde unsicher beleuchteten Chinesischen Bergen bei flackerndem Fackelschein die Leiche seines hochverehrten Führers empfing.

Am nächsten Tage brachen die Italienischen und Oesterreichischen Truppen mit der Deutschen 2. Eskadron unter dem Oberstleutnant Salsa über Jenking auf, um eine Strafexpedition wegen früherer Ausschreitungen gegen Christen

in der Gegend nördlich Jenking durchzuführen. Der Rest des verwaisten Detachements rückte nach einem Masttage in Tschatao nach Tshangpingtshou ab. Mitten im Gebirge, halbwegs zwischen Tschatao und Nantou, traf es den Oberquartiermeister des Armee-Oberkommandos, Generalmajor Frhrn. v. Gayl, den der Feldmarschall zur Uebernahme der Führung bestimmt hatte. Unter ihm gelang die Befreiung einer Reihe von Orten bei den Ming-Gräbern nördlich Tshangpingtshou, deren Einwohner im Juli 1900 ein benachbartes Christendorf unter unerhörten Greuelthaten dem Erdboden gleich gemacht hatten. 25 bekannte Boyerführer hielten sich dort noch auf und glaubten sich abseits der Hauptstraße in den Bergen vor Verfolgung sicher. Durch gleichzeitige nächtliche Umstellung von vier Dörfern gelang es der umsichtigen und energischen Führung, die Nester bei Tagesanbruch auszuheben und die Missethäter bis auf wenige entflozene in Gegenwart der übrigen Dorfbewohner der reichlich verdienten Strafe zuzuführen.

Am Mittag des 4. Dezember, einem prächtigen, sonnigen Tage, trafen die Truppen wohlbehalten und in vortrefflicher Verfassung in Peking wieder ein, nicht wenig erstaunend über die Gerüchte, die dort über einen angeblichen Mißerfolg, über Eingeschlossensein in den Bergen zc. einige Zeit Verbreitung gefunden hatten. —

Auch dieser Expedition ist der beabsichtigte Erfolg in hohem Maße beschieden gewesen. Wie dauerhaft er gewirkt hat, geht aus der Thatsache hervor, daß eine etwa sechs Wochen nach der Expedition des Grafen Jork bis Hsüenhuaifu vordringende Abtheilung berittener Infanterie*) die ganze Gegend noch immer frei von Chinesischen Truppen gefunden und bei allen Behörden bereitwilligstes Entgegenkommen und vollste Unterwürfigkeit festgestellt hat. Auch die Entschädigung der Missionen wurde infolge der vom Grafen Jork gegebenen Weisungen in direkten Verhandlungen mit den Missionaren erledigt und sogar einzeln reisende Europäer thatkräftig geschützt, ein deutlicher Beweis für den gegen früher eingetretenen Umschwung, den man bei Chinesen eigener reumüthiger Umkehr ohne äußeren Zwang schwerlich zuschreiben kann. —

Während die Expedition Graf Jork noch unterwegs war, ging ein kleineres Detachement unter Major v. Mühlensfels**) über Sankiatien dem Durchbruche des Hunho folgend westlich von Peking in die Berge, begleitet von dem Oberquartiermeister des Oberkommandos, Generalmajor Frhrn. v. Gayl. Es sollte Klarheit über die Verhältnisse in dem Theile des Hochgebirges schaffen, dessen schroffe Gipfel bis in fast greifbare Nähe an die Hauptstadt herantraten und dessen Kohlenschäde, täglich herangeführt auf Hunderten von Kamelen, die Grundlage für die Versorgung Peking's mit

*) Theile der Expedition des Obersten Pavel, die am 28. Dezember von Peking in die Gegend nordwestlich der Hauptstadt abrückte.

**) Vom II. Bataillon 1. Ostasiatischen Infanterieregiments.

Heizmaterial im kommenden Winter bildeten. Vielleicht konnte sich auch die Gelegenheit oder das Bedürfnis zu einem Zusammenwirken mit der Kolonne York ergeben, in deren Vormarschgebiet das Detachement ohne Weiteres zu gelangen vermochte.

Da der beabsichtigte Erfolg des Zuges nach Kalgan sich über Erwarten leicht und gründlich ergab, erwuchsen dem Detachement Aufgaben jenseits des Gebirges nicht, und es kehrte deshalb nach Peking zurück, nachdem die einzige Unbotmäßigkeit der sonst überall entgegenkommenden und unterwürfigen Bevölkerung, ein bewaffneter Widerstand des Ortes Anfiatschwang, schnell gebrochen worden war.

General Frhr. v. Geyl kam gerade rechtzeitig in Peking an, um zu der Uebernahme des Befehls über die Kalgan-Truppen an Stelle des verunglückten Grafen York erneut ausbrechen zu können.

Ein anderes Deutsches Detachement, bestehend aus dem I. Bataillon 2. Ostasiatischen Infanterieregiments mit berittener Infanterie*) und vier Gebirgsgeeschützen, rückte Ende Oktober unter Oberstleutnant Gündell von Schanhaitwan ab, um, im Marsche auf seinen zukünftigen Standort Peking im Allgemeinen der direkten Straße folgend, auf Anordnung des Feldmarschalls den Norden von Tschili abzustreifen, wo sich verbündete Truppen bisher nicht gezeigt hatten. Es traf am 20. Dezember in der Hauptstadt ein, ohne unterwegs einen anderen Widerstand zu finden, als den von bewaffneten Landeseinwohnern, mit denen es unterwegs zu zwei leichten Gefechten kam.

Zu großen Unternehmungen über das bisher besetzte Gebiet hinaus ist es für die nächste Zeit nicht mehr gekommen, da die bei den Chinesen unverkennbar eingetretene Bereitwilligkeit zu weitgehenden Zugeständnissen den Beginn der Friedensunterhandlungen in nahe Aussicht stellte. Nach der glatten Annahme der Ende Dezember den Chinesischen Unterhändlern endlich vorgelegten Forderungen der verbündeten Mächte lehnte der Feldmarschall zwar allgemeine Einstellungen der Feindseligkeiten ab, gewährte aber dem Groß-

*) Das Bataillon unter dem Kommando des Majors v. Schönberg war für die Beugnahme der Küstenbefestigungen bei Schanhaitwan als Landungsdetachement bestimmt gewesen (S. 37) und in dem wichtigen Küstenorte als Deutsche Besatzung verblieben, bis es durch das Eintreffen der 9. Kompagnie 3. und der 9. Kompagnie 4. Regiments mit den Nachtransporten frei wurde und zu seiner Brigade (1., in Peking liegend) herangezogen werden konnte.

Die berittene Infanterie war eine Improvisation des Deutschen Expeditionskorps, die sich in ausgezeichnete Weise bewährt hat. In ihr lag ein willkommenes Mittel, um die großen Entfernungen im Okkupationsgebiete rasch zurückzulegen und überraschend an gewissen Punkten zu erscheinen. Die Mannschaften saßen auf Chinesischen Ponies mit Chinesischer Sattelung; sie legten erforderlichenfalls an einem Tage Entfernungen von 70 bis 80 km selbst in schwierigerem Gelände zurück. Am Schlusse der China-Expedition befand sich bei jedem Infanterieregiment mindestens eine berittene Kompagnie.

sekretär Lihungtschang das Zugeständniß, daß Chinesische Truppen außerhalb des besetzten Gebietes unbehelligt bleiben sollten, solange nicht eine bedrohliche Ansammlung derselben oder irgend ein anderer militärischer oder politischer Grund Anlaß zum Einschreiten gäbe. Als unbedingt freizulassendes Okkupationsgebiet bezeichnete der Feldmarschall die ganze Provinz Tschili bis auf einen schmalen Streifen im Süden; im Norden und Westen fielen die Grenzen mit der großen Chinesischen Mauer zusammen.

Zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung hatte der Oberbefehlshaber das Land in weitem Umkreise um die Hauptmittelpunkte Peking, Tientsin und Paotingfu in Abschnitte eingetheilt und jeden Abschnitt einem Kontingent — einschließlich der Franzosen und Amerikaner — zur Ueberwachung durch zahlreiche kleine Kolonnen überwiesen. In der öfter durch Banden beunruhigten Gegend um Schanhaitwan und längs der Bahn von dort nach Tongku fiel, wie schon erwähnt,*) den Russen diese wichtige Aufgabe zu; sie hielten nicht bloß jede Störung von der Eisenbahn fern, sondern drückten auch das Räuberunwesen in weiterer Entfernung von Schanhaitwan bald nieder.

Die übrigen Expeditionskorps durchstreiften die ihnen überwiesenen Abschnitte unablässig und ebenfalls mit bestem Erfolge. Namentlich das Deutsche hat in umfangreichem Maße solche Züge ausgeführt.

Es würde zu weit führen, alle die kleineren Expeditionen im Einzelnen darzustellen.

Eine größere Unternehmung richtete sich Ende Dezember bis Anfang Januar gegen Chinesische Truppen, die in der Gegend von Miün und südlich festgestellt worden waren und von denen berittene Theile sogar eine Offizierspatrouille des I. Seebataillons etwa 20 km weit verfolgt hatten. Von Peking brach dazu Oberstleutnant v. Madai mit Theilen des I. Seebataillons auf, während der damals zufällig in der Gegend nordwestlich Tientsin auf Expedition befindliche Oberst Grüber Weisung erhielt, von Osten her auf Miün vorzubringen, um den Rückzug nach Nordosten und Norden abzuschneiden. Um auch die Richtung längs des Peiho zu verlegen, wurde Oberst Pavel angefeßt, der sich auf einem Zuge über Nankou—Tschatao in die Gegend von Jenking befand und nunmehr weiter auf Tsinganphu vordrang.

Es gelang allerdings nicht, die Chinesen vollkommen abzuschneiden und zu vernichten, weil sie schon am Tage nach dem Zagen der Deutschen Offizierpatrouille aus Furcht vor einem Angriffe begonnen hatten, in Richtung auf Kupeikhou abzugiehen. Unter der von Oberstleutnant v. Madai bis über Kupeikhou hinaus durchgeführten Verfolgung**) verwandelte sich aber der Rückzug des Feindes in wilde Flucht. —

*) S. 39, vorletzter Absatz.

**) Um außer seiner berittenen Infanterie noch weitere Kräfte schnell mit vorwärtszubringen, hatte er Infanteristen auf die Proßen und Geschütze der Marine-Feldbatterie gesetzt, von der die Bedienung beritten war.

Oberst Bavel stieß, von Tsinganphu in östlicher Richtung auf Saumpfad vordringend, auf den besetzten Gebirgsort Hophu, in dem eine starke und wohlorganisirte Bande von Boxern Zuflucht gesucht und bisher gefunden hatte. Ihr Führer hatte seinen Machtbereich mehr und mehr in der Umgegend ausgedehnt und zwang die Bewohner zur Stellung von bewaffneten Mannschaften und zur Bezahlung von Steuern. Für die nächste Zeit war von ihm, wie sich später herausstellte, sogar ein Raubzug nach Yenting beabsichtigt gewesen. Durch nächtlichen Anmarsch gelang es Oberst Bavel, das Nest zu überfallen und die Bande bis auf wenige Nester völlig zu vernichten.

Einige Zeit später durchquerte auch General v. Trotha das Hochgebirge westlich Peking von Sankiatien bis Tschatao mit einer Expedition. —

Welche Anstrengungen und Entbehrungen die zum größten Theil während des härtesten Winters im Hochgebirge ausgeführten Züge den Truppen auferlegt haben, vermag in vollem Umfange nur zu würdigen, wer die Chinesischen Berge mit ihren Saumpfaden in Schnee und Eis gesehen hat. Wie gerne alle die Anstrengungen getragen worden sind, dafür lieferten deutliche Beweise die lebendige Freude, mit der jede Truppe den Befehl zum Ausrücken begrüßte, und der Reiz, mit dem die Zurückbleibenden ihre glücklicheren Kameraden aufbrechen sahen.

Die Zeit der Friedensverhandlungen.

Raum scheint es nothwendig, auf den Unterschied in der militärischen Lage Ende September und Ende Dezember 1900 hinzuweisen.

Während damals nichts als der schmale Streifen der Vormarschstraße bis Peking in nicht einmal ruhigem Besitze der Verbündeten war, hielten sie jetzt fast die ganze Provinz Tschili in voller Botmäßigkeit besetzt. Die immer dringender werdenden Vorstellungen der Chinesischen Bevollmächtigten wegen des Beginnes der Friedensunterhandlungen und die Annahme der Forderungen der verbündeten Mächte Ende Dezember bewiesen, daß der immer fühlbarer gewordene Druck vollauf genügte, den Chinesischen Kaiserhof für den Beginn der Unterhandlungen gefügig zu machen.

Ihn während ihres Fortganges gefügig zu erhalten, dazu blieb der Feldmarschall von jetzt ab bereit.

Dafür das Deutsche Expeditionskorps in voller Stärke verfügbar zu machen, bildete einen ausschlaggebenden Gesichtspunkt für das Handeln des Grafen Waldersee.

Nach den Erklärungen verschiedener Regierungen war, wie schon erwähnt, die Wirksamkeit des Armee-Oberkommandos territorial auf die Provinz Tschili beschränkt. Man mag über die militärische Zweckmäßigkeit einer solchen Einschränkung denken, wie man will, jedenfalls mußte ihr in den vorbereitenden Maßnahmen für künftige Bedürfnisse Rechnung getragen werden.

Ohne Frage führte die Nothwendigkeit einer weiteren Verschärfung des militärischen Druckes über die Grenzen der Provinz Tschili hinaus, und der Feldmarschall konnte sich in diesem Falle nur dann als Herr der Lage fühlen, wenn ein genügend starkes, ihm unbeschränkt zur Verfügung stehendes Kontingent bereit war, im Nothfalle allein die Operation durchzuführen, während die übrigen Expeditionskorps in der Provinz Tschili die dort verbleibenden Aufgaben erfüllten, die in jedem Falle beträchtliche Kräfte erforderten. Diesen Expeditionskorps brauchte dann nicht die Frage vorgelegt zu werden, ob sie durch ihren Anschluß ein Vorgehen ermöglichen wollten, sondern sie mußten sich entscheiden, ob es ihrem eigenen Interesse entsprach, wenn sie von einer bevorstehenden Operation zurückblieben.

In wie umfassendem Maße das Handeln des Feldmarschalls Grafen Waldersee auch nach dieser Richtung erfolgreich gewesen ist, zeigt die Betrachtung der Verhältnisse Mitte Februar, als Verzögerungen in der Ausführung der von den verbündeten Mächten geforderten Bestrafungen Chinesischer Großwürdenträger eine Verschärfung des militärischen Druckes thatsächlich wünschenswerth erscheinen ließen, das einzige Mal in der ganzen Zeit der Friedensverhandlungen.

Von den Engländern sicherte und betrieb damals der größere Theil der vorhandenen Streitkräfte die Bahn Peking—Schanhaitwan, die die Russen Mitte Januar insolge nothwendig gewordener weiterer Verlegung von Kräften nach der Mandchurei aufgegeben hatten und die vom Feldmarschall nach kurzer Uebergangszeit mit Deutscher Verwaltung*) dem Englischen Kontingent überwiesen worden war. Das Englische Expeditionskorps erfüllte damit eine Aufgabe, die wegen der Englischen Ansprüche an die Bahn eine speziell Englische war und deren Erfüllung in gleicher Weise dem allgemeinen Interesse diente.

Das Französische Kontingent sicherte mit seinen Hauptkräften die Bahn Peking—Paotingfu—Ting und gegen Süden. Es vermochte sich — ebenfalls insolge des unmittelbaren Französischen Interesses an der Bahn — unter keinen Umständen von dieser Aufgabe freizumachen und diente damit in doppeltem Sinne den Absichten des Feldmarschalls, denn bei einem Vormarsch nach Schansi verlangte der Nachschub den Betrieb der Bahn und der Flankenschutz eine Sicherung gegen Süden. Aller Voraussicht nach konnten sich sogar die Franzosen von keiner Operation nach Süden oder Westen im Interesse ihrer eigenen politischen Ziele ausschließen.

Die Besetzung der Hauptstadt Peking und die Sicherung gegen Norden und Nordwesten erforderten während der geplanten Operation weiter-

*) Der Betrieb durch das Deutsche Eisenbahnbataillon arbeitete trotz großer Schwierigkeiten mit Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Die Leistungen in diesem Dienste stellen sich der hervorragenden Wauthätigkeit an der Strecke Yangsun—Peking und der Brücke von Hanku ebenbürtig an die Seite.

hin besondere, und zwar starke Streitkräfte. Dazu waren die Japaner, die anderswo im Operationsgebiet ein spezielles Interesse nicht zu vertreten hatten, durchaus geeignet. Sie hatten außerdem in ihrem obersten Führer, dem General Yamaguchi, eine in hohem Grade befähigte Persönlichkeit, um die Durchführung der Aufgabe zu leiten.

Die rein lokale Sicherheit von Peking mußten sogar die wenigen noch vorhandenen Amerikaner unterstützen.

Für die Operation selbst war das ganze Deutsche Expeditionskorps frei, von dem nur schwache lokale Besatzungen in den drei Hauptstädten Peking, Paotingfu und Tientsin zurückzubleiben brauchten. Auf das Italienische Kontingent und das Oesterreichische Landungsdetachement konnte ebenfalls gerechnet werden. Da sie stark genug waren, die Aufgabe im Nothfalle allein durchzuführen, stand zu erwarten, daß — theils freiwillig, theils unter dem Zwange der Lage — das eine und das andere Kontingent sich dem Vormarsche anschließen würden, wie es thatsächlich geschehen ist. Trotzdem wäre das Deutsche Expeditionskorps, da von allen übrigen nur Theile freigemacht werden konnten, immer das weit überwiegende geblieben und hätte der Operation seinen Stempel aufgedrückt.

In großen Zügen plante der Feldmarschall das Unternehmen in folgender Weise:

Das Operationsziel war Tsaiyüanfu.

Hatten die in Schansi stehenden Chinesischen Truppen die Absicht, sich dieser Ausdehnung der Okkupation zu widersetzen, so mußten sie auf dem Wege dorthin aller Voraussicht nach gefunden werden; die vorliegenden Nachrichten ließen sogar einen Widerstand schon im Gebirge an der Grenze Schansis erwarten.

Der Vormarsch sollte, falls die Franzosen theilnahmen, in vier, sonst in drei Gruppen vor sich gehen.

Die 1. Deutsche Brigade, ohne ein in Peking zurückbleibendes Bataillon, und das Italienische Kontingent erhielt als nördlichste Kolonne von Peking aus die Straße über Tschou—Kuangtschang—Kingthiu und die in ihrer Nähe über das Gebirge führenden Pfade.

Südlich von ihr ging von Paotingfu aus die 2. Deutsche Infanteriebrigade, ebenfalls unter Zurücklassung eines Bataillons in dem bisherigen Standort, über Thang—Fouping—Wuthai vor.

Beide Kolonnen, über die dem Kommandeur des Deutschen Expeditionskorps, Generalleutnant v. Leffel, der gemeinsame Befehl zugebracht war, hatten sich nördlich Tsaiyüanfu zu vereinigen.

Betheiligten sich Französische Truppen an der Operation, so sollten sie den Vormarsch auf der Straße bewerkstelligen, auf welcher sie bereits standen, nämlich über Chéngting—Suolu—Phingting auf Tsaiyüanfu.

Blieben sie zurück, so trat an ihre Stelle die 3. Deutsche Infanteriebrigade. Sonst erhielt diese den Auftrag, im Verein mit einer Infanterie- und einer Kavalleriebrigade, die von dem sich innerhalb Tschilis anschließenden Englischen Kontingent verfügbar gemacht werden konnten, zunächst auf Schuntë zu marschiren und von dort aus ein starkes Detachement über das Gebirge in die Gegend südlich Tschaiüanfu vorzutreiben. Sie sollte dann mit den verbleibenden Kräften so weit als möglich nach Süden vordringen, wenn angängig, bis in die Provinz Honan hinein.

Zu jeder Deutschen Brigade trat eine Eskadron des Ostasiatischen Reiterregiments. An Artillerie befand sich bei der nördlichsten Kolonne eine Italienische Gebirgsbatterie; die beiden Deutschen Gebirgsbatterien wurden den beiden anderen Brigaden des Deutschen Expeditionskorps zugebacht. Des zu durchschreitenden Geländes wegen nahm der Feldmarschall Feldbatterien vorläufig nur für die in der Ebene vordringende 3. Infanteriebrigade in Aussicht.

Die Rücksicht auf die Jahreszeit forderte dazu auf, den Monat März für die Operation abzuwarten. Der Februar war neben der zweiten Hälfte des Januar der Kälte und der Stürme wegen die schlechteste Zeit des Winters, das Hochgebirge in ihm von Schnee und Eis noch bedeckt. Der Beginn des allgemeinen Vormarsches hing dann von der 3. Deutschen Brigade ab, da sie von Tientsin aus herangezogen werden mußte und dort erst am 1. März antreten sollte. Sie erhielt zunächst die Richtung auf Hofien; ehe sie diesen Punkt erreichte, mußte sich die Btheiligung der Franzosen entschieden haben, und es stand noch völlig frei, sie weiter über Huolu oder auf Schuntë anzusetzen.

Für seine Person beabsichtigte der Feldmarschall, sich mit dem Oberkommando unter Bedeckung der Deutschen Ostasiatischen Jägerkompagnie und einer Englischen Eskadron zunächst nach Chengting zu begeben und die ersten Bewegungen von dort aus zu leiten.

Von der in Peking zurückbleibenden starken Garnison*) sollte zur Sicherung gegen Nordwesten und Norden der Paß Nankou—Tschatao dauernd besetzt und ein Detachement in die Gegend von Miyün verlegt werden, während kleinere Abtheilungen von Tientsin**) aus zu beiden Seiten des Kaiserkanals bis an die Grenze von Schantung vorzutreiben waren. —

*) In Peking blieben:

Deutsche:	2 Seebat. mit 1 Marineseldbatt., 1 Bat. der 1. Inf. Brig., I. Feldart. Abth.	Japaner:	3 Bat., 2 Eskadr., 2 Battr.
Italiener:	3 Kompagnien.	Franzosen:	Wahrscheinlich 2 Bat., 2 Battr.
Oesterreicher:	Das Landungsdetachement.	Engländer:	2 Bat., 1 Austr. Marinedetach.
		Amerikaner:	10 Inf. Komp., 1 Eskadr., 1 Battr.

**) An Deutschen Truppen blieb dort ein von der 3. Brigade zurückzulassendes Bataillon und eine von Schamshaitwan—Chingwantau heranzuziehende 9. Kompagnie.

Ueber den entscheidenden militärischen Erfolg des Unternehmens kann nicht der geringste Zweifel bestehen, wie die späteren Gefechte im Gebirge nordwestlich, westlich und südwestlich Paotingfu bewiesen haben, die fast durchweg von schwächeren Kräften als jede einzelne Vormarschkolonne siegreich durchgeführt worden sind.

Die ersten dieser Gefechte gingen aus der eigenen Initiative solcher Abtheilungen hervor, welche, wie schon den ganzen Winter über, zu Erkundungen und Begebeuerungen auf den einzelnen Gebirgswegen entsandt waren und welche die Aussicht, endlich an einen achtenswerthen Feind zu kommen, in freudige Aufregung und Ungebuld gebracht hatte. Nachdem ein Detachement des 4. Ostasiatischen Infanterieregiments unter Oberst Hoffmeister am 20. Februar etwa 3000 Mann regulärer Chinesischer Truppen, die angriffsweise gegen die vorgetriebenen Deutschen Aufklärungsabtheilungen vorgegangen waren, bei Kuangtschang völlig geschlagen hatte, stürmte Hauptmann Hagenberg am 21. Februar mit seiner Pionierkompagnie und Theilen der 1. Kompagnie des 3. Regiments den stark besetzten und befestigten Anfsulingpaß westlich Paotingfu.

Als dann eine von dem Passe aus bis zur großen Mauer unter Oberstleutnant v. Wallmenich vorgehende Erkundung durch ein Gefecht am 1. März die Anwesenheit erheblicher und zum Widerstande entschlossener Chinesischer Streitkräfte noch diesseits der Mauer am Tschangtschönningpaß festgestellt hatte, ordnete der Feldmarschall unverzüglich die Säuberung des ganzen Gebietes bis zur Grenze von Schansi und dauernde Besetzthaltung des Thores an der Mauer an. Dieser Befehl wurde durch Oberst Frhrn. v. Ledebur am 8. März mit der Erstürmung der am 1. März erkannten Chinesischen Stellungen an der Mauer vollzogen, wobei ganz besonders das aus Bayern bestehende II. Bataillon 4. Regiments unter seinem Kommandeur, dem Grafen Montgelas, Gelegenheit fand, sich durch seine Marsch- und Gefechtsleistungen im Hochgebirge hervorzuthun. Die Chinesen gingen nach schweren Verlusten in voller Flucht zurück, bis weit hinein nach Schansi verfolgt von Deutschen Reitern.

Unter dem Gesichtspunkte des militärischen Erfolges kann man es fast bedauern, daß der Einfall in Schansi Anfang März nicht zu Stande gekommen ist.

Schon die Drohung, hinter der man allerdings auf Chinesischer Seite den zur Ausführung entschlossenen festen Willen des Feldmarschalls deutlich fühlte, hat genügt, um den Kaiserhof gefügig zu machen. Binnen fünf Tagen lag die Unterwerfung unter alle bis damals feststehenden Bedingungen vor, und noch vor Schluß des Monats Februar wurden die geforderten Hinrichtungen vollzogen.

Der Feldmarschall begnügte sich mit diesem vollen, allerdings weniger sichtbaren Erfolge und verschob die Operation, die wahrscheinlich eine glänzende

Beleuchtung seiner Thätigkeit geliefert hätte. Mit schwerem Herzen hat das Deutsche Expeditionskorps die Aussicht schwinden sehen, einem wirklichen Gegner gegenüber in schwierigsten Geländebeziehungen seine Tüchtigkeit zu erproben. Mit größter Freude begrüßten daher die dazu berufenen Theile die Unternehmung gegen die Chinesen bei Huolu in der zweiten Hälfte des April.

Den Anlaß dazu gab nachstehende Lage.

Nach der Einnahme von Paotingfu war den Franzosen mit Rücksicht auf ihre unmittelbaren Interessen an der bis Ting reichenden Eisenbahn die Besetzung und Sicherung des Gebietes südlich Paotingfu überlassen worden. Ihr vorderster Posten war vorgeschoben bis Huolu und stand dort starken Chinesischen Kräften unter dem General Liu dicht gegenüber.

Für den Feldmarschall lag zunächst kein Anlaß vor, seinerseits eine Aenderung in diesen Verhältnissen herbeizuführen.

Die Lage bei Huolu blieb auf diese Weise den Winter über unverändert, obwohl der Französische Kommandeur in Paotingfu, General Bailloud, allem Anschein nach mehr als einmal auf ein Zurückwerfen der Chinesen gedrungen hatte.

Mit dem Vorschreiten der Friedensverhandlungen rückte die Frage der Zurückziehung der Truppen aus den entferntesten Theilen des ausgedehnten Okkupationsgebietes allmählich in den Vordergrund, und namentlich schienen die Franzosen Anfang April die Absicht zu haben, das Gebiet von Chêngting und Hokien der Chinesischen Verwaltung zu übergeben.

General Bailloud glaubte aber, und wohl mit Recht, nicht zurückgehen zu dürfen, bevor nicht die ihm dicht gegenüberstehenden Chinesen bis über die Grenze von Schansi abgezogen waren, doch lehnte General Liu die deshalb an ihn gerichteten Aufforderungen ab, bei denen Französischerseits zuletzt sogar die Vermittelung von Lihungschang benutzt worden sein soll.

Hierzu kam außerdem, daß um die gleiche Zeit schon länger bestehende Gerüchte über einen Vorstoß, den Lungfuhsiang aus der Mongolei über Kalgan auf Peking planen sollte, sehr bestimmte Form annahmen. Aus der Weigerung des Generals Liu wurde ein beabsichtigtes Zusammenwirken mit Lungfuhsiang abgeleitet.

Die Angelegenheit begann damit das allgemeine Interesse zu berühren. Der Feldmarschall verlegte daher einen dauernden Deutschen Posten*) nach

*) Die bisher in Peking stehende 2. Eskadron des Deutschen Ostasiatischen Reiterregiments und ein Zug Infanterie. Von ihren Patrouillen erstreckten sich die des Leutnants v. Kummer über Kalgan hinaus mehr als 200 km in die Mongolei; Oberleutnant Kirsten ritt südlich davon auf Tathung; Leutnant v. Bergen nahm von Tathung aus noch die Richtung nach Süden auf Tai; Leutnant des Aris patrouillirte von Huailai über Kuangtschang auf Singhju. Diese in unbekanntem Gebirgslande fast durchweg ohne Karte gerittenen Patrouillen, die von der Unternehmungslust und Findigkeit der Führer, der Ausdauer von Mann und Pferd ein glänzendes Zeugniß ablegen, stellten sehr bald die Grundlosigkeit der Gerüchte über die Ansammlung von Truppen in diesen Gegenden fest.

Tschatao, um von dort aus mit der Aufklärung weit bis über die Grenze von Tschili hinaus zu greifen, und ertheilte außerdem auf Grund einer telegraphischen Weisung von Seiner Majestät dem Kaiser aus Berlin am 12. April dem Kommandeur der 2. Infanteriebrigade,*) Generalmajor v. Kettler, mit Benachrichtigung des Korpskommandos den Befehl, unter Vorgesetzthaltung des Tschangtschönling-Passes die bei Huolu stehenden Chinesen bis über die große Mauer zurückzuwerfen. Generalleutnant v. Kessel begab sich persönlich zu der 2. Brigade.

Der Kommandeur des Französischen Expeditionskorps, General Boyron, erhielt Mittheilung von den Anordnungen; es blieb ihm überlassen, ob er sich an dem Vorstoße, zu dessen Durchführung die Deutschen Kräfte allein ausgereicht hätten, betheiligen wollte oder nicht. Nach Lage der Verhältnisse war von Anfang an nicht anzunehmen, daß General Boyron seine Truppen zurücklassen würde, um Deutsche Truppen an einer Arbeit zu sehen, die General Bailloud für sich selbst bisher vergeblich erstrebt hatte, und so kam als Schluß der militärischen Operationen das gemeinsame Deutsch-Französische Vorgehen gegen den General Liu zu Stande.

Unmittelbar nach Beginn der ersten Bewegungen versuchte der Großsekretär Tschungtschang wiederholt, von dem Feldmarschall die Einstellung des Vormarsches zu erreichen, versichernd, daß die Chinesen auf Grund eines unter dem 16. April erlassenen Kaiserlichen Ediktes an den Gouverneur von Schansi im Begriffe seien, freiwillig zurückzugehen. Aber ebenso, wie der Feldmarschall schon früher äußeren Einflüssen gegenüber seine Entschlüsse festgehalten hatte, lehnte er auch diesmal jedes Eingreifen den Chinesischen Friedensunterhändlern gegenüber mit dem Hinweise ab, daß der General Liu nunmehr alle Folgen seines Verweilens in Tschili, dessen Grenze im Westen den Chinesen als Demarkationslinie bezeichnet worden war, selbst tragen müsse.

Thatsächlich hat der genannte General seine eigentlichen Verteidigungsstellungen, welche stark befestigt zwischen Huolu und Tsinghing dreifach hintereinander angelegt waren, so eilig verlassen, daß ihn das zwischen den Generalen v. Kettler und Bailloud für den 23. April verabredete entscheidende Vorgehen**) hier nicht mehr zu erreichen vermocht hat.

Auf Deutscher Seite war von Generalleutnant v. Kessel für diesen Fall schon vorher in Aussicht genommen, nördlich der Hauptstraße Huolu—Kufuan

*) In und um Baotingsu. An Infanterie wurde der Brigade noch das II. Bat. 1. Inf. Regts. mit Eisenbahn aus Peking zugeführt. Die Zuteilungen an anderen Waffen ergeben sich aus Anlage, II. Deutschland, Baotingsu.

**) Der Angriff war derart geplant, daß ein Theil der Franzosen bei Huolu den Feind in der Front beschäftigen, der andere von Phingschan auf Püschuitien vorgehen sollte, während die Deutschen, in drei Kolonnen nach westlich Phingschan ausholend, die Richtung auf Tsinghing nahmen. Damit wurden die beiden hintersten Stellungen der Chinesen von vornherein umgangen.

in breiter Front rasch bis zur großen Mauer vorzubringen, während den Franzosen die Pässe von Kufuan und südlich überlassen blieben. Die Ausführung dieser Absicht führte, da die Chinesen an der Grenze von Schansi, zum Theil sogar mehrere Kilometer diesseits der Mauer, gefunden wurden, am 23. und 24. April zu einer Reihe von Gefechten zwischen Heishankuan und Kufuan, in denen die Deutschen Detachements den Feind — meist in voller Flucht und unter schweren Verlusten — nach Schansi hineinwarfen.

Der größte Erfolg fiel den beiden südlichsten Kolonnen unter Oberstleutnant v. Wallmenich und Major v. Mülmann zu. Oberstleutnant v. Wallmenich hatte am 23. April zuerst ein siegreiches Gefecht an dem Mauertore etwa 8 bis 10 km nördlich Kufuan. Der später auf dem Kampfplatze eintreffende Detachementsführer, Major v. Mülmann, übernahm dann die Verfolgung des zum Theil in südlicher Richtung diesseits der Mauer flüchtenden Gegners, stürmte nach etwa 6 km eine feindliche Aufnahmestellung und stieß über diese hinweg, ihm selbst völlig überraschend, in die linke Flanke der von den Chinesischen Hauptkräften*) besetzt gewesenen Stellung, die etwa 5 km östlich Kufuan sich quer über die Straße zog. Unter Zurücklassung von 16 modernen Schnellfeuergeschützen und einer großen Zahl von Geschützen älterer Konstruktion entzogen sich die Chinesen einem weiteren Kampfe durch fluchtähnlichen Abzug über Kufuan, darüber hinaus noch verfolgt von berittenen Deutschen Abtheilungen. Der erst am 24. April bei Kufuan eintreffende General Bailloud stand nicht an, die Leistungen der Deutschen Truppen in warmen Worten anzuerkennen und auch seinerseits die Nothwendigkeit ihres Vordringens bis Kufuan, d. h. auf die Französische Vormarschstraße, als in der taktischen Lage des 23. begründet hervorzuheben.

Nördlich des Oberstleutnants v. Wallmenich stieß Major v. Mühlenfels mit dem II. Bataillon 1. Regiments auf eine von Natur ganz besonders starke feindliche Stellung am Thore von Kuchang. Er stand daher von einem entscheidenden Angriffe am 23. ab, um dabei nicht die Wirkung von Gebirgsartillerie zu entbehren, deren Zusendung er bei General v. Kettler erbeten hatte. Unter dem Eindrucke der übrigen Niederlagen an der Mauer gaben aber die Chinesen ihre feste Stellung in der Nacht zum 24. April auf, so daß Major v. Mühlenfels bei Tagesanbruch keinen Widerstand mehr fand.

Noch weiter nördlich verjagte Oberst Hoffmeister am 23. April mit Theilen seines Regiments und der 8. Gebirgsbatterie einen Gegner nach kurzem Gefechte von der Mauer, während Oberst Frhr. v. Ledebur, dessen Kolonne den weitesten Weg auf sehr beschwerlichen Gebirgspfaden zurückzulegen hatte, die Grenze von Schansi etwas südlich Heishankuan am 24. erreichte und das Thor der Mauer ohne Kampf besetzte.

*) 7000 bis 8000 Mann.

Das Gesamtresultat der Gefechte kam einer völligen Niederlage der Chinesischen Truppen gleich, deren Wirkung sich auf etwa 15 000 Mann aus sechs Provinzen*) und die noch vorhandenen besten, an der Grenze von Schansi eingezogenen Streitkräfte erstreckte. Die nachfolgenden Patrouillen haben die zunehmende Auflösung der Truppenteile, von denen die Soldaten in Scharen weggelaufen sind, überall festgestellt.

Leider hat der Erfolg auch auf Deutscher Seite mehrfache Opfer geordert.**)

Vom 26. April ab kehrten die Truppen in kleinen Märschen in ihre Standorte zurück. —

Wenn es auch — vom rein militärischen Standpunkte aus: leider — zu einer allgemeinen Operation nicht mehr gekommen ist, so beweist doch der Gang der Ereignisse, daß namentlich gegen Schluß der China-Expedition erhebliche Teile des Deutschen Expeditionskorps Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit mit schönen Erfolgen gefunden haben.

Darin lag ein großer Nutzen auch in politischer Hinsicht. Die sich wiederholenden Niederlagen an der Grenze von Schansi und das Bereitstehen starker und gefürchteter Kräfte zu weiterem Vormarsch in die Provinz hinein haben dafür gesorgt, daß die Gefügigkeit des Chinesischen Kaiserhofes bis zum Ende aufrechterhalten worden ist, trotz des schleppenden Ganges der Verhandlungen, deren Langsamkeit allerdings den Chinesen schwerlich zur Last gelegt werden darf.

Wenn man nichts in Betracht zieht als das militärische Handeln des Feldmarschalls Grafen Waldersee und den schwierigeren Theil seiner Aufgabe, die diplomatische Wirksamkeit, ganz außer Betracht läßt, leuchtet schon sein hohes Verdienst um den glücklichen Gang der Ereignisse hell hervor. Was seiner Kommandoführung das Merkmal aufgeprägt hat, ist das auf jedem Schritt erkennbare zielbewußte und weit vorausschauende Handeln, welches nicht bloß die sich darbietenden Verhältnisse ausnutzt, sondern, die Entwicklung der Dinge schon beeinflussend, sich die Verhältnisse auch schafft.

Eine außergewöhnliche Kraft stand ihm beim Oberkommando in dem Chef des Generalstabes zur Seite, dem Generalmajor v. Schwarzhoff, der schon bei den völkerrechtlichen Verhandlungen im Haag 1899 die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Der Tod dieses Mannes bei dem Brande des Winterpalastes in der Nacht vom 17. zum 18. April 1901 und

*) Schansi, Honan, Supeh, Hunan, Kwangsi, Nganhwei (Anhui).

***) Gefallen: Leutnant Drewello des 1. Infanterieregiments und 7 Mann; verwundet und sonst verletzt: 5 Offiziere, 46 Mann.

das tragische Ende des Obersten Graf Yorck v. Wartenburg sind schwere und unvergeßliche Verluste nicht bloß für das Deutsche Heer, sondern für das ganze Vaterland.

Auch das Deutsche Expeditionskorps hat sich durch seine unermüdbliche Thätigkeit, seinen Drang, an den Feind zu kommen, seine rücksichtslose Ausdauer in allen Strapazen und seine Mannszucht die Achtung aller Verbündeten und Furcht beim Gegner zu erringen gewußt. Es hat gezeigt, daß der alte Geist auch in der neuen Generation noch lebt, und hat dafür den schönsten Lohn des Soldaten geerntet, die Anerkennung und den Ausdruck der Zufriedenheit seines Allerhöchsten Kriegsherrn.

Anlage.**Zusammenstellung der in Petchili vorhandenen verbündeten Streitkräfte.****I. Stand Anfang Oktober 1900.****1. Deutschland.**

(Stärke an Kombattanten rund 10 200 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Tientsin.

- Tientsin:** Stab der 1. Inf. Brig.
 " " 2. " "
 Regts. Stab 1. Inf. Regts.
 Inf. Regt. 3 ohne 2 Komp. (davon eine noch nicht ausgeschifft).
 " " 4 " 1 " (noch nicht an Land).
 Reiterregt. (in Formirung und Verittenmachung begriffen).
 Felbatt. Regt. ohne 1 Zug 3. Battr.
 Stab Pion. Bat.
 1. Pion. Komp.
 Korpsst. Abtheil.
 Sämmtl. Kol. und Trains außer Pferde depot.
- Peking:** II. Bat. Inf. Regts. Nr. 1.
 Regts. Stab 2. Inf. Regts.
 II. Bat. Inf. Regts. Nr. 2.
 1 Zug 3. Felbbattr.
- Tongku:** Marine-Expeditionskorps (I. II. Seebat., Martinesfeldbattr., Pion. Detach.)
 2 Komp. Inf. Regts. Nr. 1 (2., 4.)
 1 " " " " 3.
 Schwere Haubizbattr.
 2. Pion. Komp.
 Pferde depot.
- Jangtsun:** 1 Eisenbahnbaukomp.
- Schanhaitwan:** }
Chingwantau: } I. Bat. 2. Inf. Regts.
- Schanghai:** 2 Komp. Inf. Regts. Nr. 1 (1., 3.).

Die Verstärkung (4 Bat., 1 Jägerkomp., 6 Stappentomp., 1 Eskadr., 3 Feldbattr., 1 Battr. schwerer Haubizen, 1 Pion. Komp., 2 Eisenb. Komp.) war in der Zeit vom 14. bis 24. Oktober auf der Taku-Mhebe zu erwarten.

2. Rußland.

(Stärke an Kombattanten rund 10 000 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Tientsin.

- Tientsin:** Stab 3. Dstfib. Schützenbrig.
 9. Dstfib. Schützenregt. (8 Komp.)
 10. " " " " ohne 3 Komp. (5 Komp.)
 2. Battr. Dstfib. Art. Brig.
 1 fliegender Art. Parf.
 1 Zug Sappeure.
- Peking:** Hier verbleibt nur 1 Komp. 5. Schützenregts. mit einer schwachen Abtheilung Kasaten. Der letzte Rest der früheren Besatzung (5. Schützenregt. ohne 1 Komp., 4 Sjomien des 1. Tschitinsky-Kas. Regts., 4 Battr. Dstfib. Art. Brig., 1 Komp. Sappeure, Zel. Komp.) befand sich auf dem Rückmarsche nach Tientsin, wo die Truppen vorläufig bleiben sollten.

- Tongku:** 3 Komp. 12. Ostf. Schützenregts.
Belag. Art. Parf.
- Peitang:** 5 Komp. 12. Ostf. Schützenregts.
An der Eisenbahn Tongku—Yangtsun: 2 Komp. 10. Ostf. Schützenregts.
Bei Schanghaiwan und an der Eisenbahn Lutai—Schanghaiwan:
Stab 2. Ostf. Schützenbrig.
6. Ostf. Schützenregt. (8 Komp.).
7. " " " (8 ").
2 Eskadren des Werschneudinski Kas. Regts.
3 Battr. Ostf. Art. Brig.
- 2½ Eisenbahnkomp. an der Eisenbahn Yangtsun—Tongku und Tongku—Schanghaiwan.

3. England.*)

(Stärke an Kombattanten rund 10 000 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Peking.

- Tientsin:** 3 Komp. 7. Bengal Inf. Regts. †.
3 " 24. Punjab " " †.
Hongkong Inf. Regt.
1 Komp. Welsh Hüf. Regt.
5 Komp. Madras Pion. Regt. †.
2 " Chinesenregt. (aus Weichaiwei).
20. Punjab Inf. Regt.**) †.
Australische Marinebrig. (etwas über 400 Mann).
1 Eskadr. 1. Bengal Lancerregt. †.
2 " 3. Bombay Reiter †.
1 reit. Battr.
1 Zug Schnellf. Gesch.
Ein Theil der Hongkong Art.
2. Komp. Bombay Sappers †.
- Peking:** Stab der 1. Brig.
4 Komp. 7. Bengal Inf. Regts. †.
6 " 26. Bombay Inf. Regts. †.
7½ " 1. Sikh Regt. †.
4½ " 24. Punjab Inf. Regt. †.
3 " Welsh Hüf. Regt.
Stab der Kav. Brig.
16. Bengal Lancerregt. †.
1. " " " (ohne 1 Eskadr.) †.
12. fahrende Battr.
Ein Theil Hongkong Art.
3. Komp. Madras Sappers †.
Tel. Abtheil., Eisenbahndetach., Ballondetach.
- Auf der Etappenlinie Tongku—Peking (Peiho und Bahnlinie):
Stab der Etappenlinie: Tientsin.
1 Detachement 7. Bengal Inf. Regts. †.
2 Komp. 26. Bombay Inf. Regts. †.
½ " 1. Sikh Regt. †. } Lungtschou.

*) Die mit † versehenen Theile sind Indische Truppen.

**) Zur 3. Brig. gehörig.

- 1 Detach. 7. Bengal Inf. Regts. Peitsang †.
 1 Komp. Madras Pion. Regt. Hsiku (dicht nördlich Tientsin) †.
 1 " " " " Hsinho (Station hinter Longtu in Richtung
 Tientsin) †.
 1 " " " " Yangtun †.
 1/2 " Chinesenregt. } Hofimu.
 1 Theil Hongkong Art. }
 1/2 Komp. Chinesenregt. Natou.
 4 " Bengal Sappers † } Bahnhof Fongtai (dicht südlich Peking).
 1 Detach. Bengal Lancers † }
 1 Eskadr. 3. Bombay Reiterregts. †, vertheilt auf die Stappenpunkte am
 Peiho von Peitsang bis Lungtshou.

Bei Schanghaiwan: Stab der 3. Brig.

34. Punjab Inf. Regt. †.
 4. " " " " †.
 6. Bengal " " † (ohne 2 Komp., die mit dem 28. Madras Inf.
 Regt. in Weihaiwei sind).
 Jodhpur Ulanenregt. †.
 1 Kofa Sapperskomp. †.
 1 Zug Schnellfeuergesch.

Eine 4. Brig. † (31. Madras Inf. Regt., Ulwar Inf. Regt., Bekaneer Inf. Regt.)
 ist später (infolge des weiteren Abziehens der Russen aus Tschili) von Hongkong nach der
 Provinz Tschili gezogen worden.

4. Italien.

(Stärke an Kombattanten rund 2100 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Tientsin.

- Tientsin: 2 Komp. Bersaglieri.
 1 Battr.
 Genie-, Sanitäts- und Verpflegungsabtheilung.
 Peking: 1 Inf. Bat.
 1 Matrosendetach. (etwa 500 Mann).
 Schanghaiwan: 2 Komp. Bersaglieri.
 In Longtu und Yangtun keine Bersaglieriposten.

5. Oesterreich.

(Stärke 423 Mann.)

Etwa 300 Mann und 4 Gesch. des Landungsdetachements in Peking. Der Rest in
 kleinen Posten an der Stappenstraße.

6. Frankreich.

(Stärke an Kombattanten rund 12500 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Tientsin.

- Tientsin: Stab der Marinebrig.
 " " Feldbrig.
 16. Mar. Inf. Regt. (3 Bat.).
 1 Eskadr. Chasseurs d'Afrique.
 3 Gebirgsbattr.
 2 Feldbattr.
 2 Geniekomp.
 Eisenbahnkomp.
 Tel. Abtheil.
 Trains und Parks.

Peking: 17. Mar. Inf. Regt. (3 Bat.) } mit Theilen vielleicht auch schon auf
 18. (1 :) } dem Rückmarsch nach Yangtsun.
 2 Gebirgsbattr.
 1 Feldbattr.
 1 Genielomp.

Auf der Stappenlinie Tongku—Peking:

1 Feldbattr.
 Linieninf. Regt.*)
 1 Genielomp.) Yangtsun.
 1 Gebirgsbattr.
 1 Komp. 18. Mar. Inf. Regt. Hosiwu.
 3 Komp. 18. Mar. Inf. Regt. Matou.
 1 Bat. 18. Mar. Inf. Regt. Tungtschou.

Von dem Juavenregt. (4 Bat.), zur Feldbrigade gehörig, war 1 Bat. in Richtung auf Paotinghsien und Patshou (beide Städte halbwegs Tientsin—Paotingfu) vorgeschoben, 2 Bat. noch nicht eingetroffen, 1 Bat. in Schanhaiwan.

Weiter noch nicht eingetroffen: 1 Estabr. Chasseurs d'Afrique.

7. Japan.

(Stärke an Kombattanten rund 6400 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Peking.

Tientsin: 2 Bat. Inf. Regt. Nr. 41.

1 Zug Kav.

1 Feldbattr.

1/2 Pion. Komp.

Peking: Stab der 21. Inf. Brig.

Inf. Regt. Nr. 21 ohne 2 Komp., letztere in Swangtsun (14 km südlich Peking).

5. Kav. Regt. (2 Estabr.) ohne 1 Zug.

I. Abtheil. 5. Feldart. Regts. (3 Battr.) ohne 1 Battr.

1/2 Pion. Komp.

San. Detach., Feldtel. und Eisenbahnabtheil.

Auf der Stappenlinie Tongku—Peking:

1 Komp. Inf. Regts. Nr. 41 Tongku, Koku, Hienshuihu.

1 : : : 41 Hosiwu.

2 : : : 41 Tungtschou.

Schanhaiwan: 2 Komp. Inf., welche am 7. Oktober durch weitere 2 Komp., 1 Zug Kavallerie und 1 Zug Pion. verstärkt werden sollten.

8. Vereinigte Staaten von Amerika.

(Stärke an Kombattanten rund 4000 Mann.)

Kommando des Expeditionskorps in Peking.

Tientsin: Stab der 2. Brig.

2 Komp. 15. Inf. Regts.

2 Bat. (4 Komp.) Mar. Inf.

1 : 3. Art. Regts.

* I. Bat 40 }
 I. : 58 } zur Feldbrig. gehörig.
 I. : 61 }

Peking: Stab der 1. Brig.
 9. Inf. Regt. (10 Komp.).
 14. " " (2 Bat.).
 5 Komp. Mar. Inf.
 1 Estabr. 6. Kav. Regts.
 1 leichte Battr. 5. Art. Regts.

Auf der Etappenlinie Tongku—Peking:
 1 Komp. 15. Inf. Regts. Tongku.
 1 " 9. " " Peitsang.
 Stab 6. Kav. Regts. } Yangtsun.
 1 Estabr. 6. Kav. Regts. }
 1 Komp. 9. Inf. Regts. Hoftwu.
 1 " 14. " " Matou
 1 " Mar. Inf. Lungtschou.

II. Stand vom Dezember 1900.

1. Deutschland.

(Stärke an Kombattanten rund 17 000 Mann.)

Schanhaitwan: 2 Inf. Komp. (9. Komp. Regts. Nr. 3 u. 4).
 Tongku—Tatu: 1 Battr. schwerer Feldhaubigen.
 1 Pion. Komp.

Tientsin: Korpskommando.
 3. Inf. Brig. (4 Bat.).
 Stab und 4. Reiterestabr.
 III. Feldart. Abtheil. mit 1 Gebirgsbattr.
 1 Pion. Komp.
 Korpsst. Abtheil.

Peking: 1. Inf. Brig. (4 Bat.).
 Jägerkomp.
 2. Reiterestabr.
 I. Feldart. Abtheil. mit 1 Gebirgsbattr.
 Marine-Expeditionskorps (2 Bat., 1 Battr., Pion. Detach.).

Baotingsfu: 2. Inf. Brig. (4 Bat.).
 1. Reiterestabr.
 1 Pion. Komp.
 II. Feldart. Abtheil.

Auf Etappe befinden sich: 2 Inf. Komp.
 3. Reiterestabr.

Die Eisenbahnbaukompagnien an der Eisenbahn Yangtsun—Peking.

2. Rußland.

(Stärke an Kombattanten rund 5300 Mann.)

Schanhaitwan: Stab der 2. Schützenbrig.
 7 Komp. des 5. Schützenregts.
 2 Estabr. des 1. Tschitinsky-Kas. Regts.
 4. leichte Battr.

An der Bahn Schanhaitwan—Tongku: 7. Schützenregt.
 Tongku—Tatu: 3 Komp. 6. Schützenregts.

Tientsin: Kommando.
 Stab und 4. Komp. 6. Schützenregts.
 Stab und 3 Eskadr. 1. Tschitinsky-Kaf. Regts.

Jangtsun: 1 Komp. 6. Schützenregts.

Peking: 1 Komp. 5. Schützenregts.
 1 Eskadr. 1. Tschitinsky-Kaf. Regts.
 1/2 Battr. (4 Gewehrkanonen und 2 leichte Geschütze).

Zum Ausbau und Betrieb der Bahn Schanhaiwan—Jangtsun: 2 Eisenbahn-Komp., 2 Pion. Komp., 1 Tel. Komp.

Bis Mitte Januar werden die Russischen Truppen aus der Provinz Tschili bis auf 5. Schützenregt. (8 Komp.), 3 Sotm. Tschitinsky-Kaf., 1 leichte Battr., 4 Maschinengewehre und einige Sappeure herausgezogen; Standort der Hauptkräfte alsdann Schanhaiwan.

3. England.*)

(Stärke an Kombattanten rund 11 500 Mann.)

Peking: Kommando.
 Stab der 1. Inf. und der Kav. Brig.
 Austral. Marine-Kontingent (250 Mann) mit zwei 12pfündigen
 Schiffsgeschützen.

7. Bengal Inf. Regt. (6 Komp.) †.	} 1. Brig.
1. Sikh. Inf. Regt. †.	
24. Punjab Inf. Regt. †.	
26. Bombay Inf. Regt. † (6 Komp.)	
16. Bengal Lancers (3 Eskadr.) †.	

12. Feldbatterie.
 Luftschiffer-Abtheilung.
 4. Komp. Bengal Sappers †.
 Telegraphen-Abtheilung.

Jöngtai: 7. Beng. Inf. Regt. † (2 Komp.).
 16. Bengal Lancers † (1/2 Eskadr.).

Tungtschou: 26. Bombay Inf. Regt. † (2 Komp.).
 16. Bengal Lancers † (1/2 Eskadr.).

An der Etappenstr.: 4 Komp. 1. Madras Pion. Regts. †.

Matou—Tientsin: 1/2 Komp. Hongkong Regts.
 1 Eskadr. 3. Bombay Reiterregts. †.

Tientsin: Stab der 4. Brig.
 Austral. Marinekontingent (200 Mann) mit vier 12 pfündigen
 Schiffsgeschützen.

20. Punjab Inf. Regt. † (zur 3. Brig. gehörig).	} 4. Brig.
Hongkong Regt. (7 1/2 Komp.).	
1. Madras Pion. Regt. † (4 Komp.).	
31. " Inf. Regt. †	

Bekaneer " " †
 Uswar " " †

3. Bombay Kav. Regt. † (2 Eskadr.).
 Battr. B der reit. Abtheil.
 2. Komp. Bombay Sappers.

*) Die mit † versehenen Truppen sind Indische Truppen.

Schanhaitwan: Stab der 3. Brig.
 6. Bengal Inf. Regt. † } 3. Brig.
 4. Punjab Pion. = † }
 Jodhpur Lancers †.
 Maler Kotla Sapper Komp. †.

4. Italien.

(Stärke an Kombattanten rund 2100 Mann.)

Peking: Kommando.
 1 Bat. Inf.
 1 = Matrosen.
 Stab und 3 Komp. Bersaglieri.
 1 Battr.
 Pion. Detach.
 Schanhaitwan: 1 Komp. Matrosen.
 Tientsin: Marinedetach.
 1 Komp. Bersaglieri.

Etappentruppen in Tongtu, Yangtsun und Tungtschou.

5. Oesterreich.

(Stärke an Kombattanten rund 400 Mann.)

Peking: Kommando.
 Matrosendetach.

6. Frankreich.

(Stärke an Kombattanten rund 15 000 Mann.)

Peking: Kommando.
 Stab der 1. Brig.
 5 Bat. } zur 1. (Feld-) Brig. gehörig.
 4 Battr. }
 Tientsin: 2 Bat. } zur 1. Brig. gehörig.
 2 Battr. }
 2 Bat., zur 2. Brig. gehörig.
 Schanhaitwan: 1 Bat. der 2. Brig.
 Paotingfu: } Stab der 2. Brig.
 Chêngting: } 3 Bat.
 1 Estabr. } zur 2. Brig. gehörig.
 3 Battr. }
 Auf Etappe: 2 Bat.
 1 Estabr. } der 1. Brig.
 1 Battr. }
 1 Bat. = 2. =

Notiz: Zur 1. Brig. gehören die Marine-Inf. Regt. Nr. 16, 17 und 18 zu je 3 Bat., zur 2. Brig. ein Linieninf. Regt. zu 3 Bat. und ein Zuavenregt. zu 4 Bat.

7. Japan.

(Stärke an Kombattanten rund 5600 Mann.)

Peking: Kommando.
 Stab der 21. Inf. Brig.
 Inf. Regt. Nr. 21.
 2 Estabr.
 2 Battr.
 1/2 Pion. Komp.
 Feldtelegraphen- und Eisenbahnabtheilung.

Tientsin: Inf. Regt. Nr. 41 ohne 1 Bat.
 1/4 Eskadr.
 1 Battr.
 Schanghaiwan: 1 Bat. Inf. Regts. Nr. 41.
 1/4 Eskadr.

8. Vereinigte Staaten von Amerika.

(Stärke an Kombattanten rund 1400 Mann.)

Peking: Kommando.
 10 Komp. Inf.
 1 Eskadr. Kav.
 1 Battr.
 Tientsin: 2 Komp. Inf.



7

2

e

9

2

Die Kasaken und die Russische Kavallerie.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 13. November 1901

von

v. Hippel,

Hauptmann im großen Generalstabe.

Mit einer Skizze in Steindruck.*)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Graf Nord kennzeichnet das Vordringen der Russen in Asien als die Jagd nach einer Grenze und sagt: „Es macht sich hier geltend, daß ein geordnetes Staatswesen räuberische Nomaden auf die Dauer nicht ertragen kann, weil durch sie eben der Begriff Grenze illusorisch gemacht wird, ein geordnetes Staatswesen aber nothwendig eine Grenze haben muß.“

In diesem Sinne hat Rußland Jahrhunderte lang keine Grenze gehabt, weder im südlichen Europa noch später auf den weiten Flächen Asiens.

In dem strittigen Uebergangsgebiete zwischen der Herrschaft der Großfürsten und der freien Steppe mußte sich auch das Volksleben in einer besonderen Art entwickeln. Auf diesem Boden und an diesen lojen Grenzen ist das Kasakenthum entstanden; ursprünglich ein Mittelglied zwischen den feindlichen Mongolenhorden und den Großfürstenthümern, wird es später zum wichtigsten Grenzschutz und bildet heute einen nicht unwesentlichen Theil der Wehrkraft Rußlands.

Das Unfertige, Werdenende im Russischen Reiche spricht sich aber darin aus, daß sich bis auf den heutigen Tag der Kasakenstand mit einem großen Theile seiner Eigenthümlichkeiten erhalten hat. Er spielt an den Asiatischen Grenzen noch jetzt eine ähnliche Rolle, wie sie ihm in früheren Jahrhunderten in den Steppen des südlichen Rußlands und bis tief in das 19. Jahrhundert am Kaukasus zufiel.

Zur Zeit der Herrschaft der Tataren, im 13. bis 15. Jahrhundert, die von ihren Sigen im Mündungsgebiete der großen Südrussischen Ströme den Tribut von den Großfürsten eintrrieben, war das weite Steppengebiet des südlichen Rußlands nur von wandernden Horden bevölkert. Von Norden

*) Für die geschichtlichen Angaben und die Skizze sind neben Russischen Quellen benutzt: Frhr. v. Tettau, Die Kasaken-Heere; Riessel, Les Cosaques; für die weiteren Ausführungen die Russische Tagesliteratur.

drangen allmählich in den Flußniederungen, vorzugsweise am Don und Dnjepr, Russische Elemente in die Steppe vor. Es waren zum Theil arme Auswanderer, die der fortwährenden inneren Kämpfe müde waren, zum Theil Abenteuerer und Flüchtlinge aller Art. Die gemeinsame Gefahr zwang zum Zusammenschlusse. Anfangs zu Fuß, im schützenden Schilde der Flußinseln, dann als kühne Fluß- und spätere Seeräuber, bildeten sie sich schließlich zu die Steppe beherrschenden Reiterstämmen aus, die mancherlei Sitte und Brauch den Tataren entlehnten. Ihr Name „Kasaken“ wird verschieden gedeutet und bezeichnet wahrscheinlich Leute, die ohne feste Wohnsitze und ohne bestimmte Staatsangehörigkeit leben.

Die dauernden inneren Kriege, die starke Bedrückung des Landvolkes, die Einführung der Leibeigenschaft im Jahre 1597 und die Religionsverfolgungen führten den Kasaken reichlichen Zuwachs aus Rußland zu. So blieb, trotz des Zuflusses Tatarischen und Türkischen Blutes, unter allen Kasaken das Russische Element und mit ihm die Griechisch-orthodoxe Religion vorherrschend und dadurch wurden sie Nationalfeinde der islamitischen Tataren und unbewußt schon in jener Zeit, in der sie als freie Steppenbewohner Niemandes Herrschaft anerkannten, die Vorkämpfer Rußlands für Glauben und Vaterland.

Seine reichste Entwicklung fand dieses alte Kasakenthum in den Steppen am Dnjepr — der Ukraine — das als Avantgarde sein dauerndes Heerlager nach Süden an die Stromschnellen, die „Porogen“, vorgeschoben hatte. — Gogol schildert in seinem Romane „Tarass Bulba“ dieses Raubritter- und Räuberleben der Saporoger-Kasaken, die 40 000 Reiter ins Feld stellten und bei denen charakteristisch ein alter Spruch lautete: „Wer das Land bebaut und Getreide säet, den soll man schlagen, bis er stirbt.“

Anfangs im Bunde mit den Polen, wurden sie im 16. Jahrhundert, als diese versuchten, ihre Selbständigkeit einzuschränken und sie für die Römisch-katholische Religion zu gewinnen, deren erbitterteste Gegner und kämpften schließlich auf der Seite des Zaren von Moskau gegen die Polen.

An den Ufern des Don und der Wolga waren ebenfalls selbständige Kasakenstaaten entstanden. Die mit dem Verfall der Tatarenherrschaft in die Steppen hineinwachsende Russische Macht schob dann die Kasaken vor sich her. Sobald ein Großfürst ihren Raubzügen an seiner Grenze ein Ende machte, sie in ihrer Selbständigkeit beschränkte, trieb es einen Theil der Steppenmänner weiter hinaus. Es entstanden die Kasaken an der unteren Wolga, am Ural und am Kaukasus. Die im alten Weidegebiete verbleibenden erkannten dann dem Namen nach die Herrschaft Rußlands an, waren aber thatsächlich selbständig. So sind seit 1570 die Don-Kasaken als amtlich bestehend von der Russischen Regierung anerkannt. Ende des 16. Jahrhunderts betraten die ersten Kasaken Sibirisches Gebiet. Im Dienste eines großen Moskauer Kaufhaujes zog der Kasak Jermak über

den Ural, und bereits am Ende des 17. Jahrhunderts finden wir die ersten Kasaken am Stillen Ozean. In Trupps von wenigen Hunderten drangen diese kühnen Pelzjäger vor, gründeten an den Flüssen ihre Niederlassungen, aus denen vielfach später die Sibirischen Städte entstanden. Ost zweigten sich auf der Suche nach neuen Jagdgebieten dem Laufe der Ströme folgend noch kleinere Scharen ab, bis zu dreißig und weniger. Das kaufmännische Interesse aber erhielt sie in loser Verbindung mit der Russischen Heimath.

Peter der Große fand am Dnjepr und Don in sich festgegliederte, selbständige Kasakenstaaten vor, die ihre Atamane selbst wählten. Neben dem erstarkten Russischen Staatswesen konnte aber die Selbständigkeit des Kasakenthums nicht länger bestehen. Auf den Versuch des Zaren, die Dnjepr-Kasaken abhängig zu machen, antwortete der Hetman Mazepa mit Empörung und Anschluß an Karl XII. Peter der Große unterwarf darauf die West-Kasaken vollständig, und unter Katharina II. gingen sie im Russischen Staatswesen auf. Die im 18. und 19. Jahrhundert in Klein-Rußland wieder aufgerufenen und neugebildeten Kasaken waren nur vorübergehende Erscheinungen. Bei den Kuban-Kasaken, am nördlichen Kaukasus, wohin später zahlreiche Saporoger auswanderten, lebt die Erinnerung an die alten Dnjepr-Kasaken fort. Auch ein Aufstand der Don-Kasaken, die sich dem Zwange der Sesshaftigkeit und dem Verbote, Russische Flüchtlinge aufzunehmen, nicht fügen wollten, wurde blutig unterdrückt, und alle Europäischen Kasaken thatsächlich zu Russischen Unterthanen gemacht. Der letzte große Aufstand, die Empörung des Pugatschef, an der Spitze der Jais- (jetzt Ural-) Kasaken, unter Katharina II., endete mit der vollständigen Unterwerfung. Die Zaren ernennen von nun an die Atamane und fordern, daß die Kasaken als Entgelt für den ihnen zugestandenen Besitz des Landes und die Steuerfreiheit in eigener Bewaffnung und Ausrüstung Heeresfolge leisten. Aus den Nomaden werden allmählich sesshafte Ackerbauer, aus den Herren der Steppe gute Russische Unterthanen, und damit ist der Uebergang zum heutigen Kasakenthume angebahnt. Die Ernennung des Großfürsten-Thronfolgers zum Ataman sämtlicher Kasakenheere im Jahre 1827 gab der Zugehörigkeit zum Russischen Reiche den äußeren Abschluß.

Wie fest die Don-Kasaken dem Staate bereits am Anfange des 19. Jahrhunderts eingegliedert waren, beweist eine Expedition im Jahre 1801. Im Februar traf im Don-Gebiete der Befehl Kaiser Pauls ein, daß das gesammte Don-Heer nach Indien marschiren und dieses den Engländern wegnehmen sollte. In dem Befehle des Kaisers heißt es u. A.: „Die Engländer machen Anstalt, mich und meine Verbündeten, die Schweden und Dänen, mit Heer und Flotte zu überfallen. Ich bin auch bereit, sie zu empfangen. Es ist aber nöthig, sie selbst dort anzugreifen, wo der Schlag für sie am empfindlichsten ist, und wo sie es am wenigsten erwarten. Ihre Besitzungen in Indien sind dazu besonders geeignet. Von Drenburg

dorthin sind es drei Monate Marsch, von Euch nach Drenburg einer, also im Ganzen vier Monate. Diese Expedition wird dem Don-Heere übertragen. Sendet Kundschafter zur Wegeerkundung voraus. Alle Reichthümer Indiens sind Euer Lohn u. s. w.“ — Gehorsam folgte das Don-Heer dem Kaiserlichen Befehle. 20 000 Kasaken brachen im März auf, ohne jede Beigabe regulärer Truppen. Der Marsch fand zuerst bei Eis und Schnee, dann im grundlosen Schmutze des Russischen Frühjahrs statt, die Wolga wurde auf der schon schwankenden Eisdecke überschritten; es fehlte jegliche geordnete Verpflegung und Unterkunft. Die Don-Kasaken betrachteten sich eben vollständig als Russische Unterthanen, die im Dienste ihres Kaisers zu Felde zogen. Der Feldzug kam nicht zur weiteren Durchführung, da, noch ehe Drenburg erreicht war, Kaiser Alexander, der Nachfolger Pauls, das Heer zurückrief.

In damaliger Zeit bildete man im Bedarfsfalle die Regimenter, die von der Regierung gefordert wurden, und löste sie nach dem Kriege wieder auf; dauernd im Dienste war nur ein ganz geringer Stamm. In solcher Gestalt nahmen die Kasaken an allen Feldzügen, so auch am Siebenjährigen und am Vaterländischen Kriege von 1812 theil. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die wirthschaftliche und militärische Organisation der Kasaken, wie sie heute besteht.

Bei den fortwährenden großen und kleinen Kriegen, die Rußland im 19. Jahrhundert führte, waren große Theile der Kasaken auch beständig unter den Waffen. Man löste nun nicht mehr die Verbände vollständig auf, sondern behielt die jüngeren Jahrgänge im aktiven Dienste.

Nach mancherlei Veränderungen wurde mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland 1874 auch die Wehrpflicht der Kasaken, die ja stets allgemein gewesen war, in der jetzt bestehenden Weise geregelt.

Inzwischen aber hatte das Kasakenthum in seinem Wesen schon eine Umwandlung erfahren. Die Heranziehung der Kasaken zum Dienste war stetig gewachsen. Im Krim-Kriege standen zeitweilig 80 000 Don-Kasaken im aktiven Dienste, d. h. 31 pCt. der damaligen männlichen Bevölkerung; während des Polnischen Krieges 1863 44 000 Mann, d. h. 13,5 pCt. Die Kämpfe im Kaukasus bis in die sechziger Jahre, die zahlreichen Asiatischen Expeditionen hielten dauernd Theile unter den Waffen. Rechnet man Alles zusammen, so ergibt sich eine starke Belastung der Kasaken, die sie zwar in kriegerischer Uebung erhielt, deren Folge aber der wirthschaftliche Rückgang sein mußte. Dazu kam, daß die zunehmende Bevölkerung den Landantheil des einzelnen Kasaken verringerte.

Das Kasakenthum beruht auf Besitz. Nur der Besizende kann auf brauchbarem Pferde, in guter Ausrüstung, sich zum Dienste stellen; nur der Besizende hat Zeit, seine Söhne für den Reiterstand vorzubereiten. In früheren Jahrhunderten konnte der Kasak die Erhaltung des Besitzes und

den dauernden Kriegszustand vereinigen. Der Krieg war mehr oder weniger ein Beutezug und brachte neuen Besitz. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die hohe militärische Anspannung in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts die Europäischen Kasaken wirthschaftlich sehr zurückgebracht, und daß die folgende ruhigere Zeit ihre natürlichen militärischen Eigenschaften sehr vermindert und einen erheblichen Theil von ihnen dem Niveau der Ersatzrekruten der Armee genähert hat.

Schon in den Kaukasischen Feldzügen erwiesen sich die Don-Kasaken weniger geeignet, als die in steter Berührung mit den feindlichen Bergvölkern lebenden Kuban- und Terek-Kasaken. Diese Erscheinung wird oft mit einer damaligen ungünstigen Organisation des Don-Heeres erklärt. In der That aber ist sie ein Beweis, daß die natürlichen kriegerischen Eigenschaften eines Volkes nur so lange bestehen können, als die fortwährende Uebung vorhanden ist, und diese fehlt den heutigen Europäischen Kasaken. Das scheint man richtig herausgefühlt zu haben, als man im Anschlusse an die durchgreifenden Aenderungen, die sich mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Heerwesen ergaben, die Europäischen Kasaken im dauernden Zusammenhange mit der Kavallerie brachte.

Es bestanden damals sieben Linien-Kavalleriedivisionen zu je sechs Regimentern; diese wurden jetzt in vierzehn Kavalleriedivisionen umgewandelt, von je drei Armee-Kavallerieregimentern, und ihnen als viertes ein Kasaken-Regiment eingegliedert. Außerdem wurde eine besondere Don-Kasakendivision aufgestellt, der sich später die Bildung von vier weiteren Kasakendivisionen angeschlossen. Der dienstsliche und außerdienstsliche Sprachgebrauch unterscheidet aber nach wie vor scharf Kavallerie und Kasaken.

Im letzten Russisch-Türkischen Kriege war diese Organisation noch zu neu und uneingelebt, um Schlüsse für die Zukunft zu gestatten. Man ging mit dem Kasakenmateriale sehr verschwenderisch um und verwendete es ausgiebig zu all' den unvermeidlichen Abgaben, die die Kavallerie aus ihrer Frontstärke zu machen hat.

Da im Kasakenthume militärische und wirthschaftliche Verhältnisse eng verbunden sind, so läßt sich nur an der Hand ihrer Organisation darlegen, inwieweit die Verschmelzung der regulären Kavallerie mit den irregulären Kasaken gelungen und welches heutzutage der militärische Werth der Kasaken ist.

Man unterscheidet jetzt nach einer Reihe von Umbenennungen, Umformungen, Auflösungen und Neubildungen elf Kasaken-Heere, deren jüngstes, das Ussuri-Heer, 1889 durch Abtrennung vom Amur-Heere gebildet wurde.

Die Bezeichnung „Heer“ ist als eine wörtliche Uebersetzung des Russischen Wortes „Woisko“ in den Deutschen Sprachgebrauch übernommen. Die Stärken sind sehr verschieden. Das Don-Heer stellt im Frieden bereits 116 Esotnien, das Ussuri-Heer nur eine Esotnie (Escadron).

In Europa sind angefesselt: das Donische, dann am Kaukasus das Kuban- und Terek-Heer, an der unteren Wolga das Astrachan-Heer, am Ural-Flusse das Ural-Heer und am Ural-Gebirge das Orenburg-Heer. Diese Heere liegen jetzt sämmtlich im Innern des Russischen Reiches; sie haben also die Bedeutung als Grenzschutz verloren.

Die Asiatischen Kasaken entstanden erst zu einer Zeit, in der das Russische Staatswesen erstarkt war, und bildeten sich als späte Ableger des schon festhaft gewordenen Europäischen Kasakenthums, theils aus auswandernden Europäischen Kasaken, theils aus Bauern und Arbeitern, die für einen bestimmten Landantheil in den Kasakenstand übertraten. Sie hatten anfangs viel unter der Aufnahme schlechter Elemente zu leiden, sind aber von dem Momente an, wo sie überhaupt eine Bedeutung gewinnen, Russische Unterthanen. Die Bildung von Kasaken-Heeren an den Chinesischen Grenzen ist bis in unsere Tage erfolgt, und der Zugug neuer Elemente aus dem Europäischen Rußland dauert noch heute fort. Von diesen Heeren ist nur das Sibirische ein Innenbezirk, die vier übrigen — Semirjetschensk, Transbaikal, Amur und Ussuri — sind Grenzgebiete gegen China.

Das Gebiet eines Heeres bildet entweder ein zusammenhängendes Ganzes, abgerundet wie z. B. beim Don-Heere oder als Streifen wie im Amur- und Ussuri-Heere, oder es ist mit Landestheilen durchsetzt, die nicht zum Heeresgebiete gehören, oder aber schließlich, wie beim Semirjetschensk- und Astrachan-Heere, in eine Reihe einzelner Parzellen aufgelöst.

Diese Kasaken-Heere geben aber zugleich ein Bild von der Entwicklung des Russischen Reiches. Es sind alte Grenzsteine, die man stehen gelassen hat. Das Land der Don-Kasaken erinnert an jene fernen Tage, da die Zaren gegen Kow und die Krim zu Felde zogen. Die Kuban- und Terek-Kasaken sind die Nachfolger der Kaukasischen Linien-Kasaken. Die Ural-, Orenburg- und später Sibirischen Kasaken bezeichnen die alte Grenze gegen die Mittelasiatischen Wüsten und Steppen mit ihren Chanaten, und an einzelnen, in die Steppen vorgetriebenen Kasaken-Parzellen kann man noch jetzt die Etappen des Russischen Vordringens verfolgen. Auf der langen Linie vom Balkasch-See bis Wladiwostok aber sind die heutigen Grenzkasaken angesiedelt.

In jedem Heeresgebiete wohnen, mehr oder weniger zahlreich, nicht dem Kasakenstande angehörige Personen. Diese genügen ihrer Militärpflicht in Truppentheilen der Armee nach den allgemeinen Bestimmungen.

Der Kasak hat zwölf Jahre in der in drei Aufgebote von je vier Jahren eingetheilten Frontkategorie zu dienen. Das erste Aufgebot dient aktiv in besonderen Kasakenregimentern, Esotnien, reitenden Batterien, also im Verbande der Armee-Kavalleriedivisionen oder in besonderen Kasakendivisionen zc. Das zweite und dritte Aufgebot ist beurlaubt. Vor dem Eintritt in das erste Aufgebot gehört der Kasak drei Jahre der Vor-

berbeitungskategorie an, die in den heimathlichen Gemeinden ausgebildet wird. Zehn Jahre lang hat er Pferd, Ausrüstung und Bekleidung bereitzuhalten, zwei Jahre der Vorbereitungs-kategorie und acht Jahre im ersten und zweiten Aufgebote; im dritten Aufgebote nur Ausrüstung und Bekleidung. Das zweite und dritte Aufgebot wird im Kriegs-falle in besondere Divisionen, Regimenter und Sotnien formirt. Nach dem Ausscheiden aus der Front-kategorie gehört der Kasak weitere fünf Jahre der Ergänzungskategorie an und bleibt dann in der Heereswehr bis zu seinem Lebensende. Einzelne Abweichungen ergeben sich dadurch, daß bei den Kuban- und Transbaikal-Kasaken außer den berittenen Sotnien auch solche zu Fuß aufgestellt werden, und daß bei den Ural-Kasaken Bestimmungen bestehen, die eine Stellvertretung zulassen.

Für die weiteren Ausführungen kommen nur die größeren Europäischen Kasakenheere in Betracht. Maßgebend in allen Hauptpunkten sind die Bestimmungen für das Don-Heer, das fast alle vierten Regimenter der Europäischen Kavalleriedivisionen bildet.

Das gesammte Land gehörte ursprünglich dem Heere. Im Dongebiete sind etwa drei Fünftel des Ganzen in 115 Stanizengemeinden den Kasaken zur Bewirthschaftung übergeben. Mehrere benachbarte Stanizen bilden einen Regimentsbezirk, aus dem sich auch das entsprechende Regiment zweiten und dritten Aufgebots rekrutirt. Das übrige Land ist zum größeren Theile Heeresland und verpachtet, zum kleineren Theile aber im Laufe der Zeit in Privatbesitz — theils des Kasakenadels, theils früherer leibeigener Bauern dieses Adels, die bei der Bauernbefreiung hier ihren Landantheil erhielten — übergegangen. Die Pachtgelder, die Entschädigungszahlungen des Reiches für die Ueberlassung des Branntweinmonopols und eine Reihe kleinerer Posten bilden die Heeres-einnahmen, aus denen die bürgerliche und militärische Verwaltung des Heeresgebietes, einschließlich der Uebungen der Vorbereitungs-kategorie und des zweiten Aufgebots, die Hälfte der Gehaltszahlungen an die beurlaubten Offiziere zc. (vergl. S. 87) bestritten werden. Die zweite Hälfte der Gehälter der beurlaubten Offiziere trägt das Reich. In ähnlicher Weise bestehen bei den Stanizen Fonds für die innere Verwaltung derselben, Schulwesen, Unterstützung verarmter Kasaken in ihrer Ausrüstung zum Dienste zc.

Im Dongebiete wohnen fast $1\frac{1}{2}$ Millionen Nichtkasaken, das sind 56 pCt. der Gesamtbevölkerung. Diese Leute, Ackerbauer, Pferdezüchter, Kaufleute zc., sind bezüglich der Wehrpflicht wesentlich günstiger gestellt als die Kasaken. Die Steuerfreiheit der Kasaken wird nicht durch die Kosten gedeckt, die ihnen das Erscheinen zum Dienste auf eigenen Pferden und in eigener Ausrüstung und Bekleidung verursacht. Außerdem aber genießen sie nur den allergeringsten Theil der zahlreichen Befreiungen vom Dienste, die das Wehrpflichtgesetz für die übrige Bevölkerung vorsieht. Während sich das Rekrutenkontingent der 56 pCt. nichtkasakischer Bevölkerung im Dongebiete auf Grund

der allgemeinen Bestimmungen auf etwa 4000 Mann berechnen läßt, stellen nach den Angaben eines Kasaken-Schriftstellers die 44 pCt. Kasakischer Bevölkerung über 6000 Mann. In dieser Zahl sind die zahlreichen Kasaken einbegriffen, die im Heeresgebiete bei den Verwaltungsbehörden, im Heeresgestüte und an den Stanizen-Zuchttabunen angestellt sind. Auch diese Angaben beweisen, daß der Wohlstand der Kasaken zu Gunsten der nicht-kasakischen Bevölkerung zurückgehen muß. Der Landantheil des einzelnen Kasaken beträgt zur Zeit 40 bis 70 Morgen. Der Kasak muß, um den pekuniären Anforderungen, die der Dienst an ihn stellt, gerecht zu werden, dieses Land möglichst ausnutzen. Neben dem nothwendigen Ackerbau treibt er Schaf- und Pferdezucht, züchtet aber vorwiegend Arbeitspferde, während er die Zucht des Reitpferdes der Stanizenverwaltung überläßt, die die erforderlichen Hengste von der Heeresverwaltung erhält, Mutterstuten von den Kasaken einfordert und diese auf besonderen Ländereien weidet. Das Halten des Reitpferdes als Luxusthier, lediglich für den Militärdienst, wird unter den heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen als eine schwere Last empfunden. Vielsach muß der Kasak erst bei seinem Eintritt in den aktiven Dienst ein militärisch brauchbares Pferd kaufen. So unterscheidet sich in seiner Lebensführung ein großer Theil Kasaken kaum mehr vom Russischen Bauer.

Der militärische Bildungsgang des jungen Kasaken beginnt in der heimathlichen Stanize mit Exercirübungen unter einem früheren Unteroffizier, die im Winter stattfinden und nicht über 24 Tage im Ganzen ausgedehnt werden sollen. Der zur Aufsicht für mehrere Stanizen kommandirte Offizier ist derartig mit Verwaltungsangelegenheiten und Beaufsichtigung der Pferdezucht der Stanizen beschäftigt, daß der alte Unteroffizier so gut wie selbständig ist. In dem Frühjahr, das dem Eintritt in den aktiven Dienst vorhergeht, reitet nun der junge Kasak zu einer 30 tägigen Lagerübung, wird im Herbst zur Frontkategorie überschrieben und im nächsten Frühjahr seinem Regimente zugeschiedt. Dieser bis jetzt geschilderte Ausbildungsgang hat also einen stark militärischen Charakter; er vertritt die Rekrutenausbildung. Vor dem Abgange zum Regimente werden Pferd, Waffen und Ausrüstung zunächst vom Stanizenataman revidirt. Die Versuche des Vaters des Kasaken, seine alten Ausrüstungs- und Bekleidungsstücke auf den Sohn zu übertragen, mißlingen entweder schon hier oder bei der nächsthöheren Behörde. Schließlich zieht man es vor, Alles in den für diesen Zweck hergerichteten Werkstätten des Bezirks zu kaufen. Wie sollte auch anders wohl die nothwendige Gleichmäßigkeit erreicht werden können? Gewehr und Lanze liefert das Heer bezw. der Staat. Ähnliche Schwierigkeiten macht die Beschaffung eines geeigneten Pferdes. Kommt der Kasak dann zum Regiment, so wiederholen sich dieselben Scenen. Sein Paradeanzug wird oft herunterrangirt und ein neuer auf seine Kosten angeschafft. Nach dieser Schilderung könnte man glauben, daß schließlich die Kasaken in köstlichen Gewändern und auf herr-

lichen Pferden in Reih und Glied stehen. In der That aber beweist sie nur, wie umständlich und kostspielig die Selbstbekleidung und Selbstberittenmachung ist. Das Endergebniß ist, daß das Kasakenregiment gegen die Dragonerregimenter der Division unvortheilhaft absticht.

Der Kasak trifft also wenige Wochen vor Beginn des Esotnien-exerzirens beim Regiment ein. Die Mehrzahl kann nach der geschilderten Vorbereitung nicht auf gleiche Stufe mit den Dragonerrekruuten gestellt werden, die seit Mitte Dezember in geregelter Ausbildung sind. Außerdem dienen die Kavalleristen fast 5, die Kasaken wenig über 3½ Jahre. Man geht übrigens mit dem Gedanken um, die jungen Kasaken schon im Dezember wie die Armeerekruuten, einzustellen.

Die vorher berührte Pferdefrage bedarf einer näheren Ausführung, da die Remontirung der Kavallerie und die Berittenmachung der Kasaken eng ineinander greifen.

In den weiten Grenzen des Russischen Reiches sollen sich etwa 25 Millionen Pferde befinden. Der Edelzucht altberühmter Gestüts im mittleren und südlichen Rußland steht die Heerdenzucht der Steppe gegenüber, die schließlich an den Mändern des Altai in jenen Zustand übergeht, in dem der Hengst noch vollständig die Rolle des Hirsches in unseren Wäldern spielt.

Bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts stand die Pferdezucht in Rußland auf einer hohen Stufe. Ein dichtes Netz von leistungsfähigen Privatgestüts war besonders über die Steppen des südlichen und südwestlichen Rußland ausgebreitet, und die reguläre Kavallerie Kaiser Nikolaus' I. in der Stärke von über 80 000 Pferden deckte ihren jährlichen Remontebedarf von etwa 9000 Pferden ohne Schwierigkeiten und vor allen Dingen ohne in die Kasakengebiete überzugreifen. Seitdem haben sich die Verhältnisse so gründlich geändert, daß der jetzige Remontebedarf der regulären Kavallerie von rund 7000 Pferden nur zu wenig mehr als einem Drittel aus den Gouvernements, zu fast zwei Dritteln dagegen aus den Gebieten der Kasakenheere — und zwar vorzugsweise aus dem der Donkasaken — ergänzt wird. Außerdem hat sich das Pferdmaterial sowohl in den Kulturgebieten mit geregelter Aufzucht, als auch in den Steppengebieten verschlechtert.

Verschiedene Ursachen haben diesen Rückgang herbeigeführt. Das Anwachsen der Bevölkerung zwang, mehr Land unter den Pflug zu nehmen, und engte die Pferdezucht ein. Die Aufhebung der Leibeigenschaft schuf ziemlich unvermittelt neue wirthschaftliche Verhältnisse; die Arbeitskräfte kosteten nun Geld.

Die schwere wirthschaftliche Krisis, die Rußland nach dem Krim-Kriege durchzumachen hatte, that auch ihr Theil und wurde für die Pferdezüchter besonders entscheidend, weil der Bedarf an Armeepferden sehr verringert

wurde. Die Kavallerie wurde nach dem Krim-Kriege bis zum Jahre 1862 von 560 Eskadrons mit über 80 000 Pferden auf 304 Eskadrons mit 36 000 Pferden herabgesetzt. Der Ankauf von Remonten hörte für einige Zeit ganz auf, da mit einem Theile der Pferde der aufgelösten Truppentheile die anderen ergänzt wurden. Diese Verhältnisse mußten das Eingehen zahlreicher Gestüte herbeiführen, da die Zucht des Reitpferdes eng mit dem Armeebedarf zusammenhängt.

Bei dem großen Pferdereichtum wurde man auf den Rückgang der Pferdezuucht nur sehr allmählich aufmerksam. Ein deutlicher Fingerzeig war allerdings die schon Ende der sechziger Jahre eintretende Nothwendigkeit, Steppenfürde in immer größerer Zahl zur Remontirung zuzulassen, da die alten Mittelpunkte der Pferdezuucht nicht mehr den Bedarf deckten. Ferner war die volle Zahl der Remonten in der geforderten Größe und Beschaffenheit nicht mehr zu bekommen. Diese Fehlbeträge, die im Jahre 1893 fast 1000 Pferde ausmachten, konnten nur durch Zulassung von Pferden geringerer Größe gedeckt werden.

Die beiden Mittel, welche die sinkende Pferdezuucht wieder heben konnten, wurden aber nicht ergriffen. Es fehlte ein gut geleitetes, mit reichen Mitteln arbeitendes staatliches Gestütswesen, das nach dem Fortfalle der altbewährten Privatpferdezuucht in den Vordergrund treten mußte, und es fehlte ein Remontirungssystem, das die Privatpferdezuucht unterstützte.

Die Thätigkeit der Kaiserlichen Gestütsverwaltung litt dauernd darunter, daß sie nicht nach einem ihren Mitteln entsprechenden fest umgrenzten Plane handelte. Je tiefer die eigene Pferdezuucht sank, um so mehr gewannen die Asiatischen Pferde an Interesse. Man knüpfte übertriebene Erwartungen an diese Rasse und glaubte in ihr mit einiger Nachhülfe das Ideal-soldatenpferd zu finden. Anstatt die Thätigkeit in den alten Zuchtcentren zusammenzuschließen und hier der Zucht durch eine reichliche Zahl von gut besetzten Landgestüten und Beschälpunkten aufzuhelfen und ihr die gewünschte Richtung zu geben, dehnte man sich über die Kirgisen-Steppen und nach Sibirien aus. In den Kaiserlichen Gestüten wurde, je nach der herrschenden Strömung, Englisches oder Asiatisches Vollblut bevorzugt. Die Versuche mit Englischem Blute mißlangen in den Steppen vollständig.

Das Remontirungssystem, welches Rußland von 1868 bis jetzt hatte, war der Zucht geradezu schädlich, und daß eine derartige Pferdeergänzung überhaupt möglich war, ist nur aus dem großen Pferdereichtum zu erklären. Bis 1868 ergänzte sich die Kavallerie derart, daß die Regimente sich die Pferde selbst kauften. Waren auch die angewiesenen Gelder gering, so scheint es doch dank der günstigen Zuchtverhältnisse und mit Aufwendung von Nebengeldern (Jourageerparnissen zc.) gelungen zu sein, brauchbare Pferde zu beschaffen, besonders da der betreffende Offizier seinem Kommandeur gegenüber verantwortlich war und auch nach der Natur der Sache im

Interesse seines Regiments handelte, für das er kaufte. Ganz anders lag die Sache für die 1868 eingeführten Remonteure, Offiziere die für mehrere Regimente kauften, mit denen sie keinen dienstlichen Zusammenhang hatten. Diese Remonteure waren lediglich Pferdehändler, und die Einrichtung wirkte um so nachtheiliger, als sie in eine Zeit traf, in der die Pferdezuucht schwer bedrängt war. Man hat berechnet, daß von dem damaligen geringen Remonte-Durchschnittspreis von rund 450 Mark nur etwa 54 pCt. dem Züchter zu gute kam; das Uebrige aber in den Händen des Zwischenhandels hängen blieb.

Daß diese Verhältnisse für die Kavallerie und für die Pferdezuucht schädlich seien, wurde an manchen Stellen schon Anfang der siebziger Jahre erkannt. Es geschah aber nichts Durchgreifendes, nur der Remontepreis wurde zuweilen um einige Rubel erhöht. Erst im Jahre 1900 erschien der erlösende Befehl, der den Uebergang zum System der Remonteaufkauf-Kommissionen mit festen Remontierungsbezirken anordnet und den Zwischenhandel beseitigt. Gleichzeitig wurde der Remontepreis für das Kulturpferd erheblich erhöht. Man hat die Pferde nach Abstammung, Bau und Größe verschieden bewerthet und glaubt, daß der Züchter nunmehr 85 bis 90 pCt. der ausgeworfenen Gesamtsumme erhalten wird.

Rußland hat mit Einführung der Remonteaufkauf-Kommissionen einen bedeutenden Schritt gethan, der für das Wiederaufblühen der Pferdezuucht von entscheidender Wirkung sein wird. Wie seiner Zeit der Rückgang der Pferdezuucht ein allmählicher war, so ist auch nicht zu erwarten, daß von heute zu morgen das edelgezogene Reitpferd wieder in genügender Anzahl und Güte für die Armee verfügbar sein wird. Zunächst wird das Steppengebiet am Don, die sogenannte Transdonische Steppe, nach wie vor einen großen Theil der Remonten liefern müssen.

Dieser Eingriff in das Pferdmaterial des Don-Heeres ist seit Jahrzehnten geregelt durch die Bestimmungen über die Privatpferdezuucht im Dongebiete, die vor Kurzem neu aufgestellt sind. Diese Donische Privatpferdezuucht, ursprünglich bestimmt, unter den Kasaken selbst das Zuchtinteresse zu heben, hat sich zum Haupt-Remontierungsmarkt der Armee entwickelt.

Das Don-Heer hat zu einem sehr geringen Preise fast den fünfzehnten Theil seines Landes, das Gebiet am linken unteren Don, an Privatzüchter, die allerdings zum Theile Kasaken sind, verpachten müssen. Diese Züchter haben die Verpflichtung, eine bestimmte Zahl brauchbarer Militärpferde zu den gesetzlichen Preisen zu stellen. Die Folge ist für das Don-Heer nicht nur der Verlust eines beträchtlichen zur Pferdezuucht geeigneten Gebietes ohne angemessene Entschädigung — der Staat zahlt nur einige hunderttausend Rubel dem Woisko — sondern auch der Abgang des besten Pferdmaterials aus dem ganzen Heeresgebiete. Man hat keineswegs günstige Erfahrungen mit dieser künstlich erhaltenen Privatpferdezuucht gemacht. Die Pächter neigen

dazu, mehr Schafe und sonstiges Vieh zu halten, als die Vorschriften ihnen zugestehen und die weniger einträgliche Pferdezucht nebenbei zu betreiben. Sobald im Laufe der Jahre die Pferdezucht in Rußland infolge der neuen Remontebestimmungen sich auf natürlichem Wege heben wird, wird diese Donsche Privatpferdezucht an Bedeutung für die Remontirung der Armee verlieren und damit dem Don-Heere ein werthvolles Gebiet für seinen eigenen Pferdebedarf zurückgegeben werden.

Zwei Drittel der Armee Kavallerie ist jetzt noch auf Steppensperden beritten und im Durchschnitte besser als die Kasaken. Ueber den Rückgang der guten Eigenschaften des Donschen Steppensperdes wird allgemein geklagt. Seine Ausdauer und Bedürfnislosigkeit sind ihm geblieben, es ist aber kleiner und schwächer geworden. Dadurch wird die Auswahl geeigneter Thiere, die den Mann und die kriegsmäßige Belastung tragen können, erschwert. Die Gründe sind auch hier vorwiegend in dem wirtschaftlichen Rückgange der Kasaken zu suchen.

Schon im Feldzuge 1877/78 zeigte sich bei der Einberufung von 30 Regimentern und 14 Batterien des zweiten und dritten Aufgebotes ein Mangel an kriegsbrauchbaren Pferden. Daß dieser Mangel nicht scharf zu Tage trat, lag daran, daß man in großen Zeitzwischenräumen, vom November 1876 bis April 1878, mobil machte. Bei der Demobilmachung aber weigerte sich ein Theil der Kasaken, die Pferde, die man für sie hatte anschaffen müssen, zu behalten, da sie keine Mittel hätten, diese Thiere zu ernähren. Es waren dies Leute, die ihre Landantheile verpachtet hatten und anderen Beschäftigungen nachgingen. Neuerdings hat man dem Don-Kasaken eine einmalige Beihilfe von 216 Mark zur Beschaffung eines Pferdes bei seinem Eintritte in das Regiment u. zugestanden. Der Erfolg dieser Maßregel bleibt abzuwarten, vielleicht ist sie der Anfang zu einer Remontirung der Kasaken durch den Staat. Damit wäre der erste Schritt zu ihrer Umwandlung in eine reguläre Truppe geschehen. Diese 100 Rubel haben aber noch eine andere Bedeutung; sie beweisen, daß man garnicht mehr erwartet, daß der Durchschnittskasak sich zu Hause ein Reitpferd hält. Damit sinkt er aber auf den Standpunkt jedes Landbewohners, der in einer Gegend groß wird, in der Pferde gezüchtet werden. Eine derartige Bevölkerung liefert ein brauchbares kavalleristisches Material; eine Kavallerie kann aber aus ihr erst die Ausbildung von Reiter und Pferd machen. Wie bei der jungen Mannschaft, spricht auch bei der Ausbildung der jungen Pferde der Lehrgang zu Gunsten der regulären Kavallerie.

Die Remonten der Kavallerie werden nicht unmittelbar ihren Regimentern zugeführt, sondern besonderen Ersatz-Kavallerieregimentern, die im Frieden den Zweck haben, die jungen Remonten auszubilden, und im Kriege die Ersatzeskadrons für die Kavallerie aufstellen. Das Russische Kavallerieregiment rückt mit seinen sämtlichen sechs Eskadrons aus und kann dies

auch durchführen, da es nach dem Vorhergesagten keine jungen Remonten hat. Die Entlastung der Kavallerieregimenter von der Ausbildung der jungen Remonten und die Ausscheidung eines noch nicht kriegsbrauchbaren Materials aus der Schwadron entspricht dem in der ganzen Armee sehr folgerichtig durchgeführten Gedanken, die Organisation auf eine schnelle Wrbilmachung zuzuschneiden. Dadurch geht aber besonders bei der Kavallerie der Truppe einer ihrer schönsten Ausbildungszweige verloren. Nach unsern Anschauungen würde es grundverkehrt sein, der Schwadron die wichtige, dankbare und lehrreiche Ausbildung der jungen Remonten zu nehmen. Immerhin ist in der Kavallerie eine regelrechte Remonteausbildung sichergestellt.“

Bei den Kasaken ist die Ausbildung des jungen Pferdes überhaupt nicht geregelt. Was nicht in der heimathlichen Stanize geschehen ist — und daß dies vielfach außerordentlich wenig ist, haben wir gesehen — muß im Winter des zweiten Dienstjahres nachgeholt werden, nachdem das fast ungerittene Pferd einen ganzen Sommer in Reih und Glied mitgemacht hat. Die Pferde werden bei dieser Behandlung nicht in dem Maße ruiniert, wie man annehmen könnte. Diese unscheinbaren, kleinen Thiere zeichnen sich vor Allem durch eine sehr kräftige Vorhand aus, und diese wird bei der Kasakenreiterei am meisten angestrengt; außerdem thut das Kasakenpferd nur vier Jahre im Regimentsverbande Dienst, da Reiter und Pferd in der Regel beide wechseln, während die Dienstzeit der Kavallerieremonte rund zehn Jahre beträgt. Das Endergebniß ist auch hier, daß die Kavallerieregimenter den Kasakenregimentern voranstehen.

Einen entscheidenden Einfluß auf die Leistungen einer Truppe hat der Ausbildungsgang ihrer Offiziere. Beide Offizierkorps ergänzen sich aus den Kriegs- und Junkerschulen. Bei beiden wird aber die Mehrzahl der Offiziere auf den Junkerschulen vorbereitet, die — im Gegensatz zu den Kriegsschulen — das wissenschaftlich weniger gut entwickelte Offiziermaterial ausbilden. Besonders für die Kasaken sind die Junkerschulen in Nowotschertast und Orenburg bestimmt. Der von der Kriegs- bzw. Junkerschule zum Regiment entlassene Kavallerist dient dauernd und lebt sich in seinen Dienst und seine Waffe ein. Ganz anders der Kasak. Da jedes Kasaken-Heer aus annähernd drei gleich starken Aufgebotten besteht, von denen nur das erste aktiv dient, so ist es nothwendig, für das zweite und dritte Aufgebot die Offiziere in irgend einer Form bereitzustellen. Dies geschieht durch die sogenannte „Igota“, die periodisch wiederkehrende Beurlaubung. Jeder Chorunski und Sotnik (Leutnant bzw. Oberleutnant) dient drei Jahre beim Regiment und geht dann drei Jahre in die Igota, eine Maßregel, die sowohl für die dienstliche Ausbildung als auch für den Korpsgeist des Regiments nachtheilig empfunden wird. Diese beurlaubten Offiziere werden zum kleineren Theile im Heeresgebiete beschäftigt, in den zahlreichen Verwaltungsstellen, die für Einberufung, Ausbildung der Vorbereitungskategorie,

Vorbereitung der Mobilmachung der 2. und 3. Regimente geschaffen sind. Der weitaus größere Theil lebt müßig oder sucht eine wenig militärische Nebenbeschäftigung. Bis zum vorigen Jahre war die pekuniäre Lage dieser beurlaubten Offiziere recht ungünstig. Der Leutnant erhielt monatlich 50 Mark, jetzt ist sein Einkommen während der Beurlaubung auf 120 Mark gesteigert.

Die Jessouli (Rittmeister) dienen unter besonders merkwürdigen Verhältnissen. Den Leutnant kann man alle drei Jahre ablösen, da man den Etat des Regiments an Leutnantsstellen im Frieden dem Kriegsetat gegenüber so vermehrt hat, daß die Hälfte im Dienste sein kann. Beim Kommandeur der Sotnie, also Schwadron, ist dies Verfahren nicht anwendbar, da nur ein Drittel des Kriegsbedarfs als Sotnikommandeure im Frieden angestellt werden kann. Man hilft sich dadurch, daß der Jessoul sechs Jahre aktiv dient und drei Jahre in die Egota geht. Von diesen sechs Jahren kann er aber nur drei Jahre seine Sotnie führen, da der Nächste bereits wartet. So kommt es, daß Jessouli, die bereits ihre Sotnie gehabt haben, nach der Rückkehr aus der Egota zunächst wieder drei Jahre als älteste Offiziere bei einer Sotnie eintreten. Bei den Stabsoffizieren ist der Wechsel derart geregelt, daß alle Stabsoffiziere, die sich nicht im Regimentsverbande befinden, in der Heeresverwaltung angestellt sind. Die Egota ist ein steter Klagepunkt der Kasaken-Schriftsteller und ihre Aufhebung wird seit Jahren gefordert, meist mit dem Vorschlage, den Offizierbestand für die beurlaubten Regimente durch Reserveoffiziere sicherzustellen.

Der Kasakenoffizier kann wie jeder andere Offizier die höchsten Stellen erreichen, und es befinden sich unter den Kommandeuren der Militärbezirke und den kommandirenden Generalen auch Kasaken. Der Prozentsatz der in höheren Stellen befindlichen Kasaken ist aber verhältnißmäßig gering.

Die Sportneigungen der Kavallerie- und besonders auch der Kasakenoffiziere waren bis vor wenigen Jahren recht gering entwickelt. Man schreibt auch hier dem Rückgange der Pferdezucht und damit dem mangelhaften Materiale der Offizierpferde viel Schuld an dieser Erscheinung zu. Die ungünstige Vermögenslage eines großen Theiles der Armee-Kavallerieoffiziere und des weitaus größten Theiles der Kasakenoffiziere waren der Entwicklung des Sports ebenfalls hinderlich. Seit einigen Jahren ist ein allmählicher Wandel zum Besseren zu verzeichnen, dank der anregenden Thätigkeit des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Generalinspektors der Kavallerie, und nicht zum mindesten auch dank der Initiative des Großfürsten-Thronfolgers, der Jagden und Rennen bei der Gardekavallerie mitreitet. Das Wesen der seit dem Jahre 1900 gut geförderten Neuerungen liegt darin, daß man den Sport militärisch organisiert und dadurch die Ausgaben für den Einzelnen verringert hat. Einige unternehmende Kommandeure hatten schon früher in ihren Regimentern Rennvereine gegründet. Nach dem Muster der im Dragonerregiment Nr. 39, dessen Chef seit diesem Herbst Seine

Majestät ist, gültigen Satzungen ist vom Kriegsministerium ein Normalstatut für die Militär-Kennvereine herausgegeben mit dem Zwecke, jede Art von Reitsport zu entwickeln, ohne die Offiziere ihrer dienstlichen Thätigkeit zu entziehen. Diese Gesellschaften werden bei den Kavalleriedivisionen, selbständigen Brigaden u. gebildet, und mit der freigebigen Unterstützung der vermögenden, großen Kaiserlichen Kenngesellschaften hat sich in diesem Jahre ein regeres reiterliches Leben in den Kreisen der Armee-Kavallerieoffiziere entwickelt. Bei den Offizierrennen ist es sehr gebräuchlich, einen Dauerritt mit anschließendem kurzen Rennen zu veranstalten. Das Jagdreiten im Gelände, früher nahezu unbekannt, fängt an, sich bei der Armee-Kavallerie einzubürgern. Die älteren Stabsoffiziere nehmen, ehe sie ein Regiment erhalten, häufig an den Jagden der Offizier-Kavallerieschule, die unserem Militär-Reitinstitute entspricht, theil.

Die Ausbildung des Kasakenregiments im Rahmen der Kavalleriedivision erfolgt nach den für die Kavallerie maßgebenden Bestimmungen, welche die gleichen Zwecke wie unsere Reglements verfolgen. In der Einzelausbildung giebt es für die Kasaken Sondervorschriften, die traditionellen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen und durch die von der regulären Kavallerie verschiedene Art des Reitens, der Ausrüstung und Bewaffnung sich erklären. Der Kasak reitet ohne Sporen mit der Nagaita, der Kasakenpeitsche, die Pferde sind nur auf Trense gezäumt, das erste Glied führt bei den meisten Kasakenheeren die Lanze, während die Kavallerie keine Lanzen hat u.

Eine besondere, reglementarisch vorgesehene Gefechtsform der Kasaken ist die „Lawa“; sie besteht aus einer geöffneten Linie, mit normal fünf Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann, und ihr folgenden Unterstützungstrupps. Sie dient zur Ausführung oder Verhinderung gewaltsamer Erkundung, zur Verschleierung von Bewegungen, zur Verfolgung u. Sie soll, nach dem Ausdruck eines Kasaken-Schriftstellers, den Gegner „wie in einem Fischneze fangen“.

Eng mit ihr verbunden ist die sogenannte „Dschigitowka“, das sind die Reiterkunststücke, Springen vom Pferde, Schießen und wieder Aufspringen und dergl. In diesen Sachen leistet in jedem Kasakenregiment eine Reihe von Leuten recht Gutes; es ist der größte Stolz der Kasaken, derartige Dinge vorzuführen.

Es liegt keine Veranlassung vor, die Lawa höher zu veranschlagen, als es der Russische Kavallerieoffizier thut. Die Werthschätzung dieser Gefechtsart ist in jenen Kreisen außerordentlich gering. Wenn bei den Uebungen und Manövern der Gegner die Lawa anwendet, so kümmert man sich gewöhnlich durchaus nicht um diese, oder läßt im besten Falle zwei bis drei Schwadronen einem in der Lawa aufgelösten Kasakenregiment gegenüber folgen und reitet mit der geschlossenen Kavallerie ohne Weiteres durch diese dünnen Linien auf das eigentliche Attakziel.

Die Kavallerie hat den Vorzug, bereits im Frieden in Divisionen vereinigt zu sein. Das Exerciren in großen Verbänden ist ihr zur völligen Gewohnheit geworden; außerdem zieht man jährlich an mehreren Stellen zwei bis drei Kavalleriedivisionen zu gemeinsamen Uebungen zusammen. Die Marschleistungen sind recht gute, die Ausbildung im Schwimmen wird mit großem Eifer betrieben. An allen diesen Vorzügen nehmen die Kasakenregimenter theil, stehen aber in der Ausführung der geschlossenen Bewegung stets hinter der Kavallerie zurück. Die Attaque eines Kasakenregiments ist einem auf Blutpferden berittenen Kavallerieregiment gegenüber völlig aussichtslos. Masse und Geschwindigkeit sind geringer, ganz zu schweigen von der Ausbildung. Die Schnelligkeit der Steppenpferde wird leicht überschätzt, da die hastigen Bewegungen dieser kleinen Thiere den Eindruck großer Raumgewinnung hervorrufen.

Die Wichtigkeit einer sachgemäßen Ausbildung im Aufklärungsdienste ist in der Kavallerie richtig erkannt. Bei der geringen geistigen Entwicklung des Erfases ist jedoch die Auswahl und Ausbildung geeigneter Leute recht schwierig.

Diejenigen Schriftsteller, die den Kasaken als den Ueber-Kavalleristen preisen, wollen in ihm ein hervorragend geeignetes Element für die Aufklärung sehen. Ich glaube, daß er auch hierin die Leistungen der Kavallerieregimenter nicht übertrifft. Jeder, der mit der Ausbildung seiner Waffe vertraut ist, weiß, daß für Sonderleistungen im Großen und Ganzen nur Leute in Betracht kommen, die eine gewisse geistige Entwicklung haben. Die Schulbildung im Don-Heere ist geringer als im übrigen Rußland, und das will Einiges sagen in einem Lande, in dem selbst die amtlichen Angaben 56 pCt. Analphabeten unter den Rekruten anerkennen. Giebt man einem geringen Prozentsatz der Kasaken eine von den Vätern ererbte Fündigkeit im Gelände zu, so fehlt ihm doch die Fähigkeit, das Gesehene in richtiger Weise zu melden. Sie haben dieselben Schwierigkeiten der Ausbildung zu überwinden wie die Dragonerregimenter, und was an natürlicher Anlage vorhanden sein sollte, wird durch die kürzere Dienstzeit und die mangelnde Rekrutenausbildung ausgeglichen.

Die Disziplin und Erziehung des Soldaten in der Russischen Armee ist der unserigen ähnlich. Der Offizier ist für den Mann stets der „Gaspadin“, der Herr, dem er vertraut und dem er unbedingt ergeben ist. Diese Verhältnisse müssen auch für die Kasakenregimenter ersten Aufgebots in Rechnung gestellt werden.

Das zweite Aufgebot der Kasaken betrachtete man bisher nicht als eine Reservekavallerie. Die Kasaken hatten in den aufeinanderfolgenden vier Jahren nach ihrer Entlassung vom Regiment eine jährliche Sommerübung von je drei Wochen zu machen und dies in Verbindung mit der Bereithaltung von Pferd und Ausrüstung sollte die völlige Kriegsbereitschaft

gewährleisten. Sogar das dritte Aufgebot wurde zu einer Uebung herangezogen. Man hat jedoch in diesem Jahre diese hohen Anforderungen herabgestimmt. An die Stelle der jährlichen Uebung ist eine einmalige getreten, und das dritte Aufgebot ist ganz von den Uebungen befreit. Die wirthschaftliche Lage der Kasaken machte die hohe Anspannung unausführbar. Nimmt man selbst an, daß der Kasak bei seiner Entlassung aus der Front dem Kavalleristen gleichwerthig ist, so wird er heutzutage, wo seine häuslichen Verhältnisse ihn vorwiegend auf Viehzucht und Ackerbau hinweisen, und da er das Reitpferd nur dem Namen nach hält, trotz der einmaligen Uebung im heimathlichen Bezirke, nur ein Reservekavallerist sein.

Das zweite Aufgebot vermag daher den Infanteriedivisionen keinen genügenden Ersatz für reguläre Kavallerie oder Kasaken ersten Aufgebots als Divisions-Kavallerie zu geben. Noch weniger ist es in besonders formirten Kasakendivisionen als vollwerthig zu bezeichnen. — Das dritte Aufgebot kann nur für den Ersatz des Abgangs in der Front in Betracht kommen. Die Vortheile beider liegen aber in der vorhandenen Masse des Ersatzmaterials.

Nicht unerwähnt darf zum Schlusse bleiben, daß die Bedürfnislosigkeit und Ausdauer des Russischen Soldaten auch dem Kasaken in jeder Beziehung eigen ist. Die Marschleistungen der Transbaikal-Kasaken im letzten Chinesischen Winterfeldzuge waren hervorragend gut, und die Fußkasaken wett-eiferten mit den berittenen Esotnien im Zurücklegen großer Entfernungen.

Während bis auf den heutigen Tag der Asiatische Kasak ein wichtiger Faktor für die kulturelle und militärische Gewinnung des Ostens geblieben ist, haben die Kasakenheere des Europäischen Rußlands, nach obigen Ausführungen, ihre alte Bedeutung verloren. Man darf nicht nach den stolzen Gestalten, die man in St. Petersburg in den Kaiserlichen Kasaken-Konvois sieht, oder nach den Liedern, die von den Heldenthaten der Anwohner des stillen Don singen, ein Urtheil über die heutige Gesamtheit fällen. — Zweierlei ist es, was sie in Rußland erhält, die Tradition und der Geldpunkt. Für das Volk ist noch heute der Kasak der wahre Vaterlandsverteidiger; mit Jubel begrüßt es sein Erscheinen. Für den Staat ist die Unterhaltung der Kasakenheere billig. Trotzdem ist man gezwungen, von Jahr zu Jahr den Europäischen Kasaken mehr Konzessionen zu machen, da sie anders nicht bestehen können. Die Uebungen sind verringert, die Gehälter erhöht; Beihilfen und Unterstützungen aller Art werden gewährt, und schließlich wird der Staat die Sache ganz in die Hand nehmen müssen. Die Kasakenfrage beschäftigt zurzeit sehr die maßgebenden Kreise. In St. Petersburg ist eine Kommission versammelt, die prüfen soll, in welcher Weise die Militärpflicht der Kasaken neu zu regeln ist.

Briefe eines Preußischen Offiziers aus dem Kaukasus 1857—1861.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Einsam und verlassen starb am 8. März 1900 in Breslau, wohin er sich zurückgezogen hatte, ein Mann, der in seiner Bescheidenheit wenig in den Vordergrund trat, dessen Leben aber so voller Abwechslung war, daß es schade wäre, wenn die Erinnerungen aus demselben, namentlich aus der Zeit, wo er in Russischen Diensten stand, der Nachwelt vorenthalten würden.

Der Oberst A. v. W. war am 6. September 1832 zu Hirschberg in Schlesien geboren; seine Ausbildung erhielt er im Kadettenkorps und wurde am 26. April 1851 als Leutnant einem Garderegimente überwiesen, von dem er am 11. Mai 1852 zu einem Linienregimente in Schlesien verlegt wurde.

Im Oktober 1855 erhielt er den erbetenen Abschied, um in Russische Dienste überzutreten. Am 31. Mai 1856 traf er in St. Petersburg ein, nachdem er die Reise bis dahin von Tauroggen aus mit der Post zurückgelegt hatte.

Hier wurde er dem Kaukasischen Scharfschützen-Bataillon zugetheilt, vorläufig aber erst zum Musterregimente kommandirt, um den Russischen Dienst kennen zu lernen.

Das Musterregiment (Obrazzowo-Polk) entspricht unserm Lehrbataillon und garnisonirt in Jarstkoje Selo. Aus allen Armeekorps werden Offiziere zu demselben kommandirt, um Einheit und Gleichmäßigkeit im Dienste zu erzielen, aus Polen, Sibirien, dem Kaukasus, Odessa etc.

Die zufällig aus einer fremdherrlichen Armee in das Russische Heer übertretenden Offiziere wurden einige Zeit dem Musterregimente zugetheilt, um Dienst- und wenigstens einige Sprachkenntnisse zu sammeln.

Am 7. Juli 1856 fuhr v. W. in einer mit drei Pferden bespannten Kalesche von St. Petersburg nach Krassnoje Selo ab, wo das Musterregiment im Zeltlager war.

Nach den Meldungen bei den unmittelbaren Vorgesetzten im Lager wurde ihm endlich ein Zelt angewiesen, in dem er seine Sachen wenigstens abladen lassen konnte.

Ein Feldbett war in St. Petersburg besorgt; dieses konnte zusammengelegt bequem in einem Ledersutterale unter dem Arme fortgetragen werden; es bestand aus eisernen Stäben, das Bettzeug aus einem Sacke, der nach Bedarf mit Stroh, Heu oder dergleichen gestopft wurde, Bettlaken, einem rothen Saffiankissen und einer wollenen Decke.

Das Zelt war eng, sieben Fuß lang und sechs Fuß breit. Es wurde leer übergeben, und v. W. mußte sich durch eigene Hand und durch wunderbare Zusammenstellung von Brettern künstlich einen Tisch machen, auf dem ebenfalls ein künstliches Dach errichtet wurde, um beim Schreiben das Papier gegen die Regentropfen zu schützen, die durch die Leinwand des Zeltes drangen. Das Feldbett diente gleichzeitig als Sopha, Tisch und Stuhl.

Der Lagerplatz war ein sehr glücklich gewählter, er erfüllte alle Bedingungen und war ein Theil einer recht schönen, hügeligen Gegend.

Schon um 3 Uhr morgens wurde es im Lager lebendig; die frühen Morgen- und die Abendstunden füllte der Dienst aus; um 9 oder 10 Uhr vormittags und dann noch einmal am Abend wurde zum Schwimmen in einen See gegangen. Von 2 bis 4 Uhr schlief Alles im Lager, man hörte, wie während der Nacht, nur den ruhigen Schritt der Wachposten.

Einen gemeinsamen Mittagstisch gab es nicht für den großen Kreis der Offiziere des Regiments. Die Offiziere ließen sich vom Regimentskoch das Essen holen und bezahlten dafür den hohen Preis von 60 Kopeken = 2 Mark. Jeder Offizier konnte sich seinen Burschen aus der Kompagnie wählen, mußte ihn aber als Diener kleiden; für seine Beköstigung wurde dem Offizier eine kleine Entschädigung gezahlt. Diese Soldaten traten vollständig aus dem dienstlichen Verbande und folgten auch gewöhnlich ihrem Herrn überall hin; meistens waren dies sehr gewandte Menschen, da sie alle Verrichtungen, wie Kochen, Nähen u. verstehen mußten.

Bis zum 26. August blieb das Musterregiment im Lager, dann kehrte es nach Jaroskoje Eselo zurück. Die kommandirten Offiziere nahmen dort Wohnung in einem Gasthause, da es Offizierswohnungen in der Kaserne nicht gab. Betten waren auch in diesen Wohnungen nicht, da bei jedem Offizier der Besitz eines Feldbettes vorausgesetzt wurde.

Hier gesellte sich zu dem täglichen Dienste noch ein sehr unangenehmer Garnisonwachtienst; man war durchschnittlich immer zehn Tage von dem Garnisondienste befreit, bis man dann wieder viermal hintereinander einen Tag um den andern in den Dienst kam. Mit Ausnahme der Feiertage zogen die Wachen um 8 Uhr morgens auf. Hauptwache, Kazarethwache, Ronde und Regiments du jour wechselten innerhalb der vier Garnisondienst-

tage ab. Ronde und Regiments du jour mußten die 24 Stunden ihres Dienstes im Dienstanzuge auf der Hauptwache verweilen.

Bis zum April 1857 blieb v. W. beim Musterregiment und siedelte dann zunächst nach St. Petersburg über, von wo er am 29. Juni 1857 seine Abreise nach dem Kaukasus antrat.

Seine Fahrt von St. Petersburg nach dem Kaukasus und seine Erlebnisse in den Expeditionen, die er dort gegen die Kaukasischen Bergvölker mitmachte, schildern die folgenden, von ihm selbst verfaßten Briefe.

Erster Brief.

Astrachan, den 28. Juli 1857.

Am 29. Juni mittags 12 Uhr hatte ich Petersburg verlassen und am andern Tage zu gleicher Stunde traf ich in Twer ein; Twer ist von der Eisenbahn noch drei Werst entfernt, ich nahm einen Tarantass und fuhr in die Stadt, um in einem Wirthshause abzustiegen. Mein erster Gang war in das Dampfschifffahrtskomptoir; am andern Morgen ging ein Dampfschiff nach Rubinsk.

Meine Reisegesellschaft war die angenehmste, auch auf der weiteren Reise konnte ich hierin ganz zufrieden sein; Deutsch habe ich nur sehr wenig Gelegenheit gehabt zu sprechen, vorzugsweise Russisch und nicht minder Französisch. Interessant war es mir, den größten Strom Europas, die Wolga, zu sehen, welchem ich fast in seiner ganzen Länge folgen wollte; jetzt liegen diese 3300 Werst von Twer nach Astrachan hinter mir.

Die Ufer der Wolga verändern sich wenig bis Sarepta, das rechte Ufer, Bergufer genannt, ist eine fast ununterbrochene Hügelkette und gewährt an vielen Stellen einen reizenden Anblick; das linke Ufer, das Wiesenufer genannt, ist ganz flach und langweilig.

Auf dem rechten Ufer sah ich immer, in Entfernungen von 70 bis 90 Werst ungefähr, Dörfer, aber meistens ganz erbärmliche; in jedem aber eine schöne Kirche, die sich alle in Rußland gleichen.

Sechsmal bin ich auf verschiedenen Schiffen während der langen Fahrt auf dem Sande sitzen geblieben, einmal stießen wir so gewaltig gegen unsichtbare Felsen, daß sofort das Wasser massenhaft hineinströmte und das Schiff, jeder bewohnten Gegend fern, einer langwierigen Reparatur bedurfte.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Rubinsk, einer jämmerlichen Stadt, fuhr ich auf einem andern Schiffe weiter nach Nischny-Nowgorod.

Schon von Weitem präsentirt sich diese Stadt ganz herrlich, sie liegt hoch auf einem Berge und war früher Festung; hier war ich gezwungen, drei Tage zu verweilen. Meine Sachen waren stets vollständig gepackt, und ich wartete die meisten Stunden des Tages am Ufer. Am dritten Tage abends fand ich eine Dampfschiffsgelegenheit bis Astrachan.

Wir fuhren sehr langsam, wiewohl es stromabwärts geht, nur zehn Werst in der Stunde; dazu kommt, daß auf dem ganzen Strome von Twer an, das Schiff nur bei Tage geht und nachts steht. Vor jeder größeren Stadt wurde immer viele Stunden verweilt.

Leider habe ich Kasan nicht gesehen, es liegt noch sechs Werst vom linken Ufer. In diesen Gegenden wohnen vorzugsweise Tartaren; außer ihrer Kleidung erkennt man sie gleich an ihren stehenden Augen und ab-
 rasirten Haaren. Bei Zarüzün, in der Nähe von Sarepta, fangen die Kalmücken an, breitgedrückte Gesichter mit rollenden Augen und spitzem Kinn.

Hier in Astrachan vereinigen sich die verschiedensten Völkerstämme: Tartaren, Kalmücken, Armenier, Perser. Der untere Theil der Wolga von Zarüzün an führt durch die Steppe. Des Abends habe ich mich immer in der Wolga gebadet und dem eigenthümlichen Fischfange zugesehen, der den Leuten auf unserem Schiffe immer eine große Menge Fische verschaffte. Der beste Fisch ist der Sterlett, von welchem auch der gute Kaviar kommt.

So kamen wir nun endlich nach Astrachan. Meine Sachen, auf eine Telega gepackt wanderte ich nach der Stadt, um ein Unterkommen zu suchen. Es giebt hier keinen Gasthof, wiewohl mehr als 50 000 Einwohner gezählt werden; ich mußte mir ein kleines Stübchen in einem Privathause mieten, in welchem ich durch Ungeziefer, namentlich stehende Fliegen und eine besondere Mückenart, recht sehr geplagt wurde.

Das Schiff ankerte gerade vor dem dicht am Ufer sehr schön gelegenen Schlosse eines reichen Fürsten, den einer unserer Mitreisenden, ein Offizier aus Astrachan, besuchte. Sehr bald wurde auch ich eingeladen und erquidte mich an einem lange entbehrten, herrlichen Abendessen; hier gab es sehr viele Mücken, welche merkwürdigerweise unserem Wirthe, einem Kalmücken, und dem anderen Herrn nichts thaten, mich aber auf das Aergste zerstachen; ich rauchte wie eine Lokomotive, sie ließen sich aber nicht stören.

Von Astrachan geht leider jetzt nur am 1. und 15. eines jeden Monats ein Dampfschiff über das Kaspische Meer nach Baku, ich sah mich daher gezwungen, bis zum 1. August hier zu verweilen.

Außer beim Kommandanten meldete ich mich beim Generalgouverneur, welcher nebenbei gesagt ein Gouvernement befehligt, welches ein paar Mal so groß wie das Königreich Sachien ist. Er lud mich gütigst zu Tische und wiederholte diese Einladung auch an den folgenden Tagen; wiewohl er nur Russisch, seine Frau und deren Schwestern aber Russisch und Französisch sprachen, habe ich mich stets auf das Beste amüßirt. Die Güte dieser lebenswürdigen Familie ging noch weiter; am vierten Tage meines Hierseins mußte ich ganz zu ihnen ziehen, wo ich heute noch bin und mich bestens amüßire.

Astrachan ist gar keine üble Stadt, aber doch schon recht heiß. Es giebt kein Steinpflaster, weil man keine Steine hat, und so brennt die Sonne tüchtig in dem tiefen Sande.

In mancher Beziehung ist sie ganz Asiatisch; da sie als Handelsstadt den Verkehr zwischen Europa und Asien vermittelt, so wimmelt es von Asiaten, Perser giebt es die Menge, auch die Tartaren, Kalmücken und Armenier haben eigene Kirchen.

Am Donnerstag früh fahre ich nun weiter über das Kaspiſche Meer nach Baku, es wird gewiß recht interessant sein.

Zweiter Brief.

Gambori, den 16. Januar 1858.

Am 1. August verließ ich das mir lieb gewordene Astrachan; die Familie des Gouverneurs, des Admirals Wassiliew, bewies mir bis zum Abschiede große Freundlichkeit. Ich hatte ein Billet zweiter Klasse gelöst, der Gouverneur hatte gütigst veranlaßt, daß mir eine besondere Kajüte in der ersten Klasse eingeräumt wurde. Es war ein Postdampfschiff, dabei aber auch für kriegerische Zwecke eingerichtet, denn es trug acht Kanonen und ein kleines Arsenal zur Bewaffnung der Mannschaft.

Der Kapitän und einer der Offiziere schienen mir am angenehmsten; sie sprachen Französisch und boten mir manches Interesse. Die übrige Reisegesellschaft blieb mir fremd, es waren lauter Armenier, Perser, Tartaren.

Um 11 Uhr, bei großer Hitze, waren wir ausgefahren und waren am Abend in Berutschia Kassa, einem Fischerdörfchen, wo Wolga und Meer sich vereinigen. Drei Tage verweilten wir hier, der Kapitän getraute sich nicht ins Meer, da es stürmisch war. Einen Tag schwammen wir im Meere, als sich wieder Sturm erhob, der auch die ganze Zeit nicht nachließ. Einige Stunden waren nicht ohne Gefahr; die Perser richteten ihr Gesicht auf Mekka ein und beteten immerfort; ein schwarzer Stein, der aus Mekka sein muß, ist das Sinnbild ihrer Gottheit.

Seekrank war ich nicht, das Schiff schwankte aber so sehr, daß man nicht gehen konnte, ohne sich anzuhalten. Den Magen stets unter Rothwein zu halten, ist meiner Ansicht nach ein gutes Mittel gegen Seekrankheit. Wie ich schon häufig bemerkt habe, daß Leute von kriegerischem Aussehen, mit viel Haaren im Gesicht sehr häufig gar keine auf den Zähnen haben, so fiel es mir hier auf, daß fast nur die kräftigsten Menschen von der Seekrankheit betroffen wurden.

Das Kaspiſche Meer ist von unergründlicher Tiefe und hat ganz grünes, salziges Wasser. Am Dienstag früh sahen wir zuerst die schneebedeckten Häupter des Kaukasus; es war ein ganz herrlicher Anblick. Am Abend erreichten wir die Stadt Tarpi, wo die Postfächer abgegeben wurden. Am andern Tage in der ersten Stunde waren wir in Derbent. Man kann kaum etwas Schöneres sehen als den Anblick, welchen diese alte, geschichtlich berühmte Stadt von Weitem auf der Meeresseite bietet. Da die Berge vom

Ufer aus steil aufsteigen, so liegen die einzelnen Stadttheile terrassenförmig übereinander; das frische Grün der Bäume, die wie überall grünen Dächer der Russischen Kirchen und die kleine Festung, welche die Stadt dominirt, tragen viel dazu bei, einen ersten günstigen Eindruck hervorzurufen. Wir verweilten sechs Stunden in Derbent und durften in die Stadt gehen. Wie eigenthümlich war mir zu Muthe, als ich hier zuerst den Kaukasus betrat, gemüthlich durchaus nicht. Ich kam in eine Stadt, die, wie mir schien, nur aus Trümmern bestand; die kleinen Häuser mit den flachen Dächern zeigen die größte Verwahrlosung, Straßen kann man die Durchgänge zwischen den einzelnen Häusern nicht nennen. Die Männer tragen den Ausdruck vollendeter Männlichkeit, sehen aber sehr wild aus; die Frauen kann man nicht sehen, denn sie umgeben sich nach Asiatischer Sitte mit einem großen Tuche, welches nur die Augen frei läßt.

Die Dolche aus Derbent sind berühmt, und da jeder Kaukasische Offizier, sowie jeder Tscherkesse — wie man die Bergvölker im Auslande zu benennen pflegt — damit bewaffnet ist, so kaufte ich mir einen solchen.

Die Fahrt bis Baku ging glücklich von statten; die Gegend hatte sich aber inzwischen sehr verändert, denn hier sah man nur steile, kahle Berge. Es wurde mir nicht leicht, ein Unterkommen zu finden, da es keinen Gasthof giebt. Baku bietet manche Merkwürdigkeiten, ich blieb zwei Tage dort. Ich hatte eine Empfehlung an den dortigen Kommandanten, der mich zweimal zu sich einlud und mir durch das Anerbieten entgegen kam, mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen.

Das brennende Meer und die Feueranbeter scheinen mir erwähnenswerth. In der Umgegend von Baku entwickelt das Erdreich ein intensives Naphthagas, welches sich bis auf die Oberfläche des Meeres ausdehnt. Am Abend fuhren wir bis $\frac{3}{4}$ Stunden vom Ufer, und brennendes Berg wurde auf das Wasser geworfen, worauf es sich blitzschnell wie Spiritus im weiten Kreise entzündete; dabei muß man die Vorsicht beobachten, auf der Windseite zu bleiben. Ihr könnt Euch denken, wie schön es aussehen muß, wenn man das Meer brennen sieht, namentlich beim Nachhausefahren, wenn man sich weiter und weiter entfernt; das Feuer erlischt nach einiger Zeit von selbst.

Am andern Tage ritt ich mit einem Herrn aus Baku zu den Feueranbetern, 28 Werst von der Stadt. Das waren mir schrecklich widrige Kerls. Diese alten Sünder, mit ihren Verbrechergesichtern, gehören der wildesten Klasse der Indianer an und beten das Feuer an, dessen sie sich dabei in den verschiedensten Manipulationen bedienen; sie geberden sich wie Wahnsinnige, man glaubt in einem Irrenhause zu sein. Ich kann mich nicht mehr genau entsinnen, wie diese Kerls nach dem Kaukasus verschlagen sind; ob sie vielleicht zu Hause zu wild waren, oder ob sie Schulden halber sich im Auslande niedergelassen haben.

Baku erkennt man auch beim ersten Anblick als eine rein Asiatische Stadt; die Bauart, der Schmutz, das Treiben auf den Straßen, die Bewohner und ihre Tracht lassen keinen Zweifel daran.

Am Sonntag, den 11. August früh 6 Uhr trat ich die Weiterreise nach Tiflis an, eine Reise, an die ich jetzt wohl gern denke, die mir aber während der Dauer oft recht lästig war. Nachdem ich meinen Revolver sechsmal geladen, den Dolch in den Gürtel gesteckt und den scharfgeschliffenen Säbel über die Schulter geschmalkt hatte, gedachte ich Curer und befahl mich dem, der uns wohl schützen kann.

In Petersburg war es mir nicht gelungen, eine Padarohne und Anweisung auf Convoi zu erlangen, welcher letztere hier sonst in den meisten Fällen bewilligt wird; der Kommandant in Baku hatte mich mit allen Eventualitäten bekannt gemacht, ich mußte auf Alles gefaßt sein.

Die ersten Eindrücke vom Kaukasus waren gegen meine Erwartung; man kommt nur durch öde, unbewohnte Gegenden und sieht nichts als kahle Felsenberge oder dürres, von der großen Hitze verbranntes Gras, der Weg ist schlecht und beschwerlich. Mit Ausnahme einiger Tartarischer Dörfer und der Städte Schumacha und Jelisabethpol ist die ganze Gegend unbewohnt; die Stationen zum Wechseln der Pferde stehen ganz vereinzelt. Auf manchen Stationen hatte ich große Mühe, Pferde zu bekommen, obgleich immer genug vorhanden sind; man macht Weiltäufigkeiten, um Geld zu erpressen. Die Verhältnisse zwangen mich, ganz Russe zu sein, d. h. mit physischer Gewalt mein Recht zu erlangen, eine nicht zu billigende, aber durch die Umstände dringend gebotene Maßregel. Dieses Volk steht auf einer so niedrigen Stufe der Bildung, daß sie Humanität gar nicht verstehen, solche vielmehr für Feigheit halten; auf thätlichen Widerstand wird man nicht leicht stoßen, die Uniform steht hier wie in Rußland in zu gefürchtetem Ansehen.

Am ersten Tage kam ich bis Schumacha, spät am Abend traf ich ein und zeitig fuhr ich aus. Ich kann mich noch recht lebhaft dieser Reise erinnern, und da mir auch nicht ein Haar gekrümmt ist, ich vielmehr fuchsmunter und fidel unter meinem Strohdache am warmen Ofen sitze, so will ich Euch Einiges davon erzählen. Mit dem zweiten Tage nachmittags kam ich ganz dicht an die Lesghinische Grenze, in deren Nähe sich der Weg zwei Tagereisen weit hält. Die Mittheilungen auf den einzelnen Stationen waren nicht geeignet, die mir eingefloßten Besorgnisse zu heben. Auf der einen Station wurde gerade ein Courier an den Gouverneur von Schumacha abgefertigt mit der Meldung, daß 300 Lesghinier in der Nähe durchgezogen seien. Der Kutscher zeigte mir die Stelle, wo im Frühjahr ein Militärarzt umgebracht sei, und mehrere solche Geschichten aus diesem und dem vergangenen Jahre wurden mir so ausführlich erzählt, daß in Gedanken mich schon verschiedene Dolchspitzen am ganzen Körper figelten. Auf der

einen Station war vor acht Tagen der Stationshalter gefangen worden; er hatte einen wohlhabenden Onkel in Tiflis, der ihn auslösen sollte. Einmal in der Woche kommt die Post von Tiflis und Baku (d. h. die Postfächer werden befördert); obgleich von 100 Kasaken eskortirt, wird sie doch nicht selten angefallen, und man muß es vermeiden, mit ihr zusammenzutreffen.

Die Stunden von 10 bis 4 Uhr sind sehr heiß, man wird sehr matt und muß sich gewaltsam dem Schlafe entziehen; um diese Zeit ist man vor einem Anfälle am sichersten. Auch um diese Stunden fuhr ich, und zwar mit der größten Schnelligkeit; ich erinnere mich, zu einer 17 Werst langen Station nur 50 Minuten gebraucht zu haben. Nachts darf man nicht fahren.

In der Mitte einer 28 Werst langen Station sah ich schon in weiter Entfernung vier bewaffnete Reiter auf mich zukommen, zwei blieben im Schritt, zwei jagten an mir vorüber. Dieses Manöver, welches, wie ich gehört hatte, zuweilen gemacht wird, um den Reisenden von zwei Seiten zu umzingeln, schien mir verdächtig. Ich fragte den Kutscher, was das für Leute wären; statt der Antwort sprang er vom Wagen und wollte weglaufen. Der auf ihn gerichtete Revolver hielt den Kerl ab, weiterzulaufen, aber er versteckte sich und kam erst wieder hervor, als er sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr wäre.

Die unterworfenen Kaukasier sehen fast so aus, wie die wilden Bergvölker, und da er glaubte, es wären Lesghinier, so rettete er sich vom Wagen, da dem Kutscher gewöhnlich nichts geschehen soll, wenn er keinen Widerstand leistet oder nicht davonjagt.

Um 9 Uhr morgens war ich in Jelisabethpol; viele Stunden mußte ich hier warten, da ein General erwartet wurde, für den alle Pferde bereitgehalten werden mußten. Um 5 Uhr kam die Nachricht, daß der General erst in einigen Tagen eintreffen würde. Noch am Abend fuhr ich weiter; man warnte mich und meinte, wenn mir sonst nichts geschähe, könnten mich leicht unsere eigenen Leute, die Tartaren, überfallen; ich war gleichgültig geworden und wollte auch einer Masse Mäuse entfliehen. Bei einbrechender Dunkelheit, einige Werst vor der Station, kamen einige Kerls im Carrière hinter mir her; der Kutscher ließ die Pferde wie toll laufen, und wir kamen glücklich in den Posthof, wo ich wie immer die Nacht über auf dem Wagen schlief.

Die Kaukasier lieben sehr die Waffen; sie wollten immer meinen Revolver sehen und waren sehr erstaunt, daß ich sechsmal schießen kann, ohne zu laden. Meine Sachen haben sehr gelitten; der Wagen besteht aus einer muldenförmigen, schmalen Vertiefung, und auf den Koffern muß man sitzen. Drei gute Pferde werden vorgespannt, und da trotz der schlechtesten Wege sehr schnell, meistens nur Galopp, gefahren wird, so muß man sich anhalten, um nicht herunterzufallen. Die Koffer hatte ich mit Matten umwickelt, und doch waren alle Sachen wie mit Puder bestreut; ich war immer

die mit Staub bedekt. — So reizend die Gebirgsbäche im Frühjahr sind, so trocken waren sie im August; aber die Kurá war noch so tief, daß Wasser in den Wagen kam. Um die Mitte des Weges wurde die Natur schöner, auch interessanter; man kommt dort häufiger durch Wälder und bekommt den ersten Begriff von der Ueppigkeit unserer Vegetation. Trotz der großen Trockenheit werden alle Gewächse riesenmäßig groß; Granatäpfel, Aepfel, Birnen, Arbusen, Kastanien wachsen wild im Walde oder auf dem Felde, ich konnte mir nehmen, so viel ich wollte. Es ist merkwürdig, daß man gerade da so mäßig im Genusse der Früchte sein muß, wo die Natur sie in verschwenderischer Fülle erzeugt. Fast auf jeder Station sah ich Fieberfranke im Zustande des größten Elends. In der Nähe von Bächen hatte ich einige große Schildkröten gefangen; ich glaubte einen schätzenswerthen Fund gethan zu haben und nahm drei Stück trotz der Unbequemlichkeit viele Stationen weit mit, endlich aber überzeugte ich mich, daß es hier ganz gemeine Thiere sind, und warf sie wieder weg.

Immer näher kam ich dem Hauptgebirgszuge des Kaukasus, wahrhaftig ein großartiger Anblick. Der Transport der Waaren geschieht auf Büffeln oder Kameelen mit starker Begleitung, ich begegnete einigen Karawanen von mehreren Hunderten. Am Donnerstag vor Sonnenuntergang kam ich nach Tiflis.

Tiflis liegt in einem an einer Seite offenen Thalkessel, und die Aussicht von dem Rücken des einschließenden Berges ist über die Beschreibung schön: die reizende Kurá, die Schneeberge und das frische Grün geben dem Bilde viel Leben. Tiflis besteht aus zwei zusammenhängenden, aber ganz verschiedenen Theilen. Die alte Stadt ist rein Asiatisch, der neue Theil, welchen die Russen in den letzten 20 bis 30 Jahren gebaut haben, ist sehr geschmackvoll nach Europäischem Stile errichtet; die Burg des Fürsten Barjatinski bildet eine kleine Festung für sich. Nur einen Tag blieb ich in Tiflis. — Die Weiterreise nach Gambori, dem Standquartier des Scharfschützen-Bataillons machte mir nicht wenig Mühe, denn Poststationen giebt es da nicht; ich mußte eine Troika miethen. Zeitig am Morgen fuhr ich aus und um die siebente Stunde des Abends war ich hier.

Von Tiflis nach Gambori rechnet man 60 Werst, die Gegend wird immer wilder, aber gleichzeitig immer schöner, je näher man nach Gambori kommt. Der Weg ist sehr schlecht. In den kleinen Flüssen steht fast ein Felsen am andern, es geht bergauf, bergab und über Hindernisse mancher Art. Man kommt nur durch ein Tartaren-Dorf, Ackerbau wird aber fast gar nicht getrieben, wie beinahe überall in dem von den Russen unterworfenen Theile Transkaukasiens; das Mehl, wie die meisten Bedürfnisse kommen auf Kameelen aus Rußland.

Bei meinem Eintreffen in Gambori war ich in Verlegenheit, wo ich mit meinen Sachen hin sollte, und wo ich mich zur Meldung beim Kom-

mandeur dienstlich ankleiden könnte. Es traf sich Alles so ungünstig, daß mir nichts übrig blieb, als so, wie ich war, zum Oberst zu gehen und von ihm das Weitere zu erfahren.

Mein Empfang war wenig ermuthigend; er stellte mich zur Rede, daß ich nicht im Dienstanzuge käme, lud mich aber gleichzeitig zum Abend ein. Mein Benehmen blieb ganz „präsentirtes Gewehr“, streng dienstlich; den Gesellschaftsmenschen, der mir während der Reise mitunter gute Dienste geleistet hatte, warf ich bei Seite und suchte den Dienstmenschen wieder in mir hervor. Obgleich der Oberst sehr gut Französisch und gut Deutsch spricht, so hütete ich mich doch, anders als Russisch zu ihm zu sprechen.

Drei Kompagnien waren seit dem Juni auf Expeditionen im Hochgebirge und kamen im September zurück. — Gambori ist nur Soldatenkolonie; eine Batterie Gebirgsartillerie und unser Bataillon sind die Bewohner unseres kleinen Dorfes. Sobald ein Stück Land erobert ist, wird gleich eine Militärkolonie gegründet, um den Besitz zu sichern. Für die Offiziere ist ein Haus gebaut, in welchem immer mehrere in einem Zimmer zusammen wohnen, da wir aber gegenwärtig sehr viele Offiziere haben (26 mit dem Oberst), so findet nur der kleinste Theil darin Platz. Die übrigen, zu denen auch ich gehöre, wohnen bei den verheiratheten Soldaten, die, beiläufig gesagt, sich sehr gut stehen, da ein nicht geringer Theil der Offiziergasse ihnen zufließt. Die anderen Soldaten wohnen in der Kaserne.

Dritter Brief.

Gambori, den 29. September 1858.

Nachdem ich von unserer diesjährigen, ereignißreichen Sommerexpedition glücklich zurückgekehrt bin und mich etwas ausgeruht und gesammelt habe, will ich Euch jetzt den Feldzug, der in allen Annalen des Kaukasus durch seinen außerordentlichen Erfolg und durch den Heldentod unseres Führers, des Generallieutenants Baron Brewski, unvergeßlich bleiben wird, kurz schildern. —

Nachdem unsere Kompagnie mit drei Kompagnien vom Grusinischen Regiment bis zum 25. Juni auf dem Malo Andarasan, einem der Vorberge Kachetiens, gestanden hatte, vereinigten wir uns am 27. Juni mit der Hauptarmee, welche inzwischen schon einige glückliche Gefechte bestanden hatte, an denen aber unsere Kompagnie, wie gesagt, keinen Antheil genommen hatte.

In der Absicht, nach der Kaputscha vorzudringen, theilte nun der Oberkommandirende seine Truppen in drei Kolonnen. Die Hauptkolonne unter Brewskis persönlichem Kommando bestand aus neun Bataillonen Infanterie, zwei Kompagnien Schützen, zwei halben Gebirgs-Batterien, einer Mörser-Batterie und einigen hundert Milizen; auf noch unbetretenen Pfaden rückte sie in die Kaputscha vor. Eine Nebenkolonne unter dem Oberst Kar-

ganoff drang von einer anderen Seite vor und sollte sich in der Kaputtscha mit uns vereinigen. Links von ihm noch eine dritte Kolonne unter dem Fürsten Tschelatajef, der fürs Erste selbständig gegen einen unbedeutenden Völkerstamm operiren und erst später sich mit uns vereinigen sollte.

Als unsere Hauptkolonne auf dem Berid Maidan, einem Höhenrücken, der den Schlüssel zur Kaputtscha bildet, angekommen war, sahen wir etwa 4000 Tschetschenzen vor uns, die emsig im Baue von Verschanzungen begriffen waren und uns den Weg streitig machen wollten. Es kam zu einem lebhaften Feuer, das uns aber keine erheblichen Verluste zufügte. Am andern Morgen in aller Frühe sollten wir insolge eines während der Nacht ausgegebenen Befehls zum Sturme vorgehen; merkwürdigerweise fanden wir die Verschanzungen vom Feinde verlassen, der wahrscheinlich die Bewegung Karganoffs erfahren hatte und für seinen Rückzug fürchtete.

Auf dem Berge Tschairatli vereinigten wir uns mit Karganoff, erbauten hier eine sogenannte Wagenburg, in welcher wir Zelte, Gepäck und Alles, was nicht durchaus nöthig war, unter dem Schutze von zwei Bataillonen und vier Geschützen zurücließen, und drangen unangefehdet durch das ganze Gebiet der Kaputtschinen, welche, wie wir nachher erfuhren, mit Brewski über ihre Unterwerfung in Unterhandlung getreten waren, und richteten unseren Marsch auf das von fast unübersteiglichen Gebirgen (13 000 Fuß hoch) und unzugänglichen Schluchten eingeschlossene Gebiet der Anzuchen.

Nach großen Mühen kamen wir auf diesen Höhenrücken an und sahen nun auf dem gegenüberliegenden, steilen Berggründen, dem 12 000 Fuß hohen Goruch Meer, der von uns durch ein Thal mit fast senkrechten Abhängen geschieden war, die ganze Anzuchische Armee unter Anführung des Naib (Statthalter Schamyls) Bakri Kallé vor uns; dieselbe war noch verstärkt durch einige tausend Tschetschenzische Reiter unter Führung Kasi Mohameds, des Sohnes Schamyls. Die beiden einzigen Zugänge zu dieser festen Stellung waren durch starke Verschanzungen gedeckt.

Oberstlieutenant v. Gardener, der Chef des Generalstabes, und Oberst Karganoff erhielten Befehl, die Schanzen zu nehmen; Gardener, bei dem sich unsere Kompagnie befand, sollte mit seiner Kolonne die von Bakri Kallé, Karganoff die von Kasi Mohamed besetzte Schanze nehmen. Ehe noch Karganoff, dessen Bewegung durch einen auf dem Abhange des Gebirges liegenden Wald gedeckt war, dem Feinde zu Gesicht gekommen war, hatte Gardener mit seiner Kolonne schon die steile Bergwand erstiegen und schlug Bakri Kallé nach einem hitzigen Gefechte aus seinen Schanzen heraus, und unsere Kolonne kam siegreich, aber bis zum Tode ermattet auf dem Höhenrücken an.

Kasi Mohamed, der noch keinen Feind vor sich sah, gab seinen Tschetschenzen Befehl aufzuziehen, verließ mit dieser herrlichen Kavallerie seine Schanzen und machte Anstalt, sich auf unsere, wie gesagt, bis zum Tode

ermattete Kolonne zu werfen, die noch nicht einmal Zeit gehabt hatte, sich wieder zu sammeln.

Es würde übel mit uns ausgefallen haben, wenn dieser Angriff wirklich zu Stande gekommen wäre, aber zum Glück erschien in diesem Augenblicke, wie ein *deus ex machina* nicht weit von der Schanze Kasi Mohameds, am Ausgange des Waldes, Karganoff mit seiner Kolonne, was die Feinde nöthigte, sich in eine andere, weiter rückwärts gelegene Schanze zurückzuziehen, um nicht abgeschnitten zu werden.

Nachdem sich der ganze Heerestheil auf dem Goruch Meer gesammelt hatte, wurde auch diese dritte, sehr starke Befestigung nach dem hartnäckigsten Widerstande gestürmt, und mit bedeutendem Verluste zog sich der Feind zurück. Unser eigener Verlust überstieg nicht 87 Mann an Todten und Verwundeten, darunter zwei todt und zwei verwundete Offiziere.

Die Nacht über blieben wir auf dem Goruch Meer liegen, und am anderen Morgen sahen wir von einem etwas vorwärts gelegenen Punkte aus das ganze Anzuch vor uns.

Wenigstens 40 Aule (so hießen die besetzten Ortschaften der Kaukasischen Bergvölker), alle wie alte Ritterburgen aussehend, mit starken Thürmen, bombensfesten Dächern und Schießscharten, waren von hier aus zu erblicken. Unwillkürlich drängte sich Jedem der Gedanke auf: Wenn sich jeder dieser Aule nur einigermaßen vertheidigt, wird von unserem schönen Heere, welches in der Mehrzahl aus erprobten Kriegeren besteht, wenig mehr übrig bleiben.

Am anderen Tage entwarf Brewski folgende Disposition: Er selbst mit der Hauptarmee ging nach dem östlichen Theile Anzuchs, um vor allen Dingen die Festung Grentle Risso zu nehmen, und entsendete eine andere Kolonne unter dem Obersten Ladoga nach dem westlichen Theile von Anzuch, um die dort liegenden Aule zu nehmen und zu zerstören; bei dieser letzteren Kolonne war auch unsere Kompagnie. Nachdem Ladoga durch eine Rekognoszirung erfahren hatte, daß die feindlichen Aule stark besetzt und fast uneinnehmbar seien, entschloß er sich, durch eine nächtliche Unternehmung den Feind zu überrraschen.

Unsere Stellung war auf der einen hohen Thalseite des Anzuchischen Thales, uns gegenüber lag der Anzuchische Berggrücken, auf dessen Abhänge sich fast alle Aule befanden. In der Nacht beauftragte Oberst Ladoga den Hauptmann Gursti, mit einem Bataillon vom Mingrelischen Regiment, einem Zuge Schützen unter meinem Kommando und einer Esotnie (100 Mann) Milizen, die gegenüberliegende Anzuchische Höhe zu besetzen. Da unser Marsch dicht an mehreren feindlichen Aulen vorüberführte, so hätte es uns, wenn der Feind wachsam gewesen wäre, schlimm ergehen können.

Mit dem Aufgange des Mondes um 11 Uhr fing unsere Bewegung an. Wir gingen durch einen dichten Wald bis unten ins Thal, durch welches ein reißender Bergstrom braust. In den gegenüberliegenden Aulen, die unheimlich

und grau aus dem Monde hervortraten, war Alles todtensstill, wir hörten Nichts als das Laufen des Bergstromes. Plötzlich hörten wir, unten am Strome angekommen, aus einem der Aule ein wildes, zerrissenes Lied von einer weiblichen Stimme, das in einzelnen Tönen das Brausen des Bergstromes übertönte und an den kahlen Felsen endlich erstarb. Was dieses Lied bedeutete, weiß ich nicht, aber es muß wohl ein Klage lied auf den Tod eines Geliebten oder Bruders gewesen sein, denn es klang grausig.

Die einzige Vorsichtsmaßregel, welche die Anzuchen gebraucht hatten, war die, daß sie die Brücke über den Strom abgebrochen hatten, und wir mußten ihn also durchwaten. Das Durchwaten eines solchen Bergstromes ist eine viel schlimmere Sache, als man sich vorstellt, denn die Gewalt des Stromes ist so stark, daß sie einen einzelnen Menschen sofort umwirft und gegen die Felsen schleudert, wo dann kein Glied an ihm ganz bleibt. Die Leute müssen also in dicht aufgeschlossenen Kolonnen gehen, und Jeder muß seine beiden Nebenmänner unter die Arme greifen, um so dem Strome mehr Widerstand leisten zu können; dann ist es auch gefährlich, in das Wasser hineinzusehen, weil man so leicht schwindlig wird und dann unwiderbringlich verloren ist. Trotz aller Vorsicht verloren wir beim Uebersetzen drei Mann; sie wurden vom Strome fortgerissen und am andern Tage zerschmettert am Ufer gefunden.

Schweigend zog sich unser kleines Detachement, Mann hinter Mann, auf dem schmalen Felsenpfade der Höhe zu. Kein Laut war weder von uns, noch vom Feinde zu vernehmen, bis wir endlich mit der Morgendämmerung den Gebirgskamm erreichten und die ersten Schüsse eines feindlichen Pikets empfangen, das unseren Anmarsch erst jetzt bemerkt hatte. Plötzlich wurde es in allen umliegenden Aulen lebendig.

Mit der aufgehenden Sonne wurde auch der übrige Theil der Kolonne Ladogas auf dem gegenüberliegenden Bergabhange, jenseits des Stromes sichtbar, und die bestürzten Einwohner, in der Furcht von oben und unten angegriffen zu werden, warfen sich nun mit wildem Geschrei auf uns, die wir, wie gesagt, eine Stelle des Bergrückens besetzt hielten. Es entspann sich ein mörderisches Feuer in der Entfernung von 300 bis 400 Schritte; unser Verlust war nicht unbedeutend, aus meinem Zuge verlor ich neun Mann. Meine Schützen benahmen sich so gut, daß sie nachher eine Belobigung bekamen; auch mein Name wurde lobend erwähnt, aber ich weiß in der That nicht wofür. Ein anderes Mal, wo ich es wirklich verdient hätte, nahm mein Kompagniechef das Lob großmüthig auf sich.

Es gelang uns, den Feind zurückzudrängen, und endlich erschien auch Ladoga mit seiner Kolonne, zum großen Glück, denn wir hatten sehr viel gelitten. Ladoga veranlaßte nun sofort die Vernichtung der Aule und die Verwüstung der Getreidefelder, welche Operation vier Kompagnien vom

Erwünschten Regiment und ich mit meinem Zuge zu decken beauftragt waren. Als dies geschehen war, zog sich die ganze Kolonne ins Thal zurück.

Unser heutiger Lagerplatz war nicht weit vom Ufer des Flusses neben einem großen Aule, der erst noch zerstört werden sollte. Wir hatten uns kaum hingelegt, um von den Anstrengungen der Nacht und des Tages etwas zu verschlafen, als Oberst Ladoga zwei Kompagnien vom Grufinischen Regiment den Befehl gab, den Aul zu zerstören. Wir hielten dies nur für ein Nachspiel der heutigen Komödie und hatten schon die Augen geschlossen, als wir aus dem Aul ein heftiges Gewehrfeuer hörten. Wir sprangen auf und sahen, wie die schon im Aule befindlichen beiden Kompagnien aus drei Thürmen des Auls heftig beschossen wurden.

Der tapfere, aber in diesem Falle etwas voreilige Major P. ließ sofort Sturm laufen. Nun sind aber die Thürme fast uneinnehmbar. Sie sind von großen Quadersteinen erbaut, die ohne Mörtelung aneinander liegen und sich durch das Gesetz der Schwere halten. Diese Steine allein machen die Annäherung an den Thurm schon gefährlich, wenn im Augenblicke des Sturmes die obersten derselben auf die Stürmenden herabgeworfen werden. Aus den Schießscharten wird geschossen, und die fest verrammelte Thür kann ohne Leiter auch nicht erstiegen werden, da sie 20 Fuß über der Erde ist. — Die beiden Kompagnien gingen tapfer zum Sturme vor, verloren aber in kurzer Zeit 67 Mann und drei Offiziere und mußten sich zurückziehen, ohne etwas ausrichten zu können.

Während des Kampfes sangen die Anzuchen ihren schaurigen Todesgesang, der, in einem solchen Momente gesungen, einen sehr sonderbaren Eindruck macht. Den Grenadieren war es indessen doch gelungen, den Aul in Brand zu setzen, und wir hofften, daß die feindliche Besatzung aus den Thürmen herausgeräuchert werden würde, wo sie dann in unsere Hände hätte fallen müssen. Es kam anders. Der Feind hielt sich bis zur Nacht, verließ dann die Thürme und machte sich auf einem verborgenen Pfade, den wir nicht kannten, davon. Wir mußten also diese Tapferen, die uns so viele gute Kameraden getödtet hatten, ungestraft abziehen lassen. Wir hatten keine Artillerie bei uns, sonst hätten wir ihnen in den Thürmen schon warm machen können.

Wir konnten übrigens mit dem Erfolge dieses Tages im Allgemeinen zufrieden sein, denn hatten wir auch einige Verluste, so standen doch über zwölf Aule in lichten Flammen. Ein herrliches Schauspiel bot uns die Nacht. Rings umher ein Feuermeer, das mit seinem zitternden Scheine die düsteren Felsen von Anzuch beleuchtete, auf der anderen Seite des Thales die finsternen Tannenwälder und unten der Bergstrom, der zornig durch sein Felsenbett wüthete, als rief er uns Rache zu für die Zerstörung des Thales, das er so viele Jahrhunderte durchfloss.

Nachdem wir am anderen Morgen den Todten die letzte Ehre erwiesen hatten, zogen wir weiter durch das Thal, alle auf unserem Wege liegenden Aule zerstörend, die übrigens sämmtlich vom Feinde verlassen waren. Es ist gut, daß zu diesem Sengen und Brennen die Scharfschützen nicht verwendet wurden, es könnte einem sonst das Kriegshandwerk leid werden.

Durch die nächtliche Bewegung Gurkis und Ladogas war noch ein anderer Vortheil erzielt worden. Da wir nämlich dabei fast alle zu unserer Linken liegenden Aule umgangen hatten, so war rechts durch das Thal unsere Verbindungslinie mit Brewski, dessen Kanonendonner wir tags zuvor von Grentle Kisso her gehört hatten, frei geworden, ein Vortheil, den wir erst recht erkannten, als sich das Thal zu einer engen Schlucht, zu beiden Seiten von jenfremden Felswänden umgeben, verengte, wo wir, wenn der Feind die Höhen besetzt gehabt hätte, schlimmen Durchzug gehabt haben würden. Diese Schlucht, durch welche sich der Bergstrom als 60 Fuß hoher Wasserfall stürzt, war schon ohne Feind gefährlich zu passiren. Als wir sie passirt hatten, kamen wir auf einen Berg, wo uns ein anderes Schauspiel erwartete.

Wir sahen vor uns auf der einen Seite des Flusses die für unüberwindlich gehaltene Festung Grentle Kisso in lichten Flammen stehen, um sie herum brannten drei große Aule, und mitten zwischen dieser Illumination lagerte der siegreiche Heerestheil Brewskis. Dieser hatte Tags zuvor Grentle Kisso zerstört, den Feind vertrieben und vier Geschütze erobert.

Auf der anderen Seite des Flusses sahen wir eine unserer Kolonnen noch im heftigen Gefechte mit dem Feinde. Es war Fürst Dadian, der sich mit Bakri Kallé schlug. Zwei Aule gingen dort in Flammen auf, worauf Dadian sich auf Brewskis Kolonne zurückzog, wo er mit uns gleichzeitig ankam.

Soweit war also unsere Anzuchsche Expedition glücklich; jetzt handelte es sich darum, ebenso glücklich wieder aus Anzuch herauszukommen. Aber vor uns auf der anderen Seite des Flusses waren Kasi Mohamed und der Sultan von Clissu mit bedeutenden Verstärkungen zu Bakri Kallé gestoßen, und das Terrain, das sie besetzt hielten, war derart, daß man, auch wenn es sonst die Umstände erlaubt hätten, nicht weiter hätte vordringen können. Auf dem alten Wege konnte man nicht zurückgehen, weil dieser Rückmarsch mehrere Tage gedauert haben würde und die schon sehr ermatteten Leute keinen Proviant mehr hatten.

Die einzige, noch übrige Rückzugslinie, die auch in gerader Linie auf die Wagenburg zu führte, ging in der ersten Hälfte durch eine enge Schlucht von hohen, steilen Felsen umgeben. Würden diese Felsen vom Feinde besetzt sein, so würde derselbe schon allein durch Hinunterwerfen von Steinen eine ganze Armee vernichten können. Der Feind stand uns freilich in entgegengesetzter Richtung gegenüber, da aber auf dem Wege durch diese Schlucht, wie überhaupt auf allen hiesigen Gebirgswegen, nur ein Mann hinter dem

ändern gehen kann und der Transport der Artillerie, der Verwundeten und des Gepäcks den Marsch sehr verlangsamte, so war vorauszusehen, daß, noch ehe sich die Queue unserer Kolonne in Bewegung gesetzt hätte, der viel leichter bewegliche Feind schon oben auf dem Berge über unseren Köpfen erscheinen würde.

Wrewski machte durch einige Bewegungen den Feind glauben, daß er entschlossen sei, vorwärts zu gehen und ihn anzugreifen, weshalb dieser alle seine Streitkräfte aus unserer Flanke an sich zog und sich auf einen neuen Angriff gefaßt machte. Statt dessen ließ Wrewski in der Nacht um 12 Uhr die Avantgarde zum Rückzuge aufbrechen, der auch in der größten Stille vor sich ging. Alle Dispositionen zu diesem Rückzuge waren ausgezeichnet.

Als am anderen Morgen die Sonne aufging, sah der Feind zu seinem Erstaunen, daß der größte Theil unseres Heeres schon aufgebrochen war. Er versuchte indessen doch noch, die Höhe über uns zu gewinnen, und einigen hundert Mann gelang es wirklich, auf den Felsen zu erscheinen, noch ehe die Arrieregarde die Schlucht passirt hatte.

Dank der 2. Kompagnie unseres Bataillons, die sich ganz vorzüglich auszeichnete, an den Felsen wie eine Heerde Gemsen herumkletterte und mit ihren sicheren Kugeln manchen Feind erlegte, erreichten wir Alle glücklich die Höhe. Der Verlust des Feindes war in diesem uns so ungünstigen Terrain gewiß nicht geringer als der unserige. Im Ganzen verloren wir auf diesem Rückzuge 34 Mann; über alle Erwartung wenig.

Nach zwei Tagen kamen wir wieder zu unserer Wagenburg, ruhten einen Tag aus und begaben uns dann weiter auf den Marsch nach der Lesghinischen Völkergesellschaft Anzrosso. Die Lesghinier werden in mehrere Völkerstämme getheilt, die an Sprache, Sitten, Anzug und Waffen sich vielfach unterscheiden.

Dieser Theil von Lesghinien, bestehend aus den Völkergesellschaften Anzrosso, Achnada, Karada und Bochnada, wurde unter fortwährenden Gefechten mit verhältnißmäßig geringen Verlusten genommen und verwüstet; die ausgezeichneten Dispositionen Wrewskis siegten über den hartnäckigsten feindlichen Widerstand.

Auf diesem beschwerlichen Marsche, wo wir von Kälte und Schnee zu leiden hatten, hatte ich das Unglück, ein Pferd zu verlieren. Da man in den Bergen doch nicht reiten kann, so hatte ich, wie die anderen Kameraden, meine Sachen und die mitgenommenen Vorräthe auf beide Pferde vertheilt. Das Pferd war ausgerutcht und kopfüber — wie das immer der Fall ist — in hohen Bogenjagen in den Abgrund gestürzt. Der Soldat, welcher es führte und nicht loslassen wollte, wurde auf dem steilen Abhange ein Stück mit fortgerissen, aber es gelang ihm, sich anzuklammern und zu retten. Erst am anderen Tage erfuhr ich das mir widerfahrne Unglück; wie unangenehm es mir auch war, so schmerzt mich heute mein Verlust doch mehr als

damals, wo ich es ein Glück nennen konnte, wenige von solchen Sachen verloren zu haben, welche am unentbehrlichsten sind. Ein armer Junker unserer Kompagnie verlor aber dadurch seine kleine mitgenommene Habe, die er auf mein Pferd gepackt hatte; es wurde für ihn gesorgt.

Mehr als 500 Pferde sind während der Expedition in den Abgrund gestürzt oder sonstwie umgekommen. Was diese armen Thiere zu leiden hatten, ist gar nicht zu sagen.

Am 9. August waren wir wieder in der Kaputscha, und Brewski machte Anstalten, auch diese zu verwüsten, weil sich die Unterhandlungen mit den Kaputschinen wegen ihrer Unterwerfung in die Länge zogen. Als die Kaputschinen sahen, daß Brewski Ernst machen wollte, schickten sie Abgeordnete zu ihm mit dem Auftrage, ihre Bereitwilligkeit zur Uebersiedelung nach Kachetien anzuzeigen, daß aber Kasi Mohamed mit einem starken Korps die Ausführung dieses Entschlusses verhindere, indem er alle Kaputschinischen Familien gezwungen habe, sich mit Hab und Gut auf den Manhoer Höhenrücken zurückzuziehen, wo er sie, im Falle sie Russenfreundliche Gesinnungen zeigen würden, alle niederzumachen drohte.

Wir standen damals gerade in dem Thale von Bijitt, der Hauptstadt der Kaputscha, unweit des Berges Tschairatli, wo Brewski mit der Hauptkolonne biwaktirte. Die Kaputschinen machten sich anheischig, eine Kolonne, auf nur ihnen bekannten Wegen in den Rücken des auf dem Manhoer Höhenrücken gelagerten Feindes zu führen, welcher Vorschlag auch angenommen wurde.

Um 12 Uhr nachts marschirte eine Kolonne Tuschinen unter Anführung des Obersten Fürst Djenjaroff auf dem von den Kaputschinischen Abgeordneten angewiesenen Pfade ab, während sich eine andere Kolonne aus zwei Bataillonen und unserer Kompagnie unter dem Oberstlieutenant Kufewicz auf den Weg machte, um den Feind in der Front anzugreifen.

Mit dem ersten Morgengrauen kamen wir am Fuße des Manhoer Höhenrückens an und sahen auf dem Abhange dieses Berges den Feind, der gar keinen Angriff vermuthete, sorglos gelagert; neben ihm die Kaputschinischen Familien mit ihren zahlreichen Heerden. Da das Gebirge sehr steil war, so schien der Feind unseren Angriff nicht sehr zu fürchten. Währenddessen war die Sonne aufgegangen, das Wetter hatte sich aufgeklärt, nur der Gebirgskamm war noch in dicke Wolken gehüllt. Der Himmel verdeckte so selbst dem Feinde die Gefahr, die ihn von oben bedrohte. Wir hatten noch keine fünf Minuten kampfbereit am Fuße des Berges gestanden, um beim Erscheinen Djenjaroffs mit seinen Tuschinen den Sturm zu beginnen, als plötzlich ein hundertstimmiges „Hih, hih!“ (der Schlachtruf der Tuschinen) ertönte und oben, hoch aus den Wolken Djenjaroff mit seinen Getreuen hervorbrach und sich ungestüm auf den Feind warf. In diesem Augenblicke begannen auch wir von unten den Sturm,

und die Kaputschinischen Familien, die friedlich neben den Tschetschenen gelagert hatten, verwandelten sich plötzlich ebenfalls in Feinde. Der Schrecken, der die Tschetschenen ergriff, war großartig; instinktmäßig ergriffen sie alle, ohne an Widerstand zu denken, auf dem einzigen Pfade, der ihnen noch offen stand und der nach einer anderen Seite des Gebirgstammes führte, die Flucht. Unsere Kugeln räumten furchtbar unter ihnen auf, und die Tuschinen, die Erbfeinde ihrer Gebirgsnachbarn, richteten mit Säbel und Dolch ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an und verfolgten den fliehenden Feind noch mehrere Stunden. Nachher kamen sie triumphirend zurück, und fast Jeder von ihnen trug, nach dem wilden Gebrauche dieser Völker, mehrere Hände von erschlagenen Feinden mit sich.

Der Erfolg war also glänzend, wir hatten die Kaputschinen befreit, eine Masse Feinde getödtet, und merkwürdigerweise war weder bei uns, noch bei den Tuschinen, noch bei den Kaputschinen auch nur ein einziger Verwundeter. Unter den getödteten Feinden fand man die Leichen zweier Raibs.

Als wir zurückkamen, fanden wir die Stadt Bijitt, die auf unserem Hinmarsche ganz verlassen war, wieder von den uns vorausziehenden Kaputschinischen Familien eingenommen. Die Balkons waren von den sehr schönäugigen und sehr großfüßigen Kaputschinerinnen besetzt, die verwundert auf uns herabguckten; auf der Straße bot man uns Honig und Mehl zu einem sehr theuren Preise zum Verkaufe an, was wir aber gern bezahlten, da wir im ganzen Feldzuge bis dahin selten mehr als Fleisch und gedörrtes Brot zu essen gehabt hatten.

Als wir in unserem Lagerplatze nahe bei Bijitt angekommen waren, erfuhren wir, daß sich die Völkerschaften Uchnada und Bochnada, deren Wohnsitze und Felder wir zerstört hatten, auch an Brewski übergeben hätten und schon mit Weib und Kind auf dem Marsche nach Kachetien begriffen seien, wo ihnen, wie den Kaputschinen, Land zur Uebersiedelung angewiesen werden wird.

Nachdem nun diese Völkerstämme nach der Ebene abgefertigt waren, wohin sie von einem großen Theile des Expeditionsheeres begleitet wurden, begab sich Brewski mit den übrig gebliebenen 18 Kompagnien, der Artillerie und einigen Esotnien Milizen auf den Weg nach dem hinter dem Zlanhoeer Höhenrücken gelegenen Thale Zlanhoe, das für ihn so verhängnißvoll werden sollte.

Am Vormittag des zweiten Marschtages stach die Sonne ungewöhnlich. Um Mittag zogen sich die Wolken zusammen, und um etwa 2 Uhr überfiel uns plötzlich ein Hagelwetter, wie ich es nie erlebt habe, und welches um so fürchterlicher wurde, als sich gleichzeitig ein orkanartiger Sturm erhob. Wir legten uns sämmtlich mit dem Gesichte nach der Erde, zogen die Pelzmüye fest über die Ohren und legten uns, was sich gerade vorfand, noch auf die Köpfe. Die Eisstücke waren faustgroß und schlugen so gewaltig auf

Rücken und Beine, daß es sehr wehe that. Viele Soldaten hatten sich ihre kupfernen Kessel, aus denen sie essen, auf die Köpfe gesetzt, und tiefe Beulen waren in diese geschlagen. Bei den Pferden soll es gräßlich ausgesehen haben, die armen Soldaten konnten sie gar nicht mehr halten, und in der That liefen viele weg und stürzten zum größten Theile in die Abgründe.

Nachdem wir die in einem Theil des Illanhoer Thales gelegenen Aule mit geringem Verlust genommen und gestürmt hatten, zog sich Brewski wieder auf die Höhe zurück, um auf einem anderen Wege in die andere Hälfte dieses Thales zu gelangen. Am 21. August marschirten wir wieder hinab und sahen vor uns den Aul Kitturi liegen, welchen der Führer der Avantgarde, der Oberst und Kommandeur des Erivan'schen Regiments, de Sagué, anfangs für unbesezt hielt. Als aber aus einem der Thürme einige Schüsse fielen, ließ er den Aul von allen Seiten einschließen und befahl zwei Kompagnien seines Regiments, zum Sturme vorzugehen. Als diese Kompagnien zum Sturme vorgingen, ertönte auf einmal aus allen Thürmen und allen Häusern ein ungeheures Gewehrfeuer und ungeheurer Kanonendonner; in einer Minute lag über die Hälfte unserer Leute am Boden, die Uebrigen erreichten den Aul und legten sich hinter eine Mauer, wo sie vor dem feindlichen Feuer gedeckt waren. In diesem Augenblick kam Brewski mit seinem Stabe an. Er soll gesagt haben: „de Sagué hat eine Dummheit gemacht, aber was einmal angefangen ist, muß auch vollendet werden“. Er ließ darauf aus fünf 20pfündigen Mörsern und vier sogenannten Einhörnern den Aul mit einer Masse Wurfgeschosse überschütten und gab währenddessen die Anordnung zu einem neuen Sturme von allen Seiten. Unter dem Schutze unserer Schützen gingen von der einen Seite die Erivaner unter dem Obersten Micheladso, von der anderen Seite drei Kompagnien vom Grusini'schen Regiment unter dem Chef des Generalstabes, Oberstlieutenant v. Gardener, zum Sturme vor; von der dritten Seite endlich stürmten zwei Kompagnien vom Tiflisschen Regiment.

Hier machte Brewski den ersten nicht klugen Streich seines Lebens und er hat ihn auch mit seinem Leben bezahlt — er vergaß, daß er höhere Pflichten hatte, und führte wie ein einfacher Hauptmann die Tifliser zum Sturm vor.

Ein ungeheures Feuer donnerte den Stürmenden von allen Seiten entgegen, in wenigen Augenblicken sind die Unsrigen im Aul, aber das ganze Feld ist mit Gefallenen besät, da entsteht ein großes Zusammenlaufen, man bringt einen schwer Verwundeten — Brewski. In wenigen Minuten hatte sich diese Kunde im ganzen Heere verbreitet. Brewski war von einer Kugel in die Schulter getroffen und als er schon weggetragen wurde, bekam er noch einen Schuß ins Bein. Dasselbe Schicksal theilten die beiden anderen Führer der Sturmkolonnen. Micheladso blieb von zwei Kugeln durchbohrt todt auf dem Platze, und Gardener wurde, von elf Schüssen getroffen, noch lebend aus dem Feuer gebracht. Derselbe hatte einen Beweis von antikem Heldenmuth

gegeben. Mit unerschütterlichem Gleichmuth ging er seiner Kolonne voran, wurde fast bei jedem Schritt verwundet und fiel erst vor der Mauer des Auls zu Boden, als ihn die erste Kugel traf.

Erst ein Thurm war genommen. Es wurde eine neue Sturmkolonne formirt, und da die meisten Truppen schon sehr gelitten hatten, wurden unsere erste und dritte Kompanie mit vier Kompanien vom Grusinischen Regiment dazu bestimmt. Unsere Schützen steckten die Hirschfänger auf die Stufen, und im Trabe gingen wir zum Sturme vor. Auch wir verloren gleich in den ersten Augenblicken eine Masse Leute, aber in wenigen Minuten hatten wir zwei der wichtigsten Häuser, von deren platten Dächern aus wir auf die Besatzung des Hauptthurmes schießen konnten, genommen. Gegen Abend waren wir Herren des Auls bis auf einen Thurm und drei Häuser, die noch vom Feinde besetzt waren, und wohin sich ein Theil der Besatzung der anderen Häuser zurückgezogen hatte. Der übrige Theil war von den Geschossen unserer Artillerie, von den Kugeln der Scharfschützen, von den Bajonetten der Stürmenden und von den Flammen, in die der Aul endlich aufging, hingerafft. Nur die Besatzung eines Thurmes und eines feuerfesten Hauses entkamen in der Nacht. Das war der Tag von Kitturi, der uns außer so manchem tapferen Kameraden einen herrlichen Feldherrn kostete.

Am anderen Morgen zogen wir uns wieder auf die Höhen zurück. Unser Zug, dem eine lange Reihe ächzender Verwundeter vorausgetragen wurde, stellte eher eine geschlagene wie eine siegreiche Armee dar, die Einen sahen finster, die Anderen niedergeschlagen aus, und Alle, bis zum letzten Soldaten herunter, fühlten, daß wir einen unerseßlichen Verlust erlitten hatten.

Auch jetzt noch, nach einem Feldzuge von so glänzendem Erfolge, wie nie einer in den Kaukasischen Gebirgen geführt, nachdem der Feind in allen Kämpfen geschlagen und mehrere Völkerstämme, die fortwährend Kachetien und Georgien beunruhigt hatten, nicht nur unterworfen, sondern sogar dazu gebracht waren, ihre Felsenthäler, wo ihre Vorfahren Jahrhunderte gehaust, zu verlassen und in Russisches Gebiet überzusiedeln, nachdem die Landstriche, welche Schamyl seine Kornkammern nannte, zerstört und verwüstet waren, nachdem ein Theil unseres Heeres in der felsigen Erde Lesghiniens, ein anderer Theil in den Hospitälern lag und die Uebriggebliebenen von den wirklich übermäßigen Anstrengungen bis zum höchsten Grade erschöpft waren, wollte Brewski unsere diesjährige Sommerexpedition noch nicht enden. Er wollte nichts halb thun. Lesghinien sollte nicht mehr existiren.

Dem Oberst Karganoff gab er den Auftrag, mit dem übrig gebliebenen Expeditionsheere sofort über den Berid Maidan und die Pifalschen Höhen nach Didó zu marschiren, um einen Theil der Dideuzischen Thäler, die im vergangenen Jahre nicht zerstört waren, zu unterwerfen. Er selbst wurde mit den übrigen Verwundeten nach Kachetien gebracht.

Mit Oberst Karganoff in Didó angelangt, fanden wir fast alle Aule verlassen oder die Einwohner bereit, überzufiedeln, nur der Aul Ziberó setzte uns hartnäckigen Widerstand entgegen. Wir stürmten ihn mit dem Verluste von 43 Mann.

Am 1. September zogen wir mit den Uebersiedlern aus Didó nach dem Choprostav und dem Kadór, die wir nach sechs Tagen erreichten. Am Mittag erreichte die Avantgarde und bald darauf das Gros die Spitze des Choprostav. Da wir sehr erschöpft waren, legten wir uns hin, um etwas zu schlafen. Kaum eine Stunde mochten wir geschlafen haben, als wir auf einmal durch Generalmarsch geweckt wurden, der unten im Walde von allen Truppen der Arrieregarde gleichzeitig geschlagen wurde. Gleichzeitig wurde auch das Schießen, welches schon den ganzen Morgen angehalten hatte, immer lebhafter; es war kein Zweifel, daß der verfolgende Feind Verstärkung an sich gezogen hatte und sich nun auf die zu weit zurückgebliebene Arrieregarde warf. Sofort befahl Oberst Karganoff sechs Kompagnien vom Grimwanschen Regiment und unserer zweiten und dritten Kompagnie, zu Hülfe zu eilen. So ging es jetzt nun noch einmal diese acht Werst im Trabe herunter, und obgleich die Leute ohne Gepäc liefen, blieben doch manche vor Erschöpfung liegen. Unten angekommen, fanden wir die Arrieregarde im lebhaftesten Gefecht mit dem Feinde, dem es gelungen war, ihr den Weg zu verlegen. Bei unserem Erscheinen zog sich der Feind zwar tiefer in den Wald zurück, aber es kam nun zu einem so hitzigen Gefecht, wie wir es uns gar nicht mehr vermuthet hatten.

Auf dem Bergabhange hatte Karganoff einige Geschütze postirt und sie mit Granaten in den Wald schießen lassen, wodurch aber leider auch einige unserer eigenen Leute verwundet wurden. Endlich gegen Abend gelang es uns, den Feind zum Weichen zu bringen; trotz der großen Terrainvortheile, welche derselbe für sich hatte, war sein Verlust bedeutend. Die Arrieregarde zog ab, und auch wir folgten dann, langsam zurückgehend und von einzelnen feindlichen Parteien bis an den Rand des Waldes gefolgt. Unser Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 89 Mann, darunter ein todtter und zwei verwundete Stabsoffiziere.

Ueber alle Beschreibung ermattet kamen wir wieder auf dem Choprostav an und setzten am anderen Morgen unseren Marsch weiter fort.

Auf dem Kadór, einem beinahe 12 000 Fuß hohen Berge, ereilte uns ein schrecklicher Schneesturm, der auch noch einigen 30 Menschen und vielen Pferden das Leben kostete; morgens 8 Uhr ereilte uns dieser Schneesturm, abends 6 Uhr, nachdem wir den ganzen Tag bergunter gegangen waren, lagerte unsere Kompagnie, um vor der heißen Sonne Schutz zu finden, unter einem der riesenhaften Nußbäume Kachetiens, und wir erquickten uns an Weintrauben, Arbusen, Feigen und allen möglichen Früchten. Hier erfuhren wir, daß Wrewski und Gardener gestorben seien.

Was unsere Truppen in dieser Expedition ausgehalten haben, kann sich nur einer vorstellen, der mit dabei gewesen ist. Hunger, Kälte und Strapazen schädeten uns viel mehr, als die feindlichen Kugeln. Als Belag diene nur: In der Stärke von 178 Mann marschirte unsere Kompagnie in die Gebirge, und als wir wieder in Kachetien ankamen, waren noch 69 Mann unter Gewehr.

Nach einem gemeinsamen Dankgottesdienste theilten sich in Kachetien die Truppen nach verschiedenen Richtungen; unsere Kompagnie blieb, nachdem wir einen Theil Kachetiens durchzogen, bis zum 20. September auf einem Berge stehen, nicht weit von den Klöstern Allahwerdi und Juanti.

Am 20. September abends 10 Uhr rückten wir wieder in Gambori ein, gastlich empfangen von den zurückgebliebenen Kameraden.

Vierter Brief.

Gambori, den 11. Dezember 1858.

Nachdem unser früherer Anführer, Generallieutenant Baron Brewski bei Kitturi seinen Heldentod fand, haben wir in der Person des Fürsten Melikoff einen anderen Divisionskommandeur bekommen.

Vor ungefähr vier Wochen hatten wir wieder ein kleines nennenswerthes Zusammentreffen mit unseren Feinden.

Am 28. Oktober, einem Dienstag, waren wir mit eintretender Dunkelheit von einer zweitägigen Jagd zurückgekehrt und verbrachten den Abend bei einem Kameraden, der uns zur Feier seines Namenstages ein Abendessen gab. Wir hatten uns wegen Müdigkeit bei Zeiten getrennt und schlafen gelegt. In der zwölften Stunde wurden wir aus dem Schlafe durch Alarm geweckt. Eine Kasakenpatrouille hatte dem Obersten den Befehl überbracht, sofort zwei Kompagnien nach dem Korobeg, einem der Vorberge Kachetiens, abzufertigen, welchen die Feinde besetzt hatten, während eine andere feindliche Abtheilung, Lesghinier und Tschetschenzen, die am Fuße der Berge liegenden Tartarendörfer plünderte. Es traf die dritte und vierte Kompagnie, auszuruhen, und zufällig kommandirte ich die dritte, da der Kompagniechef nach Tiflis gereist war.

Bald nach Mitternacht verließ unsere kleine Kolonne Gambori unter dem Befehl des Chefs der vierten Kompagnie, des Kapitäns Nowigki. Es war eine sehr freundliche, mondheile Nacht. Wir marschirten die ganze Nacht, den ganzen darauf folgenden Vormittag und hatten nur kurze Ruhepausen. Gegen 11 Uhr vormittags erreichten wir den Rand des großen Waldes auf dem Naparaul. Ein Zug unserer Kompagnie, bei dem ich mich befand, bildete die Avantgarde. Wir waren noch nicht lange marschirt, als uns auf einmal ein heftiges feindliches Feuer überraschte. Die Umstände geboten und

das Terrain erlaubte, sofort eine Schützenlinie auschwärmen zu lassen, wie es auch der Kapitän Nowizki anordnete.

Der Feind war nicht stärker als vielleicht 150 bis 200 Mann, und sein starkes Feuern hatte nur geringen Erfolg, da die starken Bäume gute Deckung gewährten und auch nicht so dicht standen, um unserem Vorgehen hinderlich zu sein. In gleichem Maße, wie wir vorgingen, zog sich der schwächere Feind zurück, wobei man die größte Mühe hatte, die Leute von zu vielem Schießen abzuhalten, denn die Packpferde mit den Patronenkaften hatten uns nicht so rasch folgen können.

Fast auf dem Gipfel des Naparaul vor einem freien Plage stießen wir auf eine schon in vorhergehender Nacht vom Feinde mit geschickter Benutzung des Terrains errichtete Schanze. Das Terrain erlaubte nicht, diese aus Erde, Steinen und Baumstämmen aufgeführte Verschanzung zu umgehen, sie mußte gestürmt werden. Vorher aber mußte unseren Leuten eine kurze Ruhe gegeben werden, denn wir Alle waren außerordentlich erschöpft.

Um 2 Uhr mittags gingen wir zum Sturme vor und um $\frac{1}{2}$ 3 hatten wir die Schanze genommen, aber in dieser kurzen Zeit neun Mann verloren, von denen zwei Todte und drei Verwundete auf die dritte Compagnie kamen. Nachdem wir die Schanze genommen hatten, dachte der Feind nicht mehr daran, uns aufzuhalten, sondern zog sich mit solcher Eile zurück, daß unsere erschöpften Leute ihm nicht so rasch folgen konnten. Etwa um 5 Uhr erreichten wir die Spitze des Korobeg, und von hier aus sahen wir unten im Thale vier unserer Tartarendörfer in lichten Flammen stehen.

Dieser kleine Fleck, welcher noch zu Tuschetien gehört, ist rings von Bergen umschlossen, deren nördliche Seite zu dem Hauptgebirgszuge und dem Lande der Lesghinier sich erhebt. Der Berg Korobeg, auf dem wir jetzt standen, bildet den westlichen Rand dieses Thalkessels. Wäre der Feind, welcher allerdings unseren Anmarsch von dieser Seite her vermuthen mußte, nicht wachsam gewesen, so hätte ihm leicht der Rückzug abgeschnitten werden können; so aber hatte er Zeit gehabt, sich mit jener Abtheilung, die uns im Walde aufgehalten hatte, über die unwirthlichen hohen Berge in seine Schluchten und Felsenthäler zurückzuziehen, ohne daß wir daran denken konnten, ihn zu verfolgen. Mit Sonnenuntergang, aber leider zu spät, erschien ein Bataillon vom Grusiniſchen Regiment, welches gleichfalls mit einzelnen feindlichen Streifpartien in Berührung gekommen war.

Unglaublich klingt es, daß in unseren Wäldern und Bergen häufig 20 bis 30 Mann im Stande sind, ein ganzes Bataillon in seinem Marsche aufzuhalten und ihm empfindliche Verluste zuzufügen.

Von den unglücklichen Tartaren hatte sich ein Theil geflüchtet, ein anderer Theil war niedergemacht und einigen Unglücklichen auch das traurige Loos geworden, in Gefangenschaft geschleppt zu werden.

Von den Lesghiniern gefangen zu werden, ist das Schrecklichste, was man sich denken kann. Besonders geben sie sich Mühe, Offiziere zu fangen, die dann, wenn es nur irgend möglich ist, für eine schwere Summe ausgelöst werden müssen. So mancher Offizier hat schon dies traurige Geschick erfahren, ein Theil ist ausgelöst worden, Andere sind dageblieben. Unter den Ersteren ist auch der mir persönlich bekannte Lieutenant Karganoff, Bruder des in meinem vorigen Briefe erwähnten Oberst Karganoff. Während seines neunmonatlichen Aufenthaltes in Lesghinischer Gefangenschaft ist er ganz grau geworden und sein Charakter gebrochen. Gewöhnlich wird man in ein finsternes unterirdisches Loch gesperrt, bekommt nur so viel Brot, um am Leben zu bleiben, aber dafür fortwährend die schauderhaftesten Prügel. Nachdem man so eine Weile alle Qualen erduldet hat, wird Einem Papier und Feder gegeben, um an Verwandte oder sonst Jemanden zu schreiben, der die Möglichkeit und Barmherzigkeit besitzt, Einen auszulösen. Mit raffinirter Grausamkeit wird man fortwährend so behandelt, damit die Briefe immer kläglicher werden und das Lösegeld schneller eintrifft und höher wird.

Im Jahre 1854 geriethen die beiden Fürstinnen Orbeliani und Tschewtschewadji in Lesghinische Gefangenschaft. Ungeachtet des Geschlechts und des hohen Standes wurden auch sie schlecht behandelt, und man forderte für sie ein enormes Lösegeld, welches der Kaiser selbst hergab, da die Männer dieser beiden Damen verdienstvolle Offiziere sind, der eine sogar Flügeladjutant ist. Unter den Auslösungsbedingungen war auch die, daß der Sohn Schamyls zum Vater zurückkehren sollte. Als kleiner Knabe war er in Russische Gefangenschaft gerathen, im Kadettenkorps erzogen und dann zum Gradunischen Ulanenregiment gekommen, wo er zuletzt Lieutenant war. Ungern ging er in seine Heimath zurück, die er ganz vergessen hatte. Schamyl traute ihm auch nie, und in diesem Frühjahr ist er gestorben.

Nachdem wir noch einige Tage in Tuschetien stehen geblieben waren, fehrten wir am 6. November in unser kleines Stabsquartier zurück.

Fünfter Brief.

Gambori, den 5. Februar 1859.

Vor langer Zeit schon schilderte ich die Nothwendigkeit der Anschaffung zweier Pferde für die Expeditionen. Rationen bekommen allerdings nur die Offiziere, welchen es ihren Funktionen nach zusteht. Aber sämtliche Offiziere, nicht nur unseres Bataillons, sondern auch sämtliche in den Regimentern haben, wie ich mich überzeugt habe, ihre zwei Pferde. Meine aufrichtige Ansicht hierüber ist die, daß das Packpferd ganz unumgänglich nöthig ist, während das Reitpferd allenfalls entbehrlich wäre, obwohl auch häufig Fälle vorkommen, wo man es bedarf, da in unserer Gegend keine Posttrakte sind. Warum jeder Offizier durchgängig auch ein Reitpferd hat, liegt zum Theil auch in

den besonderen Verhältnissen des Landes. Die Kaukasische Armee hat sich den Sitten und Gebräuchen der hiesigen, uns befreundeten Asiatischen Völker schon in vielen Dingen angeschlossen, und da Jeder, auch der ärmste und gewöhnlichste Mensch, hier zu Lande ein Reitpferd hat, so hat sich dieser Gebrauch auch bei den Russen eingebürgert.

Die Kaukasische Armee ist in keiner Weise mit den Truppen in Rußland zu vergleichen. Die Kaiserlichen Verordnungen und Einrichtungen für die Kaukasische Armee sind auch ganz besonderer Art, in gewisser Weise freisinniger.

Du setzt bei uns Bagagewagen voraus, ich muß mich wohl also nicht klar genug ausgedrückt haben, denn in den Bergen ist jedes Fuhrwerk rein unmöglich.

Mit welchen Anstrengungen für den einzelnen Mann geht es da über jedes Hinderniß. In den seltensten Fällen nur fanden wir einen schmalen Fußsteig, der aber auch so beschaffen ist, daß man nicht weiß, wie man den Fuß setzen soll, um nicht auf dem glatten Felsboden auszurutschen und in den Abgrund zu stürzen. Ich versichere ohne Hehl, mir war mitunter sonderbar zu Muth, wenn wir an solche Stellen kamen, wo man auf Händen und Füßen rutschen muß auf einem vielleicht zwei Fuß breiten Stückchen moosbewachsener Felserde; zur einen Seite eine Felswand und auf der anderen den bodenlosen Abgrund, der so verführerisch seine Opfer anlächelt und auch manches verschlingt.

Mann hinter Mann geht die ganze Kolonne, schweigend und keuchend. Mitunter nur, und namentlich, wenn wir in Zickzackbewegungen einen steilen Berg erklimmen, hört man tausendstimmiges Geschrei, wenn unter den Füßen der oben Kletternden über den Köpfen der weiter unten Folgenden sich ein Stein ablöst, oder ein Pferd in ungeheuren Bogensätzen und zwar, wie es immer der Fall ist, über den Kopf herunterstürzt.

Regelmäßige Kommandos fallen ganz weg. Auf unseren Märschen, selbst nicht in dem uns befreundeten Kachetien, werden wir auch nie einquartiert; auf dem ersten besten Fleck heißt es ganz einfach: Hier ist euer Lagerplatz. Ich wunderte mich im Anfang sehr, wie praktisch und selbständig unsere Soldaten sind. Es kam ja oft vor, daß spät in der Nacht die Kolonne Halt machte, um bis zum Morgen auszuruhen; man sieht die Hand vor Augen nicht, und mit welcher Ordnung und Geschwindigkeit geht Alles von statten.

Die Offiziere haben den größten Theil des Mundvorraths in ihren schmalen aber hohen Koffern, und jede Kompagnie hat auch eine große Anzahl von Pferden, auf welchen die Lebensmittel und ein Theil der nothwendigsten Sachen für die Leute nachgeführt werden; jene Lebensmittel, nur aus gedörretem Kommißbrot, Grütze und Salz bestehend, werden von Zeit zu Zeit aus Magazinen ergänzt, wozu die Division im vorigen Jahre wie stets noch

1800 Tschernobarenpferde mit ihren Treibern gemiethet hatte; der gezahlte Lohn für jedes Pferd beträgt ungefähr so viel, als das Pferd werth ist; von diesen Tschernobarenpferden geht durchschnittlich auf jeder Expedition die Hälfte zu Grunde; unter vorgenannten 1800 Pferden sind 500 zum Transport der Schwerverwundeten bestimmt. Vieh wird, soweit es nur irgend geht, nachgetrieben und nach Bedürfniß geschlachtet.

Sogar die Kanonen, natürlich von kleinerem Kaliber, werden auseinandergenommen und auf verschiedene Pferde vertheilt; im Nu sind sie zusammengesetzt.

Sechster Brief.

Gambori, den 7. Juni 1859.

Am 11. April rückten wir von hier aus und kehrten am 13. Mai in unser Stabsquartier zurück. Unsere Rückkehr erfolgte, nachdem wir von anderen Truppen abgelöst waren, um die dringend nöthigen Vorbereitungen zu der eigentlichen und großen Expedition zu machen, die wie im vergangenen Jahre mit dem Uebersteigen der Hochgebirge und dem Einmarsch in das Land der Lesghinier beginnen soll. Wenn diese Unternehmungen auch allerdings erst stets mit Ausgang des Juni vor sich gehen können, da vordem Schnee und Kälte uns den Aufenthalt in den Bergen unmöglich machen, da ja unser Hauptgebirgszug mit Ausnahme jener höchsten Regel, des Elborus und Kasbet in seiner ganzen Ausdehnung und ziemlich gleichmäßigen Erhebung der höchste und beschwerlichste auf dem ganzen Kaukasus ist, so werden doch schon früher die zur Expedition bestimmten Truppen an der Grenze Kachetiens am Fuße der Berge zusammengezogen, was außer strategischen Rücksichten noch die Einübung der Truppen im Zusammenwirken bezweckt. Bei unserer am 13. v. M. erfolgten Rückkehr von unserer wenn auch gar nicht beschwerlichen so doch im höchsten Grade langweiligen Expedition wurde uns eine Inspektion durch den Divisionskommandeur, Generalleutenant Fürst Melikoff, angekündigt, der nach einigen Wochen auch kam und für den 9. Juni das Ausrücken der zweiten und dritten Kompagnie des Scharfschützen-Bataillons bestimmte.

Ueber Telaf, die Hauptstadt Kachetiens, sollen wir an den Fuß der Berge gehen, aber weit von der Stelle, wo im vorigen Jahre unser Aufstieg erfolgte, soll in diesem Jahre der Uebergang stattfinden.

Leider ist der Brief, in dem der Verlauf dieser Expedition geschildert ist, verlorengegangen; sein Inhalt kann daher nur nach dem zur Verfügung stehenden Ukas kurz angegeben werden, den der Offizier in späteren Jahren bei seiner Entlassung aus Russischen Diensten erhielt.

Am 9. Juni marschirten die beiden Kompagnien aus. Die Expedition selbst dauerte vom 5. Juli bis 1. September und war gegen die Lesghinischen Völkerhaften gerichtet.

Hierbei kam es am 20. Juli zu einem Kampfe, der mit der völligen Zerstörung der beiden Aule Kitturi und Genatli endigte. Am 22. Juli fand wiederum ein Gefecht statt, in welchem das Dorf Schauri eingenommen und die Aule Cheinach, Chetach und Kmitlo besetzt und zerstört wurden. Für die vorzügliche Haltung, welche der Offizier bei diesem Gefechte gezeigt hatte, wurde ihm der Orden des Heiligen Stanislaus 3. Klasse mit Schwertern und der Schleife verliehen.

In der Nacht vom 22. zum 23. Juli kam es zu einem hitzigen Kampfe bei der Abwehr des Ueberfalles einer starken feindlichen Abtheilung auf das Russische Lager auf dem Berge Geto; am 24. wurden die Aule Inucho, Kidero, Sechida und Gutoch zerstört. Am 2. August marschirte der Haupttheil des Detachements nach dem Aule Lündo, am 13. nach dem Aule Frid, welche beide zerstört wurden, und am 1. September kehrte das Detachement in das Stabsquartier Gambori zurück.

Diese Expedition hatte im Vereine mit einer am Kaspiischen Meere vorgehenden Division die Unterwerfung des ganzen östlichen Kaukasus und die Gefangennahme Schamyls zur Folge.

Siebenter Brief.

Lager im Walde bei Adagum, den 5. Juli 1860.

Bis jetzt können wir, die wir von jenseits des Kaukasus hergeschickt sind, die hiesige Gegend nicht rühmen. Eine Masse Ungeziefer, wie kleine Schlangen, Phalangen, Mücken u., bei unglaublich großer Hitze, machen Einem viel Unbequemlichkeit; zudem ist die ganze Gegend um Krimstoj und Adagum ein einziger großer Sumpf mit ungesunden Ausdünstungen, namentlich zur Morgen- und Abendzeit. Das Fieber herrscht in großem Maßstabe.

Auch ich war drei Wochen recht krank und mußte ins Hospital gebracht werden. Ich hatte das hitzige Fieber und war zwei Tage besinnungslos. Als ich als gesund wieder aus dem Hospital entlassen war, ging ich mit erster Gelegenheit zu meiner Compagnie ab, welche inzwischen nach Adagum gesendet war, um den dortigen Festungsdienst zu versehen.

Adagum ist eine kleine, erbärmliche, vorgeschobene Festung, die von Ratten wimmelt. Und was das Schlimmste ist, die tödlichste Langeweile, Abgeschiedenheit und Einförmigkeit quält hier mehr als andernwärts. Es ist hier allerwärts so gefährlich, daß man keinen Spaziergang machen kann, ja sich im buchstäblichsten Sinne des Wortes keine 500 bis 600 Schritte von der Masse entfernen darf. Hinter irgend einem Strauche sitzt ein Tscherkesse, und schießt, wenn ihm sein Opfer sicher und der Augenblick günstig ist.

Auf so schändliche, hinterlistige Weise sind schon manche Leute umgekommen, von unserem Bataillon, wie von den anderen. Und ungeachtet aller ausgestellten Pitets und sonstigen Vorichtsmaßregeln, kommen derartige

Fälle nicht selten vor. Vor etwa acht Tagen wusch ein Soldat unserer 1. Kompagnie dicht bei der Krimskoje Utrjeplenie am Flüsschen Wätsche, auf einmal ist er von einer Kugel durchbohrt und kein Feind zu sehen und in dem dichten Laubwalde auch schwer zu suchen oder zu verfolgen.

Vor einigen Wochen fand auch der Kommandeur des Cerverschen Dragonerregiments, Oberst Fürst Bagration, seinen Tod. Nahe bei der Krimskoje Utrjeplenie wurde er plötzlich von einigen Tscherkessen überfallen, die ihn sofort als einen höheren Offizier erkannten und deswegen nicht niederschossen, sondern aus Spekulation mit sich in Gefangenschaft nahmen. Er wurde mit einem der Tscherkessen zusammen auf ein Pferd gesetzt, um nach dem nächsten, nicht sehr entfernten, feindlichen Aul gebracht zu werden. Unterwegs aber versuchte der Fürst — wahrscheinlich in der Verzweiflung — seinen Begleiter mit den Händen zu erwürgen, worauf dieser ihn mit einem Schuß in die Brust und einem Kolbenschlag auf die Stirn verwundete und liegen ließ. Durch Spione haben wir diese Details erfahren. Am anderen Tage wurde seine Leiche gesucht und schon von Würmern entstellt acht bis neun Werst von der Krimskoje Utrjeplenie gefunden. Sofort nach eingegangener Nachricht wurde dem Fürsten ein Kommando zu Hülfe gesendet, in welchem auch ich mich mit meinem Zuge befand, aber trotz unserer allergrößten Eile kamen wir zu spät, wie auch zu erwarten war.

Auf der rechten Flanke der Kaukasischen Linie sind 45 000 bis 47 000 Mann zusammengezogen, welche sämmtlich unter dem Oberbefehl des Generalleutenants Philippson stehen, aber in mehrere, an verschiedenen Punkten wirkende Korps zertheilt sind. Wir stehen gegenwärtig unter dem unmittelbaren Befehl des Generalmajors Babitsh.

Am 1. d. Mts., früh 6 Uhr verließ unsere Kolonne die Krimskoje Utrjeplenie, und fortwährend gehen uns nun von allen Seiten Verstärkungen an Truppen zu, welche bis jetzt abgesonderte Punkte besetzt gehalten haben. — Der Krieg ist hier ganz anderer Art als in Peshghinien und Daghestan. Die Berge sind viel niedriger, und die Tscherkessen haben ihre vordersten Aule weit auf die Ebene vorgeschoben. Niedriger, aber dichter, stark verwachsener Laubwald erschwert die Bewegungen ungemein, und daher ist es nicht zu verwundern, wenn täglich kaum mehr als fünf bis sechs Werst durchschnittlich zurückgelegt werden können. Große Sumpfwiesen mit mehr als mannhohem Schilfrohre wechseln mit alten, dichten Eichenwäldern, und viele kleine Flüsschen geben der Natur Leben und Reiz, Der schöne, alte Eichenwald — durch keine Wege oder natürliche Richtungen durchschnitten — wird nun durchgehauen in einer Breite, um einer so großen Kolonne den Durchgang zu gestatten. Vom frühen Morgen bis späten Abend hört man die Aelte arbeiten und stürzende Bäume krachen.

Bis jetzt hat uns der Feind noch wenig beunruhigt. Man hört zwar häufig Schießen, aber es sind nur wenige Verwundete und Tote. Die

feindlichen Patrouillen und Pikets haben bis jetzt sich begnügt, uns zu beobachten und hier und da kleine Verluste mit vieler Geschicklichkeit zuzufügen, jedes ernste Gefecht vermeidend. Gestern früh gelang es der 2. Kompagnie unseres Bataillons fünf Schatucheizen niederzustossen und ihnen zum Theil recht werthvolle Waffen abzunehmen.

Unsere ersten Operationen sind gegen die sogen. Schatucheizen gerichtet. Morgen früh mit Tagesanbruch gehen wir weiter vorwärts.

Achter Brief.

Lager am Flusse Abin (in der Völkergesellschaft
der Schapzugen), den 24. Oktober 1860.

Mit unserem weiteren Vorgehen mehrte sich der feindliche Widerstand mehr und mehr. Dies und die Hindernisse, welche uns ein dichter Wald entgegensetzte, erlaubten uns nicht, am Tage mehr als fünf bis sechs Werst zurückzulegen.

Am vierten Tage gelangten wir auf eine große Ebene, welche gleichfalls von Wald umschlossen ist. Solche Flächen, gleichsam Dasen in der Waldwüste, haben wir in der Folge häufig gefunden. Die von uns zuerst betretene Ebene wird vom Flusse Abin durchschnitten und bot in vieler Beziehung einen vortrefflichen Punkt für unser Lager, von welchem aus die weiteren Operationen nach allen Richtungen hin unternommen werden sollten. Unsere nächste Aufgabe war es, einen breiten Weg rückwärts, nach der Krimskoje Ukrjeplentie, herzustellen, sowie auch zu beiden Seiten derselben noch 100 resp. 150 Schritt Wald niederzuhauen.

Wir stehen noch heute auf dieser 21 Werst von der Krimskoje entfernten Ebene im Lager, aber wir haben im Umkreise von 25 bis 30 Werst alle feindlichen Aule vernichtet und dem Feinde den bleibenden Aufenthalt in diesem Gebiete unmöglich gemacht; kleine feindliche Abtheilungen necken uns allerdings auch jetzt noch.

Dies, die Wohnsitze des Feindes mit allen Borräthen zu zerstören, war unsere zweite Aufgabe, und die Zahl der zerstörten Aule ist jedenfalls an 80. Man staunt, daß diese große Masse feindlicher besetzter Wohnsitze in der Nähe der Festungen Krimskoje und Adagum so lange geduldet worden ist. Diese Aule zu zerstören, hat uns weit weniger Schwierigkeiten gemacht, als die Lesghinischen und Daghestanischen 1858 und 1859; die niedrigen Vorberge des Hauptgebirgszuges und selbst auch die künstlichsten, mit großer Mühe vom Feinde hergestellten Vertheidigungslinien und Befestigungen boten den von jenseits hergekommenen Transkaukasischen Truppen, welche schon mehr Beschwerden ertragen, keine großen Hindernisse. Ich habe überhaupt nicht finden können, daß die Tscherkessen sich bis jetzt so außerordentlich kühn geschlagen hätten, wie es allgemein heißt, und wie man es

auch hätte erwarten können, bei den ihnen von der Türkischen Regierung heimlich zugeführten Unterstützungen aller Art.

Der Feind war durchaus nicht schwach, aber er ist uns überall gewichen, ohne daß wir sehr bedeutende Verluste zu beklagen hätten. Meist mit sehr geringen Verlusten nahmen wir die Aule, nur wenige Male hatten wir stärkere Verluste. Im Zerstören und Vernichten feindlichen Gutes ist der Russische Soldat sehr stark.

Das tägliche Zusammentreffen mit dem Feinde und tägliche Verluste lassen die einzelnen etwas hitzigeren Gefechte unter der Masse der übrigen verschwinden. Allerdings haben wir keine so großen Verluste, wie sie in Europäischen Schlachten häufig vorkommen, aber da kein Tag verging, an welchem nicht Todte oder Verwundete aus den abgesendeten Detachements zurückgebracht wurden, so machte sich auch dieser Verlust mit der Zeit fühlbar.

Bei dem Sturm von Bogundir hatten wir 47 Todte und Verwundete, auf dem sogenannten Gardesfelde 38.

Auf dem Gardesfelde haben früher, in den vierziger Jahren namentlich, schon häufig Gefechte stattgefunden, bei welchen stets Gardeoffiziere verwundet wurden, und auch Fürst Barjatinski ist auf diesem Felde, als er noch Gardeleutenant war, verwundet worden, daher wohl der Name. — Es traf sich merkwürdig, daß der erste neulich dort verwundete Offizier ein Gardehauptmann war, welcher mit mehreren seiner Kameraden aus Petersburg hierher geschickt ist, um Erfahrungen zu sammeln.

Dieses große Feld ist ringsum von im oberen Theile bewaldeten Bergen umgeben, auf welchen sich die besetzten und verbarrikadirten Aule befinden. Eines Tages, Ausgang Juli, begaben wir uns auf diese Höhen; mit Tagesanbruch rückten wir aus dem Lager. Unser Weg führte durch ein ungünstiges Terrain, eine von beiden Seiten mit Wald umgebene Schlucht, in welcher es uns nicht gut gegangen wäre, wenn unsere Befehlshaber den Feind nicht durch ein schlaues Manöver getäuscht hätten, wodurch wir es nur mit vereinzelt Partien zu thun bekamen, die wir uns schon vom Leibe zu halten wußten.

Auf dem Rückwege, wo wir die Masse der Feinde gegen uns hatten, vermieden wir diese Schlucht durch einen Umweg von etwa sieben Werst. Auf dem Gardesfelde wurden die Truppen nach verschiedenen Richtungen entsendet, um die Aule zu nehmen. Nachdem der uns angewiesene Aul zuerst durch Artillerie beschossen worden und darauf von der 3. und 4. Kompagnie unseres Bataillons gestürmt worden war, befahl der zur Stelle anwesende Artillerieoberst unserem ältesten Hauptmann, einen Zug zu entsenden, um die einige hundert Schritte oberhalb auf dem Berge aufgestapelten Heu- und Getreidevorräthe zu verbrennen.

Ich wurde dazu beauftragt; in meinem Zuge waren 55 Mann. Wir traten an, und ich machte mir gerade im Gehen aus Türkischem Tabak eine Cigarette. Auf einmal bekamen wir aus nächster Nähe eine Salve entgegen; hinter den Heu- und Getreideschubern standen zehn bis zwölf Tscherkessen, die bis dahin nichts von sich hatten merken lassen. Mit „Hurra“ liefen wir den Berg hinauf und bekamen noch einige vereinzelte Schüsse, worauf sich der Feind hinter dem Rande des nicht weit oberhalb seines Versteckes beginnenden Waldes verlor. In dem Augenblick, als der Feind sichtbar wurde, schossen auch unsere Schützen; wie viel der Feind verloren, kann ich nicht angeben, man weiß dies bei dem durchschnittenen und waldigen Terrain selten auch nur annähernd. Bald trennte uns ein großes Feuermeer vom Feinde; dies sowie die Kugeln unserer guten Schützen verhinderten den auf Augenblicke wieder sichtbaren Feind, uns weiter zu belästigen. Aber in meinem kleinen Zuge hatte ich einen Todten, einen schwer und zwei leicht Verwundete. An diesem Tage sind in dortiger Gegend sechs Aule zerstört worden.

In Bogundir, wo zwei Kanonen erobert wurden, hätten wir großen Schaden erleiden können, wenn der Feind die herrschende Unordnung besser zu benutzen verstanden hätte; es war viel unnützes Geschrei, und die Truppen hatten sich sehr durcheinander gemischt. Zur Ehre meines Kompagniechefs muß ich sagen, daß er seine Kompagnie fest zusammen hielt; als er mit der Kompagnie eine Barrikade nahm, wurde er durch eine Kugel an der rechten Schläfe leicht verwundet, aber es war ein viertel Zoll oder weniger vom Tode. An meiner Seite wurde dabei einem Unteroffizier der Armfnochen zerschmettert.

Bogundir ist der Sitz eines Tscherkessen-Häuptlings, ein großer Aul, aber die Hälfte der Häuser ist aus Fachwerk gebaut. Diese wurden niedergebrannt, und einige Schapzugen kamen in den Flammen um, sie haben an dem Tage viel verloren.

Außer den gegen den Feind abgeschickten Kolonnen wurden täglich, und auch jetzt geschieht dies noch, kleinere Abtheilungen abgeschickt, zur Bedeckung des auf die Weide getriebenen Viehes und der zu Hause gebliebenen Pferde; andere Detachements gingen zum Grasmähen für den Winterbedarf oder nach Brennholz. Namentlich auf der sogenannten Tabune, der Weide, hatte man viele Langeweile auszuhalten, was im Sommer von Sonnenaufgang bis untergang keine Kleinigkeit ist. Auf vorgehobenem Piset oder ausgestellter Schützenkette oder dergleichen, natürlich vom Terrain und sonstigen Umständen abhängig, ist man den ganzen Tag allein und vielfach im Kampfe mit Mücken, kleinen Schlangen und nur hier vorkommendem Ungeziefer vielerlei Art.

Wir unternahmen im Laufe der Sommerexpedition vier nächtliche Ueberfälle, aber nur der erste glückte einigermaßen. Er war gegen einen 19 Werst von unserem Lager entfernten Aul gerichtet. Nach eingetretener Dunkelheit

wurden vier Kolonnen auf verschiedenen Wegen abgeschickt, um den Aul von allen Seiten einzuschließen; die Führer dieser Kolonnen sollten nach einem gemeinschaftlichen Plane handeln. Um 9 Uhr setzte sich unsere Kolonne in lautlofester Stille in Bewegung; es durfte nicht geraucht, nicht geflüstert werden. Die wenigen, für Patronenkästen, Artillerie zc. mitgenommenen Pferde schienen das Geheimniß voll zu merken, sie gingen so ruhig wie die Menschen. Ich war zu Fuß; meinen Hengst, welcher mir bei solchen Unternehmungen durch sein Wiehern Unannehmlichkeiten bereiten kann, hatte ich zurückgelassen.

Wir kamen unfern kleinerer Aule vorbei, in welchen die Hunde bellten, aber die Stille war so musterhaft, daß uns die feindlichen Wachtposten nicht bemerkten und die Bewohner nicht aufwachten. Ich wunderte mich über die Sorglosigkeit, welcher sich die Tscherkessen überließen. In der Nähe des Auls angekommen, ruhten wir eine halbe Stunde aus und rückten nach der getroffenen Verabredung Punkt 3 Uhr gegen den Aul vor.

Daß zwei der anderen Kolonnen nicht pünktlich eingetroffen waren, darf bei der Schwierigkeit des Terrains und der Dunkelheit der Nacht nicht lediglich den Führern zur Last gelegt werden, aber es schmälerte uns einen großartigen Erfolg, da es vielen Einwohnern, welche uns im letzten Augenblicke bemerkt hatten, Gelegenheit bot, sich in dem den Aul umschließenden Walde zu verkriechen. Unsere Kolonne unter Oberst Gamale und die andere unter dem Fürsten Schalikoff rückten gleichzeitig von zwei verschiedenen Seiten ein, und um die Tscherkessen in noch größeren Schreck zu versetzen, mußten die sämtlichen Hornisten blasen und die Tambours schlagen. Von einem allgemeinen Widerstande war keine Rede, aber einzelne Partien Ruffenfeindlichster Fanatiker unter ihnen widmeten sich dadurch, daß sie sich nicht ergeben wollten und fortwährend auf uns schossen, dem unvermeidlichen Tode oder der Gefangenschaft.

Alle Befestigungen, Barrikaden und Hindernisse, hinter welchen sich der sorglose Feind sicher geglaubt hatte, wurden von unseren Soldaten ohne große Anstrengungen bei Seite geschafft und der ganze Aul durch die Sappeurs vernichtet und in Brand gesetzt. Dabei nahmen die Soldaten alles Transportable, was sie gebrauchen konnten und fanden auch die Sachen des unglücklichen Fürsten Bagration.

Wir machten 74 Gefangene, unter diesen allerdings wenig streitbare Männer, und nahmen über 900 Stück Vieh weg, welches später gleichmäßig an die Truppen vertheilt wurde. Wir mußten uns beeilen, das Lager vor der Abenddämmerung zu erreichen, da das Terrain uns auf dem Wege sehr ungünstig und vorauszusehen war, daß der Feind sich in großer Masse sammeln und uns verfolgen würde. So kam es auch. Der Feind umschwärzte uns auf dem ganzen Rückwege und schoß in unsere Massen. In

solchen Fällen schonen die Russen die Patronen nicht und halten ihn sich durch Hunderte und Tausende von Kugeln vom Leibe. Auf eine Kompanie vom Daghestanschen Regiment warf sich feindliche Kavallerie mit der blanken Waffe.

Bei den drei anderen nächtlichen Ueberfällen wurden gleichfalls die Aule zerstört, Gefangene gemacht und Vieh weggetrieben, aber in geringerer Zahl. Die Dispositionen waren recht gut, aber bei der Ausführung traten zuweilen Hindernisse entgegen, welche ein großes Resultat verhinderten oder der Unternehmung den Charakter des Ueberfalls nahmen.

Unsere dritte Aufgabe bestand darin, auch nach vorn hin, nach den Hochgebirgen zu, einen breiten Durchhau durch den Wald zu machen für die Mitte November beginnende Winterexpedition. Der Feind beunruhigte uns fast täglich bei dieser Arbeit und namentlich stets, wenn die Truppen nach beendetem Tagewerk ins Lager zurückkehrten.

Ich bekam eines Tages, als die arbeitenden Soldaten und die übrigen Bedeckungsmannschaften sich auf den Heimweg machten, den Befehl, mit der Kompanie (der Kompaniechef war nicht zugegen), dem Feinde ein Versteck zu legen. Der Auftrag glückte. Schon von Weitem sah ich eine Abtheilung Reiter immer näher auf die Stelle zukommen, wo ich mich mit der Kompanie versteckt hielt. Es waren etwa 50 Mann Eschereffen, die an mir vorüber mußten, da sie die abgerückten übrigen Mannschaften verfolgen zu wollen schienen. Sie ritten im Schritt und waren, nichts Böses ahnend, in lebhaftem Gespräch miteinander begriffen. Im richtigen Augenblick bekamen sie unsere Salve. Sichtlich erschrocken, machten sie im Augenblick Kehrt, sammelten sich aber sogleich wieder, als sie unser kleines Häuflein gewahrten, und schienen sich mit der blanken Waffe auf uns werfen zu wollen. Es kam aber nicht dazu, unsere Leute schossen zum zweiten Male ruhig und sicher. Sechs von ihnen blieben auf dem Platz sowie zwei Pferde, aber jedenfalls ist von den Uebrigen noch Mancher verwundet.

Unsere Kompanie war an dem Tage 62 Mann stark; es lagen über 70 Mann krank, meist alle an dem in hiesiger Gegend fürchtbar wüthenden Fieber, die anderen waren auf Arbeit. — Auf demselben Platz, wo im Sommer unser Zeltlager sich befand, werden wir auch überwintern und von hier aus unsere Winterexpedition unternehmen. Zu dem Zwecke sind oder werden Hütten gebaut für die Offiziere und Soldaten, bestehend aus Flechtwerk mit Lehmerde. Ich wohne mit zwei Offizieren in einer Hütte. Wir haben sie nach Möglichkeit zweckmäßig gebaut, aber sie ist doch nur ein dunkles, dumpfes Loch, und da es schon seit neun Tagen unaufhörlich regnet, muß einige Male am Tage das Wasser herausgeschafft werden.

Neunter Brief.

Lager am Fluß Abin, den 19. Dezember 1860.

Nach unserer vorgestern Mittag erfolgten Rückkehr ins alte Lager benutze ich die erste der jetzt während der Winterexpeditionen selten nach Krimskoje gehenden Gelegenheiten, um zu schreiben.

Nach Abhaltung eines Feldgottesdienstes, nachdem wir — wie dies immer geschieht — mit Weihwasser besprengt worden waren und uns das Kreuz Christi zum Kusse gereicht war, rückten wir, d. h. die ganze Heeresabtheilung, am 24. v. M. fröhlichen Muthes in die Expedition. Das Wetter war freundlich, ja milde, und jede Abwechslung in unserem furchtbar drückend auf dem Geiste ruhenden Einerlei belebt ja wieder auf einige Tage das Gemüth.

Wir gingen auf der von uns im Herbst durch den Wald gehauenen großen Straße in gerader Richtung auf die Hochberge und übernachteten auf dem nur zehn Werst von hier entfernten Bogundirschen Felde. Am anderen Tage kamen wir an das Flüsschen Antcheri, in die nach demselben benannte kleine Völkergemeine Antcheri. In den ersten vierzehn Tagen hatten wir täglich mehr oder weniger ernste Gefechte mit dem Feinde, um das Ende fanden wir nirgends energischen Widerstand. Die Kugeln des Feindes haben uns im Verhältniß zu dem erzielten großartigen Resultat wenig geschadet; aber durch Mangel, Kälte, Schnee und Regen hatten wir viel gelitten. Jeder Kompagnie waren nur acht Packpferde mitzunehmen gestattet worden, sechs für die Mannschaften, zwei für die Offiziere, sowie drei Zelte für die Soldaten und eins für die Offiziere per Kompagnie. Aber wir haben in der ganzen Zeit etwa nur zehn Nächte in den Zelten geschlafen.

Nachdem von unserer ersten Position am Antcheri aus alle Aule in weitem Umkreise vernichtet, über 200 Tscherkessen zu Gefangenen gemacht worden waren, wurde auf dem Berge Tscherbadi eine sogenannte Wagenburg hergestellt und von diesem Punkte aus die Operationen nach allen Richtungen hin unternommen. Das Deutsche Wort „Wagenburg“ ist in die Russische Sprache aufgenommen worden, bedeutet aber nur ein kleines, mit flüchtiger Hand befestigtes Lager. Unsere Unternehmungen gingen weit in die Berge hinein; durch tiefen Schnee und dichte Waldungen mußten wir uns Wege bahnen, und die Uebergänge über die nicht zugefrorenen Gebirgsflüsse waren auch stellenweise keine Kleinigkeit.

Eines Morgens, nachdem wir am vorhergehenden Abende nach eingetretener Dunkelheit still aus unserem Lager vom Tscherbadi aufgebrochen und die ganze Nacht hindurch gegangen oder geklettert waren, hatten wir die unübersehbare Fläche des Schwarzen Meeres vor unseren Augen. Es galt, an jenem Tage einige wie Felsenester in den Thalschluchten liegende, schwer zugängliche Aule unvermuthet zu überfallen und bis auf das letzte Haus zu vernichten.

Nachdem wir uns in die Thalschlucht hinuntergelassen, bemerkten wir, in der Nähe des Auls angekommen, eine Masse mit den Habseligkeiten der Einwohner beladene Wagen einen jenseits des Auls liegenden, nicht steilen und unbewaldeten Berg hinauffahren, um sich in dem hinter diesem beginnenden Wald zu verkriechen. Unser Kolonnenführer, Oberst Schalitoff, befahl dem Major Nowigki, mit der dritten und vierten Kompagnie unseres Bataillons nebst einer Sotnie berittener Linienkasaken uns der bemerkten Wagen zu bemächtigen sowie Gefangene zu machen. Eile war nöthig, wenn der Auftrag gelingen sollte, und daher blieben die Kasaken, welche mit ihren Pferden nicht so rasch über alle Hindernisse hinwegkonnten, hinter uns zurück. Als unsere Schützen am Berge erschienen, bekamen wir von einer vorher nicht bemerkten feindlichen Fußtruppe, 100 bis 130 Mann, eine Salve; im nächsten Augenblick theilte sie sich in zwei Theile, und durch ihre Mitte sprengte feindliche Kavallerie, 80 bis 100 Mann stark, welche, ohne zu schießen, sich mit der blanken Waffe auf uns warf. Im Augenblick wurden kleine Knäuls gebildet; in solchen Momenten kommt die ruhige Kaltblütigkeit des Kaukasischen Soldaten den Offizieren sehr zu statten. Eben die ruhige Festigkeit unserer Soldaten mochte den sonst so ungestümen Anprall des Feindes etwas gelähmt haben, und auch die blanken Waffen des Feindes richteten keinen erheblichen Schaden unter uns an, da noch im richtigen Augenblick die Kasaken uns zu Hülfe kamen. Dieses kleine Handgemenge, so kurze Zeit es auch dauerte, hat gewiß in moralischer Hinsicht auf den Feind gewirkt. Wir verfolgten den Feind, welcher sich in den Wald zurückgezogen hatte. Im Walde dauerte das Gefecht noch eine Weile fort, und es gelang uns, 17 Wagen mit 74 Gefangenen fortzuführen.

Es liegt im Interesse der hiesigen Kriegsführung, selbst Frauen und Kinder zu Gefangenen zu machen; sie werden aber in der Gefangenschaft sehr gut behandelt.

Als wir später im Walde nachsuchten, ob nicht etwa Leichen oder Verwundete von uns liegen geblieben seien, fanden wir bei dieser Gelegenheit viele Tscherkessenleichen. In der vierten Kompagnie, welche mir auf zwei Monate während der Abwesenheit des Kompagniechefs anvertraut ist, waren zwei Tödtte und neun Verwundete. Die Kasaken hatten 18 verwundete Pferde.

Schalitoff hatte sich mit der Masse seiner Streitkräfte auf den vom Feinde stark besetzten und gut vertheidigten Aul geworfen. Das Gefecht hatte sich im Aul und an verschiedenen umliegenden Punkten bis gegen 4 Uhr nachmittags hingezogen, allenthalben hatten wir entschiedenen Sieg davongetragen. Im Ganzen wurden an dem Tage 187 Mann zu Gefangenen gemacht und dem Feinde gegen 1200 Stück Vieh weggenommen. Wie wir später durch Spione erfuhren, hatte der Feind an dem Tage eine sehr bedeutende Zahl an Todten und Verwundeten, wie es hier auf dem Kaukasus selten in so hohem Maße der Fall ist. Dies war unser letztes Gefecht. In den beiden

anderen vorhergehenden und erwähnungswerthen waren die Erfolge auch sehr gute für uns, aber in einem derselben zwei Offiziere vom Krimschen Regiment in Gefangenschaft gerathen.

In der letzten Hälfte unserer Expedition war fortwährend schlechtes Wetter, immer Regen oder Schnee und eisige Nordwinde. Unsere Leinwandzelte, die ja nur für den Sommer berechnet sind, gewähren im Winter wenig Schutz; aber wenn wir tiefer in die Berge hineingingen, geschah dies, wie der Russe sagt: на легкахъ, d. h. auf leichten Füßen ohne Zelte mit nur wenigen Pferden für die Patronentasten, die Verwundeten &c. In solchen Tagen ist von Schlafen nicht viel die Rede; wenn wir auch in vielen Nächten stille standen und ruhen konnten, ja, wenn auch fortwährend Feuer brennt, man spürt doch stets die Kälte und Nässe, welche Einem keinen ruhigen Schlaf gewähren.

Gleichzeitig mit den aktiven Unternehmungen waren täglich einige Bataillone beschäftigt, breite, bequeme Wege selbst nach den unzugänglichsten Schlupfwinkeln des Feindes herzustellen. So bringt unsere kleine Heeresabtheilung immer tiefer und tiefer ins Gebirge ein und in gleichem Maßstabe auch die übrigen Heeresabtheilungen (Aträd werden sie genannt) unter Karzoff, Lewaschoff und Karganoff. Wir Ihr wißt, wirken diese vier Heeresabtheilungen, jede in der Stärke von 10 000 bis 11 000 Mann, nach einem gemeinsamen Plane, dem einen großen Ziele, der Unterwerfung des westlichen Kaukasus, zu. Von Norden, am Schwarzen Meere, operirt unser Aträd unter Babitsch, weiter östlich der von General Karzoff und noch mehr östlich der von Lewaschoff. Von Süden, von Emeretien aus, wirkt General Karganoff. Die Zweckmäßigkeit eines solchen systematischen Vorgehens auf der ganzen Linie des westlichen Kaukasus bewährt sich vollständig. Täglich kommen von allen Seiten Deputationen mit der Unterwerfungserklärung, ja selbst die Gegenden senden schon theilweise ihre Unterwerfungsgelübde, wo die Russen noch gar nicht gewesen sind. Es sind jetzt ganz dieselben Symptome wie kurz vor der großartigen Unterwerfung des ganzen östlichen Kaukasus im Sommer vorigen Jahres.

Die Deputationen bestehen aus sehr stattlichen, schönen Männern, prächtig gekleidet und auf herrlichen Pferden. Wir bewirthen sie, so gut es geht.

Offen und ehrlich gesagt, ich war sehr froh, daß uns die Obrigkeit während der Feiertage Ruhe gönnt, und daß wir vorgestern in unsere alten Hütten zurückkehren durften. Aber freilich Gemüthlichkeit ist auch hier nicht. Es hat in unsere Hütten so hineingeregnet, daß beim Heizen eine schwere Luft entsteht, die Einem den Kopf bis zu Schwindel und Erbrechen benimmt. Die Hütten sind so flüchtig gebaut, daß schon einige eingestürzt sind und gewiß noch manche einstürzen werden.

Vorgestern Mittag kamen wir hierher zurück; um 7 Uhr abends wurden die Adjutanten in den Stab beordert und befohlen, daß um 9 Uhr desselben

Abends, wo wir gehofft hatten, ruhig schlafen zu können, 27 Kompagnien Infanterie mit entsprechender Artillerie bereitstehen sollten, um einen nächtlichen Ueberfall auf einige im sogenannten Nikalaischen Utschischele liegende Aule zu machen, welche, obgleich nur zwölf Werst von hier entfernt, der Aufmerksamkeit unserer Anführer bisher entgangen waren und auch keine Deputationen mit Unterwerfungsgelübden zum General gesendet hatten. Um mit wenigen Worten zu schließen, sage ich ganz kurz, daß wir nur zwei kleine, künstlich nicht befestigte Aule vorfanden, daß die Einwohner sich sämmtlich ergaben und wir zwei Kanonen aus diesen Aulen fortnahmen. Gestern Mittag 11 Uhr waren wir wieder im Lager.

Bei unserer vorgestern hierher erfolgten Rückkehr fand ich den Kaiserlichen Britas vor, daß mir, wie die Worte lauten: für die in den und den Gefechten (die Gefechte sind alle benannt) mit den Bergvölkern des östlichen Kaukasus bewiesene Tapferkeit und Mannhaftigkeit der Stanislaus-Orden dritter Klasse mit Schwertern und Schleife, sowie eine Silberne Medaille am Georgen-Bande verliehen worden sei.

Zehnter Brief.

Lager am Flusse Abin, den 25. Januar 1861.

Am Russischen Neujahrstage rückten wir bei leidlichem Wetter zum zweiten Male in die Expedition und zwar ohne Zelte und nur mit den unentbehrlichsten Pferden. Babitsh war willens, auf 20 Tage zu gehen; auf 10 Tage nahmen die Soldaten auf dem Rücken Proviant mit sich, und nach 10 Tagen sollte in der Utrjepleine (kleine Festung) am Flüsschen Il, welche General Karzoff mit seinem Uträd im Fluge hergestellt hatte, noch auf weitere 10 Tage Proviant empfangen werden.

Wir hatten große und beschwerliche Märsche, gingen mit unendlichen, fast unglaublichen Mühseligkeiten über und durch den Hauptgebirgszug des Kaukasus, bis in das jenseitige südliche Gebiet, aber, trotzdem unsere Kolonne sich vorzugsweise nach den Schlupfwinkeln wendete, aus welchen noch keine Unterwerfungsdeputationen und Geiseln gesandt worden waren, brachten wir, da wir nur ein kleines, unbedeutendes Gefecht hatten, den größten Theil unserer Patronen wieder mit nach dem Abin zurück.

Mit jedem Tage wurde es kälter und kälter, das mitgenommene Thermometer unseres Arztes wies in den Nächten bis auf — 19 Grad Réaumur. Jeder Tag erforderte große Anstrengungen, in den Nächten begnügte man sich mit drei bis vier Stunden Schlaf; in kalten Winternächten unter freiem Himmel sitzt man am liebsten still um ein Feuer herum, bis der Tag graut. Es erfordert eine eiserne Energie, Herr der Umstände zu bleiben, nicht in Apathie zu verfallen, welche Einem den letzten, übriggebliebenen Lebensmuth raubt; ich habe noch nie die Menschen so gleichgültig sterben sehen als hier

auf den Winterexpeditionen des westlichen Kaukasus. Aber solche Beschwerden mancherlei Art würden Babitſch nicht aufgehalten oder zum Rückzuge veranlaßt haben; wenn ich mich im Herzen auch sehr oft nach etwas mehr Gemüthlichkeit zurückgesehnt habe, so bin ich doch ein eifriger Vertheidiger des Generals Babitſch in dieser Beziehung, denn ich gestehe zu, wenn es die Erreichung eines großen Zieles gilt, darf man auf Kleinigkeiten keine große Rücksicht nehmen.

Ein unerwartetes Hinderniß hielt Babitſch auf.

Als wir am elften Tage uns nach der vom anderen Uträd am Il erbauten Befestigung zurückwendeten, um Proviand aufzunehmen, fand Babitſch dort den Befehl von General Jewdimitoff vor, dem Oberstkommandirenden der drei im Norden wirkenden Heeresabtheilungen, sich mit seinem Uträd sofort nach dem Abin zurückzuverfügen und bis auf Weiteres nirgends wieder sehen zu lassen.

So kamen wir am 14. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, in unsere alten Hütten am Abin zurück.

Gleich nach unserem Eintreffen trat aber eine furchtbare, echt Russische Kälte ein, welche am Tage bis auf 18 bis 21 Grad, in den Nächten bis auf 30 Grad stieg, und welche bis vorgestern anhielt. Eine solche Kälte, welche nach den Erzählungen der Eingeborenen seit 1843 hier nicht dagewesen ist, hat mehreren Menschen und Pferden und vielem Schlachtvieh das Leben gekostet. Ich hatte schon vor einer Woche den Wunsch, zu schreiben, aber auch in unseren Hütten war eine so unausstehliche Kälte, daß es geradezu unmöglich war zu schreiben, da sogar die Tinte im Tintenfasse gefror.

Jetzt ist es wieder wärmer geworden, und heute früh beim Erwachen nahm ich mir vor, zu schreiben. Noch ehe ich mich ans Werk machte, kam der Feldwebel mit der Nachricht, daß wir in der folgenden Nacht um 1 Uhr wieder auf die Expedition gehen.

Elfter Brief.

Biätigorst, den 28. Mai 1861.

Seit meinem letzten Briefe ist unser Bataillon vielfach umhergeworfen worden durch mehrfach veränderte Befehle. Noch im März, als wir beim Temischbekischen Kasakenposten im Lager standen, erhielt unser Bataillon zu unserem Erstaunen plötzlich und unerwartet den Befehl, nach unserem Stabsquartier Gambori zurückzukehren, woselbst wir am 12. Mai einzutreffen hatten. In der Kasaken-Stanize Protſchni Akóp ging uns der Befehl zu, bis auf Weiteres dort stehen zu bleiben. Nach sechs Tagen ging der neue Befehl ein, nicht nach Gambori, sondern in den Labinskbezirk sofort abzurücken. Auf dem Wege dorthin erhielten wir wieder Kontreordre; wir mußten sofort umkehren und nach der unsern Stavropol liegenden Kasaken-Stanize Hadeshe-

nosaja marschiren. Hier trafen wir mit drei Bataillonen Infanterie und vier Schwadronen Dragoner zusammen, welche ebenso wie wir bestimmt waren, die Kasaken zu zwingen, ihre Hütten und gewohnte Heimath zu verlassen, um sich auf Befehl des Generals Jewdimitoff -- dem an Stelle des Generals Philippson der Oberbefehl übertragen war -- in dem jenseits des Kuban liegenden Landstriche wieder anzubauen, wo jetzt aus strategischen Rücksichten eine neue Kasaken-Stationlinie (oder besser gesagt Kordonlinie) errichtet wird.

Gott sei Dank kam es zu keinem Blutvergießen, da die Kasaken sich im Angesicht der gegen sie herbeigekommenen Truppen zur Uebersiedelung entschlossen.

Von hier aus wurde unser Bataillon nach der Alexandrowschen Stanize, 70 Werst von Piätigorst, dirigirt, gleichfalls um die dortigen Kasaken zur Uebersiedelung zu zwingen, da sie gutwillig dem Befehle Jewdimitoffs nicht folgten und wiederholt darum baten, eine Deputation an den Kaiser absenden zu dürfen. Jewdimitoff wollte auch sie mit Gewalt zwingen, ihre Heimath, den Boden ihrer Väter, zu verlassen. Aber sie ließen sich nicht einschüchtern, und die Sache nahm eine so bedenkliche Miene an, daß man sich genöthigt sah, dem Rathe einiger einsichtsvoller Generale nachzugeben, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen und die Truppen zurückzuziehen.

Hier im Lager vor der Alexandrowschen Stanize erkrankte ich ernstlich am Fieber, zu welchem noch starke rheumatische Schmerzen im Kopfe kamen, so daß, als das Bataillon den Befehl empfing, nach dem Labinstibezirk abzumarschiren, ich auf Veranlassung unseres Arztes nach dem nächsten Hospital, nach Piätigorst, befördert wurde. Vor dem Abmarsch des Bataillons hat ich den Obersten, mir beim Grafen Jewdimitoff die Erlaubniß auszuwirken, nach meiner Entlassung aus dem Hospital auf Rechnung eines dreimonatigen Urlaubs, den ich nach Deutschland erbeten habe, nach Petersburg abreißen zu dürfen. Ferner erbat ich mir meine Papiere, und diese bestehen aus meinem Nationale, meiner Konduitenliste und einem in Französischer Sprache abgefaßten Privatzeugniß vom Obersten, welches er, ohne daß ich darum bat, beigelegt hat. So schied ich in der Alexandrowschen Stanize von meinen Kameraden. Seit einigen Tagen bin ich aus dem Hospital entlassen, und soeben ist zu meiner großen Freude die Bewilligung meines Urlaubs nach Deutschland eingetroffen; wie freue ich mich, nach mehr als fünf Jahren aus der traurigen Einsörmigkeit und dem jeder geistigen Anregung oder Zerstreuung entbehrenden Leben eines Russischen Frontoffiziers herauszukommen.

S c h l u ß.

Von Petersburg aus wurde v. W. bei Antritt seines Urlaubs mit Depeschen als Courier nach Berlin geschickt.

Durch Allerhöchsten Ukas vom 28. November 1861 wurde er dann wegen häuslicher Verhältnisse als Premierlieutenant mit der Erlaubniß, die Uniform des Kaukasischen Scharfschützen-Bataillons weiter zu tragen, aus der Russischen Armee verabschiedet und schon im Februar 1862 in der Preussischen Armee als Premierlieutenant wieder eingestellt.



Was lehrt uns der Burenkrieg für unseren Infanterieangriff?

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 5. März 1902

von

v. Lindenau,

Oberleutnant, Allerhöchst beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Abtheilungschefs
im großen Generalstabe.

(Mit zwei Blatt Kartenstizzen.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt: Vorwort S. 133. — 1. Einleitung S. 134. — 2. Gelände und Klima S. 134. — 3. Geländeverstärkung S. 135. — 4. Streiterzahl S. 136. — 5. Einfluß von Gelände, Klima und Streiterzahl S. 136. — 6. Waffen S. 137. — 7. Die neue Waffenwirkung S. 139. — 8. Englisches und Deutsches Reglement S. 141. — 9. Wahl der Angriffsrichtung S. 145. — 10. Der Verlauf der Frontalangriffe S. 146. — 11. Die ungenügende Energie in der Durchführung der Angriffe S. 157. — 12. Angriffsformen S. 159. — 13. Enge und lichte Schützenlinien S. 162. — 14. Frontbreiten S. 165. — 15. Das prungweise Vorgehen S. 166. — 16. Zusammenfassung der Lehren S. 170. — 17. Notwendige Abänderungen unseres Reglements S. 172. — 18. Schlusswort S. 173.

Vorwort.

Die Literatur über den Burenkrieg ist bereits heute eine sehr umfangreiche. Eine stattliche Reihe von Büchern in den verschiedensten Sprachen der Welt ist bereits erstanden. Die Anlage 1 weist die hauptsächlich benutzten nach. Trotzdem ist es heute noch sehr schwer, zuverlässige Aufschlüsse über die einzelnen Kämpfe zu gewinnen. Die Englischen Berichte lassen noch mehrfach Widersprüche bestehen und bringen wenig Einzelheiten. Erbetene und auch gütigst gewährte Mittheilungen Großbritannischer Offiziere haben einzelne der vorhandenen Widersprüche aufgeklärt.

Den besten Aufschluß gaben mir die Niederschriften des Hauptmanns im Generalstabe Freiherrn v. Lüttwitz, der den Burenkrieg als Deutscher Militär-Attaché auf Englischer Seite mitgemacht hat und der mir gütigerweise ihre Benutzung gestattet hatte. Auch an dieser Stelle wiederhole ich dem Herrn Hauptmann Freiherrn v. Lüttwitz meinen ganz besonderen Dank.

Von der Burenseite liegen nur spärliche Nachrichten vor. Um so werthvoller war es für mich, das Tagebuch eines Deutschen benutzen zu dürfen, der auf der Burenseite mitgefochten hat und jetzt wieder in unseren Reihen steht. Ebenso war der Verfasser der „Militärischen Betrachtungen über den Krieg in Südafrika“, der den Feldzug ebenfalls bei den Buren mitgemacht hat, so liebenswürdig, mir einige erbetene Aufschlüsse zu gewähren. Auch diesen beiden Herren sage ich hier noch einmal meinen besten Dank.

Berlin, den 5. März 1902.

v. Lindenau.

1. Einleitung.

Was lehrt uns der Burenkrieg für unseren Infanterieangriff?

Auf den ersten Anschein wird die hier aufgeworfene Frage Manchem unberechtigt erscheinen. Was soll uns, die wir in der Hauptsache doch nur auf Europäischem Boden moderne Europäische Heere bekämpfen werden, ein Krieg lehren, der unter der heißen Sonne Südafrikas ausgefochten, so eigenartige Verhältnisse zeigt, wie der Burenkrieg?

2. Gelände und Klima.*)

Wo finden sich in Europa meilenweite unbewohnte Geländeflächen, die die Abwesenheit jeder Deckung gegen Sicht, von Baum und Strauch und aller Wohnplätze kennzeichnet? Ueber diesen weiten Afrikanischen Flächen lagert eine Luft von ganz erstaunlicher Reinheit und Klarheit. Gerade sie läßt die ganze Einförmigkeit der Südafrikanischen Gegend nur deutlicher hervortreten und erschwert dem an die Mannigfaltigkeit der Landschaft gewöhnten Europäer im höchsten Maße die Orientirung. Die Gefahr, sich zu verirren, ist daher groß.

Nur ganz allmählich gewöhnt sich das Auge daran, den Wechsel in den Afrikanischen Geländeformationen schnell zu erkennen. Alle hellfarbigen Gegenstände fallen im Gelände weit mehr auf als bei uns. Die Bekleidungsfrage bedarf daher sorgfältigster Regelung. Die weißen Helme der Engländer erwiesen sich in dieser Hinsicht als wenig zweckmäßig, so vortheilhaft sie sonst im grellen Sonnenschein bei der sehr bedeutenden Tageshitze waren. Letztere steigt oft bis zu 30 Grad Reaumur. Vielfach wird sie so unerträglich, daß den Truppen für die Ausführung der Märsche nur die Nacht und die frühen Morgen- und Abendstunden bleiben. Die Temperaturunterschiede sind recht beträchtlich, denn nach den heißen Tagen folgen in der trockenen Jahreszeit, die im April beginnt und bis Anfang Oktober währt, Nächte, in denen einige Grade Frost keine Seltenheit sind.

Die Einöde der in unabsehbarer Folge immer wiederkehrenden Bergformen bedeckt ein massenhaftes Geröll. Nur mühsam führt der Anstieg

*) Nach v. Estorff, Major im großen Generalstabe, „Der Burenkrieg in Südafrika“ und „Militärische Betrachtungen über den Krieg in Südafrika“. Beist 8 zum Militär-Wochenblatt 1901.

zu ihren Höhen empor. Oft umschließt eine senkrecht abfallende Felswand die Gipfel. Auf diesen fehlt der schattige Wald ebenso wie das Wasser. Die in den Kämpfen eine so große Rolle spielenden Kopies zeigen so merkwürdig regelmäßige Formen, daß man glauben kann, es seien von Menschenhand hergestellte Schanzen. In Bezug auf Deckung soll man sie unseren Erdwerken der Feldbefestigung ruhig an die Seite stellen können. Vor diesen haben sie noch den Vortheil voraus, daß ihr unregelmäßiger zackiger Rand den Schützen auch während des Schießens eine vorzügliche Deckung für den Kopf bietet. Wenn man das Bild vom Spionkop oder die an Ort und Stelle von Hauptmann v. Lüttwitz gezeichnete Ansicht der Höhen von Colenso betrachtet, wie sie die beigefügte Karte wiedergiebt, und dann, um den Eindruck des Bildes noch mehr zu beleben, nach Terrainformationen in unserem Vaterlande sucht, die den dargestellten Südafrikanischen wenigstens etwas gleichen, dann sind in erster Linie die Höhenbildungen zu nennen, wie sie sich stellenweise in der Provinz Hannover an den Ufern der Leine, z. B. in der Gegend von Elze, finden und wie sie dort unter dem Namen „die Finie“ bekannt sind.

Sie sind im Kaisermanöver 1889 zur Geltung gelangt, vom X. Armeekorps, unter Befehl Seiner Majestät des Kaisers, vertheidigt und vom VII. Armeekorps, unter Befehl des Generals v. Albedyll, angegriffen worden. Nur muß man sich den flankirend, namentlich in der Richtung auf Wülflinghausen an „die Finie“ herantretenden Osterwald, der dem VII. Armeekorps ein verdecktes Ansetzen zur Umfassung erlaubte, völlig fortdenken. Nur dann erhält man ein richtiges Bild von der großen Schwierigkeit des Angriffes, wie solche für die Engländer angesichts der Burenstellungen in Südafrika fast immer bestand.

3. Geländeverstärkung.

Diese Stellungen wurden meist von den Buren noch verstärkt, und zwar durch unregelmäßige Erdaufwürfe, tiefe Schießlöcher oder auch nur durch zusammengetragene Steine. Hierbei wird bemerkt, daß Steinsplitter nicht, wie wir allgemein annehmen, häufige und gefährliche Verletzungen hervorbringen. Den Buren galten Steine gegen jede Feuerart als eine vorzügliche Deckung. So legten sie auf den oberen Rand ihrer Erdwerke weit lieber Steine als Sandsäcke.

Die Befestigungsanlagen der Buren waren fast durchweg dem Gelände sehr geschickt angepaßt. Sie verstärkten die von der Natur starken Vertheidigungsstellungen, die das Land bot, weiterhin und machten die schwere Aufgabe, die der Angreifer fand, noch schwerer.

4. Streiterzahl.

In einem merkwürdigen Verhältniß standen die weiten Flächenräume des Südafrikanischen Kriegsschauplatzes zu den Streiterzahlen der beiden Gegner. Begrenzt man den im Süden und Osten vom Meere umspülten Schauplatz der Kämpfe nach Norden und Westen durch eine Linie, die von Lorenzo Marquez an der Delagoa-Bay über Pretoria—Masering nach Kapstadt geht, so erhält man ein Landgebiet von rund 800 000 Quadratkilometer, also ein Gebiet, annähernd so groß, wie Deutschland und Italien zusammen. In diesem weiten Gebiete zersplitterten Angreifer wie Vertheidiger ihre Kräfte vollkommen. Die Stärke der von den Buren im Ganzen aufgebrachten Streitkräfte betrug kaum die Kopfstärke dreier Deutscher Kriegsdivisionen, also rund 50 000 Mann. Die Heeresstärke der Engländer erreichte zwar allmählich die Kriegsstärke von annähernd fünf Deutschen Armeekorps, aber der Schutz ihrer langen Verbindungslinien und die große Verzettelung ihrer Streitkräfte, die bis zur Ankunft des Lord Roberts vorherrschte, ließ es dahin kommen, daß zu den eigentlichen Hauptkämpfen nur immer verhältnißmäßig geringe Bruchtheile ihrer verfügbaren Kräfte zur Stelle waren. So hatten sie zu den drei Waffenentscheidungen, deren Betrachtung für die hier aufgeworfene Frage besonders geeignet erscheint, folgende Stärken zur Verfügung:

- bei Magersfontein 12 000 Mann (eine schwache Division) gegen 6000 Mann (eine Brigade),
- bei Colenso 15 600 Mann (eine Division) gegen höchstens 3000 Mann (ein Regiment),
- am Spionkop 20 000 Mann (eine starke Division) gegen höchstens 4000 Mann (eine schwache Brigade).

5. Einfluß von Gelände, Klima und Streiterzahl.

Bei den geschilderten eigenartigen Verhältnissen, die somit hinsichtlich Streiterzahl, Gelände und Klima bestanden, mußten die Kämpfe in Südafrika in mancher Hinsicht einen anderen Charakter annehmen wie die Schlachten, die wir erwarten dürfen, die schon durch die Ausdehnung der Kampfesfelder andere Kampfesbedingungen zeitigen werden wie die des Burenkrieges. — Europas Massenheere werden im Bewegungskriege nach operativer Ueberlegenheit an irgend einer Stelle trachten. Der Verlauf ihrer Operationen wird daher schwerlich die lokale Fesselung der Kräfte an bestimmte Geländeabschnitte zeigen, wie solche dem Burenkriege mehrfach eigenthümlich ist. Aber trotzdem muß man die Einwände Aller, die in sorgloser Zuversicht meinen, daß es alsdann unmöglich sei, nutzbringende Schlüsse aus diesem Kriege zu ziehen, unbedingt verwerfen. Nichts vermag die Thatfache abzuändern, daß in diesem Kriege zum ersten Male Waffen in größerem Umfange

zum Gebrauche gelangten, die eine hochentwickelte Technik in dem letzten Jahrzehnt fertiggestellt hatte. Nichts vermag das Ergebnis umzustossen, daß es dem an Zahl erheblich unterlegenen Vertheidiger in dem ersten Theil des Krieges fast überall gelang, den an Zahl weit überlegenen Angreifer durchweg erfolgreich abzuweisen.

Ein Deutscher, der den Krieg mitmachte und jetzt wieder in unseren Reihen steht, schrieb auf dem Kriegsschauplatz in sein Tagebuch: „Man sieht, mit wie wenig Mann, wenn dieselben gut aushalten und schießen, eine Gebirgsgegend zu halten ist. Minderheiten werden auch von großen Mehrheiten schwer zu delogiren sein, so lange der Wille zum Widerstande ungebrochen ist.“ Mehrfach wurden Stimmen laut, die die Vertheidigung als die nun klar erwiesene stärkere Form des Kampfes priesen. Das erzielte Ergebnis verdankte der Vertheidiger weniger seinen starken Stellungen, als seinen Waffen und deren Wirkung.

6. Waffen.

Um in dieser Hinsicht völlige Klarheit zu gewinnen, muß zunächst ein kurzer Vergleich der von den beiden Gegnern geführten Waffen stattfinden. Die von der Mehrzahl der Buren gebrauchte Handfeuerwaffe war das verbesserte Mausergewehr von 7 mm Kaliber, während das Englische Lee-Enfieldgewehr ein Kaliber von 7,7 mm hatte. Das Burengewehr war ein außerordentlich leistungsfähiger Kleinkaliber, der erst im Jahre 1895 konstruirt war, während das Lee-Enfieldgewehr aus dem Jahre 1888 stammte, ursprünglich ein Lee-Netfordgewehr war und 1895 nur aptirt wurde. Hinsichtlich des Schusses beruhte das Burengewehr auf dem Systeme der Packladung mittelst Ladestreifens. Das Lee-Enfieldgewehr hatte ein abnehmbares Magazin von zehn Patronen, doch konnte dasselbe nur durch Einschieben der einzelnen Patronen nacheinander wieder gefüllt werden oder mußte herausgenommen und durch ein anderes Magazin ersetzt werden. Das Burengewehr war daher dem Englischen unbedingt überlegen.

Ein Vergleich der beiderseitigen Feldgeschütze ergibt Folgendes: Die Englischen fahrenden und reitenden Batterien hatten Geschütze von 7,6 cm-Kaliber. Erstere führten 15 Pfünder, letztere 12 Pfünder, beide Konstruktionen 1884/95. Obwohl beide Vorrichtungen zur Hemmung des Rücklaufes hatten, waren es doch keine Schnellfeuergeschütze. Die Englische Artillerie verfügte außerdem noch über Feldhaubitzen von 12,7 cm-Kaliber, Konstruktion 1896; dieselben verschossen Lyddit-Granaten. Die Wirkung dieser war nach Burenberichten eine wenig ergiebige. Gegen liegende Schützen soll sie häufig gleich Null gewesen sein und denselben nur ganz ungefährliche Verwundungen beigebracht haben.

Auch den Englischen Schrapnels wird wenig Wirkung nachgesagt; häufig krepirten sie derart, daß die Hülse ganz und die Füllung zum großen

Theil darin stecken blieb. Der Regelwinkel war außerordentlich klein, der Streuungskegel war oft im Ziel nur 4 bis 5 m breit. Dies machte sich besonders nachtheilig gegen die dünnen Schützenlinien der Buren geltend. Auch die Füllkugeln der Schrapnels verursachten, wenn sie noch 100 Schritte geflogen waren, selten ernsthafte Wunden.

Auf Seite der Buren bestand der größte Theil der Artillerie aus Schnellfeuergeschützen. Bei Beginn des Krieges waren neben den älteren bereits 69 moderne Geschütze vorhanden, nämlich:

8	7,5 cm	Schnellfeuer-Feldgeschütze	von Krupp,	Konstruktion 1899,
16	7,5 "	"	"	"
				Schneider-Creuzot, Konstruktion 1898,
5	7,5 "	"	"	"
				Maxim-Nordensfeldt, Konstruktion 1897,
24	3,7 "	Automatische Maximgeschütze	Maxim-Nordensfeldt,	
4	3,7 "	Schnellfeuer-Gebirgsgeschütze	von Krupp,	
8	12 "	Feldhaubitzen	(4 von Krupp, 4 von Schneider-Creuzot),	
4	15,5 "	Positionsgeschütze	von Schneider-Creuzot.	

Von diesen Geschützen standen die Schneider-Creuzots ballistisch am höchsten. Sie waren aber sehr empfindlich. Ihre zur Hemmung des Rohrrücklaufs bestimmten Glycerinbremsen versagten häufig. Neben den Krupp'schen Geschützen, die sich durch eine vortreffliche Geschosswirkung auszeichneten, erwiesen sich die Maxim-Nordensfeldtgeschütze als außerordentlich leistungsfähig. Einzelne derselben haben auf Entfernungen von 3000 m mit Erfolg gegen Englische Batterien im Feuer gestanden. Sie waren auch die einzigen Geschütze, welche bereits Panzerschilde hatten, wie solche die Französische Artillerie für ihr Modell 1897 allgemein angenommen hat. Der Vortheil solcher Schilde, die gegen Schrapnel- und Gewehrfeuer vollständig Schutz gewähren, ist im Burenkriege klar zu Tage getreten. Die Nachtheile solcher Panzerschilde, die das Gewicht des Systems um rund einen Centner vermehren und im hochgeklappten Zustande auch die Sichtbarkeit der Geschütze etwas steigern, müssen in den Kauf genommen werden. Namentlich letzterer Uebelstand hat sich im Verlaufe der Burenkämpfe als unwesentlich erwiesen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Buren eine an Zahl kleinere, aber weit modernere Artillerie als die Engländer hatten. Infolge der weit größeren Geschützzahl war jedoch die Englische Artillerie der Burenartillerie überlegen. Deshalb vermieden die Buren das einleitende Artillerieduell, indem sie ihre Geschütze hinter die Deckungen zurückzogen und das dem Infanterieangriffe der Engländer vorausgehende Artilleriefeuer überhaupt nicht beantworteten. Die Burengeschütze traten meist erst in Thätigkeit, wenn die Englische Infanterie auf besonders wirksame Entfernung herangefommen war.

Der Angreifer, der sich nicht von vornherein einer großen Chance berauben will, muß mindestens Waffen haben, die denen des Vertheidigers gleichwerthig sind. Wenn sein Gewehr dem des Vertheidigers unterlegen ist, muß wenigstens sein Geschütz besser sein, sonst wird der Angriffserfolg sehr zweifelhaft. Selbst einer Infanterie, die derart kriegstüchtig war, wie die unserige 1870, gelang es mit dem Zündnadelgewehr den Angriff gegen das überlegene Chassepotgewehr nur vorwärts zu bringen, weil das überlegene Deutsche Feldgeschütz das Französische völlig niederhielt.

Wenn man bedenkt, daß die Engländer ein Land mit einer selten hoch entwickelten, in voller Blüthe stehenden Waffenindustrie hinter sich hatten, so mußten gerade sie ihr Heer mit Gewehren und Geschützen in den Kampf schicken, die denen des Gegners schon an und für sich überlegen waren. Dies war um so mehr erforderlich, als ihrem Heere die Durchführung von Angriffsaufgaben bevorstand, die, wie bereits nachgewiesen, sehr schwierige waren. So erfuhr England gleich bei Beginn des Krieges die alte Wahrheit, daß Waffen, die nicht zeitgemäß sind, zu den theuersten werden, die man führen kann.

7. Die neue Waffenwirkung.

Aber noch eine andere alte Wahrheit sollte Englands Heer auf dem Kriegsschauplatz sofort erfahren. Sie war in dem ewigen Kreislauf der Geschichte in Vergessenheit gerathen. Man hätte sie rechtzeitig wiederholen müssen, um ihren Nutzen nicht zu verlieren. Unter dem Eindruck des Erlebten faßte sie der auf Englischer Seite befindliche Hauptmann vom Generalstabe v. Lüttwig in einer vom Kriegsschauplatz herrührenden Niederschrift in die Worte zusammen: „Die Waffenwirkung bedingt die Formen der Taktik, die neue Waffe schafft sich neue Formen.“ Weil Englands alte Regimenter anfangs die Räthsel dieser neuen Formen nicht zu lösen verstanden und die Grundbedingungen nicht erkannten, die auch gegenüber den neuen Waffen dem Angriffsverfahren den sicheren Erfolg versprachen, erlagen sie bei allen Angriffen. Ihr Erliegen geschah um so leichter, als sie die Angriffe bereits unter Vorbedingungen begannen, die wir schon als wenig glückliche festgestellt haben. Die Vortheile des Geländes hatte der Vertheidiger für sich, daran war nichts zu ändern. Die Vortheile, welche die Ueberlegenheit der Waffen dem Angreifer hätte bieten können, hatte man sich entgehen lassen. Die Ueberlegenheit der Zahl blieb zwar noch gesichert, aber sie hätte viel ausgesprochenener sein können, als sie es thatsächlich war. So blieb also die Hoffnung vor Allem auf einen geschickteren Gebrauch der Kräfte gerichtet. Aber auch sie sollte sich nicht erfüllen. Seit Jahrzehnten nur in Kämpfen mit wilden Völkern erprobt, im Gefühle hohen Selbstvertrauens, wurden den Englischen Truppen die Ueberraschungen, die ihnen in Südafrika die neue

Waffenwirkung bereitete, besonders nachtheilig. Diese Waffenwirkung wäre allerdings nicht nur ihnen, sondern den Truppen aller Heere neu gewesen. In dem vereinten Schnellfeuer des kleinkalibrigen Mehrladers und des mit Federsporn und Bremse festgestellten Feldgeschützes hatte noch keine Armee Gelegenheit gefunden, den Angriff über das rauchfreie Schlachtfeld zu versuchen. Es war daher wieder einmal in der Geschichte der Fall eingetreten, daß „mit einem Schlage durch die Thatfachen der doktrinären Weisheit ein Ende gemacht wurde.“*) Neue Betrachtungen konnten beginnen, die sich wenigstens auf den Boden neuer realer Thatfachen stützten. Vorgänge, wie sie sich für Englands Truppen auf den ersten Angriffsfeldern Südafrikas abspielten, hat leider die Geschichte unseres Heeres in ähnlicher Form aufzuweisen. Als am 14. Oktober 1806 die Preussischen Bataillone zum Angriff auf Bierzehnheiligen und Hassenhausen antraten und beide Orte bereits halbkreisförmig umfaßten, da brach zur allgemeinen Ueberraschung die Kraft ihres Angriffs unter dem vernichtenden Feuer der Französischen Tirailleurschwärme, die ihre Waffe geschickter handhabten und alle Vortheile des Geländes ausnutzten, zusammen, bevor der Stoß der Französischen Kolonnen die Preussischen Linien überhaupt getroffen hatte.

Nur weil es der Deutschen Infanterie 1870 aus eigener Kraft gelang, noch während des Feldzuges die alten Kampfesformen über Bord zu werfen, die in den ersten Schlachten ihre besten Regimenter oft in kürzester Zeit aufgerieben hatten, blieben ihr im weiteren Verlauf des Krieges traurige Erfahrungen erspart. Darüber werden wir aber alle einig sein, der Einsatz, mit dem unsere Infanterie diese Erfahrungen erkaufte hatte, war ein sehr hoher. Man kann die Behauptung derer nicht für unbegründet halten, die da meinen, daß sie wohl zu vermeiden gewesen wären, wenn man auf die Stimmen gehört hätte, die aus der Truppe heraus bereits nach den Schlachten von 1866 zur Geltung zu gelangen suchten. Man hatte sie aber einfach abgewiesen. In erster Linie darf man in dieser Hinsicht an die bekannte Broschüre des Hauptmanns May erinnern: „Taktische Rückblicke auf 1866.“ Es muß auf diese Verhältnisse hier hingewiesen werden, um klarzustellen, wie nur die Kampfesindrücke selbst, die man auf den Kampfesfeldern erfährt, die Wandelungen auf dem Gebiete der Taktik hervorbringen. Gewiß werden sie angebahnt durch die Geisteskämpfe, die ihnen vorangeeilt sind, aber das erlösende, klärende Wort bringt meist nur der Kampf selbst. Es ist nicht uninteressant, in dieser Beziehung festzustellen, daß gerade in dem Preussischen Heere vom Tode des großen Königs bis zum Eintritt der Niederlage von 1806 eine vielseitige literarische Bewegung auf dem Gebiete der Ausbildung und der Fachtweise der Truppen hervortritt. Das völlig Ungenügende der alten

*) Taktische Rückblicke auf 1866 von Hauptmann May.

Secheweise wurde klar anerkannt und stellenweise ganz rückhaltslos ausgesprochen. So heißt es in der 1805 erschienenen „Neuen Taktik der Neueren“ von Heinrich Dietrich v. Bülow: „Die Schlachten der Zukunft werden durch Tirailleursfeuer entschieden.“ Bülow erklärt auch die Terrainbenutzung durch die Tirailleurs für äußerst wichtig und meint schon damals, daß die „Bauchkriecherei“ sorgfältig geübt werden müsse. „Wie viel Blut wäre erspart worden, wenn die Preussischen Grenadiere und Musketiere nur gewagt hätten, sich im feindlichen Feuer niederzulegen.“*) Aber noch bedeutender muß es erscheinen, daß auch ein Wort Friedrichs des Großen aus seinem militärischen Testament völlig ungenützt verhallen konnte: „Künftig“, so sagt der große König, „würde ich den ersten Angriff den Freibataillonen übertragen, ich würde sie à la débandade und tirailleurartig vorgehen lassen, damit sie das Feuer des Feindes auf sich ziehen und die geschlossenen Truppen in besserer Ordnung stürmen können.“ Mit Recht muß man bei Vernahme dieses königlichen Wortes sich immer wieder fragen: Wie ganz anders würden die Schlachten von 1806 verlaufen sein, wenn man es befolgt hätte.

Erst das Unglück brachte die neuen Formen 1813 schnell zur Geltung. Im Gegensatz hierzu ließ der glückliche Verlauf der Kämpfe 1866 die klar erkannten Wahrheiten bezüglich des Infanteriegefechts wieder verlorengehen und führte zu den bereits erwähnten schweren Opfern im August 1870. Ja als die tüchtige Truppe im Verlauf des Krieges 1870 die alten toten Formen von selbst abschüttelte und überall den Schützenstrom zur Hauptkampfesform der Infanterie machte, vergingen im Gefühl des Sieges nach dem Friedensschluß 17 Jahre, bis der Infanterie endlich am 1. September 1888 die reglementarische Bestätigung ihrer selbst errungenen Kriegserfahrungen zu Theil wurde.

8. Englisches und Deutsches Reglement.

Fast alle Armeen der Welt haben die Grundgesetze unseres Reglements von 1888 zur Aufstellung neuer Gefechtsvorschriften verworthen, weil sie alle gut wußten, daß dieses Reglement der Niederschlag ureigenster Kriegserfahrungen war, gewachsen auf dem Boden „realer Thatfachen“ und zu Stande gekommen unter den heftigsten Kämpfen der besten Geister der Waffe. Auch Englands Heer hat in seinem Infanterie-Reglement von 1896 (Infantry Drill) manche Vorschriften unseres Reglements zweifellos verworthen. Im Besonderen finden sich Anklänge an die Bestimmungen, die unser Reglement für den Angriff in Theil II, 82 enthält. So war vor Allem deutlich in der Ziffer 113, 2 des Infantry Drill ausgesprochen, daß leitender Grundsatz: die Erlangung der Feuerüberlegenheit über den Vertheidiger sowohl für das Infanterie- wie Artilleriefeuer sei, und in Ziffer 113, 4, daß das entscheidungsuchende Vorgehen der Infanterie grund-

*) Rossbach und Jena von Colmar Frhr. v. der Goltz.

säglich nicht eher stattfinden solle, als die Artillerie des Angreifers über die des Vertheidigers die Feuerüberlegenheit gewonnen habe (unsere Ziffer 82, 4. Abs.). Auch der bei uns schon im I. Theil (Ziffer 224) gegebene Grundsatz der Ertheilung selbständiger Gefechtsaufgaben an die unterstellten Kommandoeinheiten findet sich in Ziffer 112 des Englischen Reglements deutlich wiedergegeben. Ebenso bestimmt wie bei uns wurde in den Ziffern 110, 114, 115 und 124 darauf hingewiesen, daß der Frontalangriff mit einem umfassenden oder Flankenangriff zu verbinden ist. In der Ziffer 111, 2 und 111, 3 wird gefordert, daß man eine ausgiebige Tiefengliederung wahren müsse und daß diese Gliederung nach der Tiefe in der Regel eine Dreitheilung verlange, also ähnlich wie bei uns Ziffer II, 64. Dagegen bestand ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Reglements bezüglich der Verwendung der infolge der Dreitheilung geschaffenen drei Gruppen, die man kurz die Einleitungs-, Durchführungs- und Reservegruppe nennen kann. Während im Deutschen Reglement die Durchführungsgruppe mit der Einleitungsgruppe bald zusammen wirkt und schließlich auch die Reserve zur letzten Entscheidung einzusetzen ist, überläßt das Englische Reglement die Er kämpfung der Feuerüberlegenheit, also die Hauptsache, ganz der Einleitungsgruppe. Erst zum „Assault“ — zum Sturm — läßt es die zweite Gruppe herankommen.

Der die Englische Taktik und Ausbildung in den „Jahrbüchern“*) in ruhiger und sachlicher Weise besprechende Hauptmann Schulz vom Bayerischen Regiment Nr. 14 hebt hervor, daß namentlich die Art, wie der ganze Angriff der beiden Gruppen im Frieden geübt wurde, die Thätigkeit der Einleitungsgruppe immer mehr verkürzte und den wuchtigen Stoß der zweiten Gruppe mit Trommeln, Trompeten und Hurrah zur Hauptsache machte.

Noch bedenklicher war die Verwendung der dritten Gruppe (Ziffer 124), die in einer Vertheidigungsstellung den Ausgang des Kampfes abwartete, um den Rückzug zu decken oder die Verfolgung aufzunehmen.

Sehr verschieden war in beiden Reglements die Art, wie man den Feuerkampf führen wollte. Das Englische bevorzugte die Salve, das Deutsche sah im wohlgezielten Einzelfeuer des Schützen die beste Feuerart. Dieser Englischen Anschauung entsprach der geringe Werth, der in der Ausbildung des Mannes dem gefechtsmäßigen Schießen beigelegt wurde, obgleich die verfügbare Patronenzahl von 200 Stück für den Kopf und das Jahr gewiß ausreichend war.

Bezüglich der Schützenentwicklung war in dem Englischen Reglement bestimmt, daß jedesmal der Zwischenraum zwischen den Schützen befohlen werden sollte. Das Reglement kannte auch in Ziffer 48 eine Schützenlinie Arm an Arm. Enge, dichte Schützenlinien wurden jedenfalls bei Beginn des Krieges fast ausschließlich angewandt. Lichte Schützenlinien kamen erst mit dem Erscheinen Lord Roberts' in Afrika auf.

*) Vergl. Jahrbücher für Armee und Marine.

Endlich bestanden Verschiedenheiten, die sich gerade nachher auf den Südafrikanischen Gefechtsfeldern als verhängnißvoll erweisen sollten, zwischen dem Deutschen und Englischen Reglement hinsichtlich der Feuereröffnung. Während die Ziffern I, 132 und 133 unseres Exerzir-Reglements in Verbindung mit Ziffer 160 der Schießvorschrift die Grenzen der nahen, mittleren und weiten Entfernungen derart festsetzen, daß die nahen Entfernungen bis 600 m, die mittleren bis 1000 m reichen, bestimmt das Englische Reglement die Minimalgrenze zwischen den nahen und mittleren Entfernungen auf 500 yards, d. h. also 460 m. Es legte dieselbe also trotz der gesteigerten Waffenwirkung um 140 m näher an den Gegner heran. Nur „ganz ausnahmsweise“ sollte auf weitere Entfernungen als 800 yards = 735 m gejeuert werden. Da somit die mittleren Entfernungen nach Englischen Begriffen erst 265 m später anfangen als bei uns, so ergibt sich klar, daß die Englische Infanterie schon reglementarisch zu einer späteren Feuereröffnung gelangen mußte als wir. In überzeugendster Form, durch vorgeführte Beispiele und Belehrung durch Wort und Schrift hatte unsere Infanterie-Schießschule bereits zu Ausgang der neunziger Jahre unter Leitung des Generalmajors v. Holbach Allen, die dort kommandirt waren, in klarster Weise erwiesen, daß das auf „mittlere Entfernungen entbrennende Schützengesecht keineswegs mehr eine mit dem Gegner spielende Verschleierung unserer Angriffsentwickelung war, sondern ein ernster und wichtiger Theil der Kampfesarbeit selbst“. Dies machte die gründlichste Ausbildung von Führern und Mannschaften im Feuergefecht auf mittleren Entfernungen zur Förderung des Angriffs zur Pflicht. Von gut ausgebildeten Schützen wurden gegen Kopfziele auf den mittleren Entfernungen, also von 600 bis 1000 m, bereits binnen fünf Minuten bis 5 pCt. Treffer von dem eingesetzten Munitionsquantum erzielt und von gleichstarken Schützenlinien des Gegners 25 bis 35 pCt. außer Gefecht gesetzt. Das sind also, wie ein Blick auf die beigegebenen Zusammenstellungen der errechneten Verlustprozente*) erweist, bereits höhere Verluste, als die Engländer bei Magersfontein, Colenso und am Spionkop erlitten haben. Kein Zweifel kann daher sein, daß somit das eigene Feuer das beste Mittel zum Vorwärtstommen über die mittleren Entfernungen ist, also von 1000 auf 600 m. Der an und für sich richtige alte Grundsatz, daß es nicht auf frühes, sondern auf wirkungsvolles Schießen ankommt, wurde daher von allen denen übertrieben und mißverstanden, die auch noch angesichts der gesteigerten Waffenwirkung, die auch ohne den Burenkrieg zu Ausgang des Jahrhunderts recht erkennbar wurde, immer wieder meinten: „Wir müssen grundsätzlich ohne einen Schuß zu thun, bis auf die nahen Entfernungen, also auf 600 m, herangehen.“ Auch schon früher auf Entfernungen bis zu 1000 m konnte, wie erwiesen, ein derartig „wirkungsvoller Gebrauch“ von der Waffe gemacht werden, daß der Feind in ihrem Feuer

*) S. Blatt I u. II.

zusammenbrach. Durch das Naheherangehen sollte gewiß das noch Wirkungsvollere und Bessere erstrebt werden, aber das Bessere war auch hier der Feind des Guten, denn auf dem Wege zu diesem Besseren konnte der frühzeitiger in den Kampf tretende Vertheidiger den Vorwärtseilenden mit den schnell arbeitenden Waffen derartig mit seinem Feuer überraschen, wie es dann die Buren auf den Feldern Südafrikas mit den Engländern thaten.

Wenn sich somit die Englischen reglementarischen Anschauungen, nach meinem Dafürhalten gerade in sehr wichtigen Punkten, mit den Deutschen reglementarischen Anschauungen nicht deckten, so erfordert doch die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß Deutsche Angriffsbilder, die die Engländer auf unseren Plätzen gesehen hatten, nicht ohne Einfluß auf ihr übereiltes Angriffsverfahren geblieben sind, das ohne genügendes Infanteriefeuer bis an die Grenzen der nahen Entfernungen an den Gegner heranprallte. Der weite Spielraum, den unser Reglement läßt, hatte die Englischen Offiziere, die zu uns kamen, mitunter Angriffsbilder sehen lassen, die in mißverständlicher Auffassung der Grundsätze des Reglements auch bei uns das Infanterie-Angriffsverfahren zu einem derartig übereilten und abgekürzten machten, wie es nur die merkwürdigsten Ausnahmeverhältnisse zulässig erscheinen lassen. Auf den meist völlig ebenen Exercirplätzen war die Schnelligkeit der Bewegungen und der Angriffsentwickelungen unzweifelhaft ganz besonders hervorgetreten und hatte sich dem Auge des fremden Zuschauers am Nachhaltigsten eingepägt. Die weiten großen Sprünge, die unsere Schützen machten, die gemäß Ziffer I, 127*) zwar selten mehr als 80 m betragen sollten, aber auch thatsächlich fast nie weniger betragen, und die großen Fronten, in denen gesprungen wurde, — ohne daß das Reglement hierüber etwas bestimmte, oft Bataillone, selten unter zwei Kompagnien — erschienen Allen, die nun schon an und für sich in der Schnelligkeit des Verfahrens die Lösung der Angriffsaufgabe sahen, als besonders vortheilhaft. Wenn stellenweise die Meinung laut geworden ist, die Engländer hätten nur hinterher behauptet, unser Angriffsverfahren gehabt zu haben, um hierdurch die Schwere ihrer Niederlagen zu entschuldigen und den herben Angriffen der Deutschen Tagespresse ein wirksames Paroli zu bieten, so vermag ich dies meinerseits nicht zu glauben. Nach Allem, was ich in dieser Hinsicht in Erfahrung bringen konnte, habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß die Betreffenden aus gewissenhafter Ueberzeugung urtheilten.

Es muß auch hervorgehoben werden, daß die bereits erwähnten „Militärischen Betrachtungen über den Krieg in Südafrika,“ welche in unserer Armee überall ein wohlberechtigtes Aufsehen erregt haben, in bestimmtester Form die Stimmen bestätigen, die uns aus England auf die große Aehnlichkeit des Deutschen und Englischen Angriffsverfahrens hingewiesen hatten. Es heißt an der einen Stelle der „Betrachtungen“: „die Englische Infanterie entwickelte sich unter ihrem Artilleriefeuer meistens in Gefechtsformationen, die mit den Bildern unserer Friedensübungen große Aehnlichkeit hatten“. Eine

*) Exercir-Reglement.

andere Stelle lautet: „Das Verfahren hatte also im Prinzip mit dem unserigen manche Ähnlichkeit.“ Man kann also Ähnlichkeiten nicht in Abrede stellen.

Um diese zu veranschaulichen und dabei zu untersuchen, wie die Engländer ihre eigenen reglementarischen Formen im Kampfe bethätigten, erscheinen mir die gewählten drei Beispiele der Schlachten von Magerfontein und Colenso sowie der Kämpfe am Spionkop besonders lehrreich. Bezüglich aller drei darf auf die beigelegten Skizzen*) verwiesen werden. Ihre Betrachtung will mir auch deswegen als besonders zweckmäßig erscheinen, weil gerade aus diesen ersten größeren Kämpfen die Engländer die Lehren zogen, die sie unter dem Oberbefehl des Lord Roberts auch zu zweckentsprechenderen taktischen Formen kommen ließen.

9. Wahl der Angriffsrichtung.

Die drei gewählten Beispiele sind, wie ein Blick auf die Skizzen lehrt, reine Frontalschlachten. Als solche haben sie sich entwickelt, und als solche sind sie von Anfang bis zu Ende verlaufen. Nirgends tritt in den Tagen, die den Schlachten vorangegangen sind, das Bestreben hervor, durch operatives Einwirken sich günstigere Bedingungen für den Kampf zu schaffen, als sie der reine Frontalangriff gewähren kann. Nirgends ein Versuch, die Kräfte in der Trennung während der Anmarschbewegung beharren zu lassen, um aus ihr heraus eine Wechselwirkung zwischen Front und Flanke herzustellen. Nirgends ein Anklang an den Moltkeschen Gedanken, die Kräfte erst in der Schlachtenentscheidung selbst zu vereinigen, um aus dem konzentrischen Anmarsch zur höchsten Vollendung des Angriffs in umklammernder Wirkung zu schreiten.

Bitterer Tadel in allen Sprachen der Welt hat Englands Führer für diese Unterlassungssünden getroffen. Aber dennoch möchte ich behaupten, daß es wenigstens keine Unterlassungssünden waren. In völliger Würdigung der Vortheile, die eine Flankirung bringen konnte, entschlossen sich die Englischen Führer doch zum Frontalangriff, weil sie ihn in Berücksichtigung aller Umstände für das beste Mittel hielten, um zum Erfolge zu gelangen. Eine Umfassung der Burenstellungen war — das muß unbedingt zugegeben werden, — bei der eigenthümlichen Kampfweise der Buren sehr schwierig. Reichte die Front nicht hin, dann saßen die Buren zu Pferde und verlängerten einen Flügel. Dieses Verlängern konnte nur auf Kosten der schon an und für sich schwach besetzten und weit ausgebreiteten Fronten erfolgen. Der Gedanke, diese dann an irgend einer Stelle mit zusammengehaltener Kraft frontal zu durchbrechen, war daher im Grunde genommen ein ganz gesunder. Aber seine Ausführung sollte sich gegenüber den neuen Waffen weit schwieriger erweisen als früher. Diese neuen Waffen begünstigen mit ihrer großen Fernwirkung und der Möglichkeit, das Feuer in den kürzesten Zeitfristen auf das höchste Maß der Feuerleistung zu steigern, ganz besonders eine konzentrische Wirkung. Sie decken die Räume, die zwischen den zum Angriff auf Front

*) S. Blatt I u. II.

und Flanke vorgehenden Abtheilungen entstehen, mit ihrem Kreuzfeuer zu und bringen Gegenangriffe weit eher zum Scheitern als früher. Jedes Handeln aus centraler Lage wird daher zu einem sehr schwierigen Unternehmen. Ein centraler Durchbruch findet zweifellos noch weit größere Schwierigkeiten als früher.

Weit eher schienen Vortheile auf den äußeren Flügeln zu erhoffen. Betrachtet man indessen unter diesem Gesichtspunkte die Schlachtfelder von Magersfontein, Colenso und am Spiontop, so sind doch nur wenige Vortheile auf den äußeren Flügeln zu finden. Bei Magersfontein ist der linke Flügel gut an den Modder River angelehnt, zum rechten Flügel führt nur die breite Mulde, in welcher auch die Eisenbahn nach Kimberley ansteigt. Diese Mulde kann von den Höhen östlich und westlich der Bahn in wirksamster Weise unter Feuer genommen werden. Gerade ein Vorgehen in ihr war daher wohl ganz entschieden zu vermeiden. Am Spiontop sind beide Flügel außerordentlich stark abgeschlossen. Den rechten bildet der Taba Myama, den linken der Kranz Kloof. Immerhin war ein Umsassen des Taba Myama über Acton Homes nicht ganz ungünstig und auch Gegenstand Englischer Erwägungen. Bei Colenso scheint die Erörterung geboten, ob es nicht das Beste war, den auf dem äußeren linken Flügel gelegenen Hlangwane Hill zunächst zu nehmen. Von diesem Berg konnte man die ganze feindliche Stellung flankiren. Seine Besiznahme war ein guter Stützpunkt für den Uebergang über den Tugela und den weiteren Angriff. Seine Wegnahme konnte auch nicht schwierig sein, weil nur detachirte Kräfte, die von der Stellung auf dem anderen Ufer des Tugela losgelöst waren, dort stehen konnten. Es waren also bei Colenso und am Taba Myama Vortheile vorhanden, um Flügel und Flanke zu fassen. Sie waren aber nicht sehr beträchtliche. Der Frontalangriff war daher bei der Kampfweise der Buren keineswegs so verdammenwerth, wie meist angenommen wird. Hierbei ist allerdings jede Erörterung, ob auf operativem Wege in anderer Weise das erstrebte Resultat nicht schneller zu erreichen war, absichtlich ausgeschlossen.

10. Der Verlauf der Frontalangriffe.

Prüfen wir jetzt, wie die Engländer in den drei Kämpfen den beabsichtigten Frontalangriff ausführten:

Zunächst bei Magersfontein.

Im Vormarsche vom Orange River zum Entfay von Kimberley hatte Lord Methuen unter heftigen Gefechten bei Belmont, Enslin und am Modder River diesen Fluß am 28. November passirt. Vor ihm waren die Buren unter Cronje in die in der Skizze*) eingezeichnete Stellung bei Magersfontein zurückgegangen, die sie sehr sachgemäß und dem Gelände angepaßt verstärkt hatten. Die Stellung war von Englischer Seite nicht einzusehen. Da man jedoch vom 28. November bis 9. Dezember im Lager am Modder River

*) S. Blatt I.

ruhte, so war reiche Zeit für die Erkundung der noch nicht 10 km entfernten Stellung vorhanden. Sie wurde aber nicht ausgenutzt. Es gelang weder, die vordere Linie der Stellung, geschweige denn ihre Flügelpunkte festzustellen, obwohl genügende Kavallerie und auch eine Luftschifferabtheilung zur Stelle waren. Nachdem am 9. ein Marinegeschütz die Stellung auf weite Entfernung ohne jeden Erfolg beschossen hatte, trat Methuen am 10. Dezember 2 Uhr nachmittags den Vormarsch an. Als 3 km zurückgelegt waren und einige vorgeschobene Burenposten Feuer gaben, wurde die gesammte Artillerie in Stellung gebracht und der auf der Skizze eingezeichnete Höhenzug, auf welchem man die Stellung vermuthete, bis zur Dunkelheit beschossen. Die Buren erwiderten das Feuer nicht und verhielten sich völlig ruhig. In der Nacht vom 10. zum 11. Dezember um 12³⁰ vormittags wurde der Vormarsch erneut angetreten. Man wollte während der Dunkelheit eng massirt in Doppelfolonen bleiben, die Flügelleute mit Stricken untereinander verbunden. Erst bei Beginn des Morgenlichtes sollte entwickelt werden. Dieses erwartete man 3²⁵ früh. Die HIGHLÄNDER-Brigade marschirte direkt auf den vorspringenden Theil der Hügelkette zu, den man für den linken Flügel hielt. Ihr folgte das außer Brigadeverband stehende Bataillon Gordon, während die Gardebrigade den HIGHLÄNDERN rechts gestaffelt nachfolgte. Die 9. Brigade sollte MOß und BROWNS Drift besetzen und den Schutz des Trains übernehmen. Der Vormarsch der HIGHLÄNDER ging zunächst ganz glatt. Sie passirten sogar das Drahthinderniß. Aber kaum hatten sie dasselbe überwunden und waren nach allen Angaben nicht mehr als 300 m von den am Fuße der Höhen gelegenen vordersten Schützengräben entfernt, so eröffneten die Buren das Feuer trotz der Dunkelheit in wirkungsvollster Weise. Sie waren auf das Genaueste über den Englischen Anmarsch unterrichtet. Ob die Blitze eines niedergehenden Gewitters oder ungenügende Stille beim Vormarsch diesen frühzeitig verrathen, ist schwer zu sagen. Auch die hellleuchtenden Strahlen der Laterne eines Führers sollen sehr dazu beigetragen haben, den Anmarsch frühzeitig erkennen zu lassen. Jetzt erst, also auf 300 m vor der zu spät erkannten Stellung, versuchten die HIGHLÄNDER, sich auf der Grundlinie zu entwickeln und auszuschwärmen. Sie wurden bei dem Versuche zusammengeschossen. Die HIGHLÄNDER sind sicher eine durchaus tüchtige Truppe. Ihre Offiziere waren durchweg Männer, die fest entschlossen waren, für ihr Vaterland zu sterben, wo es auch immer sei. Sie thaten Alles, was brave Soldaten in solcher Lage thun können. Trotzdem stürzte ihre Truppe zurück, und erst nach geraumer Zeit gelang es den Offizieren, sie zum Stehen und zur Aufnahme des Feuerkampfes zu bringen. Dieser wurde durchschnittlich auf 800 m geführt und währte Stunden lang. Der Energie der Offiziere gelang es mehrmals, einzelne Kompagnien sprungweise einige Strecken vorwärts zu bringen. Das Auf- und Vorspringen der Chargen, das laute Anfeuern der Leute bei ihrem wenig einheitlichen Aufspringen scheint aber für

die Buren immer das Signal gewesen zu sein, ihr Feuer dann möglichst auf diese vorspringenden Abtheilungen zu konzentriren. Trotz aller Bravour Einzelner, die selbst den Gegner zur Bewunderung zwang, erlahmten die Sprünge unter den großen Verlusten recht schnell, so daß die ganze Vorwärtsbewegung zum Stillstand kam.

Bald nach der Feuereröffnung seitens der Buren, als der Morgen graute, ließ Methuen die Artillerie, wie auf der Skizze eingezeichnet, in Stellung gehen. Auf der Burenseite trat zunächst nur ein einziges Geschütz (Maxim-Nordensfeldt) ins Gefecht. Die Englische Artillerie konnte sich also sofort mit dem größeren Theil ihrer Kraft gegen die feindlichen Infanterielinien wenden. Trotzdem gelang es ihr nicht, in dreistündigem Gefecht das Feuer derselben niederzukämpfen. Erst verhältnißmäßig spät erkannte man, daß der linke Flügel der Buren bis an den Fluß reichte. Gegen diesen trat die Gardebrigade an. Sie entwickelte unter Vornahme von Schützen, die beständig verstärkt wurden, allmählich drei Bataillone in erster Linie zum Feuerkampf, das vierte, die Scots, hielt sie zurück; die Brigade gewann anfangs auch sichtlich Gelände. Dagegen kamen die HIGHLÄNDER, trotzdem man ihnen das Bataillon Gordon noch zur Unterstützung sandte, immer weniger vorwärts. Als dann um 1 Uhr mittags die Buren ihre bis dahin zurückgehaltenen Geschütze gegen den linken Flügel der HIGHLÄNDER einsetzten und gegen diesen mit einzelnen Gruppen vorgingen, wichen die HIGHLÄNDER erneut zurück, die Gordons mit sich fortreichend. Nur ein Theil derselben hielt vorwärts der Batterien im Feuer aus. Die Englische Artillerie versuchte durch einen Stellungswechsel rechts vorwärts der Gardebrigade festen Halt zu geben. Sie ging mit den Haubitzen auf 2500, mit den übrigen Batterien auf 1100 m an die Burenlinien heran und blieb so, vereint mit der Gardebrigade, bis zur Dunkelheit im Feuer. Als die Buren ihren linken Flügel andauernd verlängerten und mit mehreren Gruppen zum Angriff in der Richtung auf Browns Drift vorgingen, wurden auf dem äußersten rechten Flügel der Gardebrigade noch die Yorkshire etwa zur Hälfte eingesetzt. Bei Aufgabe der Schlacht waren die Scots, beinahe die ganze 9. Brigade und die berittene Infanterie noch völlig intakt. Von 13 Bataillonen hatten erst $8\frac{1}{2}$ gefochten. Trotzdem gab Methuen, der gerade uns Deutschen als ein äußerst unerfahrener und vortrefflicher Offizier bekannt ist, den Kampf auf und ging zurück.

Nicht anders verfuhr Buller bei Colenso.*)

Um Ladysmith zu entsetzen, mußte Buller den Uebergang über den Tugela erzwingen. Die Buren unter Louis Botha über den Englischen Anmarsch von Frere genau unterrichtet, zogen ihre über den Tugela vorgeschobenen Abtheilungen zurück und besetzten und verstärkten die auf der Skizze*) eingezeichnete außerordentlich starke Stellung. Die Eisenbahnbrücke

*) S. Blatt II.

wurde zerstört. Vom 12. Dezember ab waren alle zum Angriff bestimmten Englischen Kräfte im Lager von Chiveley eng massirt, von den Buren vollständig einzusehen. Am 13. und 14. Dezember ließ Buller die erkennbaren Theile der Burenstellung andauernd von acht Marinegeschützen beschießen. Die Stellung dieser Marinegeschütze ist aus der Skizze ersichtlich. Die Buren beantworteten weder das Feuer, noch besetzten sie die Stellung. Hinter dem bedeckenden Hang der Höhen verblieben sie bis auf einige Späher ruhig in ihren Lagern. Dies Verfahren erweckte bei einigen Englischen Generalen die Ueberzeugung, die Buren schienen eine hartnäckige Vertheidigung der Stellung aufgegeben zu haben. General Clerx erließ indessen einen von General Buller genehmigten eingehenden Angriffsbefehl, der im Wortlaut nachstehend folgt. Obwohl in der ganzen Veranlagung des Befehls das Deutsche Befehlschema zweifellos wiederzuerkennen ist, wird doch die Mehrzahl der Deutschen Offiziere darüber einig sein, daß der Befehl inhaltlich nach unseren Begriffen vor Allem zu lang ist! Der Befehl disponirt auch viel zu weit. Er sollte den Uebergang über den Tugela sicherstellen, aber schon seine Ziffer 3 erörtert eine Maßnahme, die erst eintreten soll, wenn man über den Tugela hinüber ist. Vor Allem führte der Befehl aber die Truppen in viel zu breiter Entwidlung auseinander, um sie später rechtzeitig und einheitlich an irgend einer Stelle gegen eine beim Gegner erkannte Schwäche zum Einsatz zu bringen.

Der Befehl hatte folgenden Wortlaut:

Chiveley, 14. Dezember 1899, 10 Uhr abends.

1. Der Feind ist verschanzt auf den Kopjes nördlich der Colenso-Brücke. Ein großes Lager ist gemeldet in der Nähe des Weges von Ladysmith, ungefähr fünf Meilen (8 km) nordwestlich von Colenso. Ein weiteres großes Lager ist gemeldet jenseits des Tugela, in nördlicher Richtung vom Hlangwane-Hügel, einer steinigem mit Busch bedeckten Höhe.

2. Der Oberkommandirende beabsichtigt, morgen den Uebergang über den Tugela zu erzwingen.

3. Die 5. Brigade wird von ihrem jetzigen Lagerplatze um 4³⁰ vormittags aufbrechen und gegen die Bridle Drift marschiren, welche dicht westlich des Zusammenflusses von Doornkop Spruit und Tugela liegt. Die Brigade wird an diesem Punkte übergehen und nach dem Uebergange längs des linken Flußufers gegen die Kopjes nördlich der eisernen Brücke vorrücken.

4. Die 2. Brigade wird von ihrem jetzigen Lagerplatze um 4 Uhr vormittags aufbrechen und südlich des gegenwärtigen Lagerplatzes von Nr. 1 und Nr. 2 der Divisionstruppen (Artillerie) vorüber in Richtung auf die eiserne Brücke von Colenso vormarschiren. Die Brigade wird an diesem Punkte übergehen und die Kopjes nördlich der eisernen Brücke in Besitz nehmen.

5. Die 4. Brigade wird um 4³⁰ vormittags nach einem Punkte zwischen Bridle Drift und Eisenbahn vorgehen, derart, daß sie entweder die 5. oder 2. Brigade unterstützen kann.

6. Die 6. Brigade (ohne $\frac{1}{2}$ Bataillon Bagagenbedeckung) wird um 4 Uhr vormittags östlich der Bahn in Richtung Hlangwane-Hügel in eine Stellung gehen, in welcher sie die rechte Flanke der 2. Brigade decken und, wenn nöthig, entweder diese oder die berittenen Truppen unterstützen kann, welche, wie später erwähnt werden wird, gegen Hlangwane-Hügel vorrücken sollen.

7. Der Kommandeur der berittenen Brigade wird um 4 Uhr vormittags mit einer Streitmacht von 1000 Mann und einer Batterie der 1. Feldartillerie-Abtheilung in Richtung Hlangwane-Hügel vorgehen; er wird die rechte Flanke des ganzen Vorgehens decken und auf dem Hlangwane-Hügel eine Stellung einzunehmen suchen, von welcher aus er die Kopjes nördlich der eisernen Brücke flankiren wird. Ferner wird er zwei Abtheilungen von 300 und 500 Mann zur Deckung der rechten bezw. linken Flanke und zum Schutze der Bagage abzweigen.

8. Die 2. Feldartillerie-Abtheilung wird um 4³⁰ vormittags aufbrechen, der 4. Brigade folgen und in eine Stellung gehen, von welcher aus sie die Kopjes nördlich der eisernen Brücke flankiren kann; sie ist an die Befehle des Generalmajors Hart gewiesen.

Die sechs Marinegeschütze (zwei 4,7 zöllige und vier 12 Pfünder) gegenwärtig in Stellung nördlich der 4. Brigade, werden rechts der 2. Feldartillerie-Abtheilung vorgehen.

Die 1. Feldartillerie-Abtheilung (ohne eine Batterie, abgezweigt zur berittenen Brigade) wird um 3³⁰ vormittags östlich der Bahn vorrücken und unter dem Schutze der 6. Brigade bis zu einem Punkte marschiren, von welchem aus sie den Uebergang der 2. Brigade vorbereiten kann.

Die sechs Marinegeschütze, welche zur Zeit mit der 2. Feldartillerie-Abtheilung lagern, werden die 1. Feldartillerie-Abtheilung begleiten und mit dieser gemeinschaftlich handeln.

9. Sobald die bisher erwähnten Truppen aufgebrochen sind, wird der Rest der Truppen und die Bagage in fünf getrennten Linien parkiren, Front nach Norden, rückwärts der Artilleriestellung von heute. (Folgen Anordnungen für Bagagen, Kolonnen und Trains.)

10. Der Standpunkt des Oberkommandos wird nahe den 4,7 zölligen Geschützen sein.

Der Pionierkommandeur wird zwei Züge der 17. Pionierkompagnie mit der 5. Brigade und einen Zug und den Stab mit der 2. Brigade entsenden.

11. Jeder Infanterist wird 150 Patronen auf dem Leibe tragen, nachdem die auf den Ochsenwagen der Regimentsbagage mitgeführte Munition

vertheilt sein wird. Infanteriemäntel können nach Wunsch der Brigadekommandeure auf zwei Ochsenwagen der Regimentsbagage mitgefahren werden. Weitere Bedürfnisse dürfen auf diesen Wagen nicht verladen werden.

12. Der Brigadekommandeur der 6. Brigade wird $\frac{1}{2}$ Bataillon zum Schutze der Bagage abzweigen. Die zwei Marinegeschütze, welche gegenwärtig dicht südlich des Divisions-Stabsquartieres in Stellung sind, werden um 5 Uhr vormittags in die Stellung vorgehen, welche jetzt von den 4,7 zölligen Geschützen eingenommen ist.

A. B.: gez. B. Hamilton,
Oberst.

In Verfolg dieses Befehls traten am 15. Dezember die zum Vormarsch in erster Linie bestimmten Brigaden diesen in recht sorgloser Weise an, die 2. auf den Uebergang bei Colenso, die 5. auf die Bridle Drift, also auf zwei Uebergänge, die 5 km auseinander lagen. Die 5. Brigade ging ohne Schützen vor der Front, genau so, wie in der Skizze*) eingezeichnet, vor. Das vorderste Bataillon in acht Kompagnien in Marschkolonne nebeneinander. Es darf hierbei bemerkt werden, daß die Englischen Bataillone acht Kompagnien haben. Die übrigen Bataillone folgten in Tiefkolonne. Erst als die so formirte Brigademasse bis auf 500 m an den Tugela herangerückt war, schlug das erste Schrapnel in ihre Reihen. In demselben Augenblick setzte völlig überraschend aus den gegenüber liegenden Schützengräben das Infanterie-Massenfeuer ein. Die Bataillone marschirten mit einem Abstände von je 100 m zur Linie auf und stürzten zum Tugela hinunter. Hier fand man jedoch nicht die Bridle Drift, welche unmittelbar westlich der Doornkop Spruit Mündung liegen sollte. Ein Theil der vordersten Linie sprang, um das jenseitige Ufer schwimmend zu erreichen, in den Tugela, gerieth in die im Wasser angelegten Drahthindernisse und ertrank. Der Rest der ersten Bataillonslinie eröffnete das Feuergefecht. General Hart ließ die drei hinteren Bataillone nach Osten abshwenken, in der Meinung, daß die Furt weiter östlich gelegen sei, während sie nach einigen Angaben 1 km weiter westlich lag, nach anderen Angaben in Folge Stromanstauung seitens der Buren verschwunden war. Hier geriethen sie in den Tugela-Bogen, stauten sich dort und eröffneten, da ein weiteres Vorwärtskommen unmöglich war, ein heftiges, aber gegen die gut gedeckten Buren wirkungsloses Feuer. Hierbei ist bemerkenswerth, daß reglementswidrig keine einzige Salve, sondern nur Einzelfeuer abgegeben wurde.

General Buller, welcher die Gefahr der in dem Tugela-Bogen eingepferchten 5. Brigade erkannte, gab General Hart Befehl, seine Brigade zurückzuziehen. Mit den beiden hinteren Bataillonen gelang ihm dies in kurzer Zeit, während die vorderen beiden Bataillone, die den Befehl zum Zurückgehen sehr viel später erhielten, noch mehrere Stunden kämpften. Drei Kom-

*) S. Blatt II.

pagnien der Connaught Rangers blieben überhaupt ohne Befehl. Sie haben sich bis gegen Mittag mit dem Feinde herumgeschossen und geriethen zum großen Theil in Gefangenschaft.

Sehr viel mehr taktisches Verständniß als der Angriff des Generals Hart zeigte das Vorgehen der 2. Brigade unter General Hildyard. Er bildete von Anfang an starke Schützenlinien, ließ diesen Unterstützungstrupps und als allgemeine Reserve das II. Bataillon des East Surrey-Regiments folgen. Die Brigade war aber nur drei Bataillone stark, da das II. Bataillon des West Yorkshire-Regiments während der Schlacht in Frere zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen blieb. Die Brigade ging westlich der Eisenbahn gegen Colenso vor; als sie auf etwa 800 m an den Tugela herangekommen war, erhielt sie starkes Feuer und erwiderte dasselbe. Auf dem rechten Flügel der 2. Brigade griff die zunächst zurückgehaltene 6. Brigade mit Theilen in das Gefecht ein. Ein anderer Theil der 6. Brigade hatte sich zum Schutz des Angriffs auf Colenso gegen den Hlangwane Hill entwickelt. Der Angriff auf Colenso schritt trotz starker Verluste vorwärts. Da ereignete sich ein Zwischenfall, der für den Ausgang der Schlacht verhängnißvoll werden sollte. Die 14. und 66. Batterie der 1. Feldartillerie-Abtheilung unter Oberst Long, welcher unter dem Schutz der 6. Brigade den Angriff der 2. Brigade unterstützen und mit sechs Schiffsgeschützen gemeinsam handeln sollte, fuhren plötzlich auf dem rechten Flügel der gegen Colenso entwickelten Schützenlinie auf. Sie waren dort nur 600 m vom Flusse entfernt. Sofort konzentrierte sich das feindliche Feuer auf diese beiden Batterien, die nach kurzer Zeit zum Schweigen gebracht wurden. Sie verloren den größten Theil ihrer Bedienungsmannschaften, der Rest flüchtete in die nächste Donga. Oberst Long wurde schwer verwundet.

General Buller glaubte irrthümlich, daß in die Katastrophe der 14. und 66. Batterie auch die sechs Marinegeschütze, welche mit ihnen gemeinsam handeln sollten, mit hineingezogen wären. Er gab schon jetzt jede Hoffnung auf, den beabsichtigten Uebergang über den Tugela zu erzwingen, obgleich noch die ganze 4. Brigade und die halbe 6. intakt waren, von 16½ Bataillonen überhaupt erst 9½ gefochten hatten.

Wenn das Gefecht zu dieser Zeit auch nicht gerade günstig stand, so war doch bei energischem Einsatz der noch frischen Truppen trotz der bisher gemachten Fehler die Möglichkeit des Erfolges zweifellos noch vorhanden.

Der Sieg war aber nur zu erringen, wenn der Führer die Leitung des Angriffs in der Hand behielt. Dazu war es nothwendig, daß Buller hinter der Front blieb. Anstatt dessen begab er sich in die vorderste Linie zu den gefährdeten Geschützen und ließ das Mißgeschick, welches diese betroffen hatte, unmittelbar auf sich einwirken; dadurch kam er zu der pessimistischen Auffassung vom Stande der Schlacht.

Seine nun folgenden Anordnungen hatten nur noch den einen Zweck, die Geschütze zu retten. Brigade Hildyard, welche schon bis zur Station

Colenso gelangt war, erhielt Befehl, mit einem Bataillon auf Colenso weiter vorzugehen, ohne sich zu nachhaltig zu engagiren, mit zwei Bataillonen auf die gefährdeten Geschütze abzubiegen. Aber trotz großer Bravour dieser beiden Bataillone und einzelner Kompagnien der 6. Brigade, sowie der 7. Batterie, die Dundonald unterstellt war und mit drei bespannten Prozen zur Hülfe eilte, und trotz heldenhafter Versuche einzelner Offiziere, gelang es nur, zwei Geschütze zurück zu bringen, zehn Geschütze blieben liegen und fielen später den Buren in die Hände.

Um 10³⁰ vormittags gab Buller den Befehl zum allgemeinen Rückzug. Zur Deckung desselben wurden nun endlich auch Theile der 4. Brigade eingesetzt. Der offizielle Bericht Bullers über die Schlacht (s. Official Despatches. Part I. S. 11—12), giebt keinen sicheren Aufschluß über die Thätigkeit der 4. Brigade. Sie kann aber nur im letzten Stadium des Gefechtes zur Verwendung gelangt sein, sonst hätte sie stärkere Verluste haben müssen. Sie hatte an dem ganzen Tage keinen Todten und nur drei Verwundete (Offic. Desp. I. S. 12). Die Thätigkeit der 4. Brigade wird sich daher wahrscheinlich auf die Deckung des Rückzuges beschränkt haben.

Von den berittenen Truppen des Lord Dundonald war den 1. Dragonern die Sicherung der linken Flanke übertragen. Dundonald selbst ging mit 1000 Mann und der ihm zugetheilten 7. Feldbatterie gegen den Plangwane Hill vor, erhielt von dort bald wirksames Feuer und stand von dem aussichtslosen Angriff auf den Berg ab. Seine Batterie griff mit vier Geschützen in den Kampf bei Colenso ein. Der Rückzug der Engländer in die Lager bei Chiveley geschah in guter Ordnung, da die Buren nicht folgten. Die bei Colenso beabsichtigte taktische Entscheidung war durch die vorzeitige Aufgabe des Kampfes zu einer gewaltsamen Erkundung geworden. Erst nach 25 Tagen war Buller wieder so weit, um einen erneuten Versuch zum Entsatz von Ladysmith zu unternehmen. Dieser führte

zu den Kämpfen am Spionkop.*)

Buller marschirte aus den Lagern von Chiveley links ab, in ein Lager bei Springfield, um diesmal den Tugela weiter oberhalb zu überschreiten. Die Brigade Hytelston wurde gegen Potgieters Drift vorgeschoben, ging hier über den Fluß und setzte sich auf dem One tree Hill fest. Das Gros unter General Warren ging auf einer bei Richards Drift geschlagenen Pontonbrücke über den Tugela und besetzte die Höhen am Venter Spruit. Die Buren hatten die Höhen vom Kranz Kloof bis zum Taba Myama besetzt, ohne den Flußübergang der Engländer zu stören.

General Warren wurde von Buller mit dem Angriff auf die Burenstellung beauftragt und erhielt eine geheime Instruktion, in der ihm empfohlen wurde, mit Versagung seines rechten Flügels am Spionkop und unter Vor-

*, S. Blatt II.

nahme seines linken Flügels vorzurücken. Nachdem am 19. Januar der Versuch Pütteltons, auf dem rechten Flügel gegen die Höhen von Brakfontein vorzugehen, mißglückt und der Versuch Warrens, zwei Brigaden auf Acton Homes vorzuschieben, durch Artilleriefener der Buren vereitelt war, griffen am 20. Januar die Brigaden Woodgate und Hart und sechs Batterien unter Clerg den Taba Myama an und setzten sich nach zwölfstündigem Kampf in den Besitz des südlichen Höhenrandes, fanden dann aber eine stark verschanzte Stellung auf dem Plateau vor, gegen welche sie nicht weiter vorkamen.

Püttelton erneuerte auf dem rechten Flügel seinen Angriff gegen die Brakfontein-Höhen, wurde aber wieder abgewiesen, da sich beim Vorgehen die Hoffnung, daß man die Feuerüberlegenheit erlangt hätte, als eine trügerische erwies. Bei allen diesen Angriffen verfahren die Engländer im Ganzen reglementarisch. Es wird hervorgehoben, daß den dichten Schützenlinien Unterstützungstrupps und, wo ganze Kompagnien bereits aufgelöst waren, die anderen Kompagnien des Bataillons geschlossen folgten, und daß die Hauptverluste bei dem Heranföhren dieser geschlossenen Unterstützungen entstanden.

Die vordersten Linien, die den Feuerkampf führten, lagen schließlich noch durchweg in allen diesen Kämpfen auf 800 bis 1000 m vom Gegner entfernt.

Als auch am 21. Januar der Kampf auf dem Taba Myama ohne Erfolg fortgesetzt und durch die andauernde Verlängerung des rechten Flügels der Buren immer schwieriger wurde, entschloß sich Warren zum Angriff auf den Spionkop.

Der Spionkop ist erheblich höher als der Taba Myama und erhebt sich thurmartig über die Brakfontein-Höhen. Er ist der Schlüssel der Stellung. Geling es, ihn zu nehmen, so wurde die übrige Stellung unhaltbar. Der flache Gipfel des Berges ist dreieckig geformt. Der schärfste Winkel des Dreiecks liegt nach Südwesten. Hier ist das Tafelland besonders schmal, daher der Entwicklung der Angriffstruppen sehr ungünstig. Der Berg ist an dieser Stelle weniger steil als an irgend einer anderen, trotzdem aber auch hier noch recht mühsam zu ersteigen.

Nach einem einleitenden, wenig wirksamen Artilleriefener am 23. Januar erklimmen von den zum Angriff bestimmten $3\frac{1}{4}$ Infanteriebataillonen das I. Bataillon Lancashire-Füsiliers, II. Bataillon Lancaster und zwei Kompagnien Connaught Rangers mit 200 Mann berittener Infanterie und $\frac{1}{2}$ Pionierkompagnie in der Nacht vom 23. zum 24. unter General Woodgate in einer einzigen langen Reihe mit zäher Energie den Spionkop, während die Imperial Light Infantry zunächst bis an den Fuß des Berges folgte. Um 3 Uhr vormittags erreichten die Angriffstruppen die Südwestspitze der Hochfläche, überrannten die schwachen Posten sowie beide vorderen Verteidigungslinien und waren um 4 Uhr vormittags im Besitz des ganzen südlichen Theils der Hochfläche. Hier richteten sie sich zur Verteidigung ein.

Um 8 Uhr vormittags begannen die Buren, welche andauernd aus den übrigen Theilen ihrer Stellung und von Ladysmith und Colenso her Verstärkungen nach dem Spionkop heranzogen, den Gegenangriff. Sie gingen hierbei unter bester Ausnutzung des Geländes in kleinen, zufällig sich bildenden Gruppen von drei bis fünfzehn Mann vor. Bei diesem Vorgehen unterhielten sie andauernd ein gleichmäßiges, wohlgezieltes Feuer. Wurde das Feuer der Engländer zu heftig, so lag die Mehrzahl der Buren auch mit dem Kopfe auf dem Erdboden und wartete ab. Nur Einer in jeder Gruppe beobachtete, aber Alle hatten das Gewehr immer fertig, um blitzschnell in den Anschlag zu gehen, zu schießen und sich wieder ganz platt hinzulegen. Der Bur erwies sich hier als ein ganz vortrefflicher Tirailleur und sehr tüchtiger Schütze, der es auch vortrefflich verstand, kleine Ziele, wie Kopfziele, schnell zu erfassen. Das Leben in Gottes freier Natur und die ständige Gewohnheit der Jagd hatten dem Buren als Einzelkämpfer der zerstreuten Ordnung so tüchtige Eigenschaften aneignen lassen, wie es eine zweijährige Dienstzeit nicht leisten kann. Die beiden auf dem Spionkop befindlichen Maxim-Nordenfeldtgeschütze und auch einzelne Geschütze vom Taba Myama unterstützten den infanteristischen Angriff. Trotzdem wogte der Kampf um den Spionkop mit wechselndem Erfolge hin und her.

Um 10 Uhr vormittags sandte Oberst Crofton an Warren durch den Heliographen folgende Nachricht: „Sofort Verstärkung oder Alles verloren. General Woodgate todt.“ Warren antwortete: „Ich sende soeben zwei Bataillone (Middlesex und Dorsetshire), die Imperial Light Infantry ist am Wege hinauf. Sie müssen bis zum Aeußersten halten. Kein Aufgeben.“ Nach mehrfachem Wechsel ging das Kommando auf dem Spionkop an den Oberstleutnant Thorneycroft über. Um 11 Uhr vormittags erreichten die Unterstützungstruppen die Höhe. Es waren jetzt 5½ Bataillone oben zur Stelle. Der Angriff der Buren kam ganz zum Stehen, doch unterhielten sie ein wirksames Feuer, welches von den Engländern infolge der Unmöglichkeit jeder Breitenentwicklung nicht genügend erwidert werden konnte.

Auf dem rechten Flügel erneuerte General Lyttelton auch am 24. seinen Angriff gegen die Brakfontein-Höhe. Als aber an ihn direkt vom Spionkop die Bitte um Unterstützung erging, sagte er sie, in Verkennung der Gesehtslage, zu wörtlich auf. Anstatt Alles einzusetzen und durch festes Anfaßen am schnellsten jeden Zuzug von Verstärkungen seitens der Buren auf den Spionkop zu unterbinden, entjandte er die Scottish Rifles und die Kings Royal Rifles, also noch zwei Bataillone, auf den Spionkop hinauf. Erstere schlugen den Pfad ein, welchen die anderen Truppen benutzt hatten. Letztere verfehlten ihn und begannen den Aufstieg an der Ostseite. Der Aufstieg an dem hier fast senkrechten Berghange war sehr mühsam, er lag jedoch fast völlig im tohten Winkel, so daß das Bataillon den Gipfel trotz des heftigsten Feuers erreichte. Aber hier ging es nicht weiter vorwärts. Um 5¹⁵ nach-

mittags waren sie oben angelangt und damit $7\frac{1}{2}$ Bataillone auf dem Berge massirt, auf welchem am frühen Morgen $2\frac{1}{2}$ Bataillone nicht Platz gehabt hatten. Ein Theil suchte auf den Hängen Deckung, doch erreichten sie auch hier die Maximgeschütze. Ein großer Theil der Truppen gerieth sehr durcheinander und litt erheblich an Wassermangel.

Diese Truppenanhäufung an einer Stelle, die keinen Entwicklungsraum gewährte, erinnert an die 43 Kompagnien bei St. Hubert in der Schlacht von Gravelotte am 18. August 1870. Wie dort im Drange des Gefechts alle eintreffenden Verstärkungen auf dem direkten Wege geradeaus eingeseßt wurden und Niemand das Kommando fand „Halb rechts, marsch!“ — hinunter zur Mance und durch ihren Grund hinauf auf die Höhen von Point du Jour —, so riß man am Spionkop die Truppen aus ihrer richtigen Vorwärtsbewegung heraus und häufte sie auf einem zu schmalen Berge in übelster Massirung zusammen.

Warren hatte die Ansicht gewonnen, daß dieser Berg gehalten werden könne, wenn es gelänge, Geschütze auf demselben in Stellung zu bringen, deshalb verfügte er, daß in der Nacht zwei Marinegeschütze und die 4. Gebirgsbatterie mit Hilfe der Pioniere auf den Gipfel gebracht würden.

Thorneycroft, welcher persönlich während des ganzen 24. auf dem Spionkop im Gefechte gestanden hatte, wußte von diesen Maßnahmen nichts. Er war der Ueberzeugung, daß der Berg nicht zu halten sei, und gab deshalb den Befehl zum Rückzuge, der 8³⁰ abends angetreten wurde. Es kann wohl heute, wo Alles zu übersehen ist, keinem Zweifel unterliegen, daß Warrens Ansicht die richtige war. Für Thorneycroft war dies allerdings nicht so klar zu übersehen. Es wird General Warren vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er sich nicht persönlich auf den Spionkop begab. Ich theile die Ansicht, daß er als Führer dorthin gehörte, nicht. Dort oben hätte er jede Führung verloren und konnte die Gesamtlage nicht übersehen. Er wäre sicher unter dem Eindruck des Kampfes, den er aus nächster Nähe in sich aufgenommen hätte, ebenso wie Thorneycroft, dessen Tapferkeit durch sein Verhalten während des ganzen Tages in hellstem Lichte erscheint, zu der falschen Ueberzeugung gekommen, daß der Berg nicht zu halten sei. Warren würde durch sein Vorgehen auf den Spionkop denselben Fehler begangen haben, den Buller, wie erwähnt, bei Colenso machte.

Aber Warrens Schuld war es, daß stundenlang keine Verbindung zwischen ihm und den Truppen auf dem Spionkop bestand. Seine Sache war es, die Verbindung, nachdem der Heliograph versagte, auf andere Weise herstellen zu lassen. Daß er dies nicht that, rächte sich bitter. Auch mußte der Generalstab dafür sorgen, daß noch schneller wie die Geschütze Wasser auf den Spionkop gelangte, da die Truppen solches in empfindlicher Weise entbehrten. Trotzdem muß man sagen, auch durstend und erschüttert mußte die enge Massirung auf dem Spionkop von der Truppe ebenso ertragen werden,

wie sie die 43 Preussischen Kompagnien bei und westlich St. Hubert in der Schlacht von Gravelotte ertrugen. Sie hielten sich von 5 Uhr abends bis zum Ende der Schlacht in ihrer massirten Stellung. Die freiwillige Räumung des Spiontops kam einem Verschenken des Sieges gleich. Sie wäre aber sicher unterblieben, wenn den Angriff auf den Spiontop der gleichzeitige Angriff auf den Flügeln nachdrücklich unterstützt hätte.

Die Brigaden Hart und Hildyard, also acht Bataillone, haben während des Kampfes um den Spiontop, am 24. Januar, unthätig auf dem linken Flügel hinter ihren Gewehrpyramiden gestanden. Von der Brigade Woodgate wurden zwei Bataillone, von der Brigade Cole ein Bataillon zurückgehalten. In Summa wurden also elf Bataillone*) nicht verwendet, die für den Angriff auf den Flügeln verwendbar waren.

Nur die mangelhafte Unterstützung des Hauptangriffes ließ den Buren Zeit, Verstärkungen aus der Gegend von Colenso und von Ladysmith heranzuziehen, und gab ihnen das Mittel, an der wirksamsten Stelle zum Gegenangriff zu schreiten. Wenn sie viel zu demselben zusammengebracht haben, war es ein schwaches Bataillon. Aber die Art, wie sie diesen Angriff, den eigentlich Niemand kommandirte, sondern zu dem sie sich von selbst zusammenfanden, springend und kriechend, ich möchte sagen, pirschend ausführten, ist ungemein charakteristisch.

Der geschilderte Verlauf der drei Kämpfe zeigt auf das Deutlichste, daß weit mehr als die verfehlten Angriffsrichtungen die ungenügende Energie in der Durchführung der Angriffe und die ungeschickten Angriffsformen den Mißerfolg in allen drei Fällen verschuldet haben.

11. Die ungenügende Energie in der Durchführung der Angriffe.

Wer angreifen will, der soll entschlossen sein, seine Truppen zur Erreichung des Erfolges rücksichtslos bis auf den letzten Mann einzusetzen. Erst wenn die letzte Reserve erfolglos vorgeführt ist, darf ein Angriff als gescheitert gelten. Wer früher von ihm abläßt, der giebt ihn selber auf; er scheitert nicht an dem Mittel, das er anwendet, sondern an dessen ungenügendem Gebrauch. Bei Magersfontein bleiben $4\frac{1}{2}$, bei Colenso 7 und am Spiontop 11 Bataillone völlig intakt. Von der vorhandenen Gefechtsstärke gelangten daher, in Procenten ausgedrückt, beim Angriff überhaupt nur zum Einsatz: bei Magersfontein 65,4 pCt., bei Colenso 57,6 pCt., am Spiontop am 24. Januar 46,8 pCt. Bei Magersfontein wird die ganze 9. Brigade zu Nebenzwecken, Bagagesicherung, sowie zur Deckung der gar nicht gefährdeten rechten Flanke verwandt. Bei Colenso werden zunächst nur die

*) Von der bei Chiveley zurückgelassenen Brigade Barton sollen nach einigen Englischen Darstellungen noch zwei Bataillone bei Lyttelton rechtzeitig eingetroffen sein. Diese wurden aber in den Kampf nicht eingesetzt. Die Zahl der nicht verwendeten Bataillone würde sich, wenn die Angaben richtig sind, auf dreizehn erhöhen. Da jedoch die rechtzeitige Ankunft der Bataillone nicht verbürgt ist, so ist hier nicht damit gerechnet.

2. und 5. Brigade zum Angriff eingesetzt. Nur schwache Theile der in zweiter Linie zurückgehaltenen Kräfte, man kann sie höchstens auf 1500 Mann schätzen, greifen ein, um die Geschütze zu retten, die die erste Linie verloren hat, und den Rückzug zu decken. Während der Kämpfe am Spiontop steht unthätig, etwa 50 km vom Gefechtsfelde entfernt, die Brigade Barton. Mit Theilen scheint sie zum Gefechtsfelde abmarschirt zu sein. Sie mußte aber mit ganzer Kraft dort eintreffen, nachdem die Buren von Colenso und Ladysmith auf den Kampfplatz geeilt waren und somit eine ernstere Gefährdung der rückwärtigen Verbindungen nicht mehr zu erwarten war. Der größte Theil der Brigade war daher spätestens vom 20. Januar ab verfügbar. Selbst wenn die Brigade erst am 21. früh aufbrach, konnte sie bei täglicher Marschleistung von 17 km noch am 23. nachmittags, gerade als die Entscheidung heranreifte, bis auf den letzten Mann auf dem Gefechtsfelde eintreffen.

Die ungenügende Energie in der Durchführung der Angriffsaufgaben zeigt sich aber nicht allein in dem unzulänglichen Einsatz an Kräften. Sie offenbart sich auch in den Verlustprozenten. Dieselben sind auf den beigefügten Skizzen (Blatt I u. II) angegeben. Sie sind von der Zahl der zur Schlacht zur Stelle befindlichen englischen Truppen errechnet und betragen bei Magersfontein 7,4 pCt., bei Colenso 5,8 pCt., am Spiontop 7,2 pCt. Demgegenüber seien zum Vergleich angeführt die Verluste unserer Infanterie bei Mars la Tour mit 25 pCt. und die unserer Garde-Infanterie bei St. Privat mit fast 30 pCt. Greift man die Truppentheile heraus, die am meisten gelitten haben, so sind bei Magersfontein die Black Watch mit 35,2 pCt., die Seaforth Highländer mit 23,4 pCt., bei Colenso die Royal Dublin-Füsilier mit 23,9 pCt., die Connaught Rangers mit 16,1 pCt., am Spiontop die Lancashire-Füsilier mit 17,2 pCt. zu nennen. Zieht man aus Schlachten des Krieges 1870/71 zum Vergleich Verluste von Truppentheilen heran, die besonders stark im Feuer waren, so sind als Beispiele anzuführen: das Garde-Schützenbataillon bei St. Privat mit 54 pCt., das Regiment Nr. 16 bei Mars la Tour mit 68 pCt., das Regiment Nr. 52 bei Mars la Tour mit 52 pCt., das 2. Französische Turko-Regiment bei Wörth mit 86 pCt.

Zur Berechnung der Verlustprozente möchte ich noch bemerken, daß sie auf Grund aller bislang veröffentlichten offiziellen Englischen Angaben, die mir zugänglich waren, errechnet sind, und daß ich absichtlich die Vermissten fortgelassen habe. Die abweichenden höheren Prozente in mehreren Werken über den Krieg, so z. B. in dem sehr sorgfältig redigirten *La guerre sud-africaine par le capitaine G. Gilbert*, erklären sich durch die stattgehabte Einrechnung der Vermissten, die ich im Hinblick auf die Zwecke, die meine Arbeit verfolgt, nicht für richtig hielt. Bei den Englischen Bataillonen habe ich im Hinblick auf den schon stattgehabten Kriegsabgang eine durchschnittliche Iststärke von 800 Mann angenommen.

Der Hauptmann im Oesterreichischen Generalstabe Wójcit weist in seinem interessanten Buch „Ueber den Krieg in Südafrika“ darauf hin, daß man vor dem Burenkriege angenommen habe, das Angriffsvermögen braver Truppen erlahme im Durchschnitt nach 26 pCt. Verlusten. Ein Theil der Englischen Truppentheile hat diese Ziffer ganz oder annähernd erreicht. Im Uebrigen bleiben die Verluste hinter denen früherer blutiger Kämpfe zurück. In diesem Sinne sind daher Ausdrücke, wie „noch nie dagewesene Verluste“, „enorme Verluste“, nicht zutreffend. Aber hervorzuheben ist andererseits, daß die Englischen Verluste stellenweise in kürzeren Zeitfristen entstanden zu sein scheinen wie solche in früheren Kriegen. Mehrfach scheinen Minuten genügt zu haben, um sie zum größten Theil herbeizuführen. Der moralische Eindruck, den diese schnelle Anhäufung der Verluste namentlich in den geschlossenen Formationen und in den dichten Schützenlinien machte, war ein geradezu überwältigender. Man wird einwenden, daß dieser moralische Eindruck auch früher bestanden habe. Das ist gewiß richtig; aber zwei Umstände haben ihn erheblich verstärkt: Die Rauchfreiheit der Schlachtfelder und die Unsichtbarkeit des Feindes. Auf diese Erscheinung weist Hauptmann v. Rüttwitz ganz besonders hin. Er erzählt: Ein Englischer Offizier habe ihm einmal als das Unangenehmste in der modernen Angriffsschlacht die Leere des Schlachtfeldes bezeichnet. Man habe bei den weiten Entfernungen, auf denen das Feuer beginne, das Gefühl, einem unsichtbaren Verhängnisse entgegen zu gehen, gegen welches man selbst kaum eine Waffe besitze. Wolle man sie bereits auf den weiten Entfernungen gebrauchen, so schieße man mehr oder weniger nur auf das Gerathewohl. Der Vertheidiger aber feuere, sobald man sich erhebe und vorwärts gehe, ohne daß man ihn selbst sehen könne. Bei jedem Sprunge würden die Verluste größer. Bald komme der Moment, wo jede weitere Bewegung, gleichgültig, ob vorwärts, seitwärts oder rückwärts, aufhöre. So ergäben sich dann Feuerhalte, auf denen man Stunden lang liege. Hauptmann v. Rüttwitz erzählt dann einen Fall aus der Schlacht am Modder River, wo die Garben zwölf Stunden im feindlichen Feuer auf derselben Entfernung von 800 m vom Feinde gelegen haben. Jede Bewegung war ausgeschlossen, keinerlei Befehle und Munition kamen nach vorn. Nachdem 29 Munitionsträger erschossen waren, gab man es auf, Patronen heranzubringen.

12. Angriffsformen.

Betrachtet man die Formen, in denen die Englischen Truppen den Angriff in den drei Schlachten versuchten, so fällt vor Allem ihre große Verschiedenheit auf. Die Grundsätze des Reglements von 1896 hatten sich noch nicht überall Eingang verschafft. Namentlich bei den Offizieren, die aus Indien und den Kolonien gekommen waren, bestanden wenig richtige Anschauungen über die Wirkung der modernen Waffen. Nur so ist in der Schlacht von Colenso das Vorgehen der 5. Brigade in diesen Kolonnen unter

General Hart, das Auffahren der beiden Batterien unter Oberst Long, der mit großer Auszeichnung bei Omdurman gefochten hatte, neben den Schützen, auf 600 m vom Feinde erklärlich. Das Vorgehen der Hochländer-Brigade bei Magersfontein ist ein unvorsichtiges Heranprallen an eine Stellung, in der man den Feind vermuthen mußte. Im Ganzen reglementsmäßig vollziehen sich die Angriffe der Garde-Brigade bei Magersfontein, der 2. und 6. bei Colenso und der östlich und westlich des Spionkops angreifenden Brigaden. Aber auch die Angriffe dieser Brigaden kommen nicht ordentlich vorwärts; keiner endet mit dem Einbruch in die feindliche Stellung. Die meisten erlahmen, nachdem sie stellenweise weiter vorgeprallt waren, schon innerhalb der mittleren Entfernungen.

Zum erheblichen Theil hat dies an der unzweckmäßigen Art gelegen, wie man innerhalb der Truppenverbände die Unterstützungstrupps und Reservekompagnien nachführte. Sie sollen stellenweise geschlossen und zu dicht auf gewesen sein, ein Verfahren, welches sich von selbst richtet, das wir aber auch bei uns leider immer noch häufig genug in den Manövern sehen. Es muß hierbei auch bemerkt werden, daß die in Ziffer II, 76 unseres Infanterie-Exercir-Reglements gegebene Zahl von 200 m für den Abstand, den im offenen Gelände die hintere Stufe der Tiefengliederung von der vorderen halten soll, angesichts der modernen Schrapnelwirkung zu knapp bemessen ist. Nimmt man Ziffer 28 der Schießvorschrift für die Feldartillerie als Anhalt, dann muß der Abstand auf 300 m festgesetzt werden.

Neben der ungeschickten Art der Nachführung der hinteren Stufen der Tiefengliederung ist für die Erfolglosigkeit der Englischen Angriffe der Umstand in das Gewicht gefallen, daß man die zum Angriff bestimmten Kräfte überhaupt nicht einheitlich in der Zeit nebeneinander zur Wirkung brachte. So erfolgt bei Magersfontein erst der Angriff der Hochländerbrigade, dann der der Gardebrigade. Bei Colenso geht auf dem linken Flügel erst die 5. Brigade, dann auf dem rechten Flügel erst die 2. Brigade allein vor, dann neben ihr die 6. Brigade. Am Spionkop greift erst Lyttelton die Brakfontein-Höhen, dann Clerx mit den ihm unterstellten Brigaden den Taba Myama, dann Woodgate den Spionkop und dann wieder Lyttelton die Brakfontein-Höhen an! So konnte der im Kampf nicht genügend gefesselte Vertheidiger auf seinen langen Fronten die Kräfte verschieben, wie er wollte. Da er zum größten Theile beritten war, gelang ihm die Verschiebung der Kräfte meist überraschend schnell.

Bei Magersfontein und Colenso beträgt die Ausdehnung der Front des Vertheidigers annähernd 9 km, am Spionkop 17 km. Demgegenüber begehrt der Englische Angreifer, der mit zusammengehaltener Kraft frontal angreifen will, den Fehler, daß er bei Magersfontein und Colenso etwa in Divisionsstärke sich zur vollen Armeekorpsbreite von 6 km ausdehnt, am Spionkop seine Kräfte sogar auf eine Front von 12 km vertheilt!

Niemals kommt es zu einer einheitlichen Angriffswirkung flügelweise nebeneinander geordneter Kommandoeinheiten, die, mit Gefechtsauftrag versehen, aus der Tiefe den Angriff allmählich zur höchsten Wucht steigern. Stellenweise wird der Kampf derart geführt, daß eigentlich ein Theil der Kräfte zusieht, wie der andere geschlagen wird.

Der geschilderte Verlauf der Kämpfe zeigt zur Genüge, welche Verwandniß es mit der „wunderschönen Tiefengliederung“*) der Engländer in den ersten Schlachten des Krieges hatte. Es ist mir beim besten Willen unerklärlich, wie man aus dem Verlauf der geschilderten Kämpfe ableiten will, daß das in unserem Reglement niedergelegte Prinzip der Tiefengliederung sich in diesen Kämpfen als ein verfehltes erwiesen habe. Auch aus anderen Schlachten des Krieges, die ich für mich allein betrachtet habe, vermag ich nicht zu ergründen, wie man zu dieser generellen Behauptung gelangt ist. Sie müßte doch aus einer ganzen Reihe von Einzelercheinungen abzuleiten sein. Wir sehen dagegen nur, daß das Englische Verfahren in den einzelnen Fällen ein auffallend verschiedenes ist. Es ist generell überhaupt sehr schwierig zu charakterisiren. Es trägt im ersten Theil des Krieges vor Allem den Stempel großer Uebereilung an sich und scheitert an unglückseligen Formen und an ungenügender Schießfertigkeit der Truppe, nicht aber an dem reglementarisch festgesetzten Kampfesprinzip der Tiefengliederung! Man darf sogar ganz bestimmt behaupten, dort, wo der Verlauf des Kampfes das gewollte reglementarische Prinzip noch am deutlichsten erkennen läßt, wie im Angriff der Gardebrigade bei Magersfontein und der 2. Brigade (Hildyard) bei Colenso, geht das Gefecht verhältnißmäßig noch am besten vorwärts. Nirgends vermag ich aus dem Verlauf der Kämpfe die Folgerung abzuleiten, „daß das heutige Infanteriegefecht die sofortige volle Einsetzung der zur Durchführung des Kampfes bestimmten Truppen rathsam erscheinen läßt,“*) das soll also heißen: die sofortige Entwidlung der zum Kampf bestimmten Truppen in einer einzigen engen, starken Schützenlinie ohne jede Unterstützungstrupps und geschlossene Kompagnien der zweiten und dritten Linie. Ich meine gerade umgekehrt: die ersten Schlachten des Südafrikanischen Krieges beweisen, daß eine nicht ganz geklärte Lage angesichts der modernen Schnellfeuerwaffen zunächst eine sparsame Schützenentwidlung fordert. Genau so, wie es Ziffer II, 22 unseres Reglements vorschreibt: „sparsam“ und „ohne Uebereilung“.

Wenn „die hauptsächlichste Streitfrage der modernen Infanterietaktik: die Frage der Tiefengliederung oder Breitenausdehnung“*) wäre, dann müßte man unbedingt eine lediglich in der Breitenausdehnung gesuchte sofortige volle Einsetzung der zur Durchführung des Kampfes bestimmten Kräfte verwerfen! Die Wahrung der Tiefengliederung steht jedoch mit der breiteren Ausdehnung

*) Vergl. Zum Angriff der Deutschen Infanterie. „Berliner Neueste Nachrichten“ 14. Januar 1902.

der einzelnen Kommandoeinheiten oder richtiger gesagt der Erweiterung ihrer Gefechtsfronten in gar keinem direkten Gegensatz. Man kann gerade die Gefechtsfronten der in vorderer Linie fechtenden Verbände zunächst recht licht und breit halten wollen, um Truppen für eine gute Tiefengliederung und Flankenwirkung herauszusparen.

Ein „Verlängern“ und „Seitwärtschieben“ der eigenen Flügel wird in unseren Europäischen Schlachten von der einmal „ganz eingesezten“ Truppe nicht geleistet werden, sondern nur durch frische, aus der Tiefe vorgeführte Kräfte zu erzielen sein. Die vorderen Gefechtslinien der Engländer erlagen nicht, weil sie zu schwach an Kämpfern ausgestattet waren, sondern weil man sie in unzumutbarer Art und ungeschickten Formen in den Kampf brachte, und weil die ihnen nachfolgenden Abtheilungen der hinteren Linien ihren Zweck, als andauernd sich steigende Feuerunterstützung der vorderen Linie zu dienen, völlig verkannten. Zu ganz erheblichen Theilen brachte man sie überhaupt nicht zum Schießen, sondern gab sich der trügerischen Hoffnung hin, allein durch den Druck ihres Vormarsches den Gegner zum Weichen zu bringen. Anstatt mit ihren aus der Tiefe hervorgeholten Gewehren griff man lediglich mit ihren Beinen an.

Man kann sich daher im Hinblick auf die gesteigerte Waffenwirkung unbedingt für breitere Gefechtsfronten der einzelnen Kommandoeinheiten aussprechen, ohne auch nur das Geringste an dem Prinzip der Tiefengliederung zu ändern. Die Frage „Tiefengliederung oder Breitenausdehnung“ ist daher auch vielfach ganz unnötig gegensätzlich zugespitzt worden. So darf man „die hauptsächlichste Frage“ moderner Infanterietaktik nicht stellen. Mir scheint sie richtiger zu lauten: Wie gestalten wir die Hauptkampfesform der Infanterie, den Schützenchwarm, angesichts der gesteigerten Waffenwirkung in den verschiedenen Geländearten am zweckmäßigsten, und wie bringen wir in ihm das Feuer am sichersten auf das höchste Maß der Feuerleistung?

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Mißerfolg der Englischen Angriffe ganz besonders durch die unrichtige und unzumutbare Art verschuldet ist, in der die Englischen Schützenlinien vorzugehen und zu kämpfen versucht haben.

13. Enge und lichte Schützenlinien.

Die Englischen Schützenlinien waren für das offene Gelände viel zu dicht. In diesen dichten Linien vermochten die Schützen weder das Gelände noch ihre Waffe sachgemäß zu benutzen, um das Feuergefecht auf den mittleren Entfernungen wirksam zu führen. Sie erduldeten in diesen engen Linien weit mehr passiv Verluste, als daß sie aktiv solche beim Feinde erzielten.

Während bei uns auch die neueren Versuche der Infanterie-Schießschule unter dem jetzigen Kommandeur, dem Obersten Kügler, wiederum auf den mittleren Entfernungen bis zu 5 pSt. Treffer von dem eingesezten Munitions-

quantum erschossen und in gleichstarken Schützenlinien des Gegners 25 bis 35 pCt. außer Gefecht setzten, erzielten die Engländer und zwar Infanterie und Artillerie zusammen gegen die Buren bei Magersfontein 3,6 pCt., bei Colenso 1,5 pCt. und am Spionkop 7,5 pCt.

Es ist klar, daß Schießplatzergebnisse fast niemals in der Wirklichkeit auch nur annähernd erreicht werden. Indessen waren die Verluste der Buren doch allzugerade gegenüber Treffergebnissen, wie sie nunmehr durch eine ganze Reihe von Jahren in Deutschland auf den mittleren Entfernungen erschossen werden. Rechnet man bei den Verlusten der Buren nur ein Drittel als von der Artillerie bewirkt ab, dann erhält man als von der Englischen Infanterie erzielte Ergebnisse bei Magersfontein 2,4 pCt., bei Colenso 1 pCt. und nur am Spionkop 5 pCt. Selbst dieser Höchstsatz würde erst ein Fünftel von der Deutschen Minimalzahl von 25 pCt. sein. Die unzulängliche Ausbildung der Englischen Infanterie im gefechtsmäßigen Schießen tritt in diesen Resultaten klar zu Tage. Die geringen Treffergebnisse sind aber nach mehreren Nachrichten nicht allein durch die unzureichende Schießfertigkeit verschuldet, sondern auch ganz erheblich durch den Umstand beeinflusst worden, daß die Englischen Schützen in den engen Linien sich gegenseitig im Waffengebrauch behindert haben und ganz besonders ungünstig in dem ruhigen Gebrauch der Waffe beeinflusst wurden, als in den engen Linien die Verluste sich sehr schnell häuften und die Feuerdisziplin sich verhältnismäßig schnell lockerte. Jeder Versuch, den Gegner mit dem reglementarisch vorgeschriebenen Salvenfeuer zu bekämpfen, verbot sich von selbst. Das Getöse des Kampfes machte die beabsichtigte Feuerleitung vielfach ganz unmöglich. Der weder durch das Reglement noch durch die Schießausbildung zum zielbewußten Einzelkämpfer erzogene Englische Schütze feuerte dann meist auf das Gerathewohl gegen die Höhen, auf denen er den Feind vermuthete.

Die in vielen Englischen Mittheilungen hervorgehobene „Unmöglichkeit“, den Feind überhaupt zu erkennen und im Gelände aufzufinden, weist darauf hin, daß die Augen von Offizier und Mann an die Schwierigkeit des Auffuchens kleiner gefechtsmäßiger Ziele auf mittlere und weite Entfernungen gar nicht gewöhnt waren. Das rasche Erkennen von Kopfzielen auf den mittleren und weiteren Entfernungen, das schnelle Erspähen halb und ganz verdeckter Batterien mit dem Auge und Glase im Gelände tritt immer mehr als eine äußerst wichtige Uebungsnothwendigkeit hervor. Die hohe Bedeutung und der große Nutzen solcher Uebungen wird mehrfach auch bei uns noch nicht genügend gewürdigt. Die darauf abzielenden Uebungen können mit Entfernungsschätzen und Felddienst sehr gut verbunden werden und werden, systematisch betrieben, bald gute Ergebnisse haben. Es ist geradezu erstaunlich, welche Fortschritte die Augen der meisten Menschen bei andauernder Uebung in diesen Dingen machen.

Der ganze Erfolg im Kampfe gegen Artillerie hängt davon ab, daß der Offizier mit größter Schnelligkeit nicht allein persönlich mit Auge oder Glas das Ziel erfaßt, sondern vor Allem ebenso schnell das Ziel durch die Zielbezeichnung in die Masse der Augen seiner Leute bringt. Nur wenn die Schützen gewöhnt und geübt sind, dem Zug- und Gruppenführer blitzschnell mit den Augen auf Entfernungen bis wenigstens 1500 m zu folgen, werden wir mit Aussicht auf Erfolg den Kampf gegen die Artillerie aufnehmen können. Nur einige wenige Minuten bleiben uns, um die beschossenen Batterien mit unserem Feuer zu überwältigen, sonst sind wir ihrem Schnellfeuer verfallen.

Die Englischen Schützenlinien waren schon in den ersten Angriffsentwickelungen meist so dicht, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach wohl nur auf Grund der Ziffer 48, 1 und 2 des Englischen Exerzir-Reglements gebildet waren, welche ein Schwärmen ohne jeden Zwischenraum vorschreibt. Nach anderweitigen Beobachtungen waren sie stellenweise drei bis vier Glieder tief. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß der Burenkrieg über eine derartige Schützenentwicklung, wenn sie zu Beginn des Kampfes erfolgt und die Angriffsbewegung über offenes Gelände geht, endgültig den Stab gebrochen hat.

Deswegen darf man aber noch nicht die Frage so zuspitzen, als ob ein für allemal lichte Schützenlinien zweckmäßiger wären als enge, und sich rein schematisch für die eine oder andere Art der Schützenentwicklung erklären.

In offenem Gelände, welches keine Deckung gewährt, sind die absoluten Verluste einer dichten Schützenlinie natürlich größer, nicht aber die relativen. Der Prozentsatz der Verluste bleibt der gleiche. Hiernach müßte auf die Dauer eine enge Schützenlinie unter allen Umständen eine Schützenlinie mit lichten Zwischenräumen niederkämpfen, da es der beständige Kampf einer Ueberlegenheit gegen eine Unterlegenheit wäre.

Dem ist aber zu entgegen:

Das Verhältniß verschiebt sich sofort zu Gunsten der dünnen Schützenlinien, sobald es gelingt, dieselbe rechtzeitig aufzufüllen. Das Einschieben in lichte Schützenlinien ist leichter und ordnungsmäßiger auszuführen, wie in enge Schützenlinien.

Auch wird man in der Regel eher eine Feuerlinie auf ein stärkeres Maß der Feuerleistung bringen, wenn man öfter in lichten Linien nachfüllt, als wenn man, was einfacher aussieht, auf einmal in engen Linien eine bestimmte Feuerstellung erreichen will. Letzteres wird in Anbetracht der engen Formirung, in der man vorwärts geht, nur unter ganz starken Verlusten möglich sein.

Die enge Schützenlinie erleidet ihre Verluste, wie bereits hervorgehoben, auf verhältnißmäßig engem Raum. Um ein Beispiel anzuführen, sollen auf gleichem Raum in der dichten Linie 140, in der dünnen 70 Schützen liegen.

Davon sind nach einer bestimmten Zeit getroffen: in der dichten 30, in der dünnen 20. Der moralische Eindruck der größeren Zahl von Gefallenen macht sich daher auf die dicht liegenden feuernden Schützen in erheblich stärkerem Maße geltend, als die geringere Zahl von Verlusten auf der langen Linie der mit lichten Zwischenräumen liegenden Schützen. Eine wirkliche moralische Erschütterung der Truppe ist daher leichter herbeizuführen, wenn man gegen dichte Schützenlinien feuert, in denen sich die Verluste auf engem Raum häufen. Lockerung der Feuerdisziplin und Herabsetzung der Schießleistung werden genau wie bei den Engländern auch bei anderen Truppen, wenn auch vielleicht nicht so schnell, die unausbleiblichen Folgen dieser moralischen Erschütterung sein. Es ist daher falsch, dem Grundsatz: „Wirkung geht vor Deckung“ im offenen Gelände durch Vorführen enger Schützenlinien Rechnung tragen zu wollen. Lichtere Räume im Großen und lichtere Räume im Kleinen, das ist die unabweishare Forderung der Waffenwirkung moderner Schnelllader. Die Kunst der Führung muß dafür sorgen, daß ein „zu lose werden“ vermieden wird.

Bei dem Versuche, enge Schützenlinien „ununterbrochen“ vorgehen zu lassen, wird man überhaupt nicht zur Wirkung kommen, sondern schon auf dem Wege zu ihr vernichtet werden. Weniger eng formirt werden die Schützenlinien weit sicherer zu einer starken Feuerentfaltung und damit besserer Wirkung gelangen, als bei dem umgekehrten Verfahren.

Das ganze Nachfüllen der Schützenlinien muß weit weniger schematisch erfolgen als bislang. Jede Regelmäßigkeit hierin ist von übelster Wirkung gegenüber einem aufmerksamen Vertheidiger, der dann nur, wie die Buren, auf die günstigen Momente lauert, um mit dem Massenfeuer seiner Schnelllader einzusetzen. Je unregelmäßiger, je überraschender das Nachfüllen erfolgt, um so sicherer wird es zum Ziele führen, wohl niemals wird es im ununterbrochenen Vorgehen und wohl selten nur in schnell aufeinander folgenden weiten Sprüngen zu erreichen sein. Nur in kleinen Abtheilungen, am besten wohl in der Regel in Zügen, in lichter Formirung, in unregelmäßigen, dem Gelände angepaßten Sprüngen, mit Pausen von wechselnder Dauer, wird es erfolgen müssen, in individuellster Behandlung nach Gelände und sonstigen Umständen. Nur eine eiserne, im Frieden systematisch erzogene Disziplin wird einer vorzeitigen, die vordere Kampfeslinie gefährdenden Feuereröffnung der in kleinen Verbänden nachdrängenden Verstärkungen unter allen Umständen vorbeugen.

14. Frontbreiten.

Die Vorzüge der Entwicklung dünner Schützenlinien im offenen Gelände leiten zu dem Gedanken über, die Frontbreiten der taktischen Verbände durch reglementarische Festsetzung von vornherein zu vergrößern, eine Maßregel, zu der die große Feuerkraft des Mehrladers schon an und für sich

auffordert. Eine Erhöhung der Frontausdehnung der Kompagnie auf 130 m wird diesem Zwecke hinlänglich entsprechen.

Ein Bataillon würde sich dementsprechend auf 400 m ausdehnen können. Die Frontbreiten der größeren Verbände dürfen aber nicht in demselben Maße wachsen. Die verstärkte Feuerkraft der vorderen Linie erlaubt in der ersten Entwicklung nicht allein eine größere Frontbreite, sondern auch eine haushälterische Ausstattung mit Kommandoeinheiten, die den Grundsatz der Reglements, aus der Tiefe zu fechten, weiterhin wahr und die Kräfte zu flankirender Wirkung herauspart. Zur Abwehr frontaler Gegenangriffe ist unsere Front auch in den lichtereren Räumen, dank der so bedeutend gesteigerten Feuerkraft genügend stark.

Für ein Regiment dürfen daher 700 m, für eine Brigade 1500 m als zulässige Gefechtsbreiten erscheinen. Die letztere ist im Reglement Theil II, 115 bislang auf 1000 bis 1200 m normirt. Hierbei ist anzuführen, daß auch die Russen und Franzosen, wohl ebenfalls angeregt durch den Burenkrieg, im Hinblick auf die gesteigerte Feuerkraft, ihre Frontbreiten vergrößert haben; die Russen für die Kompagnie auf 140 m, das Bataillon 280 m, das Regiment 700 m, die Brigade 1050 m; die Franzosen für die compagnie encadrée auf 150 m, das bataillon encadré auf 300 m, das régiment encadré nicht über 700 m, die brigade encadrée nicht über 1500 m.

15. Das Sprungweise Vorgehen.

Von weiterer, ganz besonderer Wichtigkeit erscheint eine Abänderung der bisherigen Art des Sprungweisen Vorgehens. Es sind Nachteile sowohl hinsichtlich der großen Frontbreiten, in denen gesprungen wurde, als auch hinsichtlich der Dauer der Sprünge hervorgetreten.

In den „Militärischen Betrachtungen über den Krieg in Südafrika“ wird uns Folgendes erzählt: „Das Aufstehen erfolgt zögernd und nach und nach. Dadurch gewinnt der aufmerksam gemachte Feind Zeit, die später sich erhebenden Leute schon beim Aufstehen mit wohlgezieltem Feuer zu empfangen. So werden auch kurze Sprünge, in längeren Linien ausgeführt, zu verlustreich werden, um auf die Dauer durchgeführt werden zu können. Kleinere Gruppen dagegen lassen sich überraschend bewegen, und Ueberraschung ist nach meiner Ueberzeugung das Einzige, was einen Sprung glücken lassen kann. Deshalb darf er auch nur so lange dauern, wie die Ueberraschung vorhält. Jedes Aufmerksammachen des Feindes durch auffälliges Stopfen des Feuers muß daher sorgfältig vermieden werden. Auch das ist meistens nur bei kleinen Gruppen zu erreichen.“

Wenn das Aufstehen bei den Engländern sich so vollzogen hat, wie es uns geschildert wird, kann man nur sagen, das läßt sich besser machen, und zwar ohne große Mühe. Es braucht nur geübt zu werden oder noch richtiger,

genau so gedrillt zu werden, wie man Griffe drillt. Es dürfen sich gar keine Leute später erheben, wie die anderen. Bei guter Uebung lassen sich auch breitere Fronten als Gruppen überraschend vorwärts bringen. Das Springen in Bataillonen und noch größeren Verbänden — im Reglement auch gar nicht vorgeschrieben — muß man allerdings lassen. In Zeiten ausgedrückt, springen nach hierüber angestellten Versuchen einiger Kompagnien bei einiger Uebung zum Sprunge auf

Kriegskompagnie	in 8 bis 10 Sekunden	} das Kommando mitten aus lebhaftem Schützen- feuer heraus abgegeben.
Kriegszüge	= 8 = 10 =	
Kriegshalbzüge	= 7 = 10 =	
eine Gruppe (Sektion)	= 6 = 7 =	

Diese Zeitunterschiede sind also wenig beträchtliche, selbst gegenüber dem in der Minute pro Gewehr etwa zwölf Schuß leistenden Mehrlander. Im Aufspringen von Kompagnien, Zügen, Halbzügen oder Gruppen ist daher bei guter Einübung ein großer Unterschied nicht zu erkennen. Ich bin überzeugt, wenn wir dies und überhaupt jede Thätigkeit unserer Leute gerade in der Schützenlinie mit demselben Aufwande von Fleiß und Gründlichkeit üben, mit dem wir früher andere Dinge gedrillt haben, und nicht davon ablassen, bis alle Funktionen des Schützen dem Manne wirklich in Fleisch und Blut übergegangen sind, dann werden gerade wir in Verbindung mit unserer guten Schießausbildung Ergebnisse erzielen, die uns die sichere Gewähr eines Vortheiles bieten, den uns die anderen Heere nicht so schnell nachmachen können. Ich erlaube mir in dieser Hinsicht auf ein Beiheft zum Militär-Wochenblatt (Nr. 12/1901) aufmerksam zu machen: „Bilden wir unsere Infanterie aus zur Schlachteninfanterie?“ Dasselbe enthält manche werthvolle Fingerzeige; es hat den damaligen Oberstleutnant Frhrn. v. der Goltz zum Verfasser.

Der Unterschied in der zum Aufspringen nöthigen Zeit ist, wie wir gesehen haben, von den kleinsten Verbänden bis zur Kriegskompagnie hinauf so gering, daß er für die Entscheidung der Frage, in wie starken Abtheilungen gesprungen werden soll, nicht in Betracht kommt.

Von ausschlaggebender Bedeutung sind dagegen folgende Erwägungen: Eine große, auf einmal springende Abtheilung, etwa eine Kriegskompagnie, bietet ein weit größeres Ziel und erleidet mehr Verluste. Es erscheint also auf den ersten Blick als der natürlichste und beste Gedanke, den man überhaupt haben kann: man geht grundsätzlich in kleineren Breiten, am besten in den kleinsten, also in Sektionsbreiten, vor und macht es so, wie es die Buren bei ihren Angriffen auf den Spionkop und sonst gemacht haben. Indessen diese Buirische Angriffsart ist auf unsere großen Verbände nur mit anderweitigen Nachtheilen übertragbar.

Der Kampf in größeren Verbänden fordert von allen Unterabtheilungen das Einhalten bestimmter Frontbreiten. Eingegliedert in den Rahmen des Ganzen müssen die einzelnen Kommandoeinheiten fechten, sie können sich nicht wie die

Buren in beliebigster Weise ausdehnen. Je kleiner die Verbände gewählt werden, in denen der Angriff vorwärts getragen werden soll, um so schärfer tritt dieser Nachtheil hervor und um so schwieriger gestaltet sich die Kommando-führung. Diese bedarf in allen Gliederungen ebenso umsichtiger und wohl-geschulter wie auch braver und todesmuthiger Führer. Nur in der Person des Offiziers oder seines Stellvertreters darf man mit Sicherheit auf die Erfüllung dieser Anforderungen rechnen. Darum erscheint vom Stand-punkte der Kommando-führung der kriegsstarke Zug als der kleinste Begriff, mit dem zweckmäßigerweise gearbeitet werden kann. Nur dann ist Sicherheit, daß die Angriffspunkte festgehalten werden und dem etwaigen Wechsel der taktischen Lage Rechnung getragen wird. Vor Allem aber ge-währleistet nur der Offizier den völlig sicheren Fortgang der Angriffshandlung, wenn diese schwierig wird.

Treffend heißt es bereits in den „Taktischen Rückblicken auf 1866“: „In der ihn im Kriege plötzlich umgebenden überraschenden Region der Gefahr fühlt der Mann zunächst das Bedürfniß, Jemanden zu haben, der ihm dafür bürgt, daß die ganze bedenklich erscheinende Situation auch so in der Ordnung ist. Sein Auge richtet sich naturgemäß auf seinen Offizier. Erinuert ihn dessen ruhiger Blick daran, daß es hier, wie im Frieden, zu-nächst gehorchen heißt, sieht er ihn dann unverzagt und frisch vorwärtsgehen, so fragt er meist nicht lange um Gründe. Weit weniger Ehrgeiz oder Patriotismus, vielmehr diese treue Anhänglichkeit an die Person seines Offi-ziers ist meistens die Triebfeder, die den Soldaten zu dem Höchsten begeistern kann. Wer da annimmt, daß alle unsere Soldaten, weil sie aus einem un-bedingt tapferen Menschenschlag hervorgegangen sind, Helden wären, der irrt sehr bedenklich. Wenn auch nur alle Soldaten im Gefechte freiwillig ihre einfache Pflicht thäten, es würde dies eine unüberwindliche Armee werden, die keiner taktischen Anweisung bedürfte.“

Ich habe absichtlich gerade diese unter dem Siegeseindruck von König-grätz geschriebenen Worte eines tapferen Offiziers der Armee von 1866, der 1870 seine Soldatenlaufbahn mit dem Heldentode beschlossen hat, hierher genommen, um mir nicht den Vorwurf des Pessimismus zuzuziehen, wenn ich nicht daran glaube, daß wir zum Angriffe mit Sicherheit die Vorführung der Mehrzahl unserer Verbände den Unteroffizieren und Gefreiten überlassen können. Das muß aber geschehen, wenn wir uns in Sektionen und Halb-zügen heranzubereiten wollen. Ich meine daher, daß es einer sehr eingehenden Erwägung und Prüfung bedarf, bis zu welchem Maße wir in der Herab-setzung der Frontbreite unserer sprungweise vorgehenden Abtheilungen gehen können, aber herabgesetzt werden müssen sie, das erscheint zweifellos. Die noch zu sammelnde praktische Erfahrung wird hier bald das Richtige finden.

Anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Dauer der einzelnen Sprünge. Nach ihrem Reglement, Ziffer 115, wollen die Engländer kurze

Sprünge von 30 bis 40 m ausführen, während sie tatsächlich im Kriege weit größere, solche von 60 bis 100 m, unserem Beispiele folgend, gemacht haben. Es liegen hierüber ziemlich positive Angaben vor.

Angeichts der gesteigerten Feuerwirkung und des so außerordentlich schnell arbeitenden Mehrladers und Schnellfeuergeschützes dürfen die Sprünge nicht so lang bemessen werden, daß der Gegner Zeit genug behält, um sein Ziel auf das Korn zu nehmen. Deswegen wären meines Erachtens, wenn nach der ganzen Gefechtslage zum sprungweisen Vorgehen übergegangen werden muß, in der Regel kleine und vor Allem recht unregelmäßige Sprünge im offenen Gelände vortheilhaft. Weiter entfernt vom Gegner können sie etwas größer, näher heran müssen sie etwas kleiner bemessen werden. Im gegebenen Falle können sie zum Beispiel bis zu 800 m wohl etwa 40 m, von 800 m ab wohl nicht über 25 m betragen. Von 800 m ab wird häufig beim Mangel aller Deckung dieselbe Strecke von 25 m im Kriechen, oder wenn man das Deutsche Art besonders häßlich klingende Wort vermeiden will „im Liegen vorwärts“ genommen werden müssen.

Einige Zeitangaben, die in dieser Beziehung mit einigen Kompagnien ausprobiert worden sind, erscheinen nicht ohne Interesse:

Ein Sprung von 80 m dauert 26 bis 31 Sekunden;

=	=	=	40	=	17	=	18	=
=	=	=	25	=	10	=	11	=

dieselbe Strecke „im Liegen vorwärts“ wird durchschnittlich in 49 bis 60 Sekunden zurückgelegt. Das Gewehr wurde hierbei um den Nacken gehangen, beide Hände zur Vorwärtsbewegung frei gemacht. Man ist überrascht, wie schnell es geht, selbst wenig geübt, und wie sich diese Schnelligkeit schon nach einiger Übung steigert. Wenn man bedenkt, daß im Ernstfalle nach einer derartigen Gewinnung von etwa 25 m Feuerhalte kommen, die erheblich länger sein werden, als wir im Allgemeinen zu glauben geneigt sind, so erscheint selbst die wiederholte Anwendung dieser Art des Vorgehens im Ausnahmefalle nicht ausgeschlossen.

Gegen die kurzen Sprünge läßt sich einwenden, daß sie den Schützen öfter zwingen, die Schutz gewährende Deckung zu verlassen, als dies bei langen Sprüngen nothwendig ist, daß man also die Hauptschwierigkeit beim Angriff, an welcher der Erfolg so leicht scheitert, nämlich: die Schützen aus der Deckung heraus und vorwärts zu bringen, häufiger zu überwinden hat.

Dem ist folgende Lehre aus dem Burenkrieg entgegenzuhalten:

Bei langen Sprüngen häufen sich die Verluste derart, daß der Angriff unter dem Schnellfeuer des Verteidigers meist schon auf mittlere Entfernungen zerschellt. Ein Vorgehen in langen Sprüngen hat heute keine Aussicht mehr auf Erfolg. Die weit geringeren Verluste, die der Angreifer bei kurzen Sprüngen erleidet, vermindern die Schwierigkeit, die Schützen vorwärts zu bringen, und bieten eine aussichtsvollere Gewähr für

die Durchführung des Infanterieangriffs. Schließlich muß noch auf folgende beim sprungweisen Vorgehen sowohl auf den Exercirplätzen, als auch auf den Manöverfeldern häufig hervortretende Erscheinung hingewiesen werden. Sie entspringt ebenfalls dem Wunsche, das Angriffsverfahren abzukürzen; im Ernstfalle wird sie sich jedoch als verhängnißvoll erweisen:

Sobald eine Abtheilung vorgezogen ist, folgen ihr oft die seitwärts von ihr kämpfenden Theile der Schützenlinie, bevor jene sich wieder eingnistet und ihre Feuerarbeit von Neuem begonnen hat. Das heißt freiwillig verzichten auf die Feuerunterstützung, das beste Mittel, welches das Vorwärtstommen ermöglicht.

16. Zusammenfassung der Lehren.

Nur die wichtigsten Lehren, die in erster Linie hervortreten, konnten im knappen Rahmen des Vortrags erörtert werden. Manche Einzelheiten finden sich noch, die nicht ohne Interesse sind. So die wichtige Frage besserer Nahauflärung vor den Angriffen, die Bildung der diesem Gedanken dienenden Jagdkommandos und der berittenen Infanterie. Ihr gegenüber stehen die vielfachen Klagen der Englischen Offiziere über die erfolgte Herabminderung des inneren Werthes der Truppe, die durch solche Spezialaufgaben stets ihrer besten Elemente beraubt wurde. Ihr Fehlen scheint sich auf den Schlachtfeldern Südafrikas fühlbarer gemacht zu haben als früher, weil bereits in den mittleren Stadien des Angriffs ein großer Theil der Offiziere und Unteroffiziere gefallen oder außer Gefecht gesetzt war. Als sich dann weiter Verlust auf Verlust häufte und die Rauchfreiheit des Schlachtfeldes die ungünstigen moralischen Eindrücke schärfer hervortreten ließ wie früher, da waren die Klagen groß, daß man gerade die Besten aus der Front fortgeschickt hatte. Es kann kein Zweifel bestehen, daß gerade heute tüchtige Leute in möglichst großer Zahl in der Schützenlinie sein müssen, welche dank ihrer gefechtsmäßigen Einzelausbildung und ihrer gesammten soldatischen Erziehung Kopf und Herz oben behalten, um die Wankenden festzuhalten und vorwärts zu reißen.

Gewiß haben die Russischen Jagdkommandos manche Vorzüge. Sie werden oft Gelegenheit finden, die feindlichen Kavallerie-Beobachtungsabtheilungen und Patrouillen abzuschießen und sich auch bei geschickter Geländebenußung auf den äußeren Flügeln festsetzen oder sich an die Flanke des Gegners heften können; aber trotzdem muß man sie verwerfen, da sie diese Vortheile nur auf Kosten des inneren Werthes der Truppe erringen und auch deren gesunde, einheitliche Ausbildung stören. Die Franzosen haben dies auch klar erkannt und die Sonderausbildung ihrer Eclaireurs aufgegeben. Sie haben deren reglementarische Verwendung zwar beibehalten, aber holen sie nicht mehr aus den besten Leuten der verschiedenen Kommandoeinheiten zusammen, sondern jeder beliebige Zug oder Halbzug kann dafür Verwendung finden. Offizier- und Schleichpatrouillen, mit guten Gläsern ausgestattet, die von den ersten zum

Aufmarsch gelangten Kommandoeinheiten in der Richtung auf den Feind vorwärts gesandt werden, scheinen mir zur infanteristischen Nahauflklärung die einfachsten und besten Mittel. Eine schematische Festsetzung der Grenzen ihres Aufklärungsrayons, wie es z. B. die Ziffer 43 des Titre V (école du bataillon) für das neue Französische Exercir-Reglement giebt „pour l'éclairer généralement à 400 ou 500 mètres“ erscheint mir nicht vortheilhaft. Wichtiger ist es, die Gefechtspatrouillen auf Punkte im Gelände anzusetzen, die ihnen einen guten Ausblick gewähren. Auch wird man zu erwägen haben, ob ihnen nicht besonders gute Ferngläser, die auf einem schnell aufklappbaren Dreifuß festgestellt werden, und Entfernungsmesser mitzugeben sind. Auf dem Patronenwagen der Compagnie könnte dieses bessere Beobachtungsmaterial seinen Platz finden.

Jedenfalls bedarf die Nothwendigkeit infanteristischer Nahauflklärung, soweit solche dem Gefechtszweck dient, einer sachgemäßen Erörterung im Reglement, meines Erachtens aber mit der ausdrücklichen Festsetzung, daß über die dann erlassenen Bestimmungen im Interesse des inneren Werthes der Truppe nicht hinausgegangen werden darf, also auch keine Jagdkommandos mehr und keine berittene Infanterie, die aus Abkommandirten der Front gebildet wird, zulässig sind.

Der Krieg hat deutlich gezeigt, daß man vor Allem eine fest gefügte Truppe haben muß, um auch überraschenden Eindrücken der modernen Waffenwirkung gewachsen zu sein. Kein Mann darf ohne die zwingendsten Gründe aus der Front genommen werden. Für Spezialzwecke müssen besondere Formationen dienen, sonst hört die schwere Schädigung der Truppe doch nicht auf!

Organisation und Mobilmachungsvorarbeiten müssen andauernd darauf bedacht sein und zusammenwirken, den inneren Werth der Infanterietruppe zu heben und sie in ihrer ganzen Zusammensetzung kriegstüchtiger zu machen.

Will man einen Gesamtblick auf den Infanterieangriff werfen, wie ihn der Krieg uns lehrt, so sehen wir deutlich, daß jeder Versuch kläglich scheitert, diesen Angriff vorwärts zu führen in rein mechanischer Bewegung miteinander handelnder Truppenkörper. Nur dort, wo er sich in mühsamer, langwieriger Feuerarbeit im Gelände von Feuerstellung zu Feuerstellung ringt, wie es unser Reglement will, schreitet er sicher vorwärts. Wo sich eine solche Feuerstellung nicht fand, da durfte man ihn nicht ohne Weiteres über die freie Ebene führen und zum Scheitern bringen. Hier galt es, sich entweder erst mit dem Spaten unter dem Schutze der Nacht solche Feuerstellung zu schaffen, oder in Ruhe auszuharren, bis man den Erfolg an anderer Stelle in einem günstigeren Gelände erzielt hatte.

Es ist die bedeutsamste Lehre des Burenkrieges, daß er uns einmal klar gezeigt hat, wohin übereilte Angriffe bei der modernen Waffenwirkung führen.

Der größte Schaden unserer Infanterie ist die Uebereilung, mit der wir sie häufig loslassen und vorwärts treiben, die „Angriffsheke“ wie der Leutnant sagt, der manchmal für solche Dinge ein treffendes Wort findet.

Der Burenkrieg lehrt uns auf das Deutlichste, daß die Grundsätze unseres Reglements ganz vortreffliche sind. Gerade sie wollen uns vor der schematischen und schablonenhaften Auffassung des Angriffsverfahrens bewahren, dem der Englische Angreifer verfiel, als er mit den Beinen anstatt mit den Gewehren dem Feinde auf den Leib rückte.

Die „Ähnlichkeiten“, die sich in Südafrika zwischen unserem und dem Englischen Angriffsverfahren ergaben, berühren in keiner Weise das Prinzip, welches unser Reglement für den Angriff giebt, sondern nur „Auswüchse“ desselben, die in mißverständlicher Auslegung der Grundsätze des Reglements stellenweise entstanden waren. Damit solche in Zukunft vermieden werden, damit der gewährte Spielraum nicht in Willkür ausartet, muß der Angriffsparagraph des Reglements bindender gefaßt werden. Zugleich müssen angesichts der neuen Kriegserfahrung einzelne der Bestimmungen des Reglements so abgeändert werden, daß sie der gesteigerten Feuerkraft der modernen Waffen entsprechen.

Soll ich zum Schluß meine Erörterungen in eine greifbare Nutzenanwendung zusammenfassen, so ergeben sich als:

17. Nothwendige Abänderungen unseres Reglements.

1. Größere Frontbreiten bis zur Brigade (Abänderung der Ziff. II, 25 und II, 115).

2. Zeitgemäßere Bestimmungen über die Durchführung des Feuerkampfes (Abänderung der Ziff. II, 32 und 33, II, 51), schärfere Betonung der guten Leistungsfähigkeit der Waffe bereits auf den mittleren Entfernungen, Prüfung der Frage, ob die in Ziff. I, 132 und 133 des Reglements in Verbindung mit Ziff. 160 der Schießvorschrift gegebenen Grenzen nicht überhaupt weiter hinauszuschieben sind.

3. Eingehendere Festsetzungen für die Anwendung enger und lichter Schützenlinien und für ihre Nachfüllung (Abänderung und Erweiterung der Ziff. I, 123, II, 90 und 91), Einschränkung des Gebrauchs der kleinen Unterstützungstrupps und belehrende Erörterung über die verschiedenen Möglichkeiten ihrer Nachführung (Abänderung und Erweiterung der Ziff. II, 93); erweiterte Abstände der hinteren Stufen der Tiefengliederung derart, daß Ziff. II, 76 und Ziff. 28 der Schießvorschrift für die Feldartillerie in Einklang gebracht werden.

4. Neuregelung des sprungweisen Vorgehens (Abänderung der Ziff. I, 127 und II, 40 und 41).

5. Eingehendere Abfassung des Angriffsparagraphen II, 82 unter Zusammenstellung aller einschläglichen Bestimmungen des Reglements, die

sich jetzt zerstreut darin finden, unter diesem Paragraphen, selbst auf die Gefahr ihrer Wiederholung, damit sein Inhalt für den Exerzirgebrauch leichter faßlich wird. Der Paragraph müßte nach einer allgemeinen Anweisung die Unterschiede erörtern, die zwischen einem Angriff über bedecktes und einem solchen über offenes Gelände bestehen. Er müßte auch bestimmtere Hinweise auf den Gebrauch des Spatens und die Zuhülfenahme der Nacht enthalten.

6. Bestimmungen über infanteristische Nahauflärung, soweit solche dem Gefechtszweck dient.

18. Schlußwort.

In allen seinen Theilen bedarf der Infanterieangriff der Zukunft noch mehr als bislang der schärfsten Individualisirung. Hier sprungweise, dort liegend, hier schreitend, dort laufend, wird er vorwärts gehen, überall dem Gelände angepaßt, vorwärts getragen von dem unterstützenden Feuer wohlgeählter Stützpunkte und mächtiger Feuerflügel. Stundenlang wird er oft in einzelnen Feuerhalten um die Feuerüberlegenheit ringen. Oft wird sich die Hoffnung, sie bereits erlangt zu haben, als eine trügerische erweisen und von Neuem das Feuer einsetzen müssen.

Mehr zähe Beharrlichkeit und unerschütterliche Ausdauer, als ungestümer Drang wird vorwärts führen. Vorwärts wird es um so sicherer gehen, je planvoller Alles vorher erwogen und in Ruhe angefaßt war.

Die gesteigerte Waffenwirkung hat Frankreich und Oesterreich veranlaßt, 1901 ihre Infanterie-Reglements grundlegend zu ändern. Auch Rußlands Heer hat in demselben Jahre von Dragomirows Hand eine Anweisung für das Gefecht der Truppen aller Waffen erhalten. Wir sind in der glücklichen Lage, daß wir ein neues Reglement nicht brauchen. Aber im Geiste des Reglements müssen wir seine Festsetzungen und Formen der sich andauernd steigenden Waffenwirkung anpassen und auf Grund der Erfahrungen, die wir sammeln, auch fortschreitend weiter entwickeln.

Dann wird auch in Zukunft der Infanterieangriff seine gewaltige Kraft bewahren und das sicherste Mittel bleiben, mit welchem der Feldherr den Vorbeer gewinnt.

Hauptfächlich benutzte Quellen:*)














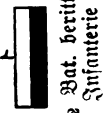
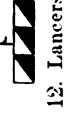





1. Heft 8 zum Militär-Wochenblatt 1901: Militärische Betrachtungen über den Krieg in Südafrika.
2. v. François, Major a. D. Lehren aus dem Südafrikanischen Kriege für das Deutsche Heer.
3. L. v. Estorff, Major. Der Burenkrieg in Südafrika.
4. Beseler, Generalmajor. Der Freiheitskampf Nordamerikas und der Burenkrieg.
5. Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine 1900 und 1901.
6. Militär-Wochenblatt 1900 bis 1902.
7. Loebell'sche Militärische Jahresberichte für 1900.
8. C. v. Zepelin, Generalmajor a. D. Die Heere und Flotten der Gegenwart.
9. Carl Wójciz, Hauptmann des Generalstabkorps. Ueber den Krieg in Südafrika.
10. Streffleurs Oesterreichische Militärische Zeitschrift 1900.
11. Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung.
12. C. Holmes Wilson, Captain. The Relief of Ladysmith. The Artillery in Natal.
13. War department Washington. Reports on Military Operations in South Africa and China.
14. The True History of the War. Being the Official Despatches from the General Commanding-in-chief the Forces in South Africa.
15. List of Casualties in South African Field Force. from 11th October, 1899, to 20th March, 1900.
16. H. M. E. Brunker, Lieutenant Colonel. Boer War 1899—1900.
17. C. E. Callwell, Major. The Tactics of to-day.
18. J. E. Canter, Major. The Campaign in the Free State and its Lessons.
19. Journal of the United Service Institution of India.
20. The Infantry Drill 1896.
21. The Musketry Regulations 1898.
22. E. Bujac. Précis de quelques Campagnes contemporaines.
23. G. Gilbert, Capitaine. La Guerre sud-africaine.
24. Revue militaire des Armées étrangères 1901 et 1902.
25. Englische und Deutsche Tageszeitungen.

*) Vergl. auch das Vorwort.

Kriegsgliederung der Engländer bei Magersfontein.

11. Dezember 1899.

General Methuen

<p>Äußerer Brigadenverband</p> <p>I.  Gordon Highlanders</p>	<p>9. Brigade (Pole Carew)</p> <p>I.  Northumberland Fusiliers</p> <p>I.  North Lancashire</p> <p>II.  Northamptonshire</p> <p>II.  Yorkshire Light Infantry</p>	<p>Hochländer-Brigade (Bauchoppe)</p> <p>I.  Highland Light Infantry</p> <p>II.  Seaforth Highlanders</p> <p>II.  Royal Highlanders (Black Watch)</p> <p>I.  Argyll and Sutherland Highlanders</p>	<p>Garbe-Brigade (Colville)</p> <p>I.  Scots Guards</p> <p>II.  Coldstream Guards</p> <p>I.  Coldstream Guards</p> <p>III.  Grenadier Guards</p>	<p> 1, 2 Bat. beritt. Infanterie</p> <p> 12. Lancers</p> <p> 9. Lancers</p>	<p> 1 Marine- (Seefüß) Batt. (G.)</p> <p> 75.</p> <p> 62.</p> <p> 18.</p> <p><u>geb. Batt.</u></p>
---	---	--	--	---	---

 Vion. Komp. mit Ballon-Sektion.







Kriegsgliederung der Engländer bei Colenso.

15. Dezember 1899.

General Buller

- 6. Brigade (Barton)
 - II. Royal Fusiliers
 - II. Royal Irish Fusiliers
 - I. Royal Welsh Fusiliers
 - II. Royal Scots Fusiliers
 - I. Border Regiment
- 5. Brigade (Dart)
 - II. Royal Dublin Fusiliers (letzte sich aus Abteilen des I. u. II. zusammen)
 - I. Connaught Rangers
 - I. Inniskilling Fusiliers
- 4. Brigade (Quintellon)
 - I. Rifle Brigade
 - III. Kings Royal Rifles
 - II. Scottish Rifles
 - I. Durham Light Infantry
- 2. Brigade (Stibbard)
 - II. Royal West Surrey
 - II. East Surrey
 - II. Devonshire
 - II. West Yorkshire

General Bullen

-  **Serritiere**
Infanterie
 -  **Imperial**
Light Horse
 -  **Natal**
Carab.
 -  **South African**
Light Horse
 -  **13. Fußaren**
 -  **1. Dragoner**
2. Gebart: 216 Stk. 1. Gebart: 216 Stk.
- 14 Marine: 73. 64. 66. 14. 7.
- Geschütze **Gebd-Battr.**

17. pion. Comp.

Kriegsgliederung der Engländer in den Kämpfen am Spionkop.*)

19. bis 24. Januar 1900.

General Buller

Korpsgruppen

- 10. Brigade (Coffe)
 - II. Middlesex
 - II. Dorsetshire
 - II. Somerset Light Infantry
 - Imperial Light Infantry

Division Warren

- 11. Brigade (Woodgate)
 - I. York and Lancaster
 - II. Lancaster
 - II. Lancashire Fusiliers
 - I. Rifle Brigade
 - III. Kings Royal Rifles
 - II. Scottish Rifles
 - I. Durham Light Infantry

Division Giers

- 5. Brigade (Hart)
 - I. Connaught Rangers
 - I. Inniskilling Fusiliers
 - II. Royal Dublin Fusiliers
(aus Theilen des I. u. II. zusammengeleitet)
 - I. Border Regiment
- 2. Brigade (Hilbourn)
 - II. West Yorkshire
 - II. Devonshire
 - II. East Surrey
 - II. Royal West Surrey

General Dundonald

- 3. Brigade (Hart)
 - 1. Dragoner
 - 13. Fußaren
 - 14. Fußaren
 - 18. Fußaren
- Imperial Natal Light Horse
 - 4. 61. 78. 73. 64. 63. 28. 19. 7.
 - 8. Gebirgs-Geschütze
 - 4. Gebirgs-Batt.
- Imperial Light Horse Carab.
 - 4. 61. 78. 73. 64. 63. 28. 19. 7.
 - 8. Gebirgs-Geschütze
 - 4. Gebirgs-Batt.

2. **Pion. Komp.**

*) Die 8. Brigade (Hartton), welche bei Sibbelen zurückgelassen war, ist hier nicht mit aufgenommen, weil die in einzelnen Quellen sich vorfindende Angabe, Sibbelen derselben seien während der Schlacht noch eingetroffen, nicht verbürgt ist.

Das Gefecht am Tschang tschönn-Paß am 8. März 1901.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu München am 15. November 1901

von

Theodor Kübel,

Oberleutnant im Königlich Bayerischen 19. Infanterieregiment König Viktor Emanuel III. von Italien.

(Mit einer Textskizze und einer Skizze in Steinbrud.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Als das Ostasiatische Expeditionskorps im September 1900 bei Taku ausgeschifft wurde, war Peking von den Verbündeten schon genommen. Die Besatzungen der Forts von Peitang, nördlich Taku, und Schan hei kwan waren Anfang Oktober vertrieben, die letzte ansehnliche Chinesische Streitmacht in Petschili, bei Pautingfu, räumte diese Stadt in der zweiten Hälfte des Oktober beim Anrücken der Verbündeten.

Das von Bayern aufgestellte II. Bataillon 4. Ostasiatischen Infanterieregiments (Kommandeur Major Graf v. Montgelas) hatte an diesen kriegerischen Ereignissen keinen Antheil. Es hatte von Tientsin aus in der zweiten Oktoberhälfte einen zwölftägigen Vertreibungstreifzug ausgeführt und traf am 10. November als letztes Bataillon der gemischten 2. Ostasiatischen Infanteriebrigade, der Pautingfu als Winterquartier zugewiesen war, in dieser Stadt ein.

In den Monaten November bis Mitte Februar fanden auf dem ganzen Kriegsschauplatz nur vereinzelt Scharmügel gegen Räuber- und Boxerbanden und versprengte kleinere Abtheilungen regulärer Truppen statt. Mit ernstere kriegerischer Thätigkeit war nicht mehr zu rechnen. Das Armees-Oberkommando hatte mit der Chinesischen Regierung eine Demarkations-Linie vereinbart und wünschte Zusammenstöße mit Regierungstruppen möglichst zu vermeiden. Der Friedensschluß schien nahe bevorzustehen.

Da traten plötzlich Anfang Februar neue politische Verwickelungen ein, indem die Chinesischen Diplomaten die Aburtheilung der Schuldigen am Gesandtenmord zu hintertreiben suchten. Graf Waldersee drohte mit einem Einmarsch in Schansi. Zu den Vorbereitungen gehörte vor Allem das

Öffnen der im Gebirge gelegenen Zugänge zu dieser Provinz. Für den Deutschen Vormarsch kamen hauptsächlich zwei Wege in Betracht: der über Kuang tschang, nordwestlich Pautingsfu, und der über Anjuling—Tschang-tschönling, rein westlich Pautingsfu.

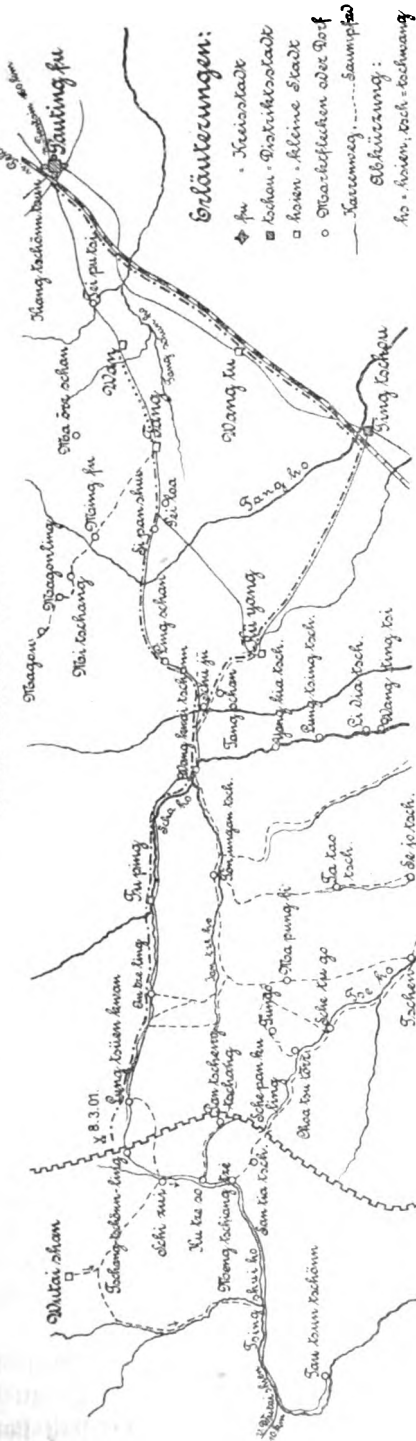
Das Detachement Hoffmeister (Kommandeur 4. Ostasiatischen Infanterieregiments), dabei vom Bataillon Montgelas: Stab, 6. und 7. Kompagnie, befand sich gerade auf einem Streifzuge nach dem eben erwähnten Kuang-tschang, 150 km nordwestlich Pautingsfu, um die dortige Chinesische Besatzung für verschiedene Uebergriffe zu bestrafen und zu vertreiben; während des Streifzuges wurde der Auftrag des Detachements dahin erweitert, die Wegeverhältnisse um Kuang tschang für einen Vormarsch stärkerer Kräfte zu erkunden. Die Chinesen wurden im Gefechte bei Kuang tschang am 20. Februar vertrieben, und das Detachement Hoffmeister kehrte beschleunigt in die Standorte zurück, um am Vormarsche nach Schansi theilzunehmen, wofür, wie nunmehr bestimmt war, die 2. Brigade den Weg über Anjuling benutzen sollte.

Die 2. Pionierkompagnie (Hauptmann Hagenberg) hatte diesen, 160 km westlich Pautingsfu gelegenen Paß am 21. Februar erstürmt, und die Deutschen Vortruppen, auf insgesammt eine berittene Infanteriekompagnie, einen Zug Artillerie und eine Pionierkompagnie verstärkt, hielten ihn seitdem besetzt. Aber noch war der Zugang nach Schansi nicht in Deutschen Händen. Den Hauptpaß, über den die Große Mauer, die Grenze, läuft, den Tschang-tschön-Paß, 30 km westlich Anjuling, hielten die Chinesen noch besetzt.

Oberstleutnant v. Wallmenich (beim Stabe 4. Ostasiatischen Infanterieregiments), seit 28. Februar Befehlshaber der Truppen von Anjuling, unternahm am 1. März eine Erkundung gegen Westen und stellte die Anwesenheit starker Chinesischer Kräfte an der Mauer fest. Hierbei gerieth die 35 Mann starke Erkundungsabtheilung in heftiges feindliches Feuer und erlitt einen Verlust von drei Todten, einem Schwerverwundeten. Dies forderte Sühne; auch mußte die Gegend, die nach der Vereinbarung von Chinesischen Truppen frei sein sollte, endgültig gesäubert werden.

Obwohl der große Vormarsch nach Schansi schon wieder aufgegeben war, weil die Chinesischen Diplomaten nachgegeben hatten, wurde daher ein Detachement unter Oberst Frhr. v. Ledebur, dem Kommandeur des 3. Ostasiatischen Infanterieregiments, gebildet, um die Chinesen vom Tschang-tschön-Paß zu vertreiben. Es bestand aus: 1. Kompagnie (beritten) 3. Regiments (Führer: Oberleutnant v. Jacobi), II. Bataillon 4. Regiments (Graf v. Montgelas), einem Zug Reiter, einem Zug leichter Feldhaubitzen (Hauptmann Osterhaus) und einer Pionierkompagnie (Hauptmann Hagenberg). Am Morgen des 7. März trafen die letzten Truppen des Detachements in Lung tsüen-twan (s. Skizze) ein, einem Städtchen am Fuße des Tschang-tschön-Passes, 185 km westlich Pautingsfu, wohin inzwischen die Deutschen Vortruppen ohne

Übersichtskarte zum Vormarsch gegen den Tschang-tschiän - ling. 3.-8. März 1901.



ernsten Kampf vorgerückt waren. Mehrere Kompagnien des Bataillons Montgelas erzielten beim Vormarsche Tagesleistungen von 40 bis 45 km mit vollem Gepäck auf theilweise sehr schwierigen Saumpfadern.

Die bisherigen Versuche der Vortruppen, über Lung tsüen kwan weiter hinaus zu erkunden, waren an dem feindlichen Feuer gescheitert. Die Chinesen hatten alle Gipfel 2 bis 3 km westlich Lung tsüen kwan mit Posten oder Patrouillen besetzt und auf den Höhen weiter westlich, am Pässe selbst, eine starke, vom Gelände außerordentlich begünstigte Stellung vorbereitet. Das Detachement Frhr. v. Ledebur war daher gezwungen, zum geplanten Angriffe zu schreiten.

Diesem mußte eine sorgfältige Erkundung vorausgehen. Sie fand am Morgen des 7. März von einer steilen Höhe 1 km südwestlich Lung tsüen kwan aus statt, von wo die schwierigen Geländebeziehungen ziemlich klar zu überschauen waren.

Lung tsüen kwan liegt auf etwa 600 m Meereshöhe, die Paßhöhe auf über 1200 m, die höchste Erhebung, nördlich des PASSES, von einem Wartthurm gekrönt, auf über 1400 m. Es galt also, die über 800 m hohen, meist sehr steil, oft senkrecht abfallenden Paßhöhen im Gefechte zu nehmen. Die gerade Entfernung Lung tsüen kwan—Paßthor beträgt kaum 8 km.

Ein Vorgehen mit den Hauptkräften längs des Hauptpaßweges war ausgeschlossen. Zwischen den hohen Bergen, mit unersteigbaren Hängen zu beiden Seiten des Weges, wäre der Angriff bald dem Kreuzfeuer des Verteidigers erlegen. Nur durch eine weitausholende Umgehung waren günstigere taktische Verhältnisse zu gewinnen. Hierdurch konnte auch am leichtesten ein vorzeitiger Abzug der Chinesen verhindert werden. Zwei Offizierpatrouillen unter den Leutnants Westermayer und Luz, mit geübten Bergsteigern, stellten fest, daß gegen den rechten wie gegen den linken Flügel der feindlichen Stellung steile Felspfade führten. Die Ausdehnung der Stellung war nicht zu erkennen.

Der Detachementsführer entschloß sich, den Hauptangriff, mit dem er das Bataillon Graf Montgelas beauftragte, nach Norden ausholend, gegen die feindliche linke Flanke durchzuführen. Die Artillerie sollte während der Nacht 1,5 km westlich Lung tsüen kwan in Stellung gehen, die berittene Kompagnie und die Pionierkompagnie vorwärts der Artillerie die Sicherung der Front, der Reiterzug die der linken Flanke des Detachements übernehmen. In Lung tsüen kwan blieben ein Unteroffizier zehn Mann zur Sicherung der Bagagen zurück. Der Detachementsführer schloß sich dem Bataillon Graf Montgelas an.

Um dem Gegner, der bei Tage alle aus Lung tsüen kwan vorrückenden Abtheilungen genau feststellen konnte, den Einblick zu erschweren, sollte der Abmarsch am Morgen des 8. März bei Dunkelheit stattfinden. Die Mann-

schaft, angestrengt von den starken Märschen der letzten Tage, wurde frühzeitig zur Ruhe verwiesen. Schwache vorgeschobene Posten sicherten die nächtlichen Arbeiten der Artillerie. Lung tsüen kwan selbst war durch wenige Posten auf der Stadtmauer, die beim Scheine großer Wachtfeuer weithin die Thäler einsehen konnten, gegen Ueberfälle geschützt.

Nicht mit der gleichen Siegeszuversicht wie beim ersten Gefechte, bei Kuang tchang, konnte das Bataillon den Ereignissen des 8. März entgegensehen. Wer bei der Erkundung die hohen Felsen emporstarren sah, die es wegzunehmen galt, dem mochten wohl Zweifel am Gelingen kommen. Kein Mensch konnte ermessen, wie es am nächsten Abend aussehen würde. „Es kann ein Liegenbleiben geben, aber nie ein Zurückgehen“, sagte Major Graf v. Montgelas zu den Kompagnieführern.

Außer eintägiger Verpflegung, die der Mann im Brotbeutel und Kochgeschirr trug, wurden Verpflegung für zwei Tage und Munition in Lungtsüen kwan bereitgestellt, um auf Tragethieren nachgeholt zu werden, falls das Bataillon im feindlichen Feuer liegen bleiben mußte.

Der Anzug der Mannschaften war möglichst leicht: Tuchanzug, Mütze, Waffen, Patrontaschen, Schanzzeug, 30 Patronen in den Hosentaschen, Brotbeutel, Kochgeschirr, dieses am Leibriemen befestigt, und Feldflasche. Einzelne Mannschaften wurden mit Bergstöcken und Seilen ausgerüstet. Leutnant Giehl mit zwölf ausgesuchten Bergsteigern aus den Reihen der Altbayern der 5. und der Allgäuer der 6. Kompagnie sollte, auf den Höhen selbst vorgehend, die Sicherung des Bataillons übernehmen. Ein Tragthier mit Munition und eins mit Sanitätsausrüstung, sowie mehrere Reitthiere, von Kulis geführt, zum Zurückschaffen von Verwundeten, sollten der Truppe so weit wie möglich folgen.

So waren alle Vorbereitungen getroffen, die den Erfolg erleichtern, einen allensfallsigen Mißerfolg möglichst abschwächen konnten.

Der kühlen Nacht versprach ein schöner warmer Tag zu folgen. Gegen 4 Uhr morgens erloschen die Wachtfeuer. Lautlos sammelte sich das Bataillon Montgelas, 15 Offiziere und 500 Mann stark, im Innern von Lung tsüen kwan und trat um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr bei Mondschein den Vormarsch aus dem Westthore an. Mann hinter Mann, die 7. Kompagnie (Hauptmann Schröder) nebst der Patrouille Giehl als Avantgarde mit geringem Abstände voraus, ging es längs eines Baches den holperigen, anfangs langsam ansteigenden Saumpfad hinan, der zu einem Nebenpasse nordwestlich des Hauptpasses führen sollte. Mehrmals stockte der Marsch; es war nicht leicht, in der Dunkelheit den Weg zu finden.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens erreichte der Haupttrupp, völlig überraschend für die Einwohner, ein kleines Dorf; bald nach 6 Uhr ein zweites Dorf. Kurz nach diesem schlug das Bataillon einen Pfad ein, der, wie sich allmählich herausstellte, immer mehr nach Norden führte. Immer unwegsamer

wurde die Gegend, noch ein steiler, nach links ansteigender Ziegenpfad wurde erklimmt; aber oben in der Einsattelung sah man, daß es aussichtslos sei, weiter zu marschiren. Der Detachementsführer entschloß sich daher zur Umkehr. Mit etwa einstündigem Zeitverluste traf das Bataillon wieder an der Wegegabel dicht westlich des zweiten Dorfes ein und benutzte nun den Weg rein westlich, der bald in ein drittes Dorf führte. Hier wurde auch klar, wie das Bataillon in die Irre gerathen war. Der tags vorher für den Anstieg zum Nebenpasse gewählte Richtpunkt, eine hochgelegene Baumgruppe, erschien von der Ferne aus über dem „zweiten Dorfe“, stand thatsächlich aber über dem dritten (das „zweite Dorf“ hatte man von der Ferne überhaupt nicht sehen können). Als im Morgengrauen die Baumgruppe über dem zweiten Dorfe nicht sichtbar wurde, mußte man nach den Angaben eines Kulis marschiren. Dieser sagte aus, der Weg rein westwärts führe in die feindliche Stellung; um diese zu umfassen, mußte man weiter nach rechts ausholen, kam aber auf diese Weise, wie erwähnt, zu weit ab und mußte umkehren. Es handelt sich hier um ein Mißverständniß, wie es im Gebirgskriege, noch dazu in einem ganz fremden Lande, mit dessen Bewohnern man sich schwer verständigen kann, nur zu leicht vorkommen kann.

Bald nach dem dritten Dorfe wurden Gruppen feindlicher Soldaten auf den vorliegenden Höhen sichtbar. Um 7^{3/4} Uhr traf von Leutnant Giehl, den Hauptmann Schröder schon beim ersten Dorfe in der linken Flanke hatte ansteigen lassen, die Meldung ein, der Höhenkamm 1200 m vor ihm sei vom Gegner besetzt. Der Marsch wurde zunächst noch in der bisherigen Richtung fortgesetzt, dann begann die Gefechtsentwicklung, genau wie auf dem Exerzirplatze. Hier handelte es sich allerdings um Höhenunterschiede von über 500 m (das Bataillon mochte inzwischen etwa 300 m über Lung tsien hwan angestiegen sein).

Um 8¹⁰ erhielt die 6. Kompanie, die sich seit der Umkehr des Bataillons vorn befand, den Befehl, eine den Ausblick sperrende Höhe rechts vorwärts zu besetzen. Das Gros sollte zunächst noch etwa 500 m im Grunde vorrücken und dort aufmarschiren. Inzwischen hatte die Führung Zeit zum Erkunden, zur Bestimmung der Angriffsrichtung und zur Ausgabe der Befehle. Noch wußte man nicht, wie weit der feindliche linke Flügel reichte; noch mußte man damit rechnen, beim Vorgehen über die schmalen Gebirgsgrate oder steilen Hänge plötzlich in die mehrere hundert Meter tiefen Schluchten geworfen zu werden oder, in der Flanke gepackt, ohne die Möglichkeit stärkere Kräfte zu entwickeln, sich verbluten zu müssen. Auch das eigene Vorgehen erforderte eine genaue Erkundung, damit nicht plötzlich unüberwindliche Schwierigkeiten, unüberschreitbare Schluchten sich in den Weg stellten, damit durch Ausnutzung der Deckungen unnöthige Verluste vermieden wurden.

Die von einer Höhe nahe der 6. Kompagnie aus vorgenommene Erkundung ergab, daß bei einem Vorgehen in der Front oder über die Höhen links vorwärts die letzten 1000 m vor der feindlichen Stellung auf völlig deckungslosen Hängen durchschritten werden mußten. In der rechten Flanke waren die Geländeverhältnisse noch nicht klar zu übersehen. Es war noch nicht sicher, ob man dort überhaupt vorwärts kommen könne, doch entschied sich der Detachementsführer für diese Richtung auch aus dem Grunde, um die geplante Umfassung der feindlichen linken Flanke durchzuführen.

8⁴⁰ erhielt das Gros daher den Befehl, sich in einer Schlucht gedeckt auf die Höhe hinter die 6. Kompagnie heraufzuziehen, und bald kletterten die drei Kompagniekolonnen, wenn auch nicht gerade gerichtet, so doch völlig geordnet, den etwa 150 m hohen, unter 45 bis 60 Grad geböschten Hang herauf.

Schon vorher, um 8³⁵, während die 6. Kompagnie noch im Ansteigen begriffen war, hatte der Gegner auf einer breiten, gegen Nordosten gerichteten Front das Feuer eröffnet, das die 6. Kompagnie von 9 Uhr ab mit Visir 900 m und 1000 m erwiderte. Wie die Skizze zeigt, hatte der Gegner den Hauptpaß und die Nebenpässe, je zwei im Norden und Süden besetzt und auch die Zwischenräume mit Schützendeckungen versehen und besetzt. Vielfach boten ihm die steilen Grate ohne Weiteres Deckung. Außerdem waren Steindämme oder Steinblöcke zurechtgemacht, an einzelnen Stellen, wo es Erde gab, auch Erdrustwehren. So waren die feindlichen Schützen durchweg gut gedeckt und zeigten sich nur für kurze Augenblicke, wenn sie feuerten. Am Hauptpaßwege hatte der Gegner vier moderne Schnellfeuergeschütze. Am Nebenpasse suchte er durch hölzerne Geschützphantome und Kanonenschläge den Eindruck von Artillerie zu erwecken und erreichte diesen Zweck auch vollständig, derart, daß eine Kompagnie 20 Minuten lang Salven zum „Niedertämpfen der feindlichen Artillerie“ abgab.

Vom Gros verlängerte die 7. Kompagnie die Schützenlinie der 6. Kompagnie links und etwas rückwärts und eröffnete ebenfalls das Feuer; die 5. und 8. Kompagnie hielten zunächst in zweiter Linie, etwa 150 m hinter der 6. Kompagnie, in vollständiger Deckung.

Für das weitere Vorgehen stand nur ein ganz schmaler, nach rechts jäh abfallender Grat zur Verfügung. Er endete 300 m vorwärts in einer etwa 250 m hohen jähren Kuppe. Nur durch Anhalten an einzelnen Sträuchern, die am Oberrande des Grates wuchsen, war es möglich, vorwärts zu kommen. Um 9¹⁴ Uhr erteilte Major Graf Montgelas an Hauptmann Steinbauer den Befehl, mit der 5. Kompagnie die jähre Kuppe zu besetzen. Hatte man diese, so konnte die Sache als gewonnen gelten; denn man befand sich dann auf gleicher Höhe mit den nächsten feindlichen Schützen und konnte damit rechnen, daß die Chinesen trotz der etwa 150 m tiefen Schlucht, die

zwischen den beiderseitigen Stellungen gähnte, einem wohlgezielten Feuer nicht lange Stand halten würden. Mit einigen gewandten Bergsteigern erkundete Hauptmann Steinbauer den Weg auf und an dem schmalen Grate. In Gruppen zu vier bis sechs Mann, mit größeren Abständen des feindlichen Feuers wegen, folgte die Kompagnie. Etwa 50 Altbayern hatten nach einer Stunde, zuletzt mittelst Anseilen, den höchsten Gipfel erreicht. Schon vorher hatten einzelne am Hange eingnistete Schützengruppen das Feuer mit Visir 600 m eröffnet. Der Nest der 5. Kompagnie entwickelte sich rechts der steilen Kuppe zum Feuergefechte.

Nachdem so der entscheidende Stützpunkt für das weitere Vorgehen gewonnen war, befahl der Bataillonskommandeur 10¹/₄ Uhr: „5. Kompagnie feuert von der steilen Kuppe. 6. Kompagnie staffelt sich rechts der 5.; 8. Kompagnie geht auf dem ersten Rücken rechts seit- und rückwärts der 6. Kompagnie. Dann treten 5., 6. und 8. Kompagnie gleichzeitig an. Anschluß an 6. Kompagnie. Die 7. Kompagnie bleibt zunächst als Feuerstaffel in ihrer Stellung. Die Stäbe schließen sich der 6. Kompagnie an.“ Die Bewegung beanspruchte bei dem mühsamen Vorgehen viel Zeit.

Die Vermuthung, daß die feindliche Stellung sich weiter rechts, nach Norden ausdehne, veranlaßte den Befehl an die 8. Kompagnie, sich noch weiter rechts, auf den übernächsten Rücken zu ziehen und auf diesem bis zu einer sich deutlich abhebenden Kuppe vorzugehen. Die 7. Kompagnie sollte beim weiteren Vorrücken des Bataillons links der 5. Kompagnie folgen. Sie stieg gerade vor in den Grund hinab und verlängerte links die Feuerlinie der 5. Kompagnie. So waren 6., 5. und 7. Kompagnie von 10³/₄ Uhr ab nebeneinander auf einer etwa 600 m breiten Front entwickelt, eine Ausdehnung, die den Chinesen gegenüber unbedenklich war. Die 7. Kompagnie stand allerdings etwa 200 m tiefer wie die 5. Kompagnie, von dieser durch eine fast senkrechte Felswand getrennt, so daß sogar die Augenverbindung unterbrochen war.

In dieser Hauptfeuerstellung entspann sich nun ein stehendes Feuergefecht mit Visir 300 bis 500 m. Binnen weniger als einer Stunde gelang es dem vereinigten Feuer der drei Kompagnien, den gut gedeckten Gegner niederzukämpfen und zum Verlassen der Stellung zu zwingen.

Die Pause im Befehls- und Meldedienste war mir als Adjutanten willkommen, um meinem Schreiber die Gefechtsnotizen zu diktiren und eine Geländeskizze anzufertigen, bot mir aber auch Gelegenheit zu Beobachtungen, wie sich das Schützengefecht abspielte. Es sei mir gestattet, einige Eindrücke wiederzugeben.

Die Thätigkeit in der Schützenlinie vollzog sich mit tadelloser Ruhe und Sicherheit, — Ruhe allerdings mehr innerlich wie äußerlich; denn zuweilen ging es sogar etwas lebhaft zu. — „Ein Neh, ein Neh“, schallte es pläglich, wie so manches Mal im Manöver, aus mehreren Reihen, und richtig

huschte ein solches geängstigt zwischen den zwei Feuern unten im Grunde dahin. Da die feindlichen Schützen nur für den Augenblick sichtbar wurden, wo sie feuerten, hatte bald jede Schützengruppe ihr bestimmtes verschwindendes Ziel, das sie sich an Geländepunkten merkte. Einige Leute beobachteten: „Da kommt er wieder 'raus, der Hund“, rief der eine, und schon knallten drei oder vier Schüsse. „Höher halten“, riefen die Beobachter. „Jetzt hab' i 'n g' sehn, wie er z'sammg'stürzt is, der steht nimmer auf“, hieß es dann wieder. „Der Kerl kommt immer wieder 'raus, da muß der Witterer a mol hinschieß'n, den sei' Kugel trifft 'n sicher“. So schallt es hin und wieder und die Vorgesetzten ließen es gewähren, vorausgesetzt, daß die Nachbargruppen nicht gestört wurden. Man hatte das Gefühl, daß jeder Schuß wohlgezielt, jeder beobachtet, keine Patronen verschwendet war. Unsere Schießausbildung, die den einzelnen Mann zum Schützen herantreibt und den Zufall, von dem ein schlecht gezieltes Massengefecht sich Erfolg verspricht, möglichst einschränkt, bewährte sich hier vortrefflich. Mit der Munition wurde ausgezeichnet haushälterisch. Aus 437 in Thätigkeit getretenen Gewehren wurden am ganzen Tage 8600 Patronen verfeuert, im Durchschnitte also nicht ganz 20 Stück für das Gewehr, dazu allerdings noch eine größere Anzahl auf dem Gefechtsfelde erbeuteter Patronen 88.

Die Vorzüge unserer Schießausbildung, die im Laufe des Winters auf dem Schießstande eifrig gefördert worden war, traten besonders klar hervor im Vergleiche mit der Chinesischen Schießausbildung. Dieselbe spottet jeder Beschreibung. Trotz der Europäischen Instruktionen scheint der Hüftanschlag (d. h. Kolben an der Hüfte, Mündung in Augenhöhe), die Regel zu sein; dieser bedingt auch, daß die Schützen stets aufstehen zum Schießen, selbst wenn sie sich hinter Deckung befinden. So kommt es, daß das Feuer der Chinesen meist nur den Raum auf etwa 1500 bis 800 m Entfernung vor der Stellung ernstlich gefährdet; hier aber findet der Angreifer, zumal im Gebirge, leicht Deckung. Auf den näheren Entfernungen gehen fast alle Geschosse über die liegenden Schützen hinweg, und nur vereinzelte schlagen vor oder in der Schützenlinie ein. Ist der Angreifer ohne Aufenthalt bis auf die nahen Entfernungen herangegangen, dann ist er so ziemlich geborgen und kann in Ruhe sein vernichtendes Feuer abgeben. So erklären sich die geringen Verluste der Europäer in den Kämpfen mit den Chinesen.

Schon bald nach 11 Uhr erlahmte der Widerstand des Gegners. Sein Feuer ließ sichtlich nach, immer spärlicher kamen die Schützen hinter den Deckungen hervor. Um 11²⁰ erfolgte daher der Befehl zum Vorgehen. Fast die ganze 5. und 6. Kompagnie mußten hierzu einen deckungslosen Grat und anschließend daran einen Ziegenpfad an einem völlig eingesehenen Hange hinauf benutzen. Hundert Mann guter Europäischer Truppen hätten auch hier noch das ganze Bataillon beschäftigen, es zu immer neuen aus-

holenden Umfassungen und Umgehungen zwingen können. Aber fluchtartig gingen die noch verbliebenen Theile des Feindes zurück, als das Bataillon vorging. Fast gleichzeitig, gegen 11⁵⁰, sammelten sich die 7., 5. und 6. Kompagnie in der feindlichen Stellung. Nur vereinzelt Todte lagen da, aber zahlreiche Blutspuren zeigten, daß der Feind die meisten Todten und Verwundeten mitgenommen hatte. Tief unten, im jenseitigen Grunde, sah man etwa zwei Kompagnien abziehen. — Auf unsere 8. Kompagnie, die rechts seitwärts in ein gesondertes Gefecht verwickelt worden war, werde ich später zu sprechen kommen.

Nach kurzer Rast, um 12 Uhr, trat das Bataillon, die 7. Kompagnie voraus, ein Viertel links schwenkend, den Weitermarsch gegen das Paßthor an. Hierdurch wurden die Chinesischen Truppen am Hauptpasse vollständig in der linken Flanke und sogar im Rücken gefaßt. Sie hatten offenbar keine Nachricht von dem Rückzuge der zuerst bekämpften Truppen erhalten. So kam es, daß eine Abtheilung, die ziemlich weit östlich des Paßthores gestanden hatte, sich erst zurückziehen suchte, als der vorderste Zug der 7. Kompagnie, unter Leutnant Westermayer, um 1 Uhr eben am Passe eingetroffen war. Sein vernichtendes Schnellfeuer zwang die Chinesen zur Umkehr; aber nun geriethen sie in das Feuer der Vortruppen der 1. Kompagnie 3. Regiments, die in der Front des Detachements längs des Hauptpaßweges dem abziehenden Gegner gefolgt war. Nur wenige Leute der bedauernswerthen Abtheilung hatten, nach Norden ausbiegend, Zeit zur Flucht. Auch andere Abtheilungen, so besonders ein Zug der 5. Kompagnie, unter Leutnant Frhn. v. Stengel, westlich des Paßthores, hatten Gelegenheit, den abziehenden Gegner mit großem Erfolge zu beschießen. Auf solche Augenblicke, in denen der geschlagene Gegner meist auf jeden Widerstand verzichtet, sind die großen Verlustziffern zurückzuführen, die in Kolonialkämpfen bei den Eingeborenen so häufig vorkommen, ohne daß bei den verfolgenden Europäern auch nur ein Mann verwundet wird. Im Gefechte am Tschang tschönn-Paß mögen die Chinesen 200 bis 300 Mann verloren haben. — Die 7. Kompagnie setzte die Verfolgung noch bis zum zweiten Thurme, südlich des Passes fort, den sie 1³/₄ Uhr erreichte, während 5. und 6. Kompagnie am Paßthore sich sammelten.

Während des ganzen Vorgehens des Bataillons war die Patrouille des Leutnants Giehl, von Gipfel zu Gipfel kletternd, in der linken Flanke gefolgt, hatte mehrfach die feindliche Infanterie beschossen und war bis zu der Stellung unmittelbar östlich des Passes vorgebrungen. Da bemerkte Leutnant Giehl einige hundert Meter östlich des Passes zwei Schnellfeuergeschütze, die bisher mit der Front nach Osten gefeuert hatten, nun aber ihr Feuer auf die Patrouille richteten und auch anfangs gut zielten; Leutnant Giehl eröffnete um 12¹/₂ Uhr das Feuer mit Visir 500 m und zwang den Gegner, nach etwa 15 Minuten die Geschütze im Stiche zu lassen. Hierauf

betheiligte sich die Patrouille, die auch Infanterief Feuer erhalten hatte, zunächst noch am Verfolgungsfeuer der 7. Kompagnie gegen die vorhin erwähnte abgeschnittene Abtheilung und nahm dann, bald nach 1 Uhr, von den im Feuer bezwungenen Geschützen Besitz. Um dieselbe Zeit war es einer Seitenpatrouille der 7. Kompagnie, die den Weg der Patrouille des Leutnants Giehl gekreuzt hatte, gelungen, zwei weitere feindliche Geschütze, etwas mehr östlich des Passes, mit Visir 400 m überraschend unter Feuer zu nehmen, worauf die Bedienungsmannschaft floh. Die vier eroberten Geschütze waren moderne Schnellfeuergeschütze, Kaliber 3,7 cm. Auch drei vom Feinde zurückgelassene Fahnen wurden von den beiden Patrouillen erbeutet.

Die 8. Kompagnie haben wir verlassen, wie ihr um 10³⁵ der Auftrag zugeht, zur Sicherung der rechten Flanke des Bataillons über den übernächsten Rücken gegen die diesen abschließende Kuppe vorzugehen. Dieser Befehl erreichte zuerst den Zug des Leutnants v. Griesheim, der sofort in einer tief eingeschnittenen Schlucht den Anstieg begann. Eine voraus befindliche Patrouille sah, auf der Höhe angekommen, etwa 100 feindliche Schützen gegen diese vorgehen. Leutnant v. Griesheim folgte nun rasch, zunächst mit einem Halbzuge, zwang von 11⁴⁰ ab durch Feuer mit Visir 900 m den Gegner, der offenbar einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des Bataillons vorhatte, zur Umkehr und bekämpfte dann noch etwa 100 feindliche Schützen an einem gegenüberliegenden Felsbange; diese gingen zurück, als der Rest der 8. Kompagnie kurz darauf eingetroffen war. Um 12^{1/4} Uhr ging die Kompagnie zur Verfolgung vor und erbeutete hierbei zwei in der feindlichen Stellung zurückgelassene Fahnen.

Während es so dem Bataillon Graf Montgelas gelungen war, unter außerordentlichen Schwierigkeiten die feindliche Flanke einzubrüden und dann ohne Mühe dessen ganze Stellung aufzurollen, waren die 1. Kompagnie 3. Regiments, der sich Leutnant Frhr. v. Pechmann mit den vom Bataillon an die Artillerie abgegebenen Hülfsmannschaften (40 Mann) angeschlossen hatte, und die Pionierkompagnie, wie erwähnt, in der Front längs des Hauptpassweges dem abziehenden Gegner gefolgt. Die Artillerie, ein Zug leichter Feldhaubitzen, war im Laufe der Nacht unter großen Anstrengungen in Stellung gegangen und bekämpfte seit Tagesanbruch die Truppen am Hauptpasse, jedoch auf eine Entfernung von etwa 6000 m. Die moralische Wirkung infolge des überraschenden Auftretens auf so steiler Höhe dürfte größer gewesen sein als der durch die Geschosse selbst angerichtete Schaden. Der Reiterzug, bei ihm auch Leutnant Luz mit einigen Berittenen des Bataillons, stieg zur Sicherung der linken Flanke des Detachements in einem Seitenthale südlich des Hauptpasses an, mußte die Pferde fast unausgesetzt führen und schließlich zurücklassen, griff aber doch zum Schlusse noch mit Schützen links von der 1. Kompagnie 3. Regiments in das Feuergefecht ein.

Gegen 2 Uhr nachmittags war das Feuer auf der ganzen Linie verstummt. Auf dem Paßthor wehte die Deutsche Flagge. Der Gegner hatte alle Stellungen, auch die südlich des Hauptpasses, geräumt und befand sich auf eiliger Flucht. Wie die Einwohner später erzählten, soll der Führer versucht haben, seine Truppen zur Umkehr zu veranlassen, um den verlorenen Paß wieder zu nehmen, ein Versuch, der freilich scheiterte an dem inneren Zustande der Truppen und an dem Tode des Führers; er soll einen Schuß in den Unterleib erhalten haben. Eine weitgehende Verfolgung unsererseits mußte unterbleiben, da ein Vorgehen nach Schansi von höherer Seite nur gestattet war, soweit es die taktischen Verhältnisse erforderten. — Der Gegner räumte noch am 8. März die Gegend auf über 25 km im Umkreise des Passes.

Nachdem sich die Truppen gesammelt hatten, dankte der Detachementsführer, Oberst Frhr. v. Ledebur, dem Bataillon Graf Montgelas für seine Leistungen und brachte ein Hoch auf Seine Majestät den Kaiser und Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten aus. Die 5., 6. und 7. Kompanie rückten dann in die Ortsunterkunft Lung tjien kwan ab, während die 8. Kompanie zur Bewachung des Passes zurückblieb.

Der am 8. März besiegte Gegner bestand aus Regierungstruppen, die nach Aussage der Einwohner aus dem Süden heraufgekommen waren. Es sollen gute Soldaten gewesen sein, wobei der Begriff „gut“ freilich ein sehr relativer ist. Den größten Mangel, die schlechte Schießausbildung, habe ich schon besprochen. Auch die moralischen Eigenschaften der Chinesischen Soldaten sind nicht hoch anzuschlagen; wo die ganze Nation seit Jahrhunderten schon erschlaft und erstarrt ist, da muß es eben auch das Heer sein. Kriegsklist, wie die Artilleriemarkirung, sollte die mangelnde Tüchtigkeit der Truppe ausgleichen. Selbst bei schlechter Schießausbildung und ebensolcher Bewaffnung hätte die Stellung am Tschang tschönn-Paß von einer Minderzahl gehalten werden können, so ausgezeichnet war sie. Zudem war die Bewaffnung der Chinesen ganz modern, nämlich unser Gewehr 88.

Daß unsere Gegner immerhin für Chinesische Verhältnisse nicht schlecht waren, lassen einige Thatsachen erkennen, so die, daß sie überhaupt Stand gehalten haben, daß sie sich durch das Artilleriefeuer nicht einschüchtern ließen, und vor Allem, daß sie sich sogar zum Angriffe entschlossen; ich habe dabei den von Leutnant v. Griesheim abgeschlagenen Gegenangriff im Auge. Letzterer wirft auch auf den Führer ein gutes Licht. Daß dieser sogar versuchen wollte, seine geschlagenen Truppen wieder vorzuführen, und diesen Versuch mit dem Leben bezahlte, ist aller Ehren werth. Aber seine militärischen Kenntnisse waren eben zu geringe, die Truppenverwendung eine zu mangelhafte. Offenbar waren die Streitkräfte nach Art des Kordonsystems auf der ganzen Linie gleichmäßig ohne Reserven vertheilt. Wären solche

vorhanden gewesen, so hätte gerade unser einständiger Zeitverlust am Morgen Zeit gewährt, sie nach dem entscheidenden Flügel zu ziehen. Die Schwerefähigkeit der Chinesischen Formationen erschwert allerdings solche Truppenbewegungen, zumal im Gebirge.

Wahrscheinlich standen dem Bataillon Graf Montgelas in der ersten Stellung etwa 500 Mann, d. h. ebenso viel wie das Bataillon selbst hatte, unmittelbar gegenüber. In der übrigen Stellung war die Besetzung wohl eine ähnliche, was eine Gesamtstärke von 2000 bis 3000 Mann ergeben würde. Diese Berechnung steht mit der Thatsache im Einklang, daß General Ma tsin yü, der Nachfolger des gefallenen Führers, in der Zeit nach dem Gefechte nach glaubwürdigen Nachrichten 2000 bis 2500 Mann 40 km westlich des Passes vereinigt hielt. Da er Verstärkungen wohl kaum erhalten, außer den eigentlichen Gefechtsverlusten vielleicht sogar noch weitere Leute durch Fahnenflucht eingebüßt hat, so mag die Gefechtsstärke des Gegners am 8. März über 3000 Mann betragen haben. Bei der mangelhaften Verwendung kam freilich diese Zahl nicht genügend zum Ausdruck. Das Detachement v. Ledebur verfügte im Ganzen über etwa 750 Mann.

War jonach die Beschaffenheit des Gegners eine minderwerthige, die Aufgabe, ihn etwa in der Ebene zu schlagen, ohne Zweifel keine allzu schwere, so bot dafür das Gelände um so größere Schwierigkeiten, die noch durch den Umstand erhöht wurden, daß das Bataillon durch die Marsche der letzten Tage sehr angestrengt war. Wenn die Höhenunterschiede des Gefechtsfeldes auch denen unserer Voralpen entsprechen, so war doch der Gebirgscharakter der des Hochgebirges, besonders hinsichtlich Steilheit der Hänge und zerklüfteter Felsbildungen. Einzelne Leistungen, besonders von Patrouillen und Ordonnanzen, waren überhaupt nur durch geübte Bergsteiger zu erreichen. Im Frieden, im Manöver, ohne wirklichen Gegner, wäre das Vorgehen des Bataillons Graf Montgelas überhaupt unausführbar. Nicht nur die Besorgniß vor Unfällen, wie Abstürzen u., würde es verbieten; sicher würden auch die Kräfte der meisten Offiziere und Mannschaften, selbst bei dem vorzüglichsten Bataillon, nicht ausreichen. Nur die gemeinsame Begeisterung erklärt das Gelingen des Unternehmens. Als Beweis mag dienen, daß Leutnant Giehl, als er einige Tage später einem anderen Offizier den am 8. März zurückgelegten Weg zeigen wollte, unverrichteter Dinge umkehren mußte, weil seine Kräfte versagten, und anderen Offizieren ging es ähnlich.

Wenn ich mir nun gestatten darf, ein Schlussurtheil über das Gefecht am Tschang tschönn-Passe vom 8. März 1901 abzugeben, so möchte ich kurz sagen:

Allgemein gültige taktische Grundsätze für Europäische Verhältnisse lassen sich, bei der Eigenart des Gegners, ebenso wenig aus diesem Gefechte

wie aus einem anderen im Verlaufe der Ostasiatischen Expedition ableiten. Immerhin hat aber das Gefecht gezeigt, daß unsere vorzügliche Schießausbildung sich voll bewährt, es hat gezeigt, daß unser Exercir-Reglement auch unter so außerordentlich schwierigen Geländeverhältnissen zur Anwendung gelangen kann, daß die Grundsätze des Reglements, richtig angewendet, voll ausreichen. Das Gefecht bietet ein sehr schönes, denkwürdiges Beispiel für die Durchführung von Gefechten im Gebirge, und es hat insbesondere den Theilnehmern innerlich klar zum Bewußtsein gebracht, was die Begeisterung im Kriege vermag, daß sie hinweghilft über alle Schwierigkeiten.



9

7

21

10

Die Bedeutung des kriegsgeschichtlichen Studiums der Napoleonischen Epoche.

Von

Konstantin Hierl,

Leutnant im königlich Bayerischen II. Infanterieregiment von der Lann,
kommandirt zur Kriegsakademie.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die im Allgemeinen absprechende Bewerthung der kriegsgeschichtlichen Erscheinungen der Napoleonischen Epoche bezüglich ihrer Vorbildlichkeit und Verwerthbarkeit als Grundlage für die taktischen und strategischen Grundsätze der Gegenwart, wie sie u. a. durch General v. Schlichting erfolgt ist, hat zu einem lebhaften literarischen Meinungsaustausch geführt.

Das Bestreben, über die nicht nur akademisch wichtige Frage, welche Bedeutung dem kriegsgeschichtlichen Studium der Napoleonischen Epoche heute noch beizumessen sei, Klarheit der eigenen Anschauung zu gewinnen, gab die Anregung zu diesem Versuch.

Bei der Lösung meiner Aufgabe glaube ich am besten davon auszugehen, daß ich nach den Zwecken kriegsgeschichtlichen Studiums überhaupt frage und daran dann die Untersuchung knüpfe, ob und inwieweit im Besonderen das Studium der Napoleonischen Kriegsgeschichte diese Zwecke zu erfüllen vermag.

Wir verlangen von dem kriegsgeschichtlichen Studium zunächst, daß es Ergebnisse liefere, die anwendbar seien im wirklichen zukünftigen Kriege und in der gegenwärtigen Vorbereitung auf ihn. Es müssen sich also aus dem kriegsgeschichtlichen Studium unmittelbar Ansichten, Gesetze, Grundsätze ableiten lassen, die Gültigkeit für die Gegenwart und nächste Zukunft besitzen.

Diese Ergebnisse können sich nun auf alle Gebiete militärischen Wissens erstrecken, hier mögen nur diejenigen in Betracht gezogen werden, die sich auf die Gebiete der Taktik und Strategie beziehen.

Es handelt sich also zunächst um die Beantwortung der Frage: „Kann das kriegsgeschichtliche Studium der Napoleonischen Epoche Anhaltspunkte, Gesetze, Grundsätze liefern, die für das taktische und strategische Handeln der Gegenwart und nächsten Zukunft Gültigkeit besitzen?“

Nun kann die Uebertragung der aus dem Studium kriegsgeschichtlicher Ereignisse gewonnenen Erfahrungen auf die Gegenwart offenbar nur dann ohne Weiteres erfolgen, wenn die Bedingungen für taktisches beziehungsweise strategisches Handeln, also die allgemeinen Verhältnisse, unter denen und die Mittel, mit denen es sich vollzieht, sich seit der betrachteten Epoche nicht wesentlich verändert haben. Je mehr aber diese Bedingungen sich unterdessen verändert haben, mit um so mehr Einschränkung und Vorsicht werden die Nuganwendungen zu ziehen sein; schließlich langt man bei einem Zeitpunkt an, wo die Bedingungen zwischen damals und heute so grundverschieden sind, daß das Ergebniß des Studiums für den oben aufgestellten Zweck wenigstens werthlos wird.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit der Napoleonischen Epoche?

Ich wende mich zunächst den Bedingungen für das taktische Handeln zu.

Der gewaltige Unterschied in dieser Richtung zwischen damals und heute liegt klar zu Tage.

Zunächst sind es die Fortschritte der Waffentechnik, die einen Unterschied geschaffen haben, wie er zwischen der Zeit vor und nach allgemeiner Annahme der Feuerwaffen kaum größer gedacht werden kann.

Der glatten Muskete mit Feuersteinschloß steht der kleinkalibrige Mehr- lader mit rauchschwachem Pulver, der glatten Kanone mit Vollkugel und Kartättsche steht das moderne Schnellfeuergeschütz mit seinen hochvervollkom- neten Sprenggeschossen gegenüber.

Damit hat sich naturgemäß die Fechtwaise der einzelnen Waffen, ihr Zusammenwirken miteinander, ihr Verfahren im Kampfe gegeneinander — mit einziger Ausnahme des Reiterkampfes — derart von Grund aus um- gestaltet, daß es heutzutage wohl Niemand einfallen wird, die Ereignisse der Napoleonischen Kriegsepoche zur Grundlage formell taktischer Studien zu machen.

In unmittelbarem Zusammenhange mit der gesteigerten Waffenwirkung und den hierdurch bedingten Aenderungen der taktischen Form steht auch die gesteigerte Bedeutung und veränderte Art der Geländebenuzung. Die taktische Bedeutung mancher Geländetheile und Geländegegenstände hat sich wesentlich verändert. — Die freie Ebene vor der Front der Oesterreichischen Stellung hinter dem Ruß-Bach in der Schlacht von Wagram würde heute für beide Theile einen ganz anderen Factor in der taktischen Rechnung bilden als damals, Gehöfte und Ortschaften können als Stützpunkte der Vertheidigung gegenüber heutiger Artilleriewirkung nicht mehr die Rolle spielen, wie Aspern und Eßlingen, wie die Dörfer Möckern, Probstheida, Ronnewitz in der Schlacht von Leipzig, wie die Gehöfte Hougomont und La Haye Sainte bei Waterloo; daß endlich der Verlauf einer ganzen Schlacht sich nur um Eroberung und Zurückeroberung einer Ortschaft dreht, wie bei Ligny, ist unter heutigen Verhältnissen ausgeschlossen.

Mit der Aenderung der Bewaffnung steht ferner im unmittelbaren Zusammenhange die Verschiebung in der Bedeutung und im Zahlenverhältniß der einzelnen Waffengattungen, die wesentlich verschiedene Kriegsgliederung heutiger Heereskörper.

Es ist dabei besonders hervorzuheben das veränderte Verhältniß der Artillerie und Kavallerie zu den anderen Waffen, hinsichtlich ihrer taktischen Leistungsfähigkeit sowohl, wie hinsichtlich ihrer Zahl, das Vorhandensein neuer technischer Waffengattungen (schwere Artillerie und Pioniere) und ganz neuer technischer Hülfsmittel (Rad, Selbstfahrer, Telegraph, Luftschiff, Mittel zu rascher Geländeverstärkung und zu rascher Ueberwindung von Geländehindernissen).

Die Gefechtsführung hat heute mit Faktoren zu rechnen, die in der Napoleonischen Epoche zum Theile gar nicht existirten, zum anderen Theile fast durchweg einen wesentlich anderen Werth hatten.

Die Art und Weise, auf welche in der Napoleonischen Epoche die Gefechts-erfolge herbeigeführt wurden, kann somit für heute nichts Vorbildliches haben, und die Gefechte jener Zeit können weder bezüglich ihres Charakters noch bezüglich ihrer Formen ein Bild von den Gefechtsverhältnissen der Gegenwart liefern.

Betrachten wir besonders die große Schlacht, so mehren sich die Unterschiede in den Bedingungen zwischen damals und heute.

Haben schon die durch die neuen Waffen bedingten Gefechtsformationen und Gefechtsabstände die Ausdehnung der Gefechtsfelder nach Breite und Tiefe gesteigert, so tritt für die große Schlacht noch das gewaltige Anwachsen der Heere hinzu, das eine weitere Steigerung der Ausdehnung herbeigeführt hat.

Damit haben sich die räumlichen und zeitlichen Bedingungen für die Schlachtenleitung wesentlich verändert.

Napoleon liebte es, durch persönliche Erkundung vor der Schlacht sich über Gelände und Feind zu orientiren. Die Ergebnisse dieser persönlichen Erkundung lieferten meist die wichtigste Grundlage für seine Schlachten-dispositionen.

Der oberste Heerführer oder ein Armeeführer heutiger Zeit kann sich auf diese Weise die Grundlage seiner Entschlüsse nicht verschaffen.

Die für die Schlachtenlage entscheidenden Entschlüsse müssen durch diese oberen Führer bereits zu einem Zeitpunkt gefaßt werden, wo die Möglichkeit einer persönlichen Erkundung über den Feind durch den Führer selbst ausgeschlossen ist.

Auch während der Einleitung der Schlacht sind seine Beobachtungen zeitlich und räumlich beschränkt, und ein Ueberblick über den Gang der Schlacht an allen Stellen ist unmöglich geworden.

So bilden die einlaufenden Meldungen heute die Grundlage der Führerentschlüsse vor und während der Schlacht.

Wenn nun auch die vervollkommeneten Mittel für Aufklärungsdienst, Melde- und Befehlsverkehr, wie sie in Distanzreiter, Radfahrer, Eilmotor, Luftschiff, Telephon und Telegraph zur Verfügung stehen, und die bessere Ausbildung und vervollkommnete Organisation dieser Zweige unter günstigen Bedingungen die Möglichkeit geben, die größeren räumlichen Verhältnisse einigermaßen auszugleichen, so werden sie doch im günstigsten Falle wohl nur ausreichen, um ein zutreffendes Bild der Gesamtlage zu geben, ein Ueberblick über die Verhältnisse im Einzelnen und die Möglichkeit einer Beeinflussung der Einzelereignisse auf allen Theilen des Schlachtfeldes in dem Maße, wie das noch zur Napoleonischen Zeit möglich war, ist heute zeitlich und räumlich ausgeschlossen.

Auch ist bei heutiger Fekhtweise die Schwierigkeit gewachsen, einmal im Gefechte stehende Truppen durch höhere Führung zu beeinflussen.

Schließlich wird die oberste Schlachtenleitung ein Eingreifen in Einzelheiten, auch da, wo dies zeitlich und räumlich möglich wäre, sich im Allgemeinen schon deshalb versagen müssen, um bei den größer gewordenen Verhältnissen den Ueberblick über das Ganze nicht zu verlieren.

Gewiß ist auch unter heutigen Verhältnissen der Einfluß der Feldherrnpersönlichkeit und des Feldherrnwillens auf das Resultat einer Schlacht möglich, gewiß muß dieses Durchdringen des obersten Willens mit allen Mitteln angestrebt werden, aber bezüglich der Grenze, bis zu welcher hinab sich derselbe unmittelbar geltend machen kann, in welchen Richtungen und auf welche Art und Weise er sich äußern wird, liegt ein großer Unterschied zwischen heute und Napoleonischer Zeit.

Dieser Unterschied macht sich zunächst in der Schlachtenanlage geltend. Aus einem Beispiel wird dies deutlich ersichtlich sein, und sei es zu dem Zweck gestattet, die Disposition Napoleons zur Schlacht von Jena auszugsweise im Wortlaut anzuführen. Sie lautete:

„Bivat von Jena, 14. Oktober 1806.

Der Marschall Augereau wird den linken Flügel befehligen, er wird die 1. Division in Kolonnen auf der Weimarer Straße aufstellen bis zu der Höhe, über welche der General Gazan seine Artillerie auf die Hochfläche gebracht hat.

Er wird die nöthigen Kräfte auf dem Plateau zur Linken in der Höhe des Anfangs seiner Kolonne halten. Die verschiedenen Deboucheen aus den Bergen sind gegenüber der ganzen feindlichen Front mit Schützen zu besetzen. . . .

Der Marschall Vannes wird mit Tagesanbruch seine ganze Artillerie in den Intervallen und in der Schlachtordnung, in der er die Nacht zugebracht hat, postiren.

Die Gardeartillerie wird auf der Höhe auffahren; die Garde steht hinter dem Plateau, in fünf Linien rangirt, erste Linie, aus den Jägern zusammengesetzt, auf dem Plateau selbst.

Das Dorf, das auf unserem rechten Flügel liegt, wird mit der ganzen Artillerie des Generals Suchet beschossen und unmittelbar angegriffen und genommen.

Der Kaiser wird das Zeichen geben. Von Tagesanbruch ab Alles bereit. . . .

Als Schlachtenordnung haben die Marschälle zwei Linien (ohne die der leichten Infanterie) formiren zu lassen. Abstand der beiden Linien höchstens 100 Toisen . . . u. u.“

Vergleichen wir damit die Dispositionen der obersten Heeresleitung zu den Schlachten von Königgrätz, St. Privat oder Sedan, so tritt der Kontrast deutlich zu Tage.

Die Napoleonische Schlachten disposition geht auf taktische Einzelheiten ein, mit denen sich heute weder die oberste Heeresleitung noch ein Armeeführer befassen kann und darf, die dem Wirkungskreis der Unterführung bis weit hinab angehören, zum Theil sogar in das Gebiet reglementarischer Festsetzungen fallen.

Die Größe der Heere, die Ausdehnung der Schlachtfelder, der Charakter des Kampfes bei heutiger Bewaffnung, hat der Thätigkeit der Unterführer aller Grade heute ganz andere Bahnen eröffnet als in Napoleonischer Zeit. Ein großer Theil der Aufgaben, mit denen sich damals die oberste Führung zu befassen hatte, liegt heute in den Händen der Unterführer. In dem Sinne schreibt General v. Schlichting: „Ein Feldherr allein thut es nicht mehr, es müssen deren heute schon mehrere sein.“

Die höhere taktische Bildung, beruhend auf den besseren militärischen Bildungsmitteln, dem ganzen Fortschritt der Geistesbildung der Gegenwart, bietet die Möglichkeit, daß die Unterführung diesen erhöhten Aufgaben genügt. Gerade bezüglich des Spielraums, welcher der Selbstthätigkeit der Unterführung heute eingeräumt werden kann und muß, vermag die Napoleonische Epoche um so weniger vorbildlich zu sein, als die Grenzen, durch welche Napoleon die Selbstthätigkeit seiner Unterführer einschränkte, sich schließlich selbst für damalige Zeit zu eng erwiesen haben.

Der Einfluß der obersten Heeresleitung auf das Ergebniß einer Schlacht dürfte aber deshalb heute kaum ein geringerer als früher genannt werden. Nur ist dieser Einfluß größtentheils in anderer Richtung wirksam als früher. Er macht sich hauptsächlich geltend in der operativen Anlage der Schlacht. Die Art, wie die Heerestheile zur Schlacht herangeführt bzw. bereitgestellt werden, ist ausschlaggebend für deren Verwendung in der Schlacht; denn größere Verschiebungen auf dem Schlachtfelde selbst noch lassen sich bei den durch Anwachsen der Heereszahlen und die weitreichenden Wirkungen moderner

Waffen veränderten räumlichen Bedingungen nicht mehr ausführen. Strategische und taktische Leistungen gehen heute unmittelbarer ineinander über als in Napoleonischer Zeit. Der Einfluß der operativen Anlage einer Schlacht auf deren Resultat, insbesondere auf die Größe eines Sieges oder einer Niederlage, ist seit Napoleonischer Zeit gestiegen; Königgrätz, St. Privat und Sedan liefern den Beweis dafür.

Wenn also bezüglich der Art der Schlachtenanlage ein großer Unterschied zwischen den Verhältnissen Napoleonischer und gegenwärtiger Zeit zu erblicken ist, so gilt dasselbe bezüglich der Leitung während der Schlacht. —

Wie wurde in Napoleonischer Zeit die Schlachtenentscheidung durch den Felbherrn herbeigeführt?

Napoleon selbst sagt es uns: „On s'engage partout et on voit.“ Während er die eingesezten Truppen rücksichtslos bis zur Schlacht ausbrennen läßt, wartet der Kaiser das Heranreifen der Entscheidung ab. Diese erfolgt meist schlagartig, durch den Massenstoß seiner Reserven. In dem Erkennen des entscheidenden Zeitpunktes, des Evénement, wie es Napoleon nannte — und zwar handelte es sich hierbei zumeist um eine auf Grund persönlichen Sehens gewonnene Erkenntniß — war der Kaiser unübertroffener Meister. Er selbst sagte hierüber auf St. Helena: „Das Schicksal einer Schlacht ist das Ergebnis eines Augenblicks, eines Gedankens — der entscheidende Augenblick tritt ein, ein moralischer Funke blizt auf, und die kleinste Reserve führt es aus.“

Wie Napoleon bei Bestimmung des Zeitpunktes für das Loslassen des entscheidenden Angriffs mit Minuten rechnete, zeigt Austerlitz. Auf Grund des persönlichen Augenscheins von den Oesterreichischen Bewegungen auf dem Plateau von Prazen verzögert der Kaiser den Beginn des entscheidenden Angriffstosses noch um — 15 Minuten.

Wagram liefert ein Beispiel dafür, wie es in jener Zeit möglich war die Reserven ohne großen Zeitaufwand und ohne Gefahr hinter der Front gegen den Punkt zu verschieben, den man im Schlachtenverlaufe als den entscheidenden erkannte.

Solche Erscheinungen vermögen nicht mehr ein zutreffendes Bild zu liefern von der Thätigkeit der obersten Heeresleitung in der Schlacht und von der Art und Weise, wie sie die Entscheidung beeinflusst.

Was schon für die Anlage der Schlacht galt, das gilt noch mehr für die Leitung während derselben, daß nämlich ein großer, ja wohl der größte Theil der Aufgaben, die damals dem Oberfelbherrn oblagen, jetzt auf den Schultern der Armee-, Armeekorps- und Divisionskommandeure ruht. Dafür sind der obersten Leitung heute neue Aufgaben, wie sie die Napoleonische Epoche noch nicht kannte, erwachsen, nämlich: das Zusammenwirken der gewaltigen Heeresmassen der Gegenwart auf dem Schlachtfelde in räumlicher

und zeitlicher Hinsicht zu regeln. Dabei wird ein räumliches Zusammenwirken keine so enge räumliche Vereinigung bedingen wie in Napoleonischer Zeit, und das zeitliche Zusammenwirken wird sich nicht mehr nach Minuten regeln lassen.

Die Bedeutung der Reserven in Feldherrnhand ist geblieben, für die Art ihrer Verwendung aber können die Schlachten der Napoleonischen Epoche keine Muster mehr liefern, die räumlichen und zeitlichen Bedingungen hierfür haben sich zu gewaltig geändert.

Ein Verschieben der Reserven hinter der Front an die erst während der Schlacht als entscheidend erkannte Stelle muß bei den heute zurückzulegenden großen Wegen meist zur Verspätung führen. Die Schlacht von St. Privat auf Französischer Seite liefert hierfür einen Beleg.

Bei den Abständen der Reserven von den vordersten Gefechtslinien, wobei es sich bei den zur Verfügung der obersten Heeresleitung gehaltenen Heeresstheilen gelegentlich um einen Tagesmarsch handeln kann, ist eine Regelung der Zeit ihres Eingreifens nach Minuten, so, wie bei Austerlitz nicht mehr möglich, auch nicht nöthig; denn den Erscheinungen der letzten großen Kriege nach zu schließen, fallen die Entscheidungen heute weniger schlagartig als in Napoleonischer Zeit.

So ist der Charakter der modernen Schlacht von ihrer Anlage und Leitung durch die oberste Führung bis in die letzten Einzelheiten hinab ein wesentlich verschiedener geworden.

Das Studium der taktischen Erscheinungen der Napoleonischen Epoche kann daher für den Zweck der theoretischen Feststellung der für Gegenwart und nächste Zukunft gültigen taktischen Grundsätze und für die Friedensausbildung, welche diese Grundsätze zur Grundlage nehmen muß, nur mehr wenig verwerthbare Ergebnisse liefern. Auch für taktisch-applikatorische Zwecke bieten die Schlachten jener Zeit kaum mehr ein dankbares Feld. Bei einem Versuch, anknüpfend an taktische Vorgänge jener Zeit zu untersuchen, wie unter heutigen Verhältnissen zu verfahren wäre, geht es in der Regel ohne Zwang und Unnatürlichkeiten nicht ab; denn es zeigt sich meist, daß die als Ausgangssituation gewählte Lage unter heutigen Bedingungen an sich unwahrscheinlich ist.

Das natürliche Feld für unmittelbar praktisch verwerthbare, taktische Studien wird immer die neueste Kriegsgeschichte liefern.

Militärisch werthlos wird damit das Studium der taktischen Erscheinungen Napoleonischer Epoche aber noch keineswegs.

Bei aller Verschiedenheit in den taktischen Bedingungen Napoleonischer und heutiger Zeit sind doch auch gewisse Faktoren gleich geblieben. Es sind dies die mathematisch-physikalischen Gesetze über die Wechselwirkung von Kraft, Zeit und Raum; gleich geblieben ist vor Allem auch der wichtigste taktische

Faktor, der Mensch, im Allgemeinen wenigstens, hinsichtlich seiner physischen Leistungsfähigkeit und psychischen Eigenart.

Auf diesen Faktoren allein beruhen einige taktische Grundgesetze, die deshalb unabhängig von den Veränderungen in Bewaffnung, Ausrüstung, Organisation zc. ihre dauernde Gültigkeit bewahren. Natürlich sind diese Grundgesetze wenige, aber dafür auch die wichtigsten.

Solche taktischen Grundgesetze sind z. B.: Zum entscheidenden Kampfe kann man niemals zu stark sein; bruchstückweiser Einsatz ein und derselben Kraft giebt geringere Wirkung, als einheitliche, gleichzeitige Verwendung derselben, andererseits erringt schwächere Kraft, zu einem früheren Zeitpunkt verwendet, oft den Erfolg, welchen stärkere Kraft später nicht mehr zu erreichen vermag; der Sieg wird errungen durch die Ueberlegenheit an der entscheidenden Stelle des Schlachtfeldes. Positive Zwecke lassen sich nur durch den Angriff erreichen; in der überraschenden Wahl der Angriffsrichtung liegt eine Hauptstärke des Angriffs; auf dem Wege rein passiver Vertheidigung ist ein entscheidender Sieg nicht zu erringen zc.

Diese Gesetze sind längst Gemeingut der Theorie geworden und allgemein anerkannt; um sie durch Beispiele zu illustriren, würde wohl auch die neueste Kriegsgeschichte ausreichen. Aber es ist gerade lehrreich, das Wirken dieser Gesetze auch unter anderen als den modernen taktischen Erscheinungsformen festzustellen.

Die Ueberlegenheit an entscheidender Stelle erreichte Friedrich der Große z. B. durch überlegenes Manövriren auf dem Schlachtfelde, wie es in der Form der schiefen Schlachtordnung am ausgeprägtesten in die Erscheinung tritt; Napoleon erreichte denselben Zweck durch Artillerie-Masseneinsatz und den Massenstoß seiner sorgfältig aufgesparten Reserven. Die heutige Zeit erstrebt die konzentrische Waffenwirkung, wie sie sich aus der Umfassung ergibt, als wirksamstes Mittel zur Erreichung der Feuerüberlegenheit an entscheidender Stelle.

Durch eine derartige Betrachtung wird nicht nur der Beweis für die dauernde Gültigkeit solcher Grundgesetze sich ergeben, sondern auch eine klare Auffassung von ihrem Wesen sich gewinnen lassen.

Außerdem dürfte es für militärische Geistesbildung nur vortheilhaft sein, sich gelegentlich einmal auch unter anderen als den heutigen, gewohnten Verhältnissen zurechtzufinden und unter solchen Bedingungen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung aufsuchen zu müssen. Also auch da, wo nicht unmittelbar praktische Lehren aus dem Studium der taktischen Erscheinungen der Napoleonischen Epoche gezogen werden können, hat dieses Studium Werth für Bildung militärischen Urtheils und Schärfung militärischer Beobachtungsgabe.

Am fruchtbringendsten aber dürfte dieses Studium unter dem Gesichtspunkte psychologischer Forschungen sich erweisen.

Zwar wird das Studium jeder kriegsgeschichtlichen Epoche in dieser Richtung Resultate liefern, vor Allem den Beweis für die alles Andere überragende Bedeutung der moralischen Faktoren erbringen, aber doch eignet sich neben der neuesten Kriegsgeschichte kaum eine Epoche hierzu besser, weil die Heere dieser Zeit hinsichtlich ihrer psychischen Eigenart den unseren verwandt sind, denselben jedenfalls viel näher stehen, als die Werbeheere Fredericianischer Zeit.

Wie ich mir solche kriegsgeschichtlich-psychologische Studien vorstelle, sei im Folgenden anzudeuten versucht.

Es scheint in hohem Grade lehrreich, den Einfluß moralischer Faktoren auf Sieg und Niederlage in jedem einzelnen Falle zu untersuchen und weiterhin den Ursachen des moralischen Uebergewichts auf der einen, der moralischen Unterlegenheit auf der anderen Seite nachzugehen. Oft ist das Resultat einer Schlacht direkt und ganz ausschließlich das Produkt solcher moralischen Faktoren, namentlich jener, die in der Persönlichkeit des obersten Führers zur Wirkung kommen. Die Kriegsgeschichte zeigt am Ende manchen Schlacht-tages beide Parteien in materiell gleicher Lage, aber die Entscheidung fällt, bevor sie mit der Waffe thatsächlich ausgekämpft ist. Der eine Theil giebt die Schlacht verloren, sei es, weil die Truppen durch die an sich nicht größeren Verluste in ihrem inneren Halt mehr erschüttert sind als der Feind, oder, was noch häufiger, weil der oberste Führer infolge pessimistischer Beanlagung die Lage schlimmer ansieht, als sie ist, und nicht die seelische Kraft zu dem Entschluß findet, das unentschiedene Ringen am nächsten Tage zu erneuern; auf der anderen Seite führt die zähe Ausdauer, der unerschütterliche Wille zu siegen, thatsächlich zum Siege.

In solcher Charakteranlage zeigt sich die ganze Feldherrngröße eines Napoleon, die Ueberlegenheit über seine Gegner hierin macht ihn zum Sieger von Arcole, Wagram und Br.-Eylau; sie vermag bei Aspern zwar das Unmögliche nicht möglich zu machen, hat aber auf den Gegner einen derartigen Eindruck ausgeübt, daß dieser es nicht wagte, den errungenen Sieg zu einem entscheidenden zu machen. Bei Waterloo setzte der Kaiser das Rechte aufs Spiel, um den Sieg an sich zu reißen; er verliert die Schlacht und den Thron, denn in der zähen Ausdauer Wellingtons und dem ungefümen Siegesdrange Blüchers standen ihm hier moralisch ebenbürtige Kräfte gegenüber, und er selbst war nicht mehr der Alte. Die unerhörten Erfolge seines Lebens hatten in ihm eine maßlose Selbstüberhebung erzeugt, die seinen klaren Blick für die realen Verhältnisse, für das Mögliche und Unmögliche trübte, ihn zur Selbsttäuschung führte; das, was er wollte, stellte ihm seine Einbildungskraft schließlich als wirklich dar; so gelangte er auch zur Geringschätzung alles dessen, was außer ihm lag, vor Allem zur Unterschätzung des Gegners und des Wirkens sittlicher Kräfte bei diesem. Hierin erblicke ich die tieferen Ursachen der Niederlage von Waterloo, wie des militärischen

Sturzes Napoleons überhaupt. Es ergibt sich daraus die Lehre, daß auch die aufs Höchste gesteigerte Willenskraft nur dann zum Erfolge führt, wenn ihr das nüchterne, kalte Wägen zur Seite steht.

Man spricht von moralischen Imponderabilien und hat insofern Recht zu dieser Bezeichnung, als sich moralische Faktoren nicht wie mathematische Werthe in Rechnung stellen lassen, aber auch die Psychologie hat ihre Gesetze, und auf welcher Seite in dem einzelnen Falle das moralische Plus oder Minus steht, ist keineswegs blinder Zufall.

Die in einem Heere wirkenden moralischen Kräfte sind in nationaler Eigenart, Heeresverfassung und Friedenserziehung begründet, werden aber im einzelnen Falle von den Maßnahmen der Führung und noch mehr von den Persönlichkeiten der Führer in entscheidender Weise beeinflusst. Es läßt sich aus der Kriegsgeschichte unschwer nachweisen, wie auf diese Weise in dem einen Fall moralische Kraft und Leistung gewaltig gesteigert, in dem anderen Fall direkt untergraben wurde, und gerade die Kriegsgeschichte Napoleonischer Epoche liefert für derartige Untersuchungen ein sehr geeignetes Feld.

Sie läßt uns den zauberhaft mächtigen Einfluß, den Napoleons Persönlichkeit auf sein Heer ausübte, erkennen, sie erzählt uns, daß, wo immer das begeisterte „Vive l'empereur!“ die Anwesenheit des Kaisers auf einem Punkt des Schlachtfeldes verkündet, dies wie Siegesfanfaren auf der einen, wie Gewitterdrohen auf der anderen Seite wirkte, und wenn wir im Geiste den Kaiser auf seinem nächtlichen Ritt durch die Bivaks seiner Truppen vor dem Entscheidungstage von Austerlitz begleiten und Zeuge werden der Begeisterung und des unbedingten Vertrauens, mit dem die Armee zu ihrem Schlachtfeld emporblickte, wenn wir vernehmen, wie dieser mit wenigen Worten es verstand, seinen Truppen das Gefühl der eigenen Siegeszuversicht und Ueberlegenheit einzuhauchen, so fühlen wir selbst etwas von dem Zauber, der von dieser gewaltigen Feldherrnpersönlichkeit ausging.

Alle großen Führerpersönlichkeiten waren Psychologen erster Ordnung, sie kannten die menschliche Natur, ihre großen Seiten ebenso wie ihre Schwächen, sie hatten die Fähigkeit, jene zu beleben, diese zu überwinden, beziehungsweise da, wo sie sich beim Feinde zeigte, auszunutzen. Die moralischen Faktoren im eigenen Heere und beim Feinde, insbesondere die Eigenart des gegnerischen Feldherrn, spielen bei ihren Entschlüssen oft die ausschlaggebende Rolle.

So sehen wir oft große Feldherren erfolgreich Wege betreten, welche die abstrakte Theorie kaum billigen würde, in denen aber im gegebenen Falle gerade die höchste Kunst lag.

Ein Beispiel solcher Art ist Austerlitz. Die Stellung vorwärts des Gold-Baches auf dem Plateau von Pragen bot eine bessere und sicherere Vertheidigungsstellung, als die von Napoleon gewählte Aufstellung hinter dem Gold-Bache. Der Durchschnittsführer hätte wohl auch die erstere ein-

genommen, den Feind zu einem Frontalangriff gezwungen und damit, wie Napoleon selbst sagte, eine gewöhnliche Schlacht gewonnen. Der Kaiser aber begnügte sich damit nicht, er wollte den Feind vernichten.

Darum ging er hinter den Gold-Bach zurück und gab seinen rechten Flügel preis, um den Feind in dem ihm bekannten Bestreben, diesen Flügel zu umfassen, und in seiner sorglosen Zuversicht zu bestärken. Er sieht die Fehler voraus, die der Feind machen wird, wenn er in die gestellte Falle geht, und darauf baut er seinen Plan auf.

Nur ein Feldherr, der sich seiner Ueberlegenheit an Einsicht und Willenskraft über den Gegner so bewußt war, wie Napoleon, konnte ein derartiges Spiel wagen. Das Bewußtsein der Ueberlegenheit hat Napoleon beständig in sich gefühlt, und es bildet sicher eine der stärksten Bürgschaften des Sieges.

Um Führerentschlüsse richtig zu würdigen und den tiefsten Ursachen dieser Entschlüsse nachzuforschen, muß man sonach versuchen, sich in die Führerseele zu versetzen, und die auf dieselbe wirkenden Eindrücke auf sich mitwirken lassen. Manches, was uns sonst schwer verständlich, wird dann erklärlich, man gelangt auf diese Weise auch zu einer gerechteren Beurtheilung der handelnden Persönlichkeiten. Man darf es z. B. nicht vergessen, was es im Jahre 1809 hieß, dem damals noch unbefiegten Napoleon, der heute noch Manchem als „der Kriegsgott selbst“ gilt, gegenüber zu treten, wenn man den Erzherzog Karl gerecht beurtheilen will. Daß er sich dem Banne der gewaltigen Persönlichkeit seines Gegners nicht ganz zu entziehen vermochte, erscheint erklärlich. Die Ergebnisse, die das kriegsgeschichtliche Studium in der angedeuteten Richtung liefert, sind um so bedeutungsvoller, als sie auf andere Weise kaum zu erreichen sind. Das Wirken der im Kriege sich entfaltenden seelischen Kräfte muß selbst erlebt und empfunden sein, und wenn das Geschick uns moderne Soldaten zu einem langen Friedensdasein verdammt, müssen wir den gerade in dieser Richtung fühlbaren Mangel an Kriegserfahrung einigermaßen dadurch auszugleichen suchen, daß wir die Ereignisse nacherleben.

Ein solches Nacherleben der Ereignisse und ein Versenken in die Persönlichkeiten großer Führer ist auch zur Bildung militärischer Charaktere förderlich.

„Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet,“ sagt ein Dichterwort. Erlernen lassen sich nun Charaktereigenschaften allerdings nicht, und mit dem bloßen Kopiren großer Vorbilder ist es nicht gethan, — wem die Gottheit nicht diejenigen Eigenschaften, die ihn zum Führer befähigen, ins Herz gelegt hat, der wird auch durch das fleißigste Studium der Kriegsgeschichte nie ein Führer werden; wo aber die Keime vorhanden sind, da werden sie durch dieses Studium

geweckt und mächtig gefördert. Der zu früh verstorbene Oberst Yorck v. Wartenburg schreibt in seinem Werke „Napoleon als Feldherr“: „Das Eindringen in die Gehirnkammer des Feldherrn, um dort das Entstehen der Entschlüsse zu belauschen, wird auch unseren Geist zu gleicher Thätigkeit schulen, da es uns zwingt, oft und angestrengt der Entwicklung großer Gedanken zu folgen. Die Begeisterung, welche daraus für einzelne Persönlichkeiten der Kriegsgeschichte hervorgeht, muß zu gleich hohem Streben anfeuernd wirken, und überhaupt ist Begeisterung der beste Erfolg jeden Studiums.“

Damit seien die Betrachtungen darüber abgeschlossen, was aus dem Studium der taktischen Erscheinungen der Napoleonischen Epoche militärisch gewonnen werden kann und in welcher Richtung die Ausbeute hauptsächlich zu suchen ist.

Ich wende mich unter Verfolgung des gleichen Zwecks den strategischen Erscheinungen zu.

Auch die Strategie ist veränderlich; denn auch sie steht im Banne veränderlicher Bedingungen und Verhältnisse. Jede Zeitepoche, fast jeder weltgeschichtlich bedeutende Krieg hat seine eigene Kriegsführung. Die Kriegsführung ist abhängig in erster Linie von den politischen und sozialen Anschauungen und Zuständen, dem ganzen Grad der Kulturentwicklung und den Charaktereigentümlichkeiten eines Volkes und einer Zeit. Hierdurch wird der Kriegsführung der charakteristische Stempel aufgedrückt.

Die Kriegsführung ist weiterhin abhängig von den Kriegsmitteln im weitesten Sinne, von den geographischen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes, und sie wird machtvoll beeinflusst durch die Persönlichkeit des die Epoche beherrschenden Genius.

Aber wenn auch der Gedankenflug des Genius die Schranken seiner Zeit und ihrer Anschauungen zu überwinden vermag, in seinem Handeln ist er an die unerbittliche reale Wirklichkeit, an die Bedingungen seiner Zeit gebunden.

Wenn Bismarck von der Wirksamkeit der politischen Persönlichkeit sagte: „Man kann das Schiff auf dem Strom lenken, den Strom selbst aber kann man nicht lenken,“ so gilt das Gleiche von der Feldherrnpersönlichkeit. Es scheint nothwendig, dies festzustellen, um die Ursachen in der Verschiedenheit der Kriegsführung eines Friedrich des Großen, Napoleon oder Moltke nicht in erster Linie in der Persönlichkeit dieser Feldherren zu suchen und nicht in den Irrthum zu verfallen, als habe Jeder dieser großen Feldherren sich sein „System“ — so, wie es die Epigonen hinterher aus seinen Thaten herausgefunden und auf seinen Namen getauft haben, — vorerst zurechtgelegt und dann nach ihm verfahren. Die großen Feldherren aller Zeiten haben sich von bestimmten Formen und Systemen unabhängig gefühlt. Das, was ihr „System“ genannt wird, ist vielmehr eine gewisse Gleichartig-

keit der Erscheinungen, die aber zum geringen Theile in der Eigenart der Feldherrnpersönlichkeit, zum größeren Theile in der Eigenart der Bedingungen, unter denen, und der Mittel, mit denen sie zu handeln hatten, begründet liegt. Ganz fruchtlos aber muß es somit erscheinen, solche Systeme in ihrer rein abstrakten Form, zumal, wenn sie sich zu Schlagwörtern verdichtet haben, einander gegenüber zu stellen und bezüglich ihres Werthes zu vergleichen.

Ohne gewisse feste Grundsätze haben allerdings auch die großen Feldherren nicht gehandelt, und in dem Sinne möchte ich das Moltkesche Wort vom „System der Aushülsen“ auffassen. Diese Grundsätze lagen zum Theil begründet in dem Urwesen des Krieges, zum Theil in den Bedingungen und Mitteln der jeweiligen Zeit. Erstere sind unveränderlich, die Letzteren dem Wechsel unterworfen. Es folgt daraus, daß die strategischen Grundsätze, die wir aus dem Handeln großer Feldherren vergangener Epochen entnehmen können, für gegenwärtiges strategisches Handeln nur soweit Gültigkeit besitzen, als die Bedingungen und Mittel sich nicht wesentlich geändert haben.

Welche Unterschiede in dieser Hinsicht zwischen der Napoleonischen Epoche und der Gegenwart bestehen, von welchem Einflusse dieselben auf strategisches Handeln sind, inwiefern demnach strategische Grundsätze aus Napoleonischer Zeit heute noch Gültigkeit besitzen, das festzustellen, sei Zweck der folgenden Untersuchung.

An der Stellung des Krieges im politischen Leben der Völker, an der Auffassung von seinem Wesen hat sich seit der Napoleonischen Epoche im Allgemeinen nichts geändert. Auch was das Wesen der Heere, die Wehrverfassungen anbetrifft, so stellen die heutigen Verhältnisse keinen grundsätzlichen Gegensatz, sondern nur eine Weiterentwicklung des schon in jener Zeit Angebahnten dar. Während daher zwischen Friedricianischer und Napoleonischer Zeit, was das Wesen der Kriegführung anbetrifft, eine unüberbrückbare Kluft besteht, hervorgerufen durch die elementaren Ereignisse der Revolution, die mit dem Sturz der alten politischen und sozialen Anschauungen und Institutionen auch das Heerwesen und die Kriegführung von Grund aus umgestaltete, hat heute der Krieg im Wesentlichen den Charakter beibehalten, welchen Napoleon auf dem Boden der Revolution, der Renaissance der Kriegführung, fußend, demselben zurückgegeben hat.

Die aus dem Charakter der Kriegführung sich ableitenden, grundlegenden strategischen Gesetze sind daher dieselben geblieben.

Wenn Napoleonische Kriegsgeschichte lehrt: Energie der Kriegführung, rücksichtslosen Kräftegebrauch und Vernichtungstendenz als oberstes Gesetz, Auffuchen der feindlichen Hauptmacht und sie schlagen, als erstes Ziel aller Operationen, der Stoß in das Herz des feindlichen Staates, als sicherstes Mittel, den Gegner dem eigenen politischen Willen zu unterwerfen u., so sind dies Gesetze, die auch für heute unbedingte Geltung haben.

In der Hinsicht fußt also die Strategie der Gegenwart auf der Grundlage der Napoleonischen Epoche. Was aber das Verfahren anbetrifft, mittelst dessen die Strategie diese großen, gleichgebliebenen Tendenzen zu verwirklichen suchen wird, so hat die heutige Kriegführung mit wesentlich veränderten Bedingungen zu rechnen.

Dieselben sind begründet: 1. In dem gewaltigen Anschwellen der Heereszahlen; 2. in der ganzen kulturellen Weiterentwicklung, insbesondere in der mächtigen Entfaltung des Verkehrswesens und den Schöpfungen, welche der gewaltige Aufschwung der Technik hervorgebracht hat.

Infolge dieser veränderten Bedingungen tragen zunächst die Feldzugs-eröffnungen ein wesentlich anderes Gepräge als in Napoleonischer Zeit.

Die ständige Kriegsbereitschaft, die schlagartig innerhalb weniger Tage sich vollziehende Entfaltung der Wehrkraft eines Staates mittels der Mobilmachung, die rapide Entwicklung gewaltiger Heeresmassen mittels des Eisenbahnaufmarsches an der Grenze sind Napoleonischer Zeit unbekannt; denn sie beruhen auf der seitdem so gewaltig gesteigerten Leistungsfähigkeit des Verkehrswesens, vornehmlich durch die Eisenbahnen.

Da die Napoleonische Epoche eine auf ständiger Kriegsbereitschaft beruhende Mobilmachung nicht kannte, so wurde, sobald die politischen Beziehungen zweier Staaten sich feindlich gestalteten, mit den Rüstungen angefangen, Waffen, Armeematerial beschafft, Rekruten eingestellt, auch wohl mit Truppenverschiebungen gegen die Grenze begonnen. Einen Vorsprung vor dem Gegner suchte man hauptsächlich durch möglichste Geheimhaltung dieser Maßnahmen zu erreichen, ein Beginnen, das bei den heutigen, unter dem Einfluß von Telegraph und Presse stehenden internationalen Verkehrsbeziehungen vergeblich wäre.

Diese Rüstungen, während deren die Diplomatie eifrigst arbeitete, nahmen gelegentlich Monate in Anspruch, bis dann die Politik zur Kriegserklärung schritt oder sich verständigte.

Heutzutage bilden Kriegserklärung, Mobilmachung, Aufmarsch und die ersten Operationen ein Ganzes, das sich auf zwei bis drei Wochen zusammen drängt.

Das Bestreben, dem Gegner im Heeresaufmarsche zuvorzukommen, die Operationen zu eröffnen und damit die strategische Vorhand zu gewinnen, ist auch bei Napoleon ersichtlich, aber jener Faktor, der den gegenseitigen Wettlauf heute aufs Aeußerste gesteigert, der bewirkt hat, daß man mit einem Vorsprung fast von Stunden rechnet, die Eisenbahnen, fehlte. Wie ganz anders wäre der Vorsprung, den Napoleon 1805 in den Rüstungen hatte, zur Geltung gekommen, wenn er seine kriegsbereite Armee aus dem Lager von Boulogne mittels der Eisenbahnen an den Rhein oder Neckar werfen konnte.

Der Vortheil des Vorsprungs im Aufmarsche und damit der Initiative wächst mit der Größe der Heeresmassen; denn die bei ihrer Führung und Bewegung sich ergebenden gesteigerten Schwierigkeiten werden von Demjenigen, der das Gesetz des Handelns diktiert, leichter überwunden als von dem, der es empfängt.

Zu größeren Verschiebungen nach vollendetem Aufmarsche fehlt es für die von Anfang an meist nahe gegenüberstehenden modernen Massenheere an Raum und Zeit, der erste Aufmarsch der Heere bildet auch die operative Grundlage für den ersten Zusammenstoß. Das Resultat der ersten großen Schlachten aber ist, wie 1866 und 1870 zeigen, bei heutiger Kriegsführung und der psychischen Eigenart moderner Volksheere von entscheidendem Einflusse auf den Ausgang des Feldzuges überhaupt.

Moltke selbst hat uns gelehrt, daß „Fehler im ersten Aufmarsche der Heere im ganzen Verlaufe des Feldzuges kaum wieder gut zu machen sind“. Das war in Napoleonischer Epoche, wie uns der Beginn des Feldzuges 1809 in Bayern zeigt, doch noch eher möglich.

Die planmäßige, detaillirte Friedensvorbereitung für Mobilmachung und Aufmarsch aber auf Grund der durch die modernen Wehrverfassungen und Verkehrsmittel geschaffenen Verhältnisse ist eine erst durch Moltke ins Leben gerufene Neuschöpfung.

In der Beziehung kann also die neueste Kriegsgeschichte allein Anhaltspunkte für die Gegenwart bieten.

Die für den Unterschied in der Art der Feldzugseröffnungen so bedeutungsvolle Entwicklung des Verkehrswesens hat auch das ganze Nachschub- und Verpflegungswesen von Grund aus umgestaltet. Ein Leben von den Mitteln des Kriegsschauplatzes allein ist bei heutigen Kopfszahlen, insbesondere in ärmeren Gegenden und bei Operationsstillstand, kaum möglich.

Der Nachschub an Verpflegungsmitteln, die Nachführung der bei heutiger Bewaffnung erforderlichen großen Munitionsmengen, die Heranschaffung der für Belagerungen nöthigen gewaltigen Lasten ist nur mit Hülfe der Eisenbahnen möglich.

Die Empfindlichkeit der Eisenbahnen gegen Zerstörungen einerseits, die Abhängigkeit moderner Heere von ihnen andererseits, scheinen dazu angethan, der Sicherung der rückwärtigen Verbindungen erhöhte Bedeutung, dem kleineren Krieg wieder ein reicheres Feld der Thätigkeit zu geben als in Napoleonischer Zeit.

Auch die Zahl und Organisation des bei der Armee befindlichen Fuhrwerks hat sich bedeutend verändert.

Für die künftige Einrichtung der rückwärtigen Verbindungen, die Ausgestaltung des Dienstes hinter der Front der Armee, kann somit Napoleonische Kriegsgeschichte wenig Anhaltspunkte liefern. Bestehen bleibt aber auch für heute jener wichtige Grundsatz, nach dem Napoleon, im Gegensatz

z. B. zu Erzherzog Karl, verfuhr, sich in den Zeiten großer Entscheidungen von allen hemmenden Rücksichten auf rückwärtige Verbindungen freizumachen, bei Beginn jedes neuen Operationsabschnittes aber der sicheren Basirung des Heeres die größte Sorgfalt zu schenken.

Was nun die Operationen selbst anbetrifft, so besteht, wie an anderer Stelle schon ausgeführt, bezüglich ihrer allgemeinen großen Ziele und Tendenzen Uebereinstimmung zwischen Napoleonischer Zeit und heute.

Bezüglich des Verfahrens aber zur Erreichung dieser großen operativen Ziele, der Art der Heeresleitung und der Heeresbewegungen, zeigen sich große Unterschiede.

Das Schlagwort: „Getrennt marschiren — vereint schlagen,“ genügt offenbar nicht, um den Unterschied zwischen Napoleonischer und heutiger Operationsweise ins rechte Licht zu setzen; denn auch Napoleonische Strategie folgte dem Prinzip der „Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Vereinigung“. Auch mit dem anderen Schlagwort „Vereinigung auf dem Schlachtfelde“, im Gegensatz zur „Vereinigung vor der Schlacht“, ist es nicht abgethan; denn mit Recht wird entgegengehalten, daß auch Napoleon gelegentlich getrennte Heeresheile erst auf dem Schlachtfelde vereinigte, so z. B. in der Schlacht von Bautzen, und daß andererseits auch Moltkeschen Operationsentwürfen die Vereinigung aller Kräfte vor der Schlacht nicht fremd war.

Wenn nun das Prinzip der „Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Vereinigung“ die Operationsweise Napoleonischer Epoche ebenso beherrscht wie die heutige, so liegt doch in der Handhabung dieses Prinzips ein großer Unterschied zwischen damals und heute.

Die Bedingungen für eine zweckmäßige Trennung und rechtzeitige Vereinigung haben sich verändert.

Diese Veränderungen beruhen: 1. In der Größe und Organisation heutiger Heere; 2. in den technischen Mitteln, welche der Fortschritt der Kultur zur Ueberwindung trennenden Raumes und zur Herbeiführung der Uebereinstimmung im Handeln räumlich getrennter Theile geschaffen hat, sowie in den Veränderungen, welche die Beschaffenheit der Kriegsschaupläze unter dem Zeichen des Verkehrs erfahren hat; 3. hauptsächlich auch in den veränderten taktischen Bedingungen, denn die Schlacht ist ja das Endziel aller Operationen und die Herbeiführung günstiger Bedingungen für die Schlacht ihr Endzweck.

Mit der Größe der Heere sind die Schwierigkeiten ihrer Bewegung und Verpflegung gewachsen, dieselben sind nur durch eine weitere Ausbreitung im Raume zu überwinden. Die Nachtheile enger Versammlung müssen sich bei heutigen Heeresmassen früher und stärker geltend machen als bei den

kleineren Heeren Napoleonischer Zeit. Mehr noch als damals kommt es deshalb heute darauf an, die Trennung so lange als möglich aufrecht zu halten, vor vorzeitiger Versammlung sich zu hüten.

Die nothwendig gewordene größere Entfaltung nach der Breite, unter Wahrung der Möglichkeit rechtzeitiger Vereinigung, wird erleichtert durch das reicher entwickelte Straßennetz, den höheren Grad der Wegsamkeit heutiger Mitteleuropäischer Kriegsschauplätze überhaupt.

Die Gefahren und Unzuträglichkeiten, die sich aus der Getrenntheit der Heerestheile ergeben, haben sich heute wesentlich verringert.

Die Schwierigkeit einheitlicher Leitung und rechtzeitigen, zielbewußten Zusammenwirkens getrennter Heerestheile und damit die Gefahr, in der Einzelung geschlagen zu werden, war in Napoleonischer Zeit hauptsächlich deshalb so groß, weil die Nachrichten- und Befehlsübermittlung so lange Zeit in Anspruch nahm; deshalb hinkten die Maßnahmen der obersten Leitung nur zu leicht den Ereignissen nach, und auch die Verständigung der einzelnen Theile unter sich versagte sehr oft. Standen dann an der Spitze der einzelnen Heerestheile wenig umsichtige und energische Führer, wie z. B. 1796 auf Seite der Oesterreicher, so konnte der Erfolg den raschen, energischen Operationen eines Bonaparte auf der inneren Linie nicht fehlen.

Heute bietet der Telegraph die Möglichkeit, das Hinderniß rascher Nachrichten- und Befehlsübermittlung, den trennenden Raum, nahezu auszuschalten und eine Uebereinstimmung des Handelns unter Verhältnissen zu erzielen, unter denen dies in Napoleonischer Epoche ausgeschlossen war. Die heutige Organisation des Feldtelegraphenwesens macht dabei von dem Telegraphennetz des Kriegsschauplatzes wesentlich unabhängiger, als es noch im Jahre 1870 der Fall war.

Daß dem telegraphischen Verkehr eine gewisse Unsicherheit und Empfindlichkeit anhaftet, daß dieses Mittel unter der Einwirkung von Naturereignissen und des Feindes nicht selten versagen wird, warnt zwar davor, sich zu ausschließlich auf dasselbe zu verlassen, und mahnt namentlich, den Telegraphendraht nicht zur Bevormundung der Unterführer zu mißbrauchen, die umwälzende Bedeutung dieses Verkehrsmittels für die Strategie bleibt jedoch bestehen.

Außerdem besitzt die höhere Führung heutzutage in Distanzreiter, Radfahrer, Eilmotor, Luftschiff, sowie in der verbesserten Ausbildung des Aufklärungs- und Meldewesens Hülfsmittel, um den Gefahren der Trennung zu begegnen, die der Napoleonischen Epoche versagt waren.

Weiterhin ist die Kriegsgliederung der strategischen Einheit, das Armeekorps, heute eine derartige, daß demselben hierdurch nicht nur eine gewisse operative Selbstständigkeit, sondern auch — im Zusammenhange mit heutigen Waffenwirkungen — ein wesentlich gesteigerter Grad von Widerstandskraft, namentlich auch infolge der reichen Artillerieausstattung, innewohnt.

Die Anforderungen an die Selbstthätigkeit der Führer der einzelnen Heeresheile bleiben immerhin noch große; daß denselben aber bei dem Stand heutiger militärischer Bildung entsprochen werden kann, lehren die Erfahrungen zweier siegreicher Feldzüge.

Die große Zahl der strategischen Einheiten heutiger Heere hat die Einschaltung einer weiteren Instanz zwischen diesen und der obersten Heeresleitung nöthig gemacht, den Armeeverband.

Napoleon hat auf einem Kriegsschauplätze immer nur mit einer Armee operirt, das Zusammenwirken mehrerer Armeen auf einem Kriegsschauplätze zeigt zum ersten Male das Jahr 1813 auf Seite der Verbündeten. Politische Verhältnisse und die Größe der Heere hatten zu dieser Maßnahme geführt.

Napoleon unterließ bekanntlich auch jetzt eine Eintheilung in Armeen, obwohl auch sein Heer bedeutend stärker war als in früheren Feldzügen. Aber es zeigte sich hierbei, daß die in einem Armeeverbände vereinigte Heeresmasse zu schwerfällig war, um ein so rasches Operiren auf der inneren Linie zu ermöglichen, wie das kleinere Heer von 1796.

In dem durch den Trachenberger Operationsplan geregelten Verfahren der Verbündeten sind die Anfänge heutiger Operationsweise zu erblicken, und aus den Ereignissen von Leipzig und Waterloo läßt sich bereits die Moltkesche Lehre ableiten, daß die Strategie das Höchste geleistet hat, wenn es ihr gelungen ist, die Armeen aus verschiedenen Fronten in das Schlachtfeld hereinzuführen.

Für die Art der Vereinigung des Heeres zur Schlacht sind die veränderten taktischen Bedingungen von maßgebendem Einflusse.

Diese fordern größere operative Beweglichkeit, größeren seitlichen Spielraum und damit Beibehalt einer gewissen Trennung bis auf das Schlachtfeld selbst; denn die Entfaltung heutiger Waffenwirkungen, insbesondere die Entwicklung heutiger Artilleriemassen, erfordert zwingend die Möglichkeit genügender Ausdehnung nach der Breite; weiterhin ergiebt sich aus der Aufrechthaltung operativer Beweglichkeit bis auf das Schlachtfeld am ehesten die Möglichkeit der Umfassung, durch Verschiebungen auf der Grundlinie, aus einmal bewirkter Versammlung, ist dieselbe meist nicht mehr erreichbar. Das umfassende Ansehen der Kräfte gegen die Entscheidungsstelle aber bildet bei heutiger Bewaffnung das wirksamste Führungsmittel zur Herbeiführung der Feuerüberlegenheit. Die Gefahr, bei solchem Verfahren selbst taktisch durchbrochen zu werden, ist bei der Stärke und zugleich Elastizität heutiger Feuerfronten ganz wesentlich geringer geworden. In enger Versammlung großer Heere aber liegt bei heutiger Bewaffnung die größte Gefahr.

Das Bisherige zusammengefaßt, ergiebt also heute im Gegensatze zu Napoleonischer Zeit: Die Nothwendigkeit und Möglichkeit weiterer Ausbreitung im Raume, die Vergrößerung der Nachtheile und Gefahren vor-

zeitiger und zu enger Versammlung, die Verringerung der Gefahren und Schwierigkeiten, die sich aus dem Zustand der Trennung der Heeresheile, die Erhöhung der Vortheile, die sich aus möglichst langer Aufrechterhaltung der Trennung ergeben und endlich die Forderung, den Heeresheilen auch im Zustande der Vereinigung Ausdehnungsfähigkeit und Beweglichkeit durch Behalt größerer seitlicher Abstände von einander zu sichern.

Die Art der Trennung und Vereinigung der Streitkräfte vollzieht sich also heute unter anderen Bedingungen und damit nach anderen Grundsätzen als in Napoleonischer Zeit. Manches, was unter heutigen Verhältnissen als „zweckmäßige“ Trennung erscheinen würde, mußte damals verhängnißvoll werden, und manche Vereinigung, die unter damaligen Bedingungen rechtzeitig war, mußte heute als vorzeitig bezeichnet werden.

Die für die Gegenwart gültigen operativen Grundsätze können also aus dem kriegsgeschichtlichen Studium Napoleonischer Epoche nicht mehr unmittelbar abgeleitet werden.

Es zeigt sich mithin, daß auch auf dem Gebiete der strategischen Erscheinungen unmittelbar für die Gegenwart gültige Lehren sich nur in beschränktem Maße aus dem kriegsgeschichtlichen Studium der Napoleonischen Epoche ableiten lassen.

Aber man darf wohl die Bedeutung kriegsgeschichtlichen Studiums nicht so eng auffassen, daß sein einziger Zweck darin bestände, unmittelbar Grundsätze, Lehren und Regeln für die Gegenwart und nächste Zukunft zu liefern.

Die Hauptbedeutung kriegsgeschichtlichen Studiums dürfte vielmehr in der Vertiefung des Verständnisses für das Wesen des Krieges und unseres Berufes liegen und in dem Sinne kriegsgeschichtliches Studium das werthvollste Mittel zur Bildung militärischen Urtheils und weiten Blickes sein.

Zu dem Zweck aber darf das kriegsgeschichtliche Studium sich nicht allein auf die neueste Kriegsgeschichte beschränken; denn es kommt darauf an, an einer Fülle wechselnder Erscheinungen, verschiedener Bedingungen und Verhältnisse den Geist zu bilden.

Mit Hülfe eines derart erworbenen Urtheils dürfte es dann auch am besten gelingen, den Verhältnissen der Gegenwart vorurtheilsfrei gegenüberzustehen, die Gefahr einseitiger Auffassung der Erscheinungsformen der jüngsten Vergangenheit zu vermeiden und zwischen der Scylla „Systemlosigkeit“ und der Charybdis „Schematismus“ hindurch zu steuern; damit wird auch der Blick freigemacht für die Anforderungen, welche die Zukunft stellt, und die Grundlage gesicherter Weiterentwicklung geschaffen.

Ich habe schon an früherer Stelle versucht anzudeuten, wie von solchen Gesichtspunkten ausgehend auch das Studium der taktischen Erscheinungen der Napoleonischen Epoche Werth gewinnt, und dies gilt noch viel mehr von dem höheren, dem strategischen Gebiete.

Und wenn ich mir erlaubt habe, auf die Ergebnisse aufmerksam zu machen, welche die Berücksichtigung des psychologischen Moments beim Studium der taktischen Erscheinungen liefern kann, so möchte ich das Gleiche bezüglich der strategischen Erscheinungen gelten lassen.

Bei der Forschung nach den letzten und Hauptursachen, ebenso wie für den Erfolg in der Schlacht, so auch für den im Kriege, treffen wir fast immer auf seelische Faktoren.

Den Grund z. B., warum Napoleon 1813, 1814 und 1815 unterlag, möchte ich keineswegs allein in seiner schließlich etwas einseitigen Bevorzugung innerer Linien, in dem übertriebenen Bestreben „Massen zu bilden“ erblicken, sondern in der an anderer Stelle geschilderten Entwicklung seiner Persönlichkeit und in den seelischen Kräften, die ihm in diesen Feldzügen auf Seiten seiner Gegner, namentlich der Preußen, in Führern und Heer entgegentraten.

Es erübrigt nun nur noch das zusammenfassende Gesamturtheil bezüglich der Bedeutung des kriegsgeschichtlichen Studiums der Napoleonischen Epoche zu geben. Es lautet:

Als Grundlage für die unmittelbare Ableitung für die Gegenwart gültiger taktischer und strategischer Grundsätze kann das Studium Napoleonischer Kriegsgeschichte nur in beschränkter Weise in Betracht kommen, jedenfalls muß hierbei mit größter Vorsicht verfahren werden; dann aber lassen sich auch für diesen Zweck, namentlich auf strategischem Gebiete, manche auch heute noch sehr wohl verwerthbare Resultate ziehen.

Der hohe Werth, der sich aus dem Studium für den Einzelnen, der sich damit befaßt, ergibt, ist die Gelegenheit zur Bildung geklärten militärischen Urtheils und weiten Blickes und die reiche Anregung für eigene militärische Charakterbildung.

Ein tieferes Eindringen in das Wesen heutiger Kriegsführung scheint mir ohne nähere Bekanntschaft mit Napoleonischer Kriegsgeschichte schwer denkbar; denn die Napoleonische Epoche bedeutet, wie schon erwähnt, die Renaissance der Kriegsführung und damit die Grundlage für heutige kriegerische Entwicklung.

Eins aber, was wir aus der Geschichte jener Zeit herauslesen, scheint besonders werth zu beachten und fest zu halten, es ist die rücksichtslose Energie der Kriegsführung, wie sie jedes Blatt Napoleonischer Kriegsgeschichte predigt.

Die Betonung gerade dieser Seite scheint nicht überflüssig mit Rücksicht auf gewisse Tendenzen außerhalb der Armee, die sich humanitäre nennen, in Wirklichkeit ein Produkt der Erschlaffung und Verweichlichung sind, wie sie als Begleiterscheinung rasch fortschreitender Kultur und langen

Friedens aufzutreten pflegen; dann aber auch mit Rücksicht auf die Aufgaben, die unseres Heeres vorausichtlich im nächsten Kriege harren.

Mit der Ueberlegenheit, nicht nur in numerischer Hinsicht, wie sie uns 1870/71 in von Anfang an siegverheißender Weise zu Gebote stand, können wir nicht mehr rechnen. Wir werden es schwerer haben, und um in der schwierigeren Situation zu bestehen, werden höhere Anforderungen, schwerere Prüfungen an die Energie und Fähigkeit von Führer, Armee und Volk herantreten.

Die Möglichkeit liegt nicht fern, daß wir Krisen zu bestehen haben werden, wie wir sie nur in der Geschichte der Napoleonischen Epoche finden. Wenn aber dann der Geist unbeugsamer Energie, wie er uns in der Persönlichkeit Napoleons verkörpert entgegentritt, wenn der Geist des unbedingten Siegenwollens und Siegenmüßens, wie er die Preussischen Heere in den Befreiungskriegen beselte, das Offiziercorps durchdringend auf die Armee sich verpflanzt und damit den breiten Schichten unseres Volksheres erst das rechte Rückgrat verleiht, dann dürfen wir hoffen, daß auch in Zukunft unsere Fahnen siegreich sein werden.

Mit dieser, wie ich glaube, wichtigsten Nutzenanwendung des Studiums Napoleonischer Kriegsgeschichte beschließe ich meine Betrachtungen über das Thema. —

Dasselbe hat es mit sich gebracht, daß ich mich gelegentlich auf Gebiete und an Fragen heranwagen mußte, deren einwandfreie Behandlung gereifteres Urtheil erfordern würde, und vermessen mag vielleicht der Versuch des in der Niederung Stehenden scheinen, in das Wesen der Hochregionen unseres Berufes eindringen zu wollen.

Man möge es der mächtigen Anziehungskraft dieser Hochregionen zu Gute halten, wenn der Blick auch des jungen Soldaten zu ihnen emporzufliegen magt.



Allerlei Gedanken und Bedenken über den Festungsbau und Festungskrieg.

Von

J. Scheibert,

Major j. D.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Allgemeines.

Die Befestigungskunst hat es nur mit der Defensivive zu thun.

Der Einfluß dieser Kunst auf die Offensive ist ein so seitlicher und geringfügiger, daß man bei einer Untersuchung der Unterstüzungen, die die Kriegführung durch die Festungen jetzt erhält, die Angriffskriegführung außer Acht lassen kann.

Die Defensivkriege.

1. Ein Reich darf sich nur in einen Krieg verwickeln lassen, wenn dessen Regierung die Ueberzeugung hat, siegen zu können. Siegen kann sie nur, wenn sie fähig und willens ist, den Krieg angriffsweise zu führen.

2. Diese Nothwendigkeit ist heute um so schwerwiegender, als die Kriege meist Kämpfe um die politische Existenz sein werden, deren Durchführung unmittelbar an der Kraft des Reiches nagt, und als bei den inneren Verhältnissen in den Staaten des Kontinents — man denke an die Kommune! — jeder langwierige Krieg auch den Zusammenbruch der Reiche im Gefolge haben kann.

3. Einen Defensivkrieg a priori führen zu wollen, ist daher ein politisches Vergehen!

4. Umstände können einen Defensivkrieg aufdrängen,
wenn politische Fehler gemacht sind,
wenn eigene Kraft überschätzt wird,
wenn ein Krieg aufgezwungen ist,
wenn Krieg gegen zwei Fronten geleistet werden muß.

Das Absonderliche dabei ist, daß — da immer eine Partei defensiv kämpft — es ebenso viel Defensivkriege giebt, als überhaupt Kriege ausgesprochen werden.

5. Die Kriegsgeschichte lehrt, daß meist die numerisch Schwächeren sich passiv=defensiv schlagen, in welchem Falle die Befestigungskunst zu Worte zu kommen pflegt.

6. Es ist aber ein Grundfehler, sich in solchen Fällen auf sie zu stützen; denn da die Kraft jedes Stoßes das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit ist, so muß logischer Weise überall da, wo die Masse geringer ist, die Geschwindigkeit erhöht werden, um zu derselben Stärke des Stoßes zu gelangen.

7. Der große, in der Geschichte nur zu häufig zu beobachtende Fehler ist eben, in solchem Falle die Truppen hinter Werken zu vergraben, gar hinter Linien zu sichern und damit „kalt zu stellen“.

8. Jede Linie ist zu umgehen oder zu durchbrechen.

In Deutschland und den Grenzreichen giebt es weder Gebirgs- noch Stromlinien, die nicht zu umgehen oder zu überschreiten wären, wenn die technischen Truppen ihren Dienst verstehen.*)

Der Angreifer überwindet durch energische Taktik die militärischen, der Pionier durch die Technik die technischen Hindernisse.

9. Die große Gefahr der Stellungendefensive in großem Stile ist die, daß, wenn die Linie umgangen oder auch nur an einer Stelle durchbrochen ist, nicht nur die Linie verloren, sondern nur zu oft der ganze Feldzugsplan gescheitert, die Moral der Truppen auf das Schwerste geschädigt ist, ja der Krieg mit diesem einen Erfolge entschieden sein kann, während ein zurückgeschlagener Angriff keineswegs vernichtend auf die Armee wirkt. Die Offensive ist ein geschmeidiges System voller Ellenbogenfreiheit; die Defensive ein mehr hölzernes System, das zerbrechbar ist.

10. Kein Großmeister der Kriegskunst hat seine Vorbeeren hinter Verschanzungen und an der Spitze kaltgestellter Truppen sich geholt.

Der meisterhafteste Vertheidigungsfeldzug, der vielleicht je geführt worden ist, war der Napoleonische von 1814; dieser aber war ein Folgen von Schlägen auf Schläge. Selbst die Buren mit ihrer radikalen Offensive, die sie seit ihrer Reorganisation durch Louis Botha (Oktober 1900) annahmen und nach einheitlichen Plänen durchführten, haben zehnfach überlegenen Gegnern, die sich schließlich in Blockhäusern verschanzten, den Krieg unerträglich zu machen gewußt. Was wäre aus dem Feldzuge geworden, wenn die Buren in Stellungen sich freiwillig zum Opfer gebracht hätten?

*) Selbst über den mehrere Kilometer breiten Lijnsfjord, aus dessen Gewässern sämtliche Fahrzeuge von den Dänen an das nördliche Ufer geschleppt worden waren, konnte der Uebergang in demselben Augenblicke beginnen, in dem der erste Infanterist an dem Wasser anlangte. Das Oberkommando hatte aus allen umliegenden Gewässern schon rechtzeitig die Boote gesammelt, die auf Hunderten von Fahrzeugen den Truppen folgten.

11. Nichts ist verlockender für die Theorie, als die Führung eines Stellungskrieges, deshalb sehen wir in den Perioden militärischer Halbheit nur zu häufig die „Kordonsysteme“ festen Fuß fassen. Jedoch selbst für Zeitdauer ist der hinter Stellungen geführte Defensivkrieg das gefährlichste Beginnen, weil es heißt, den Feldzug in Frage stellen, da ein Red das Fahrzeug zum Sinken bringt.

12. Aus diesen Gründen ist die permanente Befestigung von größeren Kriegstheatern eine Versündigung an dem eigenen Lande. So etwas können Belgien und Holland bei ihren kurzen Grenzen wagen, kein offenes Reich darf dieses thun, ohne Unheil heraufzubeschwören.

13. Etwa permanent ausgeführte Werke an den Grenzen, auch régions fortifiées, haben den Nachtheil, daß sich Mittelgut, öffentliche Meinung zc. (auch in der Armee!) an sie kettet.

Das Mitgefühl, das dahin drängt, man dürfe doch die braven, vorne isolirt kämpfenden Kameraden nicht im Stiche lassen, ist gewiß menschlich und kameradschaftlich. Wohin führt es jedoch? Meist zu thörichten Maßnahmen, von denen wir aus der Neuzeit nur folgende aufzählen: Den Marsch Mac Mahons, um Bazaine aus der selbstgewählten Falle zu erlösen; ferner den Vorstoß Bullers am Tugela, um White aus seiner ebenfalls selbstgeschaffenen Lage zu befreien. In beiden Fällen wurde eine Thorheit auf die andere gesetzt, und in beiden waren die öffentliche Meinung und selbst die Stimmungen in den Armeen auf Seiten der Thorheit.

14. Dieses im Frieden schon eingeleitete Ankleben an Punkte (besonders an den Grenzen), die mit der großen Aufgabe der ersten strategischen Entwicklung in gar keinem Zusammenhange stehen, ist daher noch gefährlicher als das vielbeklagte „Kaltstellen“ von gerade in der Defensiv doppelt nöthigen Kampfkräften; weil es den ersten, großen strategischen Aufmarsch in Fesseln schlägt.

15. Nachdem in der Taktik endlich gottlob die Ueberzeugung durchgedrungen zu sein scheint, daß vorgeschobene Posten, die man nicht halten will, auch nicht zu besetzen, sondern nur zu beobachten sind, weil sonst der Kampf sich auf Räumen abspielt, in denen man nicht fechten will, so sollte deshalb strategisch mit viel größerem Nachdrucke durchaus abgelehnt werden, Stätten zu befestigen, die sich nicht selbst vertheidigen können. Solche groß angelegten Plätze, die sich selbst vertheidigen können, verschlingen aber viele Truppen, die unnütz stehen, wenn der Feind sie nicht angreift, was zu thun ein richtiger Feldherr sich wohl hüten wird. Es geht daraus hervor, wie vorsichtig man mit dem Bau von größeren Festen sein muß.

16. Es kann in der That politische Motive geben, die es wünschenswerth machen, Plätze als Pfandobjekte in der Hand behalten zu wollen; allein die Betrachtung, daß von der Feldschlacht schließlich das ganze Wohl und Wehe des Landes abhängt, muß die Frage erwägen lassen, ob der Abgang

der in der Festung gebannten Kräfte irgend welchen nachtheiligen Einfluß auf den Erfolg im Felde haben könnte. Ist ein solcher nachtheiliger Einfluß zu bejagen, lasse man die Hand davon.

Ueber den Werth der Befestigungen im Innern des Landes ist Folgendes*) festzustellen:

1. Die Festungen erfüllen den Zweck, große Depotplätze zu sein nicht mehr. Die Verpflegung ist mobilisirt durch die Bahnen.

2. Die Festungen erhalten dem Staate weder Besatzung, noch das Kriegsmaterial. Beides lagert dort unnütz.

3. Die nicht angegriffenen Festungen thun der Wehrkraft des Vertheidigers mehr Eintrag als der des Angreifers.

4. Die Festungen halten den feindlichen Strom der Invasion nur da zeitlich auf, wo sie an Hindernissen und Bahnen gelegen sind, deren Umgehung durch Eisenschienen eine größere Zeit beansprucht, als die Existenzsicherung der vorbeimarschirenden Armeen dieses erfordert.

Der Defensivkrieg in lose besetzten Stellungen.

1. Diese haben den Vortheil, daß sie nicht gehalten werden müssen, sondern, da sie rückwärts offen sind, verlassen werden können (siehe den von mir im Militär-Wochenblatt Nr. 62, 1900, niedergelegten Aufsatz).

2. Auch diese Stellungskämpfe dürfen nur mit Vorsicht gehandhabt werden, sie legen den Flügel, der sich ihrer bedient, lahm! Oft die ganze Initiative.

3. Nur um Truppenabzüge zu decken oder um kurze Fristen zum Herankommen von im Marsche befindlichen oder mobilen Hülsen zu schaffen, sind solche Stellungen rationell, sonst soll jeder Truppenführer froh sein, wenn er seine Leute wieder im Gange und damit in der Hand hat.**)

*) Leser, die sich genauer hierüber belehren wollen, verweise ich auf die weitläufigeren Auseinandersetzungen in dem 3. Theile meiner „Streiflichter“.

***) Der Meister in der Kunst, sich in solcher Art zu wehren, ist bekanntlich General N. E. Lee gewesen; dennoch hat er sicherlich das Gefühl gehabt, daß es die letzte „Neige“ war. Daß sein Eingehen in die „improvisirten“ Linien von Petersburg das Ende sei, hat er sogar ausgesprochen. Ein rechtzeitiger Friede wäre vor dem Beginne des Stellungskrieges das Nationalste gewesen; allein ebenso wie im Burenkriege gab es in jenem Bürgerkriege keinen Frieden, sondern nur Wahl zwischen Sieg oder Untergang.

Der Stellungskrieg hätte auch in Virginien einen größeren Sinn gehabt, wenn Lee nur Zeit gewinnen wollte, etwa um Verstärkungen abzuwarten zc. Lee hatte aber den festen Auftrag, „Richmond zu vertheidigen“, wodurch seine kühne Energie gefesselt war. (Diese ewig verderbliche Fesselung an Räume, die so viel Unheil erzeugt hat.) Nach seinem Wunsche wäre er in die Berge gegangen und hätte, wie später De Wet und Botha den Krieg mit den unentwegt erfolgreichen Mitteln der „Beweglichkeit und Schnelligkeit“ geführt.

Der Festungsangriff.

Jeder Angriff besteht aus der Dreitheilung: Erkundung (Einleitung), Durchführung und Verfolgung. Der dritte Akt fällt bei Angriffen auf Festungen bekanntlich in den meisten Fällen fort.

So lange die Technik uns nicht die Wege weist, die Festungen (feste Stellungen) in dem Zeitraume von zwei bis drei Monaten unfehlbar zu nehmen, giebt es nur den gewaltsamen Angriff. Denn —

Einmal wäähren die Kriege der Neuzeit, die an dem Marke des Landes zehren, nur so lange, bis eine Macht erschöpft ist. Der Krieg in Südafrika z. B. kostet täglich 4 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark, ein Europäischer zwischen Großmächten stellt die zehn- bis zwölfwache Masse an Heeren auf und würde — da die Transportkosten sich verringern — etwa 30 Millionen pro Tag, jeden Monat also gegen eine Milliarde verschlingen.

Dieses einfache Faktum weist allein schon jede Gemächlichkeit bei der Durchführung entschieden ab, und damit ist der sogenannte „förmliche Angriff“ in seiner jetzigen Gestalt, der vier bis sieben Monate für die Besetzung einer Festung verlangt, von der Kriegskunst ausgeschlossen.

Der gewaltsame Angriff.

Er ist für die Wissenschaft und das Handwerk eine Thorheit; der Kriegskunst ein vertrauter Gefährte.

Man wird eine feste Stellung daher nur angreifen, wenn die Opfer des Erfolges werth sind. Diese Opfer machen sich jedoch nur dann bezahlt, wenn durch Wegnahme der Festungen ein Hinderniß für den Bewegungskrieg weggenommen wird. Der bloße Besitz des Platzes (bezw. Pfandes) ist solcher Opfer nicht werth. Je mehr Besatzungen in diesen Orten „falt gestellt“ sind, mit desto ruhigerem Gewissen kann der Angreifer sie liegen lassen.

(Die Bausteine zur Führung solcher gewaltsamer Angriffe sind in den folgenden Abschnitten gegeben.)

Die Moral.

Eine nicht zu umgehende Schattenseite der reinen Wissenschaft des Krieges, sowie des Kriegsspiels, der Theorie, der oft so breit sich machenden „Lehrhaftigkeit“, so fördernd alle diese Dinge zur Einführung in das Handwerk sind, ist, daß alle diese Lehrmittel die „Moral“ nicht in Rechnung ziehen können, jene Moral, die nach dem Ausspruch Napoleons den halben Sieg erkämpfen hilft.*) (Wir verweisen die Leser auch auf den Vortrag des Obersten v. Schack im 6. Beiheft des Militär-Wochenblatts 1901.)

*) In hohem Grade interessant in dieser Beziehung sind die neuesten Publikationen Fabrens, der nachweist, daß nicht nur die Taktik der Armee Bonapartes schon Eigenthum der Französischen Infanterie war, sondern daß Scherer denselben Plan, den Bonaparte in Italien zum siegreichen Austrage brachte, bereits vorher ausgearbeitet hatte. Er war eben kein Bonaparte.

Wie jeder Mensch versauert, der nichts zu thun oder zu verantworten hat, wie selbst große schneidigste Führer, sobald sie den Säbel ganz aus der Hand legen müssen, oft verkümmern, so verdrocknet auch der Kampfesmuth jeder Truppe hinter den Brustwehren.

Die Defensiv ist nicht nur steifer (hölzerner, knöcherner), sondern auch viel verwickelter als die einfache, geschmeidige Offensive, der selbst ein Rückschlag nur Wunden schlägt. Alle Defensivmanöver müssen nämlich, wenn sie gar mit Angriffsbewegungen verquickt werden, meist auf eine Anzahl „Möglichkeiten“ berechnet werden, die, wie die Geschichte nachweist, ohnedies fast nie eintreffen.

Wird nun, wie oben angedeutet, gar eine Defensivstellung auch nur an einer Stelle durchstoßen oder umgangen, so ist der ganze Plan durchkreuzt, in den Augen der Truppen ein großer Fehler gemacht, die „Moral“ dahin!

Wie grell sticht diese Komplizirtheit der Defensiv von der Einfachheit der Offensive ab, die volle Freiheit hat, Zeit und Ziel des Angriffes anzugeben, und die damit jenes Sicherheitsgefühl bei den Truppen erweckt, das sich, wie die letzten Kriege zeigen, im Gebahren und Empfinden selbst des letzten Trainisolbaten widerspiegelt.

Blicken wir in die Geschichte zurück. Welchen Eindruck hätten die alt-preussischen Grenadiere gehabt, wenn ihr großer König seine Erfolge hinter Deckungen und Panzerscharten hätte erkämpfen wollen?

Wie riß der Geist der Offensive die braven Reiter bei Bobositz fort, die Garde bei Eblum, die Westfalen bei Spicheren und die Märker bei Bionville zc.

Die Defensiv kann dies bei keiner Vollbluttruppe leisten! Mit ihr hat der Rechenmeister sein Lineal angelegt, mit ihr wird die königliche Kunst zum Handwerk, der Krieger zur Maschine, die Begeisterung macht dem kalten Kalkül Platz — und die „Moral“?

Entbehrungen, Hunger und Durst, die beim Vorgehen mit Hingebung ertragen wurden, wirken schwerer auf die Mannschaft ein, wenn an der Stelle vorwärtstreibender Führer die kalte Drangsalirung eines meist langweiligen Dienstes tritt, der keine Mittel hat, die höchsten Eigenschaften des Mannes zu wecken. Theoretisch wird zwar unaufhörlich betont, daß man in solchen Defensivlagen die „Offensive nicht vergäße“; aber sehen wir diese nicht in Metz, Sedan, Paris (bis auf einige für den Pöbel arrangirte Paradeausfälle) völlig einschlummern?

Sagt Shakespeare doch über die „Reflexionen“ mit Recht:

„Thus the native hue of resolution is sicklied o' er with the pale cast of thought, and enterprises of great pith and moment — turn their current awry and lose the name of action!“

Ja, die „Lehre“ und der „Gedanken Bläse“ haben aus allen gewaltjamen Ideen ein förmliches Schreckgespenst gemacht, vor dem der Techniker die Augen schließt, dem der Soldat aber ruhig ins Auge blickt; jedes Gespenst, auch dieses, verliert seine Furchtbarkeit, wenn man es fest anpackt.

Die Führer.

Die Männer, die sich gegen den gewaltjamen Angriff heftig sträuben, haben völlig Recht. Es liegt ein Kern Selbsterkenntniß darin, der keineswegs tadelnswerth ist. Es giebt viele recht geschickte Leute, auch viele Scherers, aber nur wenige Bonapartes! Jene Autoren rechnen mit dem durchschnittlichen Mittelgut; mit diesem kann man heute aber keine Feldzüge gewinnen; die Kriege verlangen von Jahrhundert zu Jahrhundert größere Energie ihrer Führung.

Die Führer dürfen vor Allem keine „Halben“ sein, die ein Schema oder eine festere Direktive brauchen, um ihr Handeln zu bestimmen, sondern feste Charaktere; welcher Waffe sie auch angehören mögen.

Sie dürfen aber nicht plötzlich vor ein Räthsel gestellt werden, das sie lösen sollen. Man gebe ihnen alle nur mögliche Gelegenheit, sich über den Angriff und über den Bau, besonders der feindlichen Festungen völlig zu orientiren. Man halte sie jedoch fern von allen sogenannten Belagerungsübungen, in denen der förmliche Angriff schematisch durchgeführt wird, lasse sie dagegen allen Versuchen mit Sprengmitteln, auf den Schießplätzen, mit Sturmwerkzeugen beiwohnen; mache sie mit der Natur der feindlichen Werke, den Panzern schweren Kalibers bekannt. Dann werden sie selbst auch darauf dringen, daß schon in Friedenszeit die Kenntniß der etwa anzugreifenden feindlichen Festungen gefördert wird, weil diese Kenntniß eine Nothwendigkeit und deren Geheimhaltung und Verstecken in Archiven ein Hinderniß ist, das in keinem Verhältnisse zu dem Nachtheile steht, daß die Führer und Truppen gegen unbekannte Größen kämpfen müssen. Wie hob sich das Sicherheitsgefühl der Truppen vor dem Sturme von Düppel, als wir ihnen die Gräben aushoben und sie durch Hindernisse laufen ließen, die ähnlich denen gestaltet waren, welche die Dänen angelegt hatten. Der Schrecken vor Gespenstern war vorbei, spielend wurden die Schanzen genommen.

Je tiefer der Führer in die Kriegsgeschichte bringt, je mehr er sich mit den Mitteln zum Angriffe beschäftigt, desto mehr wird er sich davon überzeugen, daß der feste Glaube und damit der ebenso feste Wille zu siegen, die kühne Entschlossenheit und der moralische Impuls den Vertheidiger überwinden werden, daß in dem Infanteriegewehr gegen die Menschen, in der Dynamitpatrone, mit der man den Panzern in der Nähe tödliche Wunden beibringen kann, eine große Kraft steckt; auch daß die Ungeheuer schweren Kalibers mit jedem Schritt an Furchtbarkeit verlieren, den man ihnen näher auf den Leib rückt.

Beim Studium der Armirungen und der Zustände in den Festungen bei Ausbruch eines Krieges wird es ihm klar werden, wie die Werke, Zugänge u. s. w. aussehen, wieviel mit Wasser gekocht wird, daß in allen Festungen (ähnlich wie beim Ausbruche von Feuer in kleinen Orten, wo viele Schläuche undicht, Spritzen defekt zc. sind), so manche Rücke klappt; genug, er wird erkennen — er studire die Geschichte der letzten 300 Jahre —, daß sich bei baldigem Anrücken des Angreifers Vieles noch in hilflosbedürftigem Zustande befindet. Wenn er die Friktionen, die in solchem Plage und in solchen Zeiten sich zeigen, durcharbeitet, erhält er auch ein richtiges Bild von der mangelnden Organisation der Besatzung, die unter dem Kommando von wenig zureichendem Führerpersonal steht, der man daher mit energischeren Maßregeln zu Leibe gehen darf als den regulären Feldtruppen.

Andererseits muß er ersehen, daß die Entwürfe zu solchen Angriffen eine größere Geistesarbeit verlangen als die Inangriffnahme eines Angriffes nach dem Schema. Schon die Durcharbeitung der mißlungenen Verennungen der letzten Feldzüge wird ihm zeigen, wie vielerlei er vorzubereiten und zu bedenken hat, um sich den Erfolg zu sichern.

Er wird aus der Kriegsgeschichte gelernt haben, daß es nöthig ist, den einzelnen Truppen ganz bestimmt begrenzte Ziele anzuweisen, die sie um jeden Preis zu nehmen und zu halten haben, indem er für weitere Unternehmen andere Gruppen fest bestimmt.

Als Soldat weiß er, daß er außer Feuer- und Stoßkraft, die Nacht, Dämmerung, Nebel, Scheinmanöver, irreführende Gerüchte zc. für seine Zwecke ausnützen muß.

Er weiß als Taktiker, daß er nie zu stark sein kann; daß die Versuche, die Perthes vor Belfort zu nehmen, nur an der mangelnden Kraft der zu klein bemessenen und ohne Reserve gelassenen Truppen, die Vorstöße gegen Missunde nur an der Unerfahrenheit der Führung, daß der letzte Sturm auf Plewna an der mangelnden Herzhaftigkeit der Russischen Oberleitung, die sofortige Einnahme von Sebastopol an der Unkenntniß der Verhältnisse, die von Düppel an der Kriegsungewohntheit der Preußen gelegen hat und daß die Unterlassung der gewaltsamen Wegnahme von Straßburg nur daran lag, daß man die Festungen als Schöpfungen ansah, denen man nur mit der „Kabbala“ des förmlichen Angriffes gegenübertreten dürfe.*)

Wie in der Dichtung „Kampf mit dem Drachen“ müssen Führer und Truppen erst an den Nachbildungen des gefürchteten Wesens dessen Blößen erkennen, müssen lernen, den Panzern zu Leibe gehen, etwa ähnlich den Römern, die den anfänglich gefürchteten Elephanten des Pyrrhus schließlich furchtlos entgegentraten. Sie müssen versuchen, den Geschützen die Bedienung zu nehmen, ohne welche sie todte Wesen sind, wissend, daß diese Geschützbedienung

*) Die nähere Begründung dieser Behauptungen findet man in meinen „Streiflichtern“, die bei Luchardt erschienen sind.

selbst aus menschlichen Wesen besteht, die ebenfalls Nerven haben und sicherlich nicht bessere, als die des durch die Initiative animirten Angreifers. Ferner müssen sie den Spruch des alten Jackson, der nie eine Schlacht verlor, bedenken: „Mystery is half the victory“.

Endlich muß man sich immer wieder daran erinnern, daß es genügt, die Defensivse an einer Stelle zu durchstoßen, um das Gebäude zum Wanken zu bringen; geschehe dieses nur durch Wegnahme eines Forts, eines Sperrwerks oder durch eine gelungene Umgehung.

Die Durchführung.

Ideal, wenn auch kaum durchführbar, wäre es, wenn die Oberführung schon im Frieden wissen könnte, welche feindlichen Werke beim Beginne des Krieges unter allen Umständen genommen werden müßten, und wenn die dazu nöthigen Organe schon rechtzeitig an ihre Aufgabe gewöhnt würden.

Eines aber ist unerläßlich, daß es den Führern (und Truppen) zum Bewußtsein gebracht wird, daß (wie ich es seiner Zeit in den „Streiflichtern“ schon des Breiteren auseinandersetzte) nur die „Kontinuität“ des einmal begonnenen Angriffes gewisse, sichere Erfolge verspricht. Je zuversichtlicher der Angreifer anpakt, je zäher er an den errungenen Vortheilen festhält, je unnachgiebiger er die Vortheile weiter pouffirt, desto mehr sinkt Schritt für Schritt der Muth der Vertheidigung. Oft genügt bei allgemeiner beiderseitiger Abspannung ein kleiner energischer letzter Stoß, um die Sache in Gang zu bringen und den Gegner zu erschüttern, der, wie die Kriegsgeschichte zeigt, einmal demoralisirt, nun ein leichtes Spiel der Waffen seiner Verfolger, eine Beute des gewonnenen Uebergewichtes wird.

Nur über diesen Berg kommen! Das ist die Aufgabe. Dann rollt man drüben mit dem Gegner vereint den Abhang herab.

Da die Truppe dies in einem Athem nicht leisten kann, so schiebe man Reserve hinter Reserve vor, und wenn man solche durch besondere Beförderungsmittel heranbringen sollte, damit sie rechtzeitig und frisch herankommen.

In dem Augenblicke dagegen, in dem der Angriff eine Pause macht oder auch nur ein Nachlassen eintreten läßt, besonders aber, sobald er sich gar eingräbt, giebt er das Meiste von dem verloren, was er an moralischem Uebergewicht in schwerem Ringen sich erkämpft hat. Da der Vertheidiger sich von der Erschütterung wieder erholt und das sittliche Gleichgewicht wiederfindet, so muß beim nächsten Fortfahren der Vorbewegung der Angreifer gewissermaßen die ganze Leiter moralischer Steigerungen, die er bis dahin durchführte, fast von vorne wieder beginnen.

Daß in der That einzig und allein die Moral es ist, die den Sieg davonträgt, beweist schwarz auf weiß der Umstand, daß die Kriegsgeschichte Bajonett-„Kämpfe“ kaum aufzuzählen vermag, obgleich unzählig viel Bajonett-„angriffe“ stattgefunden haben, ja trotzdem kein Sturm gelungen ist, zu

dem nicht die blanke Waffe den Weg bahnte! Warum (fragte ich schon früher einmal) droht der nachgebende Theil nicht selbst mit dem Bajonett, da dieses doch so unschädlich ist? Weil eben die Moral fehlt; sie ist in dem Abzingen um den Erfolg in die Hände des Tapfersten gelangt, drüben verloren gegangen.

Der Angriff muß, wie gesagt, den Weg bis zum endlichen Ziele doch einmal durchschreiten. Thut er dieses in einem Zuge, so wächst gewissermaßen in geometrischer, potenziirter Proportion von Schritt zu Schritt das Uebergewicht des Vorwärtsgehenden. Hält er ein, so hat er es nicht mehr mit einem verwirrten Gegner zu thun, dessen Hand unsicher am Abzuge zittert, dessen Nerven ein gutes Theil ihrer Elastizität verloren haben, dessen Reihen durcheinandergeworfen, zum Theil führerlos sind; er hat nicht mehr eine Reihe Einzelhandlungen zu überwinden, sondern eine frisch organisirte Linie, geordnete Kadres, erholte Nerven und ein wirksames weil wohlgezieltes Feuer tritt ihm entgegen!

Genug, was er im ersten blutigen Reigen opfervoll erwarb, giebt er zum großen Theile wieder umsonst dahin!

Wohl wissen wir, daß die menschliche Kraft, auch die des Angreifers, ein Ziel hat, eine Grenze, die nicht überschritten werden kann; allein wir wollten nur einmal klar hinstellen, worauf es beim Kampfe um feste Stellungen hauptsächlich ankommt. Wir wissen auch, daß die Anwälte der Vertheidigung diese Grenze der menschlichen Kraft unseren Ausführungen entgegenhalten werden. Aber sie vergessen, daß der Angreifer nicht nur numerisch, sondern auch von vornherein moralisch der Stärkere ist, daß also die Grenze, die der menschlichen Kraft beim Angriffe gestellt ist, viel enger gezogen bei dem Vertheidiger sich vorfinden werde. Der Angriff ist und bleibt die überlegene moralische Macht.

Vorgeschobene Stellungen.

Es ist bei den Technikern jetzt eine Art Sport geworden, vor die Festung Abtheilungen hinauszuschieben, die den Anmarsch des Belagerers aufhalten, ja nach einigen ihn „vernichten“ sollen, noch ehe er seine Stellung erreicht. Der Vertheidiger nimmt nach diesen Rezepten, unterstützt von der Festung, eine so starke Position, daß er, der Theorie nach, dem Angreifer sein ganzes Konzept zerstört.

Jeder Soldat, der die Kriege studirt hat, weiß, wie jede Besatzung in den ersten Phasen des Feldzuges aussieht, weiß, was für eine Qualität von Offizieren zur Verfügung steht, wie die Artillerie beschaffen ist, die der Vertheidiger schon in den ersten Tagen des Krieges ins Borgelände hinaus-schleppt!

Einem energischen Angreifer würde nichts willkommener sein als solche Unternehmung der Besatzung. Er wird sich mit dieser in keinen weit-

läufigen Positionskampf einlassen, sondern sie überflügelnd alle Kräfte daran setzen, um sie in brüskester Weise, *coute que coute*, gewaltsam zu delogiren, denn es giebt für ihn keine günstigere Gelegenheit, als im Nachdrängen möglicherweise einen Theil der Werke zu nehmen, da die zurüchfluthenden Vertheidiger das Feuer der Festung maskiren! Jedenfalls wird es, ja muß es ihm gelingen, sich sofort in unmittelbarer Feuernähe der Werke festzusetzen. Es ist merkwürdig, daß gerade die Techniker, die in der Deckung alles Heil suchen, ihre minderwerthigen Truppen dieses Schutzes berauben und sie der Schale entziehen lassen, die sie sonst als so werthvoll hinstellen!

Je mehr Kraft der Vertheidiger auf diese vorgeschobene Stellung legt, je mehr er Truppe nach Truppe zu ihren Kämpfen heranzieht, desto günstiger stehen die Sachen für den Angriff; er hat es dann nicht mit den Ungethümen der modernen Bauten zu thun, sondern mit einem in freiem Felde unschwer zu überwältigenden Gegner, der sich freiwillig aller Panzer entledigt hat!

Der Vertheidiger würde dann genau so handeln wie eine Infanterie, die sich einen Schützengraben zu ihrer Sicherung anlegt und sich nun vor dieser aufpflanzt, um dieses „Kunstwerk“ zu vertheidigen!

Die Vorbereitungen

für jede gewaltsame Unternehmung sind natürlich so sorgsam wie möglich zu treffen! Mit jedem Grade der steigenden Kühnheit der Unternehmung muß auch die Vorsicht wachsen, mit der man alle Chancen des Angriffes sichert.

Die Truppen müssen genau die Wege — auch bei Nacht — bezeichnet finden, die sie zu verfolgen, ihnen müssen ebenso präzise die Ziele, die sie zu erreichen haben, vorgezeichnet werden.

Die Truppen, die auf Panzer treffen können, müssen mit Sprengkörpern versehen sein, die, seitwärts in die Bewegungsrinne gesteckt, ihre Wirkung nie verfehlen können; ähnlich werden die Abtheilungen ausgerüstet, die die Laffetirungen schwerer Kaliber zu zerstören haben! Leitern und Stangen dürfen nicht fehlen, wo man Mauern u. ersteigen muß.*)

Unverläßlich ist es selbstverständlich, daß man die Aufmerksamkeit der Besatzung von der Einbruchsstelle abzieht, indem man den ganzen Umkreis der Festung in Athem hält! Hierzu giebt das heutige Gewehr ein herrliches Mittel. Bei genügender Munitionsversorgung, die bei Angriffen gegen

*) Oberstleutnant v. Marées, der vor Verdun verwundet wurde, theilte mir mit, daß die Französische Besatzung durch das Feuer der Infanterie so niedergehalten war, daß man Alles hätte gegen sie riskiren können. Bei Verfügung über Boote und Leitern hätte man der völlig passiven Besatzung gegenüber alle möglichen Manipulationen sich leisten können, aber ohne alle technischen Hilfsmittel habe man natürlich die technischen Hindernisse nicht überwinden können.

Festungen bis zur Verschwendung vorgesehen sein muß, kann man selbst mit dünnen Linien ein Feuer unterhalten, das den Gegner über die Stärke der Truppen in völliger Unklarheit hält. Der Vertheidiger muß dann seine Besatzung auf alle Fronten vertheilen, wobei bekanntlich meist nicht viel auf den Meter kommt.

Die Vorzüge des Infanterieangriffes.

Jeder Fachmann weiß, was für Mühe es kostet, die schweren Geschütze und die Munition in die Angriffsbatterien und Stellungen zu bringen; die Beschießung von Paris hat uns ein Beispiel dafür gegeben. Die Vertheidiger haben hiervon Vortheile gezogen, indem sie annehmen konnten, daß nur die in der Nähe der Bahnlinien gelegenen Fronten der Wahrscheinlichkeit nach einem Angriffe durch schwere Artillerie ausgesetzt sind, und diese sind selbstredend am besten bedacht worden. Der Angreifer, der nur mit Infanterie, Feldartillerie und mobilen Festungsgeschützen arbeitet, ist von dieser Besamkeit vielfach entbunden; er kann sich die Fronten aussuchen, die ihm die schwächsten scheinen, ohne alle die förmliche Belagerung an bestimmte Fronten bindenden Fesseln.

Dieser Vortheil allein wiegt schon eine Menge der Nachtheile auf, die einem von leichterer Artillerie unterstützten, reinen Infanterieangriffe naturgemäß anhaften. Sache der gegenwärtigen Taktiker ist es, die Einzelheiten für gewaltsame Unternehmungen festzustellen.

Moderne Anschauungen.

Seit fast 30 Jahren halten viele Ingenieure mir entgegen, daß ich gegen Anschauungen Sturm liefе, die nicht nur im Deutschen Ingenieurcorps, sondern auch im Auslande in großer Majorität als die einzig richtigen und maßgebenden anerkannt worden seien. Diesen Kritiken möge ein Spiegel der Wandlungen vorgehalten werden, die die internationale Befestigungskunst in wenigen Jahrzehnten durchgemacht hat. Vielleicht tragen diese Andeutungen dazu bei, meine Anschauungen auch in gegnerischen Kreisen in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Festungsbaukunst vielfach durchaus abhängig ist von den Entwicklungsphasen der Technik, sowie besonders von den Fortschritten in der Herstellung der Feuerwaffen und Zerstörungsmittel. Dennoch kommen hier und da Sprünge vor, die in Erstaunen setzen müssen.

Fast wunderbar ist es, wie manche solcher neuesten Auffassungen fast unvermittelt in die Erscheinung treten, deren Spuren oft ebenso eindrucklos wieder verwehen. Hier zum Beweise nur einige Beispiele aus rückwärts liegenden Perioden:

Alle Diejenigen, die die Entwicklung des Befestigungswesens in der Periode vor und nach dem letzten Kriege innerhalb der beregten Kreise mitgemacht haben, werden sich erinnern, daß es etwa bis Ende der sechziger Jahre bei jedem Armirungsentwurfe erstes und unumstößliches Gebot war,

daß der Kreis der Befestigung auch nicht das kleinste Löchlein darbieten durfte, durch das ein Angreifer sich durchwinden könnte! Selbst Oeffnungen, die die Breite eines Kleiderspindes kaum überschritten, waren streng verpönt; sie mußten durch Pallisadirungen oder sonstige Kunstwerke geschlossen werden. So waren u. a. die Thore so eng gebaut, daß sich die Wagen kaum ausbiegen konnten, und obenein im Bogen geführt, wodurch sogar ihre Passage nicht ungefährlich blieb, so daß ein Verunglücken von Fuhrleuten, die zwischen ihre Wagen und die Thormauern gerathen waren, keine Seltenheiten bildete. Der Einwand, daß das Zündnadelgewehr und die damals schon eingeführten gezogenen Geschütze jeden Versuch eines Durchkommens durch diese Oeffnungen unmöglich machen müßten, wurde zurückgewiesen.

Nun geschah — wenn auch durch die Geschicke der kleineren Französischen Festungen im Kriege 1870/71 angeregt —, doch fast unvermittelt, eine grundlegende Umwandlung. Während bisher, wie wir sahen, jeder winzigste offene Raum in den Linien ängstlich gesperrt ward, trat gleich nach 1871 in wenigen Monaten ein gänzlicher Umschwung ein, indem man das Auflassen völlig ungedeckter Oeffnungen von 3 bis 5 km zwischen den Forts für Kinderspiel hielt. Gleichzeitig wurde an Stelle des Linear-systems, in dem man bisher den Geschützen in Linienstellung die beste Wirksamkeit zu geben meinte, die erstarrte Form der eben von der Armee verworfenen Kolonne, das „Fort“, als das Palliativ für alle Dinge erklärt. Nicht nur die offiziellen Kreise, nein fast die sämtlichen Jünger der Befestigungskunst aller Nationen schwärmten für diese Gebilde. Was half es, daß sie meist keine Infanterievertheidigung hatten, daß die Artillerie mit Recht nicht hineinkriechen mochte, was nützte der Nachweis, daß man die großen Intervallen durchstoßen könnte?

Um ein Beispiel zu geben, trug man in einem genehmigten Plane kein Bedenken, einen Abschnitt von 17,5 km Frontausdehnung, der lediglich durch einen 7,5 km schmalen Damm mit der Festung verbunden war, durch drei kleine Forts mit in Summa 2½ Bataillonen Infanterie vertheidigen zu wollen. Dabei kam auf je 7 m Front genau ein einziger Mann als Vertheidiger, obgleich in diese Front drei große 8 bis 10 m tiefe Schluchten führten, in denen bequem die Angreifer in geschlossener Ordnung eindringen konnten.

Ich nannte in einem Vortrage (veröffentlicht im 2. Beihefte des Militär-Wochenblattes 1891) in der Militärischen Gesellschaft die damals um die Forts auf den offiziellen Plänen getuschten gelben Kreise, die deren „theoretische Wirkungssphären“ den Beschauern plausibel machen sollten, die „geweihten Kreise der Unnahbarkeit“, an die die Beschauer glauben sollten. Und — jetzt? — Jetzt zieht man verständigerweise die Zwischenräume, allerdings oft mit vielen Kosten, wieder zusammen.

Die Kriegskunst ist eben veränderlich!

Die modernen Festungen und die heutige Kriegführung.

(Zusammenfassung und Nußanwendungen.)

Ueber die wesentlichen Grundsätze der Kriegführung herrscht Klarheit. Was hierüber geschrieben und gelesen, gelehrt und gelernt wird, baut sich auf Erfahrung und gesunder Ueberlieferung auf! Alle verstehen und würdigen Moltkesche Grundsätze, wie: daß das Ziel jeder Kriegführung die Vernichtung der feindlichen Streitmacht sei; daß man auf dem Schlachtfelde nie stark genug sein könne zc. Man ist sich einig darüber, daß und wie starre Grundsätze sich den jeweiligen Verhältnissen anschmiegen müssen, daß eine Kriegführung in Südafrika anders aussehen muß wie im Sudan und in China anders als in Lothringen. Man ist sich einig darüber, daß in China keine Schlachten zu schlagen waren, und einig in der Bewunderung der geschickten Leitung Waldersees, ebenso wie man einmüthig das ungeschickte Verfahren der Engländer bei Beginn des Kapkriegs verurtheilt. Wir haben uns unzweifelhaft in den letzten Jahrzehnten, d. h. seit dem letzten großen Kriege, durch unausgesetztes Studium der Vorgänge zu klarem Zielbewußtsein durchgerungen. Als ein Symptom kann es füglich gelten, daß zahlreiche und zum Theil recht dicke Zöpfe in dieser Zeit gefallen sind. Genug: die Anschauungen über die großen Grundsätze der Kriegführung stehen auf der Höhe der Zeit!

Welche Fortschritte, fragt man, hat die Kunst des Ingenieurs in dem letzten Jahrhundert aufzuweisen? Die Antwort kann in Bezug auf Technik nur auf eine hohe Anerkennung lauten!

In der That: Eifrig bemüht, mit der staunenswerthen Entwicklung der technischen Wissenschaften, mit den enorm und immer schneller sich verbessernden Waffen gleichen Schritt zu halten, sehen wir wahrhafte Wunderwerke von Forts entstehen!

Erde durch Beton, Beton durch Eisen und Stahl verdrängt, Panzerdeckungen für einzelne Posten, versenkte, in Stahl gehüllte Batterien schwersten Kalibers, eine erstaunliche Verfeinerung des Beobachtungswesens zc.

Wir sehen die Elektrizität ausgiebig in den Dienst der Festungsbaukunst gestellt: Kommandowort, Mittheilungen, Meldungen durch alle Räume, Ventilation, Wasserversorgung, Bedienung der Geschütze, Alles wird elektrisch betrieben. Wahrlich, der Ingenieur darf sich mit Recht rühmen, nicht stehen geblieben zu sein! Er hat treulich Schritt mit der erstaunlich fortschreitenden Industrie gehalten.

Die Drehthürme der achtziger Jahre sind längst zum alten Eisen geworfen, die Panzerlaffeten, die zu Ende der achtziger Jahre eine erste Rolle spielten, werden heute schon fast mitleidig belächelt! Mit gerechtem Stolge kann daher der Ingenieur wohl auf seinen Eifer, auf seine Leistungen zurückblicken! — Nur die Erkenntniß des Wesens, der Bedeutung von

Festungen ist recht zahlreich auf dem Standpunkte früherer Jahrhunderte stehen geblieben.

Befestigungen, die ein Wegeneß sperren sollen, werden hier und da an Punkten angelegt, die taktisch gewiß recht geschickt gewählt sind, bei denen aber andere Bahnen und andere Straßen vorbeiführen und so den strategischen Zweck der Anlagen bis zur Unkenntlichkeit abschwächen. Wahre »régions fortifiées« entstehen in Grenzgebirgen, die zu betreten aber ein ernsthafter Angreifer kaum Veranlassung haben möchte.

Die Riesenschritte der Technik machen ja den Fortschritt in der Befestigungsmoder und Methode unerlässlich; allein sie verwandeln andererseits dadurch die Kunst, die auf längere Dauer hin ihre Werke schaffen sollte, zu einem perpetuum mobile. Kaum ist eine Befestigung ihrer Vollendung nahe, so muß ihre Konstruktion schon als „veraltet“ erkannt werden.

Dazu kommt ein Streben, das schon vor 50 Jahren als ein ungesundes hingestellt wurde, und zwar von keinem Geringeren als von dem damaligen Chef des Ingenieurkorps, v. Bresse-Winiary, der bekanntlich sagte, als ihm der projektirende Ingenieur vor Glatz noch eine überhöhende Kuppe zeigte: „Meine Herren, wenn ich dem Drängen aller Ingenieure in den Schlesißen Festungen wegen überhösender Kuppen nachgeben wollte, wäre es das Gerathenste, gleich die Schneekoppe in eine Lünette zu verwandeln!“

Derjelbe Trieb nach vorwärts herrscht noch heute, ja wird durch die fortschreitende Vervollkommnung der Waffen noch wesentlich unterstützt. Daher kommt es, daß, wenn mit vielen Kosten eine Kuppe fertig gepanzert ist, sich oft zur allgemeinen Ueberraschung herausstellt, daß im Vorgelände ein Höhenrücken liegt, der den allerneuesten Geschützwirkungen eine überaus günstige Gelegenheit giebt, auch diese Wirkung praktisch zu verwertzen. So wiederholt sich die alte Melodie, nur in ewig neuer Verjüngung.

Die Gefahr, die in diesem Triebe liegt, ist aber nicht nur die der Vertheuerung der Anlagen, sondern auch die, daß die Bedeutung, die der Platz strategisch hatte, taktisch weit über die Gebühr bewerthet wird.

Nehmen wir ein Beispiel heraus: Für Festungen an großen Strömen z. B., die doch in erster Linie einen Uferwechsel sicherstellen sollen, werden (statt auf die Ausrüstung für diese Aufgabe) alle Mittel darauf verwendet, ihre Vertheidigungsfähigkeit zu „modernisiren“; hierfür werden allerlei Dinge, wie Panzer — Raponnieren zur Grabenbestreichung —, aus denen voraussichtlich nie ein scharfer Schuß abgefeuert werden wird, und dergleichen Dinge angelegt; allein für die Ausstattung des Platzes für seine eigentliche Aufgabe, wie Anlage einer zweiten und dritten Brücke, die Ausbaue von festen und breiten Anmarschwegen, die doch dem eigentlichen Zwecke der theueren Anlage entsprechen würde, fehlen die Mittel. Diese wichtigsten Ausführungen werden lieber der Armirung überlassen.

Man muß aber auch gerecht sein und sich in die Seele des projektirenden Ingenieurs hineindenken. Ihm liegt daran, technisch und taktisch das Bestmögliche zu liefern, den Platz thunlichst uneinnehmbar zu machen.

Damit steht in engstem Zusammenhange das Streben, mit der Technik gleichen Schritt zu halten; hierdurch aber wird der Schöpfung neuer Systeme Thor und Thür geöffnet, andererseits das gewaltige Vorschieben von Linie vor Linie eingeleitet, sowie das Ausdehnungsbedürfniß und das Zuegenwerden in der gegebenen Begrenzung befördert; so daß selbst die alten Enceintes, die kürzlich erst zur Stadumwallung umgebaut wurden, nach kurzer Frist den Städten schon wieder lästig fallen.

Ueber allen diesen nur zu erklärlichen Erweiterungen, Bauten und Anlagen geht aber oft der nur bescheidene strategische Zweck des Platzes verloren; in demselben Augenblicke aber wird die Festung Selbstzweck!

Eine weitere ganz natürliche, unabwendbare Folge dieser technisch-taktischen Ueberlastung der Plätze ist ihre Beschwerung mit fast erdrückenden Lasten der Armirung und ebenso mit einem Uebermaß an Besatzung. Eines folgert sich in logischer Weise aus dem Andern!

Ehe wir nun zu den Schlußfolgerungen aus vorstehenden, vornehmlich der Theorie entnommenen Ausführungen übergehen, erscheint es angezeigt, noch eine Reihe von zum Theil überaus schwerwiegenden Urtheilen hervorragender Strategen älterer und neuerer Zeit uns vor Augen zu führen.

Belege aus der Kriegsgeschichte und aus den Auslassungen großer Soldaten.

Ein Französisches Blatt sagte: „Im Spanischen Erbfolgekriege eroberten die Verbündeten mit Mühe 10 Plätze und gewannen dafür ein klein Stücklein Gelände; der eine Feldsieg der Franzosen bei Denain aber ließ sie alle ihre Vortheile wieder verlieren. Ebenso war es 1793/94: Die Festungen Condé, Valenciennes, Le Quesnoy und Landrecies waren von den Allirten erobert; der eine Sieg von Fleurus machte Alles wieder wett und die Franzosen zu Herren von Frankreich und Belgien.“

Und Alles dieses geschah in einer Zeit, in der von der heutigen Beweglichkeit der Kriegführung noch keine Rede war.

Auch 1814, als Napoleon seinen meisterhaften Rückzug in Frankreich führte, hatte er zu seinem Schaden die Preussischen Festungen besetzt gelassen und sich dadurch fast um 200 000 Mann seiner Armee beraubt, denn — die Preußen waren klug genug, keine der Festungen anzugreifen. Damit waren die Besatzungen der Langeweile überlassen. Sie waren „forces mortes“ für Napoleon, wie er selbst so oft die Garnisonen genannt hatte, geworden. Später wurden die Festungen von einer starken Preussischen Abtheilung, eine nach der anderen, genommen.

Napoleon läßt die Anlage des verschanzten Lagers Friedrichs des Großen bei Bunzelwitz durchaus nicht als Beispiel für den strategischen Nutzen eines besetzten Lagers gelten, sondern nur als „letztes Auskunfts- mittel“ in einer „militärischen Nothlage“. Er schreibt: „Der König von Preußen war militärisch verloren, weil er sich dort isoliren ließ. Er wurde nur durch die veränderte Politik in St. Petersburg gerettet.“

Ein Franzose sagte in Bezug auf das Lager bei Ulm: „General Kray hatte zu seinem Glück eine andere Ansicht vom Nutzen der besetzten Lager als Brialmont und seine Nachbeter. Als er bemerkte, daß Moreau ihn von Wien abdrängen wollte, begriff er sofort, daß sein Verbleiben in Ulm das sicherste Mittel sei, seine Armee zu verlieren. Er zog ab und gewann: Freiheit der Bewegung.“

Bei Minden (1759) glaubte der Französische General Contades in Verbindung von Feldarmee und Festung einen neuen Trick auszuspielen zu können. Er mußte wieder beweisen, daß Zugochse und Vollblut nun einmal nicht an einem Gefährte wirksam arbeiten können; er wurde total geschlagen.

St. Cyr verurtheilt das Verfahren der Franzosen unter Kleber in Mainz (1793), tadelt, daß sie sich dort absperren ließen. Trotz tapferster Vertheidigung mußten die Braven das unfehlbar zu erwartende Ende erleben: die Kapitulation. St. Cyr meint (ganz in unserem Sinne), daß sie besser gethan hätten, Mainz zu verlassen, da ihnen dann die Möglichkeit blühte, sich mit anderen Truppen zu verstärken und das Glück im Felde zu versuchen.

Massena handelte ganz im Sinne der Schwärmer für das Hand in Hand gehen von Festung und Armee bei Genua. Er erntete? — die Kapitulation.

Maß, der den modernen Prinzipien huldigte, ließ sich in Ulm isoliren und gab sich verloren.

Napoleon, als er die Gewißheit hatte, daß ein großer Theil der Preussischen Armee nach den Oktober-Schlachten 1806 ihm entschlüpft war, bemerkte: „Wir bekommen sie wieder, die »Mausefalle Magdeburg« wird uns reiche Beute an Gefangenen geben“. Leider hatte er sich nicht geirrt.

Napoleon verließ die Stellung bei Dresden in dem Momente, in dem er Gefahr lief, dort gefesselt zu werden. Er ließ sich 1814 auch nicht einmal auf das Nehmen irgend welcher Position ein; in dem Meisterjahre seiner Meisterzeit waren es „Schnelligkeit und Liebe“, die seine Taktik ausmachten.

Der Graf von Paris belobt den konföderirten General S. Johnston, der sich bei Williamsburg (Halbinsel-Kampagne 1862) so lange hielt, bis Mc. Clellan ihn „förmlich“ angriff, der sich aber alsbald aus den Verschanzungen herausbegab, als er fürchten mußte abgeschnitten zu werden.

„Er vermied“, sagt der Graf, „eben den Fehler, der uns Franzosen 1870 ganze Armeen gekostet hat.“

Der Verfasser dieses sagte in seiner „Befestigungskunst“: „Die Generale Hardee und Beauregard gaben (1865) lieber die gut armirten Festungen Savannah und Charleston preis, als daß sie sich in solchen absperrten ließen und die Besatzungen der Gefangennahme aussetzten.“

„General Pemberton besaß diesen weiten strategischen Blick nicht. Ihm hatte der Bau der improvisirten Festung Vicksburg am Mississippi so viel Arbeit gekostet, daß er sich trotz der ernstesten Mahnungen J. D. E. Johnstons nicht entschließen konnte, sie zu verlassen. Er ließ sich lieber einschließen. Die Folge trotz einer energischen Vertheidigung, die geradezu heldenmüthig war — blieb:

1. Gefangennahme der ganzen Besatzung,
2. Verlust der Mississippi-Linie, dann
3. des ganzen Westens und schließlich war es der
4. erste Schritt zum Untergange der Konföderation.

Das waren die Folgen einer in großem Stile eingeleiteten Vertheidigung.“ (Interessant ist es übrigens, daß die Konföderirten, entgegen der Anschauung, die das Bauen einer improvisirten Festung für unmöglich hält, keinen Augenblick gezögert haben, solches Werk in kurzer Zeit herzustellen.)

Ein Französischer General schrieb in den 80er Jahren: „Unsere Ingenieure (ich möchte sagen: auch die Freunde der Vertheidigungsstellungen! D. Verf.) stützen sich auf eine Strategie, die nur in ihren Köpfen entstanden ist, die aber leider mit der wahren Strategie, die uns von den großen Meistern der Kriegskunst überliefert ist, gar keine Ähnlichkeit hat. Der Grundsatz der Letzteren ist: „Sich schnell bewegen, vereint schlagen.“ Die der Neueren kommt darauf hinaus: „Unbeweglich bleiben, die Kräfte lahmlegen.“ Er schließt: „Die Erbauer der verschanzten Lager laufen gegen die Grundsätze der Kriegskunst geradezu Sturm.“

Ein anderer schreibt: „Die Forts erlauben keine Breitentwicklung des Feuers, sie sind „de véritables nids à projectiles“, und fügt hinzu: „Was kann eine Befestigung nützen, wenn deren Besatzungen in Panzern, Beton und Mauerwerkeln eingepfercht sind, um wochenlang in dunklen Löchern ein Troglodytentdasein zu führen?“ — „Selbst gegen angreifende Schüzenschwärme, die sich Nachts heranschleichen und überall einnisten, sind sie wehrlos.“ Er nennt die Anlagen an der Französischen Grenze „ungeheuerlich“.

Ein Französischer General sagt: „Die Freunde einer Defensiv im großen Stile sagen: »Zhr Generale seid an solche Anlagen nicht gebunden! Besetzt sie oder verlaßt sie oder stützt euch auf sie, laßt sie in der Flanke oder gänzlich liegen, ganz nach Belieben. Genug, nützt sie aus!« — „Das sind Sophismen“, meint der General, „die nur bestechend klingen; es sind und

bleiben jedoch Sophismen.“ Er antwortet auf diese: „Die Generale, die ihr Handwerk verstehen, werden von vornherein sich gar nicht an die Befestigungen lehren, sondern auf den Feind gehen, wenn sie sich stark genug fühlen, und, wenn nicht, werden sie ihre Lage nicht noch dadurch verschlimmern, daß sie in dem Augenblicke, in dem sie ihre Thätigkeit verdoppeln sollten, sich in jene »Regionen« zurückziehen, in denen sie sich selbst zur Unthätigkeit verdammten.“

Ein anderer Franzose sagt: „Unsere Grenzsperrten können nur dann unschädlich wirken, wenn unsere Generale sich nicht um sie kümmern. Einen anderen Zweck haben sie nicht. Laßt uns Schlachten gewinnen, dann werden wir auch Herren der feindlichen Festungen werden.“

Lord Roberts machte einen erfolgreichen strategischen Vorstoß ins Feld, und die sämtlichen Plätze, gegen die die Größen niedrigen Grades sich ihre Schäbel ingerannt und an denen sie ihren Ruhm begraben hatten, fielen ihm wie reife Äpfel in den Schooß. Die Buren revanßiren sich heute in gleicher Weise.

Das „Militär-Wochenblatt“ sagte einst etwa: „Die Festung sei eine Sphinx; wer mit ihr zu thun hätte, müsse die Geheimnisse ihrer Verwerthung verstehen“, worauf in einem anderen militärischen Blatte erwidert wurde: „Sie ist eine »Falle«, in die fast Jeder hineinfällt, der nur an dem Speck riecht.“

Ein Französisches Journal sagte: „Noch niemals haben Festungen ein Land gerettet, aber es oft ins Verderben gebracht.“

Die Franzosen sprachen alle aus traurigen, selbsterlebten blutigen Erfahrungen.

Scherff, der in seiner geistvollen Weise theoretisch die Unmöglichkeit nachweist, daß Festungen und Feldarmeen je Hand in Hand arbeiten können, schließt seine Darstellungen mit einem Hinweise auf die Kriegsgeschichte, die schwarz auf weiß beweise, daß die „kombinirte Aktion“ von Festung und Feldarmee meist mit dem Verluste von Feldarmee und Festung endet hätten.

Friedrich der Große sah (nach den interessanten Ausführungen des Oberstleutnants Duvernoy im Beiheft des Mil. Wochenblatt) den Festungskrieg als ein nothwendiges Uebel an, da er der ganzen schematischen Kriegsführung seiner Zeit abgeneigt war und er den Erfolg in erster Linie durch die schnelle Entscheidung der Schlacht suchte. Er war Willens, den Krieg stets offensiv zu führen. Preußen mußte dabei auf die überlegene Operationsfähigkeit seines Heeres rechnen.

Auch für die Belagerung feindlicher Festungen zeigte der König sich nicht geneigt; er erkannte, daß eine siegreiche Schlacht stets viel mehr zur Entscheidung des Krieges beitragen werde als die Eroberung einer Festung. Er griff nur Festungen an, wo es durchaus nothwendig war.

Der langsame Gang einer förmlichen Belagerung ist ihm un-
sympathisch, weil die Kriege, die Preußen führte, „*surq und vives*“ sein
müßten. (Um wie viel schwerer wiegt heute diese Mahnung!)

Er steht im „förmlichen Angriffe“ ein überliefertes Verfahren, das
er nicht zu der Energie zu erheben vermag, für die seine Grundsätze
bahnbrechend gewesen sind: „Die Kunst, Städte zu belagern, ist zu einem Hand-
werk geworden, so wie das Tischler- oder Uhrmacherhandwerk; man hat gewisse
untrüglige Regeln darin etabliret und eine routine, welche allzeit denselben
train folget und wo man jederzeit dieselbe Theorie auf dieselben Fälle
appliciret . . .“

Und doch waren damals die Festungen noch wichtig, als Depot-
plätze, Magazine &c.; Aufgaben, die bekanntlich unsere heutigen Plätze ver-
loren haben.

Wenn also selbst unter den damaligen Verhältnissen die Abneigung des
großen Königs gegen Alles, was den Krieg verlangsamte, ihm die Energie
verkümmern, die Entscheidung hinauszuziehen konnte, unsympathisch war, um wie
viel mehr müssen wir, Epigonen der Kriegskunst, in einer Zeit, in der jede
Woche des Krieges markverzehrend ist, die ganze Wucht des Handelns
auf Bewegung und Stoßkraft gründen.

Festung und Feldarmee.

Ein übermäßiges Anwachsen der Festungen bedeutet füglich nichts Anderes,
als die Zeiten Vaubans wieder ausleben lassen, welche jeden befestigten Platz
auch als einen strategischen Platz von vorn herein in Rechnung stellten. In
gewissem Sinne war das auch durchaus richtig, denn noch die Festungen
Friedrichs des Großen waren die Depots für die Feldarmee. Schwerlich
aber würde der große König heut einen 30tägigen Proviant für seine
Schlesische Armee in Glatz oder Neiße niederlegen, sondern in vielen an den
verschiedenen Bahnlinien echelonirten und möglichst beweglichen Magazinen.
Die Bedeutung als Depot für die Feldarmee ist eben bei den heutigen
Festungen auszuschalten, sie ist für alle Zeit verschwunden mit dem Erscheinen
der Eisenbahnen, welche Massentransporte spielend bewältigen. Mit der Aus-
nutzung dieser Dampfkraft wurde bekanntlich jene, die Kriegskunst völlig um-
gestaltende Möglichkeit geschaffen, den Kriegsschauplatz mit allen seinen Riesen-
bedürfnissen verhältnißmäßig leicht an jeden beliebigen Ort verlegen zu können.
Damit war der Bewegungskrieg im großen Stile eingeleitet und
die Vertlichkeit der Entscheidungsschlacht gänzlich unabhängig von der
geographischen Lage gemacht. Der Begriff „strategisch wichtiger Punkt“ war
damit aus dem Wörterbuche der Kriegswissenschaft gestrichen. Aber trotz
dieser eindringlichen Wandelung der Lehre über die Bedeutung und die Ver-
theidigung fester Plätze steht diese Lehre heut noch den modernen Auffassungen
der Kriegskunst fast fremd, ja feindlich gegenüber.

Der Gedanke z. B., daß der Kommandant einer Festung mit zwei Dritteln seiner Besatzung die zwei Tagemärsche entfernt zu erwartende Schlacht mit entscheidender Hilfe, würde heute noch für ebenso ungeheuerlich gelten wie vor 300 Jahren.

Warum verlor Mac seine Armee und die Festung? Weil er durch die Anziehungskraft der Festung um den Bewegungskrieg aufgab.

Was leisteten die Preussischen Festungen nach dem Unglückstage von Jena? Doch nichts Anderes, als daß ihre bloße Existenz ein Sammeln der geschlagenen Massen zu neuen Leistungen hinderte. Denn keineswegs kamen die Truppen hinter Wall und Graben zur Besinnung, vielmehr brachten sie die „Pest der Muthlosigkeit“, die allein durch ein „wieder vorwärts“ zu bekämpfen ist, mit in die Werke hinein, so daß Armee und Festung verloren gingen.

Wem fällt hierbei nicht das Wort eines unserer besten Kenner soldatischen Wesens, unseres Schiller ein, der den Kürassier in „Wallensteins Lager“ sagen läßt:

„Er gräbt und schaufelt so lange er lebt —
Und gräbt, bis er selbst sein Grab sich gräbt!“

Dasselbe Schauspiel sehen wir 1870 bei Metz sich wiederholen, aber in größtem Maßstabe. Die große und keineswegs übermäßig geschwächte Armee Mac Mahons verlor durch die bloße Anlehnung an den kleinen Platz Sedan den Schneid, der allein in der Bewegung liegt.

Das zuletzt Gesagte ist und bleibt denn auch der Kernpunkt meiner Ueberzeugung: Mit dem Aufgeben der Bewegung, der Offensive sinkt, wie nachgewiesen — wenn auch oft unbewußt — das Thermometer des kriegerischen Werthes bald unter Null. „Alle Tage was Neues sehen!“ sagt der Holsteische Jäger in Wallenstein. „Führt mich ins Feuer frisch hinein, der dritte Mann soll verloren sein, werd' mich nicht lange sperren und zieren!“

Es ist einer der gewaltigsten Irrthümer, zu glauben, die sichernden Werke verdoppelten die Kraft der Streiter. Die beste Truppe geht hinter Wall und Graben moralisch zurück, Colberg möchte vielleicht eine Ausnahme machen, wo ein glühender Patriotismus und Männer von glänzendsten Eigenschaften Uebermenschliches leisteten.

Selbst der gelungenste Ausfall, der den Offensivgeist der Besatzung einmal wieder in Schwung, einmal wieder neues „Leben in die Bude“ bringt, ist doch nur ein kurzlebiges Wesen, ein Schemen, ein örtlich begrenztes Unternehmen, dessen Erfolg nie voll ausgenutzt werden kann; denn — der Sieger muß immer wieder zurück, in die von Tag zu Tag ecker werdenden Kasematten, Panzerzellen und Laufgräben.

Ist es wirklich nur ungenügender Führung zuzuschreiben, wenn 173 000 Mann mit über 600 Geschützen — Kerntrouppen —, die nach ver-

lorenser Schlacht genügend Zeit hatten, sich unter den Kanonen der Metz-Forts zu erholen, sich von einer numerisch schwächeren Armee einschließen ließen und nicht im Stande waren, auch nur einen ernsthaften Durchbruchversuch auszuführen?

Liegt in dieser ungeligen Polypennatur der Festungen nicht ein warnendes Mene Tekel?

Fürsprecher für den Werth der Festungen weisen darauf hin, daß die Armee Bazaines, selbst wenn sie die Tage vom 15. bis 18. August energisch zur Beschleunigung des Marsches nach Westen zu ausgenutzt hätte, in den weiteren Märschen und Kämpfen aufgerieben worden wäre. Aber auch wenn wir dieser etwas düsteren Prophezeiung Glauben schenken wollten, so geben wir zu bedenken, daß, selbst wenn nur 5000 oder 10 000 von den 173 000 Mann der „Armée du Rhin“ den Anschluß nach rückwärts erreicht hätten, diese kleine Schaar „durchgestiebte Goldkörner“ gewesen wären, wohl geeignet, neue Aufstellungen mit ihrem Geiste und ihrem Beispiele zu durchsäuern. Aber bei der Kapitulation entkam und entkommt auch zukünftig Niemand. Alles ging und geht verloren.

Aber noch viel schwerer Wiegendes büßten die Nationen mit den Kapitulationen 1806 und 1870 ein; das war der Ruhm der Armee.

Ein im Felde durch Schläge und Ungemach zerschlagenes und zerschmettertes, schließlich aufgelöstes Heer — wie z. B. das Französische nach 1812, bringt die letzten Fahnen, zwar zerschossen und zerschiffen, aber mit unvergänglichem Ruhme bedeckt nach Hause, und die wenigen, vielfach auf Krücken elend heimzuschleichenen Trümmer der „grande armée“ bildeten das Skelett, das den schnell aufgetriebenen, flüchtig ausgebildeten Französischen Kadres noch zu den Leistungen die Stärke verlieh, die die jungen Truppen 1813/14 von Baugen bis Paris gezeigt haben.

Mit jeder Kapitulation von Armee und Festung geht Alles hin. Die brauchbaren Reste, die Feldzeichen, die glorreiche Geschichte der Regimenter, und die Ehre des Heeres.

Dieser Gefahr würde derjenige unzweifelhaft entgehen, der Defensivsysteme planen wollte, mit welchen Feldarmeen operiren, und welche schließlich Feldarmeen aufnehmen sollen, wie dies hier und da im Ernste gepredigt wird. Dann sind wir in der That an jenem Punkte angelangt, der ohne Uebertreibung ein so entwickeltes Festungswesen als einen Fluch energischer Kriegführung erscheinen läßt.

Die Anziehungskraft von Wall und Graben spult dann schon, noch ehe eine Schlacht geschlagen ist.

Sie macht ihren unheimlichen Einfluß schon bei den ersten Arbeiten für den Aufmarsch und den ersten Operationen geltend und führt unweigerlich zum Kultus der Defensivität und der Zaghaftigkeit.



Die Entwicklung des Militäreisenbahnwesens vor Moltke.

Quellen:

Atten des Generalstabes. — Atten des Kriegsministeriums. — Augsburger Allgemeine Zeitung, 1833 ff. — Militär-Zeitung, 1833 ff. — Verschiedene Flugschriften aus den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Als General v. Moltke im Herbst des Jahres 1857 an die Spitze des Preussischen Generalstabes gestellt wurde, machte sich die Masse der Offiziere noch keine rechte Vorstellung davon, wie Eisenbahnen militärisch zu verwenden seien. Es ist dies um so bemerkenswerther, als über dreißig Jahre seit Erfindung der Lokomotive, über zwanzig vergangen waren, seitdem in Preußen maßgebende Stellen sich mit dem neuen „Hülfsmittel“*) für die Kriegführung beschäftigten. Die meisten Erfindungen brauchen ja allerdings erfahrungsgemäß eine gewisse Zeit, ehe sie in weiteren Kreisen Verständnis finden, geschweige denn sich einbürgern; anfangs werden sie oft über-, oft unterschätzt, und erst Erfolge eröffnen ihnen den Weg in die Welt; letztere fehlten bis zum Amtsantritte Moltkes den Eisenbahnen, wenigstens hatte man sie bis dahin in größerem Maßstabe in einem Feldzuge noch nicht ausnutzen können, und hierin ist wohl der Hauptgrund zu suchen, daß nicht allein in Preußen, sondern auch in anderen Europäischen Staaten ein überraschend geringes Verständnis für ihre militärische Verwerthung herrschte.

Bei der hervorragenden Rolle, die die Eisenbahnen in den letzten Kriegen gespielt haben, und bei dem Einflusse, den General v. Moltke auf die Entwicklung dieses Kriegsmittels geübt hat, möchte ein Rückblick auf die militärische Geschichte des Eisenbahnwesens in Preußen-Deutschland von Interesse sein.

*) Moltke „Ueber die militärische Bedeutung der Eisenbahnen“. Bruchstück; ohne Datum, aber zweifellos aus seiner ersten Chefzeit. Kriegsarchiv des Generalstabes. NM. 1.

Bereits im Jahre 1828 hat sich als einer der Ersten kein Geringerer als Goethe über die Eisenbahnen ausgesprochen,*) nicht in militärischer Beziehung, sondern nur im Allgemeinen, indem er auf die Bedeutung der „künftigen Eisenbahnen“ für die Verwirklichung der Einigung Deutschlands hinwies, aber erst von 1833 an tauchten einige Projekte für Bahnlinien in Deutschland auf, während in England in diesem Jahre die Bahn Manchester — Liverpool schon in Betrieb war. 1835 eröffneten Belgien und Bayern ihre erste Eisenbahnverbindung, Preußen folgte erst 1838 mit der Berlin — Potsdamer Bahn. Beschäftigt hatte man sich hier in den maßgebenden Regierungs- und militärischen Kreisen allerdings schon mehrere Jahre lang damit, auch waren mehrere Linien, nächst der von General v. Krauseneck am 7. Juli 1835 vorgeschlagenen Berlin — Potsdamer Bahn in erster Reihe die Cöln — Mindener als Verbindung zwischen Weser und Rhein, in Aussicht genommen worden. An den Generalstab trat die Frage, wie die Akten ergeben, zuerst 1834 heran, wo Krauseneck in einem leider nicht mehr aufzufindenden Gutachten vom 16. Juni verlangt, daß neben den in Aussicht genommenen Bahnen die Chausséen nicht beeinträchtigt werden, da diese „die einzigen zu allen Tages- und Jahreszeiten und für alle Waffen brauchbaren Kommunikationen seien und bei Berechnung von Zeit und Raum für kriegerische Operationen unstreitig die meiste Sicherheit gewähren würden“.

Im folgenden Jahre, am 1. März 1835, hatte sich zwar die Artillerie-Prüfungskommission mit Zeit und Kosten eines größeren Truppentransportes aller Waffen beschäftigt, aber es fehlten eben wegen mangelnder Bahnen praktische Erfahrungen, so daß Anfang Januar 1836 General v. Krauseneck auf eine Anfrage des Kriegsministers zwar im vollsten Maße von der Nothwendigkeit eines schnelleren Truppentransportes in dem langgestreckten Preußischen Staate überzeugt ist, nicht aber davon, ob der nothwendige Geldaufwand auch den Zweck lohnen werde. Im Allgemeinen neigte der General sogar zu der Ansicht, daß sich von den Eisenbahnen nicht so wesentliche Fortschritte für die Kriegführung erwarten ließen, daß es gerechtfertigt sein würde vorzugsweise im militärischen Interesse ihre Anlage zu befürworten, machte aber doch auf die Bedeutung der Linien von Ost nach West aufmerksam. Noch geringeres Verständniß zeigte General Mühle v. Lilienstern, seit dem 3. Januar 1835 Vorsitzender einer in Berlin eingesetzten Kommission zur Prüfung der militärischen Bedeutung der Rhein — Weser Bahn,**) der den Bahnen auf die Kriegführung im Großen, auf die Bewegung ganzer Armeen, auf den Entwurf von Feldzügen, „Defensiven und Offensiven ganzer Staaten“, nur dann einen Einfluß einräumen will, wenn ein Eisen-

*) Gespräche mit Edermann.

***) Ueber die Bahn war schon vorher „monatelang unnütz“, wie es in der Allerhöchsten Ordre bei Einsetzung der Kommission heißt, von den Behörden verhandelt worden. Kriegsministerium, Armeeartheilung XXII. 2. 1. 4.

bahnen über „weit verbreitete“ Staaten vorhanden sei, diesen Einfluß aber auch noch einschränkt durch den Zusatz: „aber auch dann sei ihre Bewertung eine prekäre Sache, denn es sei unsicher, wie lange wir über sie verfügen könnten, auch würden sie nie die Chausseen ersetzen“; ihre Zerstörung erscheine leichter als ihre Wiederherstellung, auch würden Operationen, die auf Bahnen basirten, eher mißlingen als gelingen.

Wenn General v. Mühle noch zugestand, daß Eisenbahnen für den Transport von Kriegsbedürfnissen im Rücken der Armee und für Sicherstellung von Gegenständen, die vor dem eindringenden Feinde gerettet werden sollten, vortheilhaft sein könnten, wenn er auch die Möglichkeit einer beschleunigten Konzentration zerstreuter Truppentheile auf militärisch wichtigen Punkten und endlich die Möglichkeit zugeb im Parteigängerkriege Unternehmungen des Feindes, die auf Eisenbahnen basirten, zu vereiteln, so gipfelte sein Urtheil noch 1836 doch darin, daß „Geist und Methode der heutigen Kriegführung durch die neue Erfindung nicht erheblich modifizirt werde“.

In Süddeutschland verhielt man sich hierzu weniger ablehnend, und scheint Bayern überhaupt erst die Preussische Regierung auf die eminente Wichtigkeit der Eisenbahnen in militärischer Beziehung aufmerksam gemacht zu haben, allerdings wohl weniger im allgemeinen, als zunächst im eigenen Interesse, denn es war besorgt, Preußen würde das durch die projektirten Bahnen Paris—Metz bezw. Straßburg noch mehr gefährdete Süddeutschland im Stiche lassen. In der der Preussischen Regierung auf diplomatischem Wege zugehenden Anfrage des Fürsten Wrede, vom 28. Dezember 1835 finden sich Gedanken von großer Einsicht: daß „Magazine möglichst nur in der Nähe von Bahnen angelegt werden sollten und daß Festungen die Linie derselben bestimmen würden“. Auch die Süddeutsche Presse erwies sich über die Frage von großer Voraussicht, und ist die Folgerung nicht abzuweisen, daß sie die Stellung der dortigen Regierungen mit beeinflusst hat. Die Presse betonte insbesondere die durch Bahnen wesentlich verstärkte Vertheidigungskraft des Landes und verlangte ein vom Mittelpunkte, also der Hauptstadt, nach den Grenzen führendes Bahnsystem. Ueber die spätere Gestaltung des Krieges gingen die Presseansichten in diesen ersten Jahren naturgemäß auseinander; 1834 wird angenommen, Invasionskriege würden nun ganz aufhören, nur zu Grenzkriegen würde es kommen: die nekartige, konzentrische Form des Eisenbahnsystems mit allen seinen Vortheilen in Herbeischaffung und Sammlung frischer Streitkräfte, mit seinem ganzen Fahrapparat werde nur der angegriffenen Nation zu statten kommen. Der Feind dagegen könne nur auf einer oder wenigen Linien vorrücken. Je weiter er sich aber vorwärts wage, desto gefährlicher werde seine Stellung, indem jeder Schritt, mit dem er sich

dem Centrum nähere, die Gefahr vermehre von den auf den übrigen Linien herbeiströmenden Streitkräften eingeschlossen zu werden. Der Vertheidiger könne von Strecke zu Strecke die Eisenbahnen durch Fortifikationen decken und hierdurch den Feind so lange aufhalten, bis neue Streitkräfte angelangt wären, und da durch streckenweisen Aufbruch der Bahn der Feind abgehalten würde, mit derselben Schnelligkeit nachzurücken, womit die Vertheidigungskräfte sich zurückzögen, so könne die angegriffene Nation dem Feinde jeden Tag eine frische Armee entgegenstellen. Ein vollständiges Eisenbahnsystem verwandle also das ganze Territorium einer Nation in eine große Festung, die von der angegriffenen Nation mit der größten Leichtigkeit, dem geringsten Kostenaufwande und den wenigsten Nachtheilen für das Land vertheidigt werden könne.*) Auch 1836 heißt es, daß der Angreifer die Bahnen nur für die Einleitung des Krieges und für den Nachschub bis an die Grenze werde benutzen können, während der Vertheidiger im Besitze des Mittels bleibe; immer aber bleibe der maßgebende Gesichtspunkt, daß wie die Kanäle so die Bahnen in Zukunft strategische Linien bilden würden und ihre Herstellung daher Nationalangelegenheit sei.

General v. Rühle, der die Bayerischen Ansichten begutachten sollte, bewies hierbei, wie in der Beurtheilung der Bahnen im Allgemeinen, keinen besonderen Seherblick. So bezeichnete er den Bau der Linie Paris—Straßburg als den mindest wahrscheinlichen, ebenso ungefährlich das Projekt einer Bahn Paris—Metz—Karlsruhe—Stuttgart, wegen der flankirenden Wirkung der Festung Landau, sowie der Bahn Straßburg—Mainz, während er den Kriegsschauplatz am Niederrheine durch das Belgische Bahnnetz für am meisten bedroht ansah. Dagegen würde ein Vordringen der Franzosen im südlichen Deutschland durch die in Aussicht genommenen Linien von Süd nach Nord (Bajel—Frankfurt a. M. bezw. Hamburg, Bodensee—Ulm—München, Ingolstadt—Nürnberg bezw. Erfurt, Traunsee—Donau—Prag—Dresden, Leipzig—Berlin bezw. Magdeburg—Hansestädte) erschwert, während diese Strecken uns den Transport von Nord nach Süd erleichtern würden.

Den von General v. Krauseneck vertretenen und trotz aller einschränkenden Ansichten über den militärischen Werth der Eisenbahnen immerhin weiter blickenden Gesichtspunkt über die Wichtigkeit eines Bahnnetzes von Ost nach West theilte v. Rühle anscheinend nicht oder hatte ihn überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Auf einen höheren Standpunkt als er stellte sich die im Frühjahr 1836 auf Befehl des Königs unter den Vorsitz des Generalstabschefs zusammentretende Kommission,***) indem sie, auf Grund des Chausseeplanes des Generals v. Grolman von 1817, Linien vorschlug, die in den für Operationen vortheilhaftesten Richtungen und auf die

*) Militär-Zeitung 1834, S. 662 ff.

***) Die Kommission arbeitete vom 3. Mai bis 15. Juli 1836.

Deutschen Nachbarstaaten führten; außerdem aber solche, die die Verbindung zwischen ihnen herstellten.

Hiermit war das Preussisch-Deutsche Bahnnetz im Grunde festgelegt und ist danach auch ausgestaltet worden.

Die von der Kommission außerdem angenommenen Prinzipien, daß Eisenbahnen aus rein militärischen Gründen sich nicht halten könnten, daß vielmehr militärische und kommerzielle Interessen zusammentreffen, also auch meist in einem gemeinsamen Bahnsysteme sich zusammenfinden würden, behielten später auch unter Moltke ihre Berechtigung; ebenso entsprach es seinen Ansichten, daß es nicht im Staatsinteresse sei, Eisenbahnen, die dem eigenen Lande voraussichtlich ersprießliche Dienste leisten würden, etwa aus dem Grunde nicht zu gestatten, weil sie dem Feinde im Laufe des Krieges möglicherweise einigen Vortheil gewähren könnten, — ein Gesichtspunkt, nach dem Krauseneck, der überhaupt streng auf dem Boden der Kommissionsbeschlüsse blieb, 1836 sich für die Bahn Saarbrücken—Mannheim und 1842 für Saarbrücken—Bingen aussprach.

Endlich war es sehr zutreffend, daß 1836 bereits auf die Werthlosigkeit der Bahnen auf dem eigentlichen Schauplatze des Kampfes hingewiesen wurde, während die Behauptung, Truppen könnten überhaupt nicht auf der Eisenbahn marschiren, für Infanterie wenigstens nicht zutrifft, wenn der Marsch auch nicht gerade bequem zu nennen ist.

Ganz im Unklaren befand sich die Kommission über den Stand der Bahnen für Truppentransporte, weil die Erfahrungen fehlten. In erster Linie betrachtete sie die Eisenbahnlinien vorläufig für Kriegsmaterial und Verpflegung als unumschränkt benutzbar, für Truppen nur bis zur Stärke einer Division, auf große Entfernungen, während ein Armeekorps für 100 Meilen 16 1/2 Tage mehr brauche als mit dem Fußmarsch. Man war eben auf Papierberechnung angewiesen.

Der 13. August 1837 wurde insofern bedeutungsvoll für die Entwicklung des militärischen Eisenbahnwesens, als König Friedrich Wilhelm III. die, übrigens vorher schon selbständig von den beteiligten Behörden (dem Handelsministerium, Kriegsministerium, Generalstab) betriebene Feststellung der militärischen Interessen bei jedem Bahnprojekt nunmehr amtlich anordnete, auch sollte die Eisenbahnangelegenheit dem Bundestage zugehen. Im Herbst 1837 erweiterte General v. Krauseneck die für Norddeutschland aufgestellten Grundlinien von Bahnrichtungen auf das südliche Deutsche Gebiet zur Verbindung des Oesterreichischen Staates mit dem Rheine und dem unteren Main, wobei als maßgebend die Bewegungen der Deutschen Truppen, sei es zum Angriffe oder zur Vertheidigung, bezw. die Verbindung vom Nord- und Südkriegsschauplatz angesehen wurden.

Nach 1837 tritt ein mehrjähriger Stillstand in der Entwicklung der militärischen Seite des Eisenbahnwesens ein; zwar finden sich Gutachten des

Generalstabschefs über Bahnprojekte vor, doch einschneidende Fortschritte treten nicht ein. Dagegen sind die Jahre 1838 und 1842 für die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes in Preußen insofern von Bedeutung, als eine Allerhöchste Kabinettsordre vom 3. November 1838 die bei Eisenbahnunternehmungen allgemein geltenden Grundbestimmungen aufstellte und eine Ordre vom 22. November 1842 die Preussischen Bahnen zu einem organischen Ganzen zusammenfaßte und die Grundzüge feststellte, nach denen die Landes-Haupt- und Residenzstadt mit den Provinzen, diese unter sich und mit dem angrenzenden Auslande in Schienenverbindung zu bringen wären. Hierdurch wurden die Vorschläge der Kommission von 1836 ihrer praktischen Verwirklichung sehr viel näher gebracht.

Von Berlin aus sollten fünf Hauptrichtungen gehen:

- Südöstlich: Berlin—Breslau—Myslowitz, mit Kosel—Oderberg—Anschlüsse an die Oesterreichischen und Russischen Bahnen.
- Nordöstlich: Berlin—Stettin bezw. Cüstrin—Kreuz—Danzig—Königsberg—Eydtkuhnen, oder bezw. Bromberg—Thorn—Anschlüsse an die Polnischen Bahnen.
- Nordwestlich: Berlin—Hamburg—Anschluß an die Mecklenburgisch-Holsteinischen und Schleswighen Bahnen.
- Westlich: Berlin—Minden—Deuz—Köln—Aachen—Anschlüsse an die Belgischen und Nordfranzösischen Linien.
- Südllich und Südwestlich: Berlin—Halle—Erfurt—Frankfurt a. M.—Mannheim—Saarbrücken bezw. Heidelberg—Basel—Anschlüsse an die Französischen und Schweizerischen Bahnen; ferner Berlin—Röderau—Leipzig—Dresden—Prag—Wien bezw. Hof—Augsburg—Anschlüsse an die Sächsischen, Oesterreichischen und Bayerischen Bahnen.

Durch dieses Bahnnetz sollten allmählich die General- und Divisionskommandos, die größeren Festungen und Garnisonen, die Siege der Oberpräsidien und Regierungskollegien in Verbindung gebracht werden.*)

War sonach auch die gesetzliche Regelung der Eisenbahnanlagen erfolgt, so fehlte es doch an jeder praktischen Erfahrung in Militärtransporten. Zwar hatte 1842 das Preussische Kriegsministerium zum ersten Male kleinere Truppentransporte zwischen Berlin und Zehlendorf bezw. Wittenberg versucht, die auch im Allgemeinen günstig verliefen, doch erst im Februar und März des Jahres 1846 fanden die ersten Beförderungen zu Kriegszwecken statt, indem nämlich ein Detachement des VI. Armeekorps an der Grenze des damaligen Freistaates Krakau, wo Unruhen ausgebrochen waren, zusammengezogen wurde.

*) Das Preussische Eisenbahnwesen mit Bezug auf dessen Benutzung für größere Truppentransporte; 1858 zusammengestellt durch Major v. Tiedemann vom großen Generalstabe.

Das Jahr 1848 bezeichnet in der Entwicklung des militärischen Eisenbahnwesens einen Wendepunkt, sowohl in Deutschland im Ganzen wie in Preußen im Besonderen. Denn einmal erkannte der Bundestag die Eisenbahnen als ein Element der Wehrhaftigkeit an, dann aber trat mit dem Wechsel des Generalstabschefs in Preußen eine weniger einseitige Auffassung von dem strategischen Werthe der Bahnen an maßgebender Stelle auf.

General v. Krausened war in demselben Jahre gestorben, ohne nennenswerthen Aufschwung in dem Verständniß für die Eisenbahnfrage zu zeigen. Er war in seinem Gutachten bei neuen Projekten auf dem Standpunkte der Kommission von 1836 stehen geblieben: Bahnen in der Hauptsache als ein willkommenes Kommunikationsmittel mehr ähnlich den Chausséen aufzufassen, ohne daß sie wesentlichen Einfluß auf die Kriegführung ausüben. Wohl giebt der General, am 7. März 1840, die Wichtigkeit einer Verbindung des Centralpunktes der Monarchie mit den entferntesten Grenzen und der Depotplätze rückwärts mit den vorwärts gelegenen zu, auch befürwortet er, den 28. Mai 1836, eine Verbindung der Hauptstadt mit den Stromübergängen, zumal, wenn diese befestigt sind, — aus diesen allgemeinen Ansichten aber Nutzen zu ziehen, um den Vortheil einer derartigen Verbindung für bestimmte Kriegsfälle zu besitzen, lag ihm fern; nur einmal, am 30. April 1836, spricht er bei Gelegenheit eines Gutachtens über eine von Potsdam nach der Sächsischen Grenze projektirte Eisenbahn über die Möglichkeit einer feindlichen Operation von der Saale gegen die Elbe bei Torgau oder vom Erzgebirge dorthin.

Anders General v. Keyser, der im Gegensatz zu Krausened vor Allem einsah, daß die Eisenbahnen in erster Linie für eine schnellere Beförderung von Truppen verwendbar seien; allerdings vermochte auch er diese bessere Einsicht in seinen Operationsentwürfen wegen mangelnder Erfahrung praktisch noch nicht in Rechnung zu ziehen, sondern mußte sich auf Vorschläge beschränken, deren Ausarbeitung noch dazu einer Civilbehörde, dem Handelsministerium, oblag. Immerhin muß es als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß die Ausnutzung der Bahnen für den ersten Aufmarsch überhaupt eine praktische Gestalt anzunehmen anfing.

Das größere Verständniß des neuen Generalstabschefs zeigte sich vom ersten Tage der Uebernahme der Geschäfte an, sowohl in seinen Anordnungen, wie in seinen Gutachten; in beiden wurde er unterstützt durch die auch an den anderen leitenden Stellen, im Kriegs- und Handelsministerium, zunehmende Einsicht für die militärische Verwerthung der Bahnen. Kriegserfahrungen konnten allerdings nicht gesammelt werden, denn weder in Italien, noch in Ungarn, weder in Schleswig noch in der Krim gab es Bahnen, und die in Baden vorhandene lag vor der Front; indeß boten die Mobilmachungen 1848 und 1850 in Preußen und Oesterreich, sowie die Kon-

zentration 1850 im Lager von Olmütz (75 000 Mann) Gelegenheit, einige Erfahrungen zu sammeln; immerhin hielt sich die Benutzung der Bahnen dabei doch entweder in bescheidenen Grenzen, oder aber es fehlte wie 1853 an einem geregelten periodischen Verkehr, man tastete sich vielmehr mit Hilfe des Telegraphen von Station zu Station unter Beibehaltung des Friedensverkehrs weiter.

Daß Eisenbahn und Telegraph berufen sein würden, in zukünftigen Kriegen zusammenzuwirken, sah General v. Meyher voraus; ihm ist auch eine Denkschrift zu verdanken, die die ersten Bestimmungen über Verwendung der bereits vorhandenen Telegraphen und Vorschläge für Anlage von neuen im militärischen Interesse enthält. Im Kriegsfall wird danach die obere Leitung der Eisenbahnen und Telegraphen unter dem Chef des Generalstabes der Armee stehen, ein Centralorgan dafür auch bereits im Frieden eingesetzt, das Staatsgebiet aber zu dem Zwecke in einzelne Bezirke eingetheilt werden.

Andauernd widmete Meyher der bereits unter seinem Vorgänger eingeleiteten Statistik über die Betriebsmittel der inländischen und der damit in Verbindung stehenden ausländischen Eisenbahnen, insofern sie für Beurtheilung zu militärischen Zwecken in Betracht kamen, seine Aufmerksamkeit. Unausgesetzte und scharfe Beobachtung, insbesondere der neuen Bahnen, — die er als noch derart entwicklungsfähig bezeichnete, daß kein Jahr vergehe, wo nicht Veränderungen baulicher und technischer Art nothwendig seien — hielt der General militärischerseits für dringend; ferner beantragte er für den Mobilmachungsfall die Kommandirung höherer Offiziere zur Regelung der Transporte und im Frieden bereits Zutheilung militärisch fachkundiger Organe zu den Eisenbahnverwaltungen.*) Meyher beschäftigte sich auch mit der verschiedenen Spurweite der Russischen und Deutschen Bahnen und erklärte sich gegen die Einführung der Russischen Spurweite, mit der Begründung, daß die strategische Lage beider Länder dagegen spreche, und dann, weil Rußland bedeutende Kräfte an seinen Grenzen habe, mit denen es einfallen könne, ehe wir unsere Bahnen zu vertheidigen oder zu zerstören vermöchten. Bei ungleicher Spurweite sei die Defensiv im Vortheile, denn der Angreifer könne sein eigenes Material in Feindesland nicht benutzen. Die Einführung einer Vorschrift für den Truppentransport und ein Entwurf für Zerstörungs- und Herstellungsarbeiten von Bahnen beschließen Meyhers Thätigkeit.

In seinen Gutachten entwickelt der General weitsehende Gedanken, die allerdings schon Anfang der dreißiger Jahre, wie wir uns erinnern werden, aufgetreten waren, jetzt aber, von verantwortlicher Stelle angenommen

*) Bezirkeinteilung: Berlin—Breslau—Bromberg—Minden—Cöln—Erfurt—Mainz (7. Juli 1854).

und vertreten, eine besondere Bedeutung für die fernere Entwicklung der militärischen Verwendung der Bahnen gewinnen sollten. In erster Linie erkennt Neyher den Werth der Eisenbahnen für die Operationsbasis an, für Defensive oder Offensive, sei es gegen Osten zwischen Glogau und Cosel oder am Rheine zwischen Mainz und Cöln; erst die Eisenbahnen geben der Basis die Vollenbung, sie verbinden die festen Punkte, erhöhen die Abschnittsvertheidigung, steigern den strategischen Werth, da sie Verschiebungen nach gefährdeten Punkten ermöglichen.*)

Mit Entschiedenheit wendet sich der Generalstabschef gegen jedes Bahnprojekt, das uns in keiner Beziehung Nutzen, dem Feinde aber nur Vortheil bringt, so gegen eine neue Bahnverbindung östlich des Spreewaldes, von Fürstenwalde auf Sachsen zu, wodurch die Oesterreicher nur eine neue Operationslinie auf Berlin gewinnen würden, während westlich des Waldes so wie so die letzten Kämpfe für eine Vertheidigung von Berlin stattfänden.***) Auch verwirft der General das Projekt einer Rhein-Brücke bei Rehl,***) unter den Augen des offensiven Ausfallthores der Franzosen, von Straßburg, und verlangt zum mindesten Sprengvorrichtungen und permanente fortifikatorische Anlagen, auch diesseits des Rheins, die er übrigens bei jeder Führung von Eisenbahnen über große Ströme als Bedingung hinstellt.

Als Hauptbedingung seiner Zustimmung zu Bahnanlagen im Innern verlangt General v. Neyher wiederholt Schutz derselben durch Festungen, dabei hinweisend auf Frankreich, Italien und Oesterreich; auch soll keine Bahn auf dem feindlichen Ufer eines Stromes parallel geführt werden, mit Ausnahme kurzer Strecken, bei denen es das diesseitige Ufer rechtfertigt; für die Linksrheinischen Bahnen aber sollen sowohl der Ausgangspunkt am Rheine wie der Endpunkt an der Landesgrenze durch feste Plätze Sicherung erhalten, der Werth der Bahnen werde dadurch für uns erhöht, für den Feind verringert.†)

Wenn sonach General v. Neyher seinen Vorgänger in richtiger Beurtheilung des neuen Kriegsmittels bei Weitem übertraf, so ist doch nicht zu leugnen, daß er in dem Verlangen, daß alle rückwärts der Grenze gelegenen Bahnstrecken auch die vorhandenen Festungen berühren sollten, etwas zu weit ging. Es lag dies wohl daran, daß er weniger das Verhältniß der Linien zu dem voraussichtlichen Aufmarsch, besonders dem Kriegsverlaufe im Auge hatte, als die Besorgniß, es könnten die eine oder die andere Festung nicht miteinander verbunden sein.

*) 28. Mai 1851.

**) 1. Februar 1855 bezw. 7. Juli 1856.

***) 29. Januar 1856.

†) 21. Dezember 1855.

Immerhin fand General v. Moltke bei Uebernahme seines Amtes im Oktober 1859 ein reichhaltiges Material an vorbereitenden Arbeiten über die Ausgestaltung der Eisenbahnfrage vor, wenn auch das Hauptproblem, die praktische und systematische Verwerthung der Bahnen bei Mobilmachung und Aufmarsch sowie während eines Feldzuges, noch zu lösen war.

Glückliche Umstände fügten es, daß es dem General v. Moltke bereits 1½ Jahre nach seinem Amtsantritt, im Jahre 1859, vergönnt war, den ersten Versuch zu wagen, das Problem in der Mobilmachung des eigenen Heeres zu lösen und gleichzeitig praktische Studien in der militärischen Ausnutzung des neuen Kriegsmittels bei zwei großen sich bekriegenden Nachbarreichen anzustellen.



Herzog Eugen von Württemberg und der Feldzug 1813.

Von

Graf Kielmansegg,

Hauptmann im Königlich Sächsischen 12. Infanterieregiment Nr. 177.

(Mit einer Textskizze.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Bei der Wahl meines Themas ist in erster Linie die Erwägung maßgebend gewesen, daß trotz der sehr umfangreichen Literatur über das Jahr 1813 und trotz der verschiedenen Memoirenwerke, die gerade mit der Person des Herzogs Eugen sich beschäftigen, dessen Erscheinung weder in der allgemeinen Geschichte noch auch in der Kriegsgeschichte in dem Maße hervortritt, wie sie es verdiente. Die äußeren Gründe hierfür liegen darin, daß die Denkmäler in Stein und Erz, die die Feldherren jener großen Zeit verewigen, uns von ihm nichts künden, und daß er selbst es verschmäht, ja sogar seiner näheren Umgebung*) verboten hat, bei seinen Lebzeiten die theils entstellten, theils unvollständigen Schilderungen der Ereignisse, bei denen er eine Rolle gespielt, richtigzustellen. Die inneren Gründe für diese auffallende Erscheinung gedenke ich in Folgendem nach Möglichkeit klarzulegen.

In zweiter Linie erschien mir die Persönlichkeit des Herzogs Eugen gerade für uns besonders anziehend, weil der nach seiner eigenen Aussage**) wunderbarste Abschnitt seiner Lebenserfahrungen seinen Schauplatz unter den Mauern der Festung Königstein hat, und dieser Abschnitt gleichzeitig eine der interessantesten und folgenschwersten Perioden der Kämpfe von 1813 enthält. Ich werde daher diese Kämpfe und Ereignisse etwas eingehender zu behandeln haben, während für den übrigen, so inhaltsreichen Feldzug dieses Jahres der Rahmen meines Vortrages nur eine Uebersicht in großen Zügen gestattet.

Schließlich scheint mir die Betrachtung kriegsgeschichtlicher Ereignisse an der Hand der Thätigkeit hervorragender Führer, über die uns eingehende persönliche Nachrichten erhalten sind, besonders empfehlenswerth, zumal für jüngere Offiziere, denen ein gewisser Idealismus für die Ziele der militärischen Laufbahn, gerade in den langen Jahrzehnten des Friedensdienstes,

*) Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg, III. 104 und Helldorf „Aus dem Leben des Herzogs Eugen von Württemberg“ Vorwort.

**) Memoiren III. S. 120.

durch solche Beispiele noch am ersten erhalten bleibt. Auch ist offenbar diese Art des Studiums praktisch sehr lehrreich, da bei allem Wechsel der Kriegsmittel und der Anschauungen über Kriegsführung im Laufe der Zeiten das persönliche Auftreten und der Einfluß des Führers auf seine Truppen jederzeit eine der wichtigsten Vorbedingungen für den Erfolg bleiben wird.

Herzog Eugen stammt aus der protestantischen, herzoglichen Linie des Hauses Württemberg, welche auf dem Majorate Carlsruhe in Oberschlesien residirte, wo er im Jahre 1788 geboren wurde. Sein Großvater war der Königlich Preussische General der Kavallerie Herzog Friedrich Eugen, dessen Name noch jetzt in der Armee im Westpreussischen Kürassierregiment Nr. 5 „Herzog Friedrich Eugen von Württemberg“ fortlebt. Sein Vater war ebenfalls General in Preussischen Diensten. Durch die nahe Verwandtschaft mit dem Russischen Kaiserhause — die Zarin Maria Alexandrowna, Gemahlin des Kaisers Paul, war die Schwester seines Vaters — bekam seine Erziehung schon frühzeitig eine entscheidende Wendung zum Russischen Militärdienste. Bereits 1796 ernannte ihn der Zar zum Obersten, 1798 zum Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments. 1801 nach St. Petersburg berufen, war er dort Zeuge der Ermordung des Kaisers Paul. Die Kaiserin, die ebenso wie ihr Gemahl, eine besondere Zuneigung zu dem jungen Prinzen hegte, sandte ihn aus den unsicheren Verhältnissen nach der Katastrophe Kaiser Pauls alsbald wieder zu seinen Eltern nach Schlesien.

Die nächsten Jahre benutzte der Prinz zu Reisen und militärischer Ausbildung unter Leitung des damaligen Königlich Preussischen Leutnants Baron Wolzogen. In Stuttgart, am Hofe seines Onkels, erlebte er 1805 den Einzug der Franzosen und wurde von Napoleon aufgefordert, in Französische Dienste zu treten, was er aber ablehnte. 1806/7 fand er seine erste militärische Verwendung im Stabe des Generals der Kavallerie Grafen Bennigsen, that dort Adjutantendienste und wurde für persönliche Auszeichnung beforirt. Nach vorübergehender Verwendung als Brigadefommandeur in den Baltischen Provinzen und im Feldzuge gegen die Türken 1810 wurde der Prinz, 23 Jahre alt, im Mai 1811 mit dem Kommando der 4. Division in Wilna betraut und nahm in dieser Stellung im August 1812 bei Smolensk seinen ersten selbständigen und äußerst rühmlichen Antheil an einer größeren Schlacht, der ihm den St. Wladimir-Orden 2. Klasse eintrug.

Die weitere Betheiligung des Prinzen an dem Feldzuge von 1812 war eine Kette von ruhmvollen Theilerfolgen in allen bedeutenden Gefechten. Auch auf strategischem Gebiete bot ihm dieser Feldzug Gelegenheit, seinen hervorragenden praktischen Blick und die Gründlichkeit seiner theoretischen Studien über den Krieg darzulegen. Schon 1803 hatte er mit seinem Lehrer Wolzogen ein System über konzentrische Rückzüge ausgearbeitet, dessen Grundlagen 1812 praktische Verwendung fanden. Wolzogen, der inzwischen in Russische Dienste übergetreten und zum Flügeladjutanten des Zaren befördert

war, nahm im Hauptquartier einen entscheidenden Einfluß auf die Anlage und Durchführung des Feldzugsplanes, dessen geistige Urheberschaft er mit dem Prinzen Eugen theilte. *) Den außerordentlich praktischen Werth dieser Studien über Rückzugsgefechte für die Kriegführung gegen Napoleon, dessen überlegenes Genie bis zur Katastrophe von 1812 seine Gegner stets in die Vertheidigung zwang, sollte der Prinz noch oft zu erproben haben. Dabei blieb ihm die Defensivtät stets nur Mittel zum Zweck, den Gegner genügend zu erschüttern, um ihn dann seinerseits erfolgreich anfassend zu können. Das Jahr 1812 brachte dem Prinzen noch die Beförderung zum Generalleutnant und später zum Kommandirenden des II. Korps.

Nachdem der Zar die Fortsetzung des Krieges nach Deutschland hinein befohlen, durfte der Prinz auf Grund wiederholter Versprechungen hoffen, seinem sehnlichsten Wunsche gemäß an der Spitze der Russischen Avantgarde in Schlesien einzurücken und zum Anschlusse der übrigen Deutschen Staaten zum Befreiungskriege an erster Stelle mitzuwirken. Bitter enttäuscht wurde er durch den Befehl, der ihn dem zum Führer der Avantgarde ernannten General Baron Winzingerode unterstellte. Aber mit größter Selbstüberwindung unterzog er sich weiterhin unter den Befehlen dieses ursprünglich an Patent jüngeren Generals den schwierigsten Aufgaben. Als er während des Stillstandes der Operationen zu kurzem Aufenthalte in Karlsruhe weilte, erschien dort der ihm vom Feldzuge 1810 her bekannte Preussische Oberst v. Valentini, um ihn zu einer Zusammenkunft mit dem in Breslau weilenden König Friedrich Wilhelm III. einzuladen. Er glaubte dies in korrekter Auffassung seiner dienstlichen Stellung ablehnen zu müssen, erbot sich aber, Winzingerode nach Breslau zu bescheiden, worauf man aber Preussischerseits nicht einging. Offenbar trat hierdurch eine unliebsame Verzögerung des Anschlusses Preußens ein.

Das blutige Gefecht bei Kalisch am 14. Februar, in welchem Prinz Eugen unter ungünstigsten Kräfteverhältnissen einen nach seiner eigenen Ueberzeugung wenig werthvollen Erfolg errang, brachte ihm die Verleihung des Alexander-Newsky-Ordens in Brillanten ein.

Für den Feldzug 1813 hatte Napoleon seine Kräfte westlich der Elbe und Saale organisiert und durch Nachschub aus Frankreich verstärkt, so daß er am 1. Mai mit etwa 120 000 Mann in der Gegend von Weissenfels bereit stand. Die Russen waren in der breiten Front von Königsberg bis südlich Warschau nach Westen vorgerückt und zogen sich mit den durch den Vertrag von Kalisch vom Februar 1813 angeschlossenen Preußen Ende April in der Linie Leipzig—Altenburg in Stärke von etwa 100 000 Mann zusammen. Am 2. Mai erfolgte der Zusammenstoß bei Lützen und Groß-

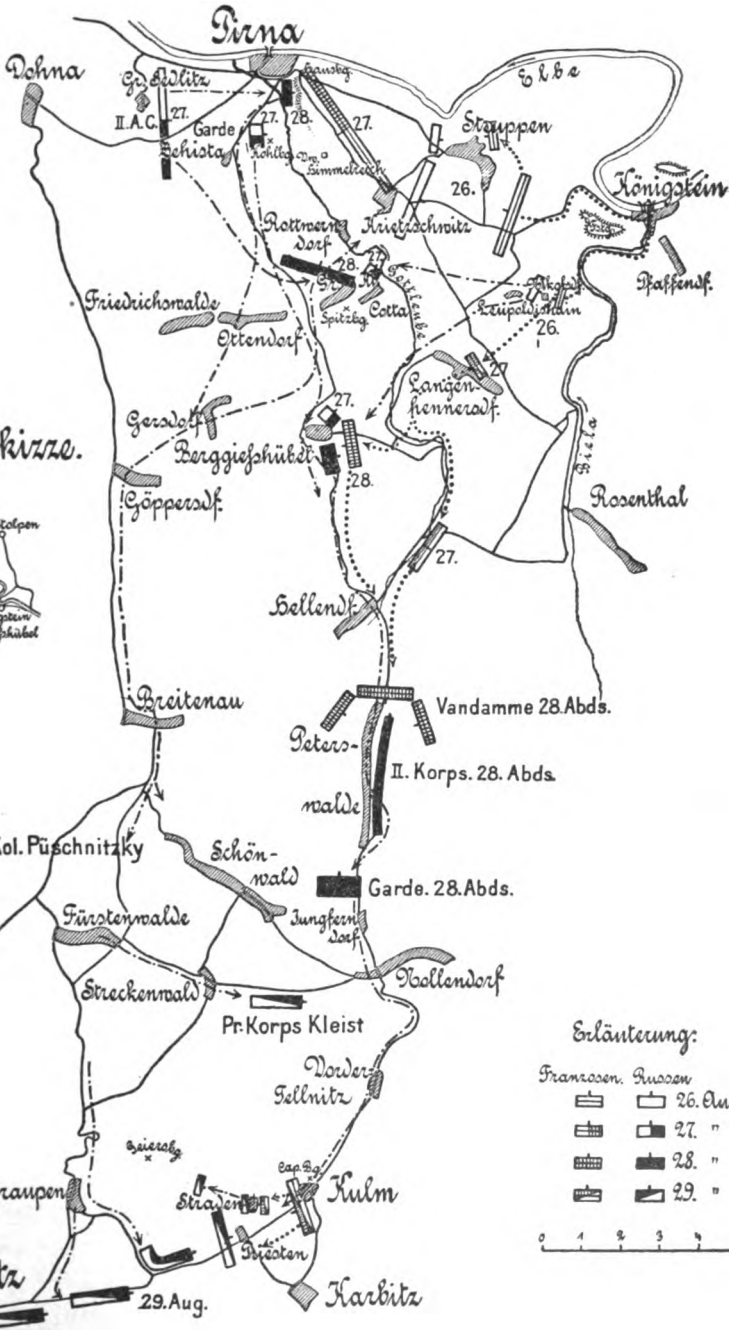
*) Vergl. den Vortrag im Württemberger Alterthumsverein von G. Wachen-Mayer am 7. Januar 1888 (aus den Papieren der Herzogin Mathilde von Württemberg) und Heildorf III. S. 1 ff.

Görtschen, bei welchem Prinz Eugen mit seinem II. Korps den rechten Flügel der Verbündeten bildete und dort das Preussische Korps York durch einen erfolgreichen Angriff begagerte. Charakteristisch ist die Begegnung dieser beiden Befehlshaber auf dem Schlachtfelde, die sich persönlich noch nicht kannten.*)

Nach unentschiedenem Kampfe räumten die Verbündeten in der Nacht das Schlachtfeld und zogen sich, gedeckt durch die die Arrieregarde bildenden Truppen Prinz Eugens, ohne Aufenthalt quer durch Sachsen bis Baugen zurück, von wo nach abermaligem taktischen Mißerfolge der Rückzug bis Schweidnitz fortgesetzt wurde. Der Prinz lieferte hierbei Rückzugsgefechte bei Pegau, Eisdorf, Nossen, Weißig bei Dresden und Göda bei Baugen, erhielt in der Schlacht bei Baugen, 21. Mai, den Preussischen Rothem Adler-Orden, hielt im Gefechte bei Reichenbach (22.) Napoleon, der persönlich gegen ihn führte, um einen vollen Tag auf, focht dann noch bei Leopoldshayn (23.), Pilgramsdorf (26.), Goldberg (27.), Jauer (31.), stets die Nachhut führend, und erhielt vom Zaren eine Dotation für die hier geleisteten hervorragenden Dienste. Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand von Poischwitz geschlossen, während dessen der Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten erfolgte. Die Prager Verhandlungen mit Napoleon zerbrachen sich endlich, und so begann am 17. August die entscheidende Periode des Feldzuges von 1813. Die Verbündeten hatten inzwischen ihre Kräfte derart gruppiert, daß die Hauptarmee unter Schwarzenberg im nördlichen Böhmen, eine Preussisch-Russische Armee unter Blücher in Schlesien, die Nord-Armee unter dem Kronprinzen von Schweden bei Berlin stand. Dagegen hatte Napoleon seine Hauptkräfte auf der Linie Görlitz—Dresden gestaffelt, außerdem hielt er die ganze Elb-Linie von Dresden bis Hamburg, sowie die wichtigsten Festungen der Oder- und Weichsel-Linie noch besetzt.

In Verfolg des zu Trachenberg schon im Juli festgesetzten Feldzugsplanes der Verbündeten, der am 18. August durch eine Konferenz in Melnik ergänzt wurde, rückte die Böhmishe Armee am 22. August in vier Kolonnen, rechter Flügel über Nollendorf auf Pirna, linker Flügel über Komotau—Marienberg vor. Die allgemeine Absicht war, eine energische Offensive in Richtung auf Leipzig zu führen, da man annahm, daß Napoleon sich gegen die Nord-Armee gewendet habe. Letztere sollte zunächst ausweichen und dann gleichfalls auf Leipzig vorgehen. Diese Operation kam erst nach ernstern Zwischenfällen im Oktober mit der Schlacht bei Leipzig zu einem erfolgreichen Abschluß. Da Napoleon sich nicht nach Norden gewendet, sondern im Gegentheil noch in der Lage war, rechtzeitig seine Kräfte bei Dresden zu vereinigen, so erfolgte hier am 26. und 27. August der erste große Zusammenstoß. Die Verbündeten wurden gezwungen, den Rückzug nach Böhmen anzutreten. Daß dieser Rückzug nicht zur Vernichtung der Schwarzenbergischen

*) Siehe Sellhorn I. S. 37.



Übersichts-Skizze.



Erläuterung:

| | | | |
|--|------------|--|---------|
| | Franzosen. | | Russen. |
| | 26. Aug. | | 27. " |
| | 28. " | | 29. " |

0 1 2 3 4 5 km

Armee führte, verdankte diese den im Folgenden näher zu beleuchtenden Ereignissen bei der rechten Flügelskolonne (siehe die Skizze S. 251).

Diese Kolonne bestand aus dem I. und II. Russischen Korps, Gortschakoff und Prinz Eugen, unter Oberbefehl des Grafen Wittgenstein. Sie hatte auf ihrem Wege von Nollendorf nach Pirna feindliche Vortruppen zurückgedrängt und erreichte am 23. mit dem I. Korps Sedlig, mit dem II. Zehista und Pirna. Die beiden nächsten Tage wurde nicht weiter vorgegangen, um das Herankommen der übrigen Kolonnen auf Dresden abzuwarten. Am 25. August wurde zur Beobachtung der Festung Königstein und der Elb-Brücke bei Pirna, über welche Orte sich einige feindliche Abtheilungen zurückgezogen hatten, ein Korps befehligt. Bei dieser Gelegenheit traten die großen Nachtheile der verwickelten Befehlsverhältnisse in der verbündeten Armee auf das Empfindlichste zu Tage.

Im Hauptquartiere Schwarzenbergs, das zunächst mit der Anwesenheit der drei Monarchen beehrt war, befand sich eine große Anzahl besonders Russischer höherer Führer, zum Theil Generaladjutanten des Zaren, die im Feldzuge 1812 Armeen bezw. Korps geführt hatten, jetzt aber ohne bestimmte Verwendung waren, naturgemäß nach einer solchen strebten und das Oesterreichische Oberkommando nur widerwillig anerkannten. Der Fürst Barklay de Tolly, Höchstkommandirender der Russischen Armee während eines Theiles des Feldzuges 1812, hatte auch hier das Kommando über sämtliche Russischen Truppen, die auf verschiedene Kolonnen vertheilt waren. Zwischen ihm und den Korpskommandeuren standen nun noch wieder die Führer der betreffenden Kolonnen, so daß ein langer Dienstweg von Schwarzenberg bis herunter zu den Korps geschaffen war. Auch der Zar griff nicht selten in die Dispositionen Schwarzenbergs ein, so hier, indem er den Generaladjutanten Grafen Ostermann-Tolstoy, vermuthlich auf dessen Bitten, zum Befehlshaber des Beobachtungskorps der Festung bestimmte. Dieser hatte 1812 ein Korps geführt, sich nicht sonderlich mit Ruhm bedeckt und während und nach einer schweren Krankheit Zeichen von nicht ganz normalem Geiste gegeben.*)

Die Beobachtung der Festung, zu der anfänglich nur die durch einige Esotnien des Kasakenhetmans Jlowaisky XII. verstärkte Brigade Helfreich des I. Korps (5, 6, 6) bestimmt war, hielt man vor der Hand für eine unwichtige Nebenaufgabe, da die Gefahren, die von dieser Seite drohten, im Hauptquartier noch nicht bekannt waren. Inzwischen war jedoch diese Gefahr durch die Meldung vom Anmarsche des ganzen Wandammeschen Korps über die beiden Kriegsbrücken bei Königstein im Wittgensteinschen Hauptquartier erkannt und dem Prinzen Eugen mit dem II. Korps, einschließlich der Brigade Helfreich, etwa 13 000 Mann mit 26 Geschützen, diese Aufgabe übertragen. Der Prinz traf am 26. August früh in der Gewißheit, daß weit überlegene Kräfte gegen ihn im Anmarsche seien, vielleicht sogar das Gros

*) Memoiren III. S. 118.

der Armee unter Napoleon selbst, seine Anordnungen für einen zähen Widerstand zum Schutze der rechten Flanke der Armee. Um den Feind dicht vor seinem Debouché zu empfangen, befahl er, daß rechts zur Verhinderung feindlicher Entwicklung aus dem Piela-Thale General Helfreich mit etwa 4000 Mann bei Nicolsdorf stehen bleibe, er selbst versammelte 8000 Mann in der Linie Kriesschwitz—Struppen. Ein Regiment blieb in Pirna zur Sicherung der Brücke. Gleichzeitig bat er bei Wittgenstein, Barklay und dem Großfürsten Konstantin, der mit der Gardetavallerie in der Reserve der Hauptarmee stand, um Verstärkung. Nur der Letztere sandte ein Regiment, die Kürassiere der Kaiserin, unter Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, dem späteren König Leopold I. von Belgien.

Gegen die Stellung Prinz Eugens marschirte Vandamme mit einem Korps von 45 000 bis 50 000 Mann am 26. früh über die beiden Kriegsbrücken bei Königstein. Napoleon hatte erst an demselben Tage früh 1 Uhr in Stolpen endgültig beschlossen, selbst auf Dresden zu gehen, den Feind dort zu schlagen, um dann mit Hilfe Vandammes, der die große Straße Dresden—Teplic bei Berggießhübel sperren sollte, den Rückzug des Feindes zur Vernichtung zu steigern.*)

Um 3 Uhr vormittags begann der Angriff Vandammes, obgleich noch nicht das ganze Korps, vor Allem noch keine Artillerie übergegangen war. Dem Ersuchen an den Festungskommandanten, General v. Warnsdorf, die Artillerie durch Eingreifen der Festungsgeschütze zu ersetzen, wurde Folge geleistet, jedoch ohne namhafte Wirkung, da die Entfernung bis zur feindlichen Hauptstellung zu groß war; doch gelang es, die Vortruppen aus dem Längen Holze auf die Hauptstellung zurückzutreiben.

Prinz Eugen befand sich noch im Dorfe Kriesschwitz mit den letzten Anordnungen beschäftigt, als General Ostermann bei ihm erschien. Die Beschreibung dieser Scene entnehme ich den Memoiren des Herzogs selbst:**) „Ich war noch im Dorfe Kriesschwitz mit den nöthigsten letzten Dispositionen beschäftigt, als der Generaladjutant Graf Ostermann eintrat und mir ein kleines Billet des Grafen Wittgenstein folgenden Inhalts überreichte: »Angesichts Dieses wollen Sie nicht mehr an mich referiren, sondern an den Generaladjutanten Grafen Ostermann, der auf dem rechten Flügel kommandirt.«

Dieses Mißverständnis (denn für einen Kommandowechsel konnte ich eine solche Weisung nicht halten) traf mit sehr kritischen Verhältnissen zusammen. Die hier selbst vereinigten Truppen betrug kaum zwei Drittheile meines Korps, dessen Kommando ich dienstgemäß ohne Allerhöchste Verfügung nicht einmal abtreten durfte. Daß Mangel an Vertrauen oder irgend ein

*) Hofmann, „Geschichte des Feldzuges 1813“, S. 132.

**) Memoiren III. S. 114 ff.

Versehen von meiner Seite hier einen Kommandowechsel veranlaßt haben könnte, ließ sich nicht denken. Davon war also auch keine Rede; wohl aber trat sehr gewichtig der Umstand in Erwägung, daß über den Grafen Ostermann damals in der Armee sehr auffallende Gerüchte umherliefen. Sein Auftreten bei dieser Gelegenheit war bizarr genug, um diese Ansichten zu bestätigen. Er zog die Mütze nicht ab, als er ins Zimmer trat, und als ich ihn höflich um den Grund seines Besuches fragte, schob er mir sehr unfreundlich mit dem Worte »Lisoz!« den oben erwähnten, sehr schmutzigen Zettel, der nichts weniger als dienstförmlich abgefaßt war, zu.

Unmöglich ist mir's zwar, mich ganz genau des hier entstandenen Wortwechsels zu erinnern; so viel ich mich aber dessen entsinne, so war vom Kaiser und von der Vertheidigung Königsteins auf Tod und Leben die Rede; dann forderte er mich heraus, brachte aber wieder Entschuldigungen vor und versicherte mich seines Respekts vor dem Vetter des Kaisers. Manche andere Verworrenheiten bezeugten einen krankhaften Zustand, der um so bedenklicher wurde, als der Graf bei unaufhörlichem Drängen: »den Feind in der Nähe zu sehen«, mit mir schon bis an die äußerste Schützenkette vorgeritten war, wo es nun unmöglich wurde, den Formalitäten gegen einen älteren General die Pflichten des Kaiserlichen Dienstes länger hintenan zu setzen. Er gab hierauf allerdings das Versprechen, sich in Nichts zu mischen, hielt es aber nicht.“

Der Erfolg des Tages war, daß Helfreich zwar Nicolsdorf räumen und auf Groß-Cotta und Berggießhübel zurück mußte, die Stellung bei Klein-Struppen aber gegen alle Angriffe in der Front und Umgehungsversuche in der linken Flanke gehalten wurde. Alle Truppen waren im heftigsten Feuer gewesen, die Kürassiere unter Prinz Leopold als letzte Reserve ritten eine glänzende und erfolgreiche Attacke zur Deckung der Artillerie.

Der Gefechtszweck war demnach vollkommen erreicht, die Reserven der Verbündeten hatten ungehindert, zum Theil unmittelbar hinter der schützenden Mauer des II. Korps im Gottleuba-Thale zur Entscheidung nach Dresden heranrücken können. Nur dem II. Korps selbst hatte man, trotz der dringendsten Meldungen über die feindliche Ueberlegenheit, keinen Mann zugeführt. Der Preussische Oberst v. Alvensleben vom Gardekorps soll aus eigenem Antriebe die Absicht gehabt haben, auf den Kanonendonner von Kriegschwitz loszumarschiren, aber durch höheren Befehl daran gehindert worden sein.

Prinz Eugen benutzte die Nacht, um sein Korps ungehindert in eine Stellung bei Groß-Sedlitz, Front gegen Pirna, zu führen, Cotta und Berggießhübel blieben besetzt. Er fand beim Zurückgehen die 1. Russische Gardedivision (12, 8, 36) unter General Yermolow auf dem Kohl-Berge bei Pirna zu seiner Aufnahme aufgestellt. Vandamme besetzte am 27. die Pirnaer Ebenheit und zeigte, nach den Memoiren des Prinzen Eugen, die

Front des Sächsischen Lagers von 1756. Pirna und der Haus-Berg wurden Französischerseits besetzt.

Im Laufe des 27. erschienen beim Prinzen Eugen verschiedene Flügeladjutanten des Zaren, um sich über den Stand der Dinge im Allerhöchsten Auftrage zu orientiren, unter Anderen auch sein alter Freund Wolzogen, der ihm vorläufig zugetheilt wurde. Vergeblich suchte Prinz Eugen sich mit Hilfe dieser Offiziere von der Gegenwart Ostermanns zu befreien, der ihm in dieser an sich schon so schwierigen Lage die größten Verlegenheiten bereitete. Yermolow hatte sich mit seinen Garden bei Ostermann, als dem ältesten anwesenden Offizier, gemeldet, und lag die Befürchtung nahe, daß Ersterer im Namen Ostermanns, dem er sich angeschlossen, Befehle erlassen würde.

Der Stabschef Prinz Eugens, Oberst v. Hofmann, der zur Berichterstattung ins Hauptquartier gesandt war, wagte auch nicht, den Zustand Ostermanns eingehend zu schildern, da er den Eindruck gewonnen, daß die Sendung Ostermanns auf die Initiative des Zaren zurückzuführen sei.

Der schwierigste Moment für Prinz Eugen war die Einleitung des Rückzuges am 28. August. Nachdem am 27. die Schlacht bei Dresden entschieden, erhielt Ostermann am 28. früh von Barklay den Befehl zum Rückzuge, der ihm freistellte, falls die Straße über Rollendorf nicht mehr frei sei, sich auf Maxen zu wenden. Es war dies eine Eigenmächtigkeit von Barklay, dem nach der Disposition Schwarzenbergs diese wichtige Straße überhaupt zugewiesen war. Gab man diese frei, so stand Vandamme die kürzeste Linie nach dem Teplitzer Thale offen, von dem aus er ohne Mühe die Kolonnen der Verbündeten bei dem schwierigen Abstieg aus den Pässen des Erzgebirges einzeln vernichten konnte.

Als kurz nach Eintreffen des Befehls an Ostermann Wolzogen wieder in direktem Auftrage des Zaren bei Prinz Eugen eintraf und ihm die Disposition Schwarzenbergs mit den von Barklay für nöthig befundenen Abänderungen überbrachte, gab der Prinz sofort seiner Ansicht energischen Ausdruck dahin, daß die genannte Straße unbedingt zu halten sei. Wolzogen und Yermolow stimmten ihm bei, und nachdem Ostermann Wolzogen verpflichtet hatte, dem Zaren zu melden, daß die alleinige Verantwortung für dieses Unternehmen auf den Prinzen falle, traf Letzterer seine Anordnungen. Die Schwierigkeit dieses Rückzuges, Flankenmarsch an der Front eines überlegenen Feindes entlang, dessen Flügel bei Langhennersdorf schon näher an dem zu erreichenden Objekt stand als die Russen, liegt auf der Hand. Prinz Eugen befahl, daß auf dem rechten Flügel die Brigade Helfreich, mit dem Gros des II. Korps vereinigt, einen Scheinangriff auf Kriegschwitz ausführen sollte, auf dem linken Flügel General v. Knorring mit zwei Regimentern und einiger Kavallerie gegen den Haus-Berg demonstrire. Währenddessen sollten die Garden den Rückzug auf Berggießhübel antreten und die erstgenannten Abtheilungen demnächst als Arrieregarde folgen.

Vandamme ließ sich durch die Scheinangriffe eine Zeit lang täuschen und zog seine Massen bei Kriesschwitz und am Haus-Berge zu ernstem Widerstande zusammen. Da gelang es Ostermann, der offenbar in völliger Verzweiflung über diesen ganzen gewagten Entschluß alle Fassung verlor, durch mündliche Gegenbefehle, die er durch die Offiziere seines Stabes und die Rajaten seiner Eskorte aussandte, Verwirrung in die Garden zu bringen. Der Prinz sah vom Cottaer Spitz-Berge aus, wie die schon im Marsche befindlichen Garden hielten und sich theilweise zum Abkochen anschickten. Sofort ließ er durch den Obersten v. Wachten seines Stabes die schleunige Fortsetzung des Marsches bewirken. Inzwischen hatte Vandamme offenbar die gegnerische Absicht durchschaut und drängte nun mit allen Kräften vom linken Flügel aus in Richtung auf Berggießhübel vorwärts. Als bald erhielt denn auch der Prinz bei Cotta die Nachricht, daß die Spitze der Garden bei Berggießhübel den Feind bereits vorgefunden habe und dort erbittert kämpfe. Er jagte dorthin und erfuhr, daß das vorderste Bataillon Preobražensk, mit dem Grafen Ostermann an der Spitze, sich mit dem Bajonett den Weg durch den schwächeren Feind gebahnt habe, alles Uebrige durch sei, und fand das Garde-Jägerregiment in einer Aufnahmestellung jenseits Berggießhübel, die Permelow angeordnet hatte. Ein Bataillon Semenow sollte bei Hellenendorf halten.

Der Nachtrab der Kolonne von Kriesschwitz unter General Püschniktz und die Kolonne Knorring erhielten Befehl, über Göppersdorf—Schönwalde sich wieder nach Kollendorf heranzuziehen. Ersterer General verfehlte den Weg bei Breitenau und gelangte über Graupen erst am 29. abends bei Priesten wieder zum Korps.

General Helfreich mit der Spitze der Kolonne von Kriesschwitz kam ungehindert bis Peterswalde; die ihm folgende 3. Division Fürst Schachoffskoy wurde jedoch bei Berggießhübel heftig in der Flanke angegriffen. Der Prinz selbst, noch dort zugegen, warf sich an der Spitze des Czernigoff'schen Regiments dem Feinde entgegen, löste dasselbe völlig in Schützen auf und erreichte so, allerdings mit schweren Verlusten, den geschlossenen Abmarsch der übrigen Kolonnen. Nur die Enden der Regimenter Murom und Minsk, die sich noch nordwärts der Stadt befanden, wurden zersprengt. Regiment Czernigoff wurde dann durch die Gardejäger aufgenommen, und mit diesen bei Hellenendorf durch die Regimenter Murom und Minsk. So erreichte man mit allen Kräften, ausgenommen die über Göppersdorf ausgehenden, vor Abend Peterswalde. Dieser Erfolg würde trotz aller Anstrengungen wohl nicht so völlig erreicht worden sein, wenn nicht die Französischen Kolonnen, die schon frühzeitig von Langhennersdorf direkt auf Hellenendorf dirigirt waren, zunächst durch den hochangeschwollenen Bahra-Bach und dann durch eine falsche Meldung stundenlang aufgehalten wären.*)

*) Aker, S. 107.

Der Weg über den Paß von Nollendorf war somit geöffnet, aber noch standen dem äußerst geschwächten II. Korps, dessen Stärke einschließlich der Garde schon anfangs nur etwa 18 000 Mann betragen hatte, zwei heiße Tage bevor.

In Peterswalde angelangt, fand der Prinz die Garde im Bivak südlich des Dorfes; dort kam ihm Jermolow mit einer Disposition Ostermanns entgegen, die besagte, daß die Garde um 5 Uhr vormittags nach Kulm aufbrechen, der Prinz mit dem Rest der Truppen den Nachtrab führen sollte. Hiermit einverstanden, gab Prinz Eugen seine Befehle in Peterswalde. Da der Feind den nördlichen Theil des langgestreckten Dorfes in der Dämmerung schon umgangen hatte, so ordnete der Prinz an, daß um 11 Uhr nachts das Dorf zu räumen und am Südbende Bivak zu beziehen sei. Die Nacht war infolge starken Nebels stodfinster. Die 3. Division, die im nördlichen Theile des Dorfes lag, war um 3 Uhr früh noch nicht heran. Nach allen Seiten sandte der Prinz Ordnungen, um die Division zu suchen, in der Annahme, daß sie im Nebel den Weg verfehlt habe. Während der Oberst v. Wachten im Dorfe vorritt, um den etwa verzögerten Abmarsch zu beschleunigen, leitete der Prinz den Ausbruch der Gardes und Helfreichs. Während schon von allen Seiten Schüsse fielen, erschien endlich die Spitze der 3. Division. Fürst Schachoffskoy berichtete, daß er spät abends durch einen Gardeoffizier den Befehl Ostermanns erhalten habe, sich zu halten, es koste was es wolle, und große Feuer anzuzünden, um den Feind zu täuschen.

Die Verzweiflung Prinz Eugens über diesen so verderblichen Eingriff in seinen Befehlsbereich ist erklärlich. Sein Stab forderte ihn auf, sofort an den Zaren zu berichten und seine Entlassung zu fordern. Er wies dies zurück. Auch ließ der Feind keine Zeit zum Nachdenken. Das Ende der 3. Division stutete in voller Auflösung, umringt von den Franzosen, die nachts das Dorf umgangen hatten, zurück. Prinz Leopold von Coburg zeichnete sich hier abermals mit seinen Kaiserin-Kürassieren in glänzendster Weise aus, indem er sich auf die ersten, im Nebel sichtbar werdenden Französischen Abtheilungen stürzte und es so ermöglichte, daß die Division südlich des Dorfes ihre Trümmer sammelte. Bei Nollendorf nahm die Gardebrigade Krapowizky das II. Korps auf. Dort hielt sich das Korps, das beständig in Fühlung mit dem Feinde geblieben war, noch etwa 1½ Stunden, bis die Garde vollzählig ins Kulmer Thal hinabgestiegen war, und folgte dann, noch immer vom Nebel begünstigt.

Bei Priesten traf der Prinz die Gardes in einer günstigen Stellung, Front nach Kulm. Der Preussische Flügeladjutant Major v. Rahmer hatte soeben vom König Friedrich Wilhelm III. die Aufforderung überbracht: „sich nach Möglichkeit zu halten, um der eben noch im Gebirge mit den größten Schwierigkeiten kämpfenden Armee den Rückzug durch die Schluchten zu sichern“. Das Gelände, auf dem sich die folgenden Kämpfe abspielen, die

tief eingeschnittene Thalmulde von Bodenbach, südwestwärts am steilen Hange des Erzgebirges entlang, über Teplitz—Komotau, habe ich als bekannt vorausgesetzt und auf der Skizze der Uebersicht wegen nicht eingezeichnet.

Die Hoffnung Prinz Eugens, daß die Kämpfe am 29. August mit dem Rückzug auf Priesten für seine kaum noch 14 000 Mann beendet seien, sollte sich nicht verwirklichen. Vandamme, „der Schläger“, wie ihn Napoleon nannte, „aber ohne Kopf“, stieg im guten Glauben, daß auch der Kaiser der geschlagenen Armee auf dem Fuße folge, ohne Zögern in das Kulmer Thal hinab und griff schon um 11 Uhr vormittags den Nachtrab Prinz Eugens in Kulm an. Dieser zog sich auf Priesten zurück. Die Franzosen richteten nun zunächst ihre Angriffe am Hange des Gebirges entlang gegen Straden, wo General v. Bistram mit zwei Regimentern den linken, etwas vorgeschobenen Flügel bildete. Die Absicht war offenbar, das schwache Korps vom Gebirge abzudrängen und den Weg zu den weiter westwärts gelegenen Pasausgängen zu gewinnen. Straden wurde genommen und auch behauptet. Priesten war gleichfalls mit zwei Regimentern des II. Korps besetzt; in zweiter Linie, einige hundert Meter westwärts des Dorfes, standen rechts die übrigen Regimenter des II. Korps, links die Garden, vor den Flügeln dieses Treffens die Artillerie; südlich Priesten die Kavallerie, etwa 16 Eskadrons unter Prinz Leopold von Coburg, in der Ebene gegen Karbitz hin.

Durch die Initiative König Friedrich Wilhelms III., der bei Teplitz anwesend war, wurden alle im Laufe des Tages eintreffenden Truppen der Hauptarmee, drei Russische Kürassierdivisionen und einige Russische Garde-Kavallerieregimenter, dem Schlachtfelde zugeführt, so daß im Ganzen schließlich 20 000 Mann im Gefechte standen.

Nachdem in wiederholten, wüthenden Angriffen der Franzosen das Dorf Priesten verloren und stets wieder gewonnen war, wobei Ostermann durch eine Kanonenkugel einen Arm verlor, wurde der letzte Angriff durch das Einsetzen der gesammten Kavallerie siegreich abgewiesen.

Um 6 Uhr nachmittags ließ Vandamme vom Angriffe ab, und unmittelbar darauf trafen die Preussischen Garden und je eine Russische Garde- und Grenadierdivision bei Priesten ein. Der Kampf vom 29. hatte den Russen an 5000 Mann gekostet.

Am 30. August gingen die Verbündeten, noch weiter verstärkt durch die Oesterreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi und die Brigade Hessen-Homburg, ihrerseits unter dem Oberbefehle Barklays zum Angriffe über, und die Niederlage Vandammes, der selbst gefangen worden war, wurde durch das Erscheinen Kleists im Rücken der Franzosen zur völligen Auflösung.

Prinz Eugen wurde durch den St. Wladimir-Orden 1. Klasse ausgezeichnet, seine Thätigkeit und sein Name in dem offiziellen Russischen Schlachtbericht jedoch mit keiner Silbe erwähnt.

Es sei mir gestattet, einen kurzen Blick auf die Thätigkeit der Festung Königstein während dieser Operationen zu werfen.*) Das unmittelbare Eingreifen ins Gefecht beschränkte sich, wie oben erwähnt, auf die Säuberung der nächsten Umgebung der Festung von den feindlichen Patrouillen am 26. August.

Die Hauptbedeutung der Festung lag offenbar darin, daß sie der am weitesten gegen die Böhmisches Armee vorgeschobene Stützpunkt Napoleons war, der nur durch ein Bombardement mit schweren Geschützen oder Aus- hungerung zu nehmen war. Der Kaiser verstand es vortrefflich, sich diesen Punkt als Nachrichtenbureau bezw. Meldungsammelfstelle zu nuzen zu machen, indem er eine Abtheilung Feldjäger auf der Festung stationirte und vom Kommandanten nicht nur regelmäßige Nachrichten über die Böhmisches Armee und Vandamme, sondern auch des öfteren über die fernerliegenden Verhältnisse in der Sächsischen und Preussischen Oberlausitz (Macdonald bezw. Blücher) Auskunft verlangte.

Bei dem großen Mangel, den der Kaiser seit 1812 an brauchbarer Kavallerie litt, waren diese Nachrichten um so mehr werth. Bei der ganzen Thätigkeit Vandammes ist niemals von nennenswerthem Eingreifen Französischer Kavallerie die Rede, die bei dem Nachdrängen gegen einen schwächeren Gegner sehr am Platze gewesen wäre. Er besaß eben keine durchgebildeten Reitertruppen. So verlor er auch beim weiteren Vordringen gegen Böhmen, je weiter er sich von der Festung entfernte, desto mehr die Verbindung mit den, seiner Meinung nach, ihm folgenden Korps der Kaiserlichen Armee. Dieser Umstand trug wesentlich zu Vandammes endlicher Vernichtung bei Kulm bei.

Am 26. versah die Festung die Französische Führung viertelstündlich mit genauen Nachrichten über die Bewegungen der Russen. Wie gut die Beobachtung war, erhellt daraus, daß man an dem Tage vom Horn aus die Einrichtung der Russischen Batterie zwischen Struppen und Kriesschwitz, also auf eine Entfernung von nahezu 5 km, sofort erkannte und meldete.

Die Feldjäger, die unter Benuzung jedes sich ihnen bietenden Fortkommens außerordentlich schnell große Strecken zurücklegten, bei Aufträgen gegen den Feind meist in Verkleidung, können in vieler Beziehung unseren heutigen Jagdkommandos als Beispiel dienen.

Als Merkwürdigkeit findet sich in den Akten der Festung ein Zettel von Vandammes Hand, am 29. August 2 Uhr nachmittags auf dem Schlachtfelde von Kulm offenbar im Sattel geschrieben, in welchem er dem Kommandanten, General v. Warnsdorf, für die Mittheilung dankt, daß man in der Festung ein Tedeum anläßlich der Siege der letzten Tage singen wollte.

Im Festungstagebuche vom 25. August steht u. a. die Ankündigung der Ankunft Napoleons auf der Festung, woraus hervorgeht, daß die Vermuthung

*) Festungstagebuch und Defensionsakten vom Jahre 1813.

Prinz Eugens, am 26. die ganze Französische Armee gegen sich heranrücken zu sehen, nicht ganz unbegründet war. Erst am 26. früh 1 Uhr änderte Napoleon seinen Plan und fuhr nach Dresden.

Kehren wir zu den Ereignissen zurück.

Nachdem Napoleon durch das lässige Betreiben der Verfolgung der Hauptarmee das Korps Vandamme im Stiche gelassen und der Vernichtung preisgegeben hatte, seine selbständigen Korps unter Macdonald an der Ratzbach, unter Dubinot und Ney bei Großbeeren und Dennewitz geschlagen worden waren, verblieb er in unschlüssigem Zögern bis Ende September bei Dresden beiderseits der Elbe stehen.

Die wiederholten Kämpfe auf den Rämmen des Erzgebirges und im Teplitzer Thale im Laufe des September, in deren Verlauf auch Napoleon selbst bis Nollendorf vorging und von da die im Thale stehende verbündete Armee über sah, ohne sie anzugreifen, trugen mehr den Charakter von Vorpostengefechten und gewaltsamen Rekognoszirungen ohne Entscheidung.*)

Anfang Oktober zog der Kaiser seine Korps allmählich alle auf das linke Elbe-Ufer zur Sicherung seiner Verbindungen, die über Leipzig und Thüringen an den Rhein liefen. Andererseits aber machten die Verbündeten Wien, diese Verbindungen anzugreifen, indem mit dem Eintreffen der Russischen Reservearmee unter Bennigsen im nördlichen Böhmen die Hauptarmee ihren Linksabmarsch auf Komotau—Marienberg antrat, während Blücher sich durch das nördliche Sachsen der Nord-Armee an der Elbe um Torgau und Wittenberg näherte.

So zog sich allmählich das Netz um Napoleon immer enger zusammen, ohne daß er noch einen Versuch gemacht hätte, sich mit Ausnutzung der inneren Linie auf einen seiner Gegner überraschend und mit Ueberlegenheit zu werfen.

Die Schlacht bei Leipzig brachte die Entscheidung. Als Führer der Kolonne des Centrums der Hauptarmee (3. und 4. Russische Division und 9. Preussische Brigade) hatte Prinz Eugen am 16. Oktober bei Wachau den härtesten Stand und behauptete seine Stellung, trotzdem von seinen 10 000 Mann 7000 fielen und er schließlich von der großen Kavallerieattacke Murats durchbrochen wurde. Dem Prinzen wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Seiner Festigkeit verdankte die Böhmisches Armee im Wesentlichen die Möglichkeit, das Feld zu halten und am 18., nach Bennigsens Eintreffen, die Schlacht fortzusetzen. An diesem Tage verlor sein Korps bei den Kämpfen um Probsthaida abermals 600 Mann, so daß ihm nur noch etwa 2000 Mann blieben. Am 19. stand er mit diesem Reste in Reserve. — Der Russische

*) Als Beispiel für die Legendenbildung im Volksmunde möchte ich anführen, daß man im Gasthause zu Nollendorf Ansichtskarten verkauft mit der Bezeichnung des Punktes, von dem aus Napoleon die „Drei-Kaiser-Schlacht“ von Kulm geleitet haben soll.

St. Georgs-Orden 2. Klasse und das Oesterreichische Maria Theresien-Kreuz lohnten seine Leistungen.

Ende 1813 finden wir den Prinzen bei der Blockade von Kehl; am Neujahrstage 1814 führte er sein Korps bei Straßburg über den Rhein.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Laufbahn und den Charakter Prinz Eugens.

Der Beginn seiner Karriere hat etwas Romanhaftes und es wird schwer, seine ersten Ernennungen zum Obersten und zum General ernst zu nehmen. Die kurzen Wochen, die er 1801 als 13 jähriger General am Hofe des Zaren Paul erlebte, wurden bestimmend für seine ganzen weiteren Schicksale. Einmal wurde er dadurch endgültig für den Russischen Dienst gewonnen, und zweitens liegen in der übertriebenen Vorliebe des Zaren für Prinz Eugen die Keime zu dessen späterem unbefriedigenden Verhältniß zum Zaren Alexander. Kaiser Paul hatte sogar davon gesehelt, den Prinzen zu adoptiren und mit Uebergehung seiner eigenen Söhne zum Thronfolger zu ernennen.

Sehr innig wurde und blieb sein Verhältniß zur Zarin Maria Alexandrowna, seiner Tante. Diese behandelte ihn fortan wie ihren eigenen Sohn und nahm ihm später das Versprechen ab, nie ohne ihre Zustimmung den Russischen Dienst zu verlassen. An dieses Versprechen und die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Zarin hielt sich Prinz Eugen sein Leben lang gebunden, wie er selbst in seinen Memoiren betont,*) und wiederholt gab er seine Absicht, großend sich ins Privatleben zurückzuziehen wesentlich mit aus dieser Rücksicht auf. Die erhaltene Korrespondenz zwischen den Beiden**) giebt Zeugniß von der gegenseitigen Zuneigung.

Für Kaiser Alexander hegte er persönlich die größte Verehrung, die auch durch die erfahrenen Zurücksetzungen nicht gemindert wurde. Er schrieb diese vielleicht mit Recht nicht der persönlichen Schuld des Zaren zu, sondern politischen Rücksichten, denen sich dieser nicht entziehen konnte. Aus diesen edlen Gefühlen des Prinzen erklären sich viele seiner großen Entsayungen, die einem selbstbewußten General sonst kaum zuzumuthen wären. Zudem wußte Zar Alexander bei jeder persönlichen Begegnung seinen Better durch die schmeichelhafteste Anerkennung auszuzeichnen, so am Schlusse des Feldzuges von 1812 im Hauptquartier Kutusows, unmittelbar nach der Schlacht von Kulm und 1814 an der Barriere von Pantin vor Paris.

Sein eigenes Schweigen nach der Schlacht von Kulm erklärt Prinz Eugen selbst in seinen Memoiren, wie folgt:***) „Meinerseits entstanden die billigen Fragen: Wann sollte (oder konnte ich vielmehr) berichten? — An wen sollte ich berichten? — Was sollte ich berichten?“

*) Memoiren III. S. 9 u. 10. — **) Ebenda S. 167. — ***) Ebenda S. 167.

Erstens befand ich mich in der Nacht vom 29. zum 30., nach sechs- unddreißigstündiger unaufhörlicher Anstrengung schon physisch unfähig zur Abfassung eines umständlichen Berichts, aber auch überdies dazu nicht einmal im Stande, indem die Regimenter noch nicht alle vereinigt waren und ich deshalb ihre einzelnen Eingaben, wie dies üblich ist, mit meinem Hauptberichte nicht in Einklang bringen konnte. Am 30. war ich im Gefechte und rückte dem Feinde bis Tellnitz nach, von wo ich am Abend das Korps erst wieder ganz bei Kulm vereinigte. Schon am 31. früh erschien jedoch der öffentliche, mich auf die allerempfindlichste Weise verletzende Armeebericht, welcher die Theilnahme meines Korps an dem heißen Kampfe des 29. gänzlich ignorirte. — Nach dieser Angabe könnte ich eigentlich alle übrigen Aufklärungen sparen; doch will ich damit fortfahren, um dadurch vielfache ungerechte Beschuldigungen meiner eifrigsten Anhänger zu widerlegen.

Zweitens also: »An wen sollte ich berichten?« — Meine nächste Instanz war Graf Wittgenstein. Er stand noch jenseits des Erzgebirges, in Zinnwald. Sollte ich dem Grafen Ostermann meinen Rapport einschicken? Ich hätte damit eine wahre Ironie zu begehen geglaubt. Ueberdies war er verwundet, und ich erfuhr erst am 3. September seine Anwesenheit in Teplitz. — An General Barclay? In der Disposition, welche ich bei diesem General gegen mich voraussetzen konnte, durfte ich nichts Anderes erwarten als ein Zurückweisen meines Berichts mit dem Bemerken, ich möchte mich an meine dienstlichen Instanzen wenden. — Ein direkter Brief an den Kaiser? O ja, der hätte vielleicht den Nagel auf den Kopf getroffen; aber er wäre gleichlautend mit einer Anklage auf Tod und Leben gegen den eben erst siegreichen General Barclay, — mit einer Beschimpfung des verwundeten Grafen Ostermann und, bei der vorherrschenden Spannung zwischen Schwarzenberg und Barclay, das Mittel gewesen, einen Brandstoff in das bisherige Einverständnis im alliirten Hauptquartier zu werfen. — Daß mein Unmuth alle Rücksichten bei Seite setzen konnte, als ich den Armeebericht gelesen hatte, wäre erklärbar gewesen; ehe ich ihn aber kannte, blieb es mir unmöglich, vorauszusetzen, daß meine evidente Gegenwart beim rechten Flügelkorps und die gewichtige Mitwirkung des II. Russischen Korps bei demselben im Berichte mit Stillschweigen übergangen werden könne. Hätte mir diese Möglichkeit aber auch schon am 30. August vorschweben können, so mußte an jenem Tage denn doch eine andere wichtigere Pflicht gelten, als eine Wahrnehmung meiner persönlichen Rechte. Ueberhaupt dachte ich damals, wo alle meine Bestrebungen auf das Hauptziel, die Besiegung Napoleons, gerichtet waren, über diese Angelegenheiten ganz anders, als heute. Zur Zeit erfüllte mich der Drang des Pflichtgefühls ganz allein; heute noch viel weniger der Schmerz über den Verlust meines Antheils am Ruhme, als der unerträgliche Gedanke an das schonungslose und nimmer zu entschuldigende Verfahren derer, die ich aus der größten Gefahr gerettet hatte.

Drittens endlich: Was sollte ich berichten? — Die reine Wahrheit? — Diese gehörte in die Kategorie jener schon vorhin erwähnten zarten Gegenstände; ich mußte aber verschweigen und selbst Manches umkleiden, um auf andere Weise die Begebenheiten verständlich darzustellen. Dies haben später einige Anhänger mit Schonung fremder Interessen versucht; ich dagegen reichte, auf Befehl des Grafen Wittgenstein, am 3. September einen Rapport über die Daten der bestandenen Gefechte und über die Verluste des Korps, sowie bald darauf die Vorstellungen zu Auszeichnungen für meine Untergebenen ohne sonstige Bemerkung ein. Mein umständlicher Kriegsbericht, der bisher allen neueren historischen Schriften zur Grundlage diente, wurde erst später abgefaßt und enthielt sich aller Persönlichkeiten.“

Auch als ihm später freigestellt wurde, durch Vermittelung der Oesterreichischen Generale Schwarzenberg und Radetzky eine öffentliche Genugthuung zu erlangen, verzichtete er den Wünschen Kaiser Alexanders gemäß darauf, durch eine Bloßstellung Barklays und Ostermanns einen Schatten auf die erfolgreichen Ereignisse zu werfen.

Erst 1835, nach der Grundsteinlegung des Denkmals in Priesien, hielt er sich verpflichtet das Interesse seines Korps zu wahren, und schrieb an den Zaren Nicolaus. Er erhielt in dessen Auftrage vom Kriegsminister Czernischeff einen sehr anerkennenden Brief, der sachlich aber nichts änderte. Die Urkunde, die Graf Metternich zu der Feier vorlegte, und die von den Monarchen unterzeichnet wurde, lautete:*)

„An dieser Stelle, wo die ausgezeichnete Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer einer Abtheilung der Kaiserlich Russischen Garden, unter dem Befehle des Grafen Ostermann-Tolstoy, dem Eindringen eines Französischen Armeekorps unter Anführung des Generals Vandamme, der Vorhut des großen Französischen Heeres, am 29. August des Jahres 1813 ein Ziel setzte und durch diese Waffenthät den glorreichen Sieg der verbündeten Heere bei Kulm am 30. August 1813 vorbereitete, errichtet nach der Absicht des verewigten Vaters, Kaiser Franz I. glorreichen Andenkens, der Sohn, Kaiser Ferdinand I., dieses Denkmal.“

Den Grundstein haben gelegt und gegenwärtige Urkunde eigenhändig unterfertigt:

Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich.

Kaiser Nicolaus I. von Rußland.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.“

So kam es, daß auch die literarischen Werke über 1813, namentlich Plotho und Danilefsky vom Jahre 1817 bezw. 1836, den Prinzen todt-schwiegen, Hofmann und Aster von 1843 und 1845, die in Verbindung mit dem Prinzen standen, auf dessen Wunsch nur schonend die Wahrheit andeuteten

*) Memoiren III. S. 173.

und erst nach dem Tode des Prinzen (1857) dessen eigene Memoiren und das Werk seines Adjutanten Helldorf volle Klarheit brachten.

Die in den 50er Jahren schon ganz im Vordergrund stehende Deutsche Frage mag wohl das Interesse an jenen Vorgängen in den Hintergrund gedrängt haben, so daß diese letzteren Werke in den großen Bibliotheken verstauben, ohne in weitere Kreise zu bringen.*)

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Person des Prinzen Eugen zurück. Nach den romanhaften Vorgängen bei seinem ersten Auftreten in größerem Kreise fand er von seinem 14. bis 18. Jahre Zeit, sich in ernsthafter Weise auf seinen Soldatenberuf vorzubereiten, der ihn dann vom 19. bis 26. Jahre in fast ununterbrochenen Feldzügen von einem glänzenden Erfolge zum andern führte.

Zur Beleuchtung des vollendeten Bildes eines Soldaten und Feldherrn, das Prinz Eugen uns bietet, möchte ich einige Scenen aus seinen Feldzügen anführen, die Helldorf meist aus eigener Anschauung überliefert.

Nach der Schlacht bei Smolensk, wo er zum ersten Male seine Division persönlich ins Gefecht führte, erließ er folgenden Tagesbefehl:**) „Meine schönste Genugthuung ist, daß die Division heute Gelegenheit fand, ihren Werth vor dem Feinde zu bezeugen. Der 17. August hat uns den Maßstab zwischen Krieg und Frieden gezeichnet. Unsere Regimenter sind alle des Ersteren würdig, ich werde fortan aber keinen Anführer mehr dulden, der nur für den Letzteren taugt.“

Diese Worte sprachen mehreren Kommandeuren das Urtheil.

Nach der Katastrophe von Moskau war im Russischen Hauptquartier für den 18. Oktober ein Ueberfall auf die Französische Avantgarde unter Murat beschlossen, welche sich in einer sehr ungünstigen Stellung bei Tarutino, mit einem ausgedehnten Walde vor einem Theile der Front und des linken Flügels, befand. Oberst v. Toll, vom Generalstabe Kutusows, hatte die feindliche Stellung erkundet und die Disposition entworfen, die im Allgemeinen nächtlichen Vormarsch in mehreren Kolonnen bis an den Waldbrand und gleichzeitiges Vordringen in der Dämmerung mit geschlossenen Kolonnen anordnete. Die mittlere Kolonne führte General Baggowut, Kommandirender des II. Armeekorps, zu dem Prinz Eugens 4. Division gehörte. Durch Gegenbefehle und Marschstörungen in der Dunkelheit aufgehalten, langte das II. Armeekorps erst gegen 8 Uhr vormittags bei hellem Tage vor der feindlichen Stellung an, die hier durch eine starke Batterie gestützt wurde.

Befehlsgemäß erwartete man hier selbst das Eintreffen der übrigen Kolonnen, die noch nicht heran waren, und als eben General Baggowut und

*) Ich habe die Memoiren und Helldorf nur in der königlichen Bibliothek erhalten können, die Militär-Bibliotheken haben sie nicht.

***) Helldorf II. S. 9.

Prinz Eugen sich über die leidigen Verzögerungen unterhielten, sprengte laut schimpfend der durch seine Grobheit bekannte Oberst v. Toll heran.*)

Nachdem er zunächst den Prinzen in formlosester Weise angefahren, weshalb er nicht angreife, schließlich blinden Gehorsam verlangte und mit kriegsrechtlicher Behandlung gedroht, gerieth er in heftigsten Wortwechsel mit dem General Baggowut, der den Prinzen und sich selbst auf das Nachdrücklichste vertheidigte. Der Prinz griff schließlich begütigend ein, Toll entschuldigte sich, und die weitere Operation wurde nach Prinz Eugens kurzem, klarem Vorschlag erfolgreich geführt, wobei Toll noch thätig mit eingriff.

Wie bei Smolensk den klaren vorurtheilslosen Blick für die Leistungen seiner Untergebenen, so zeigte der Prinz hier wie bei Rollendorf die strengste Selbstzucht und die durch keine Massen offener oder geheimer Feinde zu erschütternde Ruhe für die Beurtheilung der Lage und Schnelligkeit im Fassen von Entschlüssen.

Bei der Ausführung geht er selbst mit begeisternder Tapferkeit voran, und den Erfolg sichert ihm das nur dem Tüchtigen auf die Dauer dienstbare Soldatenglück, das er in opferwilligster Bescheidenheit lediglich zur Erreichung des großen gemeinsamen Zieles, der endlichen Niederwerfung Napoleons, verwerthet.

So erscheint mir der Herzog Eugen vor vielen anderen Männern jener großen Zeit würdig, in erster Linie mitgenannt zu werden in der Geschichte der Befreiungskriege und der Nachwelt überhaupt, wie vor Allem der Armee, als leuchtendes Beispiel eines großen Mannes und großen Feldherrn erhalten zu bleiben.

*) Rollendorf II. S. 74.



Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Von

Wolf,

Generalmajor z. D.

(Mit einer Karte in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Hans Delbrück behandelt in dem zweiten Bande seiner „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte“ sehr eingehend die Schlacht im Teutoburger Walde. Das Varianische Lager an der Weser findet er bei Nehme, die Stelle der Schlußkatastrophe in der Dören-Schlucht.

Ich habe in einer früheren Bearbeitung desselben Themas*) eine andere Ansicht dargelegt, halte dieselbe auch jetzt noch fest und sehe mich veranlaßt, darauf zurückzukommen, da man nach dem Titel des genannten Buches eine endgültige Lösung der Frage durch Hans Delbrück erwarten dürfte.

Ueber die Schlacht im Teutoburger Walde erhalten wir die Kunde aus verschiedenen Quellen. In erster Reihe kommt Dio Cassius in Betracht. Dieser war Griechischen Ursprungs, höherer Beamter und Senator des Römischen Kaiserreiches und schrieb um die Mitte des zweiten Jahrhunderts eine Römische Geschichte in achtzig Büchern, wovon leider nur ein Theil erhalten ist. Er gilt als zuverlässiger Schriftsteller, seine Darstellung der Varus-Kämpfe ist klar und überzeugend, auch bekundet sie militärisches Verständniß, es macht sich jedoch bemerklich, auch stilistisch, daß ganze Sätze fehlen, auch bricht seine Darstellung mitten in der Erzählung des letzten Kampfes ab, und wir erfahren von den anschließenden Ereignissen nur Einiges aus dem Auszuge seines Geschichtswerkes durch den im 12. Jahrhundert lebenden Griechischen Mönch Zonaras.

In zweiter Reihe steht Annäus Florus, welcher in seinem „Epitome rerum Romanarum“ einen Abriß der Römischen Geschichte giebt. Auch er lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts und gilt ebenfalls als zuverlässiger Schriftsteller, wenngleich er sich verschiedentlich einer mehr auf rhetorische Wirkung gerichteten Sprache bedient. Es ist jedoch dies noch kein Beweis, daß es auf Kosten der Wahrheit geschieht, wie es ihm ausgelegt wird. So soll er bei der Darstellung der Varus-Schlacht gänzlich in Widerspruch zu Dio Cassius stehen.

*) „Die That des Arminius,“ von F. Wolf, Generalmajor z. D. Berlin, F. Luchhardt.

Hans Delbrück sagt darüber: „Nach dem Berichte Dios ist das Heer auf dem Marsche überfallen worden. Nach Florus hielt Varus gerade Gericht, als die Germanen plötzlich hereinbrachen. Der Widerspruch ist so stark, daß Ranke nicht anders geglaubt hat, als zwei verschiedene Begebenheiten annehmen zu müssen; die berühmte Schilderung von dem Untergange der Legionen bei dem Marsche durch Wälder und Sümpfe, in Regen und Sturm beziehe sich nur auf eine detachirte Abtheilung, während Varus thatsächlich, in seinem Lager Gericht haltend, überfallen wurde. Schon Mommsen hat diese Trennung der Akte verworfen, da Florus' Schilderung von dem Ueberfalle mitten in einer Gerichtsitzung nichts als rhetorische Uebertreibung der unklugen Sicherheit sei, in der sich Varus gewiegt habe, und durch die das Unglück herbeigeführt sei.“

Es möchte weder Ranke noch Mommsen beizustimmen sein. Denn der Widerspruch von Florus zu Dio verschwindet, sobald man seine Worte richtig versteht. Die Stelle heißt: „Itaque improvidum et nihil tale metuentem, improvise adorti, cum ille (o securitas!) ad tribunal citaret, undique invadunt. Castra rapiunt, tres legiones opprimuntur. . . .“

In dem ersten Satze giebt Florus die Kunde von der unglaublichen Vertrauensseligkeit des Varus, welcher immer noch die Vorladungen zu seinen Gerichtsitzungen ergehen ließ, während schon seine heimlich aufgebotenen Feinde von allen Seiten gegen den Sorglosen, so etwas gar nicht Befürchtenden, anrückten. Florus meint nicht die Ausführung, sondern die Einleitung des zur Vernichtung von Varus geplanten Angriffs.

In dem zweiten Satze nennt er die daraus entstehenden Folgen, den Verlust des Lagers und die Vernichtung der drei Legionen.

So verstanden, steht Florus nicht im Widerspruche zu Dio. Auch die Fortsetzung seiner Erzählung: „Varus folgte demselben Zuge des Schicksals, wie Paulus an dem Tage von Cannae, nichts Grausameres gab es, als jenes Morden zwischen Sümpfen und Wäldern“, beweist, daß es Florus völlig ferngelegen hat, eine Erstürmung des Lagers zu berichten, während Varus die Gerichtsitzung abhielt. Wie sollten auch die beiden Schriftsteller, welche erst 150 Jahre nach dem Ereignisse ihre Geschichtsbücher verfaßten und sicher aus derselben Quelle schöpften, zueinander in Widerspruch gerathen können?

Der dritte Schriftsteller, von welchem wir Mittheilungen über das Ereigniß erhalten, ist Vellejus Paterculus. Als Reiteroberst (praefectus equitum) folgte er im Jahre 4 Tiberius an den Rhein und nahm mit dem Range eines Legaten an den Feldzügen in Pannonien und Dalmatien theil. In seinen späteren Jahren verfaßte er eine kurze Römische Geschichte; in derselben schildert er die Zustände der Provinz Germania magna vor der Katastrophe, giebt eine Charakteristik des Varus und des Arminius, widmet

dem mit Varus zu Grunde gegangenen Heere einen Nachruf zu seiner Ehrenrettung und berichtet einige herausgegriffene Begebenheiten, worin er namhaft gemachten Römern Lob oder Tadel spendet. Zu der ausführlichen Darstellung des Verlaufs, welche er in Aussicht stellt, ist es entweder nicht gekommen oder sie ist verlorengegangen.

Einzelne Mittheilungen, welche auf die Varus-Niederlage Bezug haben, finden wir in den Annalen des Tacitus und in den strategischen Büchern des Frontinus.

Im Widerspruche zu dem ausführlichen Berichte Dios steht keiner der außer ihm genannten Schriftsteller, wohl aber können manche Mittheilungen derselben dazu benutzt werden, einige der Lücken, welche sich in dem Text befinden, zu ergänzen.

Zunächst wollen wir die Vorgeschichte der Varus-Niederlage in Erinnerung bringen.

Die von Drusus in den Jahren 11 bis 9 v. Chr. geführten Kriege hatten dem Römischen Reiche auf der rechten Rhein-Seite die Provinz Germania magna verschafft. Einige ihrer Völker, Friesen, Chauken, Cheruster, waren Socii der Römer, andere dagegen, diejenigen des Bruktererbundes und die Marsen, waren unmittelbare Unterthanen des Römischen Reiches. Sie besaßen den Grund und Boden nicht mehr als freies Eigenthum, worüber sie nach Belieben verfügen konnten, sondern als einziehbares Besitzt, welcher ihnen im Falle des Ungehorsams genommen werden konnte. Wenn sich die unterworfenen Völker dem Römischen Willen fügten, so beschränkte man sich darauf, sie zu besteuern, vor Allem eine Abgabe auf den Grund und Boden zu legen, im Uebrigen beließ man ihnen ihre staatlichen Einrichtungen. Auch am Rheine hatten die ersten Statthalter diese Praxis der milden Behandlung geübt, was sichtlich die besten Folgen hatte. Dio und Florus berichten, daß die Civilisirung im Lande rasche Fortschritte gemacht hatte, daß Städte gegründet und Märkte eröffnet wurden, daß überall friedlicher Verkehr herrschte und das Volk anfang, sich an die Römischen Sitten zu gewöhnen.

Wäre man auf der betretenen Bahn geblieben, so wäre die Germania magna ebenso der Romanisirung entgegengegangen, wie es mit Gallien geschehen ist; zum Glück wurde dieses jedoch durch die Römische Habsucht verhindert.

In den Römischen Provinzen hatte die aufgelegte Besteuerung nicht allein die Kosten der Verwaltung aufgebracht, sondern auch der Staatskasse Ueberschüsse zugeführt und den Statthalter bereichert. In Deutschland hatten die Kriege und die Anlagen für die Behauptung des Landes gewaltige Summen verschlungen, ohne daß irgend finanzielle Erträge, welche auch nur die Verwaltungskosten gedeckt hätten, erzielt worden wären. Die geringste Besteuerung wäre auf Schwierigkeiten gestoßen, solange das

Volk bei seinen staatlichen Gewohnheiten verblieb. Das Organ seines Staatslebens war die Versammlung der Gemeinde an der ihm heiligen Thingstätte, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten durch Volksabstimmung erledigt wurden. Durch diese vermochte man keine Steuern einzutreiben, das konnte erst geschehen, wenn geschriebene Gesetze galten. Mit den bestehenden Verhältnissen mußte daher ausgeräumt und die Ueberführung der Provinz in den Römischen Rechtsstaat bewirkt werden. In Quinctilius Varus, bis dahin Statthalter in Syrien, glaubte Kaiser Augustus das dafür geschickteste Werkzeug gefunden zu haben. Dieser hatte bereits im Jahre 13 v. Chr. mit Tiberius das Konsulat begleitet, war daher im vorgerückten Alter. Er entstammte*) einer mehr vornehmen, als berühmten Familie, war ein Mann von ruhigem Temperament und gelassenem Wesen, geistig und körperlich etwas unbeweglich, weshalb er die ruhige Friedensthätigkeit dem Aufenthalte im Feldlager vorzog. Er war auch kein Verächter des Geldes, denn arm hatte er die Provinz Syrien betreten und reich dieselbe verlassen. So wie die Orientalen glaubte er auch die Bewohner seiner neuen Provinz behandeln zu können, er sah in ihnen Individuen, welche von dem Menschen nichts als die Sprache und die Gliedmaßen besaßen. Gegen sie hielt er jede Grausamkeit für erlaubt.**)

Zunächst beabsichtigte Varus, den Bewohnern das Römische Strafrecht aufzuerlegen, und glaubte es auf dem kürzesten Wege zu erreichen, wenn er an den Thingstätten***) der Germanen Gericht hielte.

Begleitet von seiner Kriegsmacht zog er aus und ließ sie in der Nähe das Sommerlager beziehen.†) Schon durch sein Erscheinen an heiliger Stätte, in amtlicher Eigenschaft von Viktoren umgeben, verletzte Varus den Freiheitsinn des Volkes, noch mehr empörten dieses die verhängten Strafen. Körperliche Strafen waren demselben bis dahin unbekannt, sogar Todschlag und Raub waren keine gemeinen Verbrechen in dem Sinne des Römischen Gesetzes; sie wurden, wenn nicht Selbstvergeltung eintrat, durch ein Wehrgeld gesühnt. — Die betroffenen Germanen hatten sich der Vergewaltigung durch Varus vorläufig fügen müssen, aber durch die ganze Provinz ging eine gegen dieselbe gerichtete Bewegung, an deren Spitze der Cheruskerfürst Arminius trat, wengleich das Volk der Cherusker, als Socii der Römer, nicht selbst getroffen war.

*) Vellejus II, 117.

**) So hatte er einmal nach einer Mittheilung des Josephus gelegentlich einer Empörung in Syrien 2000 Gefangene längs der Landstraße an das Kreuz schlagen lassen.

***) Florus IV, 12. „Ausus ille (Varus) agere conventum et in castos se direxerat.“ Castus oder castum bedeutet ritus, ceremonia, sacrum, hier das Heiligtum der Deutschen Thingstätte; nur Unverstand konnte den letzten Theil des Satzes „et in castos se direxerat“ in „et in castris jus dixit“ umändern.

†) Vellejus II, 117: „agendoque pro tribunale trahebat aestiva (castra)“.

Arminius stand damals in dem jugendlichen Alter von 26 Jahren. Vellejus schildert ihn als einen Mann von ungemeiner Tapferkeit und Entschlossenheit sowie von außergewöhnlicher Begabung, dessen Auge allein schon das innere Feuer verrieth; mit Auszeichnung habe er an der Seite der Römer im Pannonisch-Dalmatischen Kriege gefochten und dafür das Römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erhalten. Schon bei dem Eintritt der Cherusker in die Geschichte gab es bei ihnen eine Römerfreundliche Partei. Es kann nicht wundern, daß Varus den Arminius derselben zuzählte und ihm unbegrenztes Vertrauen schenkte; gerade darauf baute dieser seinen Plan. Unter der Vorpiegelung, daß auch er und sein Volk die Wohlthat der Römischen Rechtspflege kennen lernen wolle, lud er den Varus ein, nach seinem Lande zu kommen und hier seinen Richterstuhl aufzuschlagen.

Varus, dem diese Einladung in einem nicht geringen Maße schmeichelte, setzte sich mit seinem Heere, drei Legionen, sechs Alen Reiter und sechs Auxiliarcohorten, zusammen ungefähr 15 000 Mann, mit einem großen Troß nach einem Punkte der Weser in Bewegung, welchen ihm Arminius bestimmt hatte. Demselben entspricht die Stelle von Minteln. Hier war schon in alter Zeit ein Knotenpunkt verschiedener Heerstraßen; diejenige, von welcher vorauszusetzen war, daß Varus sie bei dem Rückmarsche an den Rhein benutzen würde, trat alsbald in ein sehr schwieriges Gelände ein; hier sollte durch fortgesetzte Angriffe die Vernichtung des Römischen Heeres erfolgen.

Minteln ist eine uralte, am linken Ufer der Weser gelegene Stadt; früher hatte es als freie Reichsstadt und Universität eine größere Bedeutung. Hier hatte das Römische Lager, 1 km von den rechtsseitigen und 3 km von den linksseitigen Bergen der Weser entfernt, örtlich eine günstige Lage. Auffallenderweise entspricht der Stadumfang, ein Viereck, dessen kurze Seite an der Weser, die lange senkrecht dazu, ungefähr der Schemaform eines Römischen Lagers, so daß man den Ursprung auf eine Ansiedelung innerhalb desselben zurückführen könnte; auch der Name könnte wohl eine historische Erinnerung bergen, da in der altnordischen Sprache das Wort „Grindlan“ eine gewaltsame Befreiung bedeutet. Wahrscheinlich bildete hier die Weser die Grenze zwischen den Brutterern und Cheruskern; ich nehme an, daß das Heer auf dem linken Ufer lagerte und Varus auf der anderen Seite im Cheruskerlande die Gerichtssitzungen abhielt. Dahin deute ich die Worte des Vellejus: „In so großes Vertrauen versetzten sie den Quinctilius, daß er glaubte, wie ein Stadtprator von seinem Forum Recht sprechen zu können.“ Arminius sorgte dafür, daß er reichlichen Stoff für seine juristische Thätigkeit erhielt; hauptsächlich legte er ihm ersonnene Fälle vor. Nach jedem Richterspruche pries er die Vortrefflichkeit des Verfahrens als eine Segnung, welche die Wildheit der Sitten bezähme und durch gerechtes Urtheil die Streitigkeiten beilege, welche man sonst im blutigen Zweikampfe erledigt hätte. Entrüstet schreibt Vellejus darüber: „Sie sind bei aller Wildheit von der ge-

riebeusten Schlaueheit, ein Geschlecht zum Lügen geboren, wer es nicht erlebt hat, glaubt es nicht.“

Varus benutzte auch seinen Aufenthalt dazu, den Römischen Luxus zu entfalten. Seine Wirthen wurden seine Gäste, die er an seiner Tafel sah. Da kam plötzlich die Nachricht, daß sich ein Volk seiner Provinz empört habe. Es war das Vorspiel des von Arminius in Scene gesetzten Dramas. Derselbe bot sofort seine Bundeshülfe an; um sie abzuwarten, verblieb Varus noch einige Tage. Noch am Abend vor dem Abmarsche gab er ein glänzendes Fest, wobei auch Arminius und andere Cheruskerfürsten anwesend waren. Einer derselben, Segestes, verrieth ihm den Plan der Verschwörung; er wies die Mittheilung als eine verläumberische Verdächtigung des Arminius zurück. Unersehüttet in seinem Vertrauen zu ihm, vielleicht gerade um den Beweis davon zu geben, ließ er am anderen Morgen die Legionen das Lager wie im tiefsten Frieden verlassen. Das Marschziel war zunächst Aliso (Elfen bei Paderborn), die Entfernung betrug ungefähr 70 km, welche in drei Tagen zurückgelegt werden konnte; in aller Sicherheit gedachte Varus es zu erreichen und demnächst das Heer in kriegsmäßiger Verfassung gegen die Aufständischen, wofür ich die an der oberen Ruhr und Diemel wohnenden Marfen halte, zu führen. —

Folgen wir nun dem Berichte von Dio Cassius: „Als Varus aufbrach, hatten ihn die Cheruskerfürsten vorausziehen lassen unter dem Vorwande, sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen, mit denen sie zu ihm stoßen wollten. Als sie die Truppen herangezogen hatten, rückten sie auf Varus ein, sobald sein Heer mitten in den Waldungen steckte, wo kaum ein Ausweg (kein anderer, als die durch Hindernisse gesperrte Straße) zu finden war. Mit einem Male zeigten sie da, daß sie nicht Untergebene, sondern Feinde sein wollten. Die Berge waren schluchtenreich und dicht mit hohen Bäumen besetzt; noch ehe der Feind auf sie anrückte, mußten die Römer, um sich den Weg zu öffnen, Stämme beseitigen und Brücken schlagen. Auch viele Wagen und Lastthiere führten sie mit sich, dabei begleiteten sie, es war ja Frieden, nicht wenige Weiber und Kinder sowie ein zahlreicher Troß, so daß sie schon deshalb locker und in Unordnung marschirten. Nun überfiel sie ein heftiger Regen und Sturm und brachte sie noch mehr auseinander. Man fiel über Wurzeln und Baumstümpfe, auch die umgestürzten Stämme vermehrten die Unordnung. Gerade als die Römer sich in dieser Noth befanden, kamen die Germanen durch den dichten Wald auf den ihnen bekannten Fußsteigen von allen Seiten heran. Anfangs brauchten sie nur Wurfgeschosse, als sie jedoch bemerkten, daß man für die ausgetheilten Wunden nicht Vergeltung nehmen konnte, rückten sie zum Nahekampfe heran. Da die Truppen nicht im geschlossenen Zuge, sondern zwischen den Fahrzeugen und den Unbewaffneten getrennt marschirten, konnte nicht leicht eine größere Zahl ver-

einigt werden, so daß die einzelnen angegriffenen Abtheilungen stets überlegenen Kräften gegenüber standen; so erlitten sie große Verluste, ohne Vergeltung nehmen zu können. — Dennoch schlugen sie ein Lager auf, nachdem sie einen dafür geeigneten Platz, soweit dieses zwischen den Bergen möglich war, gefunden hatten.“ . . .

Die Schilderung des Kampfes weist mit Bestimmtheit darauf, daß die Legionen nach dem Ausmarsche aus dem Lager eine Straße eingeschlagen haben, die alsbald in das Längenthal eines Waldgebirges eintrat, von einem Bache durchflossen, der aus einmündenden Seitenthälern Zuläufe erhielt. Durchforscht man nun das Gelände südlich der Weser von Hameln bis Minden, welches nur allein als der Schauplatz des Kampfes beansprucht werden kann, so findet man das Thal des Erter-Baches, worauf der uns von Dio überlieferte Bericht paßt. Dieser entspringt bei Alverdisen, an dem Fuße des Teut-Berges. Von hier bis Asmissen folgt er einem engen Thale, dessen Hänge heute noch bewaldet sind; bei der Asmissener Mühle, „an der Erter“ heißt die Gemarkung, erweitert sich das Thal zu einem Kessel, dessen Boden auch heute noch an einzelnen Stellen versumpft ist; aus diesem, bei der Gemarkung Hamelai, tritt die Erter wieder zwischen die eng zusammenschließenden Berge, erreicht nach einem Laufe von ungefähr 13 km die Ebene und 2 $\frac{1}{2}$ km weiter, bei der Stadt Minteln, die Weser. Von Minteln lief ein alter Volksweg in südlicher Richtung; zwei Krümmungen der Erter abschneidend, tritt er bei Bremke in ihr enges Thal und folgt demselben auf der rechten Seite bis zur Gemarkung Hamelai, wo er das Ufer wechselt und sie bis zur Quelle, in der Nähe des Fleckens Barntrup, auf der linken Seite begleitet. Der alte Weg stieg an dem Berghange auf und nieder, ist jedoch gegenwärtig durch eine in stetiger Richtung geführte tiefere Straße ersetzt. Der versumpfte Thalkessel wird auf einem Damme durchschritten, gerade hier ist der Kreuzungspunkt für einen anderen alten Volksweg, welcher von Hameln nach Osnabrück und sich hier spaltend, an die Mündungen der Ems und Weser führte.

Berfolgt man von Bremke aus den Weg nach dem Berichte Dios, so tritt die schlimme Lage, in welche die Legionen nach ihrem Eintritte in das enge Thal versetzt wurden, klar vor Augen. Man sieht den Marsch durch die Zerstörung der Brücken über die Erter und die seitwärts einlaufenden Zuflüsse unterbrochen, die Straße durch Gräben und Verhaue in einer Weise gesperrt, daß man sich daneben nur durch das Umhauen von Bäumen eine neue Bahn brechen konnte, eine besonders schwierige Arbeit bei der unglücklichen Marschordnung, dem strömenden Regen und den Angriffen der Germanen. An dem Kreuzungspunkte der Wege in dem kleinen Kesselthale denkt man sich einen besonders heftigen Kampf entbrannt, wodurch Arminius die Entwidlung der Legionen bei dem Austritt aus dem Engpasse zu verhindern suchte. Denselben kennzeichnen die Worte des Florus: „Nichts Schrecklicheres

gab es, als jenes Morden zwischen Sümpfen und Wäldern“; auch seine Erzählung von dem Adlerträger, welcher sich mit seinem Feldzeichen in den Sumpf begrub, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, ist dahin zu verlegen. Vielleicht bergen die Namen der Gemarkungen Hamelai und „an der Exter“ alte Erinnerungen an den hier stattgehabten Kampf. Hamelan bedeutet im Altnordischen eine Sperre, aigr (im Superlativ aigstr) ist fürchtbar, grauenenerregend. Von der Gemarkung mag der vorbeifließende Bach den Namen erhalten haben.

Anfänglich mag Varus die Lage verkannt haben, den Zusammenstoß mit den Eheruskern, welche er als Hilfstruppen erwartete, der Herausforderung seiner Soldaten zugeschrieben und den Versuch zu einer gütlichen Beilegung gemacht zu haben. Darauf könnte man die Worte des Vellejus beziehen: „Nicht einmal die gebotene Gelegenheit zum Fechten und sich aus der schwierigen Lage zu ziehen, beließ man dem Willen der Soldaten, wurden doch einige mit schweren Strafen belegt, weil sie die Römerwaffen mit Römermuth geführt hatten.“

Das Thal der Exter entspricht so sehr der Ueberlieferung Dios, daß es nicht hypothetisch, sondern thatsächlich als der Schauplatz des ersten Kampfes angesehen werden muß.

Trotz allen Mißgeschicks war es dem Römischen Heere gelungen, sich aus seiner schwierigen Lage zu befreien. Für seine Vernichtung hatten die geringen Streitkräfte der Gefolgschaft des Arminius nicht ausgereicht, sie ließen von den Angriffen ab, sobald sie dieselben nicht mehr ungestraft ausführen konnten.

Südlich von Alverdiffen gelangte das Römische Heer auf eine Hochebene, 4 km weiter nach einer, die Umgebung etwas überhöhenden Geländeanfswellung, südlich und westlich von dem Vega-Bache bespült, wo es an der Stelle des Fleckens Barntrop*) einen geeigneten Lagerplatz fand.

Wir wollen dem Berichte Dios weiter folgen: „Die Mehrzahl der Wagen und was ihnen sonst entbehrlich war, verbrannten sie oder ließen es zurück andern Tages zogen sie in besserer Ordnung weiter, so daß sie auch wirklich eine freie Stelle erreichten, aber nicht ohne Blut zu lassen.“

Erst spät am Nachmittag konnte das Römische Heer nach dem bestandenen Kampfe die Stelle des Lagers erreichen und mußte dasselbe, ehe es zur Ruhe gelangte, auch noch besetzen. Es ist unmöglich, daß es bereits an dem darauffolgenden Tage weiter marschirte. Um es dafür in kriegsmäßige Verfassung zu setzen, mußten die Verwundeten, Frauen, Kinder und der große Wagentroß unter dem Schutze einer Truppenabtheilung zurück-

*) Barntrop, jetzt ein Marktflecken, wird im 13. Jahrhundert als Stadt Barinc-torp, später auch als Barendorf, erwähnt.

gelassen und für deren Sicherung durch die Verstärkung der Befestigung, die Herstellung von Unterkunftsrichtungen und Verproviantirung gesorgt werden. Es ist daher ein eintägiger, wenn nicht ein mehrtägiger Aufenthalt in dem bezogenen Lager anzunehmen. Ich vermüthe in dem Texte eine durch Punktirung angedeutete Auslassung über die getroffenen Maßnahmen, nach denen das Heer anderen Tages weiter marschirte.

Arminius hatte durch seinen Angriff das Römische Heer auf dem Marsche aufgehalten und so Zeit für die Heranziehung seiner Verbündeten gewonnen.

Nur noch 47 km waren die Römer von ihrem nächsten Marschziele Alijo entfernt; bei der gewöhnlichen Länge ihres Kriegsmarsches von 30 km (20 röm. M.) konnten sie es in zwei Tagen erreichen. Gegenwärtig würde man von Barntrup auf dem nächsten Wege über Blomberg nach Horn und von da über den Teutoburger Wald dahin gelangen; der alte Heerweg umging die Berge bei Blomberg und lief in südlicher Richtung auf Schieder zu, nur die kurze Strecke von 4 km durch einen Engpaß zwischen Wald und Berg, und erreichte alsdann ein leicht gewelltes Gelände. Nicht immer mit einem neueren Wege zusammenfallend, wandte er sich von Schieder südwestlich und erreichte, die Emmer und Napte aufwärts, über Wahlhausen den Fuß des Teutoburger Waldes bei der Stadt Horn. An dem Ausgange des Waldes vor Schieder bei Stamhof sieht man noch die Spuren von Befestigungen nach Römischem Plane, zwei getrennte Werke, zu beiden Seiten des alten Weges, welche Zeugniß für dessen Benutzung in der Römerzeit ablegen und auch die Möglichkeit nicht ausschließen, daß sie von Varus angelegt wurden. Wenngleich es der Römischen Gewohnheit nicht entsprach, das Heer zwei getrennte Lager beziehen zu lassen, so könnten hier Nützlichkeitsgründe dazu veranlaßt haben. Jedes dieser Lager bedeckte ungefähr $4\frac{1}{2}$ ha, so daß beide zusammen der Lagerung des durch Verluste geschwächten Heeres genügt hätten. Die Entfernung von Barntrup betrug freilich nur $7\frac{1}{2}$ km; die kurze Strecke würde Zeugniß dafür ablegen, daß die Römer bei dem Durchschreiten des kurzen Engpasses wiederum, wie es auch Dio darstellt, einen hartnäckigen und verlustreichen Kampf, durch welchen sie einen vollen Tag aufgehalten wurden, zu bestehen hatten und nach diesem dann das Lager bezogen.

Dio fährt fort: „Als sie von dort wieder aufbrachen, wehrten sie sich zwar gegen Diejenigen, welche auf sie eindrangen, geriethen aber in nicht geringe Noth. Denn indem sie sich eng zusammenschlossen, damit Fußvolk und Reiterei sich mit voller Kraft auf den Feind stürzen konnten, so hatten sie unter sich und von den Bäumen viel zu leiden. . . . Kaum hatten sie sich mit Tagesanbruch in Marsch gesetzt,*) als heftiger Regen und Wind

*) Die Stelle hält man, weil hier der Zusammenhang fehlt, für korrumpirt und hat sie verschiedentlich in der Weise korrigirt, daß die beiden letzten Kämpfe miteinander

hereinbrach, weswegen sie weder vorwärts kommen, noch festen Fuß fassen konnten und auch in dem Gebrauche der Waffen gehindert waren. Denn weder Bogen noch Pfeil noch die Wurfspeer und Schilde, welche von dem Regen durchnäßt waren, konnten sie gehörig gebrauchen. Die Feinde, zum größten Theile leicht bewaffnet, befanden sich in besserer Lage, indem sie da, wo sie wollten, angreifen und sich wieder zurückziehen konnten. So litten sie viel weniger unter den Widerwärtigkeiten des Bodens und des Wetters. Viele von Denen, welche noch unschlüssig waren, hatten sich, der Beute halber, angeschlossen. Deshalb konnten sie Jene, deren Zahl geringer war (viele waren in den Kämpfen umgekommen), um so leichter umzingeln und niedermachen. . . . Da vollbrachten Varus und andere höhere Offiziere, welche alle schon verwundet waren, aus Furcht vor der Gefangenschaft und um nicht in die Hände der erbitterten Feinde zu fallen, eine furchtbare aber nothwendige That, sie tödteten sich selbst. Als dieses bekannt wurde, stellten auch die Uebrigen den Widerstand ein, wenn ihnen dazu auch nicht die Kraft gefehlt hätte. Die Einen folgten dem Beispiele des Führers, die Anderen warfen die Waffen weg und ließen sich von dem ersten Besten umbringen; die Flucht war bei dem besten Willen unmöglich, und Alles ward niedergehauen, Männer und Roffe. . . .“

An dem Morgen nach dem zweiten Kampfe hatten die Römer den Marich auf dem eingeschlagenen Wege fortgesetzt, derselbe erreicht hinter der Stadt Horn den Fuß des Teutoburger Waldes*) und steigt, an den Exersteinen vorbei, den Kamm hinauf. Es war das letzte Hinderniß, welches Varus zu überwinden hatte, ehe er Aliso erreichte. Hier wollte Arminius, nach vorausbedachtem Kriegsplane, die Entscheidung herbeiführen und hatte den Kamm der Berge als Sammelplatz für die Heerschaaren seiner Verbündeten, die nach dem Maße der Entfernung, welche sie von der Heimath zurückzulegen hatten, nach und nach eintrafen, bestimmt.

verschmolzen werden; dazu ist keine Veranlassung, denn offenbar ist hier eine Auslassung im Texte.

*) Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist der den Annalen des Tacitus entlehnte Name — *haud procul Teutoburgiensi saltu* — Teutoburger Wald für den südlichen Theil des Osnings in Gebrauch gekommen. Hans Delbrück erklärt den Namen als Volksberg. Dem möchte ich entgegenhalten, daß in der Altnordischen, auch heute noch in der Isländischen Sprache, „Thiod“ in einer ganzen Anzahl von Worten als Steigerungspräfix dient, so bedeuten: Thiodar ein sehr fruchtbares Jahr, Thiodleib einen Hauptweg, Thiodgater das Hauptthor, Thiodmanni sind berühmte Leute. — Aber auch wir besitzen eine ganze Anzahl auf diese Weise gebildete Personen- und Ortsnamen, wie Dymar, Dietrich, Ditmann, Diedenhofen, Didenburg, Duisburg. Gerade im Sippischen Lande erscheint „Teut“ mehrfach als Bergname; ein Berg bei Almena heißt der Teut, einen Teut-Berg finden wir bei Alverbissen, bei Lünebissen, und zwischen Barlebed und Holzhausen. Auch soll in alter Zeit die Groteburg, worauf das Hermanns-Denkmal steht, diesen Namen geführt haben.

Neben den Cheruskern, deren Betheiligung wir wohl voraussetzen dürfen, werden die Brukterer und Marsen als die Mittkämpfer in dem Befreiungskriege genannt. Die Brukterer standen damals, nach Aechtung und Vernichtung der Sugamberer durch Kaiser Augustus, an der Spitze der Völker Istväonischen Stammes; in ihnen enthalten waren: Usipater, Tentterer, Tubanten, Amopsvarier, Chamaven u. a., welche ungenannt bleiben, dieselben, welche später den Frankenbund bildeten.

Fern von dem Kampfe blieben die Markomannen, unter König Maroboduus, ferner die Völker der Nordseeküste, Bataver, Friesen und Chauten. Auch die Chatten werden nicht genannt, es ist jedoch wahrscheinlich, daß auf die Nachricht von des Arminius erstem Siege, welche sich wie ein Lauffeuer durch alle Gaue verbreitete, auch dieses tapfere Volk Zuzug geleistet hat.

Gleich hinter den Riesenmonolithen der Ertersteine tritt die Straße, den Berg ansteigend, in dichten Wald ein. Nur 10 km beträgt die Entfernung zwischen dem östlichen und dem westlichen Fuße der Bergkette; es bedurfte nur eines Marsches von 5 km, um die Kammhöhe zu erreichen, womit die größten Schwierigkeiten überwunden waren. Daran aber scheiterten die anstürmenden Kolonnen, weil sie in dem dichten Walde nicht vorwärts kamen, wobei als selbstverständlich vorausgesetzt ist, daß die Straße durch Verhaue gesperrt war.

Nun ist offenbar eine Lücke in dem Texte, welche ich dahin ergänze, daß die Legionen nach dem Scheitern des Angriffes aus dem Walde zurückgingen und das Lager aufschlugen. Ich denke mir dasselbe 3½ km südlich von den Ertersteinen auf einem Hügel bei dem Dorfe Beldrom, an welchem der Name Wolhaupt haftet. In diesem Zeitpunkte, wahrscheinlich schon während des fruchtlosen Versuches der Legionen, durch den Wald die Kammhöhe des Gebirges zu erreichen, wurde Varus von seiner Reiterei verlassen. Wir erfahren es durch die nachstehende Mittheilung des Bellejus: „Bala Numonius, Legat des Varus, bis dahin als ein verständiger und ehrenwerther Mann bekannt, gab ein schlimmes und unheilverkündendes Beispiel, indem er mit den Allen der Reiterei dem Rheine zueilte und die Legionen ihres Beistandes beraubte.“

Die nach Süden streichende Kette des Teutoburger Waldes wird von Beldrom aus niedriger, auch hört die Bewaldung infolge der Bodenbeschaffenheit, Kalksteine mit dünner Rasendecke, auf. Es scheint, daß Bala Numonius mit den Geländeverhältnissen besser als Varus vertraut war und das Gebirge in dieser Richtung überschritten hat. Wir erfahren aus weiterer Mittheilung, daß der Legat dabei umgekommen ist, aber die Allen der Reiter den Rhein glücklich erreicht haben; vor der Schlacht von Idstivaviso bezeichnet sie Arminius seinem Heere als die fugacissimi des Varianischen Heeres.

Am folgenden Morgen wollte Varus in derselben Richtung seine Rettung versuchen; inzwischen hatten hier die Germanen den Kamm des

Gebirges besetzt. Von dem nun stattfindenden Kampfe entwerfe ich mir nach dem Gelände das folgende Bild. In dem Thale am Fuße des Berges haben sich die Römer zu einem Frontalangriffe der feindlichen Stellung formirt, derselbe scheiterte mehr noch als an der Tapferkeit der Germanen an der Ungunst des Wetters. Gegen Sturm und Regen versagten die Kräfte, auf dem durch die Rässe geglätteten Hange den Kamm des Berges zu erreichen und die Schlachtlinie der Germanen zu durchbrechen.

Einen Blick auf das letzte Schlachtfeld giebt uns Tacitus (Ann. I, 61). Germanicus war bei dem Feldzuge, welchen er im Jahre 15 unternahm, in die Nähe des Schlachtfeldes gelangt, hatte erfahren, daß daselbst die Todten noch unbeerdigt lagen, und führte das Heer dahin, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Er folgte dem Marsche des Varus; zuerst fand er die Lager ordnungsmäßig angelegt, bei dem zuletzt bezogenen bekundete der Zustand der Befestigung die Schwäche des Heeres. Nun gelangte er auf das Schlachtfeld der Schlußkatastrophe. Weit auf demselben zerstreut sah man die Gebeine der Gebliebenen, hier einzeln, dort in Gruppen und unterschied die Richtungen, in welcher die Soldaten die Flucht ergriffen und sich fechtend vertheidigt hatten. Dazwischen lagen Bruchstücke von Geschossen und Pferdegerippe. Einzelne Soldaten, welche der Schlacht oder der Gefangenschaft entronnen waren, erzählten, wo die Legaten fielen, wo die Adler entrißen wurden, wo Varus sich den Todesstoß gab, sie zeigten die Stelle des Tribunals, wo Arminius zu dem versammelten Heere sprach und hochmüthig die eroberten Adler verhöhnzte.

Da, wo die Gebeine lagen, ließ Germanicus sie verbrennen und die Reste in einem großen Grabhügel sammeln.

Auf dem Kamme des Berges, welchen Arminius mit seinen Schaaren besetzt hatte, und auf dessen westlichem Hange, finden wir die Flurnamen Römersfeld, Römerberg, Römergrund und Todtengrund in die Lippische Landeskarte eingetragen. Denselben alte Erinnerungen beimessend, hat ein Rentner Hade aus Nieheim umfassende Untersuchungen durch Aufgrabung angestellt und an verschiedenen Stellen Brandasche gefunden, deren chemische Untersuchung die Beimengung von animalischen Resten ergab; auch in Belbrom und in der Umgebung des Dorfes sowie in östlicher Richtung über die Egge hinweg, dem Varus-Berge zu, ist er darauf gestoßen.

Aus den von Hade in einen Plan eingetragenen Fundstellen der Brandasche könnte man unter der Annahme, daß dieselbe aus der von Germanicus vorgenommenen Leichenverbrennung herrührt, dies Bild der Schlacht vervollständigen. Der linke Flügel der anstürmenden Römer hätte den Kamm des von den Germanen besetzten Berges erreicht und wäre bei dem Versuche, über Lippssprünge nach Aliso zu gelangen, aufgerieben worden. Der rechte Flügel, wobei sich Varus befand, wäre geschlagen in das Lager zurückgekehrt, worauf sich Varus und andere höhere Offiziere den Tod gaben.

Das Lager scheint sich noch eine Zeit lang gehalten zu haben, und die Kapitulation erst dann erfolgt zu sein, nachdem Arminius, um die Vertheidiger zu schrecken, die Häupter der Gebliebenen, auf Spieße gesteckt, an den Wall hatte herantragen lassen.*) Darauf bezieht sich vielleicht auch eine der Mittheilungen des Vellejus: „Von den beiden Lagerpräfecten gab Eggius ein herrliches Beispiel, Cejenius, welcher, als der größte Theil des Heeres vernichtet war, die Uebergabe des Lagers veranlaßte und lieber den Tod durch den Hentel erleiden, als im Kampfe fallen wollte, ein sehr schimpfliches.“ — Cejenius mag Derjenige gewesen sein, welcher zuletzt in dem letzten Lager das Kommando geführt hat. Eggius halte ich für den Präfecten desjenigen Lagers, in welchem nach dem ersten Schlachttag der überflüssige Troß mit Frauen und Kindern unter militärischer Bedeckung zurückgeblieben ist; er brachte nach der Niederlage des Heeres das ihm anvertraute Kommando nach Aliso in Sicherheit. Es liegt nahe, daß die militärische Bedeckung aus Auxiliarkohorten bestand, welche Bogen führten und später, wie wir erfahren, bei der Vertheidigung von Aliso gute Dienste thaten.

Den besten Blick auf das Feld der Varianischen Niederlage hat man von einem Berge, welcher unweit Veldrom fast kegelförmig aufsteigt und mit 464 m die höchste Erhebung der Lippischen Berge bildet; auch möchte sein Name eine schöne alte Erinnerung bergen, denn „Balmär“ gebildet aus Val, das Schlachtfeld, und Maer die Jungfrau, bedeutet in der altnordischen Sprache die Walküre, Stöd die Stätte. Dahin haben unsere Vorfahren die Walküren verlegt, welche die gefallenen Deutschen Krieger nach Walhalla trugen.

Das Römische Heer ist nicht ruhmlos zu Grunde gegangen; Vellejus widmet ihm einen Nachruf, welcher es von aller Schuld freispricht: „Das tapferste aller Heere, welches durch seine Mannszucht, Ausbildung und Kriegserfahrung die erste Stelle einnahm, ging durch die Schwäche des Führers, die Treulosigkeit des Feindes und die Ungunst des Schicksals zu Grunde. Von Wäldern, Sümpfen und Hinterhalten umschlossen, fand das Heer durch einen Feind seinen Untergang, welchem man auf Gnade oder Ungnade verfallen war.“

In Rom war man gerade mit der Vorbereitung einer großartigen Festfeier für den beendeten Pannonisch-Dalmatischen Krieg beschäftigt, als die Trauerbotschaft der Varianischen Niederlage dazwischen fuhr. Es entstand eine ungeheure Aufregung, so daß man Unruhen befürchtete und die städtischen Kohorten Tag und Nacht unter den Waffen beließ. Die Wuth gegen die Germanen war so groß, daß man die Germanische Leibwache des Kaisers für gefährdet hielt und sie aus der Stadt entfernte. Der Kaiser selbst war außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Schon sah er den Rhein preisgegeben und die Germanen auf dem Wege nach Italien. Immer von Neuem rief er

*) Frontinus II, 9, 8.

die Worte: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ — Die Besorgniß, daß die öffentliche Meinung ihn für die dem Varus erteilte Vollmacht und das daraus entstandene Mißgeschick verantwortlich machen würde, erhöhte seine Fassungslosigkeit.

Zu Romkehrte erst dann die Ueberlegung zurück, als man erfuhr, daß die Germanen nicht über den Rhein gedrungen, und daß auch nicht Alle umgekommen seien. Sogleich schritt man zu dem Ersatz der vernichteten Legionen. Hierbei stieß man auf die größten Schwierigkeiten, denn der Pannonisch-Dalmatische Krieg hatte große Opfer gefordert. Bei der Aushebung mußte man nicht allein diejenigen stellungspflichtigen Bürger heranziehen, welche man bis dahin verschont hatte, sondern auch jüngere Jahrgänge und bereits entlassene Regionssoldaten einstellen. Da man dabei auf Widerstand stieß, kam man in die Lage, zur Erzwingung des Gehorsams schwere Strafen, sogar die Todesstrafe, zu verhängen. Dennoch reichte die Zahl nicht aus, so daß man dazu schreiten mußte, die neuen Legionen durch Freigelassene auf ihren vollen Stand zu bringen. Erst im Frühling des folgenden Jahres war das Heer so weit in feldmäßiger Verfassung, daß Tiberius damit an den Rhein marschiren konnte. Vorsichtigerweise drang er damit nicht in das Innere des Landes ein, sondern begnügte sich, den schmalen Grenzstreifen, welchen die Tenkterer längs des Rheines bewohnten, mit einer Grenzbefestigung zu umziehen.

Es fragt sich, warum Arminius die Ohnmacht des Römischen Reiches nicht benutzte, die Befreiung Germaniens von dessen Herrschaft zu vollenden. Zunächst hemmte ihn der Widerstand der Festung Aliso; wahrscheinlich wäre es Arminius gelungen, diese bei dem ersten Angriffe zu nehmen, wenn er nicht durch seine Siegesfeier ihr die Zeit verschafft hätte, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Wahrscheinlich handelte er nach dem Willen seines hundert zusammengesezten Heeres, über das sein Oberbefehl nur ein bedingter war. Die meisten seiner Krieger mochten nach dem großen Siege, da nun auch der Winter vor der Thür stand, an die Rückkehr an den heimathlichen Herd denken. Hemmend im Wege stand dem Arminius auch der in seinem eigenen Volke bestehende Zwiespalt; stets gab es in demselben eine Römerfreundliche Partei, diente doch sein eigener Bruder Flavus als höherer Offizier in dem Römischen Heere, und erfuhren wir auch, daß ein Cheruskerfürst dem Varus die gegen ihn geplante Verschwörung verrieth. Aber auch außerhalb seines Landes hatte Arminius einen mächtigen Gegner in Maroboduus, welcher durch die östlich und südöstlich von den Cheruskern wohnenden Markomannen-Völker als König eingesetzt war. Er war ein Mann von großer Befähigung und ritterlichem Charakter; einen längeren Aufenthalt in Rom hatte er zur Erweiterung seiner Kenntnisse und militärischen Ausbildung benutzt. Als König hatte er ein Heer von etwa 70 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter nach Römischer Weise bewaffnet und eingeübt, mit ihm das von

den Keltischen Boiern bewohnte Bohämium*) in Besitz genommen und dahin seine Residenz verlegt. In seinen Bestrebungen sah Kaiser Augustus eine Bedrohung des Reiches und beschloß gegen ihn den Krieg. Schon hatten sich die Legionen dazu in Bewegung gesetzt, als der Pannonisch-Dalmatische Krieg einen friedlichen Ausgleich herbeiführte.

Arminius, in der Absicht, den König Maroboduus für den Befreiungskampf zu gewinnen, hatte ihm die Siegesbotschaft mit dem Haupte des Varus überschickt. Arminius erhielt eine Zurückweisung, Maroboduus sandte die Trophäe mit dem Ausdrucke des Bedauerns über den an Varus begangenen Verrath an Kaiser Augustus, welcher sie in der Familiengruft beisetzen ließ. Nicht zum wenigsten mag die Eifersucht auf den Sieg des Arminius das feindliche Verhalten des Maroboduus bestimmt haben.

Die Varus-Niederlage hatte nicht nur der über die Elbe hinaus geplanten Erweiterung des Römischen Reiches ein Ziel gesetzt, sondern auch die am härtesten von seiner Herrschaft betroffenen Völker Istväonischen Stammes, woraus die Franken hervorgingen, von ihr befreit. Nicht mit Unrecht steht in der Vorrede zu der *lex salica*: „Haec enim est gens, quae parva dum esset numero, fortis valore validum Romanorum jugum durissimum-que de suis cervicibus excussit pugnando.“ — Vierhundert Jahre später vertrieben sie die Römer von der linken Rhein-Seite und aus Gallien und setzten sich selbst an ihre Stelle.

Der Feldherr, welcher sie in dem Befreiungskriege führte und sie mit seiner Gefolgschaft unterstützte, der Cheruskerfürst Arminius, gehörte nicht ihrem Stamme an. Er verdient es, daß wir sein weiteres Schicksal berichten.

Bis zu dem Tode des Kaisers Augustus im Jahre 14 verblieb am Rheine die feindliche Spannung, ohne daß es zu einem Zusammenstoße kam. Inzwischen war die Römische Streitmacht auf acht Legionen verstärkt worden, über welche Germanicus, Sohn des Drusus, als Statthalter von Gallien den Oberbefehl führte. Er war ein kluger und energischer Soldat, wenngleich auch nicht von der Begabung seines Vaters, dessen weiter Blick in der Kriegsführung ihm fehlte.

Um Vergeltung für die Varus-Niederlage zu nehmen, führte er das Römische Heer, unterstützt von zahlreichen Hilfstruppen, welche die Provinz Gallien und die Deutschen Küstenvölker, Bataver, Friesen und Chauken, stellten, in den Jahren 15 und 16 nach dem Innern Germaniens. Die beiden Feldzüge waren ohne Ergebnisse. Beide Male mußte das Römische Heer, wenngleich siegreich auf den Schlachtfeldern, unter großen Verlusten an den Rhein zurückkehren.

Gegen Germanicus hatte Arminius den Oberbefehl geführt. Seine Hauptstreiter waren wiederum die Völker Istväonischen Stammes, neben ihnen die Cherusker. Diesmal waren diese nicht unter sich gespalten, sondern in ihrer

*) Bohämium bedeutet Heimath der Boier, das heutige Böhmen.

Gesamtheit geeinigt, aber erst nachdem zwei ihrer Fürsten, Segestes und Segimerus, das Land verlassen hatten und zu den Römern übergetreten waren. Arminius hatte die Tochter des Segestes gegen dessen Willen als Gattin entführt, aber es war dem Vater gelungen, sie wieder in seine Gewalt zu bekommen und sie den Römern auszuliefern; das war auch der Römerfreundlichen Partei des Landes zu viel und veranlaßte ein allgemeines Eintreten für die vaterländische Sache.

In beiden Feldzügen bewährte sich das Feldherrntalent des Arminius in glänzender Weise. Wenngleich seine Streiter auf den Schlachtfeldern gegen das durch Bewaffnung, Disziplin und Ausbildung überlegene Römische Heer unterlagen, so verstand er es doch, demselben die Früchte des Sieges zu entziehen, besonders in dem Jahre 16. Bei Idstiaviso, südlich von Minden, an der Weser in blutiger Schlacht geschlagen, verhinderte er den weiteren Vormarsch des Römischen Heeres. Ein wahrscheinlich durch Verpflegungsschwierigkeiten verursachtes längeres Verweilen desselben auf dem Schlachtfelde verschaffte ihm die Zeit, sein Heer wieder zu sammeln und die Verbindung seiner Gegner mit dem Meere zu bedrohen, so daß Germanicus gezwungen war, sich durch einen neuen blutigen Kampf den Rückmarsch frei zu machen, womit der Feldzug zu Ende ging.

Während des Krieges hatte Arminius den Oberbefehl mit dem Fürsten Inguiomerus zum Nachtheile der Führung theilen müssen, nach seinen Erfolgen wurde er alleiniges Kriegsoberhaupt. Das führte zu einer Auflehnung des Inguiomerus, welcher es unter seiner Würde hielt, dem jugendlichen Bruderohne zu gehorchen, und er veranlaßte Maroboduus, welcher bei den Feldzügen der Jahre 15 und 16 ruhiger Zuschauer geblieben war, zu einer kriegerischen Einmischung. In dem Martomannenbunde, an dessen Spitze König Maroboduus gebot, fand dieselbe keinen ungetheilten Beifall. Die Longobarden und Semnonen fielen von ihm ab und traten zu Arminius über, dagegen zog Inguiomerus mit seiner Gefolgschaft zu Maroboduus. Dem Kriegsrufe des Arminius waren auch seine alten Mitstreiter, die von dem Römerjoch befreiten Völker Istväonischen Stammes, gefolgt. Bald standen die Heere irgendwo an den Sächsisch-Böhmischen Grenzländern, nicht wie sonst bei den Germanen, für einen wilden Anlauf in regellosen Haufen, sondern in geordneten Abtheilungen mit Feldzeichen, nach Römischer Taktik, die Schlachtlinien mit Rückhalt gebildet, sich gegenüber und erwarteten das Kommando ihrer Führer. Arminius durcheilte auf raschem Pferde die Reihen, erinnerte sie an die errungene Freiheit und das verrätherische Verhalten des Maroboduus während der Römerkriege, dem das gleiche Schicksal wie dem Quinctilius Varus gebühre.

Maroboduus, den Inguiomerus zur Seite, wies auf diesen als den wahren Helden in dem Kampfe gegen Rom und schleuderte auf Arminius den Vorwurf des an Varus begangenen Treubruchs.

Noch niemals, erzählt Tacitus, prallten zwei Heere mit größerer Wucht aufeinander. Auf beiden Seiten wurden die rechten Flügel zurückgedrängt. Noch vor der völligen Entscheidung brach Maroboduus den Kampf ab und zog das Heer auf die Anhöhen zurück. Durch Ueberläufer von Truppen entblößt, zog er sich in das Innere seines Landes zurück und wandte sich mit der Bitte um Hülfe an den Kaiser Tiberius, welcher dieselbe durch die Entsendung eines Heeres unter seinem Sohne Drusus gewährte. Zwei Jahre später wurde er von dem Gothenfürsten Catualba der Herrschaft beraubt. Er bat Tiberius um Zuflucht und erhielt sie zu Ravenna, wohin auch die Gattin von Arminius mit ihrem in der Gefangenschaft geborenen Sohne verwiesen war; hier starb er erst im hohen Alter.

Der uns von Tacitus geschilderte Kampf zwischen Arminius und Maroboduus erinnert lebhaft an die später in unserem Lande zu allen Zeiten ausgefochtenen Partekämpfe. — Ungefähr auf demselben Kriegsschauplatze standen sich im Jahre 1866 Preußen und Oesterreicher im Kampfe gegenüber, der die Einheit unseres Vaterlandes begründete. Wie bei diesem Kaiser Napoleon III. berechnender Zuschauer war, so damals Kaiser Tiberius. Wäre Arminius unterlegen, so hätte sich die günstigste Gelegenheit geboten, die Römischen Waffen mit Erfolg auf das rechte Rhein-Ufer zu tragen. Durch des Arminius Sieg wurde es verhindert.

Nicht lange sollte dieser sich seines Ruhmes freuen, nach Tacitus verletzte sein Streben nach dem Königthum den Freiheitsfinn seines Volkes; in einem mit wechselndem Glücke geführten Kampfe erlag sein Leben der Hinterlist seiner Verwandten. Mit warmen Worten hebt Tacitus seine Größe und Bedeutung hervor: „Arminius war zweifellos Germaniens Befreier. Er hat den Wagemuth gehabt, Rom in der höchsten Blüthe seiner Macht anzugreifen; nicht immer glücklich auf dem Schlachtfelde, ging er schließlich unbefiegt aus dem Kriege hervor. Er starb in dem 37. Jahre seines Lebens und dem zwölften seines Wirkens, weder von den Griechischen noch Römischen Geschichtschreibern nach Gebühr gewürdigt.“ — Kein Wort berührt den von Arminius an Varus geübten Verrath; Tacitus übergeht denselben mit Stillschweigen, weil sowohl Caesar wie Kaiser Augustus solchen an den Germanen geübt und ihnen die Lehre gegeben haben, daß man aus Staatsraison dem Feinde die Treue brechen dürfe. Die Römer ernteten die Frucht der eigenen Aussaat. —

Schon als Tacitus am Schlusse des ersten Jahrhunderts die Germania schrieb, fehlten unter Germaniens Völkern die Cherusker. Ihr rasches Verschwinden erklärt sich aus der Staatseinrichtung unserer Vorfahren.

Diese war keine centralisirte Einheit, sondern ein Verband, in welchen eine Anzahl kleinerer Völker zum Schutze und Trutz trat. Die inneren Angelegenheiten ordnete jedes einen Gau bewohnende Volk für sich in der Versammlung der freien Männer an der Thingstätte. Die Bundesangelegenheiten ordnete ein Landtag, welcher an der Thingstätte desjenigen Volkes

tagte, dem das erwählte Kriegsoberhaupt angehörte. Der lose Zusammenhang der Staaten erleichterte ihre Bildung und ihre Auflösung; wiederholt giebt unsere älteste Geschichte davon das Beispiel.

Einige nähere Umstände über das Verschwinden des Cheruskerstaates erfahren wir von Tacitus. Bereits im Jahre 47 waren alle männlichen Sprossen der Fürstengeschlechter in den Parteitämpfen zu Grunde gegangen bis auf Italicus, den Sohn des Flavius und der Tochter des Chattenfürsten Catamerus. Auch der zu Ravenna internirte Sohn des Arminius, welcher damals im 32. Lebensjahre gestanden hätte, war nicht mehr am Leben. Dem Italicus erbaten sich die Cherusker, wenngleich sein Vater als Römischer Söldling gegen sie gefochten hatte, als König. Kaiser Claudius entließ ihn, einen Jüngling, ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und Gewandtheit, mit reichlichen Geldmitteln und mit der Ermahnung, hehren Sinnes eine Zierde seines Geschlechts und seines Volkes zu werden. Italicus fand in dem Lande eine gute Aufnahme, und schon befestigte sich seine Stellung, als er durch seinen nach Römischer Weise eingerichteten Hofstaat Aergerniß erregte, wodurch die alte Römerfeindliche Partei die Oberhand gewann. — In einer großen Schlacht war er Sieger, aber übermüthig durch den Erfolg die Römische Seite noch mehr als sonst herauskehrend, konnte er sich nicht behaupten und mußte das Land verlassen. Mit Hülfe der Longobarden wurde er wiederum eingesetzt. Von dieser Zeit datirt der Niedergang des Cheruskerstaates, indem die Chauken und Chatten sich in das Zerwürfniß mischten. Das ist die letzte Nachricht, welche wir in den Annalen des Tacitus finden. Bei der Aufzählung der Deutschen Völker in der Germania wird das Verschwinden der Cherusker mit kurzen Worten berührt: „Zwischen den Chauken und Chatten pflegten die Cherusker einen langen und entnervenden Frieden. Das war für sie mehr angenehm als sicher, denn wo die Gewalt entscheidet, sind Bescheidenheit und Rechtschaffenheit nur dem Mächtigen erlaubte Titel. So heißen*) nun die guten und geraden Cherusker die Faulen und die Thoren.“ — Bei Tacitus erscheinen die Cherusker nicht mit der Heldenglorie, womit sie in der Regel unsere Geschichtschreiber umgeben. Aus seiner Ueberlieferung mögen wir den Schluß ziehen, daß die nördlichen Theilvölker ihres Staates sich den Chauken, die südlichen sich den Chatten angeschlossen haben, diese jedoch alsbald zu den Hermunduren übergetreten sind, welche im Jahre 57 in einem um die Salzquellen an der Fränkischen Saale gegen die Chatten geführten blutigen Kriege die Sieger blieben. Mit den Hermunduren erscheinen sie nun alsbald als Thüringer, Thoren, wovon wir, wahrscheinlich schon von Tacitus, durch die Uebertragung des Namens in stulti die Andeutung erhalten.

*) Germ. 35. „Ita qui olim boni aequique Cherusci, nunc inertes ac stulti vocantur. . . .“



men-
ebolt

ates
ischen
ngen
rien
lber
Den
öde-
men
mit
ente
unde
rd
rd
gen
de
ind
um
em
ge
ng
er
re
or
nd
te
g
el
n
L
n
e
e
e

Geschichte des Feldsanitätswesens in Anrissen unter besonderer Berücksichtigung Preußens.

Ein Rück- und Ausblick.

Von

Generaloberarzt **Niebergall-Flensburg,**

Divisionsarzt der 18. Division.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Heft 3 der „Deutschen militärärztlichen Zeitschrift“ des Jahres 1901 habe ich in meinen „Beobachtungen über taktischen Sanitätsdienst“ ein Bild zu entwerfen versucht, wie unter Berücksichtigung der heutigen taktischen Verhältnisse und der modernen Bewaffnung an der Hand der jetzigen Vorschriften über den Kriegsanitätsdienst dieser in Wirklichkeit in und unmittelbar nach einem Gefecht am vortheilhaftesten im Interesse der Verwundeten zu handhaben sei. Zwei Fragen drängten sich dabei zur Erörterung auf: Erstens, welchen Entwicklungsgang hat das Feldsanitätswesen bis zu seiner heutigen Gestaltung genommen, und zweitens, steht zu erwarten, daß es seit dem am 10. Januar 1878 erfolgten Erlaß der letzten Vorschrift über das Feldsanitätswesen, der jetzt gültigen Kriegs-Sanitätsordnung, den ihm zufallenden Aufgaben hinlänglich gewachsen sein wird? Was den ersten Punkt betrifft, so giebt es wohl Monographien und Aufzeichnungen über die Sanitätsverhältnisse dieses oder jenes geschichtlichen Abschnittes, dieselben sind jedoch meist so breit und umständlich angelegt, daß es geradezu eines besonderen Studiums bedarf, um die springenden Punkte herauszufinden. Sie werden darum heutzutage nur selten dem Staube der Büchersammlungen entrisen. Auch giebt es darüber einige zusammenfassende, sonst ganz vorzügliche Werke,*) aber auch diese ermöglichen eine schnelle Orientirung über den Vervollkommnungsgang der Feldsanitätsverhältnisse nicht. Es erscheint mir daher nicht unangebracht, in schlanke Zuge sprunghaft vorgehend und anknüpfend an die großen kriegerischen Ereignisse der letzten Jahrhunderte ein Bild vor unserem geistigen Auge vorüber ziehen zu lassen, wie sich im Laufe der Zeit allmählich und stufenweise die Fürsorge für die Verwundeten vervollkommen hat. Der Zustand der Schlachtfelder der verschiedenen Zeit-

*) Knorr, Entwicklung und Gestaltung des Heeres-sanitätswesens der Europäischen Staaten. Hannover 1880. — E. Richter, Allgemeine Chirurgie der Schußverletzungen im Kriege. Breslau 1877.

abschnitte wird den richtigen Maßstab zur Bemessung der Frage geben, wie es jeweilig mit der Fürsorge für die Verwundeten gestanden hat. Ich werde dann im Anschluß daran die zweite Frage beantworten, ob diese Fürsorge auf Grund der heute bestehenden Verhältnisse und Vorschriften für den Feldsanitätsdienst als hinreichend bezeichnet werden kann.

Ich habe, soweit es möglich war, mir die urschriftlichen Quellen zu verschaffen gewußt, so daß ich direkt aus ihnen schöpfen konnte und die Bilder unter dem Eindrucke zu entrollen vermag, wie sie sich den Augenzeugen gerade dargeboten haben. Im Uebrigen pflegen aber diese Quellen, namentlich aus älterer Zeit, nicht gerade reichlich zu fließen. Nur wenig wird über das Schicksal der Verwundeten berichtet. Und es war in der That auch nicht viel zu berichten. Bildeten doch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts geworbene Söldner die große Masse der Heere. Als käufliche Waare standen sie nicht hoch in Ansehen und übten das Kriegshandwerk in seiner damaligen rohesten Form aus. Ihre Gesundheit und ihr Leben standen nicht hoch im Preise, jedenfalls galten sie dem Heerführer nicht viel mehr, als was der Werbeoffizier dafür bezahlt hatte. Was sollte man noch weitere Mittel zu ihrer Erhaltung aufwenden? Wurden sie verwundet, so verfielen sie eben einem unantastbaren Verhängniß. Sie starben und verdarben, Niemand kümmerte es, im Gegentheil, die rauheren Sitten der damaligen Zeit sahen sogar in dem Umgeben des Verwundeten mit einer gewissen Fürsorge nur eine Art von Verweichlichung und dadurch bedingte Schwächung der Heereskraft. Auch während des von Friedrich Wilhelm I. 1733 eingeführten Kantonsystems war es nicht viel besser, da nur der niedere Theil des Volkes zum Heeresdienst herangezogen wurde. Erst als nach Einführung des Gesetzes über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst (3. 9. 1814) die Nation in so nahe Verwandtschaft zur Armee trat und die Blüthe des Volkes, die Söhne aller Stände gleichmäßig unter den Fahnen zu dienen hatten, änderte sich dieses. Dem Staate lag von jetzt ab die erhöhte Pflicht ob, dafür zu sorgen, daß die mit dem Kriege unzertrennlichen Opfer an Gut und Blut nicht nutzlos vergeudet wurden. Nicht mehr erblickte man von dieser Zeit ab in dem Sanitätswesen ein die militärischen Handlungen erschwerendes und hemmendes Zugeständniß an die Humanität, eine Art nothwendigen Uebels, sondern ein wirkliches Mittel, um die Schrecken und Trübsale des Krieges herabzumindern. So war die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht wie in politischer Beziehung auch für die Sanitätspflege ein scharfer Wendepunkt. Von dieser Zeit ab pflegen auch bei uns die Mittheilungen reichlicher zu werden.

Als Ausgangspunkt für unsere rückblickenden Betrachtungen wähle ich die Zeiten des Großen Kurfürsten. Friedrich Wilhelm war bekanntlich einer der Ersten, der nach dem Westfälischen Frieden mit Gründung eines stehenden Heeres vorging. Zwar war die Kurbrandenburgische Armee auch aus Söldnern zusammengesetzt, die Verhältnisse lagen jedoch anders. Einmal mußten die

Söldlinge sich für längere Zeit zu regelmäßigem Dienst verpflichten, dann aber hatte auch der Landesherr selbst ein besonderes Interesse an der Erhaltung der Truppe als vornehmlichsten Nützzeuges zur Stützung der eigenen Macht. So sehen wir aus diesem Grunde auch den Kriegsherrn um das Wohl seiner Verwundeten nach der Schlacht bei Fehrbellin (1675) besorgt. Die Verluste waren für damalige Zeit nicht unbeträchtlich: 2100 Mann verloren die Schweden, die Brandenburger hatten den Sieg mit 500 Mann bezahlt. Der Kurfürst befahl nach der Schlacht dem Statthalter der Mark Brandenburg, daß nichts an Wartung und Verpflegung der Verwundeten versäumt werde, er ordnete strenge Bestrafung der Beamten an, die sich in dieser Beziehung eine Nachlässigkeit etwa zu Schulden kommen ließen.*) Die Verwundeten wurden vom Schlachtfelde nach Spandau und Berlin übergeführt, und der Stadtkommandant von Spandau erhielt den Befehl, dafür zu sorgen, daß die zum Verwundetentransport bestimmten Wagen reichlich mit Strohschüttung versehen seien, sowie daß Bügel über dieselben gespannt würden, die mit Buschwerk besteckt werden sollten, um die Verwundeten gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.**) Am 27. Dezember 1677 verfügte der Kurfürst an den Magistrat von Stettin, die zurückgelassenen Kranken und Verwundeten nicht allein an- und aufzunehmen und mit Quartier zu versehen, sondern auch gebührend zu verpflegen und zu kurieren und daß er für die daraus entstehenden Kosten aufkommen würde.***) Aber was konnte des Landesherrn Fürsorge nutzen, wenn diejenigen, denen in erster Linie die Sorge für die Verwundeten oblag, unfähig waren, dieselbe genügend wahrzunehmen: ich meine das Heilpersonal. Bestand doch zu jener Zeit noch die scharfe Trennung zwischen innerer Medizin und Chirurgie. Letztere entbehrte jeglicher wissenschaftlicher Pflege. Die Barbier- und Baderstuben waren fast die einzige Hülfquelle zur Erlernung der Anfangsgründe der praktischen Chirurgie, und wer Chirurg oder Feldscheerer werden wollte, mußte durch diese gehen. Demgemäß galt die Chirurgie als ein verachtetes Handwerk, und Niemand aus den besseren Ständen wählte diesen Beruf. So rekrutierten sich die Feldscheerer — für jede Kompagnie zu Fuß oder zu Roß einer — durchschnittlich aus ärmlichen, niederen, ungebildeten Kreisen. Auf Hochschulen graduierte Aerzte gab es nur wenige in der Armee. Diese fanden überall ausgezeichnete Stellung und reiche Praxis und traten nur selten zur Armee über. Unter solchen Umständen waren die Leistungen der Feldscheerer nur gering; es ging die Ausbildung über diejenige von Barbiergefellen nicht hinaus.

Unter Preußens ersten Königen geschah Manches zur Besserung dieser Verhältnisse. Friedrich Wilhelm I. kommandierte Feldscheerer während des

*) Knorr a. g. D., S. 65.

**) Siehe „Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militär-sanitätswesens“, Heft 13.

***) Schjerning, Sedentage aus der Geschichte des Preussischen Sanitätskorps, S. 1.

Türkentrieges (1737—1739) zur Russischen Armee, auch wurden solche zur Fortbildung in der Chirurgie nach Paris geschickt. Um ihnen aber auch im eigenen Lande die Weiterbildung zu ermöglichen, wurde 1724 in Berlin eine besondere zum Unterricht der Militärchirurgen hauptsächlich mit bestimmte Lehranstalt, das collegium medico-chirurgicum, errichtet, wo gut beanlagte und geeignete Feldscheerer auf Staatskosten Unterricht in der Chirurgie und Medizin erhielten. (Anfang der Wiedervereinigung von Chirurgie und Medizin.) Auch wurden Militärchirurgen zu weiterer Ausbildung am Krankenbett von 1726 ab in das neu gegründete Chariteekrankenhaus kommandirt. Diese Maßnahmen schufen aber nur eine kleine Anzahl gut ausgebildeter Aerzte, die große Menge blieb auf ihrem niedrigen Bildungsgrade stehen, wie sie denn überhaupt, ihrem Herkommen entsprechend, ein wenig bildungsfähiges Material darstellte. Zu Friedrich des Großen Zeiten war es nicht viel anders, obwohl gerade dieser sich die Hebung der Feldscheerer besonders angelegen sein ließ. Solche wurden auf wissenschaftliche Reisen geschickt, Französische Wundärzte zur Fortbildung derselben nach Berlin berufen, die Anzahl der zum collegium medico-chirurgicum Kommandirten erhöht. Auch das Feldlazarethwesen wurde vervollkommenet und u. A. „Fliegende Feldlazarethe“ eingeführt, welche die Truppen in die Schlacht begleiten*) und die erste Hülfe leisten sollten. Allein dies erwies sich recht oft als nicht durchführbar, weil der König seine Absichten bezüglich der Einzelheiten der Schlacht meist für sich behielt, so daß im Moment des Bedarfs die schwerfälligen, beim Train befindlichen Lazarethanstalten nicht zur Stelle sein konnten. Aber selbst wenn dies der Fall war, so konnten sie doch nur diejenigen Verwundeten, die sich mühsam zur Stelle des Lazareths geschleppt hatten, besorgen, da es ja in der Fridericianischen Armee Bestimmung war, daß die auf dem Schlachtfelde liegendebliebenen Verwundeten erst aufgehoben werden durften, wenn „die Bataille vorbei war“. Auch konnte die Hülfsbereitschaft der Truppenfeldscheerer während des Gefechtes nur wenig ergiebig ausfallen, da ihnen die Fridericianische Dienstinstruktion ihren Aufenthaltsort bei der Bagage anwies, wo sie diejenigen Verwundeten zu verbinden hatten, die sich dahin begeben konnten. Besonderes Personal zum Aufheben der Verwundeten gab es nicht, es wurden vielmehr, „wenn der Sieg erhalten war“, Detachements gebildet, welche für die Bleissirten zu sorgen und sie in „Lazareths“ zu bringen hatten, die man zuvor „präparirt“ hatte. Auch der Verwundeten des Gegners wurde gedacht. Friedrich hatte besonders befohlen, daß zunächst für die eigenen Verwundeten zu sorgen sei, doch so, daß auch das menschliche Mitleiden gegen

*) In taktischer Beziehung interessant ist es, daß Baldinger (Von den Krankheiten einer Armee aus eigenen Wahrnehmungen im Preussischen Feldzuge aufgezeichnet. Marburg 1765) kleine, dicht hinter dem Rücken der eigenen Armee gelegene Hügel bei Aufstellung der Feldlazarethe zum Schutze gegen feindliches Feuer empfiehlt, da hier die Sicherheit die beste sei.

die vom Feinde nicht vergessen werde. *) Die Ueberführung der Verwundeten in die Lazaretho fand auf mit Strohschüttung versehenen Bauern- oder auf Proviant- und Packwagen statt. Im Nothfalle mußten die Offiziere ihre Handpferde und Wagen zur Verfügung stellen, wobei der König oft selbst mit gutem Beispiel voranging. Nach der Schlacht bei Liegnitz mußte ein ganzes Dragonerregiment abfizen und die Pferde zum Transport von 500 an den oberen Gliedmaßen Verwundeten abgeben. **) Da die Schlachten der Fridericianischen Kriege zum Theil sehr blutig waren und das Hülfspersonal nur sehr gering, so mußten die Verwundeten oft recht lange auf Hülfen warten, so daß Viele auf dem Schlachtfelde starben, welchen vielleicht noch zu helfen gewesen wäre. So mußten z. B. in der mörderischen, bis zum Einbruche der Nacht dauernden Schlacht bei Torgau (8. 11. 1760) an die 10 000 Preußische Verwundete die kalte Nacht auf feuchter Erde, in ihrem Blute liegend, verseufzen, ***) unter Umständen noch dazu bis auf das Hemd von marodirendem Gefindel ausgeraubt. Ich erinnere nur an das Schicksal des Dichters Ewald v. Kleist, der auf dem Schlachtfelde von Runersdorf von Kosaken völlig ausgeplündert und seiner Kleider völlig beraubt wurde. Die schlimmen Folgen blieben nicht aus. So waren von den 9742 nach der Schlacht bei Torgau noch lebend in die Hände der Aerzte gelangten Verwundeten an die 2000 — meist an Wundstarrkrampf — am Ende des Jahres 1760 bereits gestorben. Gar schlimm aber war es um die Armee bestellt beim Ausbruch von Heereskrankheiten, da die Feldscheerer durchschnittlich so gut wie nichts von Behandlung innerer Krankheiten verstanden. Im zweiten Schlesischen Kriege blieben von der 71 843 Mann starken Armee nur noch 36 000 Mann übrig. †) Die Hälfte des Verlustes ist auf Rechnung der ausgebrochenen Ruhr zu schreiben. Auch im Bayerischen Erbfolgekriege hatte die Armee beträchtlich unter Ruhr zu leiden. Friedrich selbst erkrankte an ihr mehrere Male.

*) So ist es von Friedrich bekannt, daß er auf dem Schlachtfelde von Koblach umherging und den Französischen Offizieren Trost zusprach. Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg schickte er seinen Leibmedikus nebst einer Anzahl von Lazarethchirurgen und mit der königlichen Feldapotheke nach Striegau, um daselbst die Behandlung der vielen Oesterreichischen und Sächsischen Verwundeten zu übernehmen, ließ auch einen Theil der eigenen Verwundeten nach Schweidnitz schaffen, damit die feindlichen dort besser gewartet werden könnten. Dieselbe Theilnahme widmete der König den Opfern von Mollwitz. (Knorr a. g. D., S. 83.) In dieser Hinsicht steht der große König in wohlthätigem Gegensatz zu Napoleon. Während Ersterer bei jeder Gelegenheit warmes Interesse für die Verwundeten an den Tag legte und überall die bessernde Hand anlegte, hat Napoleon trotz des ihm innewohnenden organisatorischen Talents nur verhältnißmäßig wenig für das Heeres-sanitätswesen gethan. Es ist geradezu unverständlich, wie die großen augenscheinlichen Mängel desselben (siehe S. 301) seinem Scharfblick entgehen konnten, zumal er doch nicht allen Interesse für die Verwundeten bar war. (Schjerning a. g. D., S. 4.)

**) Knorr a. g. D., S. 84.

***) Beder, Weltgeschichte, Bd. VIII, S. 164.

†) Vergl. „Deutsche militärärztliche Zeitschrift“, Bd. 29, S. 197.

Trotz der größten väterlichen Fürsorge von Seiten des Königs blieb doch die ärztliche Hülfe, besonders nach größeren Schlachten, unzureichend, die Heilerfolge in den Lazarethen waren schlecht. Den König bekümmerte dies sehr. „Nicht kommt es bloß auf Recepte an, sondern auch auf die übrigen Anstalten, die man in der Armee macht“, so pflegte er zu sagen, und nichts habe ihn in seinem Leben mehr verdrossen, als wenn er gesehen habe, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden so übel verpflegt habe. Der große König hat gethan, was er thun konnte, aber selbst ein königlicher Wille und eine solche Titanenkraft mußte scheitern an den Verhältnissen des Zeitalters, besonders an den traurigen Kenntnissen des niedrigen ärztlichen Personals und dem ganzen Stande der Heilkunde. Es ist darum eine niederträchtige Verleumdung, die auch gebührend zurückgewiesen worden ist, daß der König bei den Feldlazarethen den Feldsheerern befohlen habe, alle diejenigen umkommen zu lassen, welche so verwundet wären, daß sie nach ihrer Herstellung keine Dienste mehr leisten könnten, um die Kosten für ihren Unterhalt zu sparen. Glaubwürdige und berechtigte Zeugen haben sich bestimmt dagegen ausgesprochen. Dessen war der Philosoph auf dem Throne nicht fähig. Bekanntlich ging der große König in seinen letzten Regierungsjahren auch damit um, das Feldsanitätswesen umzugestalten. Der Tod vereitelte die Ausführung dieser Absicht. In den nächsten Jahren hat es an gutem Willen und Abänderungsvorschlägen nicht gefehlt, allein alle die diesbezüglichen Wünsche mußten zurückgestellt werden wegen Knappheit der staatlichen Mittel. Zwar war 1787 ein neues Lazarethreglement erschienen. Die dadurch geschaffenen „beweglichen“ Lazaretheinrichtungen erwiesen sich aber als viel zu schwerfällig, als daß sie wirklich auf den Vorzug größerer Beweglichkeit hätten Anspruch machen können. So kam die Zeit der Kämpfe mit der Französischen Republik heran (1793—1795). Als die Armee nach der Champagne abrücken sollte, konnte der große Bedarf an Unterwundärzten (die früheren Feldsheerer) nicht im Entferntesten gedeckt werden. Aus Barbierstuben mußte man zusammenraffen, was sich gerade bot, Leute, bar der einfachsten Vorbildung zur Ausübung der Chirurgie, ohne jegliche Vorbereitung für die im Kriege ihnen zufallende Thätigkeit. Ein Mißerfolg des Sanitätsdienstes konnte unter solchen Verhältnissen kaum ausbleiben. Und so kam es auch. In der Schlacht von Valmy war nicht ein einziger Medizinerwagen bei der Armee, so daß die Verwundeten ohne Verband geblieben wären, wenn nicht zufällig erbeutete Französische Wagen den Bedarf an Verbandzeug und Arzneimitteln geliefert hätten.*) Nach der Schlacht pferchte man die Verwundeten in engen Scheunen zusammen, ohne Decken. Zuverlässige Chirurgen gab es nicht, die Verbände waren unzureichend, so daß Viele in kurzer Zeit starben. Die Verpflegung in den Lazarethen war schlecht, überall herrschten Unreinlich-

*) Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militär-sanitätswesens, Heft 18, herausgegeben von der Medizinalabtheilung des königlich Preussischen Kriegsministeriums.

keit und Schmutz. Die ärztliche Hülfe versagte aber vollkommen, als eine wüthende Muthrepidemie einsetzte. Trotz der schärfsten Maßregeln blieben oft viele Hunderte von Soldaten auf dem Marsche im elendesten Zustande liegen. Pferde und Wagen zum Transport derselben waren in dem ausgefogenen Lande nicht mehr aufzutreiben. Selbst die Pferde der eigenen Kavallerie fielen haufenweise, so daß die Mannschaften zur Hälfte zu Fuß gehen mußten. Muth und Typhus herrschten derartig, daß mehr als der dritte Theil des Heeres gestorben war, ehe die Truppe überhaupt in das Gefecht gekommen war. Allerdings wurde der Ausbreitung der Muth Vorschub geleistet durch äußerst ungünstige Nebenumstände. Infolge fast einen Monat anhaltenden Regens waren die Wege der Champagne geradezu grundlos geworden. Schuhe und Gamaschen der Leute blieben im Rothe stecken, das Schuhwerk faulte von den Füßen. Zelte waren nicht vorhanden oder aus so schlechtem Material, daß sie vor Regen, Wind und Kälte nicht schützten. Die aufgeweichten Wege erschwerten und verzögerten die Heranschaffung von Verpflegung und Proviant. Die Bekleidung war völlig ungenügend. Viele Soldaten standen barfuß in Reih und Glied, Alles war abgerissen, von der beständigen Nässe abgefault und — verlaust; die Kleider der Soldaten waren nur noch Lappen und Fetzen. Die Truppe befand sich in bejammernswerthem Zustande. Im polnischen Feldzuge (1794) war es nicht besser. Ungünstige Witterungsverhältnisse, schlechte Kleidung und Verpflegung, mangelhafte Unterkunft verminderte die Zahl der Dienstfähigen bald auf die Hälfte. Mit 50 000 Mann zog Preußen in das Feld. 25 000 Mann starben an Krankheiten und Seuchen dahin. Die Belagerung von Warschau mußte deshalb aufgegeben werden. Der König, selbst krank, kehrte mit der in äußerst traurigem Zustande befindlichen, nicht mehr aktionsfähigen Armee nach Berlin zurück.

Größer wie in diesen beiden Feldzügen konnte die Unzulänglichkeit des Militär-sanitätswesens nicht hervortreten. Es war ein völliger Zusammenbruch. Es galt nun vor allen Dingen, die Mängel des ungebildeten Hülfs-personals zu beseitigen. Dies konnte nur durch gründliche Reform geschehen. Schon im Frieden mußte Gelegenheit zur besseren Vorbildung für den Krieg gegeben werden und zwar nicht nur eine einseitige, auf dem Gebiete der Chirurgie, sondern auch auf dem Gebiete der Medizin, denn die Anzahl der Chirurgen, — seit 1790 führten die Feldscheerer diesen Namen, — die an dem *collogium medico-chirurgicum* studirt, sich praktisch im Charitee-krankenhausethätigt hatten und thatsächlich eine Ausbildung besaßen, wie sie in jener Zeit mancher studirte Arzt nicht hatte, war zu gering, als daß durch sie eine Hebung der Leistungen der großen Masse des Hülfs-personals sich hätte bemerkbar machen können. Dem Staate erwuchs also die Pflicht, dafür zu sorgen, daß einer größeren Anzahl von Militärchirurgen der Weg zur höheren Ausbildung frei gemacht wurde. Dies geschah im Jahre 1795 durch Gründung der „Chirurgischen Pevinière“ — in erster Linie ein Werk des unermüdblich eifrigen und zähen Generalchirurgus Goerde. — Zunächst

wurden die Stellen (50 rund) mit aus dem Rheineldzuge heimgekehrten, besonders befähigten Lazarethchirurgen besetzt, dann wurden gut begabte junge Leute von genügender Schulbildung zu einer 4 $\frac{1}{2}$ jährigen Ausbildung angenommen, die nicht nur auf allen Gebieten der Medizin und Chirurgie stattfand, sondern auch auf allgemein wissenschaftlicher Grundlage. Von da ab datirt der Wendepunkt der Geschichte des Preussischen Militär-sanitätswesens. So war die erste staatliche Anstalt in größerem Umfange gegründet, wo gleichzeitig Medizin und Chirurgie gelehrt wurden. Der Stein war damit ins Rollen gekommen; von nun ab konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, wann der Trennung zwischen Chirurgie und Medizin endgültig ein Ziel gesetzt wurde, wenn sich dieses auch noch über ein halbes Jahrhundert hinzog (siehe S. 318). Im Jahre 1811 wurde die Pevinière erweitert durch die Gründung der „Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär“, im Jahre 1818 nahm sie den Namen des „Medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts“ an, im Jahre 1895 wurde der Anstalt gelegentlich ihres 100 jährigen Stiftungsfestes die Bezeichnung „Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen“ verliehen.*)

In der Französischen Armee lagen gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts die Verhältnisse nicht besser als in Preußen. Bis zum Jahre 1793 gab es keine besonderen Einrichtungen zur Fortschaffung von Verwundeten vom Schlachtfeld nach dem nächsten Feldlazareth. Nach Larreys**) Mittheilungen hatten die Lazarethe dem Reglement zufolge sich eine Stunde hinter der Armee zu befinden. Die Verwundeten blieben auch hier auf dem Kampflage bis zum Ende des Gefechts liegen. Dann wurden sie an einem passenden Orte zusammengetragen, auf welchem sich die Krankenwagen so geschwind wie möglich einzufinden hatten. Das viele Fuhrwesen jedoch, das oft zwischen ihnen und der Armee sich befand, verzögerte meist ihre Ankunft bis auf 24, 30 Stunden und noch länger, so daß die meisten Verwundeten aus Mangel an Hülfe umkamen. Larrey schuf daher Ambulanzdivisionen. Diese, aus berittenen Ärzten und zum Theil ebenfalls berittenen Krankenträgern nebst einer Anzahl mit Lagerungseinrichtungen versehenen und mit Labe-, Nahrungs- und Verbandmitteln ausgerüsteten Krankentransportwagen bestehend, sollten die Verwundeten auf dem Schlachtfelde aufnehmen und sie nach dem ersten Verband in die Hospitäler der ersten Linie bringen. Sie sollten den schnellsten Bewegungen der Avantgarde folgen, sich in viele Theile auflösen, da jeder Arzt beritten war, einen Wagen, einen berittenen Krankenträger und die nöthigen Verbandmittel mit sich nehmen konnte, um gleich auf

*) Näheres vergl. Schidert, Geschichte der militärärztlichen Bildungsanstalten zu Berlin, 1895, und Schjerner, Erinnerungsblätter zur 100 jährigen Stiftungsfeier des medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts. Deutsche medizinische Wochenschrift, 1895, Nr. 49.

**) Larrey, Medizinisch-chirurgische Denkwürdigkeiten aus seinen Feldzügen. Uebersetzt von Robbi. Leipzig 1813 und 1819.

dem Schlachtfelde Hilfe zu leisten. Jede Truppendivision erhielt eine solche Ambulanzdivision, auch „Fliegendes Lazareth“ genannt. Larrey ist nicht wenig stolz auf seine Einrichtung. Er behauptet, sie habe sich sowohl in den Sandwüsten Aegyptens und Syriens bewährt, wie auch auf den Schneegebirgen Rußlands, ja selbst im Polnischen Feldzuge (1807) bei völlig grundlosen Wegen. Er rühmt dieser Einrichtung nach, daß z. B. nach der Schlacht bei Abukir (25. 7. 1799) nicht ein einziger der 800 Verwundeten eine Viertelstunde lang ohne Verband geblieben sei. Ein unvergängliches Verdienst aber hat sich Larrey um das Feldsanitätswesen dadurch erworben, daß er zur Vermeidung der aus Anhäufung von Verwundeten in der Nähe des Schlachtfeldes entstehenden Gefahren schon weitgehende Krankenzerstreuung übte. So wurden von ihm z. B. von St. Jean d'Acres durch die Wüste auf Kameelen Verwundete 80 Stunden weit transportirt, ebenso von Eylau nach Inowraclaw (55 Stunden). Auch bediente er sich schon sogenannter Hospitalschiffe, auf welchen er Verwundete von Alexandrien nach Marseille überführen ließ. Ebenso war der Französische Armeefeldchirurg Percy auch auf schnelle Versorgung der Verwundeten in der Gefechtslinie bedacht. Fast gleichzeitig mit Larrey führte er eigenthümlich konstruirte, niedrige, langgebaute Wagen (die sogen. Wurfs) ein, auf welchen in reitender Stellung Aerzte und Krankenwärter bis in die erste Linie befördert werden sollten. Gleichzeitig führten sie Verbandmittel mit sich. Diese Einrichtung konnte sich jedoch gegen die „Fliegenden Lazarethe“ Larreys nicht halten, da die Wagen wohl Aerzte und Hilfsmittel an die Verwundeten heranbringen konnten, aber nicht die Möglichkeit boten, solche vom Schlachtfelde zurückzuführen. Einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete des schnellen Verwundetentransports schuf Percy aber durch Einführung seiner Krankenträgerbataillone, welchen ungefähr die Aufgabe unserer heutigen Krankenträger zufiel. Im Verein mit den Larreyschen Transportwagen haben sie der Französischen Armee bis über 1815 hinaus ganz vorzügliche Dienste geleistet und sind geradezu vorbildlich für andere Nationen geworden. Des verdienst- und segensvollen Wirkens dieser beiden hervorragenden Männer*) darf selbst bei einer Sanitätsgeschichte in Umrissen nicht vergessen werden.

*) Unvergessen hat Larrey seinen Namen in die Tafeln der Sanitätsgeschichte eingetragen: in allen Feldzügen und Schlachten Napoleons I. operirte er persönlich, im Kugelregen der Schlachten, im Samum Aegyptens, auf den Eisfeldern Rußlands, wo Niemand vor steifen Fingern das Messer zu führen vermochte. In Anerkennung seiner unermesslichen Verdienste erhielt er bei Abukir den Degen des schwerverwundeten Generals Fugiere, eigenhändig schmückte ihn sein Kaiser auf dem Schlachtfelde von Austerlitz mit dem Großkreuze der Ehrenlegion und ernannte ihn in der Schlacht bei Wagram zum Reichsbaron. In dem grauenvollen Gedränge beim Uebergang der fliehenden Truppen über die Berefsina, beim entsetzlichen Zusammenbruch der Brücke, in einem Moment, wo jede Subordination, alle Bande der Freundschaft gelöst waren, in dem Gewirre, wo selbst Marschälle und Generale rücksichtslos erdrückt und niedergetreten wurden, bahnte ihm der Zauber seines allbekannten Namens den Weg über die Brücke. Von Schulter zu Schulter gehoben, erreichte er das rettende jenseitige Ufer. Bei Waterloo wurde er von Preussischen

In England war man auf dem Gebiete der Sanitätspflege weniger thätig gewesen. Nach E. Richter (a. g. D.) besaßen die Engländer bis über 1815 hinaus weder ein besonderes Krankenträgerkorps, noch militärische Krankenwärter, weder ein ausreichend organisiertes Feldspital- noch Transportwesen, noch besonders konstruirte Wagen für chirurgische oder Medikamentenapparate. Nach der Schlacht bei Waterloo dauerte es mehrere Tage, ehe die Verwundeten vom Schlachtfelde aufgehoben waren. Der Opfer der blutigen Schlachten am 16. und 18. Juni 1815 nahmen die Niederländer sich an; um sie hat sich der Generalinspekteur der Gesundheitspflege der Niederländischen Armee, Brugmanns, unvergängliche Verdienste erworben. Die Zahl der Verwundeten, denen er am Tage von Belle-Alliance Hülfe und Rettung brachte, wird auf 20 000 angegeben. Den größten Theil der Verwundeten hatte man nach Brüssel gebracht. Infolgedessen entstand hier ein bedenklicher Nothstand. Schwerverwundete aller Nationen erfüllten nicht nur die Militärhospitäler, Kirchen und öffentlichen Gebäude, sondern lagen auch auf den Straßen umher, obwohl sehr viele Einwohner von Brüssel ihre Häuser zur Aufnahme der Unglücklichen geöffnet hatten. Durch das hochherzige Benehmen der Niederländer, die sich ohne Ansehen der Nationalität der Verwundeten annahmen, sind Viele gerettet worden.

Wir kehren nach Preußen zurück.

Infolge der fortwährenden Rücksichtslosigkeiten Kaiser Napoleons sah sich Preußen 1806 wiederum genöthigt, zu den Waffen zu greifen. Das alte Feldlazarethreglement von 1787 war unverändert in Geltung geblieben. Auch in diesem Feldzuge stellte es sich wiederum heraus, daß das Lazarethwesen der beweglicher gewordenen Kriegführung nicht mehr entsprach. So kam es denn, daß in der Schlacht bei Jena, an dem verhängnißvollen 14. Oktober, den ganzen Tag über kein Preussisches Feldlazareth vorhanden war. Das bis Kölleda bei Auerstädt von Mursinna herangeführte mußte, als der Strom der Flüchtenden dahin zurückfluthete, schleunigst den Rückzug antreten, um nicht in Feindeshand zu fallen. Tausende von Verwundeten deckten das Schlachtfeld, an ärztlicher Hülfe gebrach es überall. Nach der Schlacht hatte der König, damit für die Verwundeten gesorgt und die Todten begraben werden könnten, einen zwölfstündigen Waffenstillstand vorgeschlagen. Dieser wurde jedoch von den Franzosen abgelehnt, und fliehende und verfolgende Reiterchaaren sprengten rücksichtslos über die Verwundeten hinweg. Die aber den zermalmenden Hufen der Hölle entgangen waren, mußten in ihren eng

Manen überfallen, mit dem Degen in der Hand warf er sich ihnen entgegen, Blücher, dessen Sohn er das Leben gerettet, setzte den Gefangenen in Freiheit. Nur einer steht ihm würdig zur Seite. Das ist der „große Soldatenspieger“, der Generalchirurgus der Preussischen Armee, Goerde. Darum hat man auch Larrey den „Goerde der Französischen Armee“ genannt.

anliegenden Beinleidern,*) ohne wärmenden Mantel — eben noch so wie zu Fridericianischen Zeiten — auf der kalten Erde liegen bleiben, bis der Gegner sich ihrer erbarmte. Dies dürfte aber nicht zu früh der Fall gewesen sein, da Larrey berichtet, daß es auch auf Französischer Seite viele Schwerkessirte gegeben habe, die erst einige Zeit nachher verbunden worden seien, da das Lazareth noch zurück gewesen und eine Menge der Wundärzte mit den Leichtkessirten, die noch marschiren konnten, während des ersten Tages beschäftigt gewesen seien. Die Qualen der Hilflosigkeit wurden für die Verwundeten aber noch um so schlimmer, als dazu diejenigen des Hungers traten, denn schon Tage vor der Schlacht versagte die Verpflegung, so daß die Soldaten sich von rohen Kartoffeln und Rüben aus den Feldern nähren mußten. Auch nach der blutigen Schlacht bei Preußisch-Eylau (8. 2. 1807) traten in Königsberg, wohin man binnen drei Tagen an die 18 000 verwundete Preußen, Franzosen und Russen gebracht hatte, Zustände der größten Verwirrung und Kopflosigkeit ein, die erst durch ein energisches Eingreifen namentlich seitens des Generalchirurgus Goerde gehoben wurden.

Neue Zeiten waren heraufgezogen. Die alte Fridericianische Schule, welche einst ganz Europa gemeistert hatte, war der völlig umgeänderten Französischen Kriegführung nicht mehr gewachsen. Nach dem unseligen Tilsiter Frieden (9. 7. 1807) schritt Preußen daher zu einer Reorganisation seines ganzen Heerwesens. Hand in Hand damit ging die Umänderung auch auf dem Gebiete des Heeres-sanitätswesens. Nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedensvertrages durfte Preußen nicht mehr als 42 000 Mann unter den Waffen halten. Die ganze Armee bestand nur aus sechs Brigaden. Dementsprechend wurden unter der Annahme, daß mindestens der zehnte Mann Gegenstand der Lazarethpflege sein würde, sechs fliegende Feldlazarethe — jedes zur Versorgung von 200 Kranken bestimmt — und drei Hauptlazarethe — jedes zur Aufnahme von 1200 Kranken — aufgestellt (1809). Dies blieb der Bestand bis zum Jahre 1812. Dem Yorkschen Hülfskorps, welches Preußen in diesem Jahre zur Französischen Armee nach Rußland stellen mußte (20 000 Mann), wurden 3 fliegende und 1½ Hauptlazarethe mitgegeben. Sie haben, obwohl nicht unbeträchtliche Mengen von Polen, Bayern und Franzosen diesem Korps zugetheilt wurden, den Anforderungen entsprochen, obwohl diese Probe nicht als vollgiltig nach Art der Betheiligung des Yorkschen Hülfskorps am Kampfe angesehen werden konnte. Die Reorganisation hatte aber kein besonderes Krankenträgerpersonal geschaffen, wie es bereits in der Französischen Armee eingeführt war (s. o.). Ebenso, wie in früheren Zeiten, waren die Verwundeten der Hülfe der fechtenden Kameraden überlassen, von welchen sie, nachdem sie von den Militärchirurgen auf dem

*) Vor dem Ausrücken zu dem unglücklichen Herbstfeldzuge waren zufolge Verordnung überall im Lande Sammlungen angestellt worden, um für die Armee Tuch zu Mänteln und Ueberziehhosen für den Winter anzuschaffen. Infolge Langsamkeit des Geschäftsganges aber waren die Vorräthe in den Magazinen liegen geblieben.

Schlachtfelde den ersten Verband erhalten hatten, aus dem Schlachtingewühl selbst herausgetragen wurden. Dann aber mußten sie wegen Mangels an Transportmitteln oft lange liegen bleiben, denn die leichten Feldlazarethe hatten überhaupt keine Krankentransportwagen, die Hauptfeldlazarethe nur je einen. Man war allgemein auf requirirte einfache Bauernwagen angewiesen, die die Verwundeten vom Schlachtfelde in die fliegenden Feldlazarethe überführten. Zwar waren im Jahre 1795 für die ganze Preussische Armee zwölf besondere Krankentransportwagen angeschafft worden. Da diese aber sehr theuer und die Mittel des Staates erschöpft waren, so konnten sie nicht nur nicht vermehrt, sondern beim Abgängigwerden nicht einmal ersetzt werden. Im Feldzuge 1813 waren nur noch drei übrig. Das waren große Mängel, die namentlich in dem letztgenannten Jahre schwer empfunden wurden. Auf Anregung des Prinzen August von Preußen erfolgte daher durch Kabinetts-Ordre im Januar 1814 die Errichtung besonderer Transport-, der sogenannten Belitenkompagnien, je eine für jede Brigade, die außer dem für die aktive Armee bestimmten Etat stets komplett gehalten werden sollten. Diese Anordnung kam indessen nicht zur vollständigen Ausführung. Die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres drängten ihrem Ende zu und fanden ihren Abschluß durch den Einzug der Verbündeten in Paris (31. 3. 1814), so daß unter dem 22. Juli 1814 die Auflösung dieser Kompagnien befohlen wurde. Erst 40 Jahre später (s. u.) sollten sie als bleibende Einrichtung wieder in das Leben gerufen werden.

Knüpfen wir an die kriegerischen Ereignisse wieder an, so bietet sich zunächst das Jahr 1812 zur Betrachtung dar.*) Nach ihrem Uebergange über den Niemen zählte die „Große Armee“ über 600 000 Mann. Auf dem Russischen Ufer wurde Heerschau gehalten. Eine stolze Armee, wie sie schöner die Sonne nie geschaut hatte! Bald aber sollte dieses sich ändern. Schon auf dem Vormarsche nach Moskau erkrankten infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse, fortwährender Bivouaks und mangelhafter Ernährung Tausende. An die Fersen der Armee hefteten sich Typhus und Ruhr. Der Abgang an Verwundeten war beträchtlich. Nach der Schlacht bei Witebsk ging die Verbandleinwand aus; das Leinenzeug der Soldaten, die Hemden der Aerzte mußten zu Verbandzwecken verwendet werden. In der mörderischen Schlacht bei Smolensk (17. 8. 1812) stand es um die armen Verwundeten noch schlechter. Leinwand war überhaupt nicht mehr aufzutreiben; an Stelle derselben mußte Papier aus einer großen Papierfabrik benutzt werden, die Fasern und Röhren der Birken dienten als Charpie. Stroh zur Bereitung von Lagern war nicht mehr aufzutreiben; die Verpflegung versagte vollständig, so daß man große Schwierigkeiten hatte, für die Kranken und Verwundeten die erforderlichen Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Es mangelte an Aerzten, da

*) Vergl. Larrey, a. g. D. und Lemarzurier, Medizinische Geschichte des Russischen Feldzuges.

viele bei den Verwundeten aus den Gefechten früherer Tage und bei den vielen Kranken zurückbleiben mußten. Am 7. September 1812 fand die Schlacht bei Borodino statt, eine der mörderischsten Schlachten der Napoleonischen Kriege. Mit ungeheurer Tapferkeit und Todesverachtung wurde gekämpft. Gegen 90 000 Tode und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Das Mißverhältniß zwischen dem Hülfbedarfe und der wirklichen Hülfleistung stieg auf das Höchste. Es fehlte an Allem. Und dies Alles noch auf dem Vormarsche einer siegreichen Armee. Unter großen Entbehrungen und Verlusten wurde am 14. September Moskau erreicht. Das Hauptheer war bereits auf 95 000 Mann zusammengeschmolzen. Aber auch hier sollte die hart mitgenommene Truppe keine Ruhe finden. Die „heilige“ Stadt wurde zur Rettung Rußlands geopfert und ging in Flammen auf. Die Truppe wurde ihrer Winterquartiere beraubt. Nach fünfwöchigem Aufenthalt mußte am 19. Oktober der Rückzug angetreten werden. An Verwundeten und Kranken wurde mitgenommen, was man nur mitschleppen konnte. Napoleon selbst hatte dafür ein warmes Interesse und stellte die sämmtlichen Kaiserlichen Fahrzeuge den Ambulanzen zur Verfügung.*) Leider ohne Erfolg. Die verhungerten Pferde stürzten jeden Augenblick zusammen, auf den spiegelglatt gefrorenen Straßen konnten die Fahrzeuge nicht fortkommen, und mancher mit Verwundeten beladene Wagen mag auf einsamer Landstraße stehen geblieben sein. Von Tag zu Tag mehrten sich der Jammer und das Elend. Die Leiden der schlecht gekleideten und hungernden Soldaten sind der Ausdruck des gräßlichen Kriegselendes. Am 26. November wurde die Beresina erreicht. Unzählige Menschen gingen bei dem eingetretenen Brückenbruch zu Grunde. Die vielen auf dem linken Ufer befindlichen Verwundeten und Kranken kamen, als beim Nahen der Russen die Brücken angezündet wurden, in Fluthen und Flammen um. Aufgelöst waren die Bande der Disziplin, die Menschen waren zu wilden Thieren geworden, der Stärkere warf den Schwächeren nieder. Alles bot das schauerhafte Schauspiel menschlicher Entartung, wie es die Geschichte civilisirter Nationen noch niemals erlebt hatte. Von 70 000 Franzosen kamen kaum 40 000 an das jenseitige Ufer, und von diesen starb ein großer Theil in nächsten Tagen. Aber noch war das Ende des Elends nicht erreicht. Zwischen der Beresina und der Preussischen Grenze lag noch ein langer Weg. Die Kälte stieg auf 25 Grad. Binnen fünf Tagen erfroren 1500 Menschen. Die Marschstraßen waren mit eisfarren

*) Es bleibt ein unerklärlicher Widerspruch im Charakter Napoleons, daß derselbe Mann, der hier seine Fahrzeuge zur Verfügung stellte, der, — wie Larrey berichtet — in den Sandwüsten Aegyptens und Syriens zum Transport der Verwundeten sämmtliche Pferde des Generalstabes, selbst die eigenen nicht ausgenommen, hergab und tagelang zu Fuß ging, der schließlich sich nicht scheute, die mit Pestkranken überfüllten Lazarethe zu besuchen, daß derselbe Mann nach der Schlacht bei Lützen mit seinem gesammten Troß im gestreckten Galopp über das Schlachtfeld fuhr und ohne Erbarmen Französische Verwundete und Pferde zermalmte.

Leichen bedeckt, die Bivaks mit Todten und Sterbenden. Von glaubwürdigen Zeugen wird berichtet,*) daß Leute mit schwarz abgefrorenen Ohren, Nasen und Fingern keine Seltenheit gewesen wären, bei Berührung hätten die erfrorenen Theile denselben Ton gegeben, als wenn man Holz gegen Holz schlug. Schauerhafte Bilder menschlichen Elends! Was nicht Krankheit und Kälte hinraffte, wurde in den Waldungen von fanatischen Bauern wie die wilden Thiere mit Knüppeln todtgeschlagen, ein reines Hez- und Treibjagen auf Menschen. Tausende fielen den schwärmenden Kosaken zum Opfer, die Schlittengeschütze der Russen mähten ganze Bataillone nieder. Man hoffte auf Wilna. Aber wie sehr täuschte man sich. Gleichzeitig fast mit den Fliehenden drang der verfolgende Feind ein. In den Lazarethen herrschte das grauigste Elend. Die Todtenlisten der Stadt Wilna**) reden eine deutliche Sprache. Gegen 25 000 Feindesleichen sind in Rußland verscharrt oder verbrannt worden, gegen 200 000 Gefangene wurden gemacht. Von der so stolzen „Großen Armee“ war nur noch ein kleiner Rest übrig geblieben, waffenlose Jammergestalten, gebrochen an Geist und Körper, den Keim des Todes in sich tragend.

Am 17. März 1813 erließ Friedrich Wilhelm III. den Aufruf „An mein Volk“ und forderte zum letzten Entscheidungskampfe gegen den Weltbezwinger auf. Er rief, und Alle kamen, das Volk stand auf, der Sturm brach los. Am gleichen Tage erschien die Verordnung über die Errichtung der Landwehr und des Landsturms. Die bisherige Armee hatte sich um das Vierfache vergrößert. Für ein Heer von fast 280 000 Mann war ein Mehrbedarf von über 2000 Chirurgen erforderlich! Da die Pepinière und Akademie bei den ihnen gezogenen Grenzen denselben nicht decken konnten, konnten vorläufig Kompagnien und Regimente nur auf das Dürftigste mit ärztlichem Personal ausgestattet werden. Man sah sich daher genöthigt in sämmtlichen größeren Zeitungen der Monarchie einen Aufruf zur Gewinnung der erforderlichen Aerzte und Wundärzte zu erlassen und besonders darauf hinzuweisen, daß die als Arzt bei der Truppe zu leistenden Dienste selbst an Allerhöchster Stelle „für ebenso ersprißlich und ehrenvoll anerkannt würden, als die der aktiven Krieger selbst“, da viele junge Aerzte es vorzogen, zu den Fahnen zu eilen, als sich auf dem Gebiete der Heil- und Krankenpflege zu betheiligen. Solchen, die noch nicht die genügende Qualifikation zur sofortigen Anstellung im Heere hatten, wurde unentgeltliche Ausbildung an den Hochschulen und medizinisch-chirurgischen Lehranstalten gewährt. Bei der großen Zahl des erforderlichen ärztlichen Personals war naturgemäß an eine strenge Auswahl, trotz formell stattfindender Prüfung, nicht zu denken.***) L. Richter berichtet,

*) Vergl. Militär-Wochenblatt 1901. Aufzeichnungen aus dem Russischen Feldzuge 1812.

**) Vergl. Lemarzurier, a. g. D.

***) Vergl. Schidert, a. g. D., S. 107.

daß die Barbierstuben und Hörsäle rein ausgeplündert gewesen seien, und daß schließlich ein 14 tägiger Unterricht über Verbandgegenstände, Salben und Pflaster genügt habe, um eine Anstellung als Lazarethchirurg zu erhalten. *) So mußte, durch die Verhältnisse gezwungen, der Staat das Wohl und Wehe seiner Verwundeten wiederum unerfahrenen und recht unberufenen Händen anvertrauen. Wer weiß, ob nicht dieselben traurigen Erfahrungen, wie im Rhein-Feldzuge gemacht worden wären, wenn nicht der thatkräftige und unermüdete Goerde überall zur Hand gewesen wäre, die ärztlichen Hülfskräfte vortheilhaft gruppiert hätte und mit aller Macht und Umsicht den großen Mängeln entgegengetreten wäre. Auf diese Weise wurde Manches gut gemacht und ausgeglichen! Allein dies war nicht möglich bezüglich der erforderlichen Feldsanitätsanstalten. Soweit die erschöpften Staatsmittel es gestatteten, waren die fliegenden Feldlazarethe auf neun vermehrt, auch nach Möglichkeit mit ärztlichem Personal ausgestattet worden. Was wollte dieses aber besagen, nachdem die Preussische Armee — wie gesagt — auf fast 300 000 Mann angewachsen war und die verbündeten Russen keine Lazarethe mit sich führten! Diese standen in keinem Verhältniß zur Truppenmenge, außerdem waren sie noch immer zu schwerfällig, um den Truppen überall hin leicht folgen zu können. Die erste Hülfe war daher auf die kätgliche Zahl der Truppenärzte gestellt, denen häufig noch sogar der Medizintarren fehlte. Bei einer derartigen Sachlage, der der Staat nach Möglichkeit und mit allen Kräften abzuhelfen gesucht hatte, kann es nicht Wunder nehmen, wenn in der großen Völkerschlacht bei Leipzig zunächst nur ein fliegendes Preussisches Feldlazareth zur Stelle war und wenn hier die größte Hülfslosigkeit zu Tage trat. Man muß nur bedenken, daß 25 000 Angehörige der verbündeten Armeen und 30 000 der Französischen die Wahlstatt deckten. Die Verluste waren ganz enorm, das Nordische Korps verlor binnen drei Stunden 25 pCt., das Kleistsche in zwei Tagen 33 pCt. seines Bestandes. 23 000 Verwundete und Kranke aus früheren Schlachten lagen in den Lazarethten Leipzigs und der Umgegend.

Beweinenswerth, so berichtet der Frhr. v. Stein,**) war das Loos so vieler Tausend Verwundeter, die noch lebensfähig, auf der meilenweiten Wahlstatt umherlagen, mit Todten und Sterbenden, Freund und Feind vermengt, nach Hülfe jammerten und keine fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst, dem Froste der kalten Octobernächte. Reil berichtet,***) daß noch sieben Tage nach der Schlacht Verwundete eingebracht worden seien. Und wie fand dieses Einbringen statt? Zum Theil auf Schubkarren, wie die Kälber, ohne Strohlager wurden sie transportirt, mit herunterhängenden, zerstoßenen Gliedern. In Leipzig selbst lagen sie, in dumpfen Spelunken dicht gedrängt, wie die

*) Siehe Knorr a. g. D., S. 107. — **) Ebenda S. 109. — ***) Ebenda S. 111.

Seringe in der Tonne, unverbunden in ihren blutigen Kleidern, wie man sie gerade aus der Schlacht getragen hatte, ohne jede ärztliche Hülfe tagelang umher. Es fehlte an Verbandmitteln. Aus groben Salzfüden mußten Binden geschnitten werden, die infolge ihres Salzgehaltes die Haut anfraßen und unfägliche Schmerzen bereiteten. Die verletzten Glieder trieben auf, verfielen dem Brande, Trismus und Tetanus herrschten in ganz erschreckender Weise. Reil forderte schleunige Hülfe, da an jeder hier veräumten Minute eine Blutschuld klebe. Mehrere Hundert Verwundete kamen in den Flammen von Probstheida um, welches die abziehenden Franzosen, ohne daß diese Gebäude ihnen den geringsten Nachtheil gebracht hätten, anzündeten. Als Kleist vor das brennende Dorf rückte, hörte er das klägliche Jammergeschrei der Verwundeten, die sich rings von Flammen umgeben sahen. Nur wenige konnten gerettet werden. Fast drei Wochen dauerte die Abräumung des ausgebreiteten Schlachtfeldes; noch im Jahre 1814 fand man in Gehölzen und Gebüsch die Leichen der ohne ärztliche Hülfe Verkommenen.

Fast war es jährlich nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris geworden, als der gefangene Fränkische Caesar auf den Boden Frankreichs zurückkehrte. Die Kunde traf Alle völlig überraschend und unvorbereitet. Die Truppen waren zum Theil aus Frankreich zurückgezogen oder befanden sich auf dem Rückmarsche, so daß ihnen durch entgegengesandte Couriere Halt geboten werden mußte. Die meisten Feldlazarethe waren demobilisirt, ihr Personal bereits entlassen, und ehe man diese wieder heranziehen konnte, fanden bereits die blutigen Schlachten bei Ligny, Quatre-Bras und Belle-Alliance statt. Dies war der hauptsächlichste Grund, warum in diesen Schlachten zunächst keine Preussischen Feldlazarethe vorhanden waren. Immerhin gestaltete sich aber das Schicksal der Verwundeten gegen die Vorjahre besser, einmal durch das erwähnte hochherzige Eingreifen der Holländer unter Brugmanns Leitung, dann aber auch deshalb, weil die Truppenärzte, welchen der Hauptantheil an der ersten Hülfe zufiel, größere Umsicht und Erfahrung während der Kriegszeit sich angeeignet hatten. So berichtet Rüst,*) daß er am Tage nach der Schlacht bei Ligny keine andere Spur von dieser mörderischen Schlacht bemerkt habe, als auf der Straße zwischen Lüttich und Huy mehrere Hunderte von Verwundeten, die aber sämmtlich verbunden gewesen seien und mit den erforderlichen Transportmitteln versehen waren, um nach Lüttich in das dort etablirte Preussische Hauptfeldlazareth abzugehen. Theilweise hatte man durch begetriebene Bauernwagen und beritten gemachte Aerzte die fliegenden Feldlazarethe ersetzt und derartig thatkräftig gewirkt, daß nach Rüst (a. g. D.) nicht ein Mann auch nur eine Stunde, geschweige denn tagelang auf dem Kampfplatze liegen geblieben sei. Dies hat auch Allerhöchste Anerkennung gefunden. Der König sprach sich sehr lobend über „das gute

*) Heft 18 der Veröffentlichungen aus dem Militär-sanitätswesen.

Benehmen und die Verdienstlichkeit der Militärchirurgen der Armee“ aus. *) Auch Blücher hat sich anerkennend über die Leistungen der Militärärzte ausgesprochen. **)

Was die Französische Armee um diese Zeit betrifft, so war es um ihr Sanitätswesen schlecht bestellt. Durch besonderes Gesetz hatte man die Heeres-sanität der Intendantur unterstellt. Daraus entwickelten sich derartige Reibungen und Schwierigkeiten für das ärztliche Personal, daß junge, wissenschaftlich gebildete Männer es überhaupt verschmähten, sich dem Heeres-sanitätsdienst zu widmen. Da man aber doch Ärzte für die Armee haben mußte, so verfiel man auf den Ausweg durch aus der Truppe entnommene, Lust und Anlage zum Heildienst habende gemeine Soldaten, die man, so gut es ging, ausbilden ließ, das Sanitätskorps zu ergänzen, und schuf dadurch ein durchaus minderwertiges Hülfspersonal. Wissenschaftlich untüchtig und bar jeder edleren Humanitätsregung — wenigstens was den Durchschnitt anbetrifft — hat es viel Unheil angerichtet. Unreinlichkeit herrschte in den Französischen Lazarethen, die Hygiene wurde völlig vernachlässigt, überall empörende hartherzige Gleichgültigkeit nicht nur dem verwundeten Feinde gegenüber, sondern auch bezüglich der eigenen Landsleute. Es wird berichtet, daß die Lieblosigkeit so groß war, daß die Verwundeten es vorzogen, lieber in einem Winkel eines beliebigen Hauses, oder auf der Gasse zu sterben, als in einem Lazareth. (Vergl. Knorr a. g. D.) Die Verwundetentransporte aus damaliger Zeit leisteten an Herz- und Gewissenlosigkeit das Unglaublichste. Die Hauptschuld an dieser Unmenschlichkeit wird — nach Französischen Quellen — dem Generalintendanten Daru beigemessen, der aus übel verstandener Sparsamkeit wenigstens den dritten Theil der Armee hingeopfert habe. Wäre man von seiner Ehrlichkeit nicht fest überzeugt gewesen — so sagt der Berichterstatter — so hätte man meinen müssen, er stände mit dem Feinde im Einverständnisse. Unter einer derartigen Verwahrlosung des Truppensanitäts- und Lazarethdienstes griffen die Kriegsfeuchen in der Französischen Armee in gräßlichster Weise um sich. Die höchste Höhe erreichten diese traurigen Verhältnisse durch den Rückzug nach der Leipziger Schlacht. Die Geschichte hat dieser Armee bekanntlich den Namen der „Nervenfieberarmee“ gegeben. ***) Die Verluste der Französischen Armee durch Verwundungen und Krankheit waren derartig, daß sie ungefähr das gleiche Ergebnis hatten, wie im Jahre 1812. Zu einem unbeschreiblichen Elend kam es in Mainz. †)

*) Vergl. Schjernerling a. g. D., S. 13.

**) Siehe in Schjernerling a. g. D. „Blücher hob nicht nur die Geschicklichkeit der Preussischen Militärärzte, sondern auch ihre gefühlvolle Theilnahme den Verwundeten und Kranken gegenüber hervor.“

***) Vergl. Beders Weltgeschichte, Bd. X, S. 55.

†) Gurlt, Zur Geschichte der freiwilligen und internationalen Krankenpflege im Kriege, S. 838.

Hier kamen Anfang November 1813 die Trümmer der Französischen Armee an. Bald waren alle öffentlichen und privaten Bauten belegt und überfüllt. 96 Stunden lang sah man die Straßen mit Sterbenden angefüllt; Verwundete kamen noch aus der Leipziger Schlacht an, die seit derselben nicht mehr verbunden worden waren. Von hier aus verbreitete sich die Seuche über einen beträchtlichen Theil von Frankreich und richtete furchtbare Verwüstungen an.

In Preußen ließ die Sorge um Hebung des durch die langen Kriegsjahre erschöpften und völlig ausgezogenen Landes den Gedanken an eine Verbesserung der Feldsanitätspflege zunächst zurücktreten. Ein strenger Haushalt war nöthig, um die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen. So verblaßte allmählich die Erinnerung an die bösen Tage von Jena und Leipzig und zwar um so mehr, je länger es dauerte, ehe kriegerische Ereignisse an das Einlösen der alten Schuld mahnten. Selbst der erneut (1830) wieder gemachte Vorschlag zur Errichtung von besonderen Sanitätskompagnien mußte wegen dringlicherer anderer Leistungen wiederum als unerfüllbar bezeichnet werden.*) Die Juli-Revolution in Frankreich beschleunigte die bezüglich Erlasses eines neuen Feldlazareth-Reglements bereits im Gange befindlichen Arbeiten. So erschien im Jahre 1834 das neue Feldlazareth-Reglement, welches in vieler Beziehung einen wesentlichen Fortschritt brachte. Jedes Armeekorps erhielt drei leichte und drei schwere Feldlazarethe. Die ersteren hatten im Kriegsfall sich an die Divisionen anzuschließen, die letzteren dem Armeekorps zu folgen. Das leichte Feldlazareth zerfiel in eine „fahrende Abtheilung“ und ein „Depot“. Erstere sollte unmittelbar auf dem Schlachtfelde thätig sein, letzteres sich in der Nähe einrichten und die Verwundeten vorübergehend bis zur Ankunft eines schweren Feldlazareths behandeln. 1844 wurden die drei schweren Feldlazarethe in ein Hauptfeldlazareth (mit drei Abtheilungen) vereinigt. Wiederum hatte man aber, obwohl es doch vom rein militärischen Standpunkte nahe lag, die Schwächung der Linien durch Abgabe von Kampffähigen zum Transporte der Verwundeten zu vermeiden, kein besonderes Personal für den Verwundetentransport aus der Gefechtslinie vorgesehen, und wie früher mußte dieser durch Laien, völlig unsachgemäß, besorgt werden. Mit diesem Reglement sind wir 1848 nach den Elb-Herzogthümern gezogen. Richter (a. g. D.) berichtet, daß der gesammten Division nur sechs Tragen zur Verfügung gestanden hätten, die noch dazu von den meist nicht abkömmlichen, aus dem Civil engagirten Wärtern der Feldlazarethe bedient wurden. Ursprünglich hatte man dem Preussischen Korps überhaupt keine Feldlazarethe mitgegeben, die Noth machte jedoch die Absendung von zwei Feldlazarethen für die in den verschiedenen Städten etablirten Lazaretheinrichtungen erforderlich. Da an denselben Behörden, Privatpersonen und Aerzte sich überaus

*) Zur besseren Heranbildung von Wundärzten waren 1822 in verschiedenen Orten Chirurgen Schulen gegründet worden.

rege betheiligten, so konnten weitere Vorkehrungen entbehrlich werden. Hier hat sich namentlich Strohmeier unvergängliche Verdienste erworben.*) Auch für den Feldzug in Baden (1849) wurde ein Feldlazareth erst organisiert, als die Truppen bereits in die Pfalz eingerückt waren.

Auch die eigentliche Schleswig-Holsteinische Armee**) hatte kein besonderes Krankenträgerkorps. Bei jeder Kompagnie befand sich ein Bandagen-träger, der zugleich Diener des Arztes und ausgebildet war im Anlegen des ersten Verbandes. Jede Kompagnie hatte zwei Tragen, die von Leuten aus der Front bedient wurden. Offizierburschen und Spielleute mußten beim Verbinden mit thätig sein. In Gefechten wurde in einiger Entfernung hinter jeder Brigade ein Verbandplatz angelegt; auch waren in der Nähe des Gefechtsfeldes beigetriebene Bauernwagen bereitgestellt, die den Transport nach dem Verbandplatz zu vermitteln hatten. Von hier wurden die Verwundeten nach den nächsten stehenden Lazarethen übergeführt. Besondere Lazaretheinrichtungen in unmittelbarer Nähe der Truppen gab es überhaupt nicht, da die stehenden Lazarethe an den großen Eisenbahnlinien und so im Lande vertheilt waren, daß immer ein solches in der Nähe vorhanden war. Die eigenthümlichen Verhältnisse des kleinen Krieges brachten es — ähnlich wie im Feldzuge 1864 — mit sich, daß diese Sanitätseinrichtungen nicht nur genügten, sondern sogar den Ruf ganz besonderer Vorzüglichkeit genossen, so daß sie geradezu von anderen Staaten als muster gültig angesehen wurden. Zum Studium derselben wurden Fachleute nach Schleswig-Holstein entsendet, wie z. B. Grismann von der Schweizer Regierung, dessen Veröffentlichungen diese Notizen entnommen sind.

Zur selbigen Zeit hatte Oesterreich in Oberitalien harte Kämpfe zu bestehen. Mailand erhob sich, und nach mehrtägigem grausamen Straßenkampfe mußte sich die Oesterreichische Armee nach Verona zurückziehen. Das ganze Sanitätsmaterial ging verloren oder wurde von dem Pöbel verbrannt! Traurig war das Loos der Militärärzte, die, vereinzelt gefangen genommen, der Volkswuth ausgesetzt waren. Als die Armee sich wieder sammelte, fehlte es an Allem, an Material, wie Personal. Nach der Schlacht von Novara (23. 3. 1849) gingen 5000 Verwundete der ärztlichen Hilfe zu. Nur mit größter persönlicher Aufopferung konnte ihnen diese zu Theil werden, da alle Piemontesischen Aerzte mit der geschlagenen Armee zurückgezogen waren. In Brescia, wo ein Oesterreichisches Feldspital sich befand, kam es zu einem wüthenden Volksaufstand. Pöbelhaufen belagerten Tag und Nacht das Lazareth, drangen schließlich in wilden Rotten ein, den Aerzten und Kranken mit martervollen Todesarten drohend. Typhus, Cholera und bössartige Fieber befielen

*) Im Gefechte zu Schleswig (23. 4. 1848) machte Langenbeck die ersten Gelenkresektionen wegen Schußverletzungen.

**) Grismann, Armee und Militär-sanitätswesen der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Bern 1881.

die Armee. Allein die Belagerung Venedigs kostete dem Belagerer etwa 20 000 Menschenleben. Was die Oesterreichischen Feldärzte in diesem Feldzuge unter den schauerlichsten Verhältnissen geleistet haben, wird in der Geschichte des Militär-sanitätswesens ewig glänzen. Der Verlust an Ärzten betrug 354 = über 14 pCt., allein 230 starben am Typhus, 64 an der Cholera und bezahlten mit dem Tode ihre Pflichttreue.*) In diesem Jahre war es, wo des greisen Feldmarschalls Radetzky Fürsorge Sanitätskompagnien schuf. Sie hatten während des Marsches sich hinter den ersten Brigaden ihrer Korps zu halten. Beim Beginne eines Gefechts richteten sie nach eigenem Ermessen einen Verbandplatz ein, entsendeten mit Bahren versehene Patrouillen zum Auffuchen und zum Rückschaffen der Verwundeten, leisteten die erste Hülfe und sorgten für deren Weiterbeförderung in die stehenden Spitäler. Jedem Armeekorps wurde eine in drei Züge eingetheilte Sanitätskompagnie mit sechs Krankentransportwagen überwiesen.

Am politischen Horizont stieg der Krimkrieg**) empor. Man hätte erwarten sollen, daß nunmehr die daran theilhabenden Mächte aus eigener Erfahrung oder an derjenigen anderer Nationen gelernt hätten, was zu einem geordneten Feldsanitätswesen gehöre. Aber dem war nicht so. Am traurigsten sah es in der Französischen Armee aus: Ein großer Theil der Truppen kam ohne Winterkleider in der Krim an, es fehlte an schützenden Unterkünften. Bei strenger Kälte mußten die Mannschaften in nicht heizbaren und noch dazu zu kurzen Zelten liegen. Nicht einmal für genügende Decken hatte man gesorgt, so daß jeder Mann sich mit einer durchgeschnittenen (halben) begnügen mußte. Dazu kam empfindlicher Mangel an Brennholz, da die geringen Waldbestände der Krim zum Batteriebau und zur Feuerung bald aufgebraucht waren. 5290 Erfrierungen hatte die Französische Armee während dieses Feldzuges zu verzeichnen. Die Verpflegung war schlecht, das Brot nicht ausgebacken, kaum genießbar, Salzfleisch bot den Hauptbestandtheil der Nahrung. Das Sanitätswesen war völlig ungenügend. Hülfspersonal bei der Truppe gab es nicht. Zum Aufladen von Verwundeten wurden, da die wenigen Krankenwärter der Ambulanzen nicht hinreichten, die Militärmusiker bezw. Leute aus der Front benutzt. Unter dem Drucke der Verhältnisse schuf man aus Konvalescenten, also aus einem völlig unvorgebildeten

*) Vergl. Edert, Humanität im Kriege.

**) Literatur über den Krimkrieg: Baudens, Der Krimkrieg, Deutsch von Mende. Kiel 1864. — Hübbenet, Die Sanitätsverhältnisse der Russischen Verwundeten während des Krimkrieges 1854/56. Berlin 1871. — Myrdacz, Sanitätsgeschichte des Krimkrieges. Wien 1895. — Pirogoff, Grundzüge der allgemeinen Kriegschirurgie. 1864. — Fauvel, Histoire médicale de la guerre d'Orient etc. Paris 1874. — Chenu, Rapport au conseil de santé des armées sur les résultats du service medico-chirurgical aux ambulances de Crimée etc. Paris 1865. — Longmore, The sanitary contrasts of the british and french armies during the cremean war. London 1883. — Scrive, Relation medico-chirurg. de la campagne d'Orient etc. Paris 1857.

Material, sog. Verbandsoldaten. Abgesehen von den Divisionsambulanzen (für jede Division eine) und der Korpsambulanz gab es keine anderen planmäßig vorbereiteten Anstalten zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten. Die Errichtung von Heilanstalten im Rücken der Armee wurde von dem jeweilig hervortretenden Bedürfniß abhängig gemacht. Der wundeste Punkt des Französischen Feldsanitätswesens war der Mangel an Aerzten (1:320 Mann). Die reichlichen Abgänge von solchen (es starben 83 Aerzte, davon 27 an der Cholera, 54 am Typhus) wurden nicht ausreichend ersetzt, außerdem fiel ein Theil für die Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatz selbst aus, da man infolge der schweren Kriegsfeuchen Aerzte im Hinterlande zurücklassen mußte. Trotz alledem hätte aber dieser Feldzug nicht so überaus traurige Erfahrungen gebracht, wenn nicht die Feldsanität der allmächtigen Intendanz unterstellt gewesen wäre. Selbst der Armeehesarzt konnte dem Generalintendanten nur Vorschläge machen, durfte selbst kaum das Geringste anordnen. Die Intendanz hatte die Ambulanzen und Spitäler, wie den Dienst während der Schlacht zu leiten, sie bestimmte — trotz vielfachen Einspruchs der Aerzte — ob ein Gebäude für Lazarethzwecke geeignet sei, und dessen Belegungsstärke, sie bezeichnete die Zeit der Evakuationen und überwachte den inneren Dienst der Sanitätsanstalten. Vergebens erhoben die Aerzte ihre mahnende und warnende Stimme, sie verhallte ungehört bei der starren Intendanz. Schon auf dem abenteuerlichen Zuge der 1. Französischen Division in die Dobrudscha (Juli 1854) zeigte sich das Kriegselend in erschreckender Weise. Auf Transportschiffen war aus versuchten Häfen Südfrankreichs die Cholera eingeschleppt worden. In der tiefliegenden, feuchten und humusreichen Sohle der Dobrudscha griff sie bald mächtig um sich. Trotz der starken täglichen Verluste wurde aber die Expedition erst aufgegeben, als die Kranken haufenweise fielen und die zu beiden Seiten der Straße in langen Linien hingestreckten Verstorbenen die Spuren bezeichneten, wo die Division marschirt war, von der die Hälfte zu Grunde ging. In der Krim angelangt, bezog die versuchte Armee Lager auf dem Hochplateau des Chersones. Gewiß an und für sich eine gute Wahl des Platzes. Stand aber nicht mit mathematischer Sicherheit zu erwarten, daß der Boden, den man als Lagerstelle in der langen Belagerungszeit nicht wechselte, bald zur Brutstelle verheerender Kriegsfeuchen, daß die in demselben zum Schutze gegen die Kälte angelegten vertieften und nicht ventilirten Erdhütten zur Quelle des Verderbens werden mußten? Ueberaus ungünstige Witterungsverhältnisse, Ueberanstrengung der Truppen, schwerer, schlafraubender Dienst, mangelhafte Verpflegung, Kleidung und Unterkunft, Mangel an Brennholz &c. trugen das Ihrige dazu bei. Cholera, Typhus und Skorbut*) missteten sich ein. Die vernachlässigte Lager-

*) Nach Fauvel begann der Skorbut schon 1854 und lieferte in den ersten neun Monaten des folgenden Jahres 12 991 Kranke, von welchen 1099 starben. Nach einem vorübergehenden Nachlasse folgten im Januar 1856 noch 2403 und im Februar

hygiene mußte mit Tausenden von Menschenleben bezahlt werden. Diese Lage wurde noch ungünstiger, als wegen der Ungunst des Wetters und Mangels an Transportschiffen sowie infolge Hinsterbens der Heizer, Maschinisten und Matrosen die Evakuierung unzulänglich wurde. Schreckliche Ueberfüllung der Ambulanzen trat ein. Zu Hunderten strömten die Kranken diesen zu, wo sie nothdürftig unter Zelten, auf Strohmatte und Heu gelagert, mit unzureichenden Decken bedeckt, von Linienoldaten gepflegt wurden, da das berufsmäßige Krankenpflegerpersonal längst gestorben war. Noch im zweiten Winter der Belagerung brach eine verheerende Typhusepidemie im Französischen Lager aus. Im Januar 1856, zu einer Zeit, da es fast gar keine Verwundeten mehr gab, enthielten die Ambulanzen 13 424 Kranke, in den Monaten Januar bis April fielen allmonatlich 10 bis 15 Französische Militärärzte dieser Seuche zum Opfer.*) Strenge Isolirung der Cholera- und Typhuskranken von den übrigen Kranken hielt man trotz Einspruch der Aerzte nicht für nöthig, hätte sie auch bei der grenzenlosen Ueberfüllung der Lazarethe nicht mehr ausführen können. Der Abschub der Kranken nach Konstantinopel ging unter dem unsäglichsten Elend vor sich: Auf zum Krankentransport völlig ungeeigneten Handelschiffen brachte man Verwundete und Kranke im Zwischendeck oder düsteren, ungelüfteten Schiffsräumen unter, ohne Trennung und Auswahl. Frisch Amputirte, infektiöse Ruhr- und Typhuskranke, sie wurden bunt untereinander verfrachtet. In den stickigen Räumen kamen Hunderte von Kranken während der Fahrt um und wurden den schweigenden Fluthen des Meeres anvertraut: die Amputirten kamen mit aufgetriebenen und brandigen Stümpfen am Bestimmungsorte an. Diejenigen aber, die dieses ersehnte Ziel wirklich erreichten, waren weit entfernt, einer guten Lazarethpflege theilhaftig zu werden, denn diese Art von Lazarethten war durch die ständig eintreffenden Zugänge derartig überfüllt, daß sie thatsächlich zu todtbringenden Pesthöhlen wurden. Hospitalbrand, Pyämie und Osteomyelitis hatten sich in Permanenz erklärt. In der Zeit vom September 1854 bis Juni 1856 sind 114 668 Kranke und Verwundete nach den Spitälern von Konstantinopel, 39 000 Mann von da nach Toulon und Marseille geschafft worden. 200 Mann starben täglich auf dem Wege zwischen der Krim und Konstantinopel.**)

4333 Fälle. Die Französische Flotte verlor während des Krieges binnen acht Tagen 60 pCt. ihres Mannschaftsbestandes an Cholera, die gesammte Armee im ganzen Kriege etwa 40 pCt. (Fauvel, Le cholera, étologie et prophylaxe. Paris 1868.) Die Französische Armee hat im Ganzen 22 680 Choleraerkrankungen mit 12 464 Todesfällen. (Chenu, Statistique de la guerre de Crimée.)

*) Dies ist wohl die schrecklichste Epidemie, die je ein Lager befallen hat. Vom Dezember 1855 bis zum Herbst 1856 erkrankten von 130 000 Mann 19 303 am Typhus. Von diesen starben 10 278 = 54 pCt. der Erkrankten. (Chenu, De la mortalité dans l'armée et des moyens d'économiser la vie humaine. Paris 1870.)

**) Michaelis, Die hygienische Deckung einer im Osten und Südosten der Monarchie operirenden k. k. Armee etc. Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Innsbruck.

starb jeder sechste Mann. Sie wurde also mehr als dezimirt. Das Schlußergebniß war, daß sie von 309 268 Mann allein 83 375 durch Krankheiten in den Lazarethen verlor, durch Verwundung nur 10 240.

In der Englischen Armee stand es nicht besser, wenigstens zu Anfang des Feldzuges nicht. Auch hier hatte man die Truppen ohne Berücksichtigung der Militärhygiene und der medizinischen Geographie des Landes hinausgeschickt. Sie waren zwar reichlicher als die Französische Armee mit Ärzten versorgt (1 : 135 Mann), ihre sonstigen Sanitätseinrichtungen waren aber im Anfange durchaus unzulänglich. Da man in Barna zu Gunsten des Transportes von Augmentirungstruppen die Ambulanzen zurückließ, so hatte die Armee, als sie in der Krim landete, nur das kärgliche Sanitätspersonal der Truppe bei sich. Dies bestand bei jedem Regiment aus einem Tragthier mit sogen. chirurgischen Feldkörben und zehn Tragbahren. An eine besondere hierzu gehörige Bedienung hatte man nicht gedacht. Alle übrigen Mittel, sowohl für die Sanitätspflege als auch für die sonstigen Bedürfnisse des Heeres, sollten aus dem besetzten Lande herbeigeschafft werden. Unter den Verhältnissen, wie sie auf der Halbinsel herrschten, einfach unmöglich! Diese Nachlässigkeit hatten die an der Alma (20. 9. 1854) Verwundeten schwer zu büßen. Nur vier Stunden dauerte der Kampf, die Ausdehnung des Schlachtfeldes überschritt eine halbe Meile nicht. Da aber nur sechs Bauernwagen zum Transport der Verwundeten aufzutreiben waren, mußten beim Anbruch der Nacht die meisten Verwundeten auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, auf dem sie auch den folgenden Tag theilweise ohne Hülfe belassen werden mußten. Erst am dritten Tage gelang es unter dem Beistande der hinzukommenden Flotte und Französischer Sanitätsbedienung, alle Verwundeten (Engländer und Russen) unter Dach zu bringen. Der letzte Transport wurde erst am Abend ermöglicht. Die sanitären Verhältnisse der Truppe waren geradezu trostlos, besonders nach dem überaus heftigen Orkan am 14. November 1854, der Zelte, Holzschuppen zc. einfach vom Erdboden wegsegte. Entsetzlich litten die Truppen unter der hohen Kälte, weil man sie nicht rechtzeitig mit warmen Kleidern und ordentlichen Zelten versorgt hatte. Die Verpflegung war ebenfalls unzureichend, zumal wegen des Mangels an Brennholz, so daß die Soldaten oft auf Vereitung warmen Essens verzichten mußten. Die Sterblichkeit war ungeheuer. Von 26 400 in der Krim Gelandeten waren nach der Schlacht bei Inkermann (5. 11. 1854) nur noch 16 500 übrig. Es fehlte an Spitälern, die Verwundeten und Kranken blieben bei überaus strenger Kälte wochenlang in Zelten oder Bretterhütten oder wurden nach Balaklawa, wo Alles bereits überfüllt war und die schlimmste Verwirrung herrschte, übergeführt. Wenn dieses entsetzliche Sterben so angehalten hätte, wäre die gesamte Englische Armee binnen zehn Monaten ausgestorben. Aber man raffte sich auf. Als rettende Engel erschienen auf den Gefilden der Krim Miß Rigthingale und M. Stanley, und wenn von da ab die staatliche Hülfe in

der Armee sich in hohem Grade entwickelte und namentlich die Lehren der Hygiene in weitestem Maße zur Anwendung kamen, so gebührt dieses Verdienst nicht zum wenigsten der Miß Righingale und ihren Helfern. Ein reges Leben entwickelte sich. Lustige Hospitäler wurden angelegt, Verpflegung und Bekleidung in ganz vorzüglicher Weise geregelt, die Lagerplätze wurden assanirt, gut drainirte und ventilirte Unterkunftsräume geschaffen, kurz es geschah Alles, um günstigere Gesundheitsverhältnisse zu schaffen, so daß die Armee von da ab, was Unterkunft und Verpflegung anbetrifft, in einem gewissen Komfort lebte. Dank dieses energischen Eingreifens kamen bei den Engländern, obwohl sie unter denselben äußeren Verhältnissen wie die Franzosen standen, z. Bt. als der Typhus bei der Französischen Armee so furchtbar wüthete, nur 17 Typhuskranke vor, ebenso hatten sie nur ganz vereinzelt Storbutfälle, als diese Krankheit bei der Französischen Armee die höchste Ausbreitung hatte. Die Erfrierungen, die im ersten Winter der Belagerung 1923 (mit 457 Todesfällen) betragen hatten, erfuhren im zweiten eine beträchtliche Herabminderung. Es kamen nur 470 mit sechs Todesfällen vor. Die Gesamtsterblichkeit sank von 60 auf 11 pro Tausend. In den Lazarethen starben hauptsächlich infolge der ungünstigen Verhältnisse des ersten Winters 19 427 Mann. Die Seetransporte für die zu entfernenden Kranken, die anfänglich ebenso schlecht waren, wie bei den Franzosen, besserten sich später durch Beschaffung besonders hergerichteter Transportdampfer. Im Ganzen sind aus der Krim 33 086 Verwundete und Kranke nach dem Bosphorus und den Dardanellen befördert worden. 1311 Mann starben davon während der Ueberfahrt. Auf dem Wege zur Heimath hatten die Engländer eine Reihe von vorzüglich eingerichteten und gut geleiteten Lazarethstationen angelegt.

Sehr trübe sah es um das Sanitätswesen der Russen aus. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß die Landung der Verbündeten in der Krim die Russen völlig unvorbereitet traf und daß daher ebenso unvorbereitet das ganze Feldsanitätswesen war. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen die folgenden Verhältnisse beurtheilt werden. Die in der Krim vorhandenen Einrichtungen waren nur auf Friedensfuß berechnet und genügten hierfür kaum. Vor allen Dingen fehlte es an Aerzten. Ein Aufruf an in- und ausländische Aerzte zum Eintritt in Russische Dienste hatte nur wenig Erfolg. Auch qualitativ waren diese wenig gut. Unter ihnen befand sich kaum ein eigentlicher Chirurg. Viele waren darunter, die noch nie einen Schnitt am Lebenden hatten und solchen vielleicht auch nie unternommen hätten, wenn die Verhältnisse hier sie nicht dazu gezwungen hätten. Auch die Heranziehung von ungefähr 700 Studirenden brachte keinen großen Gewinn für die Armee. Um so empfindlicher wurde dieser Mangel, als ein beträchtlicher Theil der Aerzte starb (354). Ebenso stand es mit dem Unterpersonal, den Feldscheerern bezw. ihren Lehrlingen. Fast 50 pCt. kamen von ihnen durch Krankheit bezw. Tod in Abgang. Dazu kamen unzumuthige,

äußerst komplizirte Organisation des ärztlichen Dienstes und Fehlen einer einheitlichen Leitung, so daß an manchen Stellen relativer Ueberfluß an Ärzten herrschte, an anderen höchster Mangel. Bei Handhabung des Sanitätsdienstes hatten die verschiedensten Personen und Behörden mitzureden, was ein Verspäten aller Maßregeln und nothdürftiges Nachholen der dringendsten Bedürfnisse zur Folge hatte. Schon nach den Schlachten an der Alma und bei Inkermann (21. 9. und 5. 11. 1854) trat bezüglich Unterbringung der zahlreichen Verwundeten die größte Rathlosigkeit und Verwirrung in Sebastopol ein, wohin man ganz unbegreiflicher Weise diese brachte, anstatt sie weiter abzuschicken. Es fehlte an Räumlichkeiten, Betten, Wäsche, Krankennahrung. Die Hülfe der Ärzte war vollkommen ungenügend (1 : 300). Da man kein besonderes Krankenträgercorps hatte, mußten die an der Alma Verwundeten fünf bis sechs Tage und länger unter freiem Himmel auf dem Schlachtfelde liegen bleiben. In der Festung selbst wurden bereits beim ersten Bombardement (17. 10. 1854) Hospitäler in Brand geschossen. Hals über Kopf mußten die Verbandplätze geräumt werden, furchtbare Ueberfüllung der Hospitäler trat ein. Je enger der Ring der Feuerschünde an die Festung heranrückte, um so mehr mußte mit den Verbandplätzen stadteinwärts, schließlich ganz auf die Nordseite zurückgegangen werden. Immer enger wurden sie zusammengedrückt. Die Bomben schlugen in die Krankensäle ein, tödteten Verwundete, Ärzte und Pflegepersonal. Fast ungeschützt lagen die Verwundeten unter eingeschossenen Dächern, dem Zugwinde, dem Wetter und der Kälte ausgesetzt, immer neuer Lebensgefahr entgegensehend. Von Tag zu Tag wurde ihr Loos trauriger. Zum Theil in Zelten untergebracht, lagen sie auf Heusäcken auf bloßer Erde, und als schließlich langdauernder Regen fiel, umspülten Wasserlachen ihre Lagerstellen. Für die Hygiene der Spitäler war fast gar nicht gesorgt. Sie entbehrten der Ventilation, die Latrinen waren in unbeschreiblicher Verfassung, die Beköstigung völlig unbefriedigend. Die mit Blut und Eiter durchtränkten Wäschestücke und Strohsäcke hatte man nicht genügend oft gewechselt, ähnliche Sorglosigkeit waltete bezüglich der Geräthschaften, Instrumente und Verbandswämme. Pyämie und Gangrän entwickelten sich, ein großer Theil der Verwundeten starb daran, ohne daß die Ärzte eine Ahnung von dieser Wundkomplikation hatten. Verbandmittel fingen an auszugehen; Segeltuch, Rockfutter und Hemden mußten benutzt werden. Für Arzneimittel — die Truppen besaßen solche fast gar nicht — namentlich für das im Krimschen Fieberklima so unerseßliche Chinin war kaum vorgesorgt. Die Instrumente waren veraltet, zum Theil untauglich. Das Pflegepersonal in den Hospitälern — abgesehen von den großartigen Leistungen der barmherzigen Schwestern — bestand aus Genesenden und Musikern, die ständig wechselten. Zu all dem Ungemach stellte sich auch noch mit Beginn der milden Witterung (1855) die Cholera in ihrer ganz exquisiten Form ein. Es blieb ein reines Wunder, daß sie trotz der un-

günstigen sanitären Verhältnisse und dem engen Zusammenleben so beträchtlicher Menschenmassen nicht als größere Epidemie auftrat. Nur 7000 Mann (50 pCt. Todesfälle) erkrankten daran. Der Tag der Erstürmung der weißen Werke (6. 6. 1855) bot infolge des massenhaften, kaum zu bewältigenden Zuganges an Verwundeten Scenen des höchsten Elends. Noch am 7. Juni wurden 300 schwer leidende Franzosen in ihren blutgetränkten Kleidern mit zerschossenen, bereits brandig gewordenen Gliedern auf dem Schlachtfelde aufgefunden. Der August 1856 wurde zum härtesten Monat der Belagerung. Fast jeder Tag brachte durchschnittlich einen Verlust von 1000 Menschen. Am 5. und 6. September stieg derselbe bis auf 3000 Mann. Am 8. September 1856 fiel die in einen Trümmerhaufen verwandelte Festung. In der Eile, mit welcher man in den letzten Tagen vor dem Sturm die Verwundeten aus der Festung nach der Nordseite gebracht hatte, blieb ein Theil hoffnungslos Verwundeter in den jeweiligen Unterkünften liegen, in der Voraussetzung, daß die demnächst einrückenden Allirten sie bald auffinden würden. Wider Erwarten rückten diese jedoch erst vier Tage später ein, und alle jene Zurückgelassenen sind elend durch Hunger, Durst und Mangel an ärztlicher Hülfe umgekommen.*)

Der dunkelste Punkt in der Russischen Verwundetenspflege lag aber in der Weiterbeförderung der Verwundeten nach nächst gelegenen Landstrichen. Es gab Fälle, wo der zehnte Theil auf dem Transporte starb. Am überfüllten Bestimmungsorte angekommen, mußten sie oft halbe Tage lang im offenen Wagen warten, bis ihnen ein Plätzchen unter schützendem Dache angewiesen werden konnte. Und doch war die Evacuation ein Segen, da sie in den überfüllten Lazarethen Sebastopols erst recht ihrem Verhängniß verfielen.

Viel ist zweifellos von den staatlichen Organen gesündigt worden, zum Theil waren aber auch die Sanitätsvorkehrungen abhängig von der ungünstigen Lage des Kriegsschauplazes. Während die Verbündeten hinter sich das offene Meer hatten, das sie zum Heranschaffen von Sanitätsmaterial, zur Zurückbeförderung der Verwundeten benutzen konnten, waren auf der Halbinsel nicht einmal die unentbehrlichsten Nahrungsmittel vorhanden. Alles mußte von weit her herangeschafft werden. Umgeben von einer öden wasserarmen Steppe, von größeren Städten mindestens 50 bis 60 Meilen entfernt, der landwirthschaftlichen Unterstützung der Einwohner beraubt, hing die Halbinsel in ihrer Existenz einzig und allein von der Lebenshätigkeit des übrigen Reiches ab. Mit diesem war aber zu Zeiten, namentlich während der Regenperioden, jegliche Verbindung abgeschnitten, da die natürlichen Steppenwege sich dann in undurchdringliche Moräste verwandelten. Pirogoff giebt folgende Schilderung dieser Art von Verkehrsverhältnissen: Nur Schritt für Schritt konnten die Verwundetentransporte sich fortbewegen, oder sie standen, mit den Rädern im Kothe versunken, still, den Zug hindernd. Menschen und Thiere waren mit klebrigem Schmutze von

*) Vergl. Sübbenet a. g. D. S. 170.

Kopf bis zu den Füßen bedeckt; gefallene Lastthiere lagen zerstreut, mit aufgedunsenen Bäuchen aus tiefen Pfügen hervorstechend, umher. Zugleich hörte man das Aechzen und Stöhnen der Kranken, das wilde Geschrei der Führer, das Krächzen der Raubvögel, die schaarenweise das herumliegende Aas zerfleischten, das Sprudeln der vom Regen angeschwollenen Bergflüsse und aus der Ferne das Donnern der Kanonen von Sebastopol. Von 92 381 Verwundeten starben 37 958 Mann, 322 097 erkrankten, davon starben 37 454.*)

Volles Lob und Anerkennung muß den Russischen Militärärzten gezollt werden, die unter derartig schwierigen Verhältnissen, die doch eigentlich von Tag zu Tag immer aussichtsloser wurden, in treuem Pflichtgefühl und unentwegten Muthes das fast Unmögliche möglich zu machen versuchten, namentlich unter Leitung von Pirogoff und Hübbenet, deren Werke ich zur Lectüre nur dringend empfehlen kann.

In der Türkischen Armee fehlte überhaupt jede Sanitätsorganisation und hygienische Fürsorge. Nur einige einheimische und fremdländische Aerzte ohne Sanitätsmaterial und Sanitätsanstalten waren vorhanden. Die Verwundeten und Kranken starben ohne Pflege und zureichende ärztliche Behandlung, in ungünstigen Räumen zusammengedrückt, dahin. Es war eben ihr Rismet! Richter (a. g. D.) sagt, sie seien schon lebend in das Grab gelegt.

So bietet der Krimkrieg ein widerwärtiges, graufiges Bild! 167 622 Mann kamen auf beiden Seiten um! Noch nicht 50 Jahre liegen diese Verhältnisse zurück. Es will fast unglaublich erscheinen, daß im aufgeklärten 19. Jahrhundert noch solch furchtbares Kriegselend vorkommen konnte. Wohl aber bringt dieser Krieg bedeutsame Lehren. Zunächst diejenige, daß die Kriegführung durch Außerachtlassung der Gebote der Sanitätsmaßregeln bis an das Scheitern gebracht werden kann, denn Stoßkraft und Schlagfertigkeit der Englischen und Französischen Armee waren schließlich doch geradezu in Frage gestellt. Er bringt aber auch den erfreulichen Beweis, daß man durch energisches Eingreifen ungünstige Gesundheitsverhältnisse in günstige zu verwandeln vermag. Engländer und Franzosen standen während der langen Belagerung unter ganz gleichen äußeren, Witterungs- und sonstigen Einflüssen, waren denselben Anstrengungen des Dienstes ausgesetzt, und dennoch erzielten schließlich die Engländer unter größerer Berücksichtigung der Hygiene ganz vorzügliche Gesundheitsverhältnisse. Außerdem lehrt dieser Krieg, daß ein Sanitätswesen nur dann im Stande ist, die ihm zufallenden Aufgaben zu lösen, wenn es unter fachmännischer und dazu einheitlicher Oberleitung steht.

Zwischen Beendigung des Krimkrieges und Anfang des Italienischen Feldzuges (1859) liegen fast drei Jahre. Trotz der unseligen Sanitätsverhältnisse, welche der Krimkrieg in das Licht der Oeffentlichkeit gebracht hatte, war in Frankreich zur Verbesserung derselben nichts geschehen! Das Verbrechen gegen die Humanität, wie es der kurz nach dem Krimkrieg gestorbene

*) Vergl. „Militärärztliche Zeitschrift“ Bd. 29, S. 201.

Armeehesarzt Scribe (a. g. D.) nannte, (ne pas profiter de ces enseignements, serait un crime de lâche-humanité) sollte begangen werden. Die Allmacht der Intendantz bestand fort, der Arztemangel war eher noch größer geworden. Die anfänglich ungefähr 130 000 Mann starke Französische Armee*) besaß nur rund 124 Aerzte. Für die Zeit der Schlacht bei Solferino wurden auf eine Truppenstärke von 160 000 Mann nur 132 Aerzte gezählt. Ganze Regimenter hatten keinen solchen, andere nur einen. In den Ambulanzen standen in der Regel nur drei bis vier Aerzte zur Verfügung. In Novara kamen während zweier Tage auf 4000 Verwundete sechs Aerzte, in Brescia, wo am Tage nach der Schlacht bei Solferino 38 Spitäler entstanden und über 8000 Verwundete aufgenommen waren, waren nur sechs Französische Aerzte vorhanden. Es ist berechnet, daß bei Magenta jedem Arzte 175, bei Solferino aber 500 Verwundete zur Behandlung zufielen. Selbst bei einer kaum zu leistenden Annahme von 20 Arbeitsstunden auf den Tag würden, wenn jedem der bei Solferino Verwundeten innerhalb des ersten Tages Hilfe hätte zu Theil werden sollen, auf den Mann eine Durchschnittszeit von weniger als drei Minuten gekommen sein. Nicht minder groß war der Mangel an Sanitätsmaterial. Bei Magenta mußten die Hemden der Sanitätsoldaten und Verstorbenen zu Verbandzwecken dienen, Moos zu Kaltwasserumschlägen. Die Medizinswagen der Truppen fehlten zum Theil, theilweise hatten sie die vorgeschriebenen Füllungen nicht. Die Hauptfeldlazarethe hatte man, rechnend auf die Sanitätseinrichtungen der Verbündeten — die aber selbst kaum welche hatten — und darauf vertrauend, daß man in der Lombardei, dem „Fruchtgarten Italiens“, schon Gelegenheit finden werde zur Anlage temporärer Spitäler, überhaupt zu Hause gelassen. Außer einem die Verbandtasche des Arztes tragenden Diener war besonderes Sanitätshilfspersonal nicht vorhanden. Nur die Hälfte der etatsmäßigen Maulthiere hatte man mitnehmen können, da man die erforderliche Anzahl in der Eile nicht beschaffen konnte.**). Der Transport der Verwundeten fand in kläglichster Weise auf den beigetriebenen, wenig geeigneten Fuhrwerken statt. Nach der Schlacht bei Solferino (24. 6. 1859), wo 300 000 Mann sich gegenüberstanden, wo die Allirten 17 191, die Oesterreicher 21 737 Mann Verwundete hatten, herrschte das unbeschreiblichste Elend. Fünf Tage dauerte es bis das Schlachtfeld abgeräumt war. Noch viel schlimmer hätte es aber ausgesehen,

*) Literatur zum Französisch-Italienischen Feldzuge (1859): Myrdacz, Sanitäts-geschichte des Feldzuges 1859 in Italien. Wien 1896. — Dunant, Un souvenir de Solferino. Genf 1862. — Chenu, Statistique médico-chir. de la campagne d'Italie etc. Paris 1869.

***) Die Franzosen hatten gelegentlich ihrer kriegerischen Unternehmungen im gebirgigen Algier den Verwundetentransport mit den Larrey'schen Wagen aufgegeben und dafür den Transport durch Maulthiere mit Sänften (litieres) und Reisesesseln (cacolets) eingeführt. Im Krimkriege waren die Engländer ihnen gefolgt. Abbildungen der Tragevorrichtungen siehe Fischer (a. g. D.) Bd. II, S. 496/497.

wenn nicht in so reichlicher Zahl die Italienischen Aerzte helfend eingegriffen hätten und die wahrhaft großartige Opferfreudigkeit der gesammten Italienischen Bevölkerung, ihr Adel an der Spitze, Tausende der unglücklichen, auf dem weiten Felde herumliegenden Verwundeten dem sicheren Tode durch baldigen Transport entriß hätte. Wäre der Krieg nicht in einem so volkreichen, hoch kultivirten Lande bei überaus günstiger Jahreszeit geführt worden, wären die Bewohner zc. nicht so hülfsbereit ihren Verbündeten entgegengekommen, wäre endlich der Krieg nicht von so kurzer Dauer gewesen, so wäre die völlige Unzulänglichkeit des Französischen Feldsanitätswesens noch viel mehr hervorgetreten. Nur diese günstigen Verhältnisse haben die Französische Armee vor dem Untergange gerettet. Napoleon III. hätte für die Humanität aber mehr gethan, wenn er für bessere Feldsanität gesorgt hätte, als wenn er durch Erlass vom 28. Mai 1859 allen gefangenen Verwundeten ohne Austausch die Freiheit schenkte, was vielleicht auch nicht ganz ohne praktischen Hintergrund war, um die eigenen Lazarethe zu entlasten. Im ganzen Feldzuge verloren die Franzosen an Todten und Verwundeten 18 434 Mann, durch Krankheiten 13 788 Mann.

Im der Oesterreichischen Armee stand der Truppenarzt mit seinem Bandagenträger an fest vorgeschriebener Stelle, die er nicht verlassen durfte, hinter der fechtenden Truppe, und verband diejenigen Verwundeten, die sich zu ihm hinschleppen konnten. Erst nach Beendigung eines glücklichen Gefechts durfte er auf das Schlachtfeld vorgehen. Weiter rückwärts hatten die Sanitätskompagnien die Verbandplätze aufzuschlagen, von wo aus sie auf das Schlachtfeld mit Tragen und einer Anzahl von Wagen vorgingen. Aerzte erhielten sie bei Beginn des Gefechts aus den Reihen der Truppenärzte zugetheilt. Da jedoch pro Armeekorps nur eine Kompagnie (240 Mann mit 40 Tragen) vorhanden war, so stellte sich bald heraus, daß bei größeren Aktionen ihr Etat zu gering bemessen war. Außerdem aber wurde ihre Leistungsfähigkeit noch durch die Vielseitigkeit der Obliegenheiten stark herabgesetzt. Sie sollten gleichzeitig Krankenwärterdienste verrichten, den Aerzten bei Operationen zur Hand gehen, die Verwundeten nach den nächsten Heilanstalten bringen, die Verstorbenen beerdigen. Solch einer Menge von Aufgaben waren sie nicht gewachsen. Es mußten daher oft zum Transport der Verwundeten nach den Verbandplätzen Mannschaften aus Reih und Glied genommen werden. Das Lazarethwesen entsprach den Anforderungen nicht, es war zu schwerfällig und zu komplizirt. Vom Verbandplatz brachte man den Verwundeten zunächst in die „Ambulanz“, dann mußte er das weiter zurückgelegene „Aufnahmehospital“ passiren, um endlich auf der dritten (bleibenden) Station im „Feldspital“ anzulangen. Zum Transport eines für 500 Betten eingerichteten Feldspitals waren allein 100 Vorspannpferde erforderlich. Besonders fehlte es an einer einheitlichen, zielbewußten Leitung des Feldsanitätswesens. Die Sanitätseinrichtungen der vorderen Linie waren nur selten zur

richtigen Zeit zur Stelle. Meist standen sie abseits umher oder zogen geradezu planlos hinter der Truppe hin und her (Myrdacz, a. g. D.) oder sie zeigten sich, von der Fluth der Verwundeten überrascht, ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Auch fehlte es an Wagen zum Fortschaffen der Verwundeten, so daß diese meist in Feindes Hand fielen. Während des Rückzuges der Oesterreichischen Armee von Magenta bis hinter den Mincio waren an der großen Verbindungsstraße keine Sanitätsanstalten zur Aufnahme der Verwundeten bereitgestellt; nach der Schlacht bei Solferino befand sich in Villafraanca, wohin der Strom der Verwundeten geleitet wurde, kein einziges Aufnahmehospital. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Oesterreicher in diesem Feldzuge Sieger gewesen wären und sich der liegengebliebenen Verwundeten des Gegners hätten annehmen müssen, die völlige Leistungsunfähigkeit ihrer Sanitätseinrichtungen ebenso zu Tage getreten wäre wie bei den Italienern und Franzosen. Zu all diesem Elend hefteten sich an die Fersen der kämpfenden Armeen Ruhr, Typhus und Cholera, sowie Wundinfektionskrankheiten, namentlich bei den Allirten, während die Oesterreicher durch eine größtmögliche Vertheilung der Kranken in die vom Kampfsplatz entfernten Provinzen weniger Verluste durch diese erlitten. Besonders traurig war das Loos der verwundeten Oesterreicher zwischen den sie tödlich hassenden Italienern und den sie verhöhrenden Franzosen. Bei der geringen Zahl der Französischen Aerzte und Wärter hauchten sie meist ihren Geist aus, aufgegeben und unberücksichtigt von den Aerzten, roh behandelt von den Wärtern und überhäuft von den Spottreden der Juaven.*) Im ganzen Feldzuge verloren die Oesterreicher 4620 Tödt durch Wunden, 40 764 durch Krankheiten. Die Anzahl der Verwundeten betrug 14 280 Mann.**)

Zeuge dieses namenlosen Elends, des schweren Schicksals der Oesterreichischen Gefangenen und Verwundeten, sowie des fast völligen Versagens des Sanitätsdienstes bei den kämpfenden Theilen war der zufällig in der Nähe der Schlachtfelder sich aufhaltende Schweizer Tourist Henry Dunant. Er brachte diese himmelschreienden Mißstände an das Licht der Oeffentlichkeit durch seine berühmt gewordene, fast in alle Europäischen Sprachen übersezte Schrift „Un souvenir de Solferino“ und gab damit den Ausgangspunkt zu dem großen internationalen Werke, der am 20. August 1864 abgeschlossenen Genfer Konvention, welche die Linderung des Kriegselends und Verbesserung des Looses der auf dem Schlachtfelde Verwundeten sich zur Aufgabe machte, sowie zur Bildung der freiwilligen Krankenpflege zur Beseitigung des Miß-

*) Eckert, Die Humanität im Kriege. Triest 1874.

***) Mit welcher unerhörten Wuth und Leidenschaft Mann gegen Mann in diesem Feldzuge gekämpft worden ist, dafür spricht die große Anzahl der durch die blanke Waffe Verletzten. Bei Montebello wurden 7,6 pCt. Franzosen, 23,8 pCt. Oesterreicher durch diese verwundet, ein auffallend hoher Prozentsatz gegen sonstige Kämpfe.

verhältnisses zwischen der staatlich gebotenen Hilfe und dem wirklichen Hilfsbedürfnisse.*)

Nicht ganz kann ich die Sanitätsverhältnisse während des großen, vierjährigen Amerikanischen Sezessionskrieges übergehen.**) Daß es den schnell improvisirten Armeen an hinlänglichen Sanitätseinrichtungen, Ärzten und Verpflegung für die Verwundeten anfänglich gebrach, war ja nach Lage der Verhältnisse zu erwarten, aber aus kleinen Anfängen heraus, man kann fast sagen aus Nichts, entwickelte sich binnen kurzer Zeit ein derartig auf höchster Höhe stehendes Militärsanitätswesen, daß es mit Recht als müstergültig bezeichnet worden ist. Nach vielen Richtungen hin ist dasselbe bahnbrechend und zum Vorbilde für andere Nationen geworden. Unterstützt wurde allerdings die Leistungsfähigkeit des Sanitätswesens durch die günstige Lage des Kriegsschauplatzes. Zu beiden Seiten das offene Meer, im Rücken zahlreiche große, schiffbare Flüsse, so waren die denkbar günstigsten Verbindungen zur Heranschaffung von Verpflegungsartikeln und Sanitätsmaterial gegeben. Eisenbahnlinien standen reichlich zur Verfügung, im Gegensatz z. B. gegen die Böhmisches Lokalverhältnisse 1866 (siehe S. 326), wo nur ein Schienenweg für Zu- und Abfluß vorhanden war. Eine große Anzahl von Hospitalwagen und Dampfschiffen, besonders zum Verwundetentransporte eingerichtet, war vorhanden, überall an den großen Eisenbahnstationen und Dampfananlegestellen waren Lazarethe eingerichtet. Abgesehen von den großen Generalhospitälern (am Ende des Krieges 233 mit 13 700 Lagerstellen), hatte im Frühjahr 1864 die mobile Armee (über 600 000 Mann) thatsächlich zur Verfügung durchschnittlich 48 000

*) Der Genfer Konvention traten bei: 1864 Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Hessen, Italien, die Niederlande, Preußen, Spanien, Schweiz, Schweden-Norwegen, Württemberg. 1865 Griechenland, England, Mecklenburg, Türkei. 1866 Bayern, Oesterreich, Sachsen. 1867 Rußland. 1868 Nord- und Südamerika, Japan, der Kirchenstaat. China trat nicht bei. Damit ist dieselbe von allen Europäischen Großmächten anerkannt. Schon Friedrich der Große suchte die Idee der Genfer Konvention zu verwirklichen. In einem am 7. September 1759 mit Frankreich von ihm abgeschlossenen Traktat war festgesetzt, daß die Kranken und Verwundeten auf beiden Seiten nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern sicher in Hospitälern unter Belassung einer neutralen Schutzwache verbleiben sollten. Dasselbe sollte auch gelten bezüglich der Ärzte und anderer für den Krankendienst bestimmten Personen. Auch der Freundschaftsvertrag zwischen Friedrich dem Großen und Franklin hatte gleiche Gesichtspunkte zum Zwecke. In den großen Kriegen am Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts kam dies aber wieder in Vergessenheit! Besonders die Napoleonischen Feldzüge mit ihrer rückwärtslosen Kriegsführung, welche an das Römische „vae victis“ erinnerte, brachten einen Rückschritt. Nur ganz ausnahmsweise haben besonders edel denkende Truppenführer von Zeit zu Zeit durch besondere Abmachungen mit dem Gegner das Loos der Verwundeten und Kranken zu bessern versucht. Erst der neueren Zeit sollte es vorbehalten bleiben, allgemeine Grundsätze für Humanisirung der Kriegsführung aufzustellen und ein besonderes Kriegsrecht zu schaffen.

***) Haurowig, Das Militärsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika u. Stuttgart 1866.

Lagerstellen, so daß eine Lagerstelle auf je 14 Mann entfiel. *) Bei der vorzüglichen Organisation und Vertheilung der Kranken in Folge der Schnelligkeit, mit welcher an geeigneten Orten nach allen Regeln der Hygiene erbaute Generalhospitäler mit Zelten und großartigen Baracken entstanden, trat für die mobilen Lazaretheinrichtungen kaum die Nothwendigkeit ein, sich von ihren Truppentheilen zu trennen. Jeder einzelne Mann stand im Werthe so hoch, daß man ihn mit der denkbar vollendetsten Pflege umgab, und zwar mit einem Komfort, wie er in den Europäischen Heeren einfach unmöglich gewesen wäre. Eisenbahnwagen, ganze Schiffsloadungen mit Speisevorräthen, Weinen, Früchten, erfrischenden Getränken, folgten der Armee. Diese ausgezeichnete Verpflegung war vor Allem der weltberühmt gewordenen „sanitary Commission“ zu danken, welche durch freiwillige Beiträge 212 Mill. Dollars zusammenbrachte. Der Dienst in der Feuerlinie war vorzüglich. Schnell waren die Verbandplätze entleert; die Verwundeten gelangten fast direkt vom Schlachtfelde in die Eisenbahnwaggonen und Dampfschiffe. Die Transportwagen für die Verwundeten waren außerordentlich praktisch, offen, nach Bedarf mit einem Lederüberzug zu bedecken, in Federn hängend und leicht. — Nach der Schlacht bei Gettysburg am 3. Juli 1863 lagen auf den Verbandplätzen fast 21 000 Verwundete, am Morgen des 4. Juli aber war auf dem Schlachtfelde nicht ein einziger Verwundeter mehr. Nach der Schlacht bei Fredericksburg, die 9000 Verwundete brachte, war das Schlachtfeld bis zum anderen Morgen völlig abgesehen. Für die Vorzüglichkeit des Amerikanischen Feldsanitätswesens spricht, daß es zu eigentlichen Epidemien in dem langen Kriege kaum kam; im Gegensatz zu den Erfahrungen anderer Armeen, wo mit der Länge des Krieges auch die Erkrankungsziiffern schnell zu steigen pflegen, stellte sich das Gesundheitsverhältniß im vierten Kriegsjahre viel günstiger wie im ersten, ja die Prozente der Sterblichkeit in der Armee der Union waren geringer als in allen Europäischen Friedensarmeen. Nicht unerwähnt soll hier bleiben, daß die Amerikaner zum ersten Male das Prinzip zur Durchführung brachten, die Verwaltung des Feldsanitätswesens in seinem ganzen Umfange den Ärzten zu unterstellen. An der Spitze des Sanitätskorps stand der nur dem Kriegsminister untergeordnete Generalstabsarzt der Armee. Großartig war das zu Philadelphia ganz neu geschaffene chemische Laboratorium, in welchem auch alle Gegenstände des medizinisch-chirurgischen Bedarfs für die ganze Armee angefertigt wurden. In der Abtheilung für Verbandmittel wurden täglich über 25 000 Ellen Binden gefertigt; 63 Nähmaschinen arbeiteten Tag und Nacht, um Hospitalkleider und Wäschestücke zu liefern.

*) Bei den 18 Armeekorps der Deutschen Armee 1870/71 waren vorhanden 18×12 Feldlazarethe = 216 Feldlazarethe mit 43 200 Lagerstellen, dies giebt auf eine Kopfstärke von 815 000 Mann für ungefähr je 19 Mann eine Lagerstelle.

Fürwahr glänzende Leistungen des Heeres-sanitätswesens. Diese waren aber nur möglich unter den eigenthümlichen Amerikanischen Verhältnissen, wie auch trotz aller Anerkennung, die die Amerikanische Nation auf diesem Gebiete gefunden hat, dennoch kein Staat diese Einrichtungen en bloc eingeführt, sondern nur dieses und jenes davon entlehnt hat. Der Amerikanische Krieg trägt vielfach den Charakter des Positionskrieges. In verschanzten Lagern lag man sich beobachtend oft längere Zeit gegenüber, hatte also auch Zeit genug, alle möglichen Hülfsmittel heranzuziehen und Alles auf das Beste vorzubereiten. Die kriegerischen Operationen lehnten sich an die großen Eisenbahnlilien, gute Straßen, schiffbare Flüsse an, welche wiederum die Möglichkeit guter Verbindungen boten. Die Schlachten folgten meist nach längeren Pausen, oft nach mehrmonatlichen Zwischenräumen aufeinander. Außerdem aber handelte es sich im Beginne des Krieges um zwei gleich wenig schlagfertige Gegner. Erst im Laufe desselben vervollkommnete sich Alles. Der Krieg wurde seitens der Nordamerikaner im eigenen Lande ausgetragen. Ganz anders lagen aber in dieser Beziehung die Verhältnisse in unseren beiden letzten Kriegen. Hier standen sich mehr oder weniger gut vorbereitete Gegner gegenüber, es kam darauf an, in möglichst kurzer Zeit den Aufmarsch zu vollenden und kampfbereit dazustehen. Schlag auf Schlag folgten im schnellen Tempo die großen Entscheidungsschlachten aufeinander. Zu einer allmählichen Vervollkommnung des Sanitätswesens war keine Zeit gelassen, dasselbe wurde vielmehr sofort vor die Lösung gewaltiger Aufgaben gestellt. In den beiden letzten Kriegen wurde der Kampf ausgetragen inmitten einer höchst feindseligen Bevölkerung, 1866 noch dazu in einem dünn bevölkerten, auf niedriger Kulturstufe stehenden Lande, wo es überaus schwer war, selbst die aller-nothwendigsten Hülfsmittel aufzutreiben, und endlich last not least, es gebrach an der Möglichkeit ausgiebiger Benutzung der Schienenwege (vergl. 1866 und 1870/71).

Bevor wir jedoch die Entwicklung des Feldsanitätswesens in dem neuesten Zeitabschnitt weiter verfolgen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Verhältnisse des ärztlichen Standes werfen. Wir hatten denselben verlassen mit Gründung der „Chirurgischen Pevinidre“ (1795) bezw. der „Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär“ (1811). Die sich nun anschließende Zeit ist charakterisirt durch die staatlichen Maßnahmen, welche zur Vervollkommnung des militär-ärztlichen, wie des ärztlichen Standes überhaupt getroffen wurden. Zunächst hatte man im Jahre 1811 durch Gesetz endgültig die Trennung des Barbiergewerbes von der Chirurgie durchgeführt. Damit hatten die Baderstuben aufgehört, Bildungsstätten für das ärztliche Hülfspersonal der Armee zu sein. Die Kabinetts-Ordnung vom 22. Juni 1829 sprach sich ganz bestimmt dahin aus, daß infolge der veränderten Militärorganisation, wonach die Blüthe der Nation, die Söhne aller Stände die Militärpflicht ableisten mußten, es unumgänglich nöthig sei, der Ausbildung des militärärztlichen Personals die

größte Förderung zu Theil werden zu lassen und diesem selbst größere wissenschaftliche Leistungen zur Pflicht zu machen. Bereits im Jahre 1826 war durch Kabinetts-Ordre angeordnet worden, daß künftig nur solche Stabsärzte zu Regimentsärzten befördert werden sollten, welche die Approbation als praktischer Arzt und Wundarzt, also die höchste Stufe ärztlichen Wissens, erlangt hatten.*) Für Aufnahme in das Friedrich Wilhelms-Institut wurde das Reisezeugniß eines humanistischen Gymnasiums Vorbedingung (1827).**) Das Kompagniechirurgenwesen, welches über 200 Jahre ohne besondere Veränderung bestanden hatte und welches schon längst mit dem niedrigen militärischen Range eines Unteroffiziers der ärztlichen Würde und den thatsächlichen Kenntnissen nicht mehr entsprach, wurde durch Kabinetts-Ordre vom 25. Juli 1848 abgeschafft. Die Prüfungs-Ordnung vom 1. Dezember 1825 hatte an die Civilärzte schon höhere Anforderungen bezügl. der wissenschaftlichen Leistungen gestellt, und endlich wurde 1852 die Erlangung der Anstellung und Bestätigung als Arzt von der Ablegung einer umfassenden Prüfung auf anatomischem und medizinisch-chirurgischem Gebiet sowie auf dem der Geburtshülfe abhängig gemacht. Die Prüfung als bloßer Arzt — medicus purus — ebenso als bloßer Wundarzt kam in Fortfall, alle Anstalten, die ein wissenschaftlich tiefer stehendes ärztliches Personal wie z. B. die Chirurgeschulen (gegründet 1822) heranbildeten, wurden aufgehoben. So gab es nur noch im wahren Sinne des Wortes Vollarzte, nur wissenschaftlich und praktisch durchgebildete Fachmänner. In bitterem, hartem Kampfe, der über ein halbes Jahrhundert die Geister in Bewegung gesetzt hatte, war erreicht, was Goerde im Jahre 1795 angebahnt hatte — die Vereinigung der Medizin und Chirurgie und die dadurch bedingte wissenschaftliche Verbesserung des ärztlichen Standes zum Wohle der Armee und des gesammten Vaterlandes, welche bald genug die Segnungen dieser Fortschritte genießen sollten.

Aber auch in mancherlei anderer Beziehung war man thätig gewesen: 1832 hatte man die „Chirurgengehülfen“ geschaffen, und als diese sich vorzüglich bewährten, sie 1852 in „Lazarethgehülfen“ umgewandelt, deren Dienstverhältnisse man in diesem Jahre erneut geregelt hatte. Im gleichen Jahre hatte man das Institut der „militärischen Krankenwärter“ in das Leben gerufen, um für den Kriegsfall ein geeignetes Personal zur Wartung und Pflege der erkrankten und verwundeten Soldaten in Feldlazarethen zur Unterstützung zu haben. 1855 endlich war der ersehnte, immer wieder abgesetzte und endlich gewährte Wunsch nach besonderen Sanitätskörpern zur ersten Hülfe beim Trans-

*) Vergl. Schickert a. g. D. S. 133.

**) Von da ab legten die Studirenden des Friedrich Wilhelms-Instituts das vorgeschriebene Staatsexamen ab. Jeder wissenschaftliche Unterschied zwischen den Studirenden des Instituts und den Studirenden an der Hochschule war geschwunden. Vom Jahre 1852 ab war dies auch der Fall bezüglich der Mitglieder der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär.

port der Verwundeten aus der Gefechtslinie in Erfüllung gegangen: es waren Krankenträgerkompagnien errichtet worden, eine für das Armeekorps, bestehend aus 203 Mann mit 45 Tragbahren. Eine solche Kompagnie war in drei Abtheilungen theilbar, deren jede im Anschluß an die fahrenden Abtheilungen der (drei) leichten Feldlazarethe, die in der Nähe des Schlachtfeldes Verbandplätze einzurichten hatten (s. Feldlazarethreglement aus dem Jahre 1834), die erste Hülfe leisten sollte. Kurz darauf, im Jahre 1859, erfolgte die durchgreifende Reorganisation der Armee, und im Anschluß daran erging im April 1863 das „Reglement über den Dienst der Krankenpflege im Felde bei der königlich Preussischen Armee“. Der Etat an Feldlazarethanstalten bestand für ein Armeekorps aus drei leichten (Divisions-) und drei schweren (Korps-) Lazarethen. Das leichte Feldlazareth konnte 200 Verwundete aufnehmen und war, wie im Reglement von 1834, in zwei Abtheilungen (fahrende und Depot) verwendbar. Im Falle des Gefechtes trennten sich beide. Die fahrende Abtheilung hatte in Gefechtsnähe den Verbandplatz einzurichten, das Depot sollte sich in einer nahe gelegenen Ortschaft niederlassen, die ihm von der fahrenden Abtheilung zugehenden Kranken aufnehmen und nach Abgabe derselben an ein inzwischen herangerücktes schweres Feldlazareth ebenso wie die fahrende Abtheilung möglichst schnell der Truppe wieder folgen. Jedes schwere Feldlazareth, dreitheilig verwendbar, konnte 400 bis 600 Verwundete aufnehmen und hatte ebenfalls die Aufgabe, nach Abschub der Kranken z. möglichst bald wieder Anschluß an die Truppe zu suchen. Das Hauptfeldlazareth war beseitigt, neu war die Einführung von Chefärzten für die Feldlazarethe und die Gründung der Stelle eines Feldlazarethdirektors. Dieses Reglement hat uns durch die Feldzüge von 1864 und 1866 begleitet. Schon ein Jahr nach seinem Inkrafttreten sollte es erprobt werden. 1864 zog Preußen wiederum nach den Erbherzogthümern zum Kampfe aus.

Zunächst stellte sich während dieses Feldzuges heraus, daß die Anzahl der Krankenträger (203 für das Armeekorps) zu niedrig bemessen war. Man sah sich daher genöthigt, zu bestimmen, daß von jeder Kompagnie der fechtenden Truppen je zwei Hülfskrankenträger für die Dauer des Gefechtes der Krankenträgerkompagnie zur Verfügung gestellt würden. Ueberhaupt waren die Verhältnisse 1864*) nicht zum Anstellen einer Probe auf die Leistungsfähigkeit der neu getroffenen Vorkehrungen angethan. Angriffe befestigter feindlicher Stellungen und Uebergänge über größere Flüsse und Meeresarmee bildeten die hervorstechendsten Züge im Bilde dieses Feldzuges. Ebenso wie im Amerikanischen SeceSSIONskriege konnte man an vorher bestimmten Stellen den Angriff vorbereiten und ärztliches Personal und Material hinreichend bereit halten. So lag nach dem Sturme auf die Düppeler Schanzen,

*) Literatur zum Dänischen Feldzuge 1864: Lücke, Kriegschirurgische Aphorismen aus dem zweiten Schleswig-holsteinischen Kriege 1864. Berlin 1865. — Löffler, Generalbericht über den Gesundheitsdienst im Feldzuge gegen Dänemark 1864. Berlin 1867.

der einen Verlust von 1157 Mann brachte, abends gegen 7 Uhr kein Mann mehr auf dem Kampfplatz. Es fehlte aber der Charakter des Bewegungskrieges mit seinen unerwarteten, täglich andersartigen Wendungen, die plötzlich geschlagene große Feldschlacht, ohne welche die Probe auf Zulänglichkeit und Zweckmäßigkeit der Sanitätsvorrichtungen nicht vollständig ist. Auch die großen Verhältnisse gingen dem Kriege ab, da durchschnittlich nur 30 000 Mann im Felde standen. Der Gesamtverlust des ganzen Dänischen Feldzuges an Todten und Verwundeten beträgt nur 2443 Mann, abzüglich der sofort Getödteten nur rund 2000 Mann. Was wollte dieses besagen gegen den fast vierfachen Verlust, den die Preussische Armee allein in der Hauptentscheidungsschlacht des Oesterreichischen Feldzuges bei Königgrätz erlebte, wo an einem einzigen Tage über 8000 Verwundete geborgen werden mußten? Besonders ließ sich für die Leistungen der Feldlazarethe kein zuverlässiger Maßstab gewinnen. Brachten es doch die mehr oder weniger stabilen Verhältnisse des Feldzuges von 1864 mit sich, daß die Verwundeten in einer sonst im Kriege ganz ungewohnten Ruhe behandelt werden konnten. Dadurch entstand der Vortheil einer Menge kleiner, weit über das Land zerstreuter Spitäler; außerdem waren auch Abtheilungen schwerer Feldlazarethe auf Dörfern detachirt, so daß dadurch ein ganz vorzügliches Zerstreuungssystem geschaffen wurde. Die Eisenbahn im Rücken der Armee war dazu stets offen, so daß also für die Verwundetenpflege und Evakuationen die denkbar günstigsten Verhältnisse obwalteten, ohne daß mit geringen Ausnahmen die Kräfte der Aerzte und des Pflegepersonals gerade übermäßig in Anspruch genommen gewesen wären. Schließlich lagen die Verhältnisse auch dadurch sehr günstig, daß der Krieg in einem hochkultivirten Lande geführt wurde, dessen für seine Retter begeisterten Landesbewohner bei der Pflege der Verwundeten hilfreich mitzuwirken in jeder Weise bereit waren. Auch soll nicht vergessen werden, daß in diesem Kriege die freiwillige Krankenpflege (Johanniterorden)*) segensreich eingriff. In fünf

*) Schon in früheren Zeiten ist die freiwillige Hilfe der Noth auf den Schlachtfeldern nicht fern geblieben, aber stets wurde sie nur geweckt durch die plötzlich entstandene Noth nach größeren Schlachten, und erst als solche Nothstände immer rascher aufeinander folgten, entwickelte sich eine mehr organisirte Vereinsthätigkeit. Die früheren glänzenden Hülfsleistungen der barmherzigen Nächstenliebe wurde infolge der langen Friedenszeit aber meist vergessen, und bleibt es das große Verdienst Gurkt's, durch seine Beiträge zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege diese Thaten der Vergessenheit entriß zu haben. Erst gegen Ende der Befreiungskriege war von einer gewissen Organisation derselben die Rede, aber dauernde Gestalt gewann sie nicht. Denn als die letzten Opfer geheilt oder gestorben waren, sind auch die Hülfsvereine nach und nach alle wieder eingegangen, und die Erinnerung an die bösen Tage früherer Zeiten war aus dem Gedächtniß entschwunden, als im Jahre 1848 nach langer Friedenszeit Deutschland wieder der Schauplatz blutiger Kämpfe wurde. Dann erst bildeten sich erneut wieder Hülfsvereine, welche mit Zunahme der Kriege und deren Opfer größere Ausdehnung und bessere Organisation gewannen. So 1848, 1864 wie 1870/71. Bis in den

großen Kriegsspitalern verpflegte er eine große Anzahl von Verwundeten aller drei Armeen auf das Beste und bedeckte sich, namentlich beim Sturm auf die Düppeler Schanzen und beim Uebergang nach Alsen durch unmittelbare Hülfe auf dem Schlachtfelde mit großem Ruhm. Die maßgebende Probe auf die Leistungsfähigkeit der neuen Einrichtungen konnte also nur der Bewegungskrieg bringen. Und diese sollte ja bald genug angestellt werden können und zwar unter Verhältnissen, die vielfach gerade die Rehrseite von denen des Feldzuges 1864 bildeten. Zufolge Allerhöchster Kabinets-Ordre vom 19. Mai 1865 wurde einer Reihe von oberen Militärärzten ein höherer Rang verliehen. „Die Armee wird hierin einen neuen Beweis Meiner gerechten Würdigung der Wichtigkeit des schwierigen ärztlichen Berufes und Meines lebhaften Interesses für die Förderung des Sanitätsdienstes erkennen.“*) So war der Wortlaut des königlichen Gnadenbeweises.

Preußen hatte 1866**) eine Truppenmacht auf den Beinen, wie noch nie zuvor. Ungefähr 280 000 Mann rückten in Böhmen ein. Es fielen somit hier dem Sanitätswesen ganz andere Aufgaben zu, als im kleinen Schleswig-Holsteinischen Kriege. Waren die Ergebnisse der Verwundetenpflege im Großen und Ganzen befriedigender als in irgend einem der früheren Kriege von ähnlicher Bedeutung, so blieben doch unliebsame Erfahrungen nicht aus. Diese waren theilweise bedingt durch Mängel und Lücken in der Organisation, theilweise durch große, ganz besondere Erschwernisse, die sich auf diesem östlichen Kriegsschauplatze entgegenstellten: Zunächst fehlte es an einer einheitlichen Leitung des Sanitätsdienstes, an einem einheitlichen Organe, in dessen Händen alle Fäden zusammenliefen; es fehlte auch an einer Kraft, die durch einheitliche, sachverständige Leitung im Gesechtsverhältniß die im Divisionsverbande vorhandenen Hülfsmittel für die Verwundeten ausbeuten konnte (Divisionsärzte). Auch die Anzahl der Krankenträger zeigte sich als zu niedrig gegriffen. Ramen doch von der ungefähr 200 Mann starken Krankenträgerkompagnie der Armeekorps auf jedes der drei leichten Feldlazarethe, welche die erste Hülfe im Gesecht leisten sollten, nur rund

Feldzug 1870/71 hinein aber entfaltete sich die Leistungsfähigkeit der selbst organisirten freiwilligen Krankenpflege nicht zur höchsten Blüthe, weil sie nicht im engsten Anschluß an die staatlichen Organe wirkte und deshalb auch oft nicht in der Lage war, schnell und sicher zu erfahren, nach welcher Richtung hin und in welcher Weise sie ihre Fürsorge zweckentsprechend entfalten könne. Die Kriegs-Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 hat in dieser Beziehung Wandel geschaffen, und steht nunmehr erfolgreiches Zusammenwirken des amtlichen und privaten Faktors der Verwundetenpflege zu erwarten. (Vergl. Esmarch, Die Aufgaben der Vereine vom Rothen Kreuz im Krieg und Frieden. Berlin 1892.)

*) Vergl. Schjernerling, Gedenktage, S. 31.

**) Literatur zum Feldzuge 1866: Löffler, Das Preussische Militär-Sanitätswesen und seine Reform nach der Kriegführung von 1866. Berlin 1868, 1. u. 2. Theil. — Naundorff, Unter dem rothen Kreuz. Leipzig 1867. — Naranowitsch, Das Sanitätswesen in der Preussischen Armee während des Krieges im Sommer 1866. Berlin 1866. — Preussische Jahrbücher Bd. XIX. Die Sanitätspflege der Armee im Feldzuge 1866.

einige 60 Mann mit 15 Tragen. Das war entschieden zu wenig; nach dem Feldzuge vermehrte man sie daher auf fast die doppelte Anzahl (drei Sanitätsdetachements zu je 124 Krankenträger = 367 Mann). Vor allen Dingen genügte aber die Organisation der Feldlazarethe nicht. Ganz abgesehen davon, daß man beim Ueberschreiten der Grenze eine Anzahl derselben auf heimathlichem Boden zur Verwendung im Rantonnementsdienst — mangels anderer rechtzeitig zur Verfügung stehender Lazaretheinrichtungen — hatte zurücklassen müssen und sich dadurch von vornherein des Vollbesitzes der Sanitätsanstalten beraubt hatte, waren die Lazarethe viel zu umfangreich und zu schwerfällig angelegt, als daß man sie ohne taktische Bedenken zwischen Avantgarde und Gros hätte einschalten können. Wegen ihrer großen Marschtiefe fügte man sie am liebsten gar nicht in die Marschordnung ein, sondern ließ sie am Schlusse der fechtenden Truppen bezw. gar an der Spitze der Trains marschiren. Sie waren daher sehr weit ab, Marschbefehle erreichten sie nur mit erheblichem Zeitverlust. Mit ihren schwer beladenen Fuhrgeräthen kamen sie nur sehr langsam vorwärts. Stunden auf Stunden verrannen, ehe sie helfend auf dem Kampfplatze eingreifen konnten. Bis dahin waren die Truppen auf die Truppenärzte und die nicht zulänglichen Hülfkrankenträger angewiesen — eine Hülfe, die dem großen Bedarf auch nicht annähernd entsprach. Ein fernerer Mangel der Organisation war es, daß man dem Chefarzt keine Disziplinarstrafgewalt beigelegt hatte. Diese wurde durch den dem Lazareth beigegebenen Offizier ausgeübt, wodurch oft Schwierigkeiten im Dienstbetrieb entstanden. Auch die Zusammensetzung der Lazarethe ließ zu wünschen übrig: Die fahrende Abtheilung (der leichten Feldlazarethe) hatte die Aufgabe, den Verbandplatz bei Gefechten anzulegen, die Depotabtheilung sollte die erste Unterkunft für geordnete Pflege der Verwundeten, nachdem sie auf den Verbandplätzen verbunden waren, in benachbarten Ortschaften zc. schaffen und die zugehenden Kranken dann an ein inzwischen herangerücktes schweres Feldlazareth oder anderes Lazareth „evakuiren“. Das verzögerte sich manchmal nicht unbeträchtlich. Die Depotabtheilung war somit unter Umständen festgelegt, da sie ohne Uebergabe der Verwundeten in gesicherte Pflege nicht abrücken konnte. Aus diesem System der Ablösungen erwuchsen also Schwierigkeiten, da den vorrückenden Divisionen daran liegen mußte, die beiden Theile der leichten Feldlazarethe bald wieder vereint bei sich zu wissen. Außerdem waren die Verwundeten den Nachtheilen wiederholten raschen Wechsels ihrer Aerzte und Pfleger ausgesetzt (fahrende Abtheilung, Depot, schweres Feldlazareth). Auch die Organisation der dreitheilig angelegten schweren Feldlazarethe erwies sich als änderungsbedürftig. Durch die unvermeidliche Etablierung einzelner Sektionen kam es, daß manche von dem unter Leitung des Chefarztes bleibenden Stamme des Lazareths 30 bis 40 Meilen entfernt und unter diesen Umständen nicht nur dem direkten chefärztlichen Einflusse entzogen, sondern auch völlig auf mehr oder weniger lange Zeit aus dem reglementarischen

Administrationsverbände herausgerissen wurden. Trotz Feldtelegraph und Feldpost erreichten Befehle oder Anfragen ihre Adressen erst, nachdem die Verhältnisse, auf welche sie sich bezogen, vielleicht längst schon durch die Ereignisse überholt waren. Es erschien also die völlige Durchführung der Spaltung der schweren Feldlazarethe d. h. die Umwandlung der einzelnen Sektionen in von einander völlig unabhängige, selbstständige Feldlazarethe als das einzige Mittel, diese Uebelstände zu beseitigen und die Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit dieser Theile zu heben. Das Auseinanderreißen der Theile des schweren Feldlazareths brachte auch den Nachtheil mit sich, daß einzelne Sektionen bisweilen vor eine Arbeit gestellt wurden, die zu leisten einfach unmöglich war. So stand z. B. in Stalitz, welches nur einen über den ganzen Ort ausgedehnten Verbandplatz darstellte, eine einzige Lazarethsektion gegenüber dem starken Hülfsebedarf von mehr als 2500 Verwundeten. Nicht anders in Westar, Kosberitz und Kosnig. Auch der Sanitätsdienst im Rücken der kämpfenden Armee litt unter nicht unbeträchtlichen Mängeln; da die „Instruktion über die Evaluation der Feldlazarethe“ erst einige Wochen vor dem Kriege (22. 5. 1866) in Kraft getreten war, so fehlte es überall an praktischer Erfahrung, so daß die Kriegsreserve- und Etappenlazarethe oft nicht rechtzeitig genug eintraten. Dadurch wurden Störungen im Verwundetenabschub und in der Krankenzerstreuung bedingt. Aehnlich stand es mit der Hülfsbereitschaft der Lazarethreservedepots, da deren Errichtung ebenfalls durch Instruktion vom 22. Mai 1866 stattgefunden hatte. Es trat bald Mangel bei der Armee an Arznei- und Verbandmitteln ein, der sich noch viel empfindlicher bemerkbar gemacht haben würde, wenn die organisirte Privatpflege nicht bereitwilligst helfend zur Seite gestanden hätte. Dies nur als einige Beispiele der hauptsächlichsten in der Art der Organisation liegenden Mängel und Lücken.

Dazu kamen aber noch manche andere, den Sanitätsdienst auf das Aeußerste erschwerende Umstände. Zunächst handelte es sich um einen Angriffskrieg im feindlichen Lande. Je weiter die siegreichen Heeresäulen sich vorschoben, um so schwieriger gestalteten sich die Aufgaben für den Sanitätsdienst. Am 23. Juni hatten die Spitzen der Ersten Armee die Böhmisches Grenze überschritten, gerade nach vier Wochen schon, am 23. Juli mittags brachen, mit der Proklamation der Waffenruhe vor den Thoren Preßburgs, die kriegerischen Verhältnisse ab. In der Zeit vom 26. Juni bis zum 3. Juli, also in sieben Tagen, folgten Schlag auf Schlag die blutigen Schlachten dieses Krieges auf dem Böhmisches Kriegsschauplatz, die die ärztlichen Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nahmen. So konnte es nicht ausbleiben, daß mehr und mehr ein zunehmendes Mißverhältniß zwischen dem erforderlichen Hülfsebedarfe und der wirklichen Hülfsbereitschaft entstand, da immer ein Theil der Aerzte zurückgelassen werden mußte. Dies fiel um so mehr ins Gewicht, als die neuen Waffen (Preussischerseits das Zündnadelgewehr, Oesterreicherseits-

seits die weittragenden, gut treffenden Geschütze) ganz unerwartet hohe Verluste brachten.

Ferner wurde der Krieg geführt in einem dünn bevölkerten, nur wenig kultivirten Landestheile. Städtchen, wie Horic, Königinhof, Gitschin und Nechanitz und die Dörfer, wo sonst die Verbandplätze waren, gehörten nach jeder Richtung hin zu den armseligsten und dürftigsten Plätzen bezüglich der Vorräthe und Hilfsmittel, die in civilisirten Staaten überhaupt vorhanden sein können. Von einer Unterstützung durch Civilärzte und sonstiges Hilfs- und Heilpersonal auf den Schlachtfeldern und nach den Schlachten war nicht die Rede. Die Bevölkerung war höchst feindselig gesinnt, scheute sich sogar nicht, Brunnen zu verschütten, das Trinkwasser ungenießbar zu machen und war bar des Begriffes, daß der verwundete und kranke Feind aufgehört hat Feind zu sein.

Zu alledem stellte sich noch die Cholera ein, die bekanntlich im Jahre 1866 in einer Weise gewüthet hat, wie kaum zuvor. Eingeschleppt aus Pommern und Brandenburg, verbreitete sie sich sehr rasch im Heere, dessen Widerstandskraft durch Entbehrungen, Strapazen u. gesunken war, und erforderte viele Opfer. (Von dem Sanitätspersonal 112 Mann, darunter zehn Aerzte.)

Ein ganz besonderer Nothstand erwuchs der Verwundetenpflege aber dadurch, daß es an einem internationalen Zusammenwirken der gegenseitigen Kriegsheilanstalten fehlte. Preußen war der Genfer Konvention beigetreten und hielt getreulich fest an den am 22. August 1864 übernommenen Verpflichtungen, Oesterreich dagegen trat dieser erst bei am Tage des Nikolsburger Präliminarfriedens (20. 7. 1866). Infolge dessen verblieben die Oesterreichischen Aerzte nicht bei ihren Verwundeten, sondern folgten bei dem für sie ungünstigen Ausgange der Schlachten der zurückgehenden Armee, die Sorge für die Liegendgebliebenen ganz dem Gegner überlassend.*) Ebenso gingen die Oesterreichischen Ambulanzen zurück, alles Material zum Helfen

*) Der Vorwurf der Inhumanität kann deshalb den Oesterreichischen Militärärzten nicht gemacht werden. Sie befanden sich vielmehr in einem schweren Konflikt zwischen verschiedenen Pflichten. Der Pflicht, bei den Verwundeten zu bleiben, stand gegenüber die Pflicht, die ihnen der militärische Verband auferlegte. Zweifellos hätte das Ambulanzenpersonal seine Pflicht verletzt, wenn es ohne ausdrücklichen Befehl dem weiteren Dienste bei den zugehörigen Truppen sich dadurch entzogen hätte, daß es bei den Verwundeten, nach Rückzug ihrer Truppentheile, zurückgeblieben wäre. Daß es hier den eigenen Verwundeten weiteren Beistand geleistet hätte, kann nicht als Rechtfertigung gelten, da es nicht wissen konnte, ob nicht etwa die Truppe seine Dienste demnächst an anderer Stelle nöthig haben würde. (Rößler a. g. D., Theil II, S. 99.) Eine entsprechende reglementarische Bestimmung gab es damals in der Oesterreichischen Instruction noch nicht, und die jeweiligen Oberbefehlshaber der Oesterreichischen Armee in den verschiedenen Schlachten waren derartig durch den Gang der taktischen Verhältnisse in Anspruch genommen, daß sie außer Stande waren, dergleichen entsprechende Anordnungen zu treffen.

mit sich nehmend. Die Preussischen Feldlazarethe waren durch einen Hülfbedarf von unabsehbarer Größe an ihren ursprünglichen Etablirungsorten während der Schlacht festgelegt, und als selbst die Feldlazarethe der Zweiten Armee das Schlachtfeld von Königgrätz erreichten, war ihr Vordringen bis zu den entfernteren Punkten der Oesterreichischen Stellung aufgehalten durch die unermessliche Noth, welche sie auf ihrem Wege vorfanden. So kam es, daß noch am 6. Juli ein bereits während der Schlacht am 3. angelegter Oesterreichischer Verbandplatz in einem Gebüsch — Wald bei Lipa — entdeckt wurde, der Hunderten von Verwundeten zur Lagerstelle gebient hatte. Unter einem gräßlichen Anäuel von Todten fand man ungefähr 20 Mann noch am Leben vor, aber vor Hunger und Durst dem Tode nahe, ohne eine einzige Binde um ihre Wunden. Ein Bild des greulichsten menschlichen Elends, lediglich aber die Folge davon, daß der Gegner verabsäumt hatte, rechtzeitig der Genfer Konvention beizutreten. Denn wenn man bedenkt, daß allein in der Schlacht bei Königgrätz*) die Preussischen Aerzte neben etwa 7400 Verwundeten der eigenen Armee noch an die 10 000 des Gegners, und zwar meist Schwerverwundete (also rund 17 000 Mann), in Behandlung nehmen mußten, so leuchtet ein, daß das Sanitätswesen der einen Armee — mag es noch so vorzüglich sein — niemals ausreichen kann, um auch alle hinter der geworfenen feindlichen Linie angelegten Verbandplätze rechtzeitig genug aufzufinden und mit ausreichender Hülfe zu versehen. Infolge dessen verzögerte sich die Abräumung des über vier Meilen weiten Schlachtfeldes von Königgrätz bis zum Abende des 5. Juli, so daß mancher Verwundete in rettungslosem Zustande aufgefunden wurde. Dabei ist aber auch nicht außer Acht zu lassen, daß Aushülfswagen zum Verwundetentransporte vom Schlachtfelde äußerst knapp waren, was einmal in der bereits erwähnten dünnen Bevölkerung des Landes, ferner aber darin auch seinen Grund fand, daß die Landesbewohner mit ihrem auf Wagen geretteten Hab und Gut aus der Nähe des Schlachtfeldes geflohen waren. Noch trüber hätte es aber unter dieser Summe von ungünstigen Verhältnissen auf den Böhmischn Schlachtfeldern ausgesehen, wenn die Unterstützung der freiwilligen Krankenpflege**) gefehlt hätte. Sie führte die ersten Wagenkolonnen zum Transporte der Verwundeten, die ersten Nähr- und Lebensmittel, die ersten Pflegekräfte zu, um die unter der Wucht der riesigen Hülfarbeit fast erliegenden Feldlazarethe zu unterstützen, auch fehlte sie nicht, als die Armee und ihr Gesundheitsdienst den unheimlichen Kampf mit der Cholera aufzunehmen

*) Im ganzen Böhmischn Feldzuge hat Preußen 16 284 (einschl. 652 Offiziere) Verwundete gehabt, über 15 000 von der feindlichen Armee mußten außerdem noch versorgt werden. Es erwuchs also dem Preussischen Feldsanitätswesen fast die doppelte Arbeitsleistung.

**) Auch der Krieg 1866 hat seinen Dunant gefunden. Die furchtbare Noth auf den Böhmischn Schlachtfeldern hat Raundorff in seiner bekannten Schrift „Unter dem rothen Kreuz“ in glühenden Farben geschildert.

hatte. (Löffler a. g. D.) Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch das Krankenzerstreuungssystem mit ganz beträchtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Selbst gegen Ende des Feldzuges stand eigentlich nur die Eisenbahnlinie Zittau—Turnau und von da nach dem kleinen Königinhof zur Verfügung. Sie war die einzige und auch diese bis zu dem Waffenstillstande und selbst noch darüber hinaus nicht ungefährdet. Sonst standen nur die Gebirgspässe von Schlesien und Sachsen offen, wodurch die Aufgabe der Krankentransportkommission auf das Aeußerste erschwert wurde.

Zieht man dieses Zusammenwirken so vieler ungünstigen Nebenumstände in Betracht, so wird man nicht umhin können zuzugeben, daß das Preussische Militär-sanitätswesen 1866 geleistet hat, was es überhaupt nur leisten konnte. Die Preussischen Militärärzte haben mit einer opferfreudigen Hingebung, mit einer bis zur Erschöpfung angespannten Pflichttreue ihres schweren Berufes gewaltet, so daß sie sich die höchste Bewunderung erworben haben; dies kann ganz parteilos behauptet werden. Allerhöchste Anerkennung fehlte ihnen auch nach diesem Feldzuge nicht. Am 20. Februar 1868 wurde das ärztliche Personal zu einem Sanitätskorps vereinigt, die Mitglieder wurden Personen des Soldatenstandes, sie erhielten Vorgesetztenbefugnisse gegenüber den Lazarethgehilfen, militärischen Krankenwärtern u., an gewisse Klassen der Militärärzte wurde die Disziplinarstrafgewalt verliehen, und endlich durften sie ihre zukünftigen Standesgenossen selbst wählen. Die Allerhöchste Einführungs-Ordnung dieser neuen Organisation hob besonders hervor, daß diese gegeben sei „um den Militärärzten einen neuen Beweis der Anerkennung zu geben für die der Armee und der Flotte während der glorreichen Feldzüge der letzten Jahre geleisteten guten Dienste“.

In Anbetracht der hervorgetretenen skizzirten Mängel und in weiser Berücksichtigung der unsicheren allgemeinen politischen Lage nahm Preußen sofort nach dem Feldzuge 1866 die durch den Krieg unterbrochene Reform seines Militärmedizinalwesens wieder auf. Eine umfassende Berichterstattung über bemerkte Mängel wurde angeordnet, und bereits am 29. April 1869 erschien die neue „Instruktion über das Sanitätswesen der Armee im Felde“. Schon ein Jahr vorher war zur Beseitigung des Mangels an Einheitlichkeit in der Leitung des Militärmedizinalwesens die Militärmedizinalabtheilung im Kriegsministerium eingerichtet worden. Zur Regelung des truppenärztlichen Dienstes im Gefechte und auf den Verbandplätzen waren Divisionsärzte eingeführt worden. Das Feldlazarethwesen hatte eine gründliche Umbildung erfahren: Die sogen. „fahrenden Abtheilungen“ der früheren leichten (Divisions-) Feldlazarethe (drei pro Armeekorps) wurden in selbständige Sanitätsdetachements umgewandelt. Jedes mobile Armeekorps hatte drei solcher, in zwei selbständige Sektionen theilbare Sanitätsdetachements, welche den Truppen unmittelbar in das Gefecht zu folgen hatten und unter dem Befehl des Divisionskommandeurs standen. Aus den früheren drei Depots

der leichten Feldlazarethe und aus den neun Sektionen der drei schweren (Korps-) Lazarethe wurden für je ein Armeekorps zwölf Feldlazarethe, theilbar in je zwei Sektionen, gebildet. Der den Feldlazarethen früher beigegebene Trainoffizier kam in Fortfall. Der Chefarzt war der selbständige, verantwortliche Leiter für den gesammten Dienstbetrieb des Feldlazareths. Zur Ab- bezw. Auflösung der Feldlazarethe wurde das sogen. Etappenlazarethpersonal bestimmt. (Stehendes Kriegslazareth.) Unmittelbar hinter jedem Armeekorps hatte ein Lazarethreservedepot sich zu befinden. Der Abschub der Verwundeten nach der Heimath, ebenso das Lazarethwesen daselbst (Reservelazarethe), wurden geregelt, die freiwillige Krankenpflege einheitlich organisiert und in engeren Anschluß an die amtliche gebracht zc. Fürwahr eine völlig neue Organisation, bei welcher alle die im Jahre 1866 bemerkten Mängel Berücksichtigung bezw. Verbesserung gefunden hatten.

Im Juli des folgenden Jahres aber schon wurde die Trommel zum großen Streite gegen Frankreich gerührt. Viel Zeit, sich in den Geist der neuen Instruktion einzuleben, war wahrhaftig nicht gewesen! Männer, deren Wirkungskreis sich bis dahin auf die Behandlung der Kranken beschränkte, sollten plötzlich als Divisionsärzte für den Sanitätsdienst einer ganzen Division ohne reglementarischen Anhalt verantwortlichen Rath erteilen, sollten die Sorge für das sanitäre Wohl der Division schnell in bündige, den Verhältnissen entsprechende Dispositionen fassen.*) Bislang, im Frieden, war von allen diesen Aufgaben nie irgend eine an den, der sie im Kriege lösen sollte, herangetreten. Der gleiche Mangel an Vorbereitung bestand bei den Chefärzten der Feldlazarethe, welchen der Befehl über dieselben anvertraut war, ohne daß sie je im Frieden in diesem Umfange ein Lazareth selbständig geleitet hätten. Die Sanitätsdetachements waren neu. Es fehlte an einem eingreifenden Zusammenwirken der Aerzte dieser mit solchen der Truppe und der Feldlazarethe. Letztere erhielten oft, kaum daß sie sich eingerichtet hatten, und ohne daß für Ersatz durch das Reservepersonal gesorgt gewesen wäre, den Befehl, der marschirenden Truppe sich wieder anzuschließen, oder aber sie blieben ganz ohne Befehl.**)

*) Roth, Denkschrift über nothwendige Reformen in der Organisation des Sanitätsdienstes. Dresden 1872.

**) Aus Heft 11 der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften (herausgegeben vom großen Generalstabe): „Truppenfahrzeuge, Kolonnen und Trains bei den Bewegungen der Ersten und Zweiten Armee bis zu den Schlachten westlich Metz“ geht hervor, daß der Befehlsbetrieb bezüglich der Feldlazarethe anfänglich noch sehr der Vervollkommnung bedurfte; es wird öfters erwähnt, daß denselben keine oder verspätete Befehle zuzugingen, so daß sie im Augenblicke des Bedarfs nicht zur Stelle waren. So wurde z. B. bei Saarbrücken, als infolge der weiten Marsche und durch das Durcheinanderkommen der Truppen, die Lazarethe zu weit abgekommen waren (vergl. auch Kriegssanitätsbericht, Bd. I, S. 103), um ihnen beim Anmarsche Direktiven zukommen zu lassen, in den rückwärtigen Dörfern an die Thore geschrieben: „Alle Feldlazarethe nach Saarbrücken!“ Es fehlte eben an einer regelnden Thätigkeit der den Truppenstäben beigegebenen, höheren Sanitätsoffiziere,

Erhöhung der Krankenträger zeigte die Anzahl derselben sich doch nicht ausreichend. Auch die Krankenzerstreuung im Rücken der Armee blieb zunächst nicht genügend geordnet, bis für diesen Zweck in den Evakuationskommissionen besondere Organe geschaffen worden waren. Es ist aber hierbei noch ganz besonders in Betracht zu ziehen, daß in der ersten Zeit des Feldzuges die Bahnlinien noch mit Heranschaffung der Feldtruppen und von Kriegsmaterial beschäftigt waren, als bereits die ersten blutigen Kämpfe stattfanden.*) Dies nur als einige Beispiele! Es konnte daher im Anfange des Feldzuges nicht ausbleiben, daß es da und dort nicht recht klappte, und daß namentlich das Räderwerk nicht glatt in einander griff, sowie daß an einzelnen Stellen die Hülfe zunächst nicht genügend war, z. B. bei Wörth und Spicheren, obwohl besondere Umstände, wie: die Raschheit des Aufmarsches, die schnelle Aufeinanderfolge der Schlachten, die Verlegung der Verkehrswege mit Truppenmassen und Kriegsbedürfnissen, auch ihren Antheil daran hatten. Trotzdem aber lebte man sich unter der täglichen Erfahrung und Uebung bald ein. Für die thatsächlich schnelle Hülfsbereitschaft der Sanitätsanstalten in den späteren Kämpfen spricht der Umstand, daß in der absolut opferreichsten Schlacht, bei Gravelotte—St. Privat, auch die absolut größte Zahl von Sanitätsanstalten (am Schlachttag selbst waren auf dem Schlachtfelde bereits thätig: 20 Sanitätsdetachements und 24 Feldlazarethe), speziell von Feldlazarethen, sich an der ersten Hülfe betheiligen konnte, trotzdem zwei andere Schlachten, darunter die relativ blutigste des ganzen Krieges (Bionville—Mars la Tour) unmittelbar vorausgegangen waren. Der Kriegs-Sanitätsbericht (Bd. I, S. 220) hebt besonders hervor, daß die erste Hülfe, namentlich in den späteren Schlachten, eine ausgiebigere gewesen ist, als in allen vorausgegangenen Feldzügen, und in der Mehrzahl der Schlachten als eine ausreichende hätte erachtet werden können, wenn lediglich die Verwundeten der Deutschen Armee in Betracht gekommen wären. Der Grundsatz, sämmtlichen Verwundeten innerhalb 24 Stunden den ersten Beistand angebeihen zu lassen, wurde derartig durchgeführt, daß im Allgemeinen nur Vereinzelte, auf schwer zugänglichen Theilen des Schlachtfeldes Liegende eine Ausnahme bildeten. Auch bezüglich der Leistungsfähigkeit und Bereitschaft der Feldlazarethe traten später besondere Mängel nicht hervor, und es wird besonders hervorgehoben (Noth a. g. D.), daß in Folge des Interesses an der Sache die meisten Chefärzte ihre Lazarethe so geführt haben, daß dieser Versuch einer selbständigen Leitung von Heilanstalten durch Ärzte als ein

namentlich des Divisionsarztes, die sich auf dem Laufenden zu erhalten und dafür zu sorgen hatten, daß den Feldlazarethen Befehle zugingen und daß sie rechtzeitig herangezogen und in Thätigkeit versetzt wurden. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges besserte sich dies jedoch ganz wesentlich. Denn nach dem Kriegs-Sanitätsbericht (Bd. I, S. 220) wirkten in jeder Schlacht Feldlazarethe auf den Verbandstationen nach Art der Sanitätsdetachements mit.

*) Vergl. Kriegs-Sanitätsbericht Bd. I, S. 254.

durchaus gelungener zu betrachten gewesen ist. Als Beispiel der Leistungsfähigkeit der Deutschen Sanitätseinrichtungen möchte ich nur anführen, daß nach der Schlacht bei Gravelotte die Wagen der Sanitätsdetachements der Garde am 19. August mittags bereits vom Schlachtfelde zurückkamen, weil dasselbe abgesehen war.*)

Auch von feindlicher Seite ist dieses bestätigt worden. Als der Französische Kriegschirurg Le Fort in die Preussische Feldlazarethe entsendet wurde, um die Auslieferung gefangener verwundeter Franzosen zu erbitten, konnte er berichten, daß er schon vor Ablauf von 24 Stunden nach Beendigung der Schlacht die Französischen und Deutschen Verwundeten alle gelagert, verbunden und verpflegt angetroffen habe.**)

Ich führe ferner noch an einen Artikel aus der „Revue militaire suisse“ 1886 von Kapitän Froelich, der sich folgendermaßen ausdrückt: Si l'organisation du service de santé de l'armée allemande doit être qualifiée, malgré des imperfections encore actuellement existantes, d'excellent à cause des résultats obtenus lors de la campagne 1870/71, on ne peut pas en dire autant de celle des autres puissances etc. . . Auch von Oesterreichischer Seite wird dies bestätigt. Edert steht nicht an, es auszusprechen, daß das Sanitätskorps der Deutschen Armee das Höchste geleistet und den modernen Anschauungen der Kriegschirurgie und medizinischen Fachwissens vollkommen entsprochen habe.***)

Im gleichen Sinne spricht sich Myrdacz („Das Deutsche Militär-sanitätswesen“) aus. Die Geschichte hat gelehrt, daß von Keres ab bis zu Napoleon I. die großen, nach Hunderttausenden zählenden Massenheere schließlich an Epidemien zu Grunde gegangen sind und ihr Ziel nicht erreicht haben. Zwei Ausnahmen bringt die neue Zeit: den Amerikanischen SeceSSIONskrieg und den Feldzug gegen Frankreich 1870/71. Nach dem Kriegs-Sanitätsbericht (Bd. II, S. 412) sind an Verwundungen gestorben 28 278 Mann, an Seuchen hingegen nur 14 964, also ungefähr die Hälfte der durch Kriegsgewalt Beschädigten, obwohl es an typhösen Erkrankungen und Ruhr wahrhaftig nicht gefehlt hat, denn an ersteren hatte die Armee einen Zugang von 74 025 Mann, an letzterer einen solchen von 38 975. Durch die strenge Durchführung der Sanitätsmaßregeln wurde die Schlagfertigkeit der Armee erhalten, Deutschland und Europa vor Epidemien und besonders durch die bei den Französischen Gefangenen und bei der Deutschen Armee vorgenommenen Massenimpfungen die Armee selbst und Deutschland vor einer Blatternepidemie †) bewahrt. Dies soll bei Beleuchtung der Leistungen des

*) Vergl. E. Richter a. g. D., S. 457.

**) „Revue des deux mondes.“ November 1871.

***) Edert, Humanität im Kriege, S. 102

†) 459 Soldaten der Deutschen Armee starben an den Pocken; das Französische Heer aber, dem damals keine prophylaktische Durchführung der obligatorischen Wiederimpfung zur Seite stand, hatte nach dem eigensten Zeugnisse seines Kriegsministers Freycinet 23 400 Todesfälle allein an Pocken zu beklagen. (v. Coler, Festrede zur hundertjährigen Stiftungsfeier des medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts.)

Deutschen Sanitätswesens nicht außer Acht gelassen werden. Nach dem Feldzuge wurde dem Sanitätskorps ein neuer Akt Allerhöchster Gnade zu Theil. Am 6. Februar 1873 erschien die Verordnung über die Organisation des Sanitätskorps. „Mit den neuen Festsetzungen dieser Verordnung gebe Ich — so lautete die Einführungsordre — dem Sanitätskorps abermals einen Beweis meines Vertrauens, das dasselbe in dem letzten glorreichen Kriege durch seine Leistungen auf eine anerkennenswerthe Weise gerechtfertigt hat.“ Es war ein Sanitätsoffizierkorps entstanden (lt. §. 1 der angezogenen Allerhöchsten Verordnung).

In Frankreich hatte man trotz der erwähnten üblen Erfahrungen an den alten Maximen festgehalten. Vergessen waren all die harten Prüfungen und Verluste durch Seuchen der Vergangenheit. Dies gilt sowohl bezüglich der Menge der Aerzte (1 : 742 Mann; in der Deutschen Armee 1 : 207 Mann), als auch in Bezug auf die Unterordnung des Sanitätswesens unter die Militärverwaltung. Bis zum Armeefarzt hinauf waren die Militärärzte noch den Korps- bezw. Divisionsintendanten untergeordnet und hatten nirgends mitzuspreehen. Selbst der Obermedizinalinspektor hatte keine Macht, ja er durfte nicht einmal ohne Erlaubniß des Intendanten die Hospitäler besuchen.*) Auf dem Schlachtfelde war die anordnende Macht bezüglich des Sanitätsdienstes nicht der Arzt, sondern der Intendant, der alle Bestimmungen im Einverständnis mit dem militärischen Vorgesetzten zu treffen hatte. (Erst nach Sedan fiel dieser Hemmschuh des Französischen Militär-sanitätswesens.) Besondere Krankenträger gehörten nicht zum Etat der Französischen Armee. Die Verwundeten wurden von ihren Kameraden aus den Reihen getragen. Mitunter wurden, um die Verwundeten vom Schlachtfelde auf den Verbandplatz (Divisionsambulanz) und von hier aus nach den Feldlazarethen (Korpsambulanz) zu schaffen, bei den Korpsstäben Kompagnien von Treibern mit Tragmauleseln gebildet, je eine solche Kompagnie bei einem Armeekorps. Diese Einrichtungen aber genügten durchaus nicht. Es erscheint daher begreiflich, wenn nach Grellois**) die meisten der von Gravelotte nach Metz geschafften Verwundeten noch sechs Tage nach ihrer Verwundung entweder keinen oder nur einen übereilten Verband erhalten hatten. Ueber die Leistungen der offiziellen Französischen Feldlazarethe — Korpsambulanzen — ist wenig bekannt geworden. Bei dem ungünstigen Ausgange der Gefechte zogen sie sich meist weit zurück unter Ueberlassung der Verwundeten an den Gegner oder an die freiwilligen Französischen Ambulanzen. Was diese aber betrifft, so ließ ihre Organisation recht Vieles zu wünschen übrig. Sie waren u. A. auch nicht mit Transportmitteln ausgerüstet, vielfach ohne Wagen, so daß sie die Verwundeten wohl auf dem Gefechtsfelde verbinden konnten, aber mangels

*) Vorträge über das Militär-sanitätswesen im Falle eines Krieges 2c. Gehalten an der Nikolai-Militärakademie zu St. Petersburg 1870/71 von Pasenkampff.

**) Histoire médic. du blocus de Metz.

aller Beförderungsmittel liegen lassen mußten. Von einem geordneten Evakuations-system war nicht die Rede, da der Dienst im Rücken der Armee fast gänzlich ungeordnet war. Züge mit Verwundeten und Kranken, ohne Auswahl beladen, fuhrten auf den Bahnen von Station zu Station, bis sie irgendwo in einer Stadt zc. einen Unterkunftsraum, Nahrungsmittel und bereite Civilärzte fanden.*) Obwohl dem Französischen Militärsanitätswesen nicht einmal die volle Arbeitsleistung zufiel, da die Verwundeten beim Zurückgehen der Truppen in Feindeshand gelassen wurden, hat es durchaus nicht genügt, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß, wenn nicht ein beträchtlicher Theil der Verwundeten in Deutsche Hand gefallen wäre, diese ein grenzenloses Elend durchgekostet hätten. Wird doch berichtet,**) daß auf dem Marsche von Châlons nach Blois die Deutschen allein auf dem Wege 6000 verlassene, hilflose, frierende und hungernde Verwundete fanden, daß Tausende von Franzosen in diesem Winterfeldzuge durch Hunger, Frost, Wunden und Siechthum auf die elendeste Weise um das Leben gekommen sind, die bei einer zweckmäßigen Umsicht und Fürsorge hätten gerettet werden können. Ebenso wie im Böhmischem Feldzuge erwuchs durch den Zugang so vieler Französischer Verwundeter dem Deutschen Feldsanitätswesen eine ganz erhebliche Arbeitsvermehrung, so daß unter solchen Verhältnissen es ganz unmöglich war, nach allen Richtungen sofort ausreichend zu helfen. Ließen doch z. B. die Franzosen bei Bionville 10 478, bei St. Privat 7863 Tode und Verwundete auf der Wahlstatt. Und alle die vielen Verwundeten waren oft das Ergebnis nur weniger Stunden.

Das Deutsche Feldsanitätswesen hatte die gewaltige Arbeitsprobe bestanden. Es zeigte sich jedoch immerhin noch verbesserungsfähig. Es sollte ihm noch vollendetere Gestalt verliehen werden. Bereits 1872 trat mit Allerhöchster Genehmigung eine Kommission zur Besprechung der im letzten Kriege auf dem Gebiete des Sanitätswesens gemachten Erfahrungen zusammen. Das Etappen- und Eisenbahnwesen wurde neu geregelt (Instruktion vom 20. 7. 1872). Nach reiflicher Ueberlegung und ernstem Wägen erschien am 10. Januar 1878 die heute gültige Kriegs-Sanitätsordnung.

Bei dem Ueberblick über den Werdegang des Feldsanitätswesens habe ich mehrfach, soweit es wenigstens Preußen betrifft, die Entwicklung des militärärztlichen Standes streifen müssen. Dessen Fortschritte haben von jeher in innigem, unzertrennlichem Zusammenhang mit dem jeweiligen Bildungsgrade des ärztlichen Personals gestanden. Je mehr dieses gehoben wurde, desto leistungsfähiger gestaltete sich auch das Feldsanitätswesen. Darum konnten diese Verhältnisse nicht außer Betracht gelassen werden. Es ist ein langer, oft recht mühe- und dornenvoller Gang gewesen vom Feldscheer zum Feldchirurgen, vom Chirurgen zum Vollarzt, vom Vollarzt zum Sanitäts-

*) Vergl. Richter a. g. D., S. 618.

***) Vergl. Edert a. g. D., S. 95.

offizier. Jeder nach aufwärts zurückgelegte Schritt brachte dem ärztlichen Personal neue und höhere Aufgaben. Dieselben sind aber nicht nur gelöst, sondern auch hervorragend gelöst worden. Näher darauf hier einzugehen, verbietet der Rahmen dieses kurzen Ueberblickes. Ich will nur kurz erwähnen, wie infolge der Einführung der Antisepsis und Asepsis eine völlige Umgestaltung der chirurgischen Wissenschaft, die Umänderung unseres gesammten Kriegs-Sanitätsmaterials erforderlich wurde, wie das Sanitätspersonal selbst ganz neue Anschauungen annehmen mußte, ich will auch die thatkräftige Hülfe nur andeuten, welche die Militärärzte im Osten und Westen des Reiches in den Jahren 1892 bis 1894 geleistet haben, als die Cholera bei uns einzudringen versuchte, will auch nicht näher dessen gedenken, was sie auf dem neu erschlossenen Gebiete der Bakteriologie geschaffen und wie sie dadurch erfolgreich zur Bekämpfung der Seuchen beigetragen haben. Sie alle, die Männer, die als Leuchten und Fürsten der Wissenschaft aus den Reihen der Militärärzte hervorgegangen sind und die Lehrstühle unserer Hochschulen geziert haben und noch zieren, sie sind die berebten Zeugen für die Leistungsfähigkeit und das wissenschaftliche Leben, welches das Sanitätskorps beseelt. Seine Majestät hat die Gnade gehabt, gelegentlich des 100 jährigen Stiftungsfestes der militärärztlichen Bildungsanstalten dies in schönen Worten anzuerkennen: „Dankbar gedenke ich“, so lautet die Allerhöchste Kabinetts-Ordnung, „der opferwilligen und segensreichen Thätigkeit aller Mitglieder des Sanitätskorps, namentlich aber derjenigen, die in großer Zeit vor dem Feinde, in den Feldlazarethen und in der Heimath das unabwendbare schwere Leid des Krieges zu lindern und zu heilen wußten. Das Militär-sanitätswesen ist seiner ernstesten, dem Kampfe Mann gegen Mann gleich zu achtenden Aufgabe damals in allen seinen Gliedern und Theilen voll gerecht geworden. Ich füge gern hinzu, daß es seitdem mit der fortschreitenden Wissenschaft stets gleichen Schritt gehalten, ja der ärztlichen Kunst zum Segen der Menschheit neue Wege gewiesen hat.“ Vor uns empor steigt das Bild desjenigen Mannes, an welchen diese herrlichen königlichen Worte gerichtet sind, jenes Mannes, welcher in zielbewußter, treuer Arbeit*) nicht nur die persönliche Stellung der Sanitätsoffiziere in der Armee zu einer immer würdigeren gestaltet, sondern auch ihre Leistungsfähigkeit durch unermüdlige Fürsorge für ihre Aus- und Fortbildung auf allen Wissensgebieten in glücklichster Weise gesteigert hat — des vor Kurzem erst von uns gegangenen unvergeßlichen Generalstabsarztes v. Coler. Ein gütiges Geschick hatte es ihm vergönnt, daß er alle die Anerkennungen, Zeichen der Liebe und herzlichster Verehrung, wie sie ihm gelegentlich der 100 jährigen Feier der militärärztlichen Bildungsanstalten und zur Feier seines 70. Geburtstages von Allerhöchster Stelle, den Spitzen der Staatsbehörden und von dem jetzigen Generalstabsarzt der Armee, Excellenz v. Leuthold, entgegengebracht worden sind, noch sehen und erleben konnte.

*) Adresse der Preussischen Sanitätsoffiziere an Excellenz v. Coler, 2. Dezember 1895.

Somit sind wir in die Gegenwart eingetreten.

Und nun zum Ausblick. Es drängt sich zunächst die Frage auf: steht zu erwarten, daß unsere Vorkehrungen auf dem Gebiete der Feldsanitätspflege in einem zukünftigen Kriege genügen werden? Kann die Armee, die die besten Kräfte des Volkes in sich vereint, mit Vertrauen auf den Heeres-sanitätsdienst blicken? Die Kriegssanitätsordnung hat die Feuerprobe noch nicht bestanden. Wird sie dieser Prüfung gewachsen sein, besonders nachdem inzwischen auf dem Gebiete der Waffentechnik so manche Vervollkommnung stattgefunden hat? Soweit es nach menschlicher Voraussicht sich bemessen läßt, glaube ich diese Frage bejahend beantworten zu können. Drei große Lehrmeister haben an der Kriegssanitätsordnung mitgearbeitet: die Feldzüge 1864, 1866 und 1870/71. Sie ist kein aus theoretischen Erwägungen heraus geschriebenes Werk, sondern entstanden an der Hand einer sorgfältigen Erfahrung, zusammengeschießt unter Blut und Eisen in harter, stürmischer Zeit. Wo auch seit 1864 Lücken oder Mängel sich zeigten, da sind sie mit großem Umblick und eiserner Energie beseitigt worden. Jede neu erlassene Vorschrift über das Feldsanitätswesen bildete eine Stufe nach aufwärts. Was menschliche Kraft dazu thun konnte, ist geschehen, um auf alle Verhältnisse vorbereitet zu sein. Ohne Selbstüberhebung und eitle Brüstung dürfen wir daher erwarten, daß sie uns sicher und zulänglich durch die Wogen des Kampfes hindurchführen wird. Die lange Friedenszeit hat es ermöglicht, sich in den Geist dieser Dienstvorschrift einzuleben. Hastlos und unausgesetzt ist das Sanitätskorps bemüht gewesen, jeden Sanitätsoffizier bis zum jüngsten Assistenzarzt herunter, sowie diejenigen, die ihm nur vorübergehend angehört haben, mit ihrem Inhalt auf das Genaueste bekannt zu machen. Sie ist zum Gemeingut der Mitglieder des Sanitätskorps geworden. Dank dem Interesse, welches auch die militärischen Behörden an der Ausbildung der Sanitätsoffiziere auf sanitätstaktischem Gebiet genommen haben, hat es an Gelegenheit zu praktischen Übungen nicht gefehlt. Durch Teilnahme an Kriegsspielen, an taktischen Übungsritten, durch Stellung sanitätstaktischer Aufgaben gelegentlich der größeren Truppenübungen und Manöver ist für fortlaufende Ausbildung in diesem Dienstzweige gesorgt. Die leitenden Dienststellen sind mit den ihnen im Kriege zufallenden Aufgaben durch jahrelange Übung im Friedensdienste vertraut geworden. Es steht demnach zu erwarten, daß Jeder an seiner Stelle seinen Platz ausfüllen wird und daß er gelernt hat, unter den verschiedensten Verhältnissen selbständig richtig zu handeln, da im Drange des Gefechtes der Truppenführer kaum Zeit finden wird, sich mit der Regelung des Sanitätsdienstes näher zu befassen. Es steht auch zu erwarten, daß auf Grund der reichlichen Schulung das Räderwerk des Sanitätsdienstes glatt und zuverlässig ineinandergreifen wird. Ich glaube daher ganz bestimmt, daß in dieser Beziehung keine Mängel sich bemerkbar machen werden.

Was nun die spezielle Frage betrifft, ob unser Sanitätsmaterial und -personal ausreichend erscheint, so muß dieselbe beantwortet werden vom Gesichtspunkte der heutigen taktischen Verhältnisse. Diese haben sich bekanntlich mit Einführung der Kleinkalibrigen Schußwaffen geändert, folglich muß auch unsere Sanitätstaktik sich ändern. In meiner Veröffentlichung über Beobachtungen im taktischen Sanitätsdienst bin ich ausführlicher auf diese Verhältnisse eingegangen, ich recapitulire daher hier nur einige zum Verständniß des Folgenden nothwendige Punkte: Unser jetziges Infanteriegewehr trägt bis gegen 4000 m. Bis dahin mit unseren Verbandplätzen zurückzugehen, ist unmöglich. Wir wären dann 4 km von der fechtenden Truppe entfernt, dieselbe würde ohne jede ärztliche Hülfe in der Nähe sein, jede Aussicht auf schnelle Räumung des Schlachtfeldes würde schwinden. Denn wenn für den Transport jeder einzelnen belasteten Trage auf 4 km rückwärts und Rückkehr der unbelasteten bis in die Gefechtslinie eine Zeit von ungefähr zwei Stunden erforderlich ist, wann sollen dann die vielen Hunderte, ja Tausende von Verwundeten bei so langsam fortschreitender Räumung des Schlachtfeldes aufgelesen und geborgen sein? Außerdem würden aber selbst die kräftigsten Krankenträger einen derartigen Betrieb und solche Anforderung an die körperliche Leistungsfähigkeit nicht lange aushalten. Es bleibt also, wollen wir schnell zur Hand sein, nur eine Möglichkeit: Wir müssen näher an die fechtende Truppe heran, soweit es nur irgend wie das Gelände zuläßt. In dieser Absicht werden wir unterstützt durch die Eigenart der Flugbahnen der Geschosse aus Kleinkalibrigen Gewehren. Der Scheitelpunkt derselben liegt bekanntlich verhältnißmäßig niedrig über der Visirlinie und zwar um so niedriger, auf je kürzere Entfernungen geschossen wird (z. B. bei Schuß auf 600 m nur 2,5 m über der Visirlinie). Es wird also in einer Entfernung von 600 m vor der feindlichen Stellung eine Höhe von 2,5 m — oder, wenn eine größere Tiefendeckung, wie für einen Verbandplatz verlangt wird, eine solche von höchstens 5 bis 7 m — todt Winkel, unbestrichene Räume*) schaffen, die völligen Schutz bieten. Diese werden sich im Gelände leicht finden lassen. Von ganz ebenem, völlig unbedecktem Gelände sehe ich überhaupt ab, weil ein Vorgehen der Truppe in solchem kaum oder nur unter ganz besonderen — aber dann sehr opferreichen — Verhältnissen unter der heutigen Feuerwirkung von den Führern angekehrt werden würde.**)

*) Dies gilt auch von dem Artilleriefener, namentlich solchem aus Haubitzen. Erst von über 2000 m ab pflegt der Steilschuß angewendet zu werden, welcher von oben her seine Geschosse hinter die Deckungen sendet, während im Allgemeinen bis zu 2000 m der Flachschuß die Regel ist.

**) Nach Felddienstordnung 623 können geschlossene Abtheilungen bei mangelnder Deckung auf 1000 bis 800 m nur dann vorübergehend halten oder sich seitwärts bewegen, wenn das Feuer der eigenen Schützen dem des Gegners einigermassen gewachsen ist, ungedeckt sich bewegende Schützenlinien erleiden, von einer durch Feuer nicht be-

eigenen Hauptfeuerstellung auffinden lassen, ist durch Thatfachen erhärtet. Ich verweise u. A. auf die Bircherschen Ergebnisse,*) die ich am genannten Orte mitgetheilt habe. Derselbe fand, daß 500 bis 600 m hinter der Hauptfeuerstellung der Truppen im Feldzuge 1870/71 fast überall Deckungen für Verbandplätze und Reserven vorhanden waren. Hier sind die Räume, wo die Truppenverbandplätze angelegt werden können. Auch Bald (v. Webels Off. Taschenbuch) rät, diese tothen Winkel in umfassender Weise auszunutzen, ebenso Tiemann.***) Hier müssen sie so lange ausharren, bis ein Vor- oder Zurückgehen der Truppe erfolgt oder bis die Sanitätskompagnie eingreifen kann. Es wird also den Truppenverbandplätzen gegen früher eine größere und länger anhaltende Thätigkeit zukommen.***) Auf diese Art befinden wir uns mit den Verbandplätzen in der Nähe der fechtenden Truppe, die geschädigten Verwundeten werden instinktmäßig diese vor feindlichem Feuer geschützten Stellen aufsuchen, und in Feuerpausen können schon solche eingeholt werden.†) Freilich muß von dem rangältesten Sanitätsoffizier der betreffenden kämpfenden Truppe (§ 29 Kriegs-Sanitätsordnung) zur Vermeidung von Zersplitterung der Sanitätskräfte dafür gesorgt werden, daß sich nicht zu viele solcher Rettungsinseln bilden, da der Divisionsarzt ja zunächst die Anlegung der einzelnen Truppenverbandplätze noch gar nicht übersehen kann.††)

Wie wird es nun aber unter den heutigen Feuerverhältnissen mit der Verwendung, bezw. dem Einsetzen der Sanitätskompagnie? So lange das sogen. Fehlfuer den ganzen Raum vor der feindlichen Hauptfeuerstellung mit dichtem Geschosshagel überschüttet, wird es unmöglich sein in diesem vorzugehen. Da

unruhigten Infanterie beschossen, von 1000 m ab ganz erhebliche Verluste, so daß längere, ununterbrochene Vorwärtsbewegungen daher in der Regel nur bei entsprechender Feuerunterstützung ausführbar sind. Im Artilleriefuer können geschlossene Abtheilungen unter 3000 m ungedeckt nur dann halten, wenn die feindliche Artillerie bereits bedeutend gelitten hat oder durch die eigene unter starkem Feuer gehalten wird. Felddienstordnung 630.

*) Neue Untersuchungen über die Wirkung der Handfeuerwaffen.

***) Siehe „Der Sanitätsdienst auf dem Schlachtfelde“, S. 10.

***) Vergl. auch v. Coler und Schjerner, Ueber die Wirkung und kriegschirurgische Bedeutung der neuen Handfeuerwaffen, S. 403, sowie Tiemann a. g. D., S. 10, 11 u. 14.

†) Vergl. Tiemann a. g. D., S. 66.

††) In meiner Veröffentlichung über taktischen Sanitätsdienst habe ich mich dahin ausgesprochen, daß es für die Artillerie meist keiner Verbandplätze bedürfe, da diese auf diejenigen der sie bedeckenden Infanterie angewiesen werden könne. Zufolge verschiedener Zuschriften und Rücksprache mit Generalstabsoffizieren muß ich dieses abändern. Es wird im Gegentheil anzunehmen sein, daß, sobald das „Artilleriebuell“ begonnen und der Gegner sich eingeschossen hat, die Artillerie binnen kurzer Zeit ganz erhebliche Verluste erleiden wird und daß die im Vorgelände eingekistete Infanterie (600 bis 800 m vorwärts) kaum Hilfe wird bringen können. Der Tiemannsche Vorschlag (a. g. D. S. 17/21), das Sanitätsmaterial und -personal zu vermehren, bezw. der Artillerie einen Zug der dritten Sanitätskompagnie (früher bei der Korpsartillerie, ebenda S. 23) beizugeben, hat viel für sich. (Vergl. auch Dautwiz, Ueber sanitäts-taktische Ausbildung der Sanitäts-offiziere, S. 121.)

Was nun die spezielle Frage betrifft, ob unser Sanitätsmaterial und -personal ausreichend erscheint, so muß dieselbe beantwortet werden vom Gesichtspunkte der heutigen taktischen Verhältnisse. Diese haben sich bekanntlich mit Einführung der Kleinkalibrigen Schußwaffen geändert, folglich muß auch unsere Sanitätstaktik sich ändern. In meiner Veröffentlichung über Beobachtungen im taktischen Sanitätsdienst bin ich ausführlicher auf diese Verhältnisse eingegangen, ich recapitulire daher hier nur einige zum Verständniß des Folgenden nothwendige Punkte: Unser jetziges Infanteriegewehr trägt bis gegen 4000 m. Bis dahin mit unseren Verbandplätzen zurückzugehen, ist unmöglich. Wir wären dann 4 km von der fechtenden Truppe entfernt, dieselbe würde ohne jede ärztliche Hülfe in der Nähe sein, jede Aussicht auf schnelle Räumung des Schlachtfeldes würde schwinden. Denn wenn für den Transport jeder einzelnen belasteten Trage auf 4 km rückwärts und Rückkehr der unbelasteten bis in die Gefechtslinie eine Zeit von ungefähr zwei Stunden erforderlich ist, wann sollen dann die vielen Hunderte, ja Tausende von Verwundeten bei so langsam fortschreitender Räumung des Schlachtfeldes aufgelesen und geborgen sein? Außerdem würden aber selbst die kräftigsten Krankenträger einen derartigen Betrieb und solche Anforderung an die körperliche Leistungsfähigkeit nicht lange aushalten. Es bleibt also, wollen wir schnell zur Hand sein, nur eine Möglichkeit: Wir müssen näher an die fechtende Truppe heran, soweit es nur irgendwie das Gelände zuläßt. In dieser Absicht werden wir unterstützt durch die Eigenart der Flugbahnen der Geschosse aus Kleinkalibrigen Gewehren. Der Scheitelpunkt derselben liegt bekanntlich verhältnißmäßig niedrig über der Visirlinie und zwar um so niedriger, auf je kürzere Entfernungen geschossen wird (z. B. bei Schuß auf 600 m nur 2,5 m über der Visirlinie). Es wird also in einer Entfernung von 600 m vor der feindlichen Stellung eine Höhe von 2,5 m — oder, wenn eine größere Tiefendeckung, wie für einen Verbandplatz verlangt wird, eine solche von höchstens 5 bis 7 m — todte Winkel, unbestrichene Räume*) schaffen, die völligen Schutz bieten. Diese werden sich im Gelände leicht finden lassen. Von ganz ebenem, völlig ungedecktem Gelände sehe ich überhaupt ab, weil ein Vorgehen der Truppe in solchem kaum oder nur unter ganz besonderen — aber dann sehr opferreichen — Verhältnissen unter der heutigen Feuerwirkung von den Führern angeferkt werden würde.**)

*) Dies gilt auch von dem Artilleriefener, namentlich solchem aus Haubitzen. Erst von über 2000 m ab pflegt der Steilschuß angewendet zu werden, welcher von oben her seine Geschosse hinter die Deckungen sendet, während im Allgemeinen bis zu 2000 m der Flachschuß die Regel ist.

**) Nach Felddienstordnung 623 können geschlossene Abtheilungen bei mangelnder Deckung auf 1000 bis 800 m nur dann vorübergehend halten oder sich seitwärts bewegen, wenn das Feuer der eigenen Schützen dem des Gegners einigermaßen gewachsen ist, ungedeckt sich bewegende Schützenlinien erleiden, von einer durch Feuer nicht be-

eigenen Hauptfeuerstellung auffinden lassen, ist durch Thatsachen erhärtet. Ich verweise u. A. auf die Bircherfischen Ergebnisse,*) die ich am genannten Orte mitgetheilt habe. Derselbe fand, daß 500 bis 600 m hinter der Hauptfeuerstellung der Truppen im Felzuge 1870/71 fast überall Deckungen für Verbandplätze und Reserven vorhanden waren. Hier sind die Räume, wo die Truppenverbandplätze angelegt werden können. Auch Bald (v. Webels Off. Taschenbuch) rät, diese todten Winkel in umfassender Weise auszunutzen, ebenso Tiemann.***) Hier müssen sie so lange ausharren, bis ein Vor- oder Zurückgehen der Truppe erfolgt oder bis die Sanitätskompagnie eingreifen kann. Es wird also den Truppenverbandplätzen gegen früher eine größere und länger anhaltende Thätigkeit zukommen.***) Auf diese Art befinden wir uns mit den Verbandplätzen in der Nähe der fechtenden Truppe, die geschädigten Verwundeten werden instinktmäßig diese vor feindlichem Feuer geschützten Stellen aufsuchen, und in Feuerpausen können schon solche eingeholt werden.†) Freilich muß von dem rangältesten Sanitätsoffizier der betreffenden kämpfenden Truppe (§ 29 Kriegs-Sanitätsordnung) zur Vermeidung von Zersplitterung der Sanitätskräfte dafür gesorgt werden, daß sich nicht zu viele solcher Rettungseinseln bilden, da der Divisionsarzt ja zunächst die Anlegung der einzelnen Truppenverbandplätze noch gar nicht übersehen kann.††)

Wie wird es nun aber unter den heutigen Feuerverhältnissen mit der Verwendung, bezw. dem Einsetzen der Sanitätskompagnie? So lange das fogen. Fehlfuer den ganzen Raum vor der feindlichen Hauptfeuerstellung mit dichtem Geschosshagel überschüttet, wird es unmöglich sein in diesem vorzugehen. Da

unruhigten Infanterie beschossen, von 1000 m ab ganz erhebliche Verluste, so daß längere, ununterbrochene Vorwärtsbewegungen daher in der Regel nur bei entsprechender Feuerunterstützung ausführbar sind. Im Artilleriefuer können geschlossene Abteilungen unter 3000 m ungedeckt nur dann halten, wenn die feindliche Artillerie bereits bedeutend gelitten hat oder durch die eigene unter starkem Feuer gehalten wird. Felddienstordnung 630.

*) Neue Untersuchungen über die Wirkung der Handfeuerwaffen.

***) Siehe „Der Sanitätsdienst auf dem Schlachtfelde“, S. 10.

***) Vergl. auch v. Coler und Schjerner, Ueber die Wirkung und kriegschirurgische Bedeutung der neuen Handfeuerwaffen, S. 403, sowie Tiemann a. g. D., S. 10, 11 u. 14.

†) Vergl. Tiemann a. g. D., S. 66.

††) In meiner Veröffentlichung über taktischen Sanitätsdienst habe ich mich dahin ausgesprochen, daß es für die Artillerie meist keiner Verbandplätze bedürfe, da diese auf diejenigen der sie bedeckenden Infanterie angewiesen werden könne. Zufolge verschiedener Zuschriften und Rücksprache mit Generalstabsoffizieren muß ich dieses abändern. Es wird im Gegentheile anzunehmen sein, daß, sobald das „Artillerieduell“ begonnen und der Gegner sich eingeschossen hat, die Artillerie binnen kurzer Zeit ganz erhebliche Verluste erleiden wird und daß die im Vorgelände eingekistete Infanterie (600 bis 800 m vorwärts) kaum Hilfe wird bringen können. Der Tiemannsche Vorschlag (a. g. D. S. 17/21), das Sanitätsmaterial und -personal zu vermehren, bezw. der Artillerie einen Zug der dritten Sanitätskompagnie (früher bei der Korpsartillerie, ebenda S. 23) beizugeben, hat viel für sich. (Vergl. auch Dautwiz, Ueber sanitäts-taktische Ausbildung der Sanitäts-offiziere, S. 121.)

es nun taktisch auch unrichtig wäre, die Sanitätskompagnie schon beim Beginne des Gefechts nach irgend einem bestimmten Punkte hinzudirigiren, weil der Gang der militärischen Handlung leicht eine andere Wendung annehmen kann, als angenommen und jene dann an falscher Stelle eingesetzt wäre, so erübrigt nur, sie an geeigneter Stelle so lange in Bereitschaft zu stellen, bis das verheerende Fehlfuer verstummt und die Zufahrtstraßen frei werden. *) Hat man die Sanitätskompagnie 1200 bis 1500 m hinter der eigenen Hauptfeuerstellung (d. i. ungefähr 2 km von der feindlichen) eine Bereitschaftsstellung einnehmen lassen, so wird sie die kurze Wegstrecke bis zu 500 bis 600 m hinter der eigenen Hauptfeuerstellung längstens in einer Viertelstunde zurücklegen können. Der dadurch bedingte kleine Zeitverlust wird über und über wieder wett gemacht dadurch, daß die Sanitätskompagnie dann auf jedem beliebigen, zunächst gelegenen Truppenverbandplätze, oder wo die Verwundeten am dichtesten liegen, einrücken und sofort ihre Thätigkeit aufnehmen kann.**) Es fällt somit jeder oder doch fast jeder zeitraubende Transport von Verwundeten auf weitere Strecken zu einer nach rückwärts gelegenen Sanitätskompagnie fort. So wird also eine geringere Anzahl von Krankenträgern, z. B. die jetzt etatsmäßige, leicht dasselbe leisten, wie eine größere, welche auch auf größere Entfernungen die Verwundeten nach einem zurückgelegenen Hauptverbandplätze transportiren müßte. Es wird also ihr jetziger Etat gegen früher erst recht genügen, wo man die Hauptverbandplätze in größerer Entfernung hinter der Gefechtslinie anzulegen pflegte, wie z. B. im Feldzug 1870/71, in welchem mit Ausnahme der Schlacht von Sedan diese durchschnittlich 3000 bis 6000 m betrug. Diese Verwendungsart der Sanitätskompagnie brächte also den unschätzbaren Vortheil mit sich, daß der Truppenverbandplatz sich ohne Transport in den Hauptverbandplatz verwandeln könnte; ja es können sogar in einer Anzahl von Fällen — wenn die Verhältnisse günstig liegen, z. B. in Ortschaften u. — auf diesem sofort Feldlazarethe sich niederlassen und einrichten,

*) Vergl. v. Coler und Schjerner a. g. D. S. 403 sowie Diemann a. g. D. S. 12.

**) Was von der ganzen Sanitätskompagnie gilt, hat auch Geltung für deren Theile. Ich halte daher die oft ohne Grund beliebte Theilung in einen Avantgardenzug und einen Groszug für zwecklos und bin für diese Ansicht schon früher eingetreten. Auch der Avantgardenzug muß zunächst Deckung suchen, bis die Bahn frei ist, denn sonst bleibt kein Mann übrig. Nur keine Zerspaltung der Sanitätskräfte! Mit Freuden habe ich daher aus der hier angezogenen Diemannschen Schrift (a. g. D. S. 45) ersehen, daß man von einer prinzipiellen Theilung in einen Avantgarden- und Groszug abgesehen ist. Nur bei besonderen Verhältnissen, wie z. B. bei Abgabe einer starken Seitendeckung, die voraussichtlich auf stärkere feindliche Kräfte stoßen wird, kann solche Theilung sich rechtfertigen. Die Felddienstordnung 147 spricht auch nicht von einer grundsätzlichen Beigabe einer Sanitätskompagnie oder eines Theils derselben zur Avantgarde, sondern nur davon, daß dieses nothwendig werden kann. (Vergl. auch Dven, Taktische Ausbildung der Sanitätsoffiziere, S. 29 und Dautwiz, Ueber sanitäts-taktische Ausbildung der Sanitätsoffiziere der Armee, S. 38 u. 65.)

ebenfalls unter Ersparung jeglichen wesentlichen Transportes. Es bleibt freilich darauf zu halten, daß die Feldlazarethe, entsprechend ihrer Bestimmung (Felddienstordnung 469), nach welcher sie die von den Verbandplätzen oder unmittelbar vom Schlachtfelde ankommenden Verwundeten aufnehmen sollen, auch im Augenblicke des Bedarfs zur Hand sind. Dies wird der Fall sein, wenn man den Divisionen eine Anzahl solcher zutheilt, bezw. sie in kurzer Entfernung folgen läßt, oder wenn man beim Vorstehen umfangreicherer Gefechte und Schlachten auf die Heranziehung sämtlicher Feldlazarethe Bedacht nimmt. Wird in gleicher Weise auch frühzeitig am Schlachttage für Weitreibung von für den Verwundetentransport besonders hergerichteten Landwagen vorgesorgt, so wird es möglich werden, die Verwundeten in verhältnißmäßig kurzer Zeit der gesicherten Pflege der Feldlazarethe zuzuführen. Es muß aber dabei bemerkt werden, daß, wenn auch ein rechtzeitiges Vorziehen der Feldlazarethe wünschenswerth ist, doch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß diese in den Augenblicken der bevorstehenden Entscheidung nicht zu nahe herangezogen werden, namentlich nicht, wenn nicht hinreichend viele Straßen zur Verfügung stehen. Wäre es z. B. in der Schlacht bei Spicheren zu einem kurzen Rückzuge der Armee gekommen, die fast mit ihren gesammten Trains auf einer einzigen Straße zusammengedrängt stand, so hätten für die Truppenbewegungen nicht nur ernstliche Schwierigkeiten, sondern im Falle eines feindlichen Angriffs die schlimmsten Folgen entstehen können.*)

Betrachten wir nun aber auch die zu erwartenden Verlustgrößen, um im Einzelnen festzustellen, ob das Maß der jetzt gebotenen Hülfsvorrichtungen als ausreichend zur schnellen Lagerung von Verwundeten anzusehen ist. Wir sind in dieser Beziehung vorläufig nur auf Schätzungszahlen angewiesen. Seit Einführung der kleinkalibrigen Gewehre haben noch keine größeren, gleichwerthig ausgerüsteten und taktisch geschulten Truppenmassen sich gegenüber gestanden; wir müssen demnach auf den Feldzug 1870/71 zurückgreifen. Die blutigsten Schlachten aus diesem Kriege waren diejenigen von Bionville—Mars la Tour, Spicheren, Wörth und Gravelotte—St. Privat. Sie brachten einen Verlust von 29 pCt., 18 pCt., 12 pCt. und 10 pCt. der Truppenkopfstärken. Bei Spicheren, Wörth und Gravelotte begünstigte die in bergigem Gelände gut gewählte Stellung die Franzosen ganz ungemein, außerdem war die französische Armee mit dem überlegenen, sicherer treffenden Chassepotgewehre ausgerüstet. Die Deutschen Streiter wurden schon dezimirt, ehe das Büdnadelgewehr seine Wirkung recht entfalten konnte. Bei Bionville—Mars la Tour kämpften wir aber anfangs gegen die fast vierfache Uebermacht, und noch zu Ende des Kampfes standen 67 000 Deutsche gegen 138 000 Franzosen im Feuer. Regen wir also allgemein eine Durchschnittsverlustziffer von 20 pCt. der Kopfstärke zu Grunde, so rechnen wir ohne Zweifel mit reichlichem Maß.

*) Siehe Heft 17, S. 466 der angezogenen „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“ des großen Generalstabes.

Nehmen wir die Gefechtsstärke eines Armeekorps auf rund 30 000 Mann an, so würde dies einen Verlust bedeuten von 6000 Mann. Das Verhältniß der Todten zu den Schwer- und Leichtverwundeten pflegt man zu berechnen im Verhältnisse von 1:2:3. Das ergibt somit 1000 Todte, 2000 Schwerverwundete und 3000 Leichtverwundete. Wir dürfen annehmen, daß die Hälfte der Leichtverwundeten ungefähr, weil an den unteren Gliedmaßen getroffen, nicht gehen kann, also vom Schlachtfelde fortgetragen werden muß. Es würden also fortzuschaffen sein vom Schlachtfelde $2000 + 1500 = 3500$ Verwundete. Demgegenüber aber haben wir beim Armeekorps zur Verfügung 183 Aerzte — nicht mitgerechnet die Aerzte bei den Kolonnen, die, als zu weit vom Schlachtfelde entfernt, nicht in Ansatz kommen können, — so daß auf jeden Arzt entfallen würden rund 27 Verwundete im Allgemeinen, also an Schwerverwundeten rund 11, an Leichtverwundeten rund 16. Zur Unterstützung der Aerzte sind vorhanden rund 280 Sanitätsmannschaften. An Verbandmitteln sind wir auf mehr als 30 pCt. der ganzen Kopfstärke eingerichtet. An Hülfsstranträgern und Kranenträgern der Sanitätskompagnie, sowie an Musikern (von welchen ich aber nur die jüngeren Jahrgänge in Ansatz bringe) sind rund 1300 Mann vorhanden, so daß also auf ungefähr jeden dritten Verwundeten, von solchen, die getragen werden müssen (3500 wie vor), ein Träger kommt. An Tragen besitzen wir etatsmäßig, ohne Berücksichtigung der anzufertigenden Nothtragen 400 Stück, d. h. ungefähr auf jeden achten Verwundeten, der getragen werden muß, eine Trage. Zur Aufnahme der der Lazarethbehandlung Bedürftigen stehen zwölf Feldlazarethe mit je 200 Lagerstellen zur Verfügung = 2400 Lagerstellen, die jedenfalls genügen zur Unterbringung der 2000 Schwerverwundeten. Außerdem können solche leicht erweitert werden (Felddienstordnung 469). Auch darf man annehmen, daß durch das Personal und Material eines Feldlazareths — sofern nur Ersatz an Material zur Verwundetenpflege möglich ist — eine Zeit lang, ohne besondere Schwierigkeit, 300 ja selbst auch 400 Mann mit angemessener Pflege versehen werden können,*) wobei in Betracht zu ziehen ist, daß ein großer Theil der leicht, aber an den unteren Gliedmaßen zc. Verwundeten (also zunächst nicht zum Abschub durch Fußmarsch geeignet) unter entsprechendem Verbande nur mehr einer ärztlichen Beaufsichtigung bedürfen wird, bis zu der erfahrungsgemäß oft unter nur einem Verbande schnell eintretenden Heilung der durch die kleinkalibrigen Geschosse erzeugten Wunden.**)

Machen wir nun — wie erwähnt — irgend einen beliebigen Truppenverbandplatz, wenn möglich einen im Brennpunkte des früheren Gefechtes belegenen, durch Heranziehung der

*) Vergl. auch Dautwiz, Ueber sanitäts-taktische Ausbildung der Sanitäts-offiziere zc., S. 39.

**) Vergl. die verschiedenen Mittheilungen betreffend die Schußverletzungen im Süd-afrikanischen Kriege und gelegentlich der Chinesischen Wirren.

Sanitätskompagnie zum Hauptverbandplatze, so sparen wir zu Gunsten schneller Räumung des Schlachtfeldes ganz erheblich. Wir werden dann in der Lage sein, in ungefähr sechs Stunden sämtliche 3500 Verwundete vom Schlachtfelde fortzubringen, wobei ich noch diejenigen Verwundeten gar nicht in Abzug bringe, die auf dem Hauptverbandplatze selbst oder ganz in seiner unmittelbaren Nähe liegen, und somit nur einer verschwindend kurzen Zeit zum Transporte nach dem genannten Verbandplatze bedürfen. 1300 Träger können 325 Tragen bedienen, somit also auf einmal 325 Verwundete fortschaffen. Wiederholt sich dieser Vorgang elf Male, und nehmen wir an, daß durchschnittlich auf jede Vollendung für Hin- und Rückweg $\frac{1}{2}$ Stunde käme, so würde also in $11 \times \frac{1}{2}$ Stunden = $5\frac{1}{2}$ Stunden das Schlachtfeld abgesucht sein können. Es könnte nun eingewandt werden, daß bei dieser Berechnung alle Träger überhaupt in Ansatz gebracht worden seien, während in Wirklichkeit es doch fraglich sei, ob man sie sämtlich zu einer Zeit zur Verfügung habe. Dies mag wohl in einem gewissen Grade richtig sein, allein ebenso richtig ist es auch, daß nicht alle an der Schlacht beteiligten Truppen oder Armeekorps einer Armee die hoch angenommenen Verluste von 20 pCt. erleiden. Die Verhältnisse ergänzen sich also gegenseitig. Auch Werner*) kommt bei Zugrundelegung eines Verlustes von 20 pCt. zu dem Ergebnisse, daß bei Bereitstellung von Krankenträgern für 1 bis $1\frac{1}{4}$ pCt. der Etatsstärke der Truppen mit der erforderlichen Bedienungsmannschaft der Krankentransport vom Schlachtfelde zu einem selbst 2 km entfernten Verbandplatze in einer Zeit von etwa sechs Stunden zu bewältigen sei.

Aber selbst wenn man annimmt, daß durch besondere Einflüsse die Abräumungszeit sich um eine bis zwei Stunden verlängert, so bleibt doch die Leerung eines mit $3\frac{1}{2}$ Tausend Verwundeten bedeckten Schlachtfeldes innerhalb acht Stunden unbestreitbar eine glanzvolle Leistung. Das Ideal, alle Verwundeten noch am Schlachttage verbunden vom Schlachtfelde in eine Unterkunft zu bringen, würde sich bei diesen Einrichtungen erreichen lassen; es verringert sich aber die Aussicht dazu im proportionalen Verhältnisse zur Entfernung des Hauptverbandplatzes vom Schlachtfelde. Ich glaube, man muß eine derartige Leistung als voll zulänglich bezeichnen. Sie wird für die Truppe um so werthvoller, weil sie in dem Bewußtsein, daß alle im heißen Ringen zu Boden Gesunkenen geborgen sind, mit wieder flotten und verwendungsbereit gewordenen Hilfskrankenträgern und Sanitätskompagnien zc. aufbrechen kann, so daß der Gefechts-sanitätsdienst für etwa bevorstehende Kämpfe gesichert ist. Bei der heutigen Kriegführung fällt dies um so mehr ins Gewicht, als die Schlachten in jüher Folge sich aufeinander drängen und wenige Tage oft die Entscheidung eines ganzen Feldzuges mit sich bringen.

*) Vergl. v. Coler und Schjernerj a. g. D.

Aber einer Reihe von Humanitätsaposteln genügt diese Leistung nicht. Man verlangt noch mehr. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß das Feldsanitätswesen einer Armee nur dann als hinlänglich zu bezeichnen sei, wenn es im Stande wäre, jedem Verwundeten sofort Hilfe zu leisten. Dementsprechend verlangt man von der Armeeleitung, daß sie die Sanitätsmittel, vor Allem die Transportmittel, vermehren solle, und läßt es an abfälliger Kritik nicht fehlen, wenn sie diesen Wünschen sich nicht gefügig zeigt. Ich meine aber, eine derartige Forderung entspricht nicht den Verhältnissen und dem Wesen des Krieges. Durchaus verkenne ich nicht, daß es für einen Verwundeten hart ist, wenn er stundenlang auf dem Schlachtfelde, möglicherweise noch dazu auf morastiger, eisbedeckter Erde oder ungedeckt gegen heiße Sonnenstrahlen, liegen bleiben muß, bis endlich die Reihe zum Transport auch an ihn kommt, ich verhehle mir auch nicht, daß für Manchen das Warten verhängnißvoll werden kann, daß er vielleicht hätte gerettet werden können, wenn er früher vom Schlachtfelde aufgehoben worden wäre. Trotzdem aber halte ich diesen vom rein menschlichen Standpunkte aus gewiß billigen Wunsch auf Grund militärischer Erwägungen nicht für erfüllbar. Der Hauptzweck des Kampfes muß bleiben die Niederwerfung des Feindes: der Sieg. Wird dieser nicht erreicht, so steht es um die eigenen Verwundeten noch viel schlimmer. Alle Einflüsse, die diesem Ziele der kriegerischen Thätigkeit entgegen sind, müssen ferngehalten werden. Es steht nun statistisch fest,*) daß im 19. Jahrhundert das militärische Fuhrwesen stetig gewachsen ist. Besonders in den letzten Jahren haben wir unser Artilleriematerial beträchtlich vermehrt, haben Maschinengewehrabtheilungen zc. eingerichtet, ein fast endloser Zug von Munitions-, Proviant- und anderen Kriegszwecken dienenden Kolonnen folgt der Armee. Die Kolonnen eines Armeekorps umfassen jetzt ungefähr 4500 Mann, über 5000 Pferde und über 1000 Fahrzeuge. Mit zunehmender Entfernung vom Etappenhauptort werden Zahlenwerthe erreicht, die schließlich gar nicht mehr zu decken sind. Fast will es scheinen, als ob in Bezug auf die mitgeführten Fahrzeuge die Grenze des Zulässigen erreicht wäre. Vor allen Dingen ist aber der Bedarf an Pferden zur Bespannung nur schwer zu decken. Ersatz der thierischen Zugkraft durch Maschinen wird immer dringender, namentlich, wenn es sich um Kriegführung in Ländern mit nicht hinreichendem Pferdebestand handelt. Man hat deshalb z. B. in Frankreich schon vor längeren Jahren Versuche mit schweren Motowagen zur Fortschaffung von Armeebedürfnissen gemacht und in neuerer Zeit mit Dampfautomobilen. In allen Militärstaaten wird auf diese Verhältnisse großer Werth gelegt. Die Engländer verwendeten seit 1899 im Burenkriege eine besondere Straßenlokomotiven-Abtheilung**) zur Fortschaffung der Armeebedürfnisse; in der Französischen

*) Vergl. Heft 17 der angezogenen Einzelschriften des Generalstabes.

**) Siehe Militär-Wochenblatt 1901, Nr. 103.

Armee sind bereits Ambulanzwagen mit Benzinbetrieb eingeführt, die Sanitätspersonal und -material schnell heranschaffen und so eingerichtet sind, daß an ihnen ein Verbindzelt angebracht werden kann. Bei uns sind im Kaisermanöver 1899 die mit Selbstfahrern angestellten Versuche völlig zufriedenstellend ausgefallen, auch die 1900 und 1901 in Gebrauch gezogenen Wagen sollen ihre Kriegsbrauchbarkeit bewiesen haben. Ebenso liegen günstige Urtheile aus der Oesterreich-Ungarischen Armee vor. Für die Verwundetenpflege würde diese mögliche Umwälzung auf dem Gebiet des Armeefuhrwesens große Vortheile bringen. Das ärztliche Personal und das Sanitätsmaterial könnte rasch zum Verbandplatz herangebracht und durch schnelle Hilfe mancher Verwundete gerettet werden. Was würde der Stand der Feldlazarethe selbst bis zu 40 km hinter der Truppe ausmachen, in gut einer Stunde würden sie am Bedarfsorte zur Stelle sein. Die Befehlsübermittlung könnte auf dem Wege der drahtlosen Telegraphie bewerkstelligt, schnell könnten auch die Verwundeten von den Verbandplätzen zu den Feldlazarethen geschafft werden. Die Motowagen würden auch das Freiwerden der Straßen hinter der Gefechtslinie, namentlich im Falle eines Rückzuges, erleichtern. Auch die Engländer haben z. B. am Tugela in äußerst schwierigem Gelände die Motowagen bewährt gefunden, doch ist ihre Vervollkommnung noch nicht derartig, daß man mit ihnen über Stock und Stein fahren könnte und so sind wir vorläufig noch immer auf thierische Zugkräfte angewiesen.*) Wollten wir nun infolge der vermehrten Fürsorge für die Wohlfahrt der Truppen diesen eine nur annähernd hinreichende Menge von etatsmäßigen Sanitätsfahrzeugen begeben, so würde der Troß geradezu in das Unermeßliche steigen. Jeder Troß aber bleibt ein Uebel, ein Hemmiß für die freie Beweglichkeit der Truppe. (Die alten Römer bezeichneten Troß und Bagage bekanntlich mit dem Ausdrucke *impedimenta*.) Je größer also der Troß, um so größer auch das Hemmiß. Von militärischer Seite aus wird einer derartigen Vermehrung der Sanitätsfahrzeuge nie das Wort geredet werden.**)

*) Die mechanische Beförderung der Lasten im Kriege würde auch in anderer Beziehung sehr bedeutende Vortheile bringen: Abgesehen von der Langsamkeit der Fortbewegung durch Pferde würde die ungeheure Länge der Kolonnen und Trains, welche schon beim Armeekorps diejenige einer normalen Tagesleistung übersteigt, verkleinert, die Anzahl der erforderlichen Begleit- und Bedeckungsmannschaften verringert werden, da ein Motowagen bis zu 20 Pferde ersetzen kann. Schwierigkeiten im Transportwesen, wie sie leicht infolge von Ueberanstrengung und Erschöpfung der Zugthiere, namentlich bei forcirten und langen Märschen, eintreten können, werden nicht zu befürchten sein, da die Motowagen, abgesehen von kurzen Pausen, die zum Reinigen, Oelen u. des Mechanismus nothwendig sind, den ganzen Tag in Betrieb gehalten werden können. Endlich würde auch die Mitnahme beträchtlicher Fournagemengen fortfallen und nicht mehr durch Thierseuchen die Benützung der thierischen Kraft überhaupt in Frage gestellt werden können.

***) Vergl. Kriegs-Sanitätsbericht Bd. I, S. 221.

punkte*) aus würde es unmöglich sein, so lange Wagenkolonnen (schon nach dem jetzigen Personal- und Materialbestand hat eine Sanitätskompagnie eine Marschkolonne von 250 m [Felddienstordnung 306], ein Feldlazareth von 150 m) in die Marschkolonne einzufügen. Diese würden daher z. B. beim Marsche eines Armeekorps auf nur einer Straße hinter dessen gesammte fechtende Truppen verwiesen werden müssen oder in die erste Staffel der Kolonnen und Trains, wie es z. B. im Feldzuge 1866 der Fall war. Dann aber wären sie an 40 km von der Spitze der fechtenden Truppen entfernt. Auf ihre Thätigkeit bezw. ihr rechtzeitiges Eintreffen auf dem Schlachtfelde ist dann nicht zu rechnen, ganz abgesehen davon, daß sie auf den mit Kriegsmaterial und Truppen besetzten oder möglicherweise infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse schwer passirbaren Zufahrtstraßen kaum schnell vorwärts kommen dürften. Außerdem würde es aber auch überaus schwierig sein, ein derartig umfangreiches Material und Personal richtig zu dirigiren. Dies könnte doch in der Hauptsache erst geschehen, wenn die Schlacht der entscheidenden Wendung sich zuneigt; diesen Zeitpunkt zu bestimmen, wird aber für die Führer selbst nicht immer möglich sein. Um den Bedarf an Fahrzeugen zum Transport der Verwundeten zu decken, wird daher immer nur der Ausweg bleiben, auf Weitreibungen von nicht etatsmäßigen Fahrzeugen (Bauernwagen) Bedacht zu nehmen. Dies kann freilich seine Schwierigkeiten haben. Aus der unmittelbaren Nähe des Schlachtfeldes wird man sie gewiß nicht beschaffen können, namentlich, wenn der Krieg in einem dünn bevölkerten Lande geführt wird. Längst haben auch durchziehende Truppen an Pferden und Wagen requirirt, was sie austreiben konnten, schon um den Gegner in seinen Fuhrpartverhältnissen zu schädigen, und was an solchen den Landeseinwohnern geblieben, das haben sie längst benutzt, um mit aufgeladenem Hab und Gut ihr Heil in der Flucht zu suchen. Im Feldzuge 1866 hatte daher Prinz Friedrich Karl durch Armeebefehl angeordnet, seitens der Divisionen sei rechtzeitig dafür Sorge zu tragen, daß für jedes voraussichtliche Gefecht 20 bis 30 mit Lagerstroh gefüllte Requisitionswagen der fahrenden Abtheilung der Feldlazarethe zur Verfügung ständen, welche von der Intendantur zu beschaffen wären. Selbst im Feldzuge gegen das viel dichter bevölkerte Frankreich machte sich nicht selten

*) Dies war auch der Standpunkt, welchen gelegentlich der Berathungen über die Reform des Militärsanitätswesens nach dem Feldzuge 1866 sowohl die Regierung wie die Konferenz vertrat. Beide hielten es für unausführbar und unvereinbar mit den taktischen Rücksichten, so viel Wagen den Sanitätsdetachements mitzugeben, als für große Schlachten nöthig werden, um alle Schwerverwundeten von den Verbandplätzen nach den Feldlazarethen bezw. nächsten Eisenbahnstationen zurückzuschaffen. Die Konferenz hielt es für wohl vereinbar mit den humanen und taktischen Rücksichten, die weitere Deckung des Bedarfs in bereüthgehaltenen Parks von Bauernwagen mit starker Strohschüttung zu suchen. (Löffler a. g. D. Th. II, S. 197.)

ein Mangel an solchen Wagen fühlbar,*) wie z. B. nach der Schlacht bei Gravelotte. Mit je weniger Wagen man daher auskommt, desto besser. Dies würde z. B. der Fall sein, wenn man den Hauptverbandplatz bezw. das Feldlazareth an einem der Brempunkte des stattgehabten Gefechts anlegt, weil dann — wie schon erwähnt — ein Theil der Verwundeten durch Menschenkräfte getragen werden kann, welche doch immer sonstigen Transportmitteln gegenüber (Wagen, Tragethiere) den Vortheil haben, daß sie leichter beweglich und zur Hand sind und die impedimenta am wenigsten vermehren. Jedenfalls ist aber nicht in der großen Menge der Wagen das Heil zu suchen, sondern im richtigen Disponiren über diejenigen, die man hat. Auch hier gilt der Grundsatz: getrennt marschiren und zur richtigen Zeit am richtigen Ort Personal und Material zu gemeinsamem erfolgreichen Wirken zur Hand haben.

Oft also werden wir hinter dem Wünschenswerthen zurückbleiben, und wird es in Wirklichkeit nur auf ein möglichst günstiges Abkommen zwischen dem Wünschenswerthen und Leistbaren hinauslaufen, selbst wenn dies nicht ohne Härten abgeht. Krieg bleibt eben Krieg! Wir können nun einmal nicht den Soldaten im Kriegsverhältnisse mit eben solcher vollendeten Fürsorge umgeben, wie im Frieden. Die Durchführung der Aufgaben des Krieges verlangt oft gebieterisch das Zurücktreten jeglicher Rücksichten auf das sanitäre Wohl des Einzelnen, ja selbst der ganzen Truppe, namentlich in Zeiten, wo Alles zur Entscheidung drängt. Oft muß unter dem harten Zwange der Verhältnisse, in voller Erkenntniß etwa daraus entspringender Gefahren die Truppe Lagen ausgesetzt werden, wie es im Frieden nie der Fall sein würde, wo es geradezu als unverantwortlich bezeichnet werden müßte, wenn so etwas geschähe. Wohl können wir im Frieden dem Verletzten sofort entsprechende Hülfe angedeihen lassen, nicht aber im Kriege, denn dieser ist eine traumatische Epidemie, die mit solcher elementaren Gewalt, so massenhaft und explosiv auftritt, daß es unmöglich wird, überall gleichzeitig und rechtzeitig die rettende Hand anzulegen. Die Macht der Verhältnisse ist größer als unsere eigene und diktiert die Grenzen, über die hinaus wir wohl nie gelangen werden.

Unsere historische Wanderung und der Ausblick sind nun beendet. Bedächtigen Schrittes, aber stetig und sicher hat sich das Deutsche Militär-sanitätswesen bis zu seinem jetzigen hohen Grad der Bervollkommnung entwickelt. Vielsach ist es zum Vorbilde und Muster für andere Nationen geworden. Der nach der Schlacht bei Hohenfriedberg gethane Fredericianische Ausspruch, daß die Welt nicht sicherer auf den Schultern des Atlas ruhen

*) Vergl. Kriegs-Sanitätsbericht Bd. I, S. 221.

könne, als Preußen auf einer so tapferen Armee, ist jetzt um so eher gewährleistet, wo uns ein wohl ausgebildetes Feldsanitätswesen zur Hand ist, welches die Mittel besitzt, dieses Rüstzeug staatlicher Macht stets schlag- und stoßfertig zu erhalten. Unser nationales Gewissen kann ruhig sein, wir sind auch in dieser Hinsicht nicht auf unseren Vorbeeren eingeschlafen.

Dankerfüllten Herzens aber müssen wir, zurückblickend auf das geschilderte Kriegselend vergangener Tage, Derjenigen gedenken, die ihre Kraft an die Vervollkommnung des Militär-sanitätswesens gesetzt haben, und besonders unseres erhabenen Herrscherhauses, das unausgesetzt darauf bedacht gewesen ist, die Leiden der im Kampfe für König und Vaterland Verwundeten zu mildern und die mit dem Kriege verbundenen Uebel und Schrecken nach Möglichkeit zu vermindern.



Deutsche Regimenter in Schwedischen Diensten.

Ein Zeitbild*) aus dem militärischen Leben in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Wagner,

Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Freiherr Hiller von Gaertringen (4. Posen.) Nr. 59.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Noch sind nicht 90 Jahre vergangen, seit Stralsund und das Land nördlich der Peene für Deutschland wiedergewonnen wurden, nachdem dieses Gebiet über 150 Jahre zu Schweden gehört hatte. Und doch würde man dort vergeblich nach ähnlichen Spuren suchen, wie sie an anderer Stelle in Deutschen Grenzmarken Polen, Dänen oder Franzosen in Volkswesen und Volksbewußtsein zurückgelassen haben. Kein Wunder! Denn auch unter Schwedischer Herrschaft ist Pommern stets ein rein Deutsches Land geblieben, und seine Bewohner, obwohl die getreuesten Unterthanen des Königs von Schweden, hatten es nie verlernt, sich als Deutsche zu fühlen. — In erster Linie hatte ja wohl die geographische Lage Pommerns dazu beigetragen, das Land vor einem allzu nachhaltigen Eindringen Schwedischen Einflusses und Schwedischen Wesens zu bewahren; die Könige Schwedens hatten aber auch, in weiser Mäßigung und gewiß nicht zum eigenen Schaden, von jedem ernstern Versuch, ihre Germanischen Unterthanen zu National-Schweden zu machen, Abstand genommen. Ließ man doch sogar die militärische Macht Schwedisch-Pommerns anstandslos dauernd aus Deutschen, nicht National-Schwedischen Truppen bestehen. Diese Truppen sind nicht weniger hingebend und treu ihren Schwedischen Fahnen gefolgt, als die eigentlich Schwedischen Regimenter, ob es nun den Kampf gegen Russen, Franzosen oder Preußische Stammes-

*) Der Inhalt der folgenden Blätter, der hauptsächlich nach das Ergebnis von Studien in Stettiner und Stralsunder Archiven zur Erforschung der Schwedischen Vorgeschichte des Füßlieregiments Graf Roon (Ostpreuß.) Nr. 33, ist von mir zum größten Theil bereits in der neu erschienenen zweiten Auflage der Geschichte dieses Regiments verarbeitet worden. Ich habe von dem Ergebnis meiner Forschungen hier alles Das, was sich nicht ausschließlich auf die engere Geschichte des Regiments bezieht, sondern auch in kulturgeschichtlicher Beziehung von allgemeinerem Interesse sein dürfte, nochmals gesondert zusammengestellt.

genossen galt; in ihrem Herzen aber fühlten und dachten sie Deutsch. Wie wäre es anders zu erklären, daß z. B. in der Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege bei diesen Königlich Schwedischen Regimentern in Stralsund die täglichen Parole- und Lösungsworte mit Vorliebe aus der Preussischen Ruhmesgeschichte des letzten Krieges entnommen wurden. Und zwar finden sich nach Ausweis erhalten gebliebener Kompagnie-Reportbücher hierzu verwendet nicht nur Namen wie Fridericus Magnus, Zieten, Seidlitz, sondern auch Namen Preussischer Heerführer wie Prinz von Württemberg, Lehwaldt, Manteuffel, Belling, die ihren Kriegsrühm nicht zum mindesten ihren Erfolgen in den Pommerschen Feldzügen gegen Schweden verdankten.

Ueberblick über die Geschichte der Schwedisch-Deutschen Regimente.

Die Garnison Stralsunds und damit Schwedisch-Pommerns überhaupt hatte bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts neben einem Korps Deutscher Artillerie aus zwei Infanterieregimentern bestanden, dem Leibregiment der Königin*) und dem „Schwerinschen“ Regiment.

Im Jahre 1749 wurde die Garnison durch die Errichtung zweier weiterer Infanterieregimenter, der Regimente „Graf Spens“**) und „Freiherr Poffe“, verstärkt. Schon im folgenden Jahre aber wurde, da die damals etwa 8000 Einwohner zählende Stadt sich durch die unverhältnismäßig große Garnison von vier Regimentern zu rund 1200 Mann, im Ganzen also etwa 5000 Mann, allzu sehr bedrückt fühlte, je ein Bataillon dieser Regimente nach Schweden verlegt,***) von wo diese Bataillone erst kurz vor Eintritt Schwedens in den Siebenjährigen Krieg im Jahre 1757 wieder nach Stralsund zurückkehrten.

Feldzüge 1757 bis 1762. An den — bekanntlich übrigens wenig bedeutenden — kriegerischen Ereignissen der Schwedischen Feldzüge gegen Preußen nahm in seiner ganzen Ausrückstärke jedoch nur das Regiment Graf Spens Theil, das ursprünglich als Reichskontingent zur Deutschen Reichsarmee zu stoßen bestimmt war, und auch dieses nur bis zum 18. Januar 1759, an welchem Tage ein beträchtlicher Theil des Regiments, der zur Besatzung

*) Als Stralsundisches Garnisonregiment am 12. Oktober 1720 in Schweden aus zwei National-Swedischen Regimentern („Westgöta“- und „Uplands-Fünsmännerregimenter“) gebildet, war es gleich nach seiner Ankunft in Stralsund auf Verbefehl gesetzt und auf Deutschen Ersatz angewiesen worden. Es ist das Stammregiment des Pommerschen Füsilierregiments Nr. 34, sowie der 5. und 6. Kompagnie des Füsilierregiments Graf Roon (Ostpreuß.) Nr. 33.

**) Stammregiment des Füsilierregiments Graf Roon (Ostpreuß.) Nr. 33.

***) Nach einer Notiz auf Ueberriechtstafel 1 zu „Der Siebenjährige Krieg“, herausgegeben vom Großen Generalstab, sollte die Besatzung Stralsunds im Jahre 1756 aus drei Bataillonen und sieben Kompagnien geworbener Infanterie bestanden haben. Nach den im Archiv des Stralsunder Magistrats erhalten gebliebenen Servicelisten hat es dagegen den Anschein, als wenn damals die Garnison aus vier Bataillonen (und zwar je einem Bataillon der vier Garnisonregimenter) bestanden hätte.

von Demmin gehört hatte, mit der Kapitulation dieser Stadt in Preussische Gefangenschaft gerieth.

Von den anderen Deutschen Regimentern, die als Kriegsbesatzung in Stralsund verblieben, waren nur vorübergehend einzelne Kommandos an den Feldzügen betheiligt. Zwei aus den Grenadieren aller vier Regimenter zusammengestellte Grenadierbataillone „Meyerfeld“ und „Wetterhoff“ gehörten dagegen dauernd zur Schwedischen Feldarmee, und zwar das Grenadierbataillon Meyerfeld seit 1758, das Grenadierbataillon Wetterhoff seit 1761. Die Meyerfeld'schen Grenadiere hatten, abgesehen von einer großen Anzahl kleiner Gefechte, ruhmvollen Antheil an der Erstürmung von Swinemünde und Wollin (1759), von Anklam und Prenzlau (1760). Den Wetterhoff'schen Grenadieren war es in dem für die Schweden siegreichen Gefecht von Neutalen in Mecklenburg (2. 1. 1762) vergönnt, eine entscheidende Rolle zu spielen.

Verminderung der Stralsunder Garnison. Nach dem Friedensschluß vom 22. Mai 1762 verblieben die vier deutschen Regimenter, an Kopfszahl stark zusammengeschnitten, in Stralsund bis zum Jahre 1766, in welchem Jahre das Regiment Cronhjelm (früher Posse) aufgelöst und auf die Regimenter Königin und v. Blixen (früher Graf Spens) vertheilt wurde, während das Regiment Sprengtporten (früher Schwerin) Anfang 1767 nach Schweden verlegt wurde, wofolbst es später den Namen „Königsregiment“ erhielt.

Krieg gegen Rußland 1788 bis 1790. Die Regimenter Königin und von Blixen (später Pfilanderhjelm) bildeten auch ferner die Besatzung Stralsunds, bis sie im Jahre 1788, bald nach Ausbruch eines neuen Krieges gegen Rußland, den alten Erbfeind des Schwedenreiches, ein Befehl des Königs nach Göteborg in Schweden herüberrief, um hier dem drohenden Angriff eines Dänisch-Norwegischen Heeres entgegenzutreten.

Als die von Norwegen und Dänemark her drohende Gefahr auf diplomatischem Wege bald darauf beseitigt war, wurden beide Deutsche Regimenter nach Finland hinübergeführt.

Das Leibregiment Königin nahm auf der Schwedischen Kriegsflotte Antheil an der Kanonade vor Kronstadt (3. und 4. 6. 1790) und an dem verlustreichen Kampf in der Wyborger Bucht, dem sogenannten Wyborger Spießruthenlauf (6. 6. 1790). — Das Regiment Pfilanderhjelm, das zur Besatzung der aus flacher gebauten Küstenfahrzeugen bestehenden Schärenflotte gehörte und das ebenfalls in der Wyborger Bucht am 6. Juni 1790 mitkämpfte, darf außerdem noch zwei der herrlichsten Ruhmesthaten Schwedischer Waffen, die Seeschlachten von Fredrikshamn (15. 5. 1790) und Ewenjeste-Sund (9. und 10. 7. 1790) mit zu seinen Ehrentagen rechnen.*

*) Namentlich die Seeschlacht im Ewenjeste-Sund kann mit vollem Recht den glorreichsten Seesiegen der neueren Geschichte zugezählt werden. Die Schweden, erst am

Nach Schluß des Krieges lehrten die Deutschen Regimenter in ihre alte Garnison Stralsund zurück; noch vor Schluß des Jahres 1790 wurde hier das während des Krieges ebenfalls aus Deutschen Angeworbenen gebildete Bataillon von Hingenstern aufgelöst und seine Mannschaften auf die beiden alten Regimenter Königin und Pilsanderhjelm vertheilt.

1807. Als dann das Jahr 1807 die siegreichen Französischen Scharen nach Schwedisch-Pommern führte, nahmen die Regimenter Königin und von Engelbrechten (früher Pilsanderhjelm) thätigen Antheil an der Vertheidigung Stralsunds; sie räumten Ende September 1807 zusammen mit der Schwedischen Armee die Festung und gingen nach Schweden hinüber.

Der Krieg gegen Frankreich war mit dem Abzuge der Schweden aus Pommern und Rügen der Thatsache nach beendet; die Schwedische Armee aber ging, kaum in Schweden angelangt, bereits neuen kriegerischen Verwickelungen entgegen.

Krieg gegen Rußland 1808/09. Im Februar 1808 drangen ohne vorherige Kriegserklärung die Russen in Finland ein und begannen hier den mit beiderseitiger äußerster Erbitterung geführten Kampf, der mit der endgültigen Lostrennung Finlands von Schweden endete. An den Kämpfen des Jahres 1808 hatten die Deutschen Regimenter — von einzelnen kleineren Kommandos, die sich auf der Schwedischen Kriegsflotte befanden, abgesehen — keinen Antheil. Als dann aber im Jahre 1809 ein Russisches Truppenkorps unter dem General Ramenski, der Küste des Bottnischen Meerbusens folgend, von Finland her auf dem Landwege in Schweden eindrang und in seinem Fort-

6. Juni 1790 nach verzweifeltem, verlustreichstem Kampf in der Wyborger Bucht nur mit knapper Noth der Vernichtung entgangen, siegten hier unter König Gustav III. am 9. und 10. Juli 1790 mit ihrer aus 190 Fahrzeugen mit 14 000 Mann Besatzung bestehenden Schärenflotte über die große Russische Kriegsflotte von 230 Schiffen. Die Russen verloren 5800 Mann an Todten, 2500 Mann an Verwundeten; der größte Theil ihrer Schiffe wurde in den Grund gebohrt, ging in Flammen auf, oder scheiterte an den zahlreichen Klippen und Schären des Svonste-Sundes; 53 große Schiffe mit 1412 Geschützen, sowie 279 Offiziere 6358 Mann an Gefangenen fielen in die Hände der Schweden, deren eigener Verlust — wenn man Schwedischen Quellen Glauben schenken will — nur 10 Offiziere, 2 Unteroffiziere, 162 Mann an Todten, 12 Offiziere, 7 Unteroffiziere, 104 Mann an Verwundeten betrug.

Der König belohnte seine braven Truppen u. A. durch Stiftung der „Svonste-Sundmedaille“ und durch ein außergewöhnliches Avancement, indem nämlich sämtliche Offiziere der Flotte um einen Grad aufrückten. Daß er dabei aus Sparsamkeitsrücksichten die so Beförderten in ihrem früheren Gehalt beließ, gab Anlaß zu einem Scherz, den sich einer seiner Vertrauten, der tapfere Oberstlieutenant v. Stedingk, erlaubte, und der hier als Kuriosum erwähnt werden mag. v. Stedingk ließ auf seinem Schiff „Storbjörn“ durch Tagesbefehl die Hammel zu Ziegen, und diese zu Rügen, jedoch unter Verbehalt ihrer früheren Ration, befördern. — Uebrigens entschädigte die reiche Beute einigermaßen für die fehlende Gehaltserhöhung; obwohl der König als solcher ein ganzes Drütel, als Oberfeldherr ein zweites Drittel der Beute erhalten hatte, kamen bei hargenmäßiger Vertheilung des Restes immerhin noch 300 Reichsthaler auf jeden Lieutenant.

schreiten die Schwedische Hauptstadt bedrohte, befanden sich bei dem Schwedischen Expeditionskorps, das im Rücken der bereits bis Umeå vorgedrungenen Russen bei Ratan in Westerbotten landete, auch zwei aus den Deutschen Regimentern gebildete Feldbataillone. An den Gefechten von Säfvar und Ratan (19. und 20. 8. 1809), die für die Schweden zwar nicht siegreich verliefen, dennoch aber die Umkehr der Russen und ihren Abzug aus Schweden zur Folge hatten, nahmen diese beiden Bataillone den ehrenvollsten Antheil.

Im März des Jahres 1810 zogen die beiden Regimenter Königin und von Engelbrechten nach 2 $\frac{1}{2}$ jähriger Abwesenheit wieder in ihre alte Garnisonstadt Stralsund ein; ein Bataillon des Leibregiments der Königin wurde bald darauf nach Greifswald in Garnison verlegt.

Entwaffnung der Stralsunder Regimenter durch die Franzosen 1812. Im Januar 1812 rückten mitten im Frieden erneut Französische Truppen in Pommern ein und entwaffneten bald darauf in unerhörtem Treubruch die Schwedisch-Deutschen Regimenter. Die aus Pommern gebürtigen Mannschaften wurden nach Hause entlassen; der Rest der Mannschaft und die Offiziere, soweit sie sich nicht rechtzeitig hatten in Sicherheit bringen können, wurden nach Frankreich in die Gefangenschaft abgeführt, aus der sie erst 1814 wiederkehrten.

Wiedererrichtung. Feldzug 1813/14. Mit der Wiederbesetzung Pommerns durch die Schweden Ende März 1813 erfolgte die Wiedererrichtung der beiden alten Regimenter. Je ein Feldbataillon von ihnen gehörte zu der Nordarmee der Verbündeten unter dem Befehl Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden.

In dem Gefecht von Dessau (28. 9. 1813) hatte das Feldbataillon vom Leibregiment Königin Gelegenheit, sich auszuzeichnen; seine Jäger nahmen auch an der Schlacht von Leipzig (19. 10. 1813) thätigen Antheil.

Nach der Schlacht von Leipzig folgten beide Feldbataillone dem Zuge Bernadottes nach Schleswig-Holstein und von dort nach dem Niederrhein; sie beteiligten sich an der Belagerung der Festungen Jülich und Maastricht.

Uebnahme in Preussische Dienste. Am 6. Juli 1814 zogen die beiden Bataillone nach beendetem Feldzuge wieder in Stralsund ein. Am 23. Oktober 1815 wurden hier die beiden Regimenter, das Leibregiment der Königin und das Regiment von Engelbrechten in Preussische Dienste übernommen, und bald darauf, im Anfang des Jahres 1816, wurde aus ihnen das „Königlich Preussische 33. Infanterieregiment von Engelbrechten“*) formirt.

*) Der gleichzeitig mit den Schwedischen Regimentern in Preussische Dienste übergetretene Generalleutnant v. Engelbrechten wurde durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 30. Dezember 1815 zum Chef des neu zu formirenden Preussischen Regiments ernannt, und diesem Regiment die damals in der Preussischen Armee nicht gewöhnliche Auszeichnung verliehen, neben der Nummer auch den Namen seines Chefs führen zu dürfen.

Nach Schluß des Krieges kehrten die Deutschen Regimenter in ihre alte Garnison Stralsund zurück; noch vor Schluß des Jahres 1790 wurde hier das während des Krieges ebenfalls aus Deutschen Angeworbenen gebildete Bataillon von Hingenstern aufgelöst und seine Mannschaften auf die beiden alten Regimenter Königin und Pfilanderhjelm vertheilt.

1807. Als dann das Jahr 1807 die siegreichen Französischen Scharen nach Schwedisch-Pommern führte, nahmen die Regimenter Königin und von Engelbrechten (früher Pfilanderhjelm) thätigen Antheil an der Vertheidigung Stralsunds; sie räumten Ende September 1807 zusammen mit der Schwedischen Armee die Festung und gingen nach Schweden hinüber.

Der Krieg gegen Frankreich war mit dem Abzuge der Schweden aus Pommern und Rügen der Thatsache nach beendet; die Schwedische Armee aber ging, kaum in Schweden angelangt, bereits neuen kriegerischen Verwickelungen entgegen.

Krieg gegen Rußland 1808/09. Im Februar 1808 drangen ohne vorherige Kriegserklärung die Russen in Finland ein und begannen hier den mit beiderseitiger äußerster Erbitterung geführten Kampf, der mit der endgültigen Lostrennung Finlands von Schweden endete. An den Kämpfen des Jahres 1808 hatten die Deutschen Regimenter — von einzelnen kleineren Kommandos, die sich auf der Schwedischen Kriegsflotte befanden, abgesehen — keinen Antheil. Als dann aber im Jahre 1809 ein Russisches Truppenkorps unter dem General Kamenski, der Küste des Bottnischen Meerbusens folgend, von Finland her auf dem Landwege in Schweden einbrang und in seinem Fort-

6. Juni 1790 nach verzweifeltem, verlustreichstem Kampf in der Wyborger Bucht nur mit knapper Noth der Vernichtung entgangen, siegten hier unter König Gustav III. am 9. und 10. Juli 1790 mit ihrer aus 190 Fahrzeugen mit 14 000 Mann Besatzung bestehenden Schärenflotte über die große Russische Kriegsflotte von 230 Schiffen. Die Russen verloren 5800 Mann an Todten, 2500 Mann an Verwundeten; der größte Theil ihrer Schiffe wurde in den Grund gebohrt, ging in Flammen auf, oder scheiterte an den zahlreichen Klippen und Schären des Svenske-Sundes; 53 große Schiffe mit 1412 Geschützen, sowie 279 Offiziere 6358 Mann an Gefangenen fielen in die Hände der Schweden, deren eigener Verlust — wenn man Schwedischen Quellen Glauben schenken will — nur 10 Offiziere, 2 Unteroffiziere, 162 Mann an Todten, 12 Offiziere, 7 Unteroffiziere, 104 Mann an Verwundeten betrug.

Der König belohnte seine braven Truppen u. A. durch Stiftung der „Svenske-Sundmedaille“ und durch ein außergewöhnliches Avancement, indem nämlich sämtliche Offiziere der Flotte um einen Grad aufrückten. Daß er dabei aus Sparjamfensrückichten die so Beförderten in ihrem früheren Gehalt beließ, gab Anlaß zu einem Scherz, den sich einer seiner Vertrauten, der tapfere Oberstlieutenant v. Stedingk, erlaubte, und der hier als Kuriosum erwähnt werden mag. v. Stedingk ließ auf seinem Schiff „Styrbjörn“ durch Tagesbefehl die Hammel zu Ziegen, und diese zu Kühen, jedoch unter Beibehalt ihrer früheren Ration, befördern. — Uebrigens entschädigte die reiche Beute einigermaßen für die fehlende Gehaltserhöhung; obwohl der König als solcher ein ganzes Drittel, als Oberfeldherr ein zweites Drittel der Beute erhalten hatte, kamen bei charginmäßiger Vertheilung des Restes immerhin noch 300 Reichsthaler auf jeden Lieutenant.

schreiten die Schwedische Hauptstadt bedrohte, befanden sich bei dem Schwedischen Expeditionskorps, das im Rücken der bereits bis Umeå vorgedrungenen Russen bei Ratan in Westerbotten landete, auch zwei aus den Deutschen Regimentern gebildete Feldbataillone. An den Gefechten von Säfsar und Ratan (19. und 20. 8. 1809), die für die Schweden zwar nicht siegreich verliefen, dennoch aber die Umkehr der Russen und ihren Abzug aus Schweden zur Folge hatten, nahmen diese beiden Bataillone den ehrenvollsten Antheil.

Im März des Jahres 1810 zogen die beiden Regimenter Königin und von Engelbrechten nach 2 $\frac{1}{2}$ jähriger Abwesenheit wieder in ihre alte Garnisonstadt Stralsund ein; ein Bataillon des Leibregiments der Königin wurde bald darauf nach Greifswald in Garnison verlegt.

Entwaffnung der Stralsunder Regimenter durch die Franzosen 1812.
Im Januar 1812 rückten mitten im Frieden erneut Französische Truppen in Pommern ein und entwaffneten bald darauf in unerhörtem Treubruch die Schwedisch-Deutschen Regimenter. Die aus Pommern gebürtigen Mannschaften wurden nach Hause entlassen; der Rest der Mannschaft und die Offiziere, soweit sie sich nicht rechtzeitig hatten in Sicherheit bringen können, wurden nach Frankreich in die Gefangenschaft abgeführt, aus der sie erst 1814 wiederkehrten.

Wiedererrichtung. Feldzug 1813/14. Mit der Wiederbesetzung Pommerns durch die Schweden Ende März 1813 erfolgte die Wiedererrichtung der beiden alten Regimenter. Je ein Feldbataillon von ihnen gehörte zu der Nordarmee der Verbündeten unter dem Befehl Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden.

In dem Gefecht von Dessau (28. 9. 1813) hatte das Feldbataillon vom Leibregiment Königin Gelegenheit, sich auszuzeichnen; seine Jäger nahmen auch an der Schlacht von Leipzig (19. 10. 1813) thätigen Antheil.

Nach der Schlacht von Leipzig folgten beide Feldbataillone dem Zuge Bernadottes nach Schleswig-Holstein und von dort nach dem Niederrhein; sie theilnahmen an der Belagerung der Festungen Jülich und Maastricht.

Uebnahme in Preussische Dienste. Am 6. Juli 1814 zogen die beiden Bataillone nach beendetem Feldzuge wieder in Stralsund ein. Am 23. Oktober 1815 wurden hier die beiden Regimenter, das Leibregiment der Königin und das Regiment von Engelbrechten in Preussische Dienste übernommen, und bald darauf, im Anfang des Jahres 1816, wurde aus ihnen das „Königlich Preussische 33. Infanterieregiment von Engelbrechten“*) formirt.

*) Der gleichzeitig mit den Schwedischen Regimentern in Preussische Dienste übergetretene Generallieutenant v. Engelbrechten wurde durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 30. Dezember 1815 zum Chef des neu zu formirenden Preussischen Regiments ernannt, und diesem Regiment die damals in der Preussischen Armee nicht gewöhnliche Auszeichnung verliehen, neben der Nummer auch den Namen seines Chefs führen zu dürfen.

Nachdem wir in Vorstehendem in kurzen Umrissen die Geschichte der Schwedisch-Deutschen Regimenter angedeutet haben, wenden wir uns nunmehr den außerdienstlichen und dienstlichen Verhältnissen bei diesen Regimentern und in der Garnison Stralsund überhaupt zu.

Ersatz. Einschränkende Bestimmungen. In der Schwedischen Armee gab es damals, wie auch noch in allerneuester Zeit, zwei Arten von Truppen: indelta, eingetheilte, d. h. Truppen, die ihren nationalen Ersatz aus bestimmt abgegrenztem Bezirk erhielten, und värfvade, angeworbene, die sich durch Werbung ergänzten. Zu den geworbenen Regimentern gehörten die Schwedischen Garden und die Stralsunder Garnisonregimenter. Bei den letzteren war man in der Auswahl des Ersatzes noch durch die Bestimmung beschränkt, daß nur Deutsche lutherischen oder reformirten Glaubens eingestellt werden sollten, die sich in der Regel auf Lebenszeit zum Dienst zu verpflichten hatten. Kapitulanten, d. h. Leute, die sich nur für eine bestimmte Zahl von Jahren anwerben ließen, sollten nur in beschränkter Anzahl und „soweit der Dienst darunter nicht litte“, zur Einstellung gelangen dürfen. Schweden, die sich freiwillig meldeten, durften ebenfalls angenommen werden.

Nun ließen sich freilich diese einschränkenden Bestimmungen auf die Dauer nicht streng einhalten. Für die Regimenter Graf Spens und Freiherr Poffe, deren Errichtung am 6. März 1749 befohlen war, mußte bereits am 24. Oktober desselben Jahres auch die Einstellung von zehn bis zwölf Katholiken für die Kompanie, auf deren Etat von 150 Korporalen (Gefreiten) und Gemeinen nachgegeben werden. Es wird in dem ersten Musterungsbericht mit besonderer Genugthuung hervorgehoben, daß ein großer Theil der angeworbenen Katholiken sich bereits nach kurzer Zeit zur Annahme der lutherischen Lehre bereit erklärt habe.

Kapitulanten. Auch bezüglich der Kapitulanten mußte man von den Bestimmungen abweichen. Die Deutschen Mannschaften wollten sich, wie berichtet wird, in der Regel nicht auf Lebenszeit zum Dienste verpflichten; sie zogen es vor, eine Kapitulation auf eine gewisse Anzahl von Jahren einzugehen, nach deren Ablauf sie dann freilich meist geneigt waren, gegen neues Handgeld die Kapitulation zu erneuern.

So bestanden denn die 1749 neu errichteten Regimenter fast ausschließlich aus Kapitulanten.

Mit der Zeit scheint aber in diesen Verhältnissen sich ein wesentlicher Umschwung vollzogen zu haben; wenigstens finden sich im Jahre 1811 beim Regiment von Engelbrechten in der Kompanie von 100 Korporalen und Gemeinen im Durchschnitt nur noch 36 Kapitulanten (mit größtentheils sechs-jähriger Dienstverpflichtung).

Alterungsverhältnisse. Hinsichtlich der Felddienstfähigkeit der Mannschaften waren die alten Verhältnisse mit ihrer großen Anzahl von Kapitulanten wohl die günstigeren. Unter den auf Lebenszeit dienenden Soldaten waren

jedenfalls solche von über 30jähriger Dienstzeit, von 50, 60 und mehr Lebensjahren keine Seltenheit. Es kam vor, daß Vater und Sohn gleichzeitig als Gemeine bei ein und derselben Kompagnie dienten. Im Jahre 1810 wurde sogar ein 88jähriger Soldat vom Regiment von Engelbrechten wegen körperlicher Gebrechlichkeit ausgemustert, der — aus Französischer Gefangenschaft zurückgekehrt — krank in Loiz lag und der, trotz seines hohen Lebensalters, nur eine Dienstzeit von 13 Jahren hatte. Er konnte daher erst als Greis von über 70 Jahren in die Truppe eingestellt sein. Schon dieser Fall allein dürfte beweisen, daß der Erlaß des Königs von Schweden vom 3. Mai 1802 nicht ohne Grund gegeben war, der die höchste Altersgrenze für die Einstellung von Rekruten bei den erworbenen Regimentern auf das 40. Lebensjahr festsetzte. Man stelle sich vor, welche Schwierigkeiten das Ausbildungspersonal dabei gehabt haben mag, Rekruten in solch würdigem Alter zu brauchbaren Soldaten zu machen!

Uebrigens waren aber die Altersverhältnisse bei den Mannschaften denn doch nicht ganz so schlimm, als man nach dem oben erwähnten Königlichen Erlaß versucht sein könnte anzunehmen. Im Jahre 1811*) hatten bei dem Regiment von Engelbrechten in der Kompagnie von 102 Mann (2 Tambours, 100 Korporale und Gemeine, darunter 1 Pfeifer) im Durchschnitt:

| | |
|------------------------|-----------------|
| 2 Mann ein Alter unter | 17 Jahren, |
| 11 = = = | von 17 bis 19 = |
| 47 = = = | = 20 = 25 = |
| 20 = = = | = 26 = 30 = |
| 13 = = = | = 31 = 40 = |
| 9 = = = | über 40 = |

Die jüngsten „Kerls“ der Kompagnie pflegten die Tambours zu sein; sie standen vielfach noch im Kindesalter. So findet sich bei der Oberstlieutenants-Kompagnie des Regiments von Engelbrechten 1811 ein 17jähriger Tambour, der bereits auf eine Dienstzeit von 6 Jahren 8 Monaten zurückblicken konnte.

Felddienstunfähige Mannschaften. Nach den im Vorstehenden gegebenen Zahlen kann man annehmen, daß bei jeder Kompagnie sich durchschnittlich zum Mindesten neun Mann — die über 40 Jahre alten Soldaten — befunden haben werden, deren Felddienstfähigkeit wohl kaum mehr als ausreichend anzusehen war. Das fiel aber in damaliger Zeit weniger ins Gewicht, als man nach heutigen Begriffen annehmen sollte. Es gab zahlreiche Kommandos, in denen auch recht bejahrte Soldaten noch sehr gut Verwendung finden konnten. Wir finden als solche aufgeführt Kommandos in die Barbierstube, als Wallwächter, als Thorschliefer u. A.

*) Allerdings zu einer Zeit, als die Einreihung junger Landsturmleute in das Regiment den Prozentsatz der jugendlichen Mannschaft wohl nicht unerheblich gegen früher erhöht hatte.

Postirungen. Außerdem befanden sich in den kleineren Pommerischen Städten zahlreiche Postirungen der Stralsunder Regimenter, denen nichts Anderes als polizeiliche Pflichten und die Handhabung des Wachdienstes in diesen Orten oblag. Ende Juni 1757 beispielsweise betrug die stattliche Gesamtstärke dieser Postirungen 12 Offiziere, 22 Unteroffiziere, 603 Mann. Auch nach der 1766 erfolgten Verminderung der Deutschen Regimenter von vier auf zwei finden wir diese Postirungen noch auf recht erhebliche Stärke bemessen; betrug diese Stärke doch im Sommer 1788, als die beiden Stralsunder Regimenter sich zur Ueberfahrt nach Schweden rüsteten und ihre Abgaben mit Rücksicht auf die drohende Kriegsgefahr auf ein Mindestmaß herabgesetzt waren, immerhin noch 2 Offiziere, 7 Unteroffiziere, 4 Tambours, 164 Mann.

Mobilmachung. Auch die eigenthümliche Art der Mobilmachung, wie sie wenigstens zu Anfang des 19. Jahrhunderts üblich war, ließ es durchaus zu, daß ein Theil der Mannschaft aus nicht mehr felddienstfähigen Leuten bestehen konnte. Es war nämlich die Regel, daß aus jedem Regiment zunächst nur ein Felddataillon aus felddienstfähigen Mannschaften aller Kompagnien zusammengestellt und mobil gemacht wurde, während der Rest des Regiments als Ersatztruppentheil des mobilen Bataillons in der Garnison verblieb. Aus diesem Rest sollte dann, wenn sich das Bedürfniß zur Verstärkung der Feldarmee herausstellte, eventuell später noch ein zweites Felddataillon aufgestellt werden. Dazu kam es aber nur in den allerseltensten Fällen, da die vorhandenen felddienstfähigen Mannschaften in der Regel bereits nach kurzer Zeit kaum noch dazu ausreichten, den Abgang an Kranken und Deserteurern bei dem ersten mobilen Bataillon zu ersetzen.

Ersatz während des Feldzuges. Während der Dauer des Feldzuges wurde in der Regel an der Bestimmung, daß die Stralsunder Regimenter nur Deutschen Ersatz haben sollten, nicht festgehalten und konnte auch bei dem Mangel an geeignetem Menschenmaterial nicht festgehalten werden. So wurden während des Siebenjährigen Krieges Dänische Deserteur, während des Feldzuges 1814 namentlich auch Italiener (wohl Französische Ueberläufer), in größerer Anzahl in die Regimenter eingereiht. — In Friedenszeiten aber hielt man an dem Grundsatz im Allgemeinen fest, so daß sich z. B. 1811 bei der Kompagnie im Durchschnitt nur drei Ausländer, übrigens auch nur etwa ebenso viel National-Schweden, vorfinden.

Werbung. Auch in Friedenszeiten aber war es durchaus nicht etwa leicht, den nöthigen Ersatz durch Werbung zu beschaffen. So hatte das Regiment Graf Spens noch drei Jahre nach dem Friedensschluß Schwedens mit Preußen seine schweren Verluste aus dem Siebenjährigen Kriege so wenig ersetzen können, daß es 1765, bei einem Etat von 60 Unteroffizieren, 1200 Mann, thatsächlich erst wieder 33 Unteroffiziere, 465 Mann zählte. Die Befugnisse der Werber waren für die damalige Zeit sehr beschränkte.

Der Kommandeur des Leibregiments Königin, Oberst Jonas Adlerstråle, hebt in einem Bericht vom 14. März 1750 als besonders nachtheilig hervor, daß die Bauern — zumeist Leibeigene — nicht angeworben werden dürften, und „daß“ — wie es dann weiter heißt — „man allhier die Freiheit nicht hat, Loſtreibers oder Handwerks und anderer Bursche, welche an denen Sonn- und Heiligtagen über die Zeit auf denen Krügen sitzen, fortzunehmen“. Trotz solcher Vorstellungen blieb jedoch die königliche Verordnung vom 28. Januar 1704 fortdauernd in Kraft und wurde stets erneut wieder in Erinnerung gebracht, welche jede gewaltsame Werbung überhaupt verbot und es ausdrücklich untersagte, Schäfer, Hirten, Knechte, Tagelöhner und Handwerksburschen vom Felde, von den Landstraßen und aus den Häusern wegzunehmen, oder Leibeigene ohne ausdrückliche Genehmigung ihrer Herrschaft anzuwerben.

Ob aber die peinliche Innehaltung solcher einschränkenden Bestimmungen von oben her sehr scharf überwacht wurde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls kam es immer wieder vor, daß Einheimische, namentlich aber auch Fremde, mit Gewalt von den Werbern zu Kriegsdiensten gepreßt wurden; ja, die ausgeschiedenen Werber unterstanden sich sogar, wie es in einer Verordnung des Stralsunder Generalgouvernements vom 10. September 1753 heißt, „hin und wieder unter die Landeseinwohner auszubringen, daß die gewaltsame Werbung nachgegeben und erlaubt sey, als wodurch denn die allgemeine Sicherheit gefährdet, die Einwohner in Städten und auf dem Lande in ihrer Nahrung und Gewerbe gehindert und Fremde abgeschreckt würden allhier ins Land zu kommen“.

Moralischer Werth der angeworbenen Mannschaft. Die besten Elemente, nach unseren Begriffen, waren es nun wohl gerade nicht, die sich freiwillig dazu entschlossen, der Fahne zu folgen. Das Exerzirreglement vom 10. September 1751 forderte zwar: „daß man sich bei der Annahme um den Leumund und die frühere Aufführung des Mannes bekümmere, ob er auch nicht durch gemeine und schwere Vergehen befleckt sei; einen solchen liederlichen Kerl solle man lieber gehen lassen, da ein solches faules Ei schneller mehrere sittsame Soldaten verderben mag, als man hoffen kann, ihn auf den rechten Weg zu bringen“. Ob aber diese Vorschrift sehr genau befolgt wurde oder unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt zu befolgen war, mag dahingestellt bleiben. Sehr sittsam scheinen jedenfalls die Soldaten der Schwedischen Armee, die während der Einschließung Stralsunds durch die Preußen im Winter 1757/58 in der Stadt lagen, nicht gewesen zu sein: mußte doch der Militärgottesdienst an den Sonntagen, der anfänglich unmittelbar an den Civiltgottesdienst sich angeschlossen, auf eine spätere Stunde verlegt werden, da die Soldaten die die Kirche verlassenden „Frauzimmer“ durch unziemliche Lebensarten belästigten, auch wohl vor beendetem Civiltgottesdienst in die „Frauzimmerstühle“ eindrangten. Auch verbrachten die Soldaten, wie von geistlicher Seite zu derselben Zeit geklagt wird, ihre ganze

dienstfreie Zeit „mit Tabakrauchen, Sausen und Spielen und ließen davon selbst nicht ab, wenn der Prediger einem in demselben Zimmer liegenden Sterbenden das heilige Sakrament reichte“, sie schädigten die Bürger, bei denen sie einquartirt waren, nach jeder Richtung hin und verwendeten aus reinem Uebermuth, wie berichtet wird, Tische, Bänke, Stühle, Thüren, Einfriedigungen, ja selbst Dachsparren als Brennholz.

Unter solchen Verhältnissen kann man es erklärlich finden, wenn bereits im Jahre 1751 in der Garnison Stralsund den Mannschaften das Tragen von Seitengewehren außer Dienst verboten wurde, „womit sie dann Schaden und Unglück zu Wege bringen können“.

Es kam zwar vor, daß Soldaten allein „wegen Niederlichkeit“ vom Regiment weggejagt wurden, andererseits beweist aber auch ein Rapportbuch des Regiments Pfilanderhjelm aus dem Jahre 1795, daß mehrfach die Verpflichtung, eine neue Kapitulation auf weitere sechs Jahre einzugehen, als Nebenstrafe neben Spießruthenlaufen vom Kriegsgericht verhängt wurde. Man war also, wenigstens in damaliger Zeit, nicht nur nicht mehr bemüht, verbrecherische Elemente der Fahne fern zu halten, man hielt sie sogar geflissentlich bei der Fahne zurück, auch sicherlich ein Zeichen dafür, daß die Zahl derer, die sich freiwillig anwerben ließen, nicht mehr dem Bedarf an Mannschaften entsprach.

Ansehen des gemeinen Soldaten bei der Bürgerschaft. Wenn unter diesen Umständen die Achtung, die der gemeine Soldat unter der Bürgerschaft genoß, keine allzu hohe war, so ist das wohl nicht zu verwundern. Wie gering man ihn einzuschätzen gewohnt war, zeigt deutlich eine Zeitungsnotiz aus der Stralsunder Zeitung vom 20. Juli 1805; sie berichtet in umständlicher Schilderung, daß sieben Spielleute vom Regiment von Engelbrechten in Bergen auf Rügen, wohin sie zum Schützenfest engagirt waren, bei ihrem Umzug in der Stadt, auf dem sie vor den Häusern der angesehensten Einwohner spielten, eine werthvolle Medaille gefunden und diese aus eigenem Antriebe dem Besitzer wieder zugestellt hätten. Die Notiz schließt mit den Worten: „Warum das bekannt zu machen? ist leicht zu errathen und — wer die Absicht trifft — noch weniger zu mißbilligen. Gute Gesinnungen und Handlungen sind an keinen Stand gebunden.“

Der Schlußsatz spricht Bände!

Dachte man schon in Pommern selbst so über den Soldatenstand, so kann man sich nicht verwundern, wenn man sich in Schweden noch ganz andere Vorstellungen von dem Wesen des angeworbenen Deutschen Soldaten machte. Als im Jahre 1808 die beiden Stralsunder Regimenter auf Befehl König Gustav Adolf IV., der ihnen stets ganz besondere Werthschätzung bewies,*) für kurze Zeit nach Stockholm in Garnison verlegt

*) Ein Zeichen dieser Werthschätzung war es u. A., daß er den beiden Regimentern ebenso wie seinen Garden den fragwürdigen Vorzug zu Theil werden ließ, den Zopf noch

wurden, war, wie Ernst Moritz Arndt in seinen „Schwedischen Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf“ berichtet, in der Schwedischen Hauptstadt ein Geschrei, „als sei eine Horde Vuräten und Kirgisen im Anzuge“; man erzählte sich tausend Geschichten von Raub, Mord, Diebstahl, Nothzucht und anderem Schaden, den sie verübt haben sollten. „Aber kaum“, so heißt es dann weiter, „waren sie einige Wochen in Stockholm, so widerlegten sowohl Offiziere als Gemeine durch ihre Ordnung, Stille und Reinlichkeit und durch ihr ganzes Betragen diese Lügen, die meistens von den Leibwachen und ihren Freunden herstammten. Die Bürger Stockholms stellten zwischen den Leibwächtern und den Deutschen eine Vergleichung an, die zum Vortheil der Letzteren ausfiel, und endlich lebte man mit diesen so fürchterlich geschilderten Vagabunden auf einem ganz guten Fuß“.

Nun waren allerdings, wie es einige erhalten gebliebene Blätter eines Parolebuches vom Regiment von Engelbrechten aus dieser Zeit beweisen, für den Aufenthalt in Stockholm von den Regimentern besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, um Ausschreitungen vorzubeugen. Unzuverlässigen Leuten, die zum Trunk neigten, sollte die Vergünstigung, in die Stadt gehen zu dürfen, vorenthalten werden; auch durfte überhaupt nur der die Kaserne verlassen, wer besondere Erlaubniß dazu vom Kapitän du jour erhalten hatte. Immerhin aber ist der schnelle Umschwung in der Gesinnung der Stockholmer Bevölkerung gegen die Deutschen Regimenter der werthvollste Beweis dafür, was gute Erziehung und straffe Deutsche Disziplin selbst aus dem geworbenen Soldatenmaterial damaliger Zeit zu machen wußten.

Wie kam es denn nun aber, daß im Allgemeinen nach unseren heutigen Begriffen nur minderwerthige Elemente sich bereit finden ließen, freiwillig das Handgeld der Werber zu nehmen? Das wird sehr bald verständlich, wenn man die allgemeinen Verhältnisse, unter denen die Soldaten bei den Regimentern damals zu leben genöthigt waren, näher beleuchtet.

Quartierverhältnisse. Der Oberst Graf Spens giebt 1751 in einer Beschwerde an den Stralsunder Magistrat als Grund für die geringe Bereitwilligkeit der Landeseinwohner, sich anwerben zu lassen, als Grund für die Neigung der Angeworbenen zur Desertion und für die häufigen Erkrankungen die Beschaffenheit der Quartiere an. Er beschwert sich: die Leute seien meist auf der Diele (d. h. im Hausflur) oder auf dem Boden, oft ohne genügenden Schutz vor Regen und Schnee und meist ohne Feuerstätten untergebracht; Betten seien überhaupt nicht oder doch nur in unzureichender Beschaffenheit und Anzahl vorhanden.

Die Erwiderung der Verordneten zur Quartierkammer (vom 24. 5. 1751) auf diese Beschwerde ist in zweifacher Hinsicht noch von ganz besonderem Interesse; einmal giebt sie ein Bild von dem Zuschnitt des damaligen Klein-
weiter tragen zu dürfen, als diese Haarracht am 26. Juni 1805 für die übrige Schwedische Armee abge schafft wurde.

bürgerlichen Lebens, sodann zeigt sie, wenn auch vielleicht in etwas übertriebener Schilderung, mit was für Ersatz damals die Stralsunder Regimenter vielfach zu rechnen hatten. Es heißt in dieser Antwort: der Bürger besäße für gewöhnlich überhaupt nur zwei heizbare Zimmer, von denen er aus Sparsamkeitsrückichten auch nur eins heiße. In diesem geheizten Zimmer sich zu wärmen, sei dem einquartierten Soldaten unbenommen; eine besondere Feuerstätte könne er unmöglich verlangen. Ein Quartier „auf der Diele“ sei nicht zu verachten, da schliefen auch das Gesinde, die Hausgenossen, oft sogar die Kinder der Bürger. Uebrigens gehöre ein Quartier auf der Diele immerhin nur zu den Ausnahmen, da die Dielen zu eng und für häusliche Zwecke meist unentbehrlich seien. Auf dem Boden aber lasse jeder Hausherr sein Gesinde, jeder Handwerker seine Gesellen schlafen, meist seien dort sogar besondere Kammern für die Soldaten abgeschlagen. — Die Betten seien gut, die Soldaten hielten sie nur aus Faulheit vielfach nicht in Ordnung, „welcherley Leuten“ — wie es dann weiter wörtlich heißt — „gute Betten unterzulegen nur vergeblich und fast sündlich seyn würde, wie denn freylich solche mit geringem Bettzeug versehen befunden werden: theils die mit unreinlichen Krankheiten, wie Ausschlag, Geschwüren, faulen Weinen behaftet, oder mit vielem Ungeziefer beladen, die denn entweder die anfänglich untergelegten gute Betten dadurch verdorben und übel zugerichtet haben, oder sie deswegen nicht begehren können. Wie ist es auch wohl zu bewundern, daß ein Theil unserer Garnison aus dergleichen geworbenen Leuten bestehe, als welche notorischermaßen, wo nicht aus ganz Europa, wenigstens aus allen Ecken Deutschlands nackt und bloß hier angekommen“.

Die Beschaffenheit der Quartiere gab übrigens andauernd Anlaß zu Ausstellungen und Klagen. So beschwert sich Graf Spens im Jahre 1757, unmittelbar nach Eintreffen seines aus Schweden zurückgekehrten II. Bataillons, darüber, daß einzelne seiner Leute in Schweine- und Kuhställen untergebracht seien.

Das jus optionis. Nun waren freilich die Quartiere den Soldaten nicht durchweg von der Stadt angewiesen, sondern vielfach von ihnen selbst gewählt. Seit dem 10. Juli 1721 besaß nämlich die Bürgerschaft das jus optionis, nach dem der Bürger nach eigenem Ermessen das Quartier in natura gewähren oder sich durch Zahlung einer bestimmten Summe für den einzelnen Soldaten davon lösen konnte. Die derart ausquartierten Soldaten ermieteten sich dann für dieses Geld ihre Wohnung selbst, dabei vorzugsweise auch auf die Möglichkeit eines Extraverdienstes durch irgend welche Nebenbeschäftigung Rücksicht nehmend.

Sie begnügten sich oft mit ganz unzulänglicher Unterkunft, um durch Ersparnisse an ihren Quartiergeldern ihre spärlichen Einkünfte etwas zu erhöhen. Schon aus diesem Grunde zog es der Soldat im Allgemeinen vor, sein Quartier lieber in Geld als in natura zu erhalten. Ja, war er gegen

seinen Wunsch bei einem Bürger einquartiert, so legte er wohl sein ganzes Verhalten darauf an, sich seinem Quartiergeber so lästig und unerträglich als möglich zu machen, so daß dieser, um ihn nur wieder los zu werden, für seine Ausquartierung oft das Doppelte des gesetzlichen Quartiergeldes bezahlte.

Natürlich waren derartige direkte Auseinandersetzungen zwischen Soldat und Quartiergeber nur Ausnahmen; die regelmäßige Abrechnung der Quartiergelder für nicht in natura gewährtes Quartier erfolgte zwischen Truppentheil und Magistrat. Hierzu wurden von den Kompagnien Listen der bei ihnen vorhandenen Mannschaften dem Magistrat zugestellt. Der Kompagniechef hatte es dabei ganz in seiner Hand, ob er in diesen Listen die in seiner Kompagnie vorhandenen Balanzen berücksichtigen oder sich auch für Leute, die thatsächlich gar nicht vorhanden waren, die Servicegelder auszahlen lassen wollte. Der Magistrat war jedenfalls fest davon überzeugt, daß derartige Unregelmäßigkeiten ständig vorkämen, und verlangte wiederholt Einsicht in die beim Regiment dienstlich geführten, monatlichen Musterrollen, um die Angaben der Kompagniechefs auf ihre Richtigkeit prüfen zu können; aber — stets vergebens. Auf wiederholte Beschwerden hierüber wurde der Magistrat durch königlichen Erlaß vom 29. Juli 1762 endgültig dahin beschieden, daß ein Anrecht auf Einsichtnahme der dienstlichen Musterrollen den städtischen Behörden nicht zugestanden werden könne; wodurch die oben erwähnte, nicht ganz lautere Einnahmequelle den Kompagniechefs gewissermaßen offiziell zugestanden und auch für die Dauer gesichert wurde. Nun hätte es ja ein einfaches Mittel gegeben, solche Unregelmäßigkeiten unter allen Umständen zu vermeiden, wenn man nämlich den Soldaten nur Naturalquartiere gab. Die Bürgerchaft Stralsunds legte aber auf ihr jus optionis ganz besonderen Werth, gab es ihr doch die Möglichkeit, sich jederzeit und in jedem Einzelfall der allzu beschwerlichen Last einer Einquartierung in natura zu entziehen. Noch am 7. Oktober 1772 wurde das jus optionis der Stadt erneut bestätigt, nur sollte die Stadt-Quartierkammer gehalten sein, die Kompagniechefs beim Auffuchen der zu ermiethenden Quartiere zu unterstützen, auch den neu angeworbenen Soldaten auf Wunsch Naturalquartier für acht Tage zu gewähren.

Es gestaltete sich aber von Jahr zu Jahr immer schwieriger, in der Stadt geeignete Quartiere in der nöthigen Anzahl durch Selbstmiethung zu beschaffen. Infolgedessen wurde in der Einquartierungsordre vom 30. März 1778*) bestimmt, daß 40 beweihte Soldaten von jeder Kompagnie

*) Diese Einquartierungsordre enthält auch nähere Bestimmungen über die Beschaffenheit der Quartiere. Sie setzte u. A. fest: „Das Naturalquartier soll bestehen aus einer bewohnbaren und schloßvesten Kammer, einem Tisch und zwei Stühlen, und die Lagerstätte aus einer Bettstelle, drei Ellen lang und zwei Ellen breit, worinnen reichliches Stroh gelegt u. s. w.“ „Der Soldat soll sich mit Frau und Kindern mit der Wärtniß

„den Obdach und Lagerstätte nebst dem Realservice in natura genießen sollten“.

Massenquartiere. Als dann in der Folgezeit die Schwierigkeiten in der Ermittlung der erforderlichen Selbstmietwohnungen immer noch zunahmen, kaufte die Stadt 1788 ein Privathaus (das Teschese Haus) als Reservequartier an, um darin Soldaten, die angeblich kein Unterkommen finden könnten, unterzubringen. Es wurde somit eine Art Massenquartier etwa in unserem heutigen Sinne, aber mit dem Unterschiede geschaffen, daß ein von der Stadt eingesetzter bürgerlicher „Hausvater“ dort ebenfalls einquartiert und mit der Oberaufsicht über die Soldatenquartiere betraut wurde.

15 Jahre später, im Jahre 1803, ging der Magistrat auf dem einmal beschrittenen Wege noch weiter und suchte durch unzinshare Vorschüsse die Bürger zur Erbauung von ausschließlich an Soldaten zu vermietenden Privathäusern, also weiteren Massenquartieren, zu ermuntern. Auch dieses Mittel scheint aber wenig gewirkt zu haben, denn noch im selben Jahr sah sich die Garnison genöthigt, darauf hinzuweisen, daß ihr nach dem oben erwähnten Erlaß vom 30. März 1778 für jede Compagnie rechtlich 40 Naturalquartiere zuständig wären, und diese Quartiere erneut in Anspruch zu nehmen.

Kasernen. Erst 1810 findet sich in Stralsund zum ersten Male die Unterbringung in Kasernen erwähnt; es befanden sich jedoch in diesem Jahr nur zwei Kasernen in Stralsund, die nicht einmal zur Unterbringung der unverheiratheten Mannschaften ausreichten. Der Rest der Unverheiratheten erhielt von da ab gewöhnlich Quartier in natura, während die verheiratheten Unteroffiziere und Mannschaften den Servis in Geld bezogen und sich ihre Wohnung selbst wählen durften. Den Verheiratheten kam das um so mehr zu Statten, als sie bei der Auswahl der Wohnung die Möglichkeit etwaigen Nebenverdienstes, auf den gerade sie noch besonders angewiesen waren, in Rücksicht ziehen konnten.

Soldatenfamilien. Will man sich von der ganzen Quartiernoth ein richtiges Bild machen, so darf man nicht vergessen, ein wie beträchtlicher Theil der Soldaten damaliger Zeit verheirathet war. Beim Regiment Graf Spens waren im Jahre 1757 von 1129 gemeinen Soldaten 553 verheirathet; beim Leibregiment der Königin betrug die Zahl der Verheiratheten in demselben Jahre sogar 760 von 1217 gemeinen Soldaten. Und noch im Jahre 1805 finden sich beim Leibregiment der Königin unter 1097 Soldaten 727 Verheirathete. Erst die auf dieses Jahr folgende kriegerische Periode brachte

und Licht bey seinem Wirth in der Stube und mit dessen Feuer zum Kochen begnügen lassen u. s. w.“ „Es müssen nicht zwei beweihte Soldaten nebst ihren Kindern ohne dringende Noth und ohne dieserwegen mit denen Compagniechefs Rücksprache gehalten zu haben, zusammen einquartiert werden, damit grobe Laster, Unordnungen, Zänkereien und Streit können vermieden werden.“

hierin einigen Wandel zu Wege. 1811 zählt die Kompagnie von 100 Mann im Durchschnitt nur noch 25 Verheirathete; erklärlicherweise hatten die Strapazen und Gefahren des Feldzugslebens auf Familienväter eine geringere Anziehungskraft bei der Werbung ausgeübt, als vorher der bequeme Friedensdienst.

Es mag fürwahr für die Bürgerschaft Stralsunds keine kleine Last gewesen sein, neben der zahlreichen Garnison auch noch eine so beträchtliche Anzahl von Soldatenfrauen mit einer entsprechenden Menge von Kindern zu beherbergen.

Die an und für sich schon kärgliche Löhnung des Soldaten konnte natürlich für Frau und Kinder unmöglich ausreichen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn über die zudringlichen Betteleien der Soldatenfrauen und -kinder vielfach Klage geführt wird. Um der Noth nach Kräften zu steuern, wurde in Stralsund von dem Grafen Hessenstein (wohl Ende der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts) ein Arbeits- und Erziehungs- haus für Soldatenkinder gegründet, „worinnen diejenigen Eltern, welche keine Mittel ihre Kinder zu unterhalten haben, dieselbige im Christenthum unterweisen, zur Arbeit anhalten, und noch anbey durch den Verdienst ihren Kindern eine tägliche Nahrung verschaffen“ konnten. Es war eine wohl nicht ganz leichte Pflicht der auch in damaliger Zeit viel geplagten Kompagniechefs, auf einen regelmäßigen Schulbesuch der in das Erziehungs- haus aufgenommenen Soldatenkinder hinzuwirken.

Nebenverdienst der Soldaten. Daß die Soldaten auch in bürgerlicher Beschäftigung vielfach Nebenverdienst suchten und fanden, ist bereits an früherer Stelle angedeutet worden; wir finden sie als Arbeiter und Tagelöhner, wie auch als Handwerker und Musikanten beschäftigt. Noch 1811 wurde sogar vom Regiment von Engelbrechten bei der Regierung für einen Soldaten die Ertheilung einer Konzession zum „Hausiren mit Blechwaaren auf dem platten Lande“ nachgesucht; eine Konzession, die freilich in diesem Falle nicht erteilt wurde.

Namentlich war es aber auch nach Schluß des Siebenjährigen Krieges üblich geworden, daß Soldaten oder ihre Frauen und Kinder an den Stadthoren und -brücken und auf den Märkten Viktualien, namentlich Federvieh und Wild, aufkauften und damit in der Stadt hausirten. Dieser Hausirhandel, „welcher sowohl für einen Eindrang in bürgerliche Ordnung zu halten, als auch zur Steigerung der Preise derer von Landleuten zur Stadt hereinbringenden Victual-Waaren und sonstigen Lebensmittel ein ansehnliches beiträgt“, hatte mit der Zeit einen solchen Umfang genommen, daß das Generalgouvernement von Pommern am 17. Juli 1771 zur Verhinderung dieses Unfugs bestimmte, daß jedem Landmann, der mit Waaren zum Markt käme, ein Soldat der Thorwache zur Begleitung beigegeben werden sollte, der während der ganzen Dauer des Marktes strengstens darauf zu achten hatte,

daß die Waaren nicht an derartige Zwischenhändler abgesetzt würden. Auf den Zwischenhandel selbst wurden strenge Strafen gesetzt; es sollte, wer zum ersten Male dabei betroffen wurde, bestraft werden: die Mannsperson mit sechs Paar Ruthen, die Weibsperson mit einer Stunde im Halseisen; die Waaren selbst sollten konfisziert und versteigert, der dritte Theil des Erlöses dem Angeber ausgehändigt werden.

Soldatenfamilien in Kriegszeiten. Bei der drückenden Last, die unter den geschilderten Verhältnissen die Soldatenfamilien für die Stadt bildeten, erscheint es uns verständlich, wenn der Magistrat darauf bedacht war, sich dieser Last an unversorgten Familien auf jede Weise zu entledigen, sobald die Männer selbst in Kriegszeit mit ihren Regimentern die Garnison verließen. Ein aus früherer Zeit her beliebtes Mittel war es, in solchem Falle die Soldatenfamilien einfach mit Gewalt nach Kügen abzuschieben. Welches Elend brach dann aber wiederum über die unglücklichen Familien herein! Die Krone selbst mußte sich schließlich der Beklagenswerthen annehmen. So erging am 4. September 1758 ein Erlaß des Königs an die Pommerische Regierung, daß die Frauen der Unteroffiziere und Mannschaften von den Deutschen Regimentern während der Abwesenheit der Männer die gleichen Vortheile bezüglich Einquartierung genießen sollten, wie in Friedenszeiten. — Das Gleiche wurde am 15. September 1788 für die Dauer des Finnischen Krieges angeordnet.

In welcher Weise während des Feldzuges gegen Frankreich für die Soldatenfamilien gesorgt wurde, als die Schwedische Armee Pommern räumte und die Franzosen in Stralsund einrückten, steht nicht fest. Ihr Schicksal muß in dieser Zeit ein ganz besonders trauriges gewesen sein, da die Stadt, von der Französischen Militärherrschaft aufs Aergste ausgebeutet, wohl kaum in der Lage gewesen sein wird, etwas Wesentliches dazu beizutragen, um der Noth zu steuern. Man kann es menschlich verständlich finden, wenn Verheirathete der Stralsunder Regimenter kurz vor der bevorstehenden Einschiffung nach Schweden, zumal der Krieg ja beendet war, in großer Anzahl desertirten und zu ihren Familien zurückkehrten, die unter der Fremdherrschaft, ihres Ernährers beraubt, sicher dem größten Elend verfallen mußten.*)

*) Den verheiratheten Soldaten, die bei der Fahne geblieben waren, scheinen ihre Familien später zum Theil nach Schweden gefolgt zu sein. Eine dieser Frauen, die junge Frau des Soldaten Serwenius vom Leibregiment Königin machte im Jahre 1809, in die Uniform des Regiments verkleidet, an der Seite ihres Mannes unerkannt die Expedition nach Westerbotten, den Marsch von Ratan nach Säfvar und das Gefecht von Säfvar mit. Auch als ihr Mann, in der Schützenkette neben ihr stehend, von einer Russischen Kugel getödtet wurde, verrieth sie ihr Geschlecht nicht. Kaltblütig leerte sie die Patronentasche des Gefallenen und vertheilte die Munition an die Kameraden. Erst nach beendetem Rückzug wurde sie erkannt, als sie, von Strapazen und Aufregung überwältigt, ihren Schmerz um den Verlust des geliebten Gatten nicht mehr zurückhalten konnte. Als Belohnung für ihre unadelige Führung als Soldat und die von ihr bei Säfvar bewiesene Tapferkeit wurde

Doch nicht für die Garnison allein, auch für das flache Land konnten die zahlreichen Soldatenfamilien zu einer recht drückenden Plage werden.

Beurlaubung von Mannschaften. Die Kompagniechefs hatten, wie in damaliger Zeit auch in anderen Armeen, das Recht, außerhalb der kurzen Exerzirperiode einen beträchtlichen Theil ihrer Mannschaft zu beurlauben. Da sie für die beurlaubten Mannschaften deren Vöhung nach wie vor weiter bezogen, so konnte ihnen aus diesem Recht eine außerordentlich ergiebige Einnahmequelle*) erwachsen. Sie machten daher von diesem Recht in der Regel den ausgedehntesten Gebrauch, unbekümmert darum, ob den Soldaten der erteilte Urlaub erwünscht kam oder nicht. Diese beurlaubten Soldaten rotteten sich, wie geklagt wird, vielfach zusammen und durchzogen, ihren Unterhalt suchend, in großen Haufen mit Frau und Kind das Land. Wo sie keine Arbeit fanden — und wer weiß, ob es ihnen mit dem Arbeituchen immer sehr ernst war — bettelten sie; gab man ihnen nichts, so erpreßten sie, namentlich auf einsam gelegenen Höfen, gleich Räuberbanden durch Drohungen Alles, dessen sie bedurften. Eine „Allerhöchste Resolution“ vom 4. Februar 1767 bestimmte daher, um diesem Unwesen zu steuern, daß bei den geworbenen Regimentern Urlaub nur spärlich und auch nur an solche erteilt werden sollte, welche Landarbeit und Handwerk verständen und überdies darüber Auskunft geben könnten, wo sie mit Bestimmtheit Arbeit finden würden. Diesen Mannschaften war der Weg nach ihrem Urlaubsort genau vorzuschreiben, auch durften nie mehr als zwei von ihnen zusammen reisen.

Als Legitimation war den Beurlaubten ein gedruckter Paß ähnlich wie heute mitzugeben.

Solche gedruckten Pässe waren in Stralsund auf Vorschlag des Grafen Spens vom Dezember 1757 eingeführt, „da die Deserteurs sich falscher geschriebener Pässe bedienen und welche der gemeine Mann auf dem Lande nicht lesen, noch wissen kann, ob selbige richtig oder nicht“.

Desertionen. Die Desertionen waren begreiflicherweise ein Krebschaden, der bei den angeworbenen Regimentern nicht auszurotten war.

sie von dem Brigadefech, Oberst Boye, wie aktenmäßig feststeht, zur „silbernen Medaille für Tapferkeit im Felde“ in Vorschlag gebracht und hat diese Auszeichnung wohl ohne Frage auch erhalten.

*) Die Stellung eines Kompagniechefs war, wenn dieser seinen Vortheil richtig wahrzunehmen verstand, überhaupt eine recht einträgliche. Die Akkordsumme, die in Schweden für jede Bestallung von dem Offizier an den Staat zu entrichten war, war daher auch für den Kompagniechef eine bei dem damaligen Geldwerth sehr hohe; sie betrug 3250 Reichsthaler. Mit Erlegung dieser Summe, die bei Antritt der Stellung bezahlt werden mußte, wurde dann freilich die Kompagnie gewissermaßen persönliches Besitzthum des Chefs. Eine solche Auffassung erklärt die damals in Schweden herrschende Anschauung daß die Verabschiedung eines Offiziers als eine willkürliche Schädigung seines Eigenthums vom rechtlichen Standpunkte aus unzulässig sei. Erst Gustav III. sicherte sich das Recht der Verabschiedung seiner Offiziere, erregte aber damit viel böses Blut.

Welchen Umfang dieses Uebel stellenweise annahm, kann man nach einem Bericht des Generals v. Höpfen, damals Chef des Leibregiments Königin, vom Anfang des Jahres 1763 ermessen, in dem geklagt wird, daß oftmals ein Kompagniechef fünf bis sechs Mann und wohl noch mehr mit voller Montur, Riemzeug und Gewehr in einer Nacht durch Desertion verloren habe. Der Bericht schlägt vor, zur Verhütung der Desertionen dieselben strengen Maßnahmen einzuführen, wie sie in Preußen angeordnet seien. Die Bauern sollten verpflichtet werden, sobald ein Kanonenschuß aus der Festung eines Deserteurs Entweichen ankündige, in allen Dörfern die Glocken zu läuten und mit Hunden dem Deserteur nachzuspüren, auf dessen Wiedereinbringung bestimmte Prämien gesetzt waren. Bei Nichtbefolgung dieser Anordnungen sollte die Ortschaft, deren Grenzen ein entwichener Deserteur nachweislich passirt hätte, gehalten sein, den Mann und — wenn sie bei seinem Entweichen die Hand im Spiel gehabt hätte — auch seine Montur und Ausrüstung dem Kompagniechef zu ersetzen.

Ob diese vorgeschlagenen Maßregeln eingeführt wurden, wissen wir nicht. Thatsache ist es jedenfalls, daß dem Uebel der Desertion wirksam nicht gesteuert wurde; liefert uns doch ein erhalten gebliebenes Rapportbuch vom Regiment Pflanderhjelm aus dem Jahre 1795/96 den Beweis, daß in diesem einen Jahre 163 Fälle von Desertion bei diesem Regiment vorgekommen sind.

Ganz besonders verlockend wurde natürlich die Gelegenheit zur Desertion, sobald ein Regiment für längere Zeit aus den Thoren der Festung ausrückte; die Ueberwachung der Mannschaften mußte in solchem Falle verdoppelt werden. So wurden, als im Jahre 1750 vier der Schwedisch-Deutschen Bataillone quer durch die Insel Rügen marschirten, um demnächst nach Schweden übergeführt zu werden, für die Dauer dieses Marsches sämtliche Offiziere dieser Bataillone auf Kosten des Landes beritten gemacht mit der ausdrücklichen Begründung, daß sie zu Pferde besser in der Lage sein würden, ihre Mannschaft zu überwachen und das Entweichen von Deserteuren zu verhindern.

In Kriegszeiten war erklärlicher Weise der Abgang an Deserteuren am stärksten und überstieg oft sogar den vor dem Feinde erlittenen Verlust um ein Beträchtliches. Die ungeheuerlichste und selbst für damalige Verhältnisse die Grenze des Entschuldbaren scheinbar überschreitende Einbuße an Deserteuren aber hatten die Deutschen Regimenter im Feldzuge 1807 gegen Frankreich aufzuweisen. Das Regiment von Engelbrechten hatte z. B., wie attestmäßig feststeht, in diesem Feldzuge überhaupt verloren:

- 6 Mann vor dem Feinde gefallen,
- 1 = ertrunken,
- 1 = von einem Kameraden erschossen,
- 17 = infolge von Marschanstrengungen und Hitzschlag gestorben,

| | | |
|-----|---|----------------------------------|
| 1 | = | Mann durch Selbstmord gestorben, |
| 29 | = | sonst gestorben, |
| 1 | = | in Stralsund verblieben, |
| 42 | = | kriegsinvalid geworden, |
| 135 | = | gefangen, |
| 410 | = | desertirt. |

Von dem Gesamtverlust von 643 Mann (bei einer Etatsstärke von 1200 Mann!) waren also fast zwei Drittel allein durch Desertion verurjacht! — Die meisten dieser Deserteure hatten ihre Fahne aber erst verlassen, als der Krieg der Thatsache nach beendet und die Schwedische Armee im Begriff war, nach Schweden überzugehen, und, wie wir oben*) gesehen hatten, haben wir unter diesen Deserteuren der Hauptsache nach die verheiratheten Soldaten des Regiments zu suchen, die ihre Familien nicht schutzlos dem Elend überlassen wollten.

Gerichtliche und Disziplinarbestrafungen. Die gesetzliche Strafe für Desertion war noch in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Todesstrafe. Auch sonst waren die Strafen, deren man sich damals bediente, um unter dem geworbenen Kriegsvoll Zucht und Disziplin zu erhalten, erklärlicherweise sehr streng. Todesstrafe stand, wenigstens in Kriegszeit, auch auf schweren Diebstahl und auf grobe Wachtvergehen, wie Verlassen des Postens, Trunkenheit im Wachtdienst, Diebstahl auf Posten (die Schildwachen machten sich vielfach des Holzdiebstahls schuldig!). Es hat uns u. A. ein kriegsgerichtlicher „Ausschlag“ (Erkenntniß) vom 11. März 1762 vorgelegen, welcher den wegen Holzdiebstahls auf Posten angeklagten Soldaten, obwohl er des ihm zur Last gelegten Vergehens nicht zu überführen war, dennoch zum Tode verdammt, weil er, anstatt vor dem Thorweg des Regierungshofes, an dessen innerem Ausgang gestanden und sein Gewehr zehn Schritt davon an eine Treppe gelehnt hatte. — Geringfügige Diebstähle wurden in Ausnahmefällen mit Geldstrafe oder Gefängniß bei Wasser und Brot, sonst mit Ruten bestraft. Kleinere Dienstvergehen, z. B. unpassendes Benehmen gegen einen Offizier, geringfügige Vergehen auf Wache, wurden mit Pfahlstehen geahndet. Oeffentliche Kirchenbuße wurde bei schwereren Vergehen vielfach als Nebenstrafe verhängt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden wir die Strafen in ihrer Art wesentlich gemildert. Das Stehen am Schandpfahl kam ganz in Fortfall, Todesstrafe wurde nur noch in den seltensten Fällen verhängt, sie war für Desertion endgültig durch die Strafe des Speiße Ruthenlaufens ersetzt. — Ob damit aber in der allgemeinen Lage der Soldaten eine wesentliche Verbesserung eingetreten war, mag dahingestellt bleiben; von den noch bestehenden Strafen wurde jedenfalls dafür um so ausgiebiger Gebrauch gemacht. Nach Ausweis des oben erwähnten Rapportbuches vom Regiment Psilanderhjelm

*) S. 360.

aus dem Jahre 1795/96 wurden im Verlauf dieses Jahres beim Regiment arretirt: 238 Mann (außerdem noch 15 Soldatenfrauen und — theils auf Hauptwache, theils in Stubenarrest — auch 23 Offiziere). Von den arretirten Soldaten wurden kriegsgerichtlich mit Spießruthenlaufen durch eine Gasse von 300 Mann bestraft: 16 Mann, die im Mindestmaß dreimal, im Höchstmaß neunmal diese Gasse passiren mußten. Es wurden ferner 139 Mann disziplinarisch mit Prügeln oder Fuchteln (Schläge mit der flachen Klinge) bestraft. An weiteren Disziplinarstrafen wurden verhängt: für Unteroffiziere das Tragen von zwei bis drei Musketen eine bis zwei Stunden lang; für Korporale Degradation; für Mannschaften Zurückschicken zur Rekrutenschule.

Behandlung der Soldaten. In der allgemeinen dienstlichen Behandlung des gemeinen Soldaten hatte sich jedenfalls mit der Zeit, entsprechend der zunehmenden Minderwerthigkeit des Ersatzes, eine Veränderung zum Schlechteren vollzogen. Noch am 12. Oktober 1757 hatte der Stralsunder Garnisonauditeur v. Hefß darüber Beschwerde führen können, „daß Gemeine Soldaten dann und wann mit vielen Stoßschlägen auch des geringsten Fehlers oder Kleinigkeiten wegen von einigen Herren Offiziers, Unteroffiziers und Korporalen gestrafet werden, welche Art der Discipline in voriger Zeit bey der Königlich Schwedischen Milice unbekannt, ja verboten gewesen ist, als wodurch mancher Kerl ungesund oder auch meynepdig zu desertion bewogen werden kann“. In dem Infanterie-Exerzirreglement vom 27. August 1775 finden sich dagegen als Strafe für Exerzirversehen neben Pfahlstehen auch Schläge mit dem Stock oder dem Degen anempfohlen; auch das Exerzirreglement vom 23. Mai 1781 sagt, daß die Soldaten für Versehen beim Exerziren „auf der Stelle gestrafet“ werden sollen. Nur das Schlagen außer Dienst blieb verboten; Unteroffiziere, die gegen dieses Verbot verstießen, wurden „zu ihrer correction“ degradirt, jedoch nur auf bestimmte Zeit, auf einige Monate. Ein Dienstreglement aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts äußert sich dann sogar ganz unverblümt: „Prügel sind die passendste und wirksamste Strafe für einen Soldaten.“

Milderung von Urtheilen. Uebrigens waren auch in der alten Zeit, als noch die Todesstrafe fast für jedes noch so geringfügige Vergehen verhängt werden konnte, die gesetzlichen Strafen in ihrer vollen Schärfe nur sehr selten zur Ausführung gekommen. Die Urtheile der Regimentskriegsgerichte wurden häufig von der Revisionsinstanz, dem „General-Kriegs- und Leuterations-Gericht“, dem sie zur Bestätigung vorgelegt werden mußten, gemildert; Urtheile, die auch in dieser Instanz auf Tod lauteten, häufig vom König nicht bestätigt, sondern umgewandelt. Bei Desertionsvergehen erfolgte fast regelmäßig die Umwandlung der Todesstrafe in mehrmaliges Spießruthenlaufen; bei anderen Vergehen wurde vielfach Gefängniß bei Wasser und Brot, oft für verblüffend kurze Dauer, nur für wenige Tage, an Stelle der Todesstrafe gesetzt.

Ganz besonders pflegte dabei Milde obzuwalten, wenn es sich um Ausschreitungen von Soldaten, namentlich aber auch von Offizieren, gegen Civilpersonen handelte. Solche Ausschreitungen gehörten nicht zu den Seltenheiten. Die Armee bildete in damaliger Zeit, in sich geschlossen allen bürgerlichen Kreisen fremd gegenüberstehend, einen Staat im Staate. Diese eigenartige Sonderstellung verlieh Offizieren wie Soldaten ein Selbstbewußtsein, das sie häufig genug zu bürgerlichen Personen in schroffen Gegensatz brachte.

Ausschreitungen von Soldaten gegen Civilpersonen. Kam ein Soldat mit einem Civilisten in Streit, so suchte er sich sein Recht nur allzu leicht auf der Stelle selbst zu verschaffen. Einem Bürger, der mit dem bei ihm eingemiethten Soldaten wegen des Quartiers in Streit gekommen war, scheint es bei solch einer Gelegenheit besonders schlecht gegangen zu sein; er wurde, wie eine Beschwerde des Stralsunder Magistrats vom 23. August 1772 besagt, „auf die Hauptwache geschleppt, daselbst (— also augenscheinlich unter den Augen des dort kommandirenden Offiziers, zum mindesten aber mit Wissen der auf Wache befindlichen Unteroffiziere —) gezerret, mit einem Kieselstein barbiret und endlich mit einer Anzahl Seebelfstreiche dimittiret“.

Ja sogar vor gewalthätiger Einmischung in die bürgerliche Rechtspflege scheute der Soldat nicht zurück. Er konnte sicher sein, in jeder Art Händel mit der Civilbevölkerung in jedem seiner Kameraden einen thätigen Mitthelfer, in seinen Vorgesetzten aber sehr nachsichtige Richter zu finden.

Zwei Beispiele aus der Stralsunder Geschichte dürften an dieser Stelle besser als alles Andere geeignet sein, ein lebenswahres Bild von den soeben berührten Verhältnissen zu geben.

Gewaltsame Befreiung der Maria Flint. Der erste dieser Vorfälle, der auf die damaligen Zustände ein besonders scharfes Licht wirft, verdient auch wegen der ihn umgebenden Romantik und wegen des Aufsehens, das er seiner Zeit erregte, noch besonders der Erwähnung; ist doch die Erinnerung an ihn in mündlicher Tradition noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein in Stralsund lebendig geblieben. Bei diesem Vorfall (1765) handelte es sich um die Befreiung einer Gefangenen, der wegen Kindesmord zum Tode verurtheilten Schusterstochter Maria Flint.

Die Hinrichtung der Schuldigen war auf den 9. November 1765 anberaumt. Alle Versuche ihres ehemaligen Liebhabers, des Schwedischen Husarenleutnants Dieß, sie durch Fürsprache bei den Richtern oder durch Bestechung der Wächter zu retten, waren erfolglos geblieben; da beschloß er, es auf das Außerste ankommen zu lassen und einen gewaltsamen Befreiungsversuch zu unternehmen. Bei der allgemeinen Theilnahme, die das Schicksal der Unglücklichen erregt hatte, gelang es ihm, die ganze Garnison dazu zu bringen, daß sie die Befreiung der Gefangenen gewissermaßen als Erforderniß des Korpsgeistes ansah. Die Zahl derer, die ihm thätige Mitwirkung bei der Befreiung zugezagt hatten, belief sich zwar nur auf einige 40 Soldaten,

darunter auch keine Anzahl Offiziere. In heimlichem Einverständniß aber mußten die Verschworenen wohl die ganze Garnison wissen, wenn sie es wagen konnten, ganz offen von dem geplanten Unternehmen zu sprechen. Ja, man ließ Magistrat und Bürgerschaft nicht einmal darüber im Zweifel, daß die Nacht vom 28. zum 29. Oktober für den Gewaltstreich ausersehen sei. Der Magistrat traf seine Vorkehrungen; er ließ für diese Nacht die Wache in der Kustodie, dem Gefängniß der Maria Flint, sowie die Stadtwache unter dem Rathhaus durch eine Anzahl Nachtwächter verstärken und ersuchte die Kommandantur Stralsund um Vorkehrungen zu etwaiger Hülfeleistung.

Um Mitternacht drangen die Verschworenen in bürgerlicher Kleidung, mit geschwärzten Gesichtern, vom Wallgang her in die Stadt ein. Während ein Theil sich in die anstoßenden Straßen vertheilt und sich der zur Abwehr herbeieilenden Stadtnachtwache entgegenwirft, stürmt der Rest der Verschworenen die Kustodie. Wer sich von den Nachtwächtern zur Wehr setzt, wird erschossen oder niedergestochen, die Zelle der Maria Flint wird geöffnet und die Gefangene von ihren verummumten Kettern im Triumph über den Festungswall und in einem Kahn über den Rüter Teich aus Stralsund entführt.*)

Das ganze tollkühne Unternehmen war in offenkundigster Weise von den auf Wache befindlichen Theilen der Garnison begünstigt worden. Die Verschworenen waren auf dem Hin- und Rückwege in unmittelbarer Nähe an der Militärwache des Rüter Thores vorbeigekommen, ohne von dieser angehalten zu werden. Auch die nur wenige hundert Schritte von der Kustodie entfernt gelegene Hauptwache, eine etwa 50 Mann starke Offizierwache, war nicht eingeschritten. Der Lärm des nächtlichen Straßenkampfes, dem übrigens zwölf Nachtwächter und ein Verschworener an Todten, außerdem auf beiden Seiten zahlreiche Verwundete zum Opfer gefallen waren, hätte ihr nicht entgehen können; soll doch das Schießen und Schreien die ganze Stadt, auch in ihren entferntesten Theilen, aus ihrer Ruhe geweckt haben. So war denn die Hauptwache schließlich auch alarmirt und unter Befehl eines Fähnrichs vom Regiment Graf Spens nach dem Ort der That aufgebrochen. Unterwegs ließ aber der kommandirende Offizier**) seine Mannschaft, angeblich um den Tritt wiederherzustellen, so oft halten, daß er erst nach Beendigung des Kampfes vor der Kustodie eintraf. — Ja, sogar der Kommandant von Stralsund scheint dem Gelingen des kühnen Unternehmens nicht abhold ge-

*) Psychologisch interessant ist es, daß die Gefangene, die zunächst nach Berlin in Sicherheit gebracht war, von Gewissensbissen gefoltert, von hier freiwillig, den größten Theil des Weges unter Entbehrungen aller Art zu Fuß zurücklegend, am 2. Dezember 1765 nach Stralsund zurückkehrte. Sie wurde hier am 20. Dezember 1765 hingerichtet, aufrichtig bemitleidet und bewundert von Jedermann, nicht am wenigsten von ihren Richtern, denen jedoch auch nur die Möglichkeit einer Begnadigung nicht in den Sinn gekommen zu sein scheint.

**) Der damalige Rang eines Fähnrichs entsprach dem heutigen Range eines Leutnants.

wesen zu sein. Die Abgeordneten des Magistrats, die eilige Maßregeln zur Verfolgung der Flüchtigen erbitten sollten, wurden trotz mehrfacher Vorstellungen erst am späten Vormittag des folgenden Tages bei dem Kommandanten vorgelassen, zu einer Zeit, als man mit Bestimmtheit annehmen konnte, daß die befreite Gefangene bereits in voller Sicherheit sein würde.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn die gerichtliche Untersuchung des Vorfalles sich über ein Jahr lang hinzog und auch nur elf Schuldige zu Tage förderte. Außer dem Hauptschuldigen, Lieutenant Dieß, und dem Fähnrich v. Adelhjelm vom Leibregiment der Königin waren es nur Unteroffiziere und Mannschaften der Deutschen Regimenter, deren Schuld als erwiesen angesehen wurde, obwohl Stralsunder Bürger mit Bestimmtheit eine Anzahl Offiziere unter den Vermummten, ja sogar unter ihren Verwundeten erkannt haben wollten. — Diese elf Schuldigen wurden vom Kriegsgericht zwar zum Tode verurtheilt; der König setzte jedoch an Stelle der Todesstrafe im März 1767 für neun derselben je 24 Tage Gefängniß bei Wasser und Brot, für die beiden Offiziere Dieß und Adelhjelm je 28 Tage Gefängniß, daneben Degradation auf die Dauer eines Jahres.

Entführung der Demoiselle Ramstahl. Auch das zweite Ereigniß aus der Geschichte Stralsunds, das als Beispiel zur Charakteristik der damaligen Zeit hier Platz finden soll, entbehrt nicht der Romantik. — Am 29. Dezember 1789 entführte der damalige Fähnrich im Regiment Psilanderhjelm, Carl Axel v. Normann (später 1805 bis 1815 Chef des Leibregiments der Königin) auf offener Landstraße seine ihm seit zwei Jahren heimlich verlobte Braut, die 17jährige Demoiselle Friederike Ramstahl vor den Augen der Mutter. Die Braut hatte, geängstigt durch die Anträge eines ungeliebten, aber von der Mutter begünstigten Bewerbers, eines Hamburger Kaufdieners, selbst tags vorher ihren Bräutigam gebeten, sie zu erlösen. Er wählte hierzu den Zeitpunkt, als Mutter, Tochter, der Hamburger Kaufmann und einige Stralsunder Bürgerleute am Nachmittag des 29. Dezember 1789 von dem Ramstahlschen Gute Damig nach Stralsund in Schlitten zurückkehrten. — Normann hielt den Schlitten, in dem seine Braut und der Hamburger Kaufmann saß, an und war Friederike Ramstahl behülflich, in einen angeblich zufällig leer vorüberfahrenden Schlitten eines Nachbargutes überzusteigen. Der Hamburger, der sie daran hindern wollte, erhielt einen Schlag auf die Hand, der ihn zum Loslassen nöthigte. Sein Schlitten schlug um, und das Pferd raste mit dem umgeschlagenen Fuhrwerk von dannen. — Inzwischen waren die anderen Personen der Ramstahlschen Gesellschaft herangekommen; aber auch um den Fähnrich v. Normann hatten sich sieben Offiziere, darunter übrigens sein Vater und zwei seiner Brüder, sowie vier Unteroffiziere und Gemeine der Regimenter Königin und Psilanderhjelm versammelt. Wohl nur das Kriegsgericht, dem später die Untersuchung der Angelegenheit übertragen wurde, war davon zu überzeugen, daß das Hinzukommen dieser Per-

sonen ein ganz zufälliges gewesen sei. Nach einem vergeblichen Versuch des Fähnrichs v. Normann, die Mutter seiner Braut auf gültlichem Wege zum Nachgeben zu bestimmen, fuhr er mit Friederike Ramstahl in Richtung auf die Preußische Grenze auf und davon. Seine Kameraden hielten im Verein mit den Soldaten die Ramstahlsche Gesellschaft von einer Verfolgung der Flüchtigen zurück, wobei es nicht ganz sanft hergegangen zu sein scheint. Die Ramstahlschen Schlitten wurden sodann von den vier anwesenden Soldaten nach Stralsund eskortirt und dabei genöthigt, im Schritt zu fahren, nur aus weiser Vorsicht — wie sich das Kriegsgericht später überzeugen ließ —, daß die etwas unruhigen Pferde nicht durchgehen und Unheil anrichten sollten. Als nun Frau Ramstahl, endlich in Stralsund angelangt, im Stande war, Maßregeln zur Verfolgung der Flüchtigen zu treffen, da war es bereits zu spät. Das junge Paar erreichte ungehindert die Grenze und ließ sich in Anklam von einem Preußischen Feldprediger trauen. — Das Garnison-Kriegsgericht belegte übrigens, trotz seiner im Allgemeinen milden Auffassung, sämmtliche an der Entführung theilhaftige Militärpersonen mit Gefängniß bei Wasser und Brot von 8 bis zu 24 Tagen. Als jedoch Frau Ramstahl gegen dieses, nach ihrer Ansicht zu milde Urtheil Revision einlegte, änderte das General-Kriegsgericht dieses Urtheil für die theilhaftigen Offiziere in Geldbusen um.

• **Allgemeines Verhältniß zwischen Militär und Bürgerschaft.** Wollte man übrigens aus Vorgängen, wie den geschilderten, den Schluß ziehen, daß das Verhältniß zwischen Garnison und Bürgerschaft ein durchaus feindseliges gewesen sei, so hieße das, übers Ziel hinauschießen. Derartige Gewaltthatigkeiten, die heute von Jedermann als unerträgliche Anmaßung und frevelhafter Friedensbruch angesehen werden würden, erscheinen im Lichte der damaligen, rauhen Zeit nur als der Ausfluß eines an sich völlig berechtigten Standes- und Selbstgefühls. Sie konnten das gute Verhältniß nur vorübergehend beeinträchtigen, das sonst im Allgemeinen zwischen Bürgerschaft und Garnison herrschte, bestand doch die Letztere zum größten Theil trotz der Werbung aus Landeskindern, ihr Offiziercorps aus dem Adel Pommerns und Rügens.

Schädigung des bürgerlichen Handwerks. Viel nachhaltiger und empfindlicher, als durch solche Gewaltakte, fühlte sich jedenfalls die Bürgerschaft Stralsunds durch das Eindringen von Soldaten in bürgerliche Erwerbszweige berührt. Namentlich die Handwerke der Schuster und Schneider sahen eine starke Beeinträchtigung ihrer Rechte darin, daß — wie es in einer Beschwerde der Deputirten der Pommerschen Städte vom 29. Dezember 1752 heißt —, „mehr Soldaten-Schuster und -Schneider, die sich ordentlich je drei, ja je fünf zusammensetzen, als städtische, in Stralsund vorhanden sind“.

Dem Soldaten war es durch Patent von 1669 und 1681 gestattet worden, für seine Offiziere und Kameraden als Handwerker arbeiten zu dürfen. Da die Soldaten-Handwerker frei von allen Abgaben waren, so

konnten sie gleich gute Waare billiger liefern als die Schuster und Schneider der Stadt. So kam es, daß geschickte Soldaten-Handwerker unter der Hand nicht nur auch für andere Regimenter, sondern auch für zahlreiche Bürger der Stadt arbeiteten. Die Stralsunder Handwerker empfanden diese militärische Konkurrenz um so schärfer, als in dem benachbarten Preußen das bürgerliche Handwerk schon seit Friedrich Wilhelm I. durch Verordnung vom 17. Dezember 1727*) erfolgreich geschützt war. Man forderte ähnliche schützende Bestimmungen und setzte es 1780 endlich auch thatsächlich durch, daß alle Militärwerkstätten den Stralsunder Regimentern unterstellt wurden. Freilich mußten sich dafür die Handwerksmeister verpflichten, für die einzelnen Bekleidungsstücke nicht mehr Geld zu fordern, als der Kompagniechef zur Beschaffung derselben von der Krone erhielt, und Stücke, deren Brauchbarkeit von dem Kompagniechef beanstandet wurde, unweigerlich wieder zurückzunehmen.

Marketender. Auch die Marketender der Truppen waren den Bürgern ein Dorn im Auge. Strenge Befehle der Kommandeure, daß sie nur an Unteroffiziere und Soldaten verkaufen dürften, deuten darauf hin, daß es an Klagen über unrechtmäßigen Verkauf an Civilpersonen nicht gefehlt hat. Die Marketender waren übrigens selbst Soldaten, sie wurden auf das ihnen übertragene Amt noch ganz besonders schriftlich vereidigt. Die Verpflichtungen, die sie übernehmen mußten, waren recht mannigfacher Art. Sie sollten weder Karten- oder Würfelspiele, noch Schuldenmachen dulden, richtiges Maß und Gewicht führen, die Getränke nicht mit Wasser verfälschen, kein Fleisch von kranken Thieren verkaufen, während des Gottesdienstes und abends nach Zapfenstreich nichts ausschänken, ihren Gästen liebedliches Fluchen und Schwören unterlassen zc. — „Wenn ein Soldat krank wird“, so heißt es in dem Eide eines Marketenders vom Regiment Graf Spens aus dem Jahre 1764, „soll Ich insonderheit Christlich und wohl mit ihm umgehen, so daß er mit solchen Eßen soll versehen werden, so ihm dienlich ist. Ich soll reine und hübsche Schüsseln und Teller halten. Meine Gäste soll Ich zu Gottes Worth vermahnen und sie dazu halten, daß sie den gnädigen Gott anrufen und danken, wenn sie zu und von Tische gehen. Alle Untugend als Dieberey und andere Excessen soll Ich, so viel mier möglich ist, abwenden und verhindern, auch nicht zulassen, daß jemand sich mit stark Getränk überflüssiger Weise übereile, sondern lieber einem jedweden zur Mächtigkeit und ein ordentlich aufführen vermahnen. Dieses alles soll ich als ein ehrlich Mann und soweit mier möglich ist, aufrichtig halten und nachkommen, soweit mier Gott Gnade dazu verleihen will“.

Uebergrieffe von Civilpersonen gegen Soldaten. Sind im Vorgehenden einzelne Fälle von militärischen Uebergrieffen in bürgerliche Rechte erwähnt

*) Abgedruckt in der Geschichte des Füsilierregiments Graf Roon (Dstr.) Nr. 33, zweite Auflage, auf S. 43.

worden, so darf zu einer Vervollständigung des Bildes nicht verschwiegen werden, daß auch Uebergriffe nach der entgegengesetzten Richtung hin vorkamen. Trotz der Ausnahmestellung des Militärs war in damaliger Zeit das Ansehen bürgerlicher Standespersonen*) auch in militärischen Kreisen ein so großes, daß es nur der einfachen Anzeige eines solchen angesehenen Bürgers gegen einen Soldaten bedurfte, um sofort des Letzteren Arretirung zu erreichen. Mit derartigen Anzeigen wurde augenscheinlich viel Unfug getrieben; wenigstens führen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Chefs der beiden Stralsunder Regimenter darüber Beschwerde, „daß auf Begehren von Privatpersonen oft Leute vom Militär ohne hinlängliche Ursache, ja wohl gar unschuldig in Arrest gezogen werden, ohne daß der, welcher den Arrest nachgesucht, sich nachmals um den Arretirten weiter bekümmerte oder bey der Behörde um Angabe, Untersuchung und Bestrafung des Vorfalles anhielt, woraus dann entstände, daß dergleichen Leute, ohne im Mindesten dafür Genugthuung erwarten zu können, Arrest erdulden müßten“. — Es mußte darauf hingewiesen werden, daß bei Arretirungen auf Antrag von Civilpersonen in Zukunft weniger übereilt verfahren werden sollte, und es wurde bestimmt, daß ein derartig arretirter Soldat, wenn es sich nicht gerade um ein schweres Vergehen handelte, nach 24 Stunden aus dem Arrest wieder zu entlassen sei, falls der Kläger bis dahin nichts weiter von sich habe hören lassen.

Daß man bisweilen auch Soldaten, die von Civilisten geschädigt waren, in recht nachdrücklicher Weise Genugthuung zu verschaffen wußte, beweist ein Vorfall aus dem Jahre 1810, wo ein Knecht, der sich gegen einen Posten des Wachtkommandos in Barth Gewaltthätigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, zur öffentlichen Abbitte vor der Wache zu Barth und zur Auszahlung des dreifachen Marschgeldes von Stralsund nach Barth an den betreffenden Soldaten genöthigt wurde.

Unterstützung von Privatpersonen und Behörden durch das Militär. Trotz der eigenartigen Sonderstellung des Militärs in damaliger Zeit brachte übrigens der Dienst den Soldaten verhältnißmäßig viel häufiger in nahe Berührung mit Civilbehörden, als das heute der Fall ist. Das Militär war nämlich damals in weit höherem Grade als heutzutage durch seine Vorschriften darauf hingewiesen, den bürgerlichen Behörden helfend zur Hand zu gehen. Daß es bei „Revolution, Schlägereien, Empörung von Einwohnern gegen königliche Behörden,**) Nothstand insolge von Seuchen, Wind, Sturm

*) Mußten doch die Posten, nach einer alten Stralsunder Wachwortschrift, vor „Standespersonen“ mit „Gewehr auf Schulter“ stillstehen. Diese Ehrenbezeugung stand übrigens auch den Unteroffizieren zu, während vor Offizieren präsentirt wurde.

**) Zur Unterdrückung bürgerlicher Unruhen in den Schwedisch-Pommerschen Städten mußte das Militär namentlich in den Jahren von 1790 bis 1800 mehrfach herangezogen werden, wenn es auch dabei nie zu ernstern Zusammenstößen gekommen zu sein scheint.

Es mußet uns nach unjeren heutigen Begriffen sonderbar an, wenn der Kommandeur eines im Jahre 1795 zur Unterdrückung eines Aufstandes nach Barth entsendeten

und Hagelwetter“ zur Hülfeleistung verpflichtet war, brauchte ebenso wenig besonders hervorgehoben zu werden, wie daß die Hülfe in derartigen „publiquen“ Fällen unentgeltlich zu leisten war. Der Begriff der „publiquen“ und daher unentgeltlich zu gewährenden Hülfeleistungen konnte aber unter besonderen Verhältnissen eine beträchtliche Erweiterung erfahren; auch Schutzmaßregeln gegen ausländische Werber, Arretirungen von Verbrechern und Vagabunden zc. fielen unter diesen Begriff. In Beenedamm, der Schwedischen Vorstadt des Preussischen Anklam, rechnete dazu eine Zeit lang sogar die Verpflichtung, dem Nachtwächter des Orts „beim Einfordern des Nachtwächtergelbes contra morosos“ behülflich zu sein.

Aber auch in sogenannten „privaten“ Fällen war nach der „Instruktion des Generalgouverneurs von Pommern für die Postirungen in den Grenzorten, Flecken und Städten von Schwedisch-Pommern“ vom Jahre 1788 militärische Hülfe auf Erfordern zu leisten, wofür dann freilich die nachsuchende Behörde oder Privatperson eine entsprechende pekuniäre Entschädigung gewähren mußte. Solche privaten Hülfeleistungen konnten recht mannigfacher Art sein; es werden u. A. erwähnt: Zwangsexekutionen zur Eintreibung von Schulden, gerichtliche Haussuchungen, polizeiliche Ueberwachung von öffentlichen Märkten, größeren Festlichkeiten, wie Gottesdienst, Hochzeiten, Begräbnißfeiern zc., Schutz von Jagd- und Fischfang-Gerechtfamen, Ueberwachung und Transport von Polizeiarrestanten, Bewachung Verurtheilter*) auf dem Nichtplatz.

Zwangsexekution gegen die Rügische Ritterschaft. Derartige private Hülfeleistungen wurden von Behörden und Privatpersonen in weitestem Umfang angefordert, und, da die pekuniäre Entschädigung den Mannschaften

starken Militärkommandos, der Major v. Normann vom Leibregiment Königin sich bei Rückkehr in seine Garnison Strasund von dem Bürgermeister von Barth folgendes Zeugniß ausstellen ließ: „Da der Herr Major v. Normann wegen der hier während dessen Anwesenheit geherrschten militärischen Ordnung eine beglaubigte Declaration zu erhalten den Wunsch geäußert, so haben wir nicht allein diese zu ertheilen uns schuldig gefunden, sondern auch mit aller Empfindung der Dankbarkeit dessen bewiesene gefällige Herablassung, ununterbrochene und unermüdete Sorgfalt zur Vermeidung der geringsten Unannehmlichkeiten rühmlich zu bezeugen uns verbunden erachtet.“

*) War ein solcher Arrestant oder Verurtheilter ein Scharfrichter, Schinder, fährlicher Schließer, oder sonst ein Mann eines für unehrlich geltenden Gewerbes, so mußte nach der oben erwähnten Instruktion von 1788 „die requirirende Gerichtsbarkeit sich specialiter an den Milice-Befehlshaber reverfieren, daß ein dergleichen Arrest, Schließung oder Transport nicht allein von der Milice ohne Schuldigkeit, vielmehr im Nothfall nur aus bloßer Gefälligkeit geschehen, sondern auch, daß solches der dazu kommandirten Bewachungsmannschaft zu keinem Nachtheil ihrer Ehre fürs Publikum gereichen sollte. Welcher Revers alsdann vom Postirungsbefehlshaber gleichfalls mit Namensunterschrift zu bestätigen und der kommandirten Mannschaft vor Uebernahme des Arrestes zc. öffentlich zu verlesen“.

direkt zu gute kam, so waren sie erklärlicherweise von diesen sehr begehrt. Namentlich pfliegten Zwangsexekutionen einen recht beträchtlichen pekuniären Gewinn abzuwerfen. — In welcher Weise man dabei verfuhr, mag ein Beispiel aus dem Jahre 1761 erläutern. — Als in diesem Jahre die Rügische Ritterschaft die Bestellung von 500 Arbeitern für die Festung Stralsund verweigerte, wurden 1 Unteroffizier, 10 Mann vom Regiment Graf Spens am 18. September 1761 in der ritterschaftlichen Collectur zu Bergen zur Exekution eingelegt. An Exekutionsgebühren hatte dieses Kommando täglich zu erhalten: der Unteroffizier 8, der Gemeine 4 Groschen. Von drei zu drei Tagen waren diese Gebühren jedesmal zu verdoppeln. Als am 5. Oktober 1761 endlich ein königlicher Erlaß dieser Exekution ein Ziel setzte, waren diese täglichen Gebühren daher bereits auf 10 Thaler (zu 24 Groschen) 16 Groschen für den Unteroffizier, auf 5 Thaler 8 Groschen für den Mann gestiegen.

Im Ganzen hatten bis dahin an solchen Gebühren erhalten: der Unteroffizier 63 Thaler, jeder der Soldaten 31½ Thaler; der Rügischen Ritterschaft hatte die achtzehntägige Exekution im Ganzen 378 Thaler gekostet.

Dienstliche Verhältnisse. Nachdem wir in Vorstehendem den Versuch gemacht haben, ein Bild von den allgemeinen militärischen Verhältnissen bei den Schwedisch-Deutschen Regimentern, namentlich auch soweit die Garnison mit der bürgerlichen Bevölkerung in Berührung kam, zu geben, so sei es uns vergönnt, nun auch auf die Ausbildung der Truppen und das alltägliche dienstliche militärische Leben der damaligen Zeit näher einzugehen.

Etat der Regimente. Jedes der Stralsunder Regimente setzte sich zusammen aus dem Regimentsstab und dem Etat der Kompagnien. Der Regimentsstab des Regiments Graf Spens bestand im Jahre 1750 aus:

1 Oberst und Regimentschef, 1 Oberstlieutenant, 1 Major,
1 Regimentsquartiermeister, 1 Regimentsadjutanten, 1 Regiments-
auditeur, 1 Regimentspfarrer, 1 Bataillonspfarrer, 1 Regiments-
arzt, 1 Gerichtsaktuar, 1 Regimentswebel, 4 Musterreiber,
3 Feldschergen, 1 Regimentstambour, 6 Hoboisten, 3 Profosse.

Bei den anderen Regimentern war die Zusammensetzung des Regimentsstabes eine ähnliche; sie erlitt auch bis zum Jahre 1815 keine andere Aenderung von wesentlicher Bedeutung, als daß ein zweiter Major, ein sogenannter Secondmajor, hinzukam.

Die Zahl der Kompagnien betrug bei dem Leibregiment der Königin 12; die beiden andern 1750 bestehenden drei Regimente der Stralsunder Garnison zählten nur je 8 Kompagnien. Nach Auflösung des Regiments Cronhjelm und Verlegung des Regiments Sprengtporten nach Schweden wurde auch das Regiment von Blizen (früher Graf Spens), das einzige neben dem Leibregiment der Königin in Stralsund noch verbleibende Regiment, ebenfalls

auf 12 Kompagnien gebracht. Hatten jedoch die Kompagnien des Regiments von Blizen bisher je 150 Korporale und Gemeine gezählt, so erhielten sie jetzt den gleichen Etat wie die Kompagnien des Leibregiments Königin. Nach diesem Etat setzte sich jede Kompagnie zusammen, wie folgt: 1 Kapitän, 1 Lieutenant (mit dem Range unseres heutigen Oberleutnants), 1 Fähnrich (mit dem Range unseres heutigen Leutnants), 5 Unteroffiziere (und zwar 1 Feldwebel, 1 Sergeant, 1 Führer, 1 Fourrier, 1 Rüstmeister), 2 Tambours, 100 Korporale (Gefreite) und Gemeine (darunter 1 Pfeifer) in sechs von Korporalen geführten Korporalschaften.

Befehlsverhältnisse. Jeder Stabsoffizier des Regimentsstabes, vom Regimentschef bis zum Secondmajor, war gleichzeitig Chef einer Kompagnie, deren Einkünfte ihm zufließen. Die dienstliche Führung dieser Stabskompagnien hatten Stabskapitäne, die sich mit Lieutenantsgehalt begnügen mußten.

Ursprünglich war der Chef des Regiments auch dessen Kommandeur; er hatte dabei gleichzeitig auch das Kommando über das Leib(I.)-Bataillon, während der Oberstlieutenant das II. Bataillon führte. Später wurde es dann Grundsatz, daß dem Oberstlieutenant für den Regimentschef die eigentliche Führung des Regiments oblag, und daß die beiden Majors die beiden Bataillone kommandirten.

Das Bataillon nur taktischer Verband. Das Bataillon — jedes Regiment, auch ein solches von zwölf Kompagnien, zählte deren zwei — war ein rein taktischer Verband, keine Verwaltungseinheit. Daraus allein läßt sich erklären, daß bei der Verlegung der zweiten Bataillone nach Schweden das zu verlegende Bataillon des Leibregiments Königin aus Mannschaften aller Kompagnien besonders zusammengestellt und für die Dauer des Aufenthalts in Schweden in vier kombinierte Kompagnien vereinigt wurde. Es gab eben den Bataillonsverband sonst nur für das Exerciren und den Krieg.

Dauer der Exercirperiode. Die Exercirperiode, d. h. die Periode des Exercirens in größeren Verbänden von der Kompagnie einschließlich aufwärts, umfaßte drei Monate im Jahre, und zwar bis 1779 die Monate Mai, Juni, Juli; von da ab die Monate April, Mai, Juni.

Urlaub. In den übrigen neun Monaten des Jahres hatten die Kompagniechefs das Recht, einen Theil der Mannschaften zu beurlauben. Auch der dritte Theil des Offizierkorps erhielt, vierteljährlich wechselnd, während dieser Zeit „Semester“, d. h. Urlaub. Ein königlicher Erlaß vom 16. Mai 1763 bestimmte, daß auch die Offiziere, denen ihre Mittel nicht erlaubten während des Urlaubs aus der Garnison zu verreisen, ein ungefürztes Anrecht auf Semester haben sollten.

Stelletexerciren. Kurz vor Beginn der Exercirperiode wurden die Offiziere und Unteroffiziere im Exerciren unterwiesen, und zwar hatte sich dieser Aufgabe ursprünglich der Major für die Offiziere, der Adjutant für die Unteroffiziere zu unterziehen. Zur Unterweisung der Führer empfehlen

die Reglements ein fleißiges Stelettereziren, wobei die Pelotons (Züge) durch Stangen, die von den Flügel-leuten getragen wurden, zu markiren waren.

Das Exerziren als Kunst. Das Exerziren wurde gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr zu einer Kunst und zwar in dem Grade, daß man ein völliges Beherrschen dieser schwierigen Kunst nicht einmal von jedem Offizier fordern zu können glaubte. So findet sich in einem Entwurf zum Reglement für leichte Infanterie, Jäger und Freikorps vom Jahre 1789, dann aber auch in dem Infanterie-Exerzirreglement vom 29. April 1794 die Bestimmung, daß ein Kompagniechef, der die Gabe zum Exerziren nicht besitzt, hierbei durch einen geeigneten Kompagnieoffizier ersetzt werden soll. „Das soll jedoch“, wie es dann wörtlich weiter heißt, „diesem Kompagniechef nicht zur Last gelegt werden, wenn er sonst ein tüchtiger Offizier ist, da nicht ein Jeder die Gabe zum Exerziren besitzt“.

Dienstliche Vorbildung der nicht durch die unteren Dienstgrade durchgegangenen Offiziere. Junge Leute, die das Offizierpatent erhalten hatten, ohne durch die unteren Dienstgrade durchgegangen zu sein,*) mußten, bevor sie thatsächlich als Offiziere Verwendung fanden, 14 Tage (später einen Monat) als Gemeine, einen Monat als Unteroffiziere Dienst gethan haben; sie trugen während dieser Zeit bereits die Uniform des Offiziers, jedoch ohne dessen Dienstabzeichen (Schärpe u.).

Rekrutenausbildung. Für die Ausbildung der Kompagnie, auch ihrer Rekruten, war der Kompagniechef verantwortlich. Das Reglement vom 23. Mai 1781 bestimmte, daß die Rekruten des Regiments, in drei Exerzir-klassen getheilt, unter besonderer Aufsicht eines vom Regiment bestimmten

*) Die Regimente hatten vielfach minderjährige Offiziere, denen schon in frühem Kindesalter das Offizierspatent verliehen war. Andererseits konnten übrigens auch bewährte, altgediente Unteroffiziere zu Offizieren befördert werden. Es kamen daher oft recht erhebliche Altersunterschiede innerhalb der einzelnen Dienstgrade vor. Beim Regiment Psilanderhjelms waren beispielsweise im Jahre 1795 die Altersverhältnisse der Offiziere folgende: Der Regimentschef, Generalleutnant Psilanderhjelms, war 67, der Kommandeur des Regiments, Oberstleutnant v. Schwarzer, 65 Jahre alt. Die vier Majors des Regiments (nach dem Etat sollten es nur zwei sein) standen im Alter von 26, 64, 65 bezw. 75 Jahren. Das Lebensalter der Kapitäns lag zwischen 32 und 55, das der Lieutenants zwischen 22 und 39, das der Fähnrichs zwischen 14 und 45 Jahren. Von den als „minderjährig“ aufgeführten Fähnrichen war der älteste sonderbarerweise bereits 21 Jahre alt, dem jüngsten, 11jährigen, wurde bereits eine 9jährige Dienstzeit angerechnet, so daß er das Offizierspatent mit 2 Jahren erhalten haben muß.

Uebrigens gab es in der Schwedischen Armee neben dem Dienstgrade im Regiment noch besondere Grade in der Armee und Titulargrade, so daß der eigenthümliche Fall eintreten konnte, daß ein Lieutenant im Regiment gleichzeitig Kapitän in der Armee und Titularoberst war. Für die Besoldung und dienstliche Stellung des Offiziers war nur der Dienstgrad im Regiment maßgebend; der Dienstgrad in der Armee kam in Frage, wenn es sich um Veretzung eines Offiziers in ein anderes Regiment handelte; der Titulargrad endlich hatte überhaupt keinerlei Einfluß auf das Rangverhältniß innerhalb der Armee.

Offiziers, dem namentlich auch die Ausbildung der ersten Rekrutenklasse im Trupp oblag, exerziren sollten; doch behielt der Kompagniechef trotzdem die volle Verantwortung für die Rekruten seiner Kompagnie; er mußte sie sich täglich ansehen. Auch alte Mannschaften wurden übrigens, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, zur Strafe für Exerzirfehler auf längere oder kürzere Zeit zur Rekrutenschule zurückgeschickt.

Eintheilung der Exerzirperiode. Die Exerzirperiode begann mit dem Kompagnieexerziren; hierfür wurden im Reglement von 1781 der ganze erste Monat, sowie die Vormittage des zweiten bestimmt. Das Exerziren im Bataillon hatte an den Nachmittagen des zweiten Monats stattzufinden; der dritte Monat blieb für die Ausbildung im Regiment übrig.

Aufstellung der Kompagnie. Die Kompagnie war ursprünglich zu vier, seit 1760 zu drei Gliedern rangirt; 1806 wurde befohlen, daß neben der dreigliedrigen auch in zweigliedriger Formation exerzirt werden sollte. Auf dem rechten Flügel der Kompagnie standen die Grenadiere, ausgesuchte Leute, deren Zahl nach einem Rapport des Leibregiments Königin vom Jahre 1775 sich auf acht bis neun Mann bei jeder Kompagnie belief. — Nach dem Reglement vom 10. September 1751 sah für die Grenadiere neben der Muskete auch, ihrem Namen entsprechend, die Handhabung von Handgranaten vor; später war ihre Bewaffnung die gleiche wie die der Musketiere.

Formirung des Bataillons. Grenadiere und Jäger. Sobald das Bataillon zum Exerziren zusammentrat, hörte die Eintheilung in Kompagnien auf. Der Major, unterstützt vom Adjutanten (übrigens bis 1781 die einzigen Offiziere, die beim Exerziren, auch des Regiments, zu Pferde blieben), theilte das Bataillon in vier Divisionen zu je zwei Pelotons ein. Die sämtlichen Grenadiere wurden nach rechts herausgezogen und formirten hier auf dem Flügel eine weitere, die „Grenadier“-Division. Durch das Reglement vom 21. August 1775 wurde festgesetzt, daß auch auf dem linken Flügel des Bataillons, der Grenadierdivision des rechten Flügels entsprechend, eine besondere Flügeldivision, das sogenannte Piket gebildet werden sollte. Aufgabe dieser beiden Abtheilungen war es, das für jeden Flügel bestimmte Bataillonsgeschütz, oder wenn solches fehlte, die Flanke des Bataillons zu decken. — Nachdem (vermuthlich 1784) bei jeder Kompagnie einzelne Leute an Stelle der Muskete mit dem kurzen Stutzen bewaffnet waren, wurde das Piket aus diesen sogenannten Jägern gebildet, die auch für den Kampf in zerstreuter Ordnung bestimmt und zu zwei Gliedern rangirt waren. — Bei größeren Truppenversammlungen und im Kriege wurden die Grenadiere, bezw. später auch die Jäger, gewöhnlich zu besonderen Grenadier- und Jägerbataillonen vereinigt. Das Exerzirreglement von 1813 erwähnt die Grenadiere nicht mehr, beim Leibregiment der Königin befanden sich solche aber noch im Jahre 1815.

Marſch. Für die Bewegungen der Truppen gab es 1751 drei verſchiedene Arten von Marſch: 1. Den Parademarſch, der auch beim Aufziehen und Ablöſen der Wachen Verwendung fand; Tempo: 36 Schritt in der Minute. 2. Den Marſch für Exercirbewegungen; Tempo: 72 bis 76 Schritt in der Minute. 3. Den Geſchwindmarſch für den Angriff. — 1781 wurde der langſame Marſch nur noch als Rekrutenmarſch zu Ausbildungszwecken verwendet. Der gewöhnliche Marſch hatte ein Tempo von 80 Schritt in der Minute, der Geſchwindſchritt ein ſolches von 120 Schritt.

Evolutionen und Chargirung. Die Exercirbewegungen mit ihren komplizirten Kolonnenformationen und Aufmärschen erforderten einen äußerst ſorgfältigen Drill; am zeitraubendſten und ſchwierigſten war jedoch das Einüben der Chargirung, bei der ſich allein die Ladegriffe aus nicht weniger als 20 Tempos zuſammensetzten; es wurde bataillonsweiſe (wenn mehrere Bataillone nebeneinander ſtanden), flügelweiſe (das Bataillon in zwei Flügel eingetheilt), pelotonweiſe, rottenweiſe, gliederweiſe, im Stehen, im Vorgehen, im Zurückgehen und in Kolonne geſeuert; hinter Verſchanzungen ſollte das erſte Glied immer nur allein ſchießen, die hinteren Glieder ihm die geladenen Gewehre zureichen. Alle dieſe Chargirungsarten beruhten auf dem Allen gemeinſamen Grundſatz, daß ſtets ein Theil der Gefechtsfront ſchußbereit ſein müſſe. Es gehörte die größte Aufmerkſamkeit und Ruhe der Pelotonführer und Bataillonskommandeure, die ſtrengſte Feuerdiſziplin der Mannſchaften dazu, wollte man dieſem Grundſatz im Gefecht dauernd gerecht bleiben.

Dabei betonten jedoch alle Schwediſchen Infanteriereglements des 18. Jahrhunderts, daß das Feuern nur gewiſſermaßen Nothbehelf, der Bajonettangriff dagegen das einzige ſicher zum Ziel führende Mittel ſei; ſelbſt in der Vertheidigung ſolle man nie ſtehenden Fußes den Gegner erwarten, ſich ihm vielmehr, wenn auch nur auf die letzten 25 Schritt, zum Gegenstoß entgegenwerfen.

Vertheidigung. Im Uebrigen war die Vertheidigung folgendermaßen gedacht: Die Bataillonsgeſchütze, etwa 30 bis 50 Schritt vor den Bataillonslufen ſtehend, ſollten den Fernkampf führen. Hatte ſich der Gegner auf etwa 200 Schritt genähert, ſo wurden die Kanonen in die Lufen zurückgezogen, und das Infanteriefeuer begann. War der Feind auf 80 Schritt heran, ſo war das Feuer durch Trommelſignal zu ſtopfen und Alles lud neu. Darauf Salve der beiden letzten Glieder und Gegenstoß mit dem Bajonett, wobei die Kanonen ſtehen blieben. Handelte es ſich um die Vertheidigung einer Höhe, ſo wurde empfohlen, den Kamm derſelben nur mit den Geſchützen, eventuell auch noch mit den Grenadieren und Jägern (bezw. Piket) zu beſetzen, das geſchloſſene Bataillon aber zum Gegenstoß dicht hinter dem Kamm bis zu dem Augenblick zurückzuhalten, daß der Gegner oben auf der Höhe erſchiene. Man wollte in ſolchem Falle alſo auf die Feuerkraft der ge-

geschlossenen Bataillone gänzlich verzichten; ein Beweis dafür, wie wenig Werth man derselben im Grunde beimaß.

Angriff. Für den Angriff war das reglementsmäßige Schema ein ähnliches, wie das für die Vertheidigung gegebene. Auf den weiteren Entfernungen waren die Bataillonskanonen, den Fernkampf führend, ihren in Linie abancirenden Bataillonen voraus; sobald das Infanteriefuer wirksam werden konnte, ließen sie sich in den Lufen zwischen den Bataillonen aufnehmen. Auf 180 Schritt vom Feinde wurde eine Salve mit allen drei Gliedern (außer den Grenadieren und Jägern bezw. Pike) gegeben; sodann folgte noch eine zweite Salve der hintersten beiden Glieder und endlich der Einbruch mit dem Bajonett. Zeigte der Feind Unruhe, so sollte die Infanterie ihre Vorwärtsbewegung überhaupt nicht unterbrechen, jedes Feuern demnach gänzlich unterbleiben.

Für den Ausnahmefall eines Angriffs in Kolonne war es vorgeschrieben, daß dicht vor dem Feinde die hinteren Pelotons zur Seite herausbrechen und sich gegen die Flanke des Gegners wenden sollten.

Die Verfolgung des geschlagenen Gegners, sowie die Deckung des eigenen Rückzuges war möglichst ausschließlich von den Bataillonskanonen, sowie von den Grenadieren und Jägern (bezw. Pike) zu übernehmen.

Diese hier in kurzen Zügen wiedergegebenen, allgemeinen Bestimmungen für das Gefecht sind dem Königlich Schwedischen Reglement für die Regimenter zu Fuß vom 10. Mai 1751 entnommen; sie finden sich jedoch noch in den späteren Reglements im Wesentlichen ohne Veränderung festgehalten; nur war die Grenze für den Beginn des Infanteriefuers seit 1794 auf 300 Ellen erweitert; auch kamen 1806 die Bataillonsgeschütze in Fortfall.

Schießausbildung. Neben dem geschlossenen Exerziren tritt jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr auch die Ausbildung im Schützen-dienst und, zweckentsprechend in Verbindung damit, die Ausbildung im Scheibenschießen in den Vordergrund. Schon das Reglement von 1781 hatte vorgeschrieben, daß das Kompagnieexerziren mit Uebungen im scharfen Schießen abzuschließen habe, die eine bis anderthalb Stunden vor oder nach dem Dienst stattzufinden hätten; es sollte dabei jeder Mann erst blind, dann scharf auf die Entfernungen von 80, dann 100 und endlich 120 Ellen schießen; diesen Einzelübungen sollte ein Schießen in Kotten, dann Pelotons, endlich Divisionen folgen, wobei die Ziele durch Bretterzäune herzustellen waren. Dieser Vorschrift wurde jedoch, wohl aus Mangel an den nöthigen Mitteln, augenscheinlich nicht in vollem Umfang entsprochen.

Wenn freilich 1787 bei den Stralsunder Regimentern gar nur $1\frac{1}{2}$ Kugeln und $1\frac{1}{2}$ Feuersteine, 1794 zwei Kugeln und zwei Feuersteine für jeden Mann der Kopfstärke „zu Uebungszwecken“ berechnet wurden, so sind unter diesen „Uebungszwecken“ wohl „Besichtigungszwecke“ zu verstehen. 1805 wurden wenigstens allein für Lagerübungen und Generalmusterung drei

scharfe Schuß pro Kopf der Infanterieregimenter zur Verfügung gestellt, die nach näherer Anordnung des Besichtigenden zu Prüfungszwecken zu verwenden waren. — Man darf dabei übrigens nicht vergessen, daß die einzelne Kugel auch mehrfach Verwendung finden konnte, nachdem seit 1794 zur Ersparung von Kugeln die Anlage von Kugelfängen auf jedem Scheibenstande angeordnet war.

Ausbildung der Jäger. Schützengesecht. Ursprünglich waren für das Schützengesecht nur die etwa seit 1784 bei den Regimentern vorhandenen Jäger*) bestimmt gewesen, von denen jeder seit 1789 im Jahr 16 Schuß zur besseren Ausbildung im Schießen zu verschießen hatte. Bei Auswahl dieser Leute sollte mit besonderer Sorgfalt verfahren werden; als Vorbedingung diente, daß jeder des Lesens und Schreibens kundig sein mußte. Nach dem Reglement von 1811 sollten die Jäger in Eilmärschen, im Grabenspringen, im Erstklettern von Bäumen zc. geübt werden, auch mußten sie es verstehen, hinter einem Reiter auf's Pferd aufzusitzen. — Für das Schützengesecht der Jäger war der Feuerwechsel in der Kette die Grundlage.***) Ging die Schützenkette zum Sturmloch über, so sollten die Jäger den Stützen in die linke Hand nehmen und mit der rechten ihren kurzen Pallasch ziehen.

Aber auch die gesammte Infanterie scheint schon im Anfang des 19. Jahrhunderts im Schützengesecht ausgebildet worden zu sein; wenigstens werden schon im Jahre 1805 „für aufgelöstes Exerziren“ 12 Loth Pulver oder 24 blinde Schuß für jeden Mann der Kopfstärke den Regimentern überwiesen. In einem Königlichem Erlaß vom 13. Mai 1806 wird dann ausdrücklich bestimmt, daß jedes Bataillon es verstehen müsse, die Schützenkette zu bilden, wie das Jägerreglement es vorschreibe; doch seien bei der Entwicklung des Bataillons zur Schützenlinie stets das Fahnenpeloton zum Schutz der Fahnen und zwei weitere Pelotons zur Unterstützung der Schützenkette geschlossen zu behalten.

Garnisondienst. War die Exerzirperiode vorüber, so beschränkte sich der Dienst in den neun übrigen Monaten des Jahres, neben der Ausbildung der Rekruten, ausschließlich auf die Erstattung der täglichen Rapporte, auf die Revisionen im inneren Dienst, die tägliche Paroleausgabe und den Garnisonwachtdienst.

Rapporte. Die Erstattung der täglichen Rapporte verlief auf einem recht umständlichen Wege. Morgens früh, eine Stunde nach der Reveille, revidirten die Korporale ihre Korporalschaften und sahen dabei den Anzug

*) Bei jedem Bataillon eine Division, gewöhnlich aus 1 Offizier, 2 Unteroffizieren, 50 Mann bestehend.

**) Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß nach dem Reglement von 1813 beim Ueben des Schützendienstes ohne Pulver das Abgeben eines Schusses nicht durch Schnappen des Fahnes, vielmehr durch den Ruf „pou“ anzudeuten war.

nach. Sie fanden sich sodann beim Feldwebel ein und meldeten diesem die eingetretenen Veränderungen. Der Feldwebel rapportirte dem Lieutenant, welchem die Eintragung der Veränderungen in das Kompagniejournal oblag. Der Lieutenant rapportirte dem Kapitän, dieser schriftlich dem Regiment. Inzwischen hatten sich die Feldwebel beim Adjutanten eingefunden. Dieser begab sich mit ihnen zum Major, bei dem sich auch Regimentstambour und Regimentswebel (dieser mit dem Rapport über die Prososse und die Arrestanten) meldeten. Der Major vollzog die Eintragung der Veränderungen in das Regimentsjournal, erstattete dem Oberstlieutenant mündlichen Rapport und überreichte sodann persönlich den zusammengestellten schriftlichen Tagesrapport dem Regimentschef, von diesem Befehle einholend, wer aus dem Arrest zu entlassen, wer zu arretiren und wer sonst anderweit zu bestrafen sei. Diese meist in Ruthenhieben bestehenden Strafen ließ der Major nach dem Wachaufziehen auf der Hauptwache vollstrecken.

Unmittelbar nach Zapfenstreich hatten die Korporale nochmals ihre Korporalschaften zu revidiren, ob Alles im Quartier sei. Sie rapportirten über den Ausfall dieser Revision dem Feldwebel, von welchem sodann der Rapport durch den Adjutanten wiederum an den Major ging. *)

Den Fähnrichen, die wir auf dem ganzen Rapport-Instanzenwege nicht erwähnt finden, lag die tägliche Revision der Kranken und die Sorge für ihre Wartung und Pflege ob. Zweimal in der Woche mußte der Fähnrich mündlich, am Sonnabend schriftlich, seinem Kapitän und dem Oberstlieutenant rapportiren, welcher Letzterer dem Regimentschef Meldung erstattete.

Garnisonwachtdienst. Das Wachaufziehen und die Paroleausgabe bildeten den großen Moment des Tages, zumal der Garnisonwachtdienst, nach heutigen Begriffen, einen unverhältnißmäßig großen Theil der Truppen in Anspruch nahm. Mußte doch nach dem Exercirreglement von 1751 allein die Hauptwache mindestens bestehen aus 1 Kapitän, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich mit der Fahne, 2 Tambours, 1 Pfeifer, 4 Unteroffizieren, 64 Mann. Und noch im Jahre 1804 betrug nach einem Wachtrapport vom 25. Juli in der kleinen Stadt Stralsund die Zahl der Wachen 15, darunter 3 Offizierwachen, die Anzahl der auf Wache befindlichen Mannschaft 4 Offiziere, 13 Unteroffiziere, 255 Mann.

Aufziehen der Wache. Eine Stunde vor der Vergatterung versammelte sich die Mannschaft der neuen Wache vor dem Quartier ihres Kapitäns. Hier

*) So schrieb es das Exercir-Reglement vom 10. September 1751 vor; daß jedoch diese Vorschrift nicht immer pünktlich und genau befolgt wurde, zeigt ein Erlaß des Generalgouverneurs von Pommern vom 5. Januar 1753, welcher lautet: „Es hat der Obrister, Commandant und Ritter, Baron Diurelow bey der Ordre ernstlich befehlen zu lassen, daß die Corporals zu rechter Zeit nach dem Reglement die Quartiere visitiren und nicht zu später Nachzeit als besoffene Leute auf den Gassen schreien, wie öfters und sogar nicht weit von meiner Wohnung und unter meinen Fenstern geschehen, so daß ich dadurch im Schlaf gestört werden müssen.“

mußten erst der Feldwebel, dann der Lieutenant, endlich der Kapitän selbst den Anzug revidiren, auch sich davon überzeugen, daß jeder Mann vier scharfe Schuß bei sich führe. Die Kompagniewachen marschirten sodann auf den Regiments-Paradeplatz, wohin von der Leibkompagnie aus der Wohnung des Chefs auch die Fahne gebracht wurde. Hier wurden die ganzen Wachen des Regiments von dem Adjutanten eingetheilt und dem ältesten wachthabenden Offizier übergeben. Nachdem auch der Major des Regiments die Wachen nachgesehen hatte, ließ der Wachtoffizier einige Griffe machen, darunter auch, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war, mehrmals die Chargirung.

Um 9 Uhr vormittags, an großen Feiertagen um 2 Uhr nachmittags, wurde von sämtlichen Tambours der Garnison auf dem Garnison-Paradeplatz Bergatterung geschlagen. Sie theilten sich von hier regimenterweise und marschirten, fortwährend schlagend, durch die Quartierbezirke ihrer Regimenter. Wenn sie, von hier zurückkehrend, den Garnison-Paradeplatz wieder erreichten, hörte das Schlagen auf. Zur selben Zeit mußten die Wachtabtheilungen der Regimenter auf dem Garnison-Paradeplatz eingetroffen sein. Der Platzmajor rangirte hier die Parade wachweise, sah auch seinerseits den Anzug nach und ließ dann unter dem Schlagen der Tambours die Fahne enthüllen. Nachdem er dann dem Kommandanten die Wachen zur Stelle gemeldet hatte, marschirten die Wachen ab.

Zur Ablösung marschirte die neue Wache neben der alten auf. Nach feierlicher Uebergabe ließ der Wachthabende der neuen Wache scharf laden. *) Sodann wechselten beide Wachen unter Trommelschlag die Plätze. Sobald alle Mannschaften der alten Wache von Posten zurückgekehrt waren, wurden bei ihr die Kugeln aus den Läufern gezogen und sie marschirte ab. 50 Schritt von dem Wachtgebäude entfernt, drehte die Mannschaft die Gewehre um, Kolben nach oben, und wurde dann in die Quartiere entlassen. Hier mußte das Pulver aus den Gewehren entfernt und für ferneren Gebrauch aufbewahrt werden.

Paroleausgabe. Bald nach dem Aufziehen der neuen Wache ging auf der Hauptwache die Paroleausgabe unter ähnlichen Feierlichkeiten vor sich, wie sie damals auch in der Preussischen Armee üblich waren. Es mußten dabei von jeder Wache ein abgesandter Unteroffizier oder Korporal, außerdem die Offiziere und Unteroffiziere der ganzen Garnison zugegen sein. Die Ausgabe der Parole erfolgte: an die Abgesandten der Wachen durch den Platzmajor, an die einzelnen Regimentsparolekreise durch die Majors der Regimenter. An den Platzmajor und die Majors war bereits vorher durch den Kommandanten die Parole ausgegeben.

*) Es war ursprünglich Vorschrift, daß alle Posten auch in Friedenszeit mit geladenem Gewehr stehen sollten. Ein Allerhöchster Erlaß vom 27. September 1756 überließ jedoch die Bestimmung hierüber den Regimentschefs.

Dem Lieutenant der Kompagnie lag es ob, die Parolebefehle in das Ordbuch der Kompagnie einzutragen, er führte auch die Kommandirrolle für die zu stellenden Arbeiter.

Wachtdienst. Die Wachen wurden fleißig revidirt. Es gab eine Visitir-, Haupt-, Bei- und Tagronde, deren Dienst der Platzmajor, sowie die Offiziere der Hauptwache zu versehen hatten. Außerdem wurde durch zahlreiche Patrouillen die Wachsamkeit der Wachen und Posten kontrollirt. — Die Posten auf dem Wall waren außerdem zur Beförderung ihrer Wachsamkeit angewiesen, alle Viertelstunden einander „Werda, Patrouille vorbei!“ zuzurufen. Gab der Nebenposten den Ruf nicht weiter, so sollte dieses der Wache durch einen Schuß in die Luft gemeldet werden. Diese Postenkette auf dem Wall und ihr viertelstündliches Anrufen diente in erster Linie wohl der Verhinderung von Desertionsversuchen. Die Deserteurs nahmen mit Vorliebe ihren Weg über den Festungswall; auch wartete, wer die Absicht hatte, sich von der Truppe zu entfernen, zur Ausführung gern den Zeitpunkt ab, daß an ihn die Reihe kam, auf dem Wall Posten zu stehen. Das Desertiren von Posten war natürlich viel leichter auszuführen (namentlich wenn mehrere nebeneinanderstehende Posten gleichzeitig desertirten), als ein Durchschleichen durch die Kette der mit geladenem Gewehr versehenen Wallposten. — Das viertelstündliche Anrufen der Posten brachte jedenfalls den Vortheil mit sich, daß die Desertion eines Postens spätestens eine Viertelstunde nach Ausführung der That entdeckt werden mußte.

Schließen der Thore. Wenn Deserteurs ihren Weg in der Regel über den Wall nahmen, so lag es daran, daß am Tage an den Thoren über Ein- und Auspassirende scharfe Kontrolle geführt, zur Nacht aber die Thore der Festung geschlossen wurden. Eine halbe Stunde vor Thoreschluß wurde von den Tambours der Thorwachen auf dem Wall das Signal des sogenannten Thorschlags gegeben, als Zeichen für etwa außerhalb der Stadt befindliche Einwohner, daß es Zeit zur Rückkehr sei. Das Schließen der Thore erfolgte durch einen damit beauftragten Offizier, der mit vier Mann der Hauptwache als Begleitmannschaft sich den Thorschlüssel vom Kommandanten abholte und ihn nach erfolgtem Thorschluß wieder abzuliefern hatte. In der gleichen feierlichen Weise erfolgte morgens das Öffnen der Thore, nur war von dem Offizier, selbst in Friedenszeit, noch die Vorsichtsmaßregel zu beobachten, daß zunächst eine Patrouille zur Erkundung des Vorgeländes herausgelassen werden mußte, und erst nach ihrer Rückkehr das Thor endgültig geöffnet werden durfte. Entsprechende Vorsichtsmaßregeln mußten auch beobachtet werden, wenn nachts für irgend Jemand das Thor geöffnet wurde; nur der Kommandant konnte dazu die Erlaubniß geben. Für ein solches außergewöhnliches Öffnen der Thore waren sogenannte Sperrgelber zu entrichten, die in die Kasse des Militär-Erziehungshauses flossen.

Polizeiliche Pflichten der Wachen. Daß es auch Pflicht der Wachen war, für die Erhaltung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung in der Stadt Sorge zu tragen, braucht an und für sich nicht hervorgehoben zu werden. Die Anforderungen an die Wachtmannschaften gingen jedoch in dieser Hinsicht nach unseren Begriffen etwas weit. Es ist schon an früherer Stelle erwähnt worden, daß seit 1771 jedem zum Markt in die Stadt kommenden Bauernwagen für die Dauer des Marktes ein Mann der Wache zur Begleitung mitgegeben werden mußte. Im Jahre 1779 wurde durch Ordre der Kommandantur Stralsund bestimmt, daß die Wachtpatrouillen auch darauf Acht zu geben hätten, daß in der Zeit vom 1. Oktober bis 1. April jeder Bürger, er sei zu Fuß, zu Wagen oder in einer Portehaise, nach 5 Uhr abends eine brennende Laterne bei sich zu führen habe; zuwiderhandelnde Civilpersonen seien zu arretiren. „Sollten jedoch wider Vermuthen sich Dames von Stande und Distinction auf denen Straßen zur obbemeldeten Zeit ohne Laterne finden lassen, so haben selbige nur ihre Namen an der nächsten Wache abzugeben, ohne weiter arretirt zu werden.“ Die Straf gelder, die bei solcher Gelegenheit einkamen, flossen ebenfalls in die Kasse des Militär-Erziehungshauses.■

Ausmarsch aus der Garnison. Zum Schluß soll noch geschildert werden, in welcher Weise nach den Bestimmungen des Reglements vom 10. September 1751 sich der Ausmarsch eines Regiments aus seiner Garnison ins Feld zu vollziehen hatte, wie es demnach also beim Ausmarsch des Regiments Graf Spens aus Stralsund am 12. September 1757 zum Kriege gegen Preußen zugegangen sein wird.

Am Tage vor dem Ausmarsch gingen der Regimentsquartiermeister mit einem Unteroffizier und zwei Fourierschützen von jeder Kompagnie nach dem ersten Marschquartier als Fouriere voraus. — Am Tage des Abmarsches selbst durchzogen frühmorgens die Tambours, den Regimentsmarsch schlagend, die Stadt, von des Regimentschefs Haus beginnend und dorthin wieder zurückkehrend. Eine Stunde später wurde in gleicher Weise Vergatterung geschlagen. Auf dieses Zeichen marschirten die Kompagnien von ihren Sammelplätzen vor das Haus des Regimentschefs. Hier wurden die Bataillone formirt und von einem Peloton die Fahnen abgeholt.*) Nachdem von dem Major ein Offizier, zwei Unteroffiziere und eine Anzahl Mannschaften zur Arrieregarde abgetheilt waren, übernahm der Chef das Regiment, meldete es beim Kommandanten ab und marschirte dann mit seinen Bataillonen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, die von Fähnrichs getragen wurden, ab. Der Troß und die Feldequipage folgten unter Führung des Regimentswebels. — Sobald die Vorstadt passirt war, wurden auf ein

*) Uebrigens unter ganz ähnlichen Feierlichkeiten wie in der Preussischen Armee noch heute, nur daß damals außer den Fahnenunteroffizieren auch die Tambours, und zwar schlagend, in den Flur des betreffenden Hauses rückten.

mit der Trommel gegebenes Zeichen die Bajonette abgenommen, die Gewehre auf den Rücken gehängt, die Fahnen verhüllt und Unteroffizieren zum Tragen übergeben. Die Offiziere durften jetzt zu Pferde steigen — sie waren auf dem Marsch sämmtlich beritten —; das Spiel hörte auf, nur mußte fortgesetzt unterwegs ein einzelner Tambour, der von Zeit zu Zeit abgelöst wurde, Marsch schlagen. Inzwischen hatte die in der Stadt zurückgebliebene Arriergarde die Arrestanten von der Hauptwache abholen und durch Patrouillen alle Wirthshäuser zum Aufgreifen etwaiger Nachzügler revidiren lassen. Sie folgte mit Arrestanten und Nachzüglern nach einiger Zeit dem Regiment und holte es auf dessen erstem Rasplatz ein.

Wir schließen damit unseren Versuch, aus staubbedeckten Akten in einzelnen Zügen ein Abbild der alten Zeit wieder erstehen zu lassen. Schon daraus, daß das in Vorstehendem verarbeitete Material nur gelegentlich von Spezialstudien zu einer Regimentsgeschichte gesammelt wurde, geht hervor, daß diese Arbeit nicht im Entferntesten den Anspruch erheben kann, ein vollständiges Zeitbild geben zu wollen. Aber auch diese lückenhaften und lose aneinandergereihten Notizen können vielleicht ein Weniges dazu beitragen, jene uns heute so fern liegende Zeit mit ihren eigenartigen, engbegrenzten Verhältnissen hier und da in ein deutlicheres Licht zu rücken. Und sind es auch Schwedische Truppen, aus deren dienstlichem und außerdienstlichem, alltäglichem Leben diese Blätter charakteristische Einzelheiten berichten sollten, so kann man wohl annehmen, daß auch in Preussischen Garnisonen damaliger Zeit das militärische Leben in ähnlichen Bahnen verlaufen sein wird, zumal die Offiziere und Mannschaften dieser Schwedischen Regimenter ja fast ausschließlich Deutsche waren, und die Garnisonstadt Stralsund auch unter Schwedischer Herrschaft sich den Charakter einer rein Deutschen Stadt dauernd erhalten hatte.



Das Gefecht bei Montebello am 20. Mai 1859.

Von

Rücker,

Oberleutnant im 7. Lothringischen Infanterieregiment Nr. 158.

(Mit Skizzen im Text.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die hier folgenden Ausführungen verdanken ihren Ursprung lediglich dem Zwecke der Selbstbelehrung. Sie haben ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie zum Nachdenken auch über entgegengesetzte Ansichten anregen.

Der Feldzug des Jahres 1859 erscheint aus dem Grunde besonders bemerkenswerth, weil während seines Verlaufes, wie bei kaum einem anderen Kriege der neueren Zeit, eine Reihe von kleineren Gefechten sich abgepielt hat, deren Studium in erster Linie für den Neuling in der Kriegsgeschichte außerordentlich fesselnd und lehrreich ist. Denn bei dem Betrachten dieser kleineren kriegerischen Einzelbilder kann man, unbeschadet des Erfolges der geistigen Arbeit, die großen Gesichtspunkte der Strategie vielfach außer Acht lassen, um sich lediglich auf diejenigen taktischen Verhältnisse zu beschränken, die bei dem Entstehen und im Verlaufe jener Gefechte entscheidend gewesen sind.

Die Vorgänge vor dem ersten feindlichen Zusammentreffen auf Italienischem Boden im Gefechte von Montebello am 20. Mai 1859 waren folgende: Da man auf Oesterreichischer Seite nach dem Aufgeben des eigenen Angriffsgebankens von der beabsichtigten Vormarschrückung der Verbündeten, der Franzosen und Sardinier, bis Mitte Mai nicht die geringsten zuverlässigen Nachrichten besaß, entschloß man sich für den 20. Mai zu einer gewaltsamen Erkundung. Die aus dem II., III., V., VII., VIII. Infanterie-Armeekorps und einer Reserve-Kavalleriedivision zusammengesetzte Zweite Oesterreichische Armee unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters*) Grafen Gyulai stand damals unthätig nördlich des Po zwischen Sesia und Ticino, während das IX. Korps erst zum Theil bei Piacenza eingetroffen war; südlich des Po wurde die Straße Piacenza—Voghera durch die ursprünglich zur Aufrechterhaltung der Ruhe in der Lombardei gebildete Reservedivision unter dem

*) Fernerhin durch F. Z. M. bezeichnet.

Kommando des Feldmarschalleutnants*) Baron Urban beobachtet, einen bei Vaccarizza angelegten Brückenkopf hatte man mit der Brigade Voër des VIII. Korps besetzt. Dem südlich des Po vorgehenden Oesterreichischen Erkundungskorps standen am 20. folgende Truppen der Verbündeten zunächst: Die 3. Zuvaven in Bobbio, das 93. Regiment in Voghera, beide vom V. Korps; die Division Forey vom I. Korps in und um Voghera sowie 10 Eskadrons Piemontesischer Kavallerie vor ihrer Front (siehe Anlage 2). Man hegte, im Gegensatz zu den späteren Ereignissen, Besorgniß für den linken Flügel der Zweiten Armee und wollte durch die Vornahme einer „forcirten Rekognoscirung über Casteggio gegen Voghera“, nach dem Wortlaut des Oesterreichischen Generalstabswerkes darüber zur Klarheit kommen, ob etwa „verbündeterseits eine strategische Umgehung auf dem rechten Po-Ufer und Uebergangsvorstoß bei S. Cipriano beabsichtigt“ werde. Dementsprechend wurden für dies Unternehmen die Brigaden Bils, Prinz von Hessen und Gáal der Division Baumgarten des V. Korps, drei Bataillone der Brigade Voër (zwei Bataillone blieben in Vaccarizza) vom VIII., die Brigade Schaffgotsche und die mit ihr neuerdings die Division Urban bildende Brigade Braum des IX. Korps, unter Führung des Kommandanten des V., des FML. Grafen Stadion, vereinigt; die Gesamtstärke betrug rund 25 Bataillone, 9 Eskadrons, 68 Geschütze (siehe Anlage 2).**)

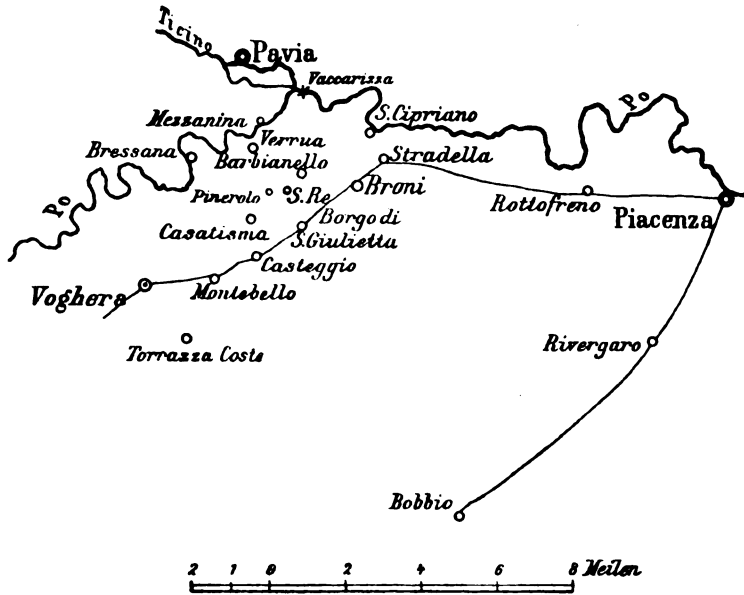
Lassen wir im Folgenden zunächst lediglich die Ereignisse des 20. Mai an uns vorüberziehen und wenden wir uns später zu einer Betrachtung über sie.

Das Korps trat am 20. Mai zunächst in drei Hauptkolonnen den Vormarsch an. Die rechte Flügelkolonne, die Brigade Hessen, marschirte um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags von Vaccarizza über Mezzanino, Verrua, Bressana nach Branduzzo unter zeitweiliger Entsendung einer linken Seitendeckung von Mezzanino über Barbiano, S. Mè, Pinerolo bis Bressana; letzteres geschah wegen des für Fahrzeuge unbrauchbaren Weges von Mezzanino nach Verrua. Von der mittleren Kolonne, Führer FML. Baron Baumgarten, folgte die Brigade Bils zunächst um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags von Vaccarizza bis Pinerolo der Seitendeckung Hessen und rückte von hier weiter nach Robecco vor, während die Brigade Gáal bereits um 4 Uhr morgens von Vaccarizza über Barbiano nach Casatisma aufbrach. Die linke Flügelkolonne, die Brigaden Schaffgotsche und Braum unter FML. Baron Urban, marschirte um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags nach dem Eintreffen der Brigade Gáal bei Barbiano von Broni auf Casteggio. Die Hauptreserve folgte der Brigade Bils bis S. Mè.]

*) Fernerhin durch FML. bezeichnet.

***) Die in der Ordre de bataille gemachten Angaben stimmen zwar im Wesentlichen mit der Zusammensetzung der drei Hauptkolonnen überein, weichen aber doch in Kleinigkeiten hiervon ab; so ist dort z. B. die Zuweisung der $\frac{1}{2}$ Kavalleriebatterie Nr. 10/VIII der Brigade Voër an die Division Urban nicht erwähnt.

F. M. Graf Stadion hatte sich in seinem Befehl vom 19. Mai 10 Uhr abends ausdrücklich vorbehalten, den Zeitpunkt zum Angriffe auf Casteggio nach dem Eintreffen der mittleren Kolonne in Robecco und Casatisma selbst zu bestimmen. Dementsprechend machte die Division Urban um 10 Uhr vormittags mit der Avantgarde bei Verzate, mit dem Gros bei Borgo di S. Giulietta Halt. Einige Kompagnien III./Dom Miguel und $\frac{1}{2}$ Batterie wurden von hier gegen Casteggio als Flankenschutz für das weitere Vorgehen entsandt.



Trotz der Meldung des Barons Urban von seinem um 11 Uhr vormittags beabsichtigten Vorgehen ordnete das Korpskommando den Angriff auf Casteggio und Montebello „mit der Wirkung von den Höhen“, zunächst unter Mitwirkung der Brigade Gáal von Casatisma aus, auf 12 Uhr mittags an. Mittlerweile rückte Baron Urban gegen den für die Fortsetzung der Erkundung so wichtigen Ort Casteggio schon um 11 Uhr vormittags vor; einige Schüsse aus zwei Zwölfpfündern öffneten schnell den Zugang. Die 3. Jäger entwickelten sich nun westlich des Ortes nördlich der Straße, während zwei Eskadrons Haller-Husaren zum Vertreiben Piemontesischer Kavallerie vom Ende der Brigade Schaffgotsche vorgeholt wurden; nur $\frac{1}{2}$ Eskadron trat hier noch erfolgreich in Thätigkeit. Unterdessen rückten die 3. Jäger, das nach dem Verlassen von Casteggio noch $3\frac{1}{2}$ Kompagnien starke III./Dom Miguel sowie südlich der Straße das Gren. Bat. Heß gegen Montebello vor, ohne bei der Besetzung auf Widerstand zu stoßen. Die Einnahme von Casteggio und Montebello erhielt aber ihren wahren Werth erst durch den Besitz des noch $1\frac{1}{2}$ km westlich gelegenen Gehöfts Genestrello; von hier aus beherrschte man die Ebene

bis an die Staffora. Die Besetzung dieser taktisch ungemein wichtigen und vom Feinde freien Höhen wurde daher sofort durch Baron Urban befohlen. Die Einzelheiten zeigt Skizze 1. Es war mittlerweile gegen 1 Uhr nachmittags geworden. Bis hierher war das Unternehmen zwar verlustlos, aber auch ergebnislos verlaufen.

Während des thatkräftigen Vordringens der Division Urban bis Genestrello war um 12 Uhr mittags die Brigade Gáal von Casatisma aus in zwei Kolonnen angetreten. Die linke Kolonne unter Führung des Generalmajors*) Gáal (2 Bat., 1 Esk., $\frac{1}{2}$ Battr.) marschierte auf Casteggio, die rechte, gleich starke Kolonne unter Oberstleutnant Spilberger über Verretto auf C. Fogliarina; zwischen beiden Kolonnen rückten zwei Kompagnien I./Erzherzog**) Carl in südlicher Richtung längs der Coppa zur Verbindung vor. Als Reserve belief G. M. Gáal zwei Kompagnien I./E. Carl, das Viccaner Grenz-Bat. und $\frac{1}{2}$ Batterie in Casatisma. Die Brigade Bils verblieb in Robecco.

Die rechte Flügelskolonne, die Brigade Hesse, erreichte gegen Mittag Castelletto und ging, entsprechend der Absicht des Korpskommandeurs, über Branduzzo und Calcababbio weiter auf C. dei Ghiringhelli vor. Bressana, Castelletto und Branduzzo wurden schwach, Calcababbio und Porana mit II./Culoz besetzt. Feindliche Kavallerie wurde bei Branduzzo geworfen. Eine der bei der Kolonne befindlichen Ulanen eskadronen trieb feindliche Kavallerie später nochmals über Razzaretto zurück und hob an der Eisenbahn einige Schienen aus, ohne von dem Feinde das Geringste wahrzunehmen.

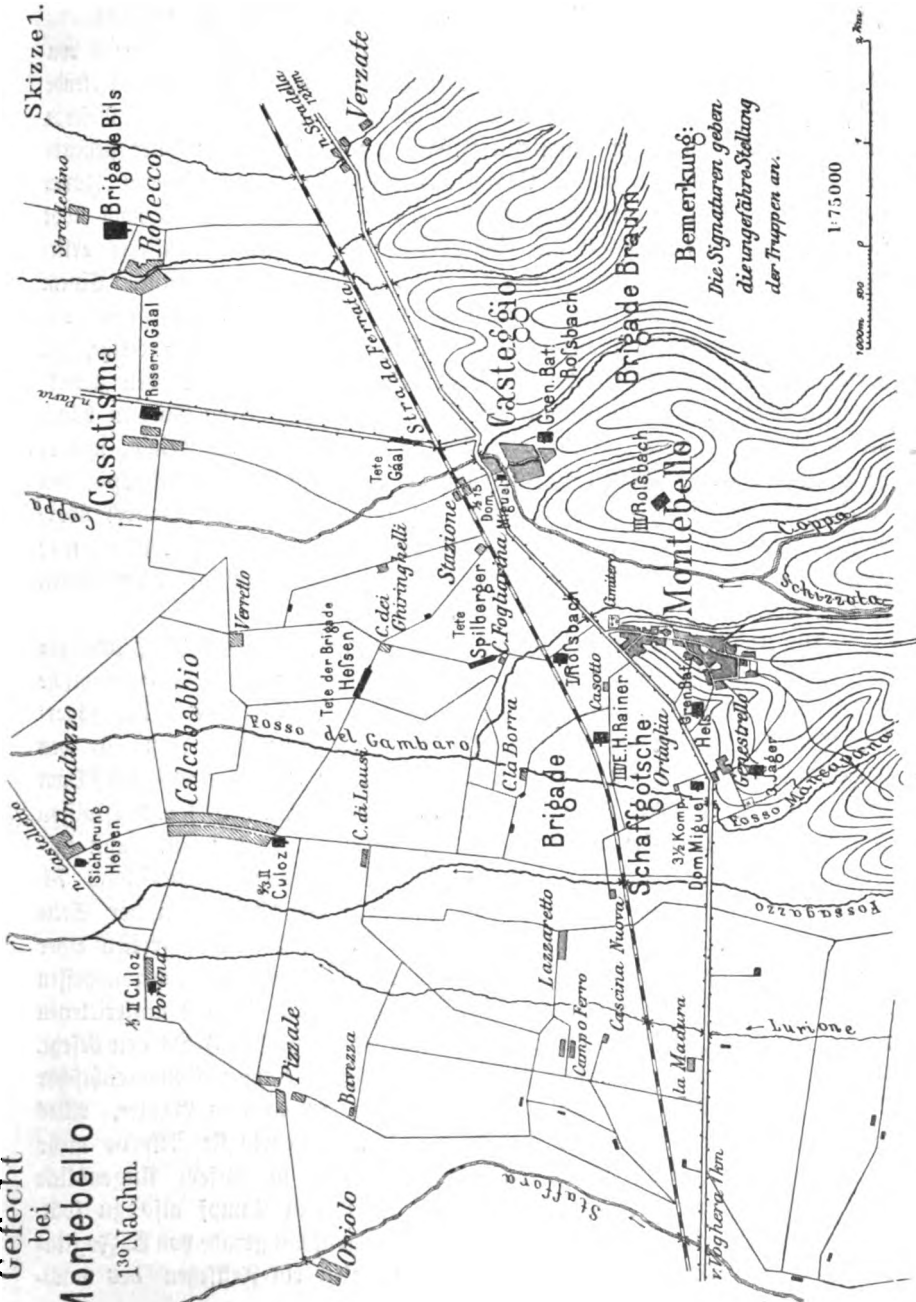
Da von Genestrello aus kein Gegner gemeldet wurde, erließ Graf Stadion um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags in Montebello den Befehl zum Halten und Aussetzen der Vorposten. In diesem Augenblicke verkündete von Genestrello herübererschallender Kanonendonner den Angriff des Feindes. Graf Stadion gab darauf folgende Befehle: „II./Heß rückt sofort von C. Fogliarina nach Montebello, der Rest der Kolonne Spilberger stößt energisch an der Eisenbahn vor. Kolonne Gáal marschiert nach Montebello, Brigade Bils besetzt Casteggio, worauf Gren. Bat. Rosbach von dort nach Montebello rückt.“

Die Nachricht von dem Vorrücken der Oesterreicher war um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags an den Französischen General Forey nach Voghera gelangt. Dieser brach sofort mit zwei Bataillonen 74, zwei Eskadrons Piemontesischer Kavallerie und einigen Geschützen zur Unterstützung der westlich des Fossagazzo stehenden Vortruppen, zwei Bataillone 84, auf. Während das eine Bataillon 74 in nördlicher Richtung nach der Eisenbahn auf Cascina Nuova sich vorbewegte, erfolgte um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags nach Verlängerung des rechten Flügels der Bataillone 84 durch das andere Bataillon 74 der erste Angriff auf Genestrello. Der tapferer Gegenangriff der 3. Oesterreichischen Jäger, von den Höhen herab,

*) Fernerhin durch G. M. bezeichnet.

**) Fernerhin durch E. S. bezeichnet.

Gefecht bei Montebello 130 Nachm.



Bemerkung:
Die Signaturen geben die ungefähre Stellung der Truppen an.

warf den Feind zurück. Die an der Brücke unter Kavalleriebedeckung aufgefahrenden Französischen Geschütze wurden bald zum Schweigen gebracht.

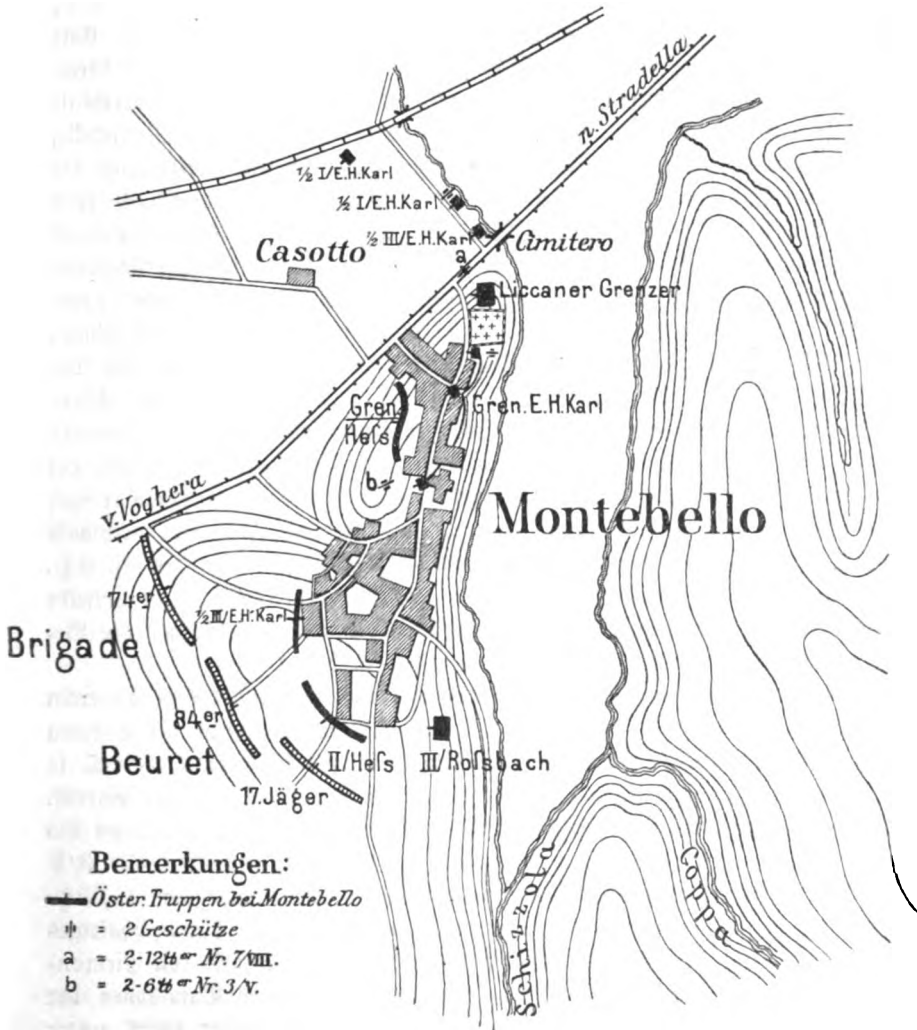
Gleich glücklich und tapfer stieß das infolge des Kanonendonners von Genestrello her auf dem rechten Oesterreichischen Flügel ins Gefecht tretende III./G.H. Rainer von Cascina Nuova, wo zwei Kompagnien als Reserve blieben, gegen den linken feindlichen Flügel vor und trieb das dort stehende eine Bataillon 84 gegen die Chaussée zurück. Das von General Forey nach Cascina Nuova entsandte Bataillon 74 machte sich hierbei noch nicht fühlbar. In diesem Augenblicke eingreifende Piemontesische Kavallerie erlitt durch das sich gerade neuordnende III./G.H. Rainer starke Verluste. Einem nochmaligen, gelungenen Bajonettangriffe des III./G.H. Rainer gegen das mittlerweile umgekehrte Französische Bataillon 84 folgte eine abermalige, gut gerittene Attaque Piemontesischer Lanciers, welche mit großen Verlusten zurückgewiesen wurden. Zu diesem für die Verbündeten auf beiden Flügeln höchst bedrohlichen Zeitpunkte trat III./G.H. Rainer ungehindert vom Feinde, wie es heißt durch die wiederholten Angriffe und die erlittenen Verluste erschöpft, den Rückzug an. Die verhängnißvolle Lage der Verbündeten wurde dadurch überwunden, und von nun an wandte sich der Erfolg ihnen zu. II./Roßbach war unterdessen vorgerückt und stand bei Cascina Nuova mit dem vorher erwähnten Französischen Bataillon 74 im Gefechte.

Um 3¹/₂ Uhr nachmittags erfolgte nach dem Eintreffen von Verstärkungen auf Befehl des Generals Forey ein erneuter Angriff auf die Oesterreichische Stellung bei Genestrello mit sieben Bataillonen (Regtr. 74 und 84, 17. Jäger) der Brigade Beuret. Trotz der tapfersten Gegenwehr und trotz für den Augenblick erfolgreicher Bajonettangriffe mußten die 3. Jäger und III./Dom Miguel zurück. Brigade Blanchard (Regt. 98 und I. Bat. 93)* der Division Forey stand mittlerweile am Fossagazzo zu beiden Seiten der Eisenbahn entwickelt, an Stelle des nach der Chaussée herangezogenen Bataillons 74. Bedroht von feindlicher Kavallerie war inzwischen auf Oesterreichischer Seite das Gren. Bat. Heß nach Genestrello vorgerückt. Nach dem Eingreifen einer der vier Kompagnien des Grenadierbataillons in vorderster Linie, währenddessen die anderen drei Kompagnien geschlossen folgten, wurden die heiß umstrittenen Höhen für kurze Zeit nochmals von den erneut vorstürmenden 3. Jägern besetzt. Dann zog sich, unter rühmenswerther Betheiligung einiger Oesterreichischer Geschütze an dem Kampfe mit dem zuerst heftig verfolgenden Gegner, Alles in Ordnung nach Montebello zurück, da nicht die geringste Reserve mehr zur Hand war; II./Roßbach langte nämlich erst in diesem Augenblicke erschöpft bei Montebello an, für den eben geschilderten Kampf also zu spät. Ein mit drei Kompagnien ausgeführter Bajonettangriff des gerade von G. Fogliarina her eintreffenden II./Heß verhinderte zur Zeit ein Festsetzen des nach-

*) Der Zeitpunkt des Eintreffens dieses Bataillons wird auch später angegeben.

drängenden Feindes auf den Höhen von Montebello und ermöglichte sogar ein Sammeln der Oesterreichischen Truppen noch westlich dieses Ortes.

Skizze 2.



1: 25000.

1000 m 500 0 1 km

„Die aus Casteggio nach Montebello vordisponirte Kolonne des G.M. Gáal befand sich noch immer nicht zur Hand.“ Um so mehr wurden die Kolonnen Spilberger und Prinz von Hessen durch wiederholte Weisungen des FML. Grafen Stadion zur Einwirkung auf die feindliche linke Flanke bei dem nunmehr entbrennenden Kampfe um Montebello aufgefordert.

Unterdessen fand um die Höhen von Montebello bereits ein erneutes Ringen zwischen dem rechten Flügel der Brigade Beuret und II./Hefß statt; da erschien nach 3¹/₂ Uhr nachmittags die Kolonne Gáal mit III./G.H. Carl sowie ¹/₂ Gpfdgen Batterie Nr. 3/V auf der Chaussee und mit dem Gren. Bat. G.H. Carl auf dem Eisenbahndamm auf dem Kampffelde, sie vertheilte sich also auf beide Flügel. Das ungefähre Bild der Besetzung von Montebello, entsprechend der nach 3¹/₂ Uhr nachmittags angeordneten Vertheilung der Truppen einschl. der später eingetroffenen Reserve der Brigade Gáal, zeigt Skizze 2. Die 3. Jäger und III./Dom Miguel wurden bis östlich Casteggio zurückgenommen. Noch während der Ausführung der aus Skizze 2 ersichtlichen Maßnahmen erfolgte ein durch einige Geschütze geschickt unterstützter neuer Angriff der Brigade Beuret (die 17. Jäger als vorgenommener rechter Flügel, Regt. 84 und 74 als angehängte Staffeln bis zur Chaussee) gegen den südwestlichen Theil des Ortes; Brigade Blanchard wandte sich längs der Eisenbahn gegen die Kolonne Spilberger. II./Hefß mußte nach tapferer Gegenwehr zunächst weichen; auch das seine Reserve bildende III./Roßbach*) wurde auf das Heftigste bedrängt; dann aber warf II./Hefß mit bewunderungswürdiger Tapferkeit in erneutem Vorgehen den rechten Flügel der Franzosen nochmals zurück, wobei es von den drei im Centrum stehenden Kompagnien des III./G.H. Carl heldenmüthig unterstützt wurde. So fiel denn dem II./Hefß hier derselbe Ruhm zu wie bei Genestrello den 3. Jägern, zweimal dem Gegner die Besetzung der zäh vertheidigten Stellung vereitelt zu haben.

Auf dem rechten Flügel der Oesterreicher war während der geschilderten Vorgänge nach dem Rückzuge des III./G.H. Rainer auch das bei Cascina Nuova kämpfende II./Roßbach von der Brigade Blanchard bereits über C. la Borra zurückgedrängt worden, als die Spitze der Kolonne Spilberger eintraf. Vier Kompagnien II./G.H. Carl rückten zu beiden Seiten der Eisenbahn bis an den Fosso del Gambaro vor, zwei Geschütze der Gpfdgen Batterie Nr. 3/V auf dem Bahndamm; dahinter als zweites Treffen zwei Kompagnien II./G.H. Carl, die 3. Eskadron Haller-Husaren und zwei Geschütze. Ein nachhaltiges Vordringen über den Fosso del Gambaro wurde in der Flanke von Piemontesischer Kavallerie und in der Front von den vorrückenden Bataillonen der Brigade Blanchard verhindert; diese nahmen die Oesterreicher scharf unter Feuer. Schließlich standen auf Oesterreichischer Seite II./Roßbach zu beiden

*) Die im Oesterreichischen Generalstabswerte stehende Angabe „II. Bat. Roßbach“ wohl ein Irrthum oder ein übersehener Druckfehler.

Seiten der Bahn, daneben und rechts verlängert mit vorgenommenem Flügel das ganze II./E. Carl; III./E. Rainer war in die Reserve genommen worden. Ein mit dem rechten Flügel unternommener Theilangriff auf C. la Borra mißlang infolge des vernichtenden feindlichen Feuers, aber auch die an Zahl überlegenen Verbündeten hatten den tapferen Oesterreichern gegenüber keine Erfolge. Trotzdem ging um 5 Uhr nachmittags die ganze Kolonne, um nicht abgeschnitten zu werden, bis auf zwei noch längere Zeit bei C. la Borra fechtende Kompagnien II./E. Carl hinter den Schizzola-Bach zurück.

Während der letzten Ereignisse auf dem Kampfplatze der Kolonne Spilberger war die Spitze der Brigade Hessen, welche bei dem Eintreffen des Befehls zu neuem Vorgehen um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags mit der Mehrzahl der Truppen bereits im Bivak bei Branduzzo gestanden hatte, gegen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags bei Casone di Ranfi angekommen. Wir sehen also hier das eigenthümliche Bild, daß die nach Ankunft der Brigade Hessen die Mitte bildende Kolonne Spilberger abzieht und der Kampf sich nunmehr lediglich auf den beiden durch eine große Lücke in der Gefechtslinie getrennten Flügeln weiterabspielt. I./Culoz rückte mit der $\frac{1}{2}$ Kavalleriebatterie Nr. 11/V zu beiden Seiten der Straße in zwei Kolonnen als Avantgarde nach Casone di Ranfi vor; die anderen Truppen folgten. Bei dem ziemlich gleichzeitig mit dem Eintreffen der Meldung über das feindliche Vorgehen plötzlich erfolgenden Angriffe des I./98 gegen das Avantgardebataillon verlängerte das 4. Kaiserjägerbataillon links östlich der Straße. Seitwärts rückwärts hielt je eine Eskadron hinter den Flügeln. Noch weiter zurück standen als Reserve Gren. Bat. Culoz, I./Zobel und 1./Sicilien-Ulanen mit dem Reste der Artillerie. Nach dem Einsetzen von Verstärkungen durch den Feind wurde der rechte Flügel der Brigade Hessen geworfen, während die Mitte, durch zwei Geschütze unterstützt, standhielt. Das erst jetzt mit $\frac{1}{2}$ Eskadron vorgezogene Gren. Bat. Culoz brachte den rechten Flügel zum Halten und erneuten Vorgehen in die eben aufgegebenen Stellung. Das weitere Gefecht zeigt hier, abgesehen vielleicht von dem etwas Raum gewinnenden linken Oesterreichischen Flügel, den Charakter eines hin- und herwogenden Feuerkampfes ohne sonderliche Erfolge für eine Seite. Nach der Räumung von Montebello hatte die Brigade Hessen unter dem Schutze des I./Zobel, II./Culoz und zweier Geschütze den Rückzug nach Bressana bereits angetreten, als der Befehl des Korpskommandos hierzu eintraf.

Kurz nach dem Eintreffen der Brigade Hessen auf dem Gefechtsfelde, um 5 Uhr nachmittags, war der Kampf um Montebello mit erneuter Heftigkeit entbrannt. II./Heß, III./Roßbach und $\frac{1}{2}$ III./E. Carl wichen in das Dorf zurück. Der sich nun im Innern entspinne Kampf drehte sich zunächst um die Kirche mit den umliegenden Häusern, welche von einer Gren. Komp. E. Carl und 2 $\frac{1}{2}$ eben aus Casteggio eintreffenden und von General Braum selbst vorgeführten Gren. Komp. Roßbach unter dem tapferen Aus-

halten der dort stehenden zwei Geschütze vertheidigt wurde. Aber der immer weiter ausholende und vorstoßende rechte feindliche Flügel zwang die Oesterreicher um 6 Uhr nachmittags zur Räumung des mittleren Dorftheiles. Der Rückzug auf Casteggio wurde vom linken Flügel aus begonnen. Die anderen Oesterreichischen Truppen folgten nach und nach, unter fortgesetzter Bedrängung durch feindliche Infanterie und besonders durch die trotz großer Verluste immer wieder von Neuem angreifende Piemontesische Kavallerie. Zuletzt kam es noch am Friedhofs zu wiederholten Bajonettangriffen der dort stehenden Reserve gegen den nachdrängenden Feind, dessen Ungeßüm ein Vorgehen des II./Kosbach und II./G. Carl von C. Fogliarina auf Montebello ein Ziel setzte. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags war der Ort in den Händen der Verbündeten. Erwähnung verdient die Haltung der Truppen auf dem Rückzuge, welche der Oesterreichischen Mannszucht alle Ehre machte.

Die von Robecco herangezogene Brigade Bils hatte für die von Montebello zurückgehenden Truppen bei Casteggio eine Aufnahmestellung genommen; sie kam aber wie den ganzen Tag über so auch jetzt nicht zur Thätigkeit, da der Feind nicht folgte. Die nach Montebello vorbefohlenen feindlichen Verstärkungen trafen außer einem zufällig in der Nähe befindlichen und ohne Befehl ins Gefecht eilenden Bataillon 93 erst nach Beendigung des Kampfes ein. Ein in der Dunkelheit unternommener Versuch der Verbündeten, längs der Straße nach Casteggio vorzustößen, wurde durch einige Geschütze abgewiesen. Unter dem Schutze der Brigade Bils sowie einer Aufstellung von Theilen der Brigade Fehlmair des IX. Korps bei S. Giulietta traten die verschiedenen Kolonnen über Broni, Barbianoello und Berrua den Rückzug nach Vaccarizza an; die Brigade Bils langte daselbst am 21. Mai erst um 1 Uhr nachmittags wieder an.

Die Verluste betragen bei den

| | | |
|----------------|---|--------------------------|
| Oesterreichern | an Todten 2 Stabsoffiziere, 9 Oberoffiziere, 320 Mann, | |
| | = Verwundeten 1 General, 1 Stabsoffizier, 29 Oberoffiziere, | |
| | 754 Mann, | |
| | = Vermißten 2 Stabsoffiziere, 2 Oberoffiziere, 303 Mann; | |
| Franzosen | = Todten 105 Mann | } darunter 64 Offiziere; |
| | = Verwundeten 549 Mann | |
| Piemontesen | = Todten und Verwundeten etwa 300 bis 400 Mann (nach | |
| | Recomte). | |

Das bei dem vorher beschriebenen Gefechte in Frage kommende Gelände stellt sich folgendermaßen dar: Die Höhenrücken, auf welchen Montebello und die Gehöfte von Genestrello liegen, sind zum Theile bewaldete oder mit Reben bepflanzte Ausläufer der Apenninen. Nach Westen zu ist dieser Geländeabschnitt durch den Fosso di Mancapana und durch die nach ihm abfallenden Bergabhänge begrenzt, nach Osten zu stürzt der Höhen-

rücken von Montebello steil zur Coppa ab. Die Häuser von Genestrello eignen sich nach ihrer festen Bauart gut als taktische Stützpunkte. Die Höhen von Genestrello sind von dem Höhenrücken, auf dessen höchster Linie im Allgemeinen Montebello sich hinzieht, durch einen sich dazwischenschiebenden Fuß der Apenninen sowie durch Schluchten und Mulden getrennt. Die Gestalt der Hänge bei Montebello erschwert die Abgabe des Infanteriefeuers und die Mitwirkung der Artillerie nicht unerheblich. Die Häuser des Dorfes liegen zumal in der Nähe der Kirche zerstreut; auch die Lage des Kirchhofes erscheint für eine längere Vertheidigung bei einem Angriffe von der Dorfseite her nicht geeignet. Zudem ist der nach Südwesten gelegene Dorfrand nur 250 m lang und bietet infolge der Geländebeschaffenheit nach beiden Seiten hin nicht die geringste Möglichkeit, diese Vertheidigungsfront zu verlängern. Dies machte sich für die Oesterreicher bei dem immer weiter nach Süden ausholenden Angriffe der Franzosen sehr fühlbar. Die vorstehende Skizze 2 läßt erkennen, daß bei der in größter Eile vorgenommenen Besetzung Montebellos der von Süden her erfolgende Massenstoß der Brigade Beuret für die Dorfbesatzung ein empfindlicher Flankenstoß war, der mit der Erstürmung des Ortes endete. Leider hatte ja der vollkommen zwecklose Halt der Kolonne Urban, zwischen 10 und 11 Uhr vormittags, die vertheidigungsfähige Einrichtung der schon von Natur aus günstigen Stellung bei Genestrello vereitelt. Die westlich und nördlich liegende Ebene ist von künstlicher Bewässerung dienenden Gräben durchzogen und vielfach bebaut, die Ueberfluth durch Hecken, Gebäude, Obstbaumanlagen und Steindämme erschwert und namentlich die Verwendung von Artillerie auf ein Mindestmaß beschränkt. Die zahlreichen Wege werden im Allgemeinen als gut gangbar bezeichnet.

Es erscheint angebracht, an der Spitze der nun folgenden Ausführungen auf die Einleitung des Oesterreichischen Generalstabswerkes hinzuweisen. Die dort ausgesprochene Absicht, wahr und unbeschönigt die Fehler zu schildern, die die Kriegshandlungen scheitern ließen, verdient unsere vollste Anerkennung und zeugt von dem aufrichtigen Bestreben, dem wirklichen Nutzen der Armee selbst da zu dienen, wo die Wahrheit bittere Empfindungen wachrufen muß. So können auch alle folgenden Betrachtungen keinen anderen Zweck als den der Selbstbelehrung haben; es liegt ihnen gewiß durchaus fern, das tapfere Verhalten der Oesterreichischen Truppen herabzusetzen.

Zunächst ist bei dem Erkundungskorps des 20. Mai die bunte Zusammensetzung aus vier verschiedenen Truppenverbänden eine auffallende Erscheinung. Das Oesterreichische Generalstabswerk begründet diese Maßnahme mit der Nothwendigkeit, das Gros der auf dem linken Po-Ufer stehenden Armee nicht zu sehr zu schwächen. Nach unseren heutigen Anschauungen ist ein solches Zerreißen der Verbände niemals empfehlenswerth,

gleichgültig, ob dieselben groß oder klein sind. Unser Exerzir-Reglement spricht sich beispielsweise II, 65 bei der Erörterung der Stärke der Reserven ausdrücklich gegen das Zerreißen der Truppenverbände aus und warnt II, 67 und II, 97 nochmals vor vorzeitiger Mischung verschiedener Kommando-behörden im Gefechte. Dieser Grundsatz des ER. ist indessen nicht neueren Datums. Bereits im Neuabdrucke des alten Infanterie-Exerzirreglements vom Jahre 1847 heißt es im § 113: „... ist es nothwendig, das Durcheinanderkommen von Mannschaften und Abtheilungen verschiedener Truppentheile (Kompagnien, Bataillone zc.) so sehr, als nur immer angängig ist, zu verhüten.“ Gerade mit Rücksicht auf diese letzte Lehre aber überlege man einmal an der Hand der Skizze 2, ob in Folge der auch im Verlaufe des Gefechts noch fortgesetzten Zerreißung der Truppenverbände und Zersplitterung der einzelnen Truppenkörper eine einheitliche Leitung auf Oesterreichischer Seite überhaupt möglich war. Das Oesterreichische Generalstabswerk bemerkt Seite 304: „bei dem unerwarteten Eintritte der Französischen Offensive auf Genestrello und Montebello konnte von einer einheitlich geleiteten Abwehr weder auf dem einen noch auf dem andern Punkte die Rede sein“. Vom Standpunkte des guten taktischen Zusammenwirkens aus ist es jedenfalls am günstigsten, wenn Führer, Unterführer und Truppen vor den Unternehmungen des Ernstfalles sich gegenseitig genau kennen und verstehen gelernt haben; das ist doch wohl auch einer der Hauptzwecke unserer größeren Manöver. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß der Ernstfall manchmal Aufgaben bringt, deren Lösung der Führer nicht Jedem seiner Unterführer anvertrauen kann, und daß er hierbei nicht nur auf Grund der soldatischen Leistungen, sondern auch auf Grund der persönlichen Eigenschaften seine Wahl treffen muß. Indem ich größere Verhältnisse als die vorliegenden kurz streife, möchte ich hier auf Woide verweisen, welcher uns Deutschen nachrühmt, daß das Studium der Charaktereigenschaften besonders der führenden Persönlichkeiten, als außerordentlich wichtig für die Centrale im großen Hauptquartier vor 1870 zweifellos vorhanden gewesen sei.

Allen diesen Gesichtspunkten entsprach die Kriegsgliederung für den 20. Mai entschieden nicht. Wollte man an diesem Tage eine Erkundung mit starken Kräften vornehmen, so konnte man diese bei der damals vorliegenden und durch den Po getrennten Stellung der Truppen allerdings nicht einem Verbands allein entnehmen, zumal das IX. Korps noch nicht vollzählig zur Verfügung stand. Es entsteht nur die Frage, ob man die Buntschichtigkeit der Zusammensetzung nicht durch eine andere Auswahl der Truppen herabmindern konnte. Wenn man zur Besetzung des Brückentopfes von Vaccarizza eine Brigade des V. Korps heranzog und die Brigade Woër sowie die zur Kolonne Urban gehörende Brigade Schaffgotsche mit den bereits angekommenen Truppen des IX. Korps (Brigaden Braum, Fehlmair, Castiglione, letztere vielleicht ohne die bei Rivergaro stehenden 1 $\frac{3}{4}$ Bataillone, und 2 Bataillone

der Brigade Blumencron) vereinigte, so ergab sich mit rund 22 Bataillonen eine der Kriegsgliederung des 20. Mai annähernd entsprechende Stärke an Infanterie; diese 22 Bataillone waren somit nur drei verschiedenen Truppenverbänden entnommen. Allerdings mangelte es bei dieser Zusammensetzung dem Erkundungskorps an Kavallerie und Artillerie; bei diesen Waffengattungen mußte man also doch auf weitere Truppenverbände zurückgreifen, und so verdient denn die thatsächliche Zusammensetzung des Korps am 20. Mai doch noch den Vorzug. Die Nothwendigkeit einer derartigen Zusammensetzung überhaupt lag an der erst nach und nach veranlaßten Mobilmachung der Oesterreichischen Armee, die zur Folge hatte, daß das IX. Korps bei Piacenza noch nicht völlig vereinigt war. Sonst würde dasselbe mit seinen 5 Brigaden, 4 Eskadrons, 64 Geschützen (einschl. Raketenbatterie Nr. 1) allein zu dem beabsichtigten Vorstoße ausgereicht haben, allerhöchstens noch verstärkt durch eine der Division Grenville als dritte beizugliedernde Brigade mit einigen Eskadrons. — Die letzten Betrachtungen weisen mahnend darauf hin, daß Unterlassungen bei Kriegshandlungen, mögen sie nun in das Gebiet der Strategie oder Taktik fallen, sich im Allgemeinen kaum wieder gut machen lassen. Für den vorliegenden Fall sei hier noch an einen Ausspruch des Erzherzogs Carl erinnert: „Es muß die Hauptforge eines Regenten sein, alle nur immer möglichen Kräfte gleich bei dem Ausbruche des Krieges aufzubieten.“

Die Verschiebung der Truppen am 20. Mai, sogar innerhalb der einzelnen Verbände, geht wohl aus folgender Gegenüberstellung, die die Brigade Hessen des V. Korps betrifft, deutlich hervor.

Nach der Ordre de bataille des 1. Mai:

| | | | |
|---|-------------------------|-------|-----|
| Kaiser-Jäger, IV. Bat. | | 1 | |
| Var. Culoz Infanterieregiment Nr. 31, Stab, I. Bat. | | 1 | |
| " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | II. | = 1 |
| " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | III. | = 1 |
| " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | Gren. | = 1 |
| Kavallerie-Batterie Nr. 11 V. | | — | 8 |

Zusammen: 5 Bat., 8 Gesch.

Nach der Ordre de bataille des 20. Mai:

| | | | |
|--|-------------------------|------|-----|
| Kaiser-Jäger, IV. Bat. | | 1 | |
| Var. Culoz Inf. Regt. Nr. 31, Gren. Bat. | | 1 | |
| " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | I. | = 1 |
| " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | II. | = 1 |
| " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | III. | = 1 |
| Var. Zobel Inf. Regt. Nr. 61, | l. | = 1 | |
| Sicilien-Manen, 3 Eskad. | | — | 3 |
| Kavallerie-Batterie Nr. 11/V. | | — | 1 |
| 1/2 12 pfdge. " " " " " " " " " " " " | " " " " " " " " " " " " | 6/V. | 1/2 |

Summe der Brigade: 6 Bat., 3 Eskad., 1 1/2 Battr.

Befremdend für uns ist die für den Vormarsch angeordnete Zersplitterung des Korps in drei Hauptkolonnen, die sich ihrerseits wiederum für den ganzen Tag oder nur für Stunden in kleinere Unterabtheilungen gliederten. Da nun auch noch ein Theil der Wege nördlich der Chaussee Strabella—Voghera infolge der dem Unternehmen vorausgegangenen Regengüsse den Truppenbewegungen Schwierigkeiten entgegenstellte, so ergab sich hieraus von vornherein ein matter und langsamer Vormarsch. Auf den dem Grafen Stadion vom Armee-Oberkommando erteilten Auftrag komme ich noch in dem Abschnitte „Befehlsertheilung“ zurück. Jedenfalls war der Zweck dieses taktischen Unternehmens ein offensiver; man wollte einen Schleier mit Gewalt zerreißen, den zu durchschauen man bisher noch kaum versucht hatte, wie das Zurückhalten der Reserve-Kavalleriedivision beweist. Richtig und naturgemäß war die Benützung der großen Straße auf dem Vormarsche durch die Kolonne Urban. An diese Hauptstraße aber mußte sich nothwendigerweise die Hauptkraft des Korps heranhalten. Stieß man auf dem Vormarsche auf feindliche Kräfte, so fand man dieselben doch am wahrscheinlichsten auf oder in der Nähe der Chaussee. Das Zwischengelände nördlich bis zum Po hätten wenige stärkere Kavalleriepatrouillen weit besser aufgeklärt, als die sich nur langsam vorbewegenden Kolonnen. Das ganze Korps auf die Hauptstraße zu setzen, wäre für den vorliegenden Fall nicht praktisch gewesen. Hier empfahl sich eine bessere Ausnützung des Straßennetzes, wodurch auch im Gegensatze zu dem thatächlich Erreichten ein lebendigerer und kraftvollerer Vormarsch gewährleistet wurde. Dabei galt es nur den einen Fehler zu vermeiden, welcher am 20. Mai gerade gemacht wurde, nämlich eine zu große Gliederung des Korps in kleinere, einzeln operirende Truppenkörper. Diese Erkenntniß hätte man gewinnen müssen, wenn man sich auf Oesterreichischer Seite den eigentlichen Endzweck des Unternehmens sowie die Möglichkeit, wenn nicht Wahrscheinlichkeit eines baldigen Zusammentreffens mit dem Gegner klar vor Augen gehalten hätte. Wo der Feind war, wußte man freilich nicht, aber man konnte sich im Voraus sagen, daß die Erkundung nur dann ohne Gefecht verlaufen würde, wenn man entweder gar nicht auf den Gegner stieß, oder wenn er sich bei der Annäherung des Korps zurückzog, ohne den Kampf anzunehmen. In allen anderen Fällen dagegen, mochte man nun den Gegner überraschen oder ihn wohl vorbereitet antreffen, kam es auf ein schnelles und sicheres Zusammenwirken aller Truppentheile des Korps an, um den Gegner ebenfalls zur Entwicklung seiner Kräfte zu zwingen und wenigstens über die zeitweilige Kräftevertheilung des Letzteren einigermaßen Aufschluß zu erhalten. Dies war bei dem Vormarsche am 20. Mai nicht in Erwägung gezogen worden, wie sich aus dem Kampfe selbst am besten ergibt. Ich möchte hier auf ein Wort aus dem I. Bande der „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik“ *) hinweisen, welches mit sinngemäßer Abänderung

*) „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik“, I. Bd. Heeresbewegungen im Kriege 1870–1871. Herausgegeben vom großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung I. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung.

auch für den vorliegenden Fall zutrifft: „Das eben ist das Wesen des Feldherrnthums, daß es jeder Lage nach den Geboten der Zweckmäßigkeit gerecht zu werden weiß und, indem es über ihnen steht, die Verhältnisse beherrscht.“

Nun wollte man zwar die einzelnen Kolonnen einheitlich und gleichzeitig vorbewegen; aus diesem Grunde mußte auch die Kolonne Urban das Eintreffen der Brigade Gáal bei Barbianoello abwarten, ehe sie antreten durfte. Wie aber, wenn nun eine oder gar mehrere der vielen Unterabtheilungen auf ihrem Vormarsche auf zeitraubende Hindernisse, z. B. auf eine bisher unbekannte Wegezersörung stießen? Entweder hörte dann die Einheitlichkeit ober, wenn man abwartete, die Lebendigkeit des Vormarsches auf; in Beidem aber lag ja gerade die sicherste Aussicht auf den einzig möglichen Erfolg. Hierzu kam auch noch, daß die vielen Kolonnen den Befehlsorganismus viel verwickelter gestalteten, weil die Unübersichtlichkeit des Geländes im Allgemeinen keine gegenseitige Augenverbindung gestattete. Zwar hätte diese Geländegestaltung den Oesterreichern beim Angriffe große Hülfsmittel an die Hand geben können, wenn sie ihre Truppen einheitlich und überraschend auf das Gefechtsfeld geführt hätten; so aber sollte das, was ihr Vortheil hätte sein können, fast noch mehr ihr Nachtheil werden. Welche Empfindungen müssen den Grafen Stadion während des Kampfes bewegt haben, als er bemerken mußte, daß er trotz aller Befehle seine Truppen im entscheidenden Augenblicke nicht mehr einheitlich in die Hand bekommen konnte! Ich möchte auch an dieser Stelle auf einen auf den vorliegenden Fall anwendbaren Abschnitt des schon erwähnten Reglements vom 25. Februar 1847 aufmerksam machen (Neuabdruck, Berlin 1870). Man findet dajelbst in § 114 gesperrt gedruckt die Mahnung, daß die oberen Führer unausgesetzt darüber zu wachen haben, daß ihre Truppen ihnen nicht aus der Hand kommen. Dieser in erster Linie auf das Gefecht hinielenden Mahnung entsprachen die für den 20. Mai 1859 getroffenen Maßnahmen gewiß nicht. Wir erkennen aber hieraus, daß derartigen für bestimmte Fälle gegebenen Winken oft eine weitreichendere Bedeutung innewohnt; denn um die Truppen im Kampfe zur Hand zu haben, muß der Führer diesem Gesichtspunkte auch schon bei den vorher zu treffenden Anordnungen gerecht werden. Das Oesterreichische Generalstabswerk scheint diese wenig beneidenswerthe Lage des Führers, als er vergebens auf das Eintreffen der Kolonne Gáal wartete, bei der Schilderung des Gefechts mit den Worten zu kennzeichnen: „Die aus Casteggio nach Montebello vordisponirte Kolonne des G. M. Gáal war noch immer nicht zur Stelle.“ Die Lage des Grafen Stadion dürfte mit der des Hauptquartiers der Schlesiſchen Armee in den Februartagen des Jahres 1814 einen Vergleich aus größeren kriegerischen Verhältnissen zulassen. Auch hier mußte Blücher bei dem Angriffe Napoleons auf den Russischen General Olsuwief die Erfahrung machen, daß er keins von seinen Korps zur Hand hatte. So sah er sich denn gezwungen, sich mit

seinem Hauptquartiere schleunigst nach Fère Champenoise zu begeben, um doch wenigstens über das Kleist'sche Korps sicher verfügen zu können.

Für den 20. Mai war nun eine Vertheilung des Korps auf zwei nahe-liegende, d. h. gegenseitige rechtzeitige Unterstützung gewährleistende Straßen angebracht. Während also die Kolonne Urban die Straße von Strabella nach Voghera benutzte, war die ganze Division Baumgarten, unter Heranziehung der Vorposten nach Barbiano, von hier aus über S. Né, Robecco, Casatisma, gegebenenfalls wegen des einzigen größeren Ueberganges westlich von Casatisma über die Coppa, weiter über Verreto, Calcababbio in westlicher Richtung vorzuführen; Kavallerie vor der Front und hauptsächlich vorwärts in den Flanken. Ich glaube wenigstens diejem, theilweise auch am 20. Mai 1859 benutzten Wege vor der von Barbiano über Bressana nach Branduzzo führenden Verbindung den Vorzug geben zu müssen, weil es in dem ungemein unübersichtlichen und bebauten Gelände darauf ankam, daß die Kolonnen dauernd in guter Verbindung miteinander blieben; diese scheint mir, auch nach den thatsächlichen Befehlüssen auf der weiter abgelegenen nördlichen Straße weniger gewährleistet zu sein. Die von Lecomte in seiner „Relation historique et critique de la campagne d'Italie en 1859“ empfohlene Art des Vormarsches mit der Kolonne Baumgarten auf dem Eisenbahndamm erscheint nach den Angaben des Oesterreichischen Generalstabes nicht einwandfrei. Die Artillerie der Kolonne Spielberger hatte dort wegen der geringen Breite des Eisenbahndammes bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden; zudem war die Erde zwischen den Schienen streckenweise ausgehoben worden. Die vom Grafen Stadion thatsächlich gewählte Vormarschart gewährt den Anblick eines bevorstehenden Angriffes auf eine vorbereitete Stellung des Gegners bei Casteggio bezw. Montebello. Sie scheint nach sicher erlangten Nachrichten von der Aufstellung auf kürzere Entfernung vom Feinde erst eingenommen zu sein, und es sieht so aus, als hätte man „den Aufmarsch aus der Kolonne durch Abbiegen der Teten der Unterabtheilungen nach den durch die Gefechtsabsichten gebotenen Marschzielen einleiten und zur Schonung der Truppen so lange als möglich in dieser Gliederung die Marschformation beibehalten“ wollen (G. R. II, 80, Deckblatt). Graf Stadion selbst war während dieses Vormarsches nicht an der richtigen Stelle. Er befand sich um 1½ Uhr nachmittags erst auf dem Wege von Casatisma nach Casteggio, während er sich viel weiter vorwärts, bei der Avantgarde der Brigade Schaffgotische der Kolonne Urban, aufhalten mußte. Nicht ohne Grund weist gelegentlich der Besprechung des Begegnungsgeftes G. R. II, 80 darauf hin, „wie wichtig es ist, daß der Eintritt in den Begegnungskampf den Führer an der Tete findet“. Dies gilt in sinngemäßer Weise ebenso für das Oberkommando einer Armee, wie für den Führer eines Korps, da sich sonst leicht Unzuträglichkeiten herausstellen. Man vergleiche in dieser Hinsicht den Standort des Oberkommandos der Zweiten Armee 1870 weit hinter derselben in Homburg, während man

sich an der Saar bereits mit dem Gegner in blutigem Waffengange maß, mit dem Napoleons am Abend vor der Schlacht bei Jena.

Sehr lehrreich ist für uns die Art der Befehlsertheilung für den 20. Mai 1859 durch den Grafen Stadion. Sie kennzeichnet die damalige Befehlsertheilung auf Oesterreichischer Seite überhaupt. Am 19. Mai um 10 Uhr abends ging ein im Oesterreichischen Generalstabswerk an vier Druckseiten füllender, in Anlage 1 wiedergegebener Korpsbefehl an die Truppen ab; es ist eine Arbeit, diesen Befehl in sich aufzunehmen. Dem gegenüber sei hier betont, daß die kürzesten Befehle im Allgemeinen die besten sind, weil wohlwogene Kürze Klarheit erzeugt, wortreiche Breite dagegen leicht Unklarheiten in sich birgt. Immerhin können unter Umständen eingehende Befehle geboten sein; in dieser Hinsicht möchte ich darauf hinweisen, daß General Chanzy, wohl der tüchtigste Französische General des Feldzuges 1870/71, sich in seinen Anordnungen an die Zweite Loire-Armee in für uns weitschweifiger Weise ergeht. Die damaligen Befehle füllen häufig drei bis vier Druckseiten und enthalten eine Menge uns unnötig erscheinender Einzelheiten sowie eine im Erzählertone ausgemalte Schilderung der Lage, was uns zunächst unverständlich erscheinen will. Trotzdem müssen wir die Berechtigung solcher Befehlsertheilung bei der Zusammensetzung jener Armee und ihrer gänzlichen Unerfahrenheit in militärischen Dingen anerkennen, denn nicht nur bei dem gemeinen Soldaten, sondern sogar bis in die höchsten Kommandostellen hinauf that hier noch Belehrung und Erklärung neben dem Befehlen noth. Dies Alles war aber bei der Oesterreichischen Armee des Jahres 1859 keineswegs der Fall. Als Beispiel für die damalige Oesterreichische Befehlsform verweise ich auf den Absatz, welcher im Befehle den Worten „bei eventuellem Rückzuge“ unmittelbar vorausgeht. Wir würden heute etwa sagen: „Meldungen, auch über das Eintreffen auf den Sammelplätzen vor dem Angriffe, treffen mich bei der mittleren Kolonne.“ Daß der Führer beim Wegreiten einen Offizier oder Melbereiter an der Meldefammestelle zurükläßt, um zu veranlassen, daß weitere Meldungen ihn erreichen, ist selbstverständlich; dagegen erscheint eine genauere Angabe über den Aufenthaltsort des Führers bei der mittleren Kolonne, ob z. B. bei der Avantgarde oder am Anfange des Gros, durchaus geboten.

In erster Linie fällt uns in dem Befehle des Grafen Stadion das vollständige Fehlen jeder, wenn auch noch so allgemein gehaltenen Angabe über den Feind auf. Man erfährt erst beim Durchlesen der getroffenen Maßnahmen, daß der Führer die Besetzung von Casteggio durch den Gegner als wahrscheinlich, fast als sicher annimmt. Weiter fehlt jeder direkte Befehl für die Kavallerie, das Wichtigste, was für den 20. Mai anzuordnen war, da man in Bezug auf den Feind so recht eigentlich im Dunkeln tappte. Es wird nur allgemein von „Streifereien“ gesprochen, welche zu unternehmen sind; für die Division Baumgarten sind nicht einmal derartige „Streifereien“

vorgesehen. Die für ein Gefecht bei Casteggio vorausgetroffenen Maßnahmen (Hauptangriff über die Höhen), sowie der Befehl, den Angriff erst auf persönliche Anordnung des Korpskommandeurs zu beginnen, zeugen davon, daß FML. Graf Stadion sich vorher ein bestimmtes Bild von der Lage des kommenden Tages gemacht hatte, wie es neben anderen Möglichkeiten auch der Fall sein konnte. Die dem vorher erörterten Angriffe auf Casteggio zu Grunde liegende Absicht verdient gewiß volle Anerkennung. Graf Stadion wollte mit seinen verschiedenen Kolonnen einen einheitlichen Angriff auf das genannte Dorf führen. Der gegebene Befehl entsprach aber der Gesamtlage nicht, denn der Führer hatte seinen Voranschlag über den Verlauf des 20. Mai zur feststehenden Wirklichkeit erhoben und so seine persönliche Ansicht an die Stelle der wirklichen Thatfachen gesetzt. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die von dem Korpskommandeur getroffenen Maßnahmen zu beurtheilen. Wir möchten hier auf das Bedenkliche eines solchen Verhaltens hinweisen; General v. Steinmetz in den Tagen vor Spicheren und Marschall Bazaine während der Kämpfe um Metz sind Beispiele für das Gesagte. Hier trifft unter Abänderung für die am 20. Mai 1859 vorliegenden kleineren Verhältnisse das Moltkesche Wort über Operationspläne zu, daß sich nämlich vor dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde nichts Bestimmtes festlegen lasse. Dies hindert natürlich nicht, daß ein Führer sich einen bestimmten Grundplan zurecht legt, auf welchen er während des Verlaufes einer Handlung immer wieder zurückkommen kann, einerlei, ob hier Operationen größeren Stils oder einzelne Schlachten und Gefechte in Frage kommen. Jedes Vorherbestimmen aber von nicht vorauszu sehenden Dingen in der Studirstube birgt die große Gefahr in sich, daß der Führer nachher einer rauhen abweichenden Wirklichkeit gegenüber rathlos ist, weil seine eigenen Gedanken ihn befangen gemacht haben. Ein derartiges verfrühtes Zurechtlegen einer kriegerischen Handlung leidet zumeist an dem einen Fehler, daß der Feind die ganze Berechnung über den Haufen wirft; es führt weiter häufig zu langathmigen Befehlen, in denen man allen nur denkbaren Einzelfällen gerecht werden will und die statt Klarheit bei den Unterführern nur Verwirrung hervorrufen. Hat doch auch im Jahre 1809 Napoleon I. den ganzen Oesterreichischen Vorausbestimmungen entgegen gehandelt! Jedenfalls beabsichtigte Napoleon aber etwas ganz Anderes als ein derartiges Vorherkonstruiren der Lage, wenn er einem Führer den Rath gab: „der Feldherr solle sich täglich mehrmals vorstellen, daß der Feind in der Front, in der einen oder der anderen Flanke seines Heeres erscheine, und sich dann die Frage vorlegen, was zu thun sei. Fände er sich in Verlegenheit, so deute dies auf einen Fehler in den Anordnungen hin und derselbe sei sogleich zu berichtigen“.

Als ein der Sachlage des 20. Mai 1859 ähnliches Beispiel der neuesten Feldzüge können wir auch die Vorgänge beim Oberkommando der Zweiten

Armee am 15. und 16. August 1870 heranziehen. Das Oberkommando war, im Gegensatz allerdings zum großen Hauptquartiere und trotz der 2 Uhr nachmittags einlaufenden Meldung, „daß das III. Armeekorps im Gefechte gegen starke feindliche Kräfte stände und das X. Korps auf das Schlachtfeld eile“, fest von dem Rückzuge der Französischen Armee über die Maas überzeugt. Es glaubte demnach nur an schwächere feindliche Kräfte zwischen der Mosel und Maas, nämlich an einige Divisionen, welche am 14. August bei Metz gefochten hätten. Dementsprechend wurde auch trotz der um 2 Uhr nachmittags eingelaufenen Meldung der bereits am Vormittage ausgearbeitete Armeebefehl unverändert ausgegeben. Die Masse der Armee wurde also dadurch auch für den 17. gegen die Maas weiter in Bewegung gesetzt. Erst nachdem das Oberkommando am 16. August um 4 Uhr nachmittags auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, erzeugten die wirklichen Geschehnisse bei ihm ein anderes Bild der Sachlage. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit löste man sich von der bisherigen Ansicht los und wurde später in Gorze in dem nach 10 Uhr abends ausgegebenen Armeebefehl durch die Entwicklung des einen Theiles der Korps der Zweiten Armee nach der rechten Flanke „den Geboten der Zweckmäßigkeit gerecht“.

Die Aufnahme von Maßnahmen „bei eventuellem Rückzuge“ in den Vormarschbefehl des 20. Mai erscheint nicht nachahmenswerth. So angebracht derartige Erwägungen unter Umständen auch sein mögen, in den Befehl gehören sie aus rein menschlichen Gründen nicht. Denn wenn man vorwärts will, so muß man den Blick auch energisch geradeaus richten, nicht aber ängstlich nach hinten sehen. Lecomte aber sagt in seinem Werke: „Mais on peut s'étonner de la manière lente et compassée dont cette reconnaissance a été menée.“ Solche Rückzugsbestimmungen lähmen von vornherein den Geist der thatkräftigen Offensive. Sie müssen bei den unterstellten Truppen den gewiß gerechtfertigten Eindruck erwecken, als mißtraue der Führer entweder sich selbst oder dem in Aussicht stehenden Unternehmen. Der Glaube an den Führer aber ist die Triebkraft, welche die Truppen immer wieder zu neuen Erfolgen, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, begeistert; man denke an Friedrich den Großen, Napoleon I., Blücher u. A. So sagt unsere F. D. 56: „Anordnungen für einen etwaigen Rückzug werden nur den nächsten Stellen vertraulich mitgetheilt.“ Auch unser G. R. 11, 21 spricht sich über den hier zu Grunde liegenden Gedanken klar in gesperrtem Drucke aus: „Es ist Pflicht des Offiziers, . . . vor Allem ihm (dem Soldaten) aber die Ueberzeugung zu verschaffen, daß es für den Soldaten nichts Gefährlicheres giebt, als dem Feinde den Rücken zu wenden.“

Verweilen wir nur noch einen Augenblick bei den Weisungen, die Graf Stadion für die Reconoscirung des 20. Mai erhielt. Er sollte über eine etwaige feindliche strategische Umgehung und einen etwa beabsichtigten Uebergangversuch bei S. Cipriano Klarheit verschaffen. Ueberdenkt man die Aus-

führung dieses Auftrages, so findet man, daß hier Unmögliches verlangt wurde; nicht die geschicktesten Anordnungen, nur der Zufall konnte dem Grafen Stadion Klarheit über die feindlichen Absichten bringen.*) Wir erkennen also hier einen großen Fehler der Befehlsertheilung; denn Unmögliches von einem Führer verlangen, heißt nichts Anderes, als seinem Unternehmen von vornherein den Stempel des Mißlingens aufdrücken. — Beim Durcharbeiten aller hier angezogenen Befehle und Weisungen in Verbindung mit den folgenden Ereignissen finden wir ferner eine fortlaufende Kette der Bestätigung für das, was unsere Felddienstordnung über „Befehlsertheilung“, vor Allem unter der Ziffer 50 ausführt.

Was die Marschleistungen der Truppen des Oesterreichischen Korps betrifft, so sind dieselben keineswegs glänzend. Die Brigade Gáal traf erst nach einem fast $4\frac{1}{2}$ stündigen Marsche mit ihrer Spitze bei dem 12 km von Vaccarizza entfernten Barbiano ein. Dies ergibt also eine Durchschnittsleistung von knapp 3 km in der Stunde. Die Brigade Prinz von Hessen erreichte nach einem ungefähr $7\frac{1}{2}$ stündigen Marsche gegen 12 Uhr mittags das von Vaccarizza etwa 21 km entfernte Castelletto, die Brigade Bils war nach einem $5\frac{1}{2}$ stündigen Marsche in dem 20 km vom Abmarschorte entfernten Robecco noch nicht angekommen. Das Seitendetachement der Brigade Hessen und die Brigade Bils waren hinter der Brigade Gáal hermarschirt. Für die zuletzt genannten Truppentheile ergeben sich Durchschnittsleistungen von 3 bis 4 km in der Stunde. Das Oesterreichische Generalstabswerk berichtet über den Grund dieser auffallenden Erscheinung nichts, jedoch scheint die langsam vormarschirende Brigade Gáal die ihr folgenden Truppen aufgehalten zu haben. Ebenso wenig ist zu ersehen, wie lange die Brigade Hessen durch das Abwarten ihres Seitendetachements in Bressana in ihrem Weitermarsche behindert worden ist. War so schlecht scheinen aber am 20. Mai die Wege denn doch nicht alle gewesen zu sein; jedenfalls war der über Barbiano führende Weg für Fahrzeuge benutzbar, wenngleich er der von der Kolonne Urban benutzten großen Straße immerhin nachgestanden haben mag. Diese außerordentlich geringen Marschdurchschnittsziffern bei den einzelnen Kolonnen zeigen uns aber besonders klar, daß es sehr schwierig und oft unberechenbar ist, mehrere Kolonnen auf verschiedenen und ungleich guten Wegen zu einem gemeinsamen Endzwecke vorwärts zu bewegen und daß ununterbrochene Verbindung unter ihnen ein Haupterforderniß bildet.

Das Treffen von Montebello selbst stellt sich uns insolge der Geländebeschaffenheit vorzugsweise als ein Infanteriegefecht dar; die Kavallerie trat eigentlich nur auf Seiten der Verbündeten in Thätigkeit, während die Mitwirkung der Artillerie sich beiderseits auf ein recht geringes Maß be-

*) Siehe hierüber: Magenta, der Feldzug von 1859 bis zur ersten Entscheidung, von v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung.

schränken mußte. Auffallend ist das schnelle Versagen des offensiven Geistes bei den Oesterreichern. Ihr stöckerender Vormarsch, der mit seinem ermüdenden Halten und Abwarten uns das gerade Gegentheil einer vom Angriffsgedanken belebten Kriegshandlung bietet, kam mit dem Augenblick des Haltens gegen 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags dauernd zum Stehen, und sie ließen sich von den Verbündeten sehr schnell in die Vertheidigung zurückdrängen, welche nach Lage der taktischen Verhältnisse diesen zugekommen wäre. In dem Gefechte von Montebello sehen wir also im Kleinen eine gedrängte Wiederholung des Verhaltens der Zweiten Oesterreichischen Armee während der ersten Wochen des Feldzuges. In den einzelnen Zeitabschnitten des Gefechts vermißt man wiederholt auf Oesterreichischer Seite die Befolgung des in unserem *Ch.* II, 54 betonten, aber schon lange vor seinem Erscheinen erkannten, und von den Verbündeten auch angewandten Grundsatzes, daß „die Selbstthätigkeit die Grundlage der großen Erfolge im Kriege“ bildet.

Gleich die Einnahme von Casteggio zeigt uns eine eigenthümliche Erscheinung, nämlich das Vorziehen der zwei Oesterreichischen Eskadrons zur Abwehr feindlicher Kavallerie vom Ende der Marschkolonne der Brigade Schaffgotsche. Daß die feindlichen Eskadrons, obwohl an Zahl nur gering, das Vorgehen der Oesterreichischen Infanterie auf kurze Zeit zum Stehen brachten, war ein Erfolg, welchen sie wohl kaum erwartet hatten. Die Infanterie selbst hätte sich dieses schwachen Gegners mit leichter Mühe erwehren können. Der ganzen Art des bisherigen Vormarsches entsprechend bereitete aber auch dieses kleine Hinderniß unnöthigen Aufenthalt, so daß auch hieraus dessen Lahmheit deutlich in die Augen springt. Wir wollen die Thätigkeit der Kavallerie auf beiden Seiten gleich an dieser Stelle zusammenfassend betrachten. Unsere *F.D.* bemerkt, daß die Kavallerie das Auge der Armee ist. Dieser Grundsatz ist nicht neu; er konnte auch 1859 zur Anwendung kommen, wenn man sich an die Feldzüge der Napoleonischen Periode erinnerte. Auf beiden Seiten wurden am 20. Mai Fehler gemacht, auf Oesterreichischer Seite allerdings die größeren. Wir wollen aber, um gerecht zu sein, darauf hinweisen, daß die Oesterreicher nicht die Einzigen waren, die in dem den Befreiungskriegen folgenden Zeitraume die sachgemäße Verwendung der Kavallerie verlernt hatten. Sehen wir im Uebrigen von der Kriegführung ab, so finden wir auch bei anderen Wissenschaften, daß dem menschlichen Geiste vielfach mühsam errungene Wahrheiten wieder verloren gegangen sind, bis sie, oft erst nach Jahrhunderten, in ihrer Bedeutung von Neuem erkannt wurden; ich erinnere nur an die Wissenschaft, welche sich mit der Entwicklungsgeschichte der Erde beschäftigt. Was man aber in früherer Zeit unter einer sachgemäßen Thätigkeit der Reiterei verstand, ergiebt sich aus der Rückerinnerung an die berühmten Reiterangriffe der Friedrichianischen Zeit; man denke ferner an die Massenwirkung mit Kavallerie in der Zeit Napoleons I., für welche bereits das Alterthum in Alexander des

Großen und Hannibals Feldzügen Ähnlichkeiten aufzuweisen hat. Als besonders lehrreich und großartig möchte ich die Verwendung der Kavalleriemassen durch Napoleon am Anfange des Feldzuges 1805 berühren. Einen Tagesmarsch vor der Armee voraus drangen diese Reiterfähren in die Pässe des Schwarzwaldes ein und erweckten so irrthümliche Vorstellungen bei dem Gegner über die beabsichtigte Vormarschrichtung der Armee. In Napoleon sehen wir den eigentlichen Schöpfer der modernen Massenwirkung, nicht allein bei der Kavallerie. So schreibt er selbst an Eugen Beauharnais: „Sie müssen wissen, daß es mein Grundsatz ist, in Masse vorzubringen.“ Wenn nun auch am Tage von Montebello die Reiterei beiderseits nicht sehr zahlreich war, so rechtfertigte dieser Umstand sowie die Thatsache des Vergessens der Kavallerieverwendung doch nicht eine völlige Zersplitterung und kaum nennenswerthe Thätigkeit auf der einen Seite. Denn es ist nach allen Erfahrungen nicht denkbar, daß für größere Truppenmengen im Gegensatze zu kleineren Truppentörpern grundsätzlich verschiedene taktische Anschauungen bestehen können; ein Armeekorps kämpft mit seiner Infanterie ebenso in Schützenchwärmen wie ein vereinzelt auftretendes Bataillon. Für die Kavallerie des Jahres 1859 glaube ich wenigstens einen solchen Vergleich hier anziehen zu dürfen, da sich für sie seit der Napoleonischen Zeit die taktischen Verhältnisse kaum geändert hatten.

Bei den Oesterreichern wurden die Eskadrons zurückgehalten. Jedenfalls geschah dies bei der Kolonne Urban, auch läßt sich dies im Gefechte beobachten; die Verwendung der Kavallerie aller Kolonnen, zumal während des Vormarsches, ist nicht überall klar aus der Darstellung des Oesterreichischen Generalstabswerkes zu erkennen. Unter allen Umständen gehörte die Kavallerie hier nach vorn, der die Anforderungen der Führung bezüglich der Aufklärung auf das Bestimmteste vorzuschreiben waren; mithin mußten außer der Aufklärungsrichtung vor Allem die Aufklärungsziele für den 20. Mai 1859 genau angegeben werden. Unsere F. D. läßt, z. B. in Ziff. 140 und 166, heutzutage über Bedeutung und Wichtigkeit der Aufklärung nicht den geringsten Zweifel. fand aber nun einmal eine Vertheilung der Kavallerie auf die Kolonnen statt, dann mußten die den einzelnen Unterabtheilungen des Erkundungskorps beigegebenen Eskadrons bestimmte, von einander abgegrenzte Aufklärungsbezirke angewiesen erhalten. Nur so hinderten sich nämlich die verschiedenen Kavallerietheile nicht gegenseitig, sodann wurde aber auch weniger Veranlassung zu Mißverständnissen gegeben. Wie leicht solche entstehen können, haben wir Deutschen 1870/71 erfahren, als unsere Kavallerie an die Saar kam und die von den dortigen Preussischen Garnisonen vorgeschickten Infanterie- und Kavalleriepatrouillen für feindliche hielt; die Entsendung dieser Patrouillen war der Masse unserer Kavallerie anscheinend nicht hinreichend bekannt.

Was die Verbündeten betrifft, so zeigten die taktischen Kavalleriepatrouillen der Piemontesen nicht genügenden Drang nach vorwärts; ihr Gesichtsfeld war demnach zu eng begrenzt und dadurch den Oesterreichern ein bedeutender Vortheil in die Hand gespielt, die Möglichkeit nämlich, den Gegner zu überrumpeln. Thatsächlich sind die Oesterreicher unbemerkt bis Casteggio an den Gegner herangekommen; erst hier stießen sie auf feindliche Kavallerie, aber ihr stoßender Vormarsch verhinderte eine Ausbeutung dieses Erfolges. Von einer einheitlichen Zusammenfassung der Oesterreichischen Kavallerie im Gefechte ist wenig zu bemerken, einmal reitet eine einzelne, einmal eine halbe Eskadron eine Attaque; in letzterem Falle kam der Rest, $1\frac{1}{2}$ Eskadrons, nicht mehr zur Verwendung. Die Piemontesische Kavallerie hebt sich hiergegen vortheilhaft ab. Zumal gegen das Ende des Gefechts werden die Eskadrons besser zusammengehalten und die Attaquen mit auch von dem Feinde gerühmter Tapferkeit geritten; das Oesterreichische Generalstabswerk weiß viel weniger über die eigene als über die Piemontesische Kavallerie zu berichten. Jedenfalls darf sich die Piemontesische Reiterei den Erfolg am Tage von Montebello sicher zuschreiben, das Zurückgehen des III./G.H. Rainer und damit die Einnahme von Genestrello durch die Verbündeten wesentlich mit entschieden zu haben. Lecomte äußert sich dahin: „Le devouement de cette brave cavallerie ne fut pas perdu.“ Außerdem beweist das wiederholte Nachreiten der Piemontesischen Eskadrons in den zurückgehenden Gegner eine gesunde Ansicht über die Verwendung dieser Waffengattung; man wollte den Feind unausgesetzt bedrängen, um ein nochmaliges Halten zu verhindern. Gerade hierbei dürfen wir die damalige geringe Tragweite der Feuerwaffen nicht aus dem Auge lassen; der Weichende konnte zu jener Zeit ziemlich schnell aus dem Feuerbereiche des Verfolgers entkommen. Unwillkürlich entsteht die Frage: Warum versuchten die Oesterreichischen Eskadrons nicht, von ihrer zurückweichenden Infanterie die feindlichen Kavallerieangriffe fern zu halten; wo waren diese damals? Jedenfalls bestand im Großen und Ganzen im Jahre 1859 für die Kavallerie mehr Aussicht, gegen die verschiedenen Waffengattungen mit Erfolg anreiten zu können, als in der heutigen Zeit, in der die fortgesetzte, weitgreifende Verbesserung der Feuerwaffen eine Schlachtenthätigkeit der Reiterei zwar nicht unmöglich gemacht, aber doch wesentlich erschwert und auf besonders günstige Umstände beschränkt hat.

Aus dem Gesagten ergibt sich für uns, daß die Piemontesische Reiterei den Ansichten der Napoleonischen Zeit über Kavallieverwendung nicht fremd gegenüber stand; ich glaube dies auch besonders aus ihrem wiederholten Anreiten gegen die zurückgehenden Oesterreicher, aus diesen Versuchen einer thatkräftigen Kavallieverfolgung, schließen zu dürfen; die Oesterreichischen Eskadrons werden, wie schon bekannt, gegen Ende des Gefechts nicht mehr erwähnt. Jedenfalls lehrt der 20. Mai 1859: Die Verwendung der Oester-

reichischen Kavallerie mußte am Tage von Montebello derart sein, daß man die einzelnen Kolonnen nur mit dem Nothwendigsten an Meldereitern bedachte; bestimmt angelegte Patrouillen mußten energisch vorgetrieben, die Masse der Kavallerie zusammengehalten werden. Im Gefechte hätte sich diese dann den taktischen Verhältnissen entsprechend auf dem Oesterreichischen rechten Flügel befinden und dort die ihr sich sicher bietende Gelegenheit zum Eingreifen abwarten müssen; sie hätte hier gewiß eine ähnliche Wirkung haben können wie die Piemontesische Kavallerie beim Vorgehen der Kolonne Spilberger.

Die Infanterie hat sich im Gefechte durchweg gut auf Oesterreichischer Seite geschlagen; „les troupes d'Urban et de Gaal luttent courageusement“. Es kann nicht der Zweck der folgenden Ausführungen sein, in längerer Darstellung alle die Unterschiede klarzulegen, welche in Betreff des Gefechts der Infanterie zu damaliger und heutiger Zeit bei einem eingehenderen Studium in die Augen springen. Dies würde weit über den gesteckten Rahmen hinausgehen.

Die Neubewaffnung der Infanterie mit dem Lorenzischen gezogenen Vorderlader war 1859 allerdings ebenso wenig bei den Oesterreichern vollständig durchgeführt, wie die Einführung des gezogenen Miniégewehrs bei den Franzosen. Dagegen war nach den vorliegenden Berichten die Neubewaffnung der Oesterreichischen Armee viel weiter vorgeschritten, da nach dem Oesterreichischen Generalstabswerte bei den Franzosen nur die Garde und einige Jägerbataillone das neue Gewehr besaßen; das Gros der Französischen Truppen kämpfte also 1859 mit dem glatten Vorderlader. Dies scheint auch aus folgenden Worten des Napoleonischen Tagesbefehls hervorzugehen: „Vorwärts! Haltet Euch nicht mit dem Feuern aus der Ferne auf; darin sind Euch die Oesterreicher wahrscheinlich überlegen. Rückt ihnen nahe auf den Leib bis dahin, wo der Vortheil ihrer besseren Waffen aufhört.“ Diese Worte in Verbindung mit der Aeußerung: „Die neuen gezogenen Waffen sind nur aus der Ferne gefährlich; sie verhindern nicht, daß das Bajonett wie ehemals die schreckliche Waffe der Französischen Infanterie ist“, bilden einen interessanten Gegensatz zu den heutzutage geltenden Anschauungen; indessen möchte ich mich dahin aussprechen, daß man in diesen Sätzen wohl weniger eine Klarlegung bestimmter taktischer Formen, als vielmehr nur Redensarten erblicken muß, die das leicht empfängliche Gemüth der Französischen Soldaten begeistern sollten. Allerdings hat die eben erwähnte Anschauungsweise noch bis in die letzten Jahre hinein Nährboden finden können. So versuchten nach Englischen Berichterstattungen die Truppen in Südafrika gegen die Buren im Anfange des Feldzuges, z. B. in der Schlacht am Tugela, mit dem Bajonett die Entscheidung herbeizuführen; erst die bei diesen Versuchen erlittenen Verluste haben sie veranlaßt, eine andere Kampfweise anzuwenden. Unser G. R. II, 82 läßt denn auch keinen Zweifel, daß im heutigen Infanteriegefechte nur die Herbeiführung der Feuerüberlegenheit einen Angriff

gelingen läßt. Bis zu einem gewissen Grade bestand diese Ansicht auch schon 1859 in Oesterreich, allein „die Instruktionen der Infanterie athmeten zu viel Defensivelement“. Anders lagen die Verhältnisse bei den Franzosen. Die damals gültigen Dienstvorschriften wiesen den Schützen Schwärmen die Hauptrolle im Kampfe zu, so daß „dagegen die Thätigkeit der geschlossenen Abtheilungen durchaus zurücktrat“, trotz der vorher angeführten Napoleonischen Worte. Dies ist den Oesterreichern auch nach 1859 verborgen geblieben; weil sie trotz ihres gezogenen Vorderladers dem glatten Französischen Vorderlader gegenüber den taktischen Sieg nicht hatten erringen können, übersahen sie, daß man bei der ganzen Reihe der 1859 aufgetretenen seltsamen taktischen Erscheinungen die Eigenartigkeit des Geländes nicht außer Acht lassen darf, und erkannten nicht, daß seine Unübersichtlichkeit einen wirkungsvollen Feuerkampf, so auch bei Montebello, vielfach unmöglich gemacht und dann dem kurzen ungestümen Bajonettangriff der Franzosen den Erfolg verliehen hatte. So beging die Oesterreichische Heeresleitung den verhängnißvollen Irrthum, sich auf Grund der Erfahrungen des Jahres 1859 für die Stoßtaktik, d. h. für das Einsetzen großer Massen unter Ausnutzung des Bajonetts bei schwacher Schützenentwicklung, zu entscheiden. Dies scheiterte völlig im Feldzuge 1866, der eins der seltenen Beispiele dafür abgiebt, daß, ganz abgesehen von der Bewaffnung, die taktische Form einen großen Theil der Schuld an den taktischen Niederlagen trug.

Jedenfalls finden wir im Gefechte von Montebello den Bajonettangriff, besonders auf Französischer Seite, häufig vertreten; mehrfach auch auf Seiten der Oesterreicher. Durch die Wucht des Anlaufs suchte man so Stellungen zu nehmen und den Feind herauszudrücken, so z. B. bei dem Vorgehen des III./G. Rainer gegen den linken Französischen Flügel. Gleich darauf gab allerdings dasselbe Bataillon ein wohlgezieltes und wirkungsvolles Verfolgungsfeuer ab. Hier wurde also von dem Bataillonsführer die auch noch heute vollgültige Ansicht vertreten, daß das Nachschießen und nicht das Nachlaufen einen abgewiesenen Gegner vollständig vernichtet. Weiter entsprach das Verhalten des III./G. Rainer bei seinem zweiten Bajonettangriffe dem auch heute noch geltenden Grundsatz, daß man bei plötzlichen Ueberraschungen aus nächster Nähe kein langes Feuergefecht führen kann und daß hier die Entscheidung, gegebenenfalls mit dem Bajonett, möglichst bald fallen muß; ein Angriff ohne die geringste Feuervorbereitung ist aber auch in diesem Falle nicht empfehlenswerth. Nach dem ersten Abweisen des Feindes und seiner Verfolgung bis zur großen, von Voghera kommenden Straße war es die erste Sorge des Bataillonsführers, seine durcheinander gekommenen Kompagnien zu entwirren und schnell wieder Verbände zu schaffen. Der Umstand, daß das Bataillon gleich darauf die Piemontesische Kavallerie abzuweisen vermochte, ist für uns besonders lehrreich für die Wichtigkeit der in unserem E. R. II, 83 betonten Maßnahme. — Unverständlich erscheint uns das nun

folgende Zurückgehen des III./G. Rainer, welches sich ohne Beunruhigung seitens des Feindes vollzog. Hier begegnen wir, abgesehen von allen moralischen Eigenschaften, einem wesentlichen Unterschiede zwischen damaliger und heutiger taktischer Auffassung. Wenn der Bataillonsführer seine starken Verluste — 1866 und 1870/71 haben manche Truppentheile weit stärkere Verluste erlitten — nachtheilig im Gefechte empfand, so gab es ein anderes Mittel als das Kehrtmachen, um sich vor der vermeintlichen Vernichtung zu schützen; der Bataillonsführer mußte schleunigst für Verstärkungen Sorge tragen und deren Ankunft unter allen Umständen abwarten; war es nicht anders, so mußte sich das Bataillon auf dem ihm zugefallenen Theile des Gefechtsfeldes verbluten. Hier fehlten vor Allem der richtige taktische Blick und die klare Erkenntniß der ungeheuren Wichtigkeit des Aushaltens an dieser Stelle, um die dem Französischen linken Flügel drohende Umfassung zur Ausführung kommen zu lassen. In den bei Cascina Nuova zurückgelassenen zwei Reservekompagnien hatte der Führer das nächste Mittel in der Hand, auf den ungünstigen Gang des Gefechts seinen persönlichen Einfluß geltend zu machen, aber es scheint, daß diese Verstärkungen nicht eingesetzt worden sind. Im vorliegenden Falle zeigt sich eine uns fremdartig anmuthende Auffassung, der wir nicht nur hier bei dem einzelnen Bataillon, sondern auch bei den ganzen Anordnungen der höheren verantwortlichen Führer begegnen.

Gewiß stehen wir auf dem Standpunkte, daß jeder Führer sich eine möglichst starke Reserve ausscheiden soll und sich nicht zu zeitig verausgaben darf (G. R. II, 65 und 104). Der Unterschied zwischen den hier erörterten Anschauungen liegt nur darin, daß nach den Grundsätzen unserer Zeit der Führer seine Reserve in der Absicht ausscheidet, seine Einwirkung auf den Gang des Gefechts zu wahren und auf die Wechselfälle des Kampfes wohl vorbereitet zu sein; der Gedanke an einen Rückzug liegt einem derartigen Ausschneiden gänzlich fern. Dementsprechend wird die Reserve nach klar erkanntem Bedürfnisse rechtzeitig eingesetzt und der vordersten Linie zugeführt, damit diese bis zur Entscheidung ihrer Feuerwirkung dauernd auf der größten zulässigen Höhe erhalten bleibt und den Angriff erfolgreich durchführen kann. In einem solchen Zurückhalten der Reserven liegt stets ein offensiver Gedanke. Aber nicht allein beim Angriffe, sondern auch bei der Vertheidigung, die dem Deutschen Empfinden befanntlich weniger zusagt, soll die zurückgehaltene Kraft dem Führer vorzugsweise die Möglichkeit liefern, einen Waffenerfolg zu erringen, d. h. mit ihr aus der Vertheidigung heraus selbst zum Angriffe überzugehen (G. R. II, 85.) Das Gefecht von Montebello zeigt uns auf Oesterreichischer Seite nach jeder Richtung die Rehrseite des Bildes. Der beabsichtigten Offensive der Oesterreicher schrieb der Feind sehr bald das Gesetz vor, und die in überreichlicher Weise ausgeschiedenen Reserven waren häufig auf dem Platze wie festgewachsen, wo der Befehl zum Halten hinter der vorderen Linie sie erreicht hatte. Hier warteten die Führer dann auf

weitere Befehle, ohne von dem verlockenden Kanonendonner angezogen zu werden, und befolgten so einmal den schon lange geltenden Grundsatz nicht, daß die Reserven der vordersten Linie um so näher sein müssen, je näher die Entscheidung rückt; dann aber brachten sie durch ihr Verhalten gewissermaßen die braven Oesterreichischen Truppen um die ihnen winkenden Vorbeeren, wie sich z. B. aus dem Gefechte der Brigade Hessen ergibt, wo die Reserve erst in Thätigkeit trat, als der tapfer kämpfende rechte Flügel bereits geworfen war. Auf diese Weise fehlte es bei den vielen kleinen Gefechten — von einem Gefechte bei Montebello kann man, wenigstens auf Oesterreichischer Seite, füglich gar nicht sprechen — überall an dem Einsetzen genügender Kräfte zwecks Erreichung der Gefechtsabsicht (EM. II, 23) auch da, wo die Ueberlegenheit auf Seiten der Oesterreicher vorhanden war. In einem Falle nur wurde eine, wenn auch nur schwache Reserve richtig, wenn auch etwas spät, verwendet. Als die 3. Jäger die Höhen von Genestrello eben geräumt hatten, trug ihnen die entwickelte 3. Kompagnie des Gren. Bat. Heß neue Feuerkraft zu; diese geringe Unterstützung genügte, um die gerade verlassene Stellung erneut mit dem Bajonett zu nehmen und noch einige Zeit zu behaupten. Schließlich mußten diese braven Truppen dennoch zurück, weil keine anderen Reserven in erreichbarer Nähe mehr vorhanden waren; alle Tapferkeit war umsonst gewesen. Dies eine Gefecht ist in dieser Beziehung so lehrreich wie wenige, und es erfüllt uns, ich möchte sagen, fast mit verhaltenem Ingrimme, daß die tapferen Oesterreichischen Truppen bei Montebello keinen besseren Lohn ernteten. Anerkennend müssen wir übrigens hier noch des Führers der Division Greneville des IX. Korps gedenken, der mit einem Theile der ihm unterstellten Truppen selbständig von Strabella nach Casteggio aufbrach und daselbst um 9 Uhr abends eintraf, leider zu spät, um an dem Schicksale des Tages etwas ändern zu können. Die dieser Division bei S. Giulietta befohlene Aufnahmestellung war ebenso wirkungslos, wie überflüssig.

Wie anders sah es damals auf Französischer Seite aus. Hier wurden alle Bataillone, wie sie kamen, zielbewußt ins Feuer geführt und später zu einheitlichem konzentrischen Angriffe zusammengefaßt. Man betrachte z. B. das wohlüberlegte Ansetzen des Angriffes der Brigade Beuret auf Montebello, während die Brigade Blanchard geschickt die Flanke dieser Angriffskolonne deckte. Hier war eine einheitliche Leitung der gesammten Division durch General Forey vorhanden. Es unterliegt, wie noch kürzlich betont worden ist,*) wohl kaum einem Zweifel, daß dieser bei Montebello weder über die Zahl, noch über die umfassende Anmarschrichtung seines Gegners genaue Nachrichten gehabt, ja, daß er in dem bedeckten Gelände auch im Gefechte selber hierüber keine Klarheit gewonnen hat. Nur so versteht man den Entschluß

*) v. Caemmerer, Magenta.

zum Angriffe bei der Französischen Führung, die im Verlaufe des Kampfes geradezu mustergültig und der Oesterreichischen unendlich überlegen war. Erkannte diese doch nicht, wie wichtig es war, alle frischen Kräfte an der großen Straße und nördlich derselben zum Angriffe zu entwickeln, und daß die Franzosen vor Montebello zurückmußten, wenn ihr linker Flügel geworfen wurde. Die von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung unseres Generalstabes bald nach dem Ende des Feldzuges herausgegebene Darstellung der Ereignisse weist noch besonders rühmend darauf hin, daß auch ein in Boghera einquartiertes, nicht zur Division Forey gehöriges Bataillon 93, nach der bei der Französischen Armee üblichen schönen Sitte, ins Gefecht geeilt sei. Unwillkürlich wendet sich der Blick auf die Schlachten des Jahres 1870/71. Das, was noch 1859 Eigenart der Französischen Armee genannt werden konnte, war bis 1870 verlorengegangen; die Schlacht von Spicheren beweist dies schlagend. Am 6. August 1870 eilte keiner der Französischen Führer dem von den Deutschen angegriffenen General Frossard selbstthätig zu Hülfe, in vollständiger Entschlußlosigkeit erwarteten sie beständig den Antrieb von außen, den Befehl oder die Erlaubniß, die nach Bazaine zu einer jeden militärischen Handlung erforderlich ist, und so scheute ein Jeder die Selbstthätigkeit, die Grundlage der großen Erfolge im Kriege, wie Moide sich äußert, „aus Furcht vor der Verantwortlichkeit für den selbständigen Entschluß“. Derselbe Schriftsteller weist dann weiter darauf hin, welche tiefe Bedeutung es hat, daß die Deutsche Heeresleitung nach den Ausführungen des Preussischen Generalstabswerkes sogar für Fehler ihrer Unterführer mit der eigenen Verantwortlichkeit eingetreten ist, „um ihnen nicht durch Tadel, wenn er auch im einzelnen Falle verdient sein mag, die Lust zum Handeln zu nehmen“.

Wir wollen unter Berücksichtigung der Thatsache, daß das Gefecht von Montebello hauptsächlich ein Infanteriegefecht war, an diesem Plage die bisher ausgeführten taktischen Fehler der Oesterreicher noch einmal kurz zusammenfassen bei Beantwortung der Frage: Wie wurde die Masse der Infanterie an diesem Tage verwendet? Es ergiebt sich dann Folgendes: Zunächst wurde sie beim Vorgehen bereits in höchst nachtheiliger Weise zersplittert und derartig weit auseinander gerissen, daß die unbedingte Sicherheit des taktischen Zusammenwirkens schon der Hauptabtheilungen verlorenging. Dann gliederten, vom höchsten Führer angefangen, alle Führer von ihren Abtheilungen wieder Unterabtheilungen ab, welche man als zur Aufnahme bestimmte Truppen, aber nicht als taktische Reserven bezeichnen kann. Infolgedessen blieben die in vorderster Linie kämpfenden und sich tapfer schlagenden Truppen im Augenblicke der Krisis fast ausnahmslos ohne rechtzeitige und ausreichende Unterstützung. Den Unterführern wurden häufig zu bindende Vorschriften gegeben, sie selbst aber handelten zumeist nur nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinne des Befehls, wiederholt zeigte sich auch mangelndes taktisches Ver-

ständniß. Der Geist der Selbstthätigkeit fehlte in der Oesterreichischen Armee, der damals Eigenthum der Französischen war und seit Langem eine Eigenart der Deutschen Armee ist. So kam ein großer Theil der Oesterreichischen Truppen an diesem Tage überhaupt nicht ins Gefecht, während bei den Verbündeten alle Truppen dem Feinde zu Leibe gingen. Wenn noch weiter erwähnt wird, daß auch bezüglich der Ausnutzung des Geländes und der Verticlichkeiten die Oesterreicher ihren Gegnern nicht völlig gewachsen waren, so sind damit wohl die wesentlichsten Umstände namhaft gemacht, welche jene bei Montebello den Sieg nicht erringen ließen.

Der Verlauf des Tages von Montebello giebt uns ferner einige Lehren über die Bedeutung eines sachgemäß gewählten Marschrichtungspunktes. Wir wissen, daß durch überlegenes Feuer aus flankirender oder überhörender Stellung das feindliche Feuer am besten niedergehalten und dadurch eine ununterbrochene Vorwärtsbewegung am meisten begünstigt wird (E.R. II, 42). Auf die aus den getroffenen Maßnahmen erkennbare Absicht des Grafen Stadion eines konzentrischen Angriffes gegen Casteggio bezw. Montebello ist bereits früher eingehender hingewiesen worden. Nun wurde der ursprüngliche Plan des Korpskommandeurs dadurch vereitelt, daß Baron Urban bereits um 11 Uhr vormittags mit der Avantgarde gegen Casteggio vorging. Dieser erneute Vormarsch war also beim Eingange der Meldung beim Grafen Stadion über das beabsichtigte Antreten — 11⁰⁵ Uhr vormittags — bereits eingeleitet, eine Unmöglichkeit, wenn der Führer sich am richtigen Plage aufgehalten hätte. Bis zu diesem Augenblicke bestand der ursprüngliche, allerdings viel zu vorzeitig gefaßte Entschluß des höchsten Führers nach wie vor fort. Dieser Absicht würde ein gleichzeitiges Antreten der Kolonnen Urban und Gáal von Verzati und Casatisma gegen das, wie man annahm, vom Feinde besetzte Casteggio entsprochen haben. Trotzdem nun dem Oberkommandirenden das frühzeitige Antreten des Barons Urban rechtzeitig bekannt wurde, so erhielt, ungeachtet dieser Verschiebung in dem ursprünglichen Plane, die Brigade Gáal dennoch Befehl, von 12 Uhr mittags ab den Angriff auf Casteggio durch ein Vorgehen dies- und jenseits der Coppa zu unterstützen; mit anderen Worten: Nach Lage der thatsächlichen Verhältnisse erhielt die Brigade einen falschen Marschrichtungspunkt. Denn, ganz abgesehen von der ungünstigen Trennung der Theile der Brigade durch die für Fahrzeuge nicht ohne Weiteres überschreitbare Coppa, konnte bei einem Kampfe bei Casteggio der östlich der Coppa vorstoßende Theil gar nicht auf die Flanke des dort befindlichen Gegners, sondern höchstens auf die Flanke der gegen den Ort vorgehenden eigenen Truppen treffen; thatsächlich gelangte diese Abtheilung später in den Rücken der Kolonne Urban. Die andere Hälfte der Brigade, abgesehen von der bei Casatisma wieder zwecklos verbleibenden Reserve, wurde dagegen so angelegt, als wenn sie einen bei Montebello stehenden Gegner von Norden her anfallen sollte.

Wenn das Oesterreichische Generalstabswerk, S. 296, von einem Vorgehen der Brigade Gáal in der Richtung auf Montebello spricht, so können wir hierunter nur schwächere Theile dieser Brigade verstehen. Um aber den Grundgedanken zur Ausführung zu bringen, mußte auf den Befehl vom 19. Mai um 10 Uhr abends zurückgegriffen und Montebello als der über Berretto und C. Fogliarina von der ganzen Brigade Gáal zu erreichende Marschrichtungspunkt bezeichnet werden. Die Hauptschuld an dem 11 Uhr vormittags ausgegebenen Befehl muß nach meiner Ansicht in der schlechten Aufklärung der Verhältnisse bei Casteggio und Montebello, dem falschen Platze des Führers bei Casatisma und in seinem Festhalten an einer vorgefaßten Meinung, ohne Berücksichtigung zum mindesten der veränderten Zeitverhältnisse, gesucht werden. Ganz ähnliche Verhältnisse finden wir bei dem Eingreifen der Brigade Hessen. Die Marschrichtung dieser Brigade mußte naturgemäß der Brennpunkt des Gefechts sein; der Brigadekommandeur erhielt den Befehl zum Vorgehen von Branduzzo, wohin man ihn, trotz des entbrennenden Kampfes, hatte zurückgehen lassen, als das Gefecht auf den Höhen von Montebello in vollem Gange war. Der Prinz von Hessen konnte mit leichter Mühe erkennen, daß sein Vorstoß gegen die feindliche linke Flanke führen mußte, die beste Unterstützung, die den bei Montebello kämpfenden Vertheidigern zu Theil werden konnte. Da der Prinz nicht genau wußte, wo der feindliche Flügel sich zur Zeit befand, so gehörte die Kavallerie sofort nach vorn, um hierüber so schnell als möglich Klarheit zu schaffen und gleichzeitig für die Aufklärung in der rechten Flanke zu sorgen. Während dies geschah, trat dann die Brigade zunächst in südlicher Richtung von Branduzzo aus den Vormarsch an, um sich nach den Meldungen der Kavallerie sofort mit allen Kräften gegen den feindlichen linken Flügel zu entwickeln. Die hier kämpfende Brigade Blanchard wäre bei einem solchen Vorgehen gewiß aufgerollt worden, selbst wenn der Prinz noch ein Bataillon und seine Kavallerie zur Abwehr des von der Staffora aus erfolgenden feindlichen Vorgehens verwendete; das zur Deckung des Rückzuges bestimmte Bataillon wäre auf dem Gefechtsfelde besser am Platze gewesen. Allein man wählte statt der feindlichen Kräfte ein Gehöft, C. di Lansi, als Marschrichtungspunkt, veräumte alles Uebrige, ließ sich von den weit schwächeren feindlichen Truppen überraschen und, was das Schlimmste war, dauernd von der auf Montebello zuführenden Marschrichtung abbringen. So wurde der Kampf der Brigade Hessen außer allem Zusammenhange mit den anderen Oesterreichischen Truppenkörpern geführt; er war, selbst wenn er einige feindliche Kompagnien (nicht ganz zwei Bataillone) vom unmittelbaren Eingreifen bei Montebello abgehalten hat, von vornherein aussichtslos und mußte alle etwa errungenen Vortheile aufgeben, sobald Montebello in die Hände der Verbündeten fiel. Ging die Brigade nämlich nicht rechtzeitig zurück, so konnte sie bei einem energisch vorstoßenden Gegner unter Umständen von ihrem Korps abgedrängt

werden. Zum Vergleiche ziehe man die Einwirkung der Brigade Blandhard beim Kampfe um Montebello heran; sie blieb dauernd in enger Verbindung mit der Brigade Beuret und bildete für letztere einen wirkungsvollen Flankenschuß. Was die Thatsache des Rückzuges des Prinzen von Hessen bei Beginn des Gefechts von C. bei Ghiringelli nach Branduzzo betrifft, so liegt allem Anscheine nach auch hier eine Handlungsweise vor, die zu dem schon vorher gestreiften Kapitel der Selbstthätigkeit der Unterführer gehört.

Die vor Beginn des Gefechts vom Grafen Stadion eigentlich beabsichtigte und nicht zur Ausführung gelangte Unterbringung der Truppen und ihre Vorpostenstellung entsprachen wohl kaum den gegebenen Verhältnissen. Bereits J. B. Graf Gyulai hatte in seinem Befehle „in der Nacht vom 18. Mai“*) von der Wahrscheinlichkeit einer Besetzung von Bobbio und Voghera gesprochen; man mußte auf jeden Fall am 20. Mai 1859 im Hauptquartiere die feindliche Infanterie in nicht zu großer Entfernung annehmen. Wenn nun auch die Voraussetzung, man werde schon Casteggio dem Gegner mit Waffengewalt entreißen müssen, sich nicht bewahrheitet hatte, so war damit die Möglichkeit der Anwesenheit von feindlicher Infanterie in nächster Nähe keineswegs aus der Welt geschafft. Trotzdem wurde für die Truppen eine Unterbringung mit einer Vorpostenlinie angeordnet, welche von Borana bis Torraza Coste reichte und über 8 km lang war. Im Einzelnen sollte die Brigade Hessen in Branduzzo bleiben, Vorposten bei Borana, Kavallerie am Po und an der Staffora. Brigade Gáal sollte zum Theile bei C. Fogliarina und C. bei Ghiringelli, zum Theile — mit der Reserve — nördlich Casteggio an der Bahn stehen, Vorposten nach Pazzaretto zu. Die Kolonne Urban sollte mit einer Brigade Casteggio verteidigungsfähig einrichten, die andere Brigade sollte Torraza Coste und Genestrello besetzen, mit Kavallerie nach Voghera zu und im Gebirge. Die Brigade Bils sollte in Casatisma, die in S. Ré stehende Korpsreserve in Robecco, die Munitions-Unterstützungsreserve in Barbianello bleiben. Aufnahme der Verbindung untereinander sowie gegenseitige Unterstützung im Falle eines feindlichen Angriffes waren noch besonders angeordnet worden. Untersuchen wir einmal kurz den Werth dieser Aufstellung, wenn der Feind, im Gegensatz zu den Geschehnissen, am Spätnachmittage oder gar erst am 21. Mai früh mit starken versammelten Kräften zu beiden Seiten der großen Straße vorstieß?

Zunächst hatten die Oesterreicher nicht einheitlich an einem Abschnitte Halt gemacht, was hier durchaus möglich und daher empfehlenswerth war. Solche Abschnitte wurden durch die vielen Bäche und Gräben hinreichend gegeben, z. B. durch die Coppa, den Fossagazzo und weiter durch die Höhen

*) Diese etwas unklare Ausdrucksweise des Oesterreichischen Generalstabswerkes meint offenbar die Nacht vom 18. zum 19. Mai.

von Genestrello in Verbindung mit dem Fosso del Gambaro. So aber stand überall Etwas und nirgends genug. Die Möglichkeit eines Eingreifens der Brigade Hessen, zumal bei einem überraschenden Angriffe am 21. Mai in der Frühe, war doch recht zweifelhaft; höchst wahrscheinlich kam sie zu spät, wenn sie nicht gar abgeschnitten wurde. Ehe sich ferner die verschiedenen Theile der Brigade Gáal zusammengesunden hätten, wäre auch wohl sehr viel Zeit vergangen, wenn der Feind ihnen diese überhaupt gelassen hätte. Vielleicht würde sich folgende Aufstellung besser empfohlen haben: Die Division Urban besetzt mit einer Brigade Genestrello und die Höhen unter Herstellung von Verstärkungsarbeiten, während die andere Brigade dahinter in Montebello Alarmquartiere bezieht, ebenfalls unter Anlage von Verstärkungsarbeiten, besonders am Südwestausgange des Dorfes. Die Brigade Bils bezieht Bivak nördlich Montebello, westlich des Schizzola-Baches, Vorpostenlinie für beide vordersten Brigaden die Höhen von Genestrello und am Fosso del Gambaro entlang bis einschl. des von C. Fogliarina her über ihn führenden Weges. Diese beiden Brigaden waren somit in der Lage, auch starken feindlichen Kräften erheblichen Widerstand zu leisten, sofort unterstützt durch die unmittelbar hinter den vordersten Truppen stehende Brigade in Montebello. Nördlich der Bahn und rechts gestaffelt folgte dann Brigade Hessen, weiter Brigade Bils in Casteggio, die Korpsreserve nördlich der Bahn westlich der Coppa und die Munitions-Unterstützungsreserve in Borgo di S. Giulietta. So hatte man die einzelnen Verbände geschlossen und genügend nahe zusammen. Letzteres empfahl sich aber noch besonders wegen der Unübersichtlichkeit des Geländes und wegen der zahllosen Wege, welche bei weitem Auseinanderliegen der Truppen immerhin zu Irrthümern Veranlassung geben konnten, wenn der Feind angriff. Die oben erwähnte Vorpostenlinie betrug in diesem Falle knapp 4 km. Alles Andere, z. B. Patrouillen nach dem Po, der Staffora, nach Boghera etc., war dann Sache der Kavallerie, welche am Morgen des 21. Mai nicht früh genug hätte vorgeschickt werden können. Bei der vom Grafen Stadion beabsichtigten Art der Unterbringung hätten die Oesterreicher unter Umständen ein noch verlustreicheres Gefecht durchkämpfen müssen als am 20. Mai, wenn der Feind seinen Angriff zu einer späteren Zeit und in besserer Gliederung unternommen hätte.

Zuletzt müssen wir mit einigen Worten des Oesterreichischen Rückzuges am 20. Mai abends gedenken, welcher in strahlenförmiger Weise die zum Schlusse des Gefechts endlich zusammengelommenen Theile des Erkundungskorps von Neuem auseinander führte. Ein solcher sich übrighens in ähnlicher Weise noch mehrfach im Feldzuge wiederholender Rückzug hätte einem mit Macht nachdringenden Gegner leicht neue Erfolge bringen können. Im vorliegenden Falle waren die Verbündeten zu einem sofortigen Marsche bis an den Po nicht gewappnet, sonst dürfte der Versuch sich wohl gelohnt haben, mit starken Kräften unmittelbar hinter den Oesterreichern den Brückenkopf

von Vaccarizza zu gewinnen und hierbei unter Umständen größere Theile des Erkundungskorps abzuschneiden. Betrachtungen über etwa dann folgende Unternehmungen liegen außerhalb unserer Erörterungen. Jedenfalls hatten die Oesterreicher zu einem so beschleunigten und unter den größten Mühseligkeiten für die Truppen stattfindenden Rückzuge nicht die geringste Veranlassung, da in Casteggio sechs frische Bataillone standen, zu denen später noch die Abtheilung des Grafen Greneville stieß. Unter diesen Umständen gestaltete das überhastete nächtliche Abbauen des Grafen Stadion trotz des Zurückgehens der Franzosen in ihre alte Stellung den Tag von Montebello zu einem ruhmvollen Siege für die tapfere Division Forey. Die vielfachen Reibungen auf dem Oesterreichischen Rückmarsche sowie seine unverhältnißmäßig lange Dauer weisen noch belehrend auf Folgendes hin: Einmal bedarf wohl kaum ein anderes militärisches Unternehmen so genauer und überlegter Anordnungen wie der Rückzug, jede Uebereilung und jedes Vergessen können unberechenbare Nachtheile im Gefolge haben; sodann erkennen wir hier besonders klar die außerordentlichen Schwierigkeiten jeder nächtlichen Unternehmung, gerade die Ereignisse dieses Rückzuges mahnen, nur im Nothfalle die Nacht zu Truppenbewegungen zu benutzen.

So bietet denn das Gefecht von Montebello eine Menge interessanter Betrachtungen hinsichtlich vieler auch heute noch oft erörterter taktischer Fragen. Und das Ergebnis dieser „forcirten Rekognoscirung“? Entsprach es auch nur annähernd den Erwartungen des Oberkommandos, erhielt es über die tatsächlichen Kräfte des Gegners einigermaßen zuverlässige Nachrichten? Graf Stadion hatte mit 6000 bis 7000 Franzosen gekämpft und meldete deren 40 000 an den Grafen Gyulai!

Anlage 1.**Befehl des Grafen Stadion für den Vormarsch am 20. Mai 1859.**

„Morgen, den 20. Mai, rücken die unter meinen Befehlen stehenden Truppen in drei Colonnen auf Casteggio vor u. z.:

1. Die linke Colonne unter FML. Baron Urban, bestehend aus:

der Brigade Schaffgotsche mit Ausschluß des bei Berrua stehenden Bataillons Sobel und des in Barbianello stehenden Bataillons Heß, dann der in Barbianello und Casanova befindlichen zwei Divisionen Haller-Hußaren, Brigade Braum des 9. Armeekorps und das Jäger-Bataillon, 1 Bataillon Dom Miguel sammt der halben Cavalerie-Batterie der Brigade Voer, 1 Division Haller-Hußaren aus Broni, 1 Sanitätszug,

auf der Straße von Strabella nach Casteggio und hat die Aufgabe, im Marsche die linke Flanke des ganzen Armeekorps gegen das Gebirge, theils durch Besetzung der Höhenpunkte, theils durch Streifungen in die Thäler zu decken.

Gestattet es die Wegebeschaffenheit, so können der Hauptstreifcolonne auch Raketen Geschütze beigegeben werden.

Die Beobachtungs- und Besatzungsposten sind so lange im Gebirge zu belassen, bis sich die Division entweder von Casteggio vorwärts- oder zurückbewegt.

Für die Raketen wird ein Wagen von der Geschütz-Reserve disponirt.

Wenn die Tete der Colonne in Verzate anlangt, ist Halt zu machen, die Angriffs-Disposition auf Casteggio zu treffen, für die Ausführung ist mein Befehl abzuwarten, den ich erteilen werde, wenn die mittlere Colonne in Robecco und Casatisma eintrifft.

Jedenfalls wird der Hauptangriff, den zunächst die linke Colonne auszuführen hat, über die Höhen zu leiten sein.

Die Disponirung der auf die Höhen bestimmten Colonne, sowie die Recognoscirung kann jedoch vor Erhalt meines Befehls geschehen. Die Aufbruchsstunde wird der Herr FML. Baron Urban mit Rücksicht der gegenwärtigen Aufstellung seiner Truppen, dann der Aufbruchsstunde der mittleren Colonne anzuordnen haben.

Herr G. M. von Voer hat das Commando im Brückenkopfe zu führen und bei eventuellen Rückzugsbewegungen die Dispositionen zu treffen.

Der demselben zugewiesene Generalstabs-Offizier wolle jedoch für den Vormarsch zur Führung und Abriickung aller Colonnen auf die angewiesenen Wege aus dem Brückenkopfe heraus, im Sinne dieser Disposition verwendet werden.

2. Die mittlere Colonne unter Commando des Herrn FML. Baron Baumgarten, bestehend aus:

einem bereits heute in Barbiano mit 1 Division Haller-Husaren stehenden Bataillon Hess, das mit dieser und mit Beigabe von einem Zuge Geschützen gleich die Avantgarde dieser Colonne bilden kann,

der Brigade Gáal, einer halben 12-Pfünder-Batterie und der Brigade Bils;

der Geschützreserve mit einem Bataillon Dom Miguel und einem Bataillon Rinsky, dann der heute in Casanova Lunati stehenden Division Haller-Husaren als Hauptreserve, ferner zwei Kriegsbrückenequipagen, endlich der Munitions-Unterstützungs-Reserve, welche sich ebenfalls dieser Colonne anschließen,

marschirt auf dem Wege über Barbiano, S. Né, dann mit der Avantgarde und Brigade Gáal nach Casatisma, der Brigade Bils nach Robecco.

Die Geschützreserve haltet in S. Né, die Munitions-Unterstützungs-Reserve und der gesammte Train marschiren nach Barbiano.

Sanität und Ambulance sind nach Robecco zu nehmen.

Beim Angriffe auf Casteggio durch die Division Urban hat die Division Baumgarten die Aufgabe, als Reserve zu dienen, eventuell selbst zu unterstützen, nöthigenfalls mit einem Theile über Verretto, C. Fogliarina, Montebello in Flanke und Rücken des Feindes zu wirken.

Brigade Bils muß aber jedenfalls intakt bleiben.

Dieélite der Brigade Gáal hat um 3 Uhr aus dem Lager aufzubrechen, die Brigade Bils um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr nach der Brigade Prinz Hessen.

Der Train ist während des Marsches jedenfalls eine halbe Meilie rückwärts zu halten.

Die rechte Colonne unter Commando Seiner Hoheit des Herrn GM. Prinz von Hessen, bestehend aus:

einem Bataillon Jöbel-Infanterie, das bereits in Berrua steht und mit Beigabe von einer Cavalerie-Abtheilung, dann einem Zug Geschütze gleich als Avantgarde der Colonne verwendet werden kann, der eigenen Truppen-Brigade, einer halben 12-Pfünder-Batterie, drei Escadronen Sicilien-Uhlanen und ein $\frac{1}{2}$ Zug der Sanitäts-Compagnie, marschirt über Bressana, Castelletto, welche beide stark besetzt belassen werden müssen, nach Branduzzo, von wo aus über Calcababbio gegen die Straße von Casteggio nach Voghera zu streifen sein wird, während von Castelletto gegen Bastida und Bancarana ebenfalls Streifereien vorzunehmen sind.

Nachdem aber der Weg über Mezzanino nach Berrua für Geschütze unsicher, so ist auf diesem Wege nur die Infanterie und Cavalerie, die Geschütze und der Train aber mit 1 Bataillon und 1 Escadron hinter der

Brigade Gaál über Barbianello, S. M., Pinerolo nach Bressana zu dirigiren, wo sie zu erwarten und einzutheilen kommen.

Beim Angriffe der Division Urban ist durch Bewegungen in Flanke und Rücken des Feindes mitzuwirken, aber erst, wenn der Angriff wirklich geschieht.

Die Colonne bricht hinter der Brigade des Herrn G. M. Gaál circa 4 $\frac{1}{2}$ und 5 Uhr aus dem Lager auf, der Train folgt auf eine Miglie Distanz und bleibt, bis Casteggio genommen, in Bressana.

Wenn Casteggio genommen, so besetzt die Division Urban diesen Ort und Montebello, um für die weitere Vorrückung als Reserve zu bleiben.

Division Baumgarten und Brigade Prinz Hessen ordnen sich und erwarten die weiteren Befehle.

Ich werde mich bei der mittleren Colonne aufhalten oder dort hinterlassen, wo ich zu treffen, daher alle Rapporte zur Colonne des Herrn FML. Baron Baumgarten zu senden sind, was auch beim Anlangen auf den Sammelplätzen vor dem Angriffe zu geschehen hat.

Bei eventuellem Rückzuge.

Sollte der Feind bedeutende Uebermacht entwickeln, so wird, da die Unternehmung zu Folge Befehls Seiner Excellenz des Herrn Armee-Commandanten nur eine scharfe Recognoscirung seiner Kräfte sein soll, der Rückzug in den Brückenkopf und über die Brücke bei Vaccarizza u. z. von der mittleren und rechten Colonne auf den Vorrückungslinien, von der linken, FML. Urban, auf der Hauptstraße, dann aber über Albaredo, bei Allen unter dem Schutze verstärkter Arrieregarden in folgender Weise angetreten:

Alle Colonnen disponiren ihre Fuhrwerke und ihren Train allsogleich und beschleunigt über die Brücke, dann wird der Rückzug zuerst von der linken und rechten, dann von der mittleren Colonne, welche hinwieder zuerst eine Brigade nach Barbianello voraussendet, die dort Stellung nimmt und den Rückzug der anderen deckt, angetreten.

Der durchschnittene Terrain bietet der Arrieregarde hinlängliche Gelegenheit, nachdrucksamst den Feind aufzuhalten und den Colonnen Luft zu geben; ich empfehle hierbei nach Möglichkeit die Erhaltung der Verbindung.

Nachdem die Unternehmung endlich eine nur kurz andauernde, zugleich aber auch alle Beweglichkeit erfordernde ist, so finde ich anzuordnen, daß bei den Truppen des 5. Armeekorps, dann der Brigade Voer:

1. Alle Tornister am linken Po-Ufer bei Vaccarizza zurückzulassen und nur die Brotsäcke mitzunehmen sind.

2. Die Trains auf das unumgänglich Nöthigste zu reducirern sind; es kommen daher die Wagen der Herrn Generäle, Cassa- und Proviantwägen,

dann die Feldschmieden bis auf Eine per Brigade, endlich die Hälfte der Fouragewägen der Batterien umsomehr bei Vaccarizza zu belassen, als die schlechten Communicationen nur mit Mühe das Fortkommen des Trains gestatten.

3. Nur der nothwendigste Theil der Munitions-Unterstützungs-Reserve auf das jenseitige Ufer gezogen werde.

Endlich finde ich zu erinnern, daß die Pionniere der Tête-Brigaden zu den Avantgarden gezogen werden, und daß bei den Trains ebenfalls ein Pionnier-Detachement eingetheilt wird.

Der zur Colonne FML Urban disponirte Sanitätszug, sowie ein Raketen-Munitionswagen der Unterstützungs-Reserve, werden um 3¹/₂ Uhr früh über Casanova nach Broni zu rücken und sich dort der Colonne anzuschließen haben.

Ich erwarte, daß im Allgemeinen für gute Boten für die einzelnen Colonnen vorgebacht wird.

Schließlich erwarte ich von dem vorzüglichen Geiste der mir zugewiesenen Truppen und ihrer Führer, daß die uns gewordene ehrende Unternehmung mit Erfolg gelöst werde.“

Anlage 2.**Ordre de bataille**

der zur Rekognoscirung gegen Voghera bestimmten k. k. Truppen.

Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Graf Stadion.
 Chef des Generalstabes: Oberst Ringelsheim. Sous-Chef: Major Rueber.
 Corps-Adjutant: Major Bienerth. Artillerie-Chef: Oberst Kalbfleisch.

Rechte Kolonne.

Commandant: G. M. Prinz von Hessen.

Generalstabshauptmann Popp.

Brigadier: (siehe Commandant.)

| Truppentörper: | Bat. | Komp. | Esc. | Batt. | |
|--|------|-------|------|-------|--------------------------------------|
| Kaiser-Jäger, 4. Bat. | 1 | 4 | — | — | } 5148 Inf.
487 Cav.
12 Gesch. |
| Br. Culoz Infst. Rgt. Nr. 31, Gren. Bat. | 1 | 4 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 1. Bat. | 1 | 6 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 2. „ | 1 | 6 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 3. „ | 1 | 6 | — | — | |
| Br. Zobel Infst. Rgt. Nr. 61, 1. Bat. | 1 | 4 | — | — | |
| 3 Esc. Sicilien-Mhl., (3. u. 4. Esc.) | — | — | 3 | — | |
| Cavalerie-Batt. Nr. 11/V | — | — | — | 1 | |
| 1/2 12 pfdge Batterie Nr. 6/V | — | — | — | 1/2 | |
| Summe der Brigade | 6 | 30 | 3 | 1 1/2 | |

Mittlere Kolonne.

Commandant: FML. Br. Baumgarten.

Generalstabshauptmann Appel.

Brigadier: G. M. von Gaal.

Generalstabsoffizier: zugethlt. Oberlt. Castelli.

| | Bat. | Komp. | Esc. | Batt. | |
|--|------|-------|------|-------|--------------------------------------|
| Licaner Grenz-Rgt., 1. Bat. | 1 | 6 | — | — | } 5894 Inf.
227 Cav.
12 Gesch. |
| Baron Hef Infst. Rgt. Nr. 49, 2. Bat. | 1 | 4 | — | — | |
| Ch. Karl Infst. Rgt. Nr. 3, Gren. Bat. | 1 | 4 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 1. Bat. | 1 | 4 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 2. „ | 1 | 6 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 3. „ | 1 | 6 | — | — | |
| 2. Div. Haller-Fuß | — | — | 2 | — | |
| 6 pfdge Fußbatterie Nr. 3/V | — | — | — | 1 | |
| 1/2 12 pfdge Batterie Nr. 6/V | — | — | — | 1/2 | |
| Summe der Brigade | 6 | 30 | 2 | 1 1/2 | |

Brigadier: G. M. Bils.

Generalstabsoffizier: zugethlt. Hauptmann Massiczeff.

| | Bat. | Komp. | Esc. | Batt. | |
|--|------|-------|------|-------|-------------------------------------|
| Dguliner Grenz-Rgt., 2. Bat. | 1 | 6 | — | — | } 4052 Inf.
... Cav.
8 Gesch. |
| Graf Rinsky Infst. Rgt. Nr. 47, Gren. Bat. | 1 | 4 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 1. Bat. | 1 | 6 | — | — | |
| „ „ „ „ „ 2. „ | 1 | 6 | — | — | |
| 6 pfdge Fußbatterie Nr. 4/V | — | — | — | 1 | |
| Summe der Brigade | 4 | 22 | — | 1 | |

Ordre de bataille der Französischen Division Forey.

1. Infanterie-Division Gen. Forey.

Dauvergne, Oberstlt. im Generalstabe.

| | | Bat. | Esc. | Gesch. | | |
|---|---|-----------------------------------|------|--------|---|--------------------------|
| Beuret . . | { | 17. Fußjäger-Bataillon | 1 | — | — | } 6110 Inf.
12 Gesch. |
| | | 74. Infanterie-Regiment | 3 | — | — | |
| | | 84. " " | 3 | — | — | |
| Blanchard . | { | 91. " " | 3 | — | — | |
| | | 98. " " | 3 | — | — | |
| 6. Batterie vom 8. Regiment | | — | — | 6 | | |
| 14. " " 10. " | | — | — | 6 | | |
| 1. Geniecomp. (vom 2. Bat., 1. RgtS.) | | — | — | — | | |
| Summe | | 13 | — | 12 | | |

Anmerkung: Die mit der Division Forey gemeinschaftlich kämpfenden Reiter der Piemontesischen Brigade Sonnaz setzten sich zusammen aus: 4 Escadrons Novara-Cavalerie, 4 Esc. Aosta-Cavalerie und 2 Esc. des Regiments Montferat.

Oesterr. Gen. St. B. Beilage VII.



Ein Stellungskampf im Divisionsmanöver.

Von

v. Caemmerer,

Generalleutnant i. D.

(Mit drei Textskizzen und einer Karte in Steinbrud.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Daß die Vertheidigung in guter und besonders in befestigter Stellung heutzutage wieder einmal eine ganz außerordentliche Stärke erlangt hat, darüber dürfte eigentlich eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit nicht bestehen. Wer noch irgend welche Zweifel darüber hegt, braucht nur die Schlachten bei Magersfontein, bei Colenso und am Spionkop zu studiren, wo die Burischen Milizen im ersteren Falle der doppelten Ueberlegenheit, in den beiden anderen Fällen der fünffachen Uebermacht geschulter Truppen siegreich widerstanden.

Als vor etwa zwei Jahrhunderten die Bewaffnung der gesammten Infanterie mit dem Feuegewehr vollendet war, während gleichzeitig bei der Artillerie noch eine Schwerefülligkeit des Materials herrschte, die im Allgemeinen nur dem stehenden Vertheidiger den Gebrauch wirksamer Geschütze erlaubte, den Angreifer aber auf ganz leichte und jedenfalls gegen Schanzen und Vertlichkeiten völlig machtlose Kaliber beschränkte, da hatte die Vertheidigung in starker Stellung ein gewaltiges Uebergewicht über den Angriff gewonnen.

Dieser Zustand hat ungefähr ein Jahrhundert gedauert.

Unser großer König hat in der vollendeten Evolutionsfähigkeit seines im Verhältnisse zur Stärke der Gegner fast immer nur kleinen Heeres das Mittel gesucht, um auch unter so schwierigen Verhältnissen dem Angriff zum Siege zu verhelfen. Die besten Wege, auf denen später das Gleichgewicht zwischen Angriff und Vertheidigung wieder hergestellt werden sollte, waren für ihn noch nicht gangbar. Die massenhaften Ausländer in seinem Heere, die nur durch den Zwang einer Stoddisziplin zusammengehalten waren, verhinderten ihn, sich der zerstreuten Kampfordnung zu bedienen, die man beim Angriff auf starke Stellungen nicht entbehren kann. Und wenn er auch mit Schaffung der reitenden Artillerie einen großen Schritt vorwärts gethan hat,

so blieb doch die Masse seiner Geschütze im Verhältniß zu ihrem Kaliber noch zu schwer, um an eine Artillerietaktik zu denken, wie Napoleon sie demnächst anwendete. Wie hätte es einer seiner Artilleristen für möglich gehalten, daß man mit 60 bis 100 mittleren Feldgeschützen bei aufgefessener Bedienung im Galopp durch die gefährlichste Zone des feindlichen Vorkugelfeuers hindurchgehen könnte, um in die Front des Gegners mit Kartätschen Drefche zu legen?

So hat denn auch Friedrich der Große, dessen Heldenmuth und Willensstärke doch wohl überall als über jeden Zweifel erhaben gelten, recht häufig davon Abstand nehmen müssen, seinen Gegner anzugreifen, wenn dieser gefechtsbereit in gut gewählter und mit Geschützen reichlich ausgestatteter Stellung vor ihm stand. Und er hat sich solche Zurückhaltung auferlegt selbst in Kriegslagen, in denen er dringend nach einem Siege verlangte und eines solchen auch dringend bedurfte. Um nur ein einziges Beispiel aus einer ganzen Reihe hervorzuheben, erinnere ich an den 4. November 1757, wo der König mit seinem ganzen Heere zum Angriffe auf die Stellung der Franzosen und der Reichsarmee bei Mückeln ausrückte, sich ihr bis auf die Grenze des Kanonenschusses näherte, sie dann aber als zu stark erkannte und in das Lager bei Kossbach zurückkehrte, während hinter ihm die Nichtangegriffenen mit Viktoriaschießen und Jubelfanfaren der Feldmusik ihrem gesteigerten Selbstgeföhle Ausdruck gaben. Das geschah einem Feinde gegenüber, der am Tage darauf in veränderter Lage die volle Ueberlegenheit des königlichen Feldherrn und seiner kleinen Heldenschaar empfinden sollte, und darum zeigt sich auch gerade in diesem Bilde so deutlich die Bedeutung der „Stellung“.

Solcher Stellung gegenüber war Friedrich aber auch in seinen strategischen Mitteln sehr beschränkt. Die Fortsetzung der Operationen im Rücken des Feindes ging in der Regel nicht an, weil — wieder mit Rücksicht auf die geworbenen Ausländer — die regelmäßige Brotlieferung nie verabsäumt werden durfte. So blieb ihm recht oft nichts Anderes übrig, als sich dem Feinde gegenüber beobachtend aufzustellen, um über ihn herzufallen, sobald er etwa die Stellung verläßt (Kossbach), oder um sonst wie von der Zeit und dem Zufall, von Fehlern des Feindes und eigener Geschicklichkeit den Gewinn kleiner Vortheile an Stelle eines großen Erfolges zu erhoffen. Und da Friedrich sich im Siebenjährigen Kriege im Allgemeinen in der strategischen Defensive befand, da seine Aufgabe nur dahin ging, seinen Besitz zu erhalten und zu schützen und die Gegner am Erreichen ihrer positiven Kriegszwecke zu verhindern, so konnte er ohne inneren Widerspruch zwischen Zweck und Mittel auch auf solchen Wegen wandeln. Seine Gegner mußten genau, daß er sich keine Gelegenheit entgehen lassen werde, wo er sie außerhalb einer schützenden Stellung von erheblicher Stärke zu erreichen vermochte.

Die Masse der zeitgenössischen Generale von weniger großer Charakteranlage aber blieb auf diesem Standpunkte nicht stehen. Für sie wurde der Angriff auf einen schlagtbereiten Gegner unter allen Umständen und selbst bei vorhandener bedeutender Ueberlegenheit zur Tölkühnheit, zu einer Unternehmung, bei der Einsatz und Erfolg in keinem vernünftigen Verhältnisse mehr stehen.

So kam man nach und nach dazu, selbst in der ausgesprochensten strategischen Offensive, die politisch auf die völlige Niederwerfung des Feindes ausgeht, die Schlacht nach Möglichkeit zu vermeiden und in den ohne Schlacht erreichbaren Erfolgen die höchste Weisheit und Kunst der Kriegführung zu sehen. Auf diesem veränderten Standpunkte aber hört die relative Berechtigung der Sache auf und ihre absolute Fehlerhaftigkeit beginnt. Und die schwere Krankheit der Strategie des 18. Jahrhunderts, die sich in jener Scheu vor der blutigen Energie des Krieges ausspricht, hat in hohem Maße dazu beigetragen, daß die alten Monarchien im Kampfe mit der Revolution erlagen.

Daher ist es auch immerhin sehr wohl zu begreifen, wenn mancher Kriegsmann eine instinktive Abneigung gegen den hier an die Spitze gestellten Gedanken hegt, daß jetzt abermals die Vertheidigung eine ganz erhebliche Steigerung ihrer Stärke erfahren habe. Wer aus tiefempfundener Sorge vor einer abermaligen Verjümpfung der ganzen Kriegskunst eine Steigerung der Stärke bei der Vertheidigung überhaupt nicht anerkennen will, der übersieht nur, daß diesmal alsbald nach dem Erkennen der Gefahr auch ein wirksames Mittel der Abhülfe zur Hand war. Am Tage von Gravelotte—St. Privat tritt die neue Erscheinung für die Gegenwart zum ersten Male mit voller Deutlichkeit hervor, und schon bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege wird bei der Bearbeitung unseres jetzigen Exercir-Reglements für die Infanterie das richtige Mittel gefunden, mit dem man einem unverhältnißmäßigen Uebergewichte der Vertheidigung vorbeugen kann. Es liegt in der Uebertragung der längst erprobten Grundsätze des Belagerungskrieges auf die zur Festung gewordene Feldstellung, in dem Heranarbeiten mit dem Spaten unter Zuhülfenahme der Nacht.

Gut Ding will Weile haben, und so kann es nicht weiter befremden, daß sich die Armee nach Veröffentlichung des Reglements keineswegs mit einmüthiger Begeisterung auf den neuen Gedanken gestürzt hat, um ihn weiter auszubauen. Immerhin sind aber doch an vielen Stellen bereits Friedensübungen in diesem Sinne ausgeführt worden und es steht zu erwarten, daß der Burenkrieg eine weitere Anregung für solche geben wird. Wie man beim Korpsmanöver eine derartige Uebung nutzbringend anlegen kann, hat Schlichting im III. Bande seiner „Taktischen und strategischen Grundsätze der Gegenwart“ gezeigt.

Zum Nachstehenden will ich ein von mir vor vier Jahren geleitetes Divisionsmanöver schildern, welches ebenfalls Stellungskampf zum Gegenstande hat. Abgesehen von den Größenverhältnissen, liegt ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Schlichtingschen Uebung darin, daß bei diesem Divisionsmanöver die Vertheidigung nicht bloß markirt, sondern in voller Stärke vorhanden, ihre Befestigungsarbeit überall vollständig ausgeführt war, während andererseits der Angriff sich mit Markirung seiner Sturmreserven begnügen mußte.

Anlage der Uebung.

Das Divisionsmanöver der 26. Division begann im Jahre 1898 am Montag, den 12. September, und der letzte Tag derselben Woche war zum Marschtage bestimmt, um die Truppen für das demnächst folgende Korpsmanöver bereitzustellen. Die Division legte den erforderlichen Ruhetag auf Mittwoch und den Stellungskampf auf Donnerstag und Freitag. Es wurde dadurch die Möglichkeit gewonnen, im Anfang der Woche die unentbehrlichen Vorbereitungen zu treffen. Ein verwandter Gesichtspunkt führte dazu, am Ruhetage einen Wechsel der allgemeinen Kriegslage eintreten zu lassen. Der Angreifer konnte dadurch für den Beginn des zweiten Uebungsabschnitts in eine größere Entfernung von der Stellung versetzt werden und ein unkriegsmäßiges Bekanntwerden derselben war auf diese Weise eher zu verhindern, die zum Ausbau der Stellung verfügbare Zeit wurde außerdem dadurch vermehrt.

Die Generalidee für den 15. und 16. September lautete (vergl. außer der Uebersichtskarte auch Karte 1:100 000):

„Ein West-Korps ist vor dem erheblich überlegenen Ost-Korps aus der Gegend von Hall und Gaildorf auf den Neckar zurückgegangen. Das Ost-Korps ist bis zur Linie Backnang—Grunbach (im Rems-Thale) gefolgt.“

Die besondere Kriegslage für Ost nahm an, daß das Ost-Korps durch Zutheilung verschiedener Truppentheile aller Waffen ansehnlich verstärkt und durch seine Stärke veranlaßt worden ist, den Durchzug durch das Bergland zwischen Jagst und Neckar in vier Kolonnen zu bewirken.

Die rechte Flügelsonne, die verstärkte 51. Infanteriebrigade (2 Infanterieregimenter, 1 Reserve-Infanterieregiment zu 4 Bataillonen [Flaggen], 2 Eskadrons, 1 Feldartillerie-Regiment, 1 Pionierkompagnie, zusammen 10 — 2 — 6 — 1) ist am 14. nachmittags in Backnang und den Ortshäfen nahe nordöstlich dieser Stadt eingerückt. Die zugetheilten Kolonnen und Trains sind bis Sulzbach an der Murr gefolgt; die rechte Flanke ist durch Entsendung von 3 Eskadrons nach Heilbronn gesichert (Annahme).

Ich vereinige morgen die drei südlichen Kolonnen (32 Bataillone, 10 Eskadrons, 22 Batterien) in der Gegend von Waiblingen, um den Feind, der heute auf den Höhen von Cannstatt Halt gemacht hat, vollends vom rechten Neckar-Ufer zu verdrängen. Die Ihnen zunächst befindliche Kolonne des Generalleutnants C. bricht hierzu um 8 Uhr vormittags von Waldbrems auf und schlägt den Weg über Stiftsgrundhof, Nellersbach, Leutenbach, Schwaibheim ein.

Gehen Sie morgen über Wolfsölden—Affalterbach in Richtung auf Neckarweihingen vor und leiten Sie, wenn der Gegner Stand hält, den Angriff auf seine Stellung ein.

Sollte der Feind das rechte Neckar-Ufer dort geräumt haben, so werde ich Sie voraussichtlich mit Ihren Hauptkräften über Neckarrems heranziehen.

Telegraphenverbindung lasse ich im Laufe des Tages zwischen Affalterbach und Waiblingen (vermuthlich über Winnenden) herstellen. Meldungen bis 6 Uhr früh hierher, bis 10 Uhr vormittags über Winnenden, dann nach Waiblingen.

B.

Nach der besonderen Kriegslage für West hatte die verstärkte 52. Infanteriebrigade (2 Infanterieregimenter, 2 Kavallerieregimenter [das eine zu 5, das andere zu 3 Eskadrons], 1 Feldartillerie-Regiment ohne 2 Batterien, 1 Pionierkompagnie mit Divisions-Brückentrain, zusammen 6 — 8 — 4*) — 1) am 14. September bis zum Nachmittage bei Badnang gestanden und war dann vor dem Anmarsche des Gegners in eine Stellung östlich Neckarweihingen abgerückt, an deren Verstärkung nach Anordnung des Generalkommandos seit dem Frühhmorgen dieses Tages durch Pioniere und Landarbeiter gearbeitet worden war.

Die Kavallerie, als Brigade formirt mit 1 Batterie, ist an der Murr und dem Buchenbache, nördlich und östlich Affalterbach, mit dem Gros bei diesem Orte verblieben und hat feindliche Vorposten auf 4 bis 5 km vor sich.

Die der 52. Brigade zugetheilten Kolonnen und Trains stehen bei Ludwigsburg (Annahme).

Am 14. September abends trifft folgendes Schreiben ein:

Gen. Kmdo. West-Korps.

Cannstatt, 14. 9. 98 8^o nachm.

An Generalmajor

Neckarweihingen.

Das Armeekorps hat östlich Cannstatt unter Anlehnung an die besetzten Höhen bei Zellbach eine Stellung bezogen, in welcher es den Kampf

*) Eine darüber hinaus vorhandene Batterie war zum Markiren von Staffeln verwendet.

auch gegen erhebliche Ueberlegenheit aufnehmen kann. Hier trifft von morgen Mittag ab die 1. Reservedivision mit der Bahn ein.

Die Stellung bei Neckarweihingen gestattet Ihnen gleichfalls nachhaltigen Widerstand, und ich lege besonderes Gewicht auf deren Behauptung, weil ich nach dem Eintreffen der 2. Infanteriedivision, die in Ludwigsburg und Bietigheim vom 16. vormittags ab ausgeladen wird, die Offensive wieder eröffnen will und dazu den dortigen Uebergang nur schwer würde entbehren können.

Sollte der Gegner aber sehr überlegene Kräfte gegen Sie wenden, so werde ich Sie von der Höhe von Osweil aus sehr bald mit Artillerie unterstützen können; hierzu lasse ich eine Brücke bei Hofen herstellen.

Die Brücke bei Neckargröningen ist zerstört und Oberst D. mit einem gemischten Detachement damit beauftragt, die Neckar-Strecke Mühlhausen—Poppenweiler zu sichern.

Die Brücken bei Benningen und Weihingen sind zur Zerstörung vorbereitet und wie die Eisenbahnbrücke bei Marbach (welche nur von einzelnen Fußgängern zu passiren ist) durch das Landwehrbataillon G. besetzt, welches unter Ihren Befehl tritt (Flaggen).

Den Schutz der Bahnlinie Mühlacker—Bietigheim—Ludwigsburg bewirkt Major K. mit Landwehrintanterie und 1 Ersatzestabron (Annahme).

Schließlich eruche ich um häufige telegraphische Meldung, zumal auch aller der Nachrichten, welche Ihnen über den Weitermarsch des Feindes in der Richtung auf das Gros des Armeekorps zugehen. So lange Ihre Kavallerie im Vorgelände ist, darf ihre Beobachtung auch nach Südosten nicht abreißen.

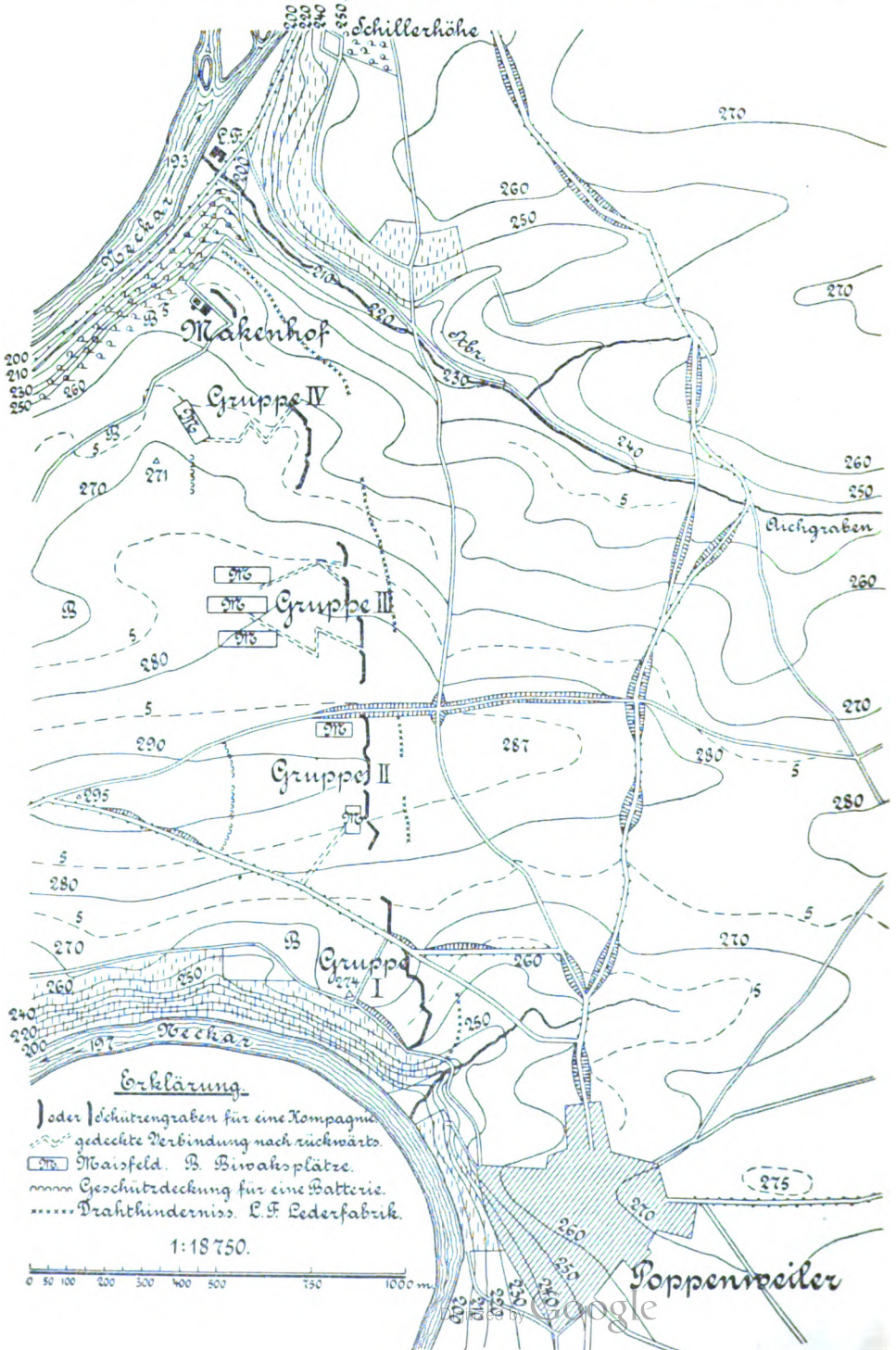
A.

Ueber die Einzelheiten der Stellung Poppenweiler—Makenhof geben das umstehende Profil 1:18 750 sowie die Profilstizze Auskunft. Die Grundzüge der Befestigung waren frühzeitig von der Leitung selbst festgestellt worden, welche dann den für die Manöverzeit zugetheilten Kommandeur des Pionierbataillons ersucht hatte, die näheren Anordnungen zu treffen.

Die zur Verfügung stehende Pionierkompagnie (2.) nahm an den beiden ersten Uebungen des Divisionsmanövers (12. und 13. September) nicht theil. Sie führte im Laufe der beiden Tage in jeder der vier Gruppen einen Schützengraben für stehende Schützen für eine Kompagnie vollständig aus und versah denselben etwa zur Hälfte mit schrapnelficherer Eindeckung; sie stellte die verschiedenen Drahthindernisse und einen Beobachtungsstand her, und tracicirte außerdem die übrigen Schützengräben und die Annäherungswege aus den verdeckt gelegenen Bivakspätzen.

Am Ruhetage (14. September) wurde Infanterie aus den nächstgelegenen Quartieren herangezogen, um in leichtem Anzuge und mit aus den

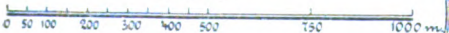
Kroki der Stellung Poppenweiler-Makenhof.



Erklärung.

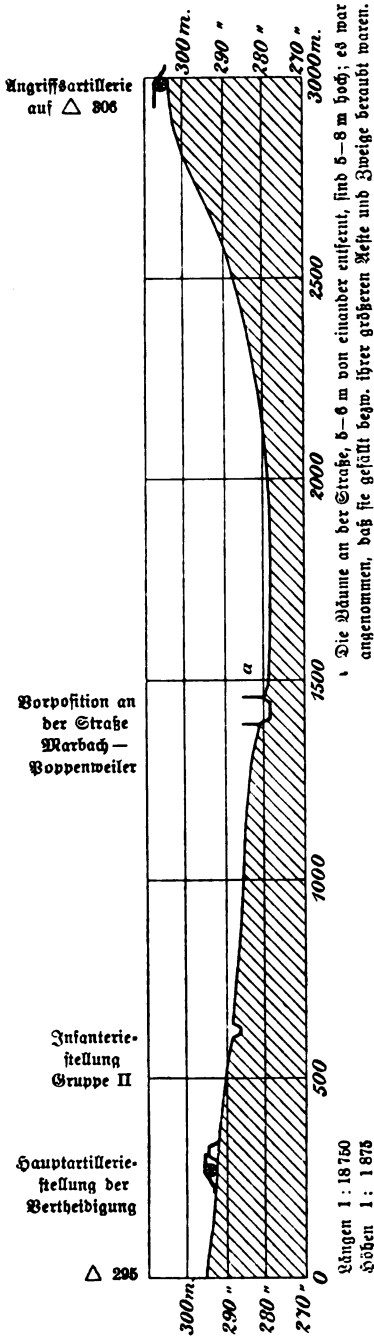
- Jeder Schützengraben für eine Compagnie
- gedeckte Verbindung nach rückwärts.
- ☐ 276 Maisfeld. B. Bivouakplätze.
- — — — — Geschützdeckung für eine Batterie.
- Drahthinderniss. L.F. Lederfabrik.

1:18750.



Poppenweiler

Profil der Linie vom höchsten Punkte der Verteidigungsstellung nach dem Zemberg-Walde.



Quartieren entliehenen großen Spaten die Masse der Erdarbeiten zu bewältigen. Zehn Kompagnien arbeiteten so unter Anleitung der Pioniere in zwei Schichten von je $2\frac{1}{2}$ Stunden Länge.

Die Pionierkompagnie stellte an diesem Tage eine zweite Brücke bei Nedarweihingen, etwa 800 m unterhalb der stehenden Brücke her (Brücklänge 58 m, davon nur die Hälfte Material des Divisions-Brückentrains, die andere Hälfte an Ort und Stelle entliehen).

Für den völligen Ausbau der Stellung war dann noch ein großer Theil des Vormittags des 15. September verfügbar. Die Infanterie vertiefte ihre Gräben, baute Schulterwehren und Traversen und ergänzte die Annäherungswege. Die Artillerie stellte ihre Deckungen auf der Höhe 295 selbst her; die auf Höhe 271, wo die Batterie der Kavalleriebrigade auffahren sollte, wurde von den Pionieren erbaut. — Ein bei der 52. Brigade befindliches Telegraphendetachment verband die Einzelgruppen der Stellung in sich und mit dem Beobachtungsstande (Telegraphenstationen in besonderen Unterständen).

Auf dem äußersten linken Flügel sollte das Drahthinderniß eigentlich sehr stark und ganz lückenlos gemacht werden, um den Nachtheil auszugleichen, daß das Vorgelände hier mehrfach unbestrichene Räume bot. Da man sich wegen werthvoller Kulturen aber gerade hier auf die Markirung des größten Theils dieser Arbeit beschränken mußte, behielt sich die Leitung vor, den Angreifer gegebenenfalls durch fiktive Meldungen von dem angenommenen Zustand

der Befestigung zu unterrichten. Es wäre das nöthig geworden, wenn der Angreifer die Neigung zeigte, den Schwerpunkt seiner Unternehmungen auf diesen Flügel zu verlegen, besonders wenn etwa der Gedanke eines nächtlichen Ueberfalles von dieser Seite her auftauchte. Eine weitere Annahme muß auch noch erwähnt werden. Sie ging dahin, daß an den Obstbäumen der Straße Marbach—Poppenweiler die Mehrzahl der Äste und Zweige beseitigt worden war.

Von der fertiggestellten Befestigung durfte man sagen, daß sie trotz ihrer großen Frontausdehnung ohne ein systematisches Vorgehen des Angriffs nach Maßgabe der Grundsätze des Festungskrieges nicht zu nehmen war. Sie war aber andererseits auch nicht so stark, daß zu ihrer Bezwingung unbedingt Steilfeuergeschütze und ein längerer Zeitraum als 24 Stunden erforderlich gewesen wären.

Verlauf der Übung.

Der Kommandeur der Westpartei hatte seine Stellung in zwei Abschnitte getheilt und den rechten Flügel (Gruppe I und II) dem Infanterieregiment Nr. 122, den linken (Gruppe III und IV) dem Infanterieregiment Nr. 121 überwiesen. Jeder Regimentskommandeur verfügte zunächst über zwei Bataillone. Vorgeschoben stand rechts I./122 in Poppenweiler, in der Mitte III./121 (ohne zwei Kompagnien) am Schnittpunkte der großen Straße Poppenweiler—Marbach und des Feldwegs von Höhe 295 nach dem Lemberg. Die Chaussee ist hier tief eingeschnitten und bot dem Halbbataillon eine vorzügliche Stellung; der gleichfalls eingeschnittene Feldweg gewährte zugleich eine gedeckte Verbindung nach rückwärts.

Auf dem äußersten linken Flügel wurde von Gruppe IV aus die massiv gebaute und sehr vertheidigungsfähige Lederfabrik im Neckar-Thale zuerst mit einem Zuge, später mit einer ganzen Kompagnie besetzt.

Ein Halbbataillon verblieb als Hauptreserve hinter der Höhe.

Der Inhalt der Patronenwagen wurde ausgegeben, die Neufüllung geregelt. Ein Feldlazareth richtete sich in Neckarweihingen ein. Um 9 Uhr vormittags wurden die Arbeiten in der Stellung abgeschlossen und die Truppen kochten ab. —

Bei der Ostpartei war die Avantgarde (Grenadierregiment Nr. 119 ohne III. Bataillon, eine Eskadron, Pionierkompagnie) um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags von Backnang nach Erbstetten aufgebrochen; das Gros folgte mit angemessenem Abstände. Eine halbe Eskadron, die zu den Vorposten auf dem rechten Murr-Ufer gehört hatte, verblieb auch beim Vormarsche auf dieser Seite des Flusses.

Bei Wolfsölden stieß die Avantgardeneskadron auf Widerstand, den ein kleines feindliches Radfahrerdetachement leistete.

Da man von der Höhe südöstlich Affalterbach aus die Höhe östlich Wolfsölden mit Geschützfeuer beherrscht, so hatte die Leitung gehofft, die im Anmarsche befindliche Ostpartei werde schon hier nicht nur zum Herausziehen überlegener Artillerie, sondern auch zu einem theilweisen Aufmarsche gezwungen werden. Wenn demnächst die West-Kavallerie von mehreren weit auseinanderliegenden Stellen des Höhenrückens, auf dem sie hielt, z. B. von Höhe 316 und 313 (westlich Steinächle) und von noch einem in der Mitte liegenden Punkte aus dem Angreifer auf weite Entfernung Karabinerfeuer entgegen sandte, wenn sie vielleicht sogar einen Zug ihrer Batterie nach Höhe 313 detachirte, so war es durchaus denkbar, daß die mit Kavallerie so sparsam ausgestattete Ostpartei getäuscht und zur Entwicklung ihrer Hauptkräfte bereits an dieser Stelle veranlaßt werden konnte.

Infolge nicht ganz klarer Beleuchtung trat nun aber der Fall ein, daß die feindliche Avantgardeninfanterie unbeschossen nach Wolfsölden hineingekommen war, und daß die West-Artillerie alsbald daran denken mußte, sich ihrer zu erwehren. Ost ließ eine Artillerieabtheilung östlich Wolfsölden auffahren, um das Vorgehen der Avantgarde zu unterstützen und damit war diese Episode rasch beendet; um 9 Uhr vormittags zog sich die West-Kavalleriebrigade auf Erdmannshausen zurück, während eine Eskadron einstweilen südlich Affalterbach in der linken Flanke des Gegners verblieb.

Um 9¹/₄ Uhr vormittags ging die Avantgardeninfanterie von Ost durch Affalterbach in den Lemberg-Wald hinein, hatte also für den Marsch hierher von ihrem Ausgangspunkte aus knapp 12 Minuten pro Kilometer gebraucht. Da das Gros bis auf einige Batterien ruhig die Marschkolonne beibehalten hatte, so ergibt sich, daß es zu einer wirklichen Verzögerung des feindlichen Vormarsches durch die Kavallerie nicht gekommen war. Ich bemerke hierbei, daß die Aufgabe „Verzögerung des feindlichen Vormarsches“ nach meiner Ansicht bei der heutigen Operationsweise sehr oft an die Kavallerie herantreten kann, und ich füge hinzu, daß ich auch im Jahre 1899 beim Kaisermanöver in Württemberg ein außerordentlich interessantes Beispiel derartiger Thätigkeit in ganz großem Maßstabe miterlebt und aus einiger Entfernung mitangesehen habe. Die dem XIII. Armeekorps zugetheilte Kavalleriedivision hat damals am 9. September die Umfassungsbewegungen des Gegners ganz erheblich verzögert und damit einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge geübt. Dazu ist natürlich Fußgefecht mit ansehnlichen Theilen eine unbedingte Voraussetzung.

Gegen 9¹/₂ Uhr vormittags erreichte der Führer von Ost die Spitze des Lemberges, von wo aus man die Höhe von Neckarweihingen mit der feindlichen Stellung zu überblicken vermochte. Für die gleichfalls anwesende Leitung war es ein hoch erfreulicher Anblick; man sah nämlich buchstäblich, auch mit guten Gläsern, gar nichts. Die Linien der Befestigungen waren dem Gelände so gut angepaßt, alle auffallenden Färbungen so völlig ver-

mieben, von Truppen war in dem anscheinend offenen Gelände so durchaus nichts zu sehen, daß jeder Unparteiische sofort zu dem Ergebnis kam: es haben hier in erster Linie die Pioniere, demnächst aber auch die anderen Waffen ihre Sache ganz ausgezeichnet gemacht. Wenn der Führer von Ost nicht eine Mittheilung seines Generalkommandos in Händen gehabt hätte, daß nach zuverlässigen Rundschafternachrichten schon am Tage vorher hier gearbeitet worden war, so würde er im Ernstfalle nach dieser Umschau vom Lemberg aus sicherlich nicht an ein Einstellen der Vorwärtsbewegung gedacht haben und ein sehr ungleicher Kampf gegen die sich plötzlich entschleiernde Stellung war dann kaum noch zu vermeiden.

In unserem Falle gab er seinem Gros den Befehl, bei Affalterbach aufzumarschiren und sofort nach dem Eintreffen der großen Bagage mit dem Abkochen zu beginnen. Die Avantgarde nahm im Lemberg-Walde eine deckende Aufstellung. Als eine Kompagnie der vorderen Linie vorübergehend aus dem Waldrande heraustrat, beging die Vertheidigungsartillerie den Fehler, sie alsbald mit Feuer zu begrüßen. Dadurch wurde das erste Stück genauerer Kenntniß der Stellung gewonnen, zu deren Erkundung inzwischen verschiedene Offiziere aller Waffen vorgeritten waren.

Zur Sicherung des Abkochens gegen etwaige Unternehmungen seitens der Kavalleriebrigade hatte zwar das III. Bataillon Infanterieregiments Nr. 125 an der Straße Affalterbach—Kirchberg Stellung genommen. Die Kavalleriebrigade zeigte aber nach einiger Zeit, daß diese Maßregel doch noch nicht ausreichte. Als gegen 12 Uhr mittags das Abkochen gerade im besten Gange war, fuhr die Batterie der Kavalleriebrigade auf Höhe 307 östlich Erdmannhausen auf und feuerte in die ihr zwar nicht sichtbaren, aber nach ihrer Lage ausreichend festgestellten Bivaks von Ost hinein. Es dauerte längere Zeit, bis einige Batterien im Stande waren, das Feuer zu erwidern; sie mußten hierzu aus dem Schutze des Lemberges heraustreten und setzten sich dem allerdings auf sehr weite Entfernung abgegebenen Flankenfeuer von der Höhe von Neckarweihingen aus. Um 12⁴⁰ nachmittags ging III./125 auf dem Nordostabhange des Höhenzuges 315 bis 307 zum Angriffe auf die Batterie vor und besetzte Erdmannhausen. Die Kavalleriebrigade machte in der Nähe von Marbach erneut Front, sandte aber ihre Batterie in die Stellung zurück. Durch die Leitung erhielt West jetzt einen Befehl von höherer Stelle, wonach das nur vorübergehend zugetheilte schwächere Kavallerieregiment zu weiterer Sicherung der Bahnlinie Mühlacker—Bietigheim in Richtung auf Heilbronn zu entsenden sei. (Diese drei Eskadrons gingen darauf in Nothquartiere und sollten am nächsten Tage bei Ost wieder auftauchen.) —

Bei Ost wurde um 2 Uhr nachmittags das III. Bataillon Infanterieregiments Nr. 125 in seiner vorgeschobenen Stellung durch die beiden anderen Bataillone des Regiments abgelöst und kehrte zum Abkochen nach Affalterbach zurück.

Um 3 Uhr nachmittags wurde hier folgender Befehl erlassen:

1. (Nachrichten z.)
2. Infanterieregiment Nr. 125 geht sofort nach Erdmannshausen vor und wirft um 5 Uhr nachmittags durch Vortruppen die vorgeschobenen Posten des Gegners in dem Abschnitte Makenhof bis zum Schnittpunkte des Aichgrabens mit der Chaussee Marbach—Poppenweiler zurück.

Grenadierregiment Nr. 119 geht um 5 Uhr nachmittags nach Poppenweiler vor, wirft den Gegner zurück und besetzt dieses Dorf, indem es zu gleicher Zeit die weiteren feindlichen Außenposten in dem Abschnitte vom Aichgraben bis Poppenweiler zurückdrängt.

Beide Regimenter erkunden in ihren Abschnitten die feindliche Stellung und legen die in der Nacht einzunehmende und auszuhebende eigene Stellung fest.

Das Reserveregiment bleibt im Bivak zu meiner Verfügung.

Die Pionierkompagnie wird je zur Hälfte den beiden Regimentern Nr. 119 und Nr. 125 zugetheilt.

Feldartillerie-Regiment Nr. 29 fährt um 5 Uhr nachmittags auf den Höhen südlich Erdmannshausen auf und beschießt die feindliche Stellung. Zu gleicher Zeit sind von dem Artilleriekommandeur Batteriestellungen bei Höhe 306 am Westrande des Lemberg-Waldes und bei der Schillerhöhe zu rekonoszieren und in der Nacht auszuheben.

Die 2. Eskadron Dragonerregiments Nr. 26 klärt in der rechten Flanke auf Marbach auf und besetzt die Eisenbahnbrücke und den Uebergang bei Benningen.

Die 3. Eskadron Dragonerregiments Nr. 26 klärt in der linken Flanke auf und beobachtet die Neckar-Uebergänge bei Hochberg und Neckarrems.

3. Um 9 Uhr nachmittags gehen die Regimenter Nr. 119 und Nr. 125 mit ihren Vortruppen bis dicht an die feindliche Stellung heran und heben die erkundete Feuerstellung aus. Die Reserven sind noch zurückzuhalten. Größte Geräuschlosigkeit bei der Vormwärtsbewegung und bei der Arbeit ist erforderlich.
4. Der Befehl für den Sturm wird im Laufe der Nacht ausgegeben.
5. } Betreffen Heranziehung von Munitions-, Verbleib der sonstigen Kolonnen und Trains und Platz der großen Bagage; ferner Standpunkt des
6. } Kommandeurs.

Mit dem Auffahren der Angriffsartillerie, bei dem einige Batterien zu früh sichtbar wurden, begann gegen 5 Uhr nachmittags der eigentliche Kampf. Der Gegner zeigte jetzt auch seine Batterie auf Höhe 271, und so trat die größere Frontbreite bei ihm zu dem Vortheile der Erddeckungen hinzu. Mit Recht war der Angriff bestrebt, möglichst rasch durch Verringerung der Entfernung größere Wirkung zu erzielen. Die auf dem rechten Flügel stehende

II. Abtheilung ging schon nach einer halben Stunde bis auf Höhe 299 vor, während die I. Abtheilung südlich Erdmannhausen verblieb. Aus diesen Aufstellungen währte der Kampf bis zur Dunkelheit fort, ohne daß Schiedsrichter und Leitung sich veranlaßt sahen, bei der Vertheidigung eine Schwächung ihrer Gefechtskraft festzustellen.

Die erste Annäherung der Angriffsinfanterie an die feindliche Stellung vollzog sich während des Artilleriekampfes im Schutze der ausgiebig vorhandenen Geländedeckung und im Allgemeinen ohne besondere Zwischenfälle.

Auf dem rechten Flügel kam das Infanterieregiment Nr. 125 bald nach 5 Uhr ganz unbeschossen nach Marbach, von wo die feindliche Kavallerie kurz vorher nach Benningen abgerückt war. Das I. Bataillon besetzte die Stadt und die Schillerhöhe, die anderen Bataillone blieben zunächst bei und hinter Marbach halten. Offizierpatrouillen schlichen sich zur eingehenden Erkundung näher an den Feind heran. Zu irgend welchem Gefechte kam es nicht, da der Gegner auf dem linken Flügel außer der Lederfabrik keinen Außenposten besaß, dieser aber von besonderer Stärke war und daher bei Tage nicht angegriffen wurde. (Artillerie hätte gegen die Fabrik nur unten im Neckar-Thale oder vom Rande der Schillerhöhe aus wirken können.) Die eiserne Eisenbahnbrücke zeigte sich infolge Entfernung eines sonst vorhandenen Brettersteigs als gänzlich unbenutzbar und lag im Feuer einer jenseits entwickelten Infanterieabtheilung (markirt). Die Brücke bei Benningen hatte der Feind nach dem Uebergange seiner Kavallerie zerstört (Annahme).

Auf dem linken Flügel rückten das II. und III. Bataillon Infanterieregiments Nr. 119 vom Lemberg-Walde durch den Wiesengrund westlich der Straße Affalterbach—Hochdorf zunächst bis an diesen Ort heran. Das Vorgehen von hier auf Poppenweiler wurde nicht nur durch den Grund des Zipfel-Waches, sondern auch durch eine Mulde nördlich der Straße Hochdorf—Poppenweiler wesentlich begünstigt. Immerhin wäre das von den feindlichen Vorposten besetzte Dorf bei nachhaltiger Vertheidigung nicht ohne ernstern Kampf zu nehmen gewesen und ein solcher Kampf mußte es in hohem Grade fraglich erscheinen lassen, ob der Angreifer noch rechtzeitig, vor Einbruch völliger Dunkelheit, mit der unentbehrlichen näheren Erkundung seiner in der Nacht einzunehmenden Feuerstellung zu Stande kommen werde.

Der oberste Führer der Vertheidigung war daher nicht recht damit einverstanden, daß der Widerstand seiner Vorposten thatsächlich nur ein ganz kurzer blieb, daß sie eigentlich nur die feindliche Entwicklung abwarteten und dann den Rückzug antraten. Wenn man sich lebhaft in die Seele des Unterführers versetzt, der einen vorgeschobenen Posten nicht dauernd vertheidigen, sondern seine zur Reserve in der Stellung bestimmte Truppe in ungebrochenem Zustande zurückbringen soll, so darf man über das Maß des Widerstandes nicht ernstlich mit ihm hadern. Ein Bataillon, das nach erstem Widerstande aus den Häusern und Gehöften eines Dorfes herausgeworfen

wird, hat jedenfalls sehr erhebliche Verluste zu verzeichnen und in unserem Falle waren die Reserven der Vertheidigung sehr knapp bemessen.

Das I. Bataillon Infanterieregiments Nr. 122 trat aus dem Nordrande von Poppenweiler seinen Rückzug auf dem Höhenrande am Neckar gegen den äußersten rechten Flügel der Stellung hin an, der siegreiche Gegner aber prallte an der Straße nach Neckarweihingen zunächst recht unvorsichtig in das Infanterief Feuer der Stellung hinein.

Das I. Bataillon Infanterieregiments Nr. 119 wartete am Westrande des Lemberges das Hereinbrechen der Abenddämmerung ab und trat dann, mit dünnen Schützenlinien vor sich, den Marsch über das kahle Vorgelände nach der Straße Marbach—Poppenweiler an. Auch hier fand kein eigentlicher Kampf statt. Das feindliche Halbbataillon war nach Räumung von Poppenweiler mit vollem Rechte der Meinung, daß seine Flanke nur so lange noch einigermaßen geschützt blieb, als die Tageshelle dauerte, so lange also das Feuer aus der Stellung ihm den Gegner in Poppenweiler vom Halse hielt. Es zog daher, sobald es dunkel wurde, in aller Stille durch den nach Höhe 295 zurückführenden Hohlweg ab und das I. Bataillon richtete sich nunmehr seinerseits in der guten Stellung an der großen Straße ein.

Auch auf diesem Flügel wurde so bald als möglich mit den Vorbereitungen für die Hauptaufgabe der Nacht, für die Aushebung der Sturmstellung begonnen.

Als die Dunkelheit den eigentlichen Artilleriekampf unterbrach, beließ die auf dem rechten Flügel stehende II. Abtheilung von Ost nur eine Batterie bei Höhe 299, um das Feuer gegen die feindliche Hauptartilleriestellung bei Höhe 295 in der Nacht fortzusetzen; mit den beiden anderen Batterien ging sie bis über die große Straße Marbach—Poppenweiler vor und stellte hier — an vorher erkundeten Stellen — Geschützeinschnitte her. Die I. Abtheilung aber marschirte um diese Zeit mit allen Batterien von Erdmannshausen nach Höhe 306 am Westrande des Lemberg-Waldes und grub sich hier gleichfalls ein.

Ein Einschießen war in der Nacht selbstverständlich ausgeschlossen, wenn auch die ungefähre Lage der feindlichen Batterien durch das Aufblitzen einzelner Schüsse gelegentlich immer wieder erkennbar wurde. Die Masse der Angriffsartillerie mußte also für den Wiederbeginn ihrer Thätigkeit den neuen Tag erwarten.

Das Einrichten der Feuerstellung für die Angriffsinfanterie verlief nun in folgender Weise:

I./125 fand auf dem Südwesthänge der Schillerhöhe hinter Weinbergmauern jowie in einem Hohlwege und einem Steinbruche auf 400 bis 600 m vom Feinde so ausreichende Deckung, daß größere Erdarbeiten gar nicht erforderlich wurden.

II./125 ging von der großen Straße Marbach—Poppenweiler aus durch die südlichere der beiden, zum Aichgraben hinabführenden Mulden vor und entwickelte sich dann nach links in einiger Entfernung hinter dem Feldwege, der von Marbach über die Schillerhöhe gleichfalls nach Poppenweiler führt. Hier erfolgte das Eingraben auf 400 bis 500 m Abstand von Gruppe IV und dem linken Flügel von Gruppe III.

Das III. Bataillon Infanterieregiments Nr. 125 wurde als Reserve zurückgehalten. — Vom linken Flügel des Regiments Nr. 125 bis zum Grenadierregiment Nr. 119 blieb eine Lücke von etwa 400 m Breite.

Bei den Grenadieren ging das I. Bataillon von der tief eingeschnittenen großen Straße aus so vor, daß der rechte Flügel sich in der Nähe des Feldweges von Höhe 306 nach Höhe 295 hielt; Abstand von der feindlichen Stellung etwa 500 m, linker Flügel etwas zurückgebogen.

II./119 fand an der großen Straße nördlich Poppenweiler die Deckung theilweise schon vor, III./119 legte seine Gräben rechtwinklig zur großen Straße vor der Nordfront von Poppenweiler an.

Die Vorbereitung der Arbeit war im Allgemeinen sehr geschickt und ohne Erregung besonderer Aufmerksamkeit beim Feinde erfolgt. Bei der Stellung von II./125 ist freilich ein Mißgeschick mit untergelaufen; aus zwei Schützengräben konnte man thatsächlich am nächsten Morgen die zu beschießenden Linien des Vertheidigers nicht sehen, weil man in Folge irgend eines Verfehlers hinter der flachen Höhenkante zurückgeblieben war, die man erreichen wollte und in der die richtige Stellung lag.

Das Vorführen der Truppen, ihre Entwicklung zur Arbeit und die Arbeit selbst geschah in mustergültiger Weise, lautlos und in größter Ordnung.

Aber der Gegner suchte selbstverständlich nach Möglichkeit zu stören. Ausfälle konnte er zwar nur in der Richtung der Lücken im Drahthindernisse machen, die der Angreifer besonders sorgfältig überwachte. Gestelle zum Gebrauche der Gewehre in festgelegter Richtung waren in der Stellung nicht vorhanden. Dafür waren die Pioniere mit Leuchtpistolen versehen, die ihre Geschosse ins Vorgelände warfen. So mußte die Arbeit häufig durch Niederwerfen unterbrochen werden und kam erst dann in rechten Gang, als der Leuchtkörpervorrath allmählich verbraucht war. Die Schützengräben erlangten an den meisten Stellen das Profil für stehende Schützen; Deckungsgräben für Unterstützungstrupps sind nur in geringem Umfange erforderlich gewesen.

Schon gleichzeitig mit der Erdarbeit begannen die Versuche der Angriffspioniere, die Drahthindernisse zu zerstören. Sie wurden die ganze Nacht fortgesetzt und hatten zahlreiche kleinere Kämpfe zur Folge. Im Allgemeinen flüchten die Vertheidigungspioniere die Schäden immer wieder aus; immerhin ist doch der Angriff zuletzt dahin gelangt, zu den vorhandenen Lücken noch einige weitere Sturmgassen herzustellen.

Zu den Vorgängen der Nacht gehört endlich ein Versuch des Angreifers, sich von Marbach aus der Lederfabrik zu bemächtigen, welche das Rächgraben-
Thal wie eine Kaponniere flankirt. Der Angriff wurde aber abgewiesen.

Ehe wir zu den Sturmanordnungen des Angreifers übergehen, müssen wir noch einen Blick auf die Vertheilung der Vertheidiger in ihrer Stellung werfen: Gruppe I bis IV sind nach wie vor mit je einem Bataillon besetzt. Da Gruppe IV eine Kompagnie nach der Lederfabrik abgegeben hat, ist ihr eine Kompagnie des III. Bataillons Infanterieregiments Nr. 121 zugetheilt, das im Uebrigen hinter Gruppe III als Reserve bereitsteht. I./122 steht ebenso in Reserve auf dem Bivaksplatze nahe hinter dem rechten Flügel, von wo gedeckte Wege in die beiden Gruppen I und II hineinführen. —

Die „Anordnungen für den Sturm“, ausgegeben in Erdmannshausen 10 Uhr nachmittags, lauteten:

1. Vor Tagesanbruch, von 4^o vorm. ab, stehen die Sturmkolonnen dicht hinter der Schützenlinie in Deckung oder eingegraben. *)
2. Die Beschießung der feindlichen Stellung durch die gesammte Artillerie und Infanterie beginnt um 5⁴⁰ vorm. Um 6³⁰ vorm. wird auf der ganzen Front gleichzeitig zum Sturme angetreten.
3. Die Schützen laufen bis dicht an die Drahthindernisse heran und richten ihr Schnellfeuer auf den Feind.
4. Die Pioniere gehen mit den Schützen vor und öffnen die Durchgänge durch die Drahthindernisse, welche während der Nacht durchschnitten worden sind.
5. Die Sturmkolonnen treten zugleich mit den Schützen an, in einer Frontbreite den hergestellten Durchgängen entsprechend. Sie werden von Pionieren geführt und bleiben in ununterbrochenem Vorschreiten bis zum Einbruche in die feindliche Stellung.
6. Das Reserve-Infanterieregiment steht von 4^o vorm. am Westrande des Lemberg-Waldes, zwischen Punkt 262 und Höhe 306, zu meiner Verfügung.
7. Die Artillerie bereitet den Sturm durch Schnellfeuer vor und folgt nach Wegnahme der feindlichen Stellung in dieselbe zum Verfolgungsfeuer.
8. Anzug für die Sturmtruppen: Mütze, Patronentaschen, ohne Gepäck.
9. Die Kavallerie sichert in den Flanken.
10. Ich befinde mich auf Höhe 306 bei der Artillerie.

Zur Ergänzung füge ich gleich hinzu, daß das Reserveregiment aus seiner Aufstellung am Westrande des Lemberg-Waldes alsbald in seiner Gesammtheit nach Poppenweiler geführt wurde, wo es sich hinter dem Ost-
rande des Ortes verdeckt aufstellte.

*) Ziffer 1 betrifft im Wesentlichen III./125 sowie einzelne noch zurückgehaltene Abtheilungen von II./119 und III./119.

Die Zeitbestimmung 5⁴⁰ vormittags für den Beginn des allgemeinen Feuers war an sich eine durchaus richtige. Sie entsprach nach der geographischen Lage des Manövergeländes einer Ortszeit von 5¹⁷ vormittags, was für den 16. September 20 Minuten vor Sonnenaufgang bedeutet. Unter gewöhnlichen Verhältnissen durfte man also auf ausreichende Tageshelle rechnen.

Thatsächlich war der Morgen aber so dunstig, daß die Angriffsartillerie nicht vor 6 Uhr mit dem Feuer zu beginnen vermochte. Wir wissen bereits, daß fünf ihrer Batterien sich erst noch einschließen mußten, und daß am Tage vorher von Erlangung wirklicher Feuerüberlegenheit noch nicht die Rede gewesen war. Vom artilleristischen Standpunkte aus durfte daher eigentlich von Anfang an kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Zeit bis 6^{1/2} Uhr vormittags zur völligen Niederkämpfung des Gegners sicherlich nicht ausreichen werde. Selbst wenn man das Feuer ausschließlich auf den mündlich bekannt gegebenen Hauptangriffspunkt, den feindlichen rechten Flügel richtete, konnte ein durchschlagender Erfolg in der kurzen Frist nicht erzielt werden.

Die Vertheidigung hatte durch eine Hörschpatrouille, die während der Nacht stundenlang unbemerkt vor der feindlichen Front lag, die Zeitbestimmungen für den Sturm in Erfahrung gebracht.*) Sie stellte die Erwägung an, daß die Hohlwege an der großen Straße gegenüber Gruppe II und dem rechten Flügel von Gruppe III die gedeckte Aufstellung starker Reserven sehr begünstigen müßten, und daß gerade in dieser Gegend aus Mangel an Material mehrere große Lücken im Drahthindernisse geblieben seien. Sie ließ daher um 5⁴⁰ vormittags noch zwei Kompagnien von I./122 in die Gruppe II, zwei Kompagnien von III./121 in Gruppe III einrücken. Es blieben somit auf dem rechten Flügel nur noch ein Halbbataillon, in der Mitte nur noch eine Kompagnie als wirkliche Reserven übrig.

Um 6^{1/2} Uhr vormittags erfolgte der Sturm.

Das rechte Flügelbataillon I./125 hatte sich schon vorher mit seinen Hauptkräften nach links an das Nachbarbataillon herangezogen, und beide gingen in mehreren Sprüngen auf die eigentliche Gruppe IV (ohne Matenhof) vor. III./125 folgte in zweiter Linie, zum Theil links überragend.

Die Lücke in der Mitte der Angriffslinie blieb auch im Sturme unausgefüllt. I./119 eilte in einer einzigen Linie mit höchstens ein oder zwei kleinen Unterstützungstrupps in wenigen Sprüngen bis an die Linie der Hindernisse vor Gruppe II heran.

Der Hauptangriff wurde konzentrisch auf Gruppe I gerichtet. Das II. und III. Bataillon Infanterieregiments Nr. 119 hatten aus ihren Stellungen etwa 350 bis 400 m zurückzulegen, das III. Bataillon dabei eine nicht

*) Derartiges Erlauschen feindlicher Absichten ist im Kriege durch den Sprachenschied erschwert, aber immerhin nicht unmöglich gemacht.

unbeträchtliche Steigung zu überwinden. Hinter diesen Bataillonen folgten, nördlich an Poppenweiler vorbeigehend und durch das Dorf hindurch, die vier Bataillone des Reserveregiments, in mehrere Staffeln von Kompagniekolonnen gegliedert, so daß hier eine recht beträchtliche Truppenmasse auf verhältnißmäßig schmalen Raume gegen den Feind vorstürmte.

Die beiden Bataillone Regiments Nr. 119 gelangten in sprunghaftem Vorgehen rasch an das Drahtgeflecht bezw. auf 150 bis 200 m an die Stellung heran, um sie mit Schnellfeuer zu überschütten. Die vordersten Kompagnien des Reserveregiments waren bereits verstärkend in sie eingerückt, und die nächste Staffel desselben näherte sich schon im Sturm Schritte — da erhob sich plötzlich die Linie der Vertheidiger von Gruppe I und stürzte aus den Gräben heraus dem Angreifer entgegen. Der Führer von West hatte bei Beginn des Sturmes dem Abschnittskommandanten sein letztes Halbbataillon zur Verfügung gestellt und dieser hatte sich daraufhin zum Gegenstoße entschlossen. Die Schiedsrichter wiesen denselben ab, und hinter den zurückgehenden Vertheidigern setzte der Angriff aufs Neue zum Vorschreiten an.

Inzwischen war aber der Angriff des rechten Flügels bereits gescheitert. Von der Gruppe IV und der Batterie bei Höhe 271 in der Front, vom verstärkten linken Flügel der Gruppe III und der linken Flügelbatterie bei Höhe 295 flankierend beschossen, hatte das Regiment Nr. 125 hier an und für sich eine sehr schwere Aufgabe. Sie war dadurch noch mehr erschwert worden, daß — wie wir uns erinnern — ein Theil der Feuerlinie schon um 5⁴⁰ vormittags die ausgehobene Sturmstellung hatte verlassen und sich im freien Felde niederlegen müssen, um überhaupt zum Schusse zu kommen.

Der rechte Flügel von Gruppe III und die auf sechs Kompagnien verstärkte Gruppe II, also die doppelte Uebermacht in guter Stellung, richteten ihr Feuer auf das I. Bataillon Regiments Nr. 119 und in dem Einschnitte, durch den der Feldweg von Höhe 295 nach Höhe 306 hinläuft, nistete sich endlich die letzte Kompagnie der Vertheidiger ein, die bisher noch in Reserve gestanden, um völlig unbelästigt und gut gedeckt die Front des Angreifers der Länge nach zu bestreichen. Es konnte keinem Zweifel unterliegen: auch dieses Bataillon mußte zurück.

So war die Lage, als die Uebung beendet wurde. Die Leitung brauchte, da zugleich der ganze Uebungsabschnitt zum Schlusse kam, eine allgemeine Entscheidung nicht zu treffen. Die Vertheidiger konnten annehmen, daß die in Gruppe II freigewordenen Kräfte jetzt mehr als ausreichend waren, um durch ihr flankirendes Eingreifen den Hauptangriff des Feindes zum Stehen zu bringen, der von seinen Anfängen an unter dem Artilleriefeuer von zwei Batterien gelitten haben mußte. Die Angreifer aber durften glauben, daß sie mit der geworfenen Besatzung von Gruppe I zugleich in die Stellung eingebracht wären und daß der hier versammelten Ueberlegenheit das Aufrollen der dünnen feindlichen Linie nicht mehr verwehrt werden konnte.

Ich schließe den Bericht über die Thatfachen mit der Mittheilung, daß diese ganze, im Laufe mehrerer Tage geschaffene Stellung, sowie die gesammte Erdarbeit des Angriffes im Laufe von 1½ Stunden fast spurlos wieder in den Erdboden verschwand. Hätte man von der an sich so außerordentlich werthvollen Berechtigung Gebrauch gemacht, diese Arbeiten sämmtlich so liegen zu lassen, wie sie gerade lagen, so mußten die Furschäden recht beträchtliche werden. Jetzt wurde die Zeit der Besprechung dazu benützt, um sofort Alles wieder einzuebnen. Nur die Pioniere sind mit der Sammlung und Wiederablieferung von Materialien bezw. mit dem Wiederabbruche der von ihnen hergestellten Brücke noch mehrere Stunden beschäftigt gewesen.

Betrachtungen.

1. Die Vertheidigung war hier in der verhältnißmäßig seltenen Lage, daß sie nur die Abwehr zu suchen brauchte, daß die Herbeiführung eines eigentlichen Waffenerfolges vorläufig nicht in ihrer Aufgabe lag. Sie war daher berechtigt, im Mähren des Widerstandes in vorderster Linie die eigentliche Aufgabe der Führung zu sehen und die Reserven in diesem Sinne zu verwenden.

Der Verlauf der Uebung hat nun aber dargethan, daß die Führung doch zu früh über die Gesamtheit ihrer Reserven verfügt hat. Man kann sagen, daß der Angriff des Regiments Nr. 125 und von I./119 auch abgewiesen werden mußte, wenn die Verstärkung der Gruppen II und III um je zwei Kompagnien nicht erfolgt war, jedenfalls aber, daß man mit Ueberweisung von noch je einer Kompagnie an diese Gruppen sicher ausgereicht hätte.

Bei Gruppe I wurde die Verstärkung um zwei Kompagnien zum Anlasse einer von der Oberleitung nicht beabsichtigten Gegenoffensive. Der Gegenstoß mit der Vertheidigungsfront, die Englische Attacke, hat kriegerische Erfolge aufzuweisen; die Gegenwart wird gut thun, grundsätzlich darauf zu verzichten. Im vorliegenden Falle stieß diese Unternehmung mit der blanken Waffe mitten in die dichtesten Massen des Gegners hinein, welche an Stoßkraft zweifellos überlegen sein mußten, welchen aber das Schnellfeuer gedekt liegender Schützen auf nächster Entfernung verhängnißvoll geworden wäre. Nur durch den Gegenstoß konnte der Ausgang des Kampfes auf diesem Flügel überhaupt zweifelhaft werden. Wenn die nach Ansicht von Schiedsrichtern und Leitung noch ungebrochene Feuerkraft der Vertheidigung stetig weiter wirken durfte, hätte der Richterspruch ohne Vorbehalt auf Sieg gelautet.

Ausgezeichnet war die Wirkung der einen Reservetompagnie, die in dem Hohlweg vor der Mitte der Stellung den ganzen Hauptangriff des Gegners flankirte, ohne selbst irgendwie beschossen zu werden.

Das Dragonerregiment Nr. 25 stand um die Zeit des Sturmes verdeckt hinter dem linken Flügelabschnitte der Stellung bereit. Es konnte von hier aus nach verschiedenen Richtungen hin zur Attacke auf etwa eingebrungene feindliche Abtheilungen angesetzt werden und hatte auch bereits die Wege erkundet, auf denen es zur Verfolgung vorzubrechen gedachte. Leicht wäre dies letztere Unternehmen sicher nicht gewesen. Die Verfolgung mußte zwischen den Gräben und Drahtgeflechten mit einer schwierigen Defileeentwicklung im konzentrischen Feuer der gesammten Angriffsartillerie beginnen. Wenn die Führung von West das Kavallerieregiment als Reserve im Innern nicht entbehren wollte, so ist bei der Beschränktheit ihrer Kräfte dagegen sicherlich nichts einzuwenden. Andernfalls hätte das Regiment bei durchaus verschieden gearteter Verwendung von entscheidendem Einflusse werden können. Es konnte am Frühmorgen nach der Höhe 238 *) auf dem linken Neckar-Ufer gegenüber Poppenweiler entsandt werden und diese Stellung mit 300 bis 400 Gewehren besetzen. War diese Schützenlinie mit reichlicher Munition ausgestattet, so konnte sie, gegen jeden Angriff völlig gesichert, den Hauptangriff des Gegners auch von dieser Seite her in allerwirksamster Weise flankiren und so in hohem Maße zum Erfolge beitragen.

Ganz im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Maßnahmen der Vertheidigung in dem hier vorggeführten Beispiele sehr zweckentsprechend gewesen sind.

2. Beim Angriffe ist vor Allem das artilleristische Verfahren nachzuprüfen.

Es wurde bereits berührt, daß der nach Einbruch der Dunkelheit vorgenommene Stellungswechsel die Nothwendigkeit ergab, am neuen Tage erst wieder mit dem Einschießen zu beginnen, während bei der bestehenden Absicht frühzeitigen Stürmens gerade sofortiges Wirkungsschießen dringend geboten war.

Die gleiche Ursache beschränkte aber auch die Unterhaltung des Feuers während der Nacht auf ein sehr bescheidenes Maß (eine Batterie von Höhe 299 gegen Höhe 295). Wollte man das Feuer gegen die feindlichen Infanteriestellungen richten, während die eigene Infanterie auf 400 m zur Schanzarbeit an diese heranrückte, so mußte man jedenfalls ganz ausgezeichnet eingeschossen sein und die eigene Infanterie mußte vor Beginn der Arbeit schon Gelegenheit gehabt haben, sich von dem tadellosen Innehalten der gewollten Flugbahnen bei der Schwesterwaffe zu überzeugen. Hatte sie diese Ueberzeugung aber einmal gewonnen, so lag in der Fortdauer des Geschützfeuers die allergrößte Gewähr für die ungestörte Durchführung der eigenen Arbeit, und in solchem Falle hört das Säusen der über die Köpfe wegfliegenden Geschosse der eigenen Artillerie erfahrungsgemäß bald auf,

*) Siehe Karte 1 : 100 000.

unheimlich zu sein. Daß dem so ist, weiß man vom Festungskriege her schon lange, ganz neuerdings wird es aber auch aus dem Feldkriege in Südafrika bestätigt.

Mußte somit die Angriffsartillerie von Rechts wegen schon geraume Zeit vor Sonnenuntergang in den Stellungen stehen, von denen aus sie in der Nacht die Erdarbeit und am Morgen den Sturm unterstützen sollte, so war es geboten, früher als 5 Uhr nachmittags mit dem Artilleriekampfe zu beginnen. Nehmen wir an, daß sich der Führer von Ost gleich bei seinem Eintreffen in Affalterbach entschlossen hätte, die auf Erdmannhausen zurückgehende Kavalleriebrigade durch das Feuer einiger Batterien und das Vorgehen eines Bataillons zu verfolgen, daß also die Besetzung von Erdmannhausen schon zu den allerersten Sicherungsmaßnahmen gehörte, so lag die Feuereröffnung eigentlich schon in dem Augenblicke nahe, als der Vertheidiger auf die vorderste Infanteriekompagnie am Rande des Lemberg-Waldes schoß und damit seine Hauptartilleriestellung zeigte. Man konnte jetzt sofort eine Artillerieabtheilung nach Höhe 306 am Waldrande schicken, wo die Avantgarde zu ihrem Schutze bereit stand, die andere nach der Höhe südlich Erdmannhausen. Mit Rücksicht auf die in drohender Nähe verbliebene Kavalleriebrigade hätten hier beide Flügel der Abtheilung unmittelbar durch Infanterie geschützt werden müssen. Das Abkochen konnte sehr wohl in einiger Entfernung seitwärts-rückwärts auch während der Feuerthätigkeit der Batterien erfolgen.

Mit dem näheren Herangehen der Artillerie an die feindliche Stellung mußte natürlich gewartet werden, bis der ganze Angriffsplan zur Reife gediehen war. Das war ungefähr gegen 2 Uhr der Fall, und um diese Zeit setzte sich das Regiment Nr. 125 nach vollendetem Abkochen in Bewegung, um das bei Erdmannhausen stehende Bataillon abzulösen. Dieses Regiment konnte also ebenso gut gegen 3 Uhr in Marbach einrücken, wie es thatsächlich gegen 5 Uhr dort eingerückt ist. Das Vorgehen der rechten Flügelabtheilung auf Höhe 299 hätte also ohne Weiteres auch um 3 Uhr erfolgen können. Kam man frühzeitig in diese Stellung, so wäre vielleicht auch noch die Frage aufgetaucht, ob nicht eine und selbst zwei Batterien auf Höhe 282 nordöstlich Marbach zu entsenden seien. Von diesem Punkte aus wären nämlich sowohl die Artillerie- wie die Infanterielinie des Vertheidigers fast ihrer ganzen Länge nach flankirend bestrichen worden. Artillerie an dieser Stelle hätte allerdings der Partikularbedeckung bedurft.

Auf dem linken Flügel war für den ersten Kampftag jedes nähere Herangehen der Artillerie von Höhe 306 aus unmöglich, weil man sich erst mit Einbruch der Dämmerung in den Besitz der Straße Marbach—Poppenweiler setzen konnte. Die Entfernung von Höhe 306 aus nach der Artilleriestellung bei Höhe 295 (2700 m) ist aber auch eine für den Artilleriekampf sehr günstige zu nennen, und für die Nacht blieb man dann auch am besten

hier, wo man bis dahin alle Vorbereitungen zum Nachtschießen mit der größten Umsicht und Sorgfalt zu treffen vermochte. Immerhin aber wären noch am Abend, gleich nach dem Eintreffen von I./119 an der großen Straße, nähere Artilleriestellungen zu erkunden und festzulegen gewesen, um für den am 16. September thatsächlich eingetretenen Fall des Frühnebels sofort näher herangehen zu können. Von solchen näheren Stellungen aus wäre auch die unmittelbare Sturmunterstützung noch wirksamer geworden.

Bei dem innigen Zueinandergreifen des artilleristischen und infanteristischen Angriffs, das uns bereits bei der vorstehenden Betrachtung entgegengetreten ist, wird der Leser schon empfunden haben, welchen Haupteinwand die Kritik gegen die Infanterieverwendung zu erheben hat.

Die Entwicklung vor der Stellung und das Einrichten der gesammten vorderen Linie auf den Nahentfernungen wurde von der Führung in vorzüglicher Weise vorgezeichnet und von den Truppen im Allgemeinen mit großem Verständnisse ausgeführt. Daß einzelne kleine Anstände vorkamen, ist so durchaus Menschenloos, daß darüber hier kein Wort mehr zu verlieren ist.

Aber, aber: der Sturm erfolgte zu früh, und erfolgte zu früh, obgleich thatsächlich kein ernstler Grund zur Eile vorhanden war. Als es am 16. September taghell geworden war, sah die Vertheidigung von den ihr so nahe gerückten Truppenmassen des Angriffs nicht mehr als der Angriff von ihr. Jetzt hatte sich der Angriff die gleichen Verhältnisse geschaffen, jetzt mußte das eigentliche Ringen um die Feuerüberlegenheit im gezielten Schießen auf wirksamster Entfernung erst beginnen. Jetzt erst zwang die sturmdrohende Nähe der Angriffslinien den Vertheidiger hinauf auf den Rand seiner Gräben, jetzt erst war es für ihn unmöglich geworden, sich der überlegenen Schrapnelwirkung des Angriffs durch Niederbücken zu entziehen. Ist der Angreifer in solcher Lage sich bewußt, daß seine Infanterie dem Gegner im Schießen überlegen ist, und darf er sich auf die Leistungen seiner stärkeren Artillerie verlassen, so hat er den Erfolg mit Sicherheit in der Hand.

Bei unseren Friedensübungen wird man vielfach nicht umhin können, die Dauer solcher, in sich ganz gleichartig bleibender Gefechtsphasen abzukürzen. Unsere Zeit ist zu kostbar und wir haben auch nicht Munition genug, um einen Kampf zum Ausdruck zu bringen, der sich im Ernstfalle über mehrere Stunden und unter Umständen selbst über einen ganzen Tag erstrecken kann. Ein allgemeines Einschlafen der Truppen darf nicht als Folge davon eintreten, daß man die Sache kriegsgemäß gestalten will.

Aber das, worauf es ankommt, muß doch auch voll und ganz zum Ausdruck gebracht werden. Hier in unserem Falle wäre nach dieser Richtung schon viel geholfen gewesen, wenn sich der Angriff von vornherein eine Stunde Zeit mehr genommen, wenn er den Sturm auf 7¹/₂ Uhr vormittags festgesetzt hätte. Noch besser wäre für alle Betheiligten das Wesentliche zu

Tage getreten, wenn die Führung von Ost am Abend des 15. September überhaupt darauf verzichtet hätte, die Zeit des Sturmes festzusetzen, wenn sie sich vielmehr vorbehielt, diese Zeit am Morgen des 16. nach Maßgabe der Verhältnisse zu bestimmen. Da man über eine Feldtelegraphenabtheilung nicht verfügte, waren dabei freilich einige Schwierigkeiten zu überwinden. Sie konnten aber überwunden werden.

Man konnte durch berittene Befehlsüberbringer die genaue Zeitangabe eine gute halbe Stunde vorher ansagen lassen, oder auf diesem Wege die Zeit nur ungefähr angeben, und das Losbrechen an ein überall sichtbares Zeichen (farbige Flagge auf der Remberg-Höhe) oder an ein hörbares Signal (drei Batteriefalben aus der Hauptartilleriestellung) binden. Es wäre dann nicht schwer gewesen, den übenden Truppen bis zum Musketier hinab klar zu machen, daß man im Ernstfalle vermuthlich noch etwas mehr Zeit gebrauchen würde, als hier auf dem Übungsfelde.

Aber es ist noch ein zweiter Punkt, worin mir das Verfahren des Angriffs nicht ohne Bedenken erschien. Zusammenhängende Schlachtlinien sind heutzutage ganz sicher keine Voraussetzung des Sieges mehr; wenn man die Rücken mit Feuer beherrscht, liegt in ihnen im Allgemeinen keine Gefahr. Ich glaube aber, daß in diesem Falle die Mitte des Angriffs doch gar zu dünn, der linke Flügel dafür aber gar zu dicht und massenhaft war. In der Mitte stand I./119 auf mindestens 400 m Front ganz allein und hatte rechts von sich eine Lücke von gleicher Ausdehnung; links aber gingen sechs Bataillone paarweise hintereinander auf einem Angriffsfelde vor, das sich bis zum Feinde auf das gleiche Breitenmaß von 400 m verengt. Daß diese Massenbewegung einer mächtigen Feuerwirkung ausgesetzt war, welche unter Umständen noch stärker ausfallen konnte, haben wir früher gesehen. Ich würde mich auf den schmalen Räumen des äußersten linken Flügels hinter dem II. und III. Bataillon Regiments Nr. 119 mit zwei Reservebataillonen begnügt, die beiden anderen dafür noch bei Nacht in die deckenden Hohlwege der Straße Marbach—Poppenweiler hinter I./119 hineingeführt haben, von wo sie im Augenblicke der Entscheidung in breiter Front zum Sturme antreten konnten. Wenn dann in der Lücke zwischen Regiment Nr. 125 und Regiment Nr. 119 auch nur eine der Batterien von Höhe 306 wirkte, die bei längerer Dauer des Morgenkampfes ganz oder theilweise in der Lage waren, näher heranzugehen, so würde ich den Erfolg des Sturmes doch für in wesentlich höherem Maße gesichert halten.

Schließlich noch ein Wort über Schutz der Artillerie. Der Gegner hatte am Tage vorher starke Kavallerie gezeigt, mit deren Unternehmungen man zu rechnen hatte. Der Neckar war in jener Gegend nicht zu durchfurten und so mochte in der linken Flanke wohl die Aufklärung durch eine Eskadron genügen. Auf der anderen Seite aber konnte die feindliche Kavallerie weit ausholend sehr wohl plötzlich herankommen und großes

Unheil anrichten. Mir scheint also eine Partikularbedeckung für die Batterien auf Höhe 306 fast unentbehrlich. Auf dem rechten Flügel, wo die Artillerie frühzeitig nahe an die Infanteriestellung herangegangen war, kann sie eher wegfallen.

Nach etwas angewandte Taktik.

Soll aus unserem Übungsbeispiele alle taktische Belehrung gewonnen werden, die es in sich birgt, so muß man sich klar machen, wie der Kampf etwa verlaufen wäre, wenn der Vertheidigung wohl die allgemeine Gunst des Geländes, nicht aber eine so vortreffliche künstliche Deckung zur Seite stand.

Ändern wir also die Übungsanlage dahin ab, daß die Vorbereitung der Stellung bei Neckarweihingen durch Pioniere und Landarbeiter nicht stattgefunden hätte. Die verstärkte 52. Infanteriebrigade*) ist am 14. September abends so spät dort eingerückt, daß selbst die genauere Erkundung der einzunehmenden Stellung bis zum neuen Tage verschoben werden mußte. Darüber vergeht immer einige Zeit, und wenn nicht überall das aller- vollkommenste Ineinandergreifen vorausgesetzt wird, so ist es sehr begreiflich, daß die Infanterie erst gegen 7 Uhr früh damit beginnt, sich mit ihrem eigenen kleinen Schanzzeuge in die Erde hineinzuarbeiten. Denken wir uns dazu den Gegner als einen Frühaufsteher, der gern nach dem Grundsatz „frische Fische, gute Fische“ handelt, — was im Manöverbeispiele aus guten Gründen durch die Leitung ausgeschlossen worden war, — so kann er sehr wohl von Backnang aus bereits gegen 7 Uhr früh auf der Remberg-Höhe erscheinen und die zur Schanzarbeit entwickelten Infanterielinien deutlich erkennen. Er wird dann selbstverständlich mit größter Beschleunigung Artillerie vorziehen und schon eine halbe Stunde darauf wird die Vertheidigung gezwungen sein, ihre Erdarbeit einzustellen und die Masse der Infanterie hinter den Höhenrand zurückzunehmen.

Aus dieser allgemeinen Skizze der Lage ergibt sich, daß jetzt von einer vorbereiteten Stellung so gut wie gar nicht die Rede sein kann, daß es sich für die Ostpartei um den allereinfachsten Fall des geplanten Angriffs handelt, bei welchem der Gegner bereits entwickelt steht. Nur die Vertheidigungsartillerie war, da sich für sie die Stellungen bereits aus der Karte in ziemlich sicherer Weise ergeben, allenfalls in der Lage, in den Morgenstunden des 15. September ihre Deckungen wirklich herzustellen. Ihre Geschützeinschnitte gewähren aber bekanntlich der aufrecht arbeitenden Bedienung in ernstem Kampfe überhaupt nur einen sehr mäßigen Schutz und man darf ihren Werth nicht allzuhoch anschlagen.

Die Truppentheilung des Vertheidigers muß nach meiner Ansicht so ziemlich die gleiche sein wie im Übungsbeispiele. Ein gewisser Unter-

*) NB. ohne Pioniere.

schieb wird aber doch eintreten. Die Straße Marbach—Poppenweiler mit ihren Hohlwegen und der zweifachen gedeckten Verbindung nach rückwärts,*) bildet eine so ausgezeichnete Vorposition, daß man gut thun wird, sich ihrer ausgiebig zu bedienen, und zwar um so mehr, als andernfalls die Infanteriefeuernwirkung ins weitere Vorgelände doch sehr in Frage gestellt ist. Hat man nämlich nicht die Zeit gehabt, die Obstbäume an der Straße Marbach—Poppenweiler gründlich zu behauen, so verdecken sie der Vertheidigungsinfanterie etwa die Hälfte des Geländes zwischen dieser Straße und dem Lemberg, und das würde dem Angriffe allerdings sehr zu gute kommen. Ich nehme also an, daß die Vertheidigung eines ihrer Reserve-Bataillone mit mindestens 200 Patronen pro Mann hierher vorschiebt, mit dem Auftrage, das Vorgehen des Feindes vom Lemberg-Walde unter Feuer zu nehmen, sich aber einem feindlichen Nahangriffe nicht auszulassen, sondern rechtzeitig unter Benutzung der auf dem rechten Flügel und in der Mitte vorhandenen, nach rückwärts führenden Hohlwege in die Reserve zurückzutreten, wobei auf vollständiges Freilassen der Feuerfront der Hauptstellung ein besonderes Gewicht zu legen sei. Zum Schutze der rechten Flanke dieser vorgeschobenen Aufstellung würde ich Poppenweiler durch eine Kompanie des rechten Flügelabschnitts einstweilen besetzen lassen.

Auf Grund der Erfahrung, welche unsere Ostpartei am 15. September bei ihrer Mittagsruhe thatsächlich gemacht hat, setze ich voraus, daß der Führer von Ost, ehe er seiner Avantgarde auf den Lemberg folgt, das Auffahren von zwei Batterien nördlich Affalterbach angeordnet hat, um das Zurückgehen der feindlichen Kavalleriebrigade zu beschleunigen und ihrer Batterie die Lust zum erneuten Auffahren zu benehmen; daß er ferner ein Bataillon aus der Marschkolonne zur weiteren Verfolgung der Kavalleriebrigade nach Erdmannshausen entsandt hat, welches diesen Ort besetzen soll (III./125). Die übrige Infanterie des Gros bereitet während des nothwendig gewordenen Haltes den Aufmarsch vor, indem sie rechts und links der von der Artillerie eingenommenen Straße Tiefkolonnen formirt und mit den Tetzen der Regimenter bis in die Höhe der Artillerietete bezw. bis an die Ostspitze von Affalterbach vorrückt.**)

Dies ist die Lage um 7 Uhr vormittags, als der Kommandeur die Spitze des Lemberges erreicht und die Infanterie des Vertheidigers bei der Schanzarbeit sieht. Daß er sofort Befehl giebt, die Masse seiner Artillerie

*) Die Straße Poppenweiler—Höhe 295 ist zum Theil auch eingeschnitten.

**) Ich mache hier darauf aufmerksam, daß im Infanterie-Exercir-Reglement der zweite Absatz von II, 113 nicht abgeschrieben wurde, als II, 80 den Zusatz über möglichst langes Verbleiben in der Marschformation erhielt. Beide Vorschriften sollen abwechselnd nach Maßgabe der Umstände angewendet werden. Im vorliegenden Falle kann die Zeit der Ueberlegung, welche die Führung unbedingt braucht, nur in der oben angedeuteten Weise vollständig ausgenutzt werden.

vorzuholen, ist schon gesagt. Im Uebrigen wird er etwa folgende Erwägungen anstellen:

Jede überflüssige Verzögerung des Angriffs ist unbedingt zu vermeiden, aber die kahle Fläche vor der feindlichen Front nöthigt doch zur Vorsicht. Immerhin muß die dichte Obstbaumallee an der Straße Marbach—Poppenweiler für die Infanteriestellung, an der der Gegner arbeitet, sehr unbequem sein und ihr einen ganz beträchtlichen Theil des hierher gelegenen Vorfeldes (zwischen Straße und Lemberg) verdecken. Was er davon sieht, kann er mit Gewehrfeuer nicht mehr beherrschen, er wird für diesen Zweck auf Geschützfeuer beschränkt sein, und sobald wir die artilleristische Feuerüberlegenheit haben, können wir unbedenklich auch über diese Fläche hinweggehen. Geht man vom Nordrande des Lemberg-Waldes in das Nischgraben-Thal hinein, so läßt sich aber auch diese Fläche vielleicht mit Vortheil vermeiden. Gegen beide feindliche Flügel kommt man augenscheinlich gut heran. Der Angriff über Poppenweiler drängt den Feind völlig von seiner Brücke bei Neckarweihingen ab, der über die Schillerhöhe dagegen drängt ihn in der Hauptsache darauf hin; der erstere ist also vorzuziehen, und Poppenweiler ist von Höhe 306 derartig unter Feuer zu nehmen, daß dort auch durch Vortruppen kein längerer Widerstand geleistet werden kann. Hauptangriff also hier. Andererseits giebt das Vorgehen eines rechten Flügels über Erdmannhausen Gelegenheit, einige Batterien seitwärts zu verschieben und womöglich zuletzt zu flankirender Feuerwirkung zu gelangen. Auch wird so die Kavalleriebrigade wohl am schnellsten ganz aus der Nähe vertrieben.

Also: Das in der Avantgarde befindliche Grenadierregiment Nr. 119 zieht sein beim Gros eingetheiltes Bataillon heran und bereitet sich vor, auf weiteren Befehl vom Lemberg-Walde aus durch den Nischgraben-Grund und über den Westabfall der Höhe 306 als Mitte der Gefechtslinie an die Straße Marbach—Poppenweiler vorzurücken und die feindliche Front zu bekämpfen.

Infanterieregiment Nr. 125 läßt ein Bataillon hinter dem Grenadierregiment auf dem nördlichen Wege Affalterbach—Poppenweiler bis an den Fuß des eigentlichen Lemberges (Höhe 364) folgen, wo es einstweilen als Reserve des Brigadefommandeurs verbleibt. Das letzte seiner Bataillone vereinigt der Regimentskommandeur mit dem bereits nach Erdmannhausen vorgegangenen III. Bataillon und wendet sich von diesem Dorfe aus gegen den linken feindlichen Flügel hinter dem Nischgraben.

Das Reserveregiment rückt über Siegelhausen nach Hochdorf und wird demnächst durch Poppenweiler hindurch und am Nordostrande dieses Dorfes vorbei den Hauptangriff in der Richtung auf den rechten feindlichen Flügel zu führen haben.

Die jetzt gegen Erdmannhausen bereitgestellte Artillerieabtheilung (zwei Batterien) fährt sobald als möglich auf der Höhe südlich dieses Dorfes auf,

um später auf Höhe 299 und an die Straße Marbach—Poppenweiler weiter vorzugehen. —

Während diese Gedanken in Befehlsform gekleidet werden, muß der Führer auf der Lemberg-Höhe bereits erkennen, daß die Sache noch etwas anders liegt, als er glaubte. Seine Artillerie ist mit vier Batterien gerade im Auffahren auf Höhe 306 begriffen — und zwar offen und schnell, denn man sieht einerseits den Gegner noch bei der Schanzarbeit und andererseits ist ein verdecktes Auffahren so gut wie ausgeschlossen — als sie von einem heftigen Gewehrfeuer aus der Vorposition begrüßt wird, das bei der Größe des Zieles trotz der bedeutenden Entfernung immerhin Verluste — zumal an Pferden — hervorruft. Von der Lemberg-Höhe aus kann man die in solchem Falle unvermeidliche Störung der Ordnung deutlich erkennen. Wenn Westwind dem Ohre dazu den Schall des Gewehrfeuers zuträgt, so liegt die richtige Erklärung nahe und sie wird zur Gewißheit, sobald man sieht, daß einige Geschosse der jetzt feuernden Ostbatterien vor der Straße Marbach—Poppenweiler einschlagen, daß ein Theil der Artillerie sich also auf diese Straße einschießt. Nun kann man aber aus der Karte 1:100 000 nicht ersehen, daß die vorgeschobene feindliche Infanterie durchgehend in ganz vorzüglicher Deckung liegt. Darum wollen wir der Führung von Ost mit einer vortrefflichen Patrouillenmeldung zu Hülfe kommen. Einer ihrer Dragoneroffiziere hat die ganze Front abgejagt und berichtet, daß von der Straßengabel nördlich Poppenweiler bis zum Aichgraben vier Hohlwege vorhanden sind, die alle vier stark besetzt zu sein scheinen.

Nun ist die Sache klar. Nach den örtlichen Verhältnissen und bei der jenseits der Straße deutlich erkannten Erdarbeit kann es sich nur um eine Vorposition handeln. Aber diese Vorposition hat ein ausgezeichnetes Schußfeld; man kann von ihr aus fast überall den Fuß der Bäume am Westrande des Lemberg-Waldes sehen und das obere Aichgraben-Thal fast seiner ganzen Länge nach überschauen. Daß dem so ist, kann man auch aus der Karte 1:100 000 schon so ziemlich erkennen. Wenn die Besatzung der feindlichen Vorposition Munition genug hat, so kann sie unbedingt schweren Schaden anrichten. Gegen unsere gewöhnlichen Schützenlinien mit ein bis zwei Schritt Abstand werden bei Schießübungen auf 800 m etwa 14 pCt., auf 1600 m 2 pCt. Treffer erzielt, im Durchschnitt auf eine diese Strecke durchschreitende Schützenlinie also 8 pCt. Rechnen wir für den Ernstfall nur den achten Theil gleich 1 pCt., so könnten 1000 Schützen, die in der über 1000 m langen Vorposition liegen, mit je 100 Schuß pro Mann, im Ganzen also 1000 Treffer erzielen. Für ein zum Vorgehen über diese ebene Fläche bestimmtes Regiment auf Kriegstärke würde dies einen Verlust von 33 pCt. bedeuten, ehe es auch nur in die Lage kommt, ein irgendwie fühlbares Feuer auf Kopfziele zu eröffnen. Wenden wir nun im Angriffe sehr viel dünnere Schützenlinien an, die sich in ganz kurzen Sprüngen bewegen und

lassen wir der vordersten solchen Linie eine zweite, dritte, vierte u. folgen, so dauert der ganze Prozeß der Vorbewegung auch mindestens drei- bis viermal so lange und der Vertheidiger erhält die Gelegenheit, das Drei- und Vierfache an Munition einzusetzen.

Natürlich muß der Vertheidiger in diesem Falle etwas andere, vielleicht eingehendere Anordnungen für sein Feuer treffen, als dies bisher in seiner Lage nöthig war. Er muß sich entscheiden, ob er seine Geschosßgarben thunlichst zusammenhalten oder ob er eine Fläche von größerer Tiefe mit ihnen bestreuen will.

Im ersteren Falle wird er sich eine Linie im Gelände auswählen, für welche er die Visire mit größtmöglicher Sicherheit bestimmen kann, in unserem Beispiele etwa die Linie, die von dem Wegübergange über den Achgraben*) zwischen Punkt 250 und Punkt 262 zuerst 500 m weit an dem betreffenden Wege entlang führt und dann nahezu südlich, ein wenig südwestlich nach dem Wegekreuz gerade in der Mitte zwischen Poppenweiler und Höhe 306 läuft. Die Entfernung der nördlichen Endstrecke und des südlichen Endpunktes dieser Linie von der Vorposition ist aus der Karte 1:100 000 mit vollkommener Sicherheit abzugreifen und danach werden sich auch einzelne Zwischenpunkte sicher bestimmen lassen, oder sie werden durch einige in den Boden eingesteckte Marken rasch bezeichnet. Wenn nicht besonders ungünstige Verhältnisse für die Beurtheilung des Tagesvisirs und für die Beobachtung vorliegen, wird man sich alsdann bei jeder Gruppe der langgestreckten Vorposition für ein einziges Visir entscheiden können. In seine Garbe läßt man die einzelnen Wellen des Angreifers hineinlaufen, um sie nacheinander niederzuwerfen.

Bei dem anderen Verfahren würde jede Kompagnie des Vertheidigers, um nicht Abtheilungen unter Zugstärke mit zwei Visiren schießen zu lassen, den ihr zugewiesenen Längsabschnitt des Vorfeldes in drei hintereinander liegende Stufen eintheilen, deren mittelste sich in unserem Falle an die vorstehend erörterte Linie anschließen könnte.

Welches Verfahren zweckmäßiger ist, darüber müssen Versuche bei den Geländeschießübungen die beste Auskunft geben. A priori würde ich mich für das erstere entscheiden und ich glaube, man darf damit wirkliche Erfolge erhoffen. Denn durch die Vergrößerung der Zwischenräume beim Angreifer wird zwar der Munitionsbedarf des Vertheidigers erheblich vermehrt, die Aussicht auf Treffer verliert sich aber darum noch keineswegs auf das Gebiet des Zufalls. Wenn der einzelne Angreifer das gezielte Feuer einer ganzen Schützengruppe auf sich zieht, so scheint mir die Aussicht, ihn zu treffen, doch recht groß. Daß ein gutes und sorgfältiges Zielen auf den einzelnen Mann auch im Abtheilungsfeuer seine Früchte trägt, das wird durch folgende Betrachtung erwiesen: Bisher stellten wir beim Schießen auf Schützenlinien

*) Vergl. Karte 1:100 000.

die Scheiben im Allgemeinen mit dem zulässig geringsten, lichten Zwischenraume von einem Schritt auf, was bei Bemessung des Abstandes von Scheibenmitte zu Scheibenmitte für jede Scheibe einen Frontraum von 1,20 m ergibt. Da in der „geschlossenen Linie“ auf denselben Frontraum drei Scheiben kommen, so müßten sich nach allgemeinem ballistischem Gesetze die Trefferprocente in einer aufrechten Schützenlinie zu denen in einer geschlossenen Linie verhalten wie 1:3. So verhalten sie sich auch auf den weiten Entfernungen, auf den mittleren dagegen wie 1:2 und auf den nächsten wie 1:1,5, eine Erscheinung, die durchaus zu Gunsten des Zielens auf den einzelnen Mann spricht.

Und so ergibt sich, daß auf der reinen Ebene — sofern der Verteidiger Munition in reichlichem Maße besitzt — mit der zeitraubenden Art des Vorgehens in ganz dünnen Schützenlinien wenig oder gar nichts gewonnen wird. Ganz etwas Anderes ist es natürlich, sobald das Gelände die Deckung nicht völlig versagt. Zur Ausnutzung spärlich vorhandener Deckung, kleiner Bodenfalten, schmaler Bedeckungen und dergleichen sind ohne jede Widerrede schwache Abtheilungen in höherem Grade befähigt als starke, und es ist ganz zweifellos sehr oft möglich, eine Truppenabtheilung nach und nach völlig gedeckt durch ein Gelände vorzuführen, bei dessen gleichzeitiger Ueberschreitung sie unbedingt entdeckt und durch das feindliche Feuer schwer geschädigt werden würde.

In unserem Uebungsbeispiele liegt nun zwischen dem Lemberg-Walde und der Straße Marbach—Poppenweiler eine völlig ebene Fläche ohne jede Deckung, und so muß der Führer der Ostpartei alsbald zu der Ueberzeugung kommen, daß ein verfrühtes Vorgehen des Grenadierregiments jedenfalls zu vermeiden ist. Nun hat er sich ja in dem vorher skizzirten Befehle die Ertheilung einer weiteren Weisung an dieses Regiment vorbehalten, um den Beginn des Vorgehens zu bestimmen. Er wird gut thun, dem Befehl jetzt noch folgenden Zusatz zu geben: „Das Vorrücken des Grenadierregiments gegen die Mitte der feindlichen Front wird erst angeordnet werden, wenn die beiden diesseitigen Flügel in das Gefecht eingetreten sind (und zwar: Regiment Nr. 125 rechts auf der Höhe südlich Marbach, das Reserveregiment links bei Poppenweiler), wenn beide Regimenter also in der Lage sind, gegen die Flanken der feindlichen Vorposition an der Straße Marbach—Poppenweiler zu wirken. Einstweilen sind nur schwächere Abtheilungen zu beiden Seiten der Artillerie etwas über deren Linie hinaus vorzuschieben, um die Artillerie vor näherem Herankommen feindlicher Infanterieabtheilungen zu schützen und das feindliche Infanteriefeuer von ihr abzulenken.“

Man sieht, es ist ein sprungweises Vorgehen im allergrößten Maßstabe, was der Führer von Ost plant, und damit wird er sicher Erfolg haben. Haben die vom Gelände begünstigten Flügel der gesamten Gefechts-

linie sich erst einmal in der Nähe des Feindes eingenistet, dann wird auch für die Mitte der Sprung nach vorwärts ausführbar werden.

Zuvörderst ist jetzt der Artillerie Zeit gegeben, um ihre Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen. Von der Infanterie wird zuerst Regiment Nr. 125 dazu gelangen, das Feuer zu eröffnen. Es findet beim Ueberschreiten der Höhenante von Höhe 299 nach Marbach zu einige Deckung gegen Sicht zuerst durch die Bäume an der Straße Marbach—Affalterbach, später durch diejenigen an der Straße Marbach—Poppenweiler. Von dieser Straße aus kann das Regiment bereits gegen den feindlichen linken Flügel wirken, findet die besseren Stellungen aber in noch größerer Nähe. Sein linker Flügel steht der feindlichen Vorposition dort völlig in Flanke und Rücken und es ist zu vermuthen, daß das Bataillon in den Hohlwegen diesen Zustand nicht allzulange ertragen wird. Der Vernichtung soll es sich nicht aussetzen; durch die Zurückhaltung der Osttruppen im Lemberg-Walde ist der eigentliche Zweck seiner Aufstellung augenscheinlich verfehlt. Wenn diese Gründe noch nicht stark genug sind, so wird die erste Ostbatterie, die bei Höhe 299 eintrifft, die Frage sofort entscheiden. Jetzt kann das Bataillon die Vorposition nicht mehr halten.

Sobald die Vorposition aufgegeben ist, hat auch die Kompanie in Poppenweiler keine Veranlassung mehr, länger in dem Dorfe zu bleiben, dem sich inzwischen das Reserveregiment schon nähert und welchem daher auch die Artillerie bei Höhe 306 bereits einige Aufmerksamkeit zugewendet haben wird. Das Reserveregiment gelangt somit ohne Kampf vor den rechten Flügel der feindlichen Stellung und nistet seine Schützenlinien in den uns von der wirklichen Uebung her bekannten Angriffsfeuerstellungen am Nordrande des Dorfes und an der Straße bis zu ihrer Gabelung ein.

Jetzt ist auch der Augenblick gekommen, daß das Grenadierregiment in breiter Front vom Lemberg-Walde aus bezw. im Aichgraben-Thale vorrücken kann. Die feindliche Batterie bei Matenhof steht bereits im Infanteriefeuer auf 800 m und muß sich ihrer Haut wehren. Die drei Batterien bei Höhe 295 sind also jetzt zweifellos so niederzuhalten, daß sie dem Vorgehen des Grenadierregiments nichts mehr anhaben können. Während demnächst dieses Regiment in der Front von den Hohlwegen aus das Feuer eröffnet und sich dann allmählich, meistens wohl im Kriechen, stellenweise aber auch in kurzen Sprüngen mit schmalen Fronten noch näher heranarbeitet, wird das zur Reserve des Führers bestimmte Bataillon Regiments Nr. 125 hinter Mitte und linken Flügel der Grenadiere vorgeführt.

Wenn der Vertheidiger nicht in Gräben für stehende Schützen untergebracht ist, so glaube ich nicht, daß sein etwas vorspringender rechter Flügel sehr lange dem umfassenden Feuer standhalten kann, das auf ihn einschlägt. So wird der äußerste linke Flügel des Angriffs bald in die Lage kommen,

den vorliegenden Grund zu überschreiten und sich jenseits auf dem Abhange einzurichten.

Inzwischen hat die Artillerie ihr Feuer zum großen Theile auf die Infanterielinien der Vertheidigung richten können, die unter dem Gewehrfeuer auch bereits schwer leiden. Nach und nach reift die Zeit des Sturmes heran und der Führer der Ostbrigade begiebt sich nach Poppenweiler, um ihn anzusehen. Auf diesen Schlußakt brauche ich nicht näher einzugehen; er unterscheidet sich nur in Kleinigkeiten von dem Verfahren, das ich in meinen Betrachtungen zu der wirklichen Uebung vom Jahre 1898 vorgeschlagen habe. —

Ich muß nun gleich einige Einwände beantworten, die jedenfalls erhoben werden. Der Eine wird sagen, daß ich in der letzten Betrachtung doch der Vertheidigungsartillerie zu viel Ehre anthue, bezw. daß ich dem bei der Angriffsartillerie vorhandenen Uebergewichte (6 : 4) nicht genügend Rechnung trage. Den Betreffenden bitte ich anzunehmen, daß West vor Beginn des Kampfes noch eine Batterie Verstärkung erhalten hat. Ich für meine Person bleibe freilich bei der Anschauung, daß schon jene vier Batterien zu der gründlichen Beachtung zwingen, die ich ihnen angedeihen lasse.

Der Andere wird fragen: „Welches artilleristische Uebergewicht verlangst Du denn für den Angreifer, damit er sofort oder bald frisch und froh in alter Weise auch über das feuerbeherrschte lange Feld zwischen dem Lemberg-Walde und der Straße Marbach—Poppenweiler vorgehen könne? Du giebst wohl selbst zu, daß man in dieser Lage allen Grund zur Eile hat, weil dem Gegner möglicherweise Verstärkung zuwächst.“ Darauf antworte ich zunächst, daß in taktischen Dingen die Wahrheit meistens nicht an Zahlen gebunden ist. Nehmen wir aber auf beiden Seiten gleiche Tüchtigkeit von Führung und Truppe, gleich gutes Material und gleiche Munitionsausstattung an, so möchte ich glauben, daß man bei einer Angriffsartillerie von acht bis neun Batterien ein beschleunigtes Verfahren wohl wagen könnte, zumal wenn sich zwei bis drei Haubizbatterien dabei befinden.

Angenommen, daß fünf Kanonenbatterien (zwei bei Erdmannhausen und drei von der Batteriegruppe bei Höhe 306) die Vertheidigungsartillerie bekämpfen, so können in diesem Falle drei bis vier Batterien (eine Kanonenbatterie auf Höhe 306, die Haubizen verdeckt südlich der Waldspitze am Wege von Höhe 306 nach Hochdorf) die feindliche Vorposition dergestalt mit Brennzündergranaten bearbeiten, daß ein Vertheidiger von nicht bedeutender Willensstärke vielleicht schon dadurch veranlaßt werden wird, das Vorspiel vor der Front der Hauptstellung abzukürzen und den ihm so wie so befohlenen Rückzug frühzeitig anzutreten. Sagt der Vertheidiger sich aber, daß die Hauptstellung den dort entwickelten Truppen nirgends auch nur annähernd so gute Deckung bietet, wie er sie in der Vorposition hat, hält er daraufhin aus und beginnt er beim Antreten des Grenadierregiments mit seinem Infanterie-

feuer, so können jene drei bis vier Batterien sofort zum Schrapnel greifen und den Schützen an der Chauffee damit so zusetzen, daß von einem wirklich gezielten und gut geleiteten Weitfeuer zweifellos nicht mehr die Rede sein kann. Weitfeuer der Infanterie bleibt immerhin eine Kunstleistung, die sehr kräftige Eingriffe von feindlicher Seite nicht verträgt. Hiernach wäre also mindestens doppelte artilleristische Ueberlegenheit zu fordern, um in diesem Falle ein baldiges Vorgehen der Infanterie über die offene Fläche zu ermöglichen.

Ich brauche bei dieser Annahme nicht weiter zu verweilen. Daß das ganze Gefecht bei so gewaltiger Feuerkraft der Angriffsartillerie mit verhältnißmäßig großer Schnelligkeit verlaufen kann, wird Niemand bestreiten.

Ein dritter Leser aber wird die Forderung stellen, ich solle nunmehr bei meinem applikatorischen Gefechtsbilde auch den Veränderungen Rechnung tragen, welche durch die Einführung einer schnellfeuernden Panzer-Feldartillerie eintreten müssen. Nachdem ein Großstaat einmal diesen Schritt gethan hat, ist die Frage jedenfalls eine höchst wichtige geworden. Es giebt hervorragende Artilleristen, die das neue Französische Feldgeschütz nicht für kriegsbrauchbar halten. Aber wer entsinnt sich nicht der ursprünglichen Bedenken gegen die Kriegsbrauchbarkeit der Dampfschiffe, durch deren Beachtung Napoleon I. sicherlich ein wesentliches Mittel des Erfolges gegen die Engländer aus der Hand gab! Wer denkt nicht an die anfängliche Ueberzeugung der Militärs, daß die Eisenbahnen niemals von Bedeutung für den Krieg werden könnten! Und wer wüßte nicht, daß vor einem halben Jahrhundert ganz Europa übereinstimmend das Preußische Zündnadelgewehr für eine viel zu feine, komplizirte, durchaus nicht kriegsbrauchbare Waffe erklärt hat, daß diese Anschauung den Feldzug von 1864 überdauerte und erst 1866 durch Thatsachen widerlegt wurde, welche die Machtverhältnisse in Europa wesentlich verschoben! Und wenn wir jetzt bei unseren, so außerordentlich verfeinerten Handfeuerwaffen an jenen Einwand gegen die alte massive „Knarre“ zurückdenken, mit der wir unsere großen Siege erfochten, so sehen wir jedenfalls, wie wandelbar menschliche Ansichten sind, ja nothwendig sein müssen. Dann aber wissen wir auch aus der staunenerregenden Geschichte der Technik im letzten Jahrhundert, wie rasch sich die Verbesserungen folgen, sobald irgend eine Aufgabe einmal mit Bestimmtheit gestellt ist. Wenn also wirklich das Französische Geschütz noch nicht die erforderliche Kriegsbrauchbarkeit besitzt, so muß man doch mit Sicherheit damit rechnen, daß in nächster Zeit ein neuer Vertreter desselben Gedankens erscheint, der die jetzigen Fehler abgelegt hat. Vermuthlich ist aber das wesentlich bessere Modell bereits vorhanden und wartet nur darauf, daß wir es annehmen.

Unter allen Umständen ist aber bei unserem einen Nachbar das Panzergeschütz bereits definitiv eingeführt und gerade unter dem Gesichtspunkte ein-

seitigen Auftretens dieses Geschützes will ich daher auch mein Uebungsbeispiel zunächst betrachten.

Wenn in der Vertheidigungsstellung bei Neckarweihingen vier Rohrrücklaufbatterien mit Stahlschilden vorhanden sind, denen man mit Schrapnelfeuer nun einmal thatsächlich keinen wesentlichen Schaden zufügen kann, so muß die Angriffsartillerie mit Brennzündergranaten hinter die Stahlschilde langen oder die Geschütze und Munitionswagen des Gegners mit Volltreffern beider Geschosarten zerstören. Zu beiden Zwecken muß sie auf verhältnißmäßig kurze Entfernungen herangehen und kann das selbstverständlich erst dann, wenn die Infanterie noch näher am Feinde steht. Die erste Kampfaufgabe unserer sechs Batterien bei Ost geht also jetzt nicht auf Bekämpfung der Vertheidigungsartillerie, sondern auf Bekämpfung derjenigen feindlichen Infanterie, welche unserer vorderen Infanterielinie das Herankommen an die Stellung verwehren will. Die Batterien werden hierzu ganz verdeckt aufzufahren müssen, um thunlichst jedem ungleichen Kampfe mit den Westbatterien aus dem Wege zu gehen, und werden zum Richten mit einem Hülfssziele greifen. Zum verdeckten Auffahren bietet sich Gelegenheit zunächst bei Erdmannshausen hinter der Straße von hier nach Affalterbach (bei Höhe 307), ferner am Wege Affalterbach—Poppenweiler, etwas vorwärts des Waldsaumes, aber hinter dem Südabhange von Höhe 306. Von beiden Aufstellungen aus wird die an ihren Schützengräben arbeitende Infanterie des Feindes zunächst zu vertreiben, dann aber das Feuer auf die Vorposition zu vereinigen sein.

Aber schon bei der ersten Anordnung für die Batterien muß die Führung überlegen, wo sie dieselben später zum entscheidenden Nahkampfe aufstellen will und wie man dorthin gelangt. Es ist ohne Weiteres einleuchtend, daß man rechts die bessere Deckung für das Herangehen findet und hier am ersten zu einigermaßen flankirender Wirkung gelangt, z. B. von einer Stellung dicht östlich der Anlagen auf der Schillerhöhe aus. Das Herangehen des linken Artillerieflügels muß über feuerbeherrschtes Feld erfolgen und kann nur im langen Galopp geschehen. Um die feindliche Artillerie bei Höhe 295 direkt und aus der Nähe zu beschießen, muß man hier unmittelbar an die Straße Marbach—Poppenweiler heran, so daß man unter den Kronen ihrer Bäume hindurch nach der Höhe sehen kann. Das führt dann freilich auch in die eigene Infanterielinie und damit zugleich in das Feuer der feindlichen hinein und wird nicht eher gewagt werden dürfen, als bis die Wirkung unseres eigenen Infanteriefeuers auf den Feind fühlbar wird. Bis dahin muß man nothgedrungen weiter abbleiben, und das Maß bestimmt sich dann dadurch, daß man gerade noch über die Baumkronen der Allee hinweg mit derjenigen Genauigkeit beobachten kann, welche für das Schießen mit Granaten erforderlich ist. Das wird vermuthlich auf etwa 700 m hinter der Allee, auf 1800 m Abstand vom Ziele möglich sein.

Nach dieser Ueberlegung empfiehlt es sich, die vorhandenen Batterien ganz gleichmäßig, also abtheilungsweise auf beide Flügel zu vertheilen.

Der allgemeine Verlauf des Gefechts kann nun ungefähr folgender sein: Während die Artillerie die Vorposition bearbeitet, schreitet der rechte Infanterieflügel hinter der Erdmannhausener Höhe ungestört vor, der linke Flügel aber wird diesmal sehr bald unter Feuer genommen, nachdem er aus der Gegend von Hochdorf in Richtung auf Poppenweiler angetreten ist. Legt man die neuen Vorschriften für die Französische Feldartillerie zu Grunde,*) so hat in unserem Falle die Vertheidigung die Höhe 295 von Anfang an nur mit höchstens zwei Batterien besetzt, denen die Ueberwachung des gesammten Vorfeldes übertragen ist (*batteries en position de surveillance*); die zwei anderen Batterien aber hält sie aufgeproßt in der Nähe ihrer voraussichtlichen Stellungen zurück (*en position d'attente*). Mit einer dieser Batterien, die südlich von Höhe 295 aufgefahren ist, hat das Reserveregiment zu rechnen. Glücklicherweise liegt nun der obere Theil von Poppenweiler so hoch, daß er einen breiten Strich des Anmarschfeldes verdeckt, und wenngleich die Französischen Schießregeln ganz besonders auf das in solchen Fällen gebotene Bestreuen des Vorfeldes eingerichtet sind, so will ich annehmen, daß sie in diesem Falle nicht mit besonderem Glücke gehandhabt werden. Poppenweiler ist schon vorher von der Angriffsartillerie beschossen worden und das Reserveregiment kommt hinein. Die Westbatterie südlich Höhe 295 nimmt jetzt ihrerseits den Ort unter ein sehr empfindliches Feuer, welches die Entwicklung der Infanteriefuerlinien auf diesem Flügel zwar nicht unmöglich macht, aber doch immerhin recht erschwert.

Auch die letzte Batterie von West wird auf die Patrouillenmeldung vom feindlichen Vormarsche auf Marbach so rechtzeitig bei Höhe 271 in Stellung gehen, daß sie die Schüngen des Angreifers gleich bei ihrem ersten Sichtbarwerden unter Feuer nehmen kann. Ich nehme aber auch hier an, daß die früher erörterten Infanteriestellungen erreicht werden und daß die Artillerie der Schwesterwaffe unmittelbar folgt.

Jetzt ist die Vertheidigung gezwungen, die Vorposition endgültig zu räumen. Zugleich sieht sie ihre Artilleriestellung auf Höhe 295 in der empfindlichsten Weise angegriffen. Sie giebt der südlich dieses Punktes stehenden Batterie den Befehl, zurückzugehen und unter Benützung der Mulde zwischen Höhe 295 und Höhe 271 zur Bekämpfung der Artillerie auf der Schillerhöhe wieder aufzufahren. Bis diese Batterie dorthin kommt, muß aber einige Zeit vergehen und wenn sich das Plankenfeuer von der Schillerhöhe sehr fühlbar macht, so ist es wohl denkbar, daß man auf Höhe 295 den Fehler macht,

*) Hohne, „Die Französische Feldartillerie, Organisation, Bewaffnung etc.“ Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung, und „Das Exercir-Reglement für die Französische Feldartillerie“ in den Nr. 24 bis 28/1902 des Militär-Wochenblatts.

auch eine der dortigen Batterien die Front nach der Seite hin wechseln zu lassen, von der die wirklich gefahrbringenden Geschosse kommen. Geschieht das, so müssen sich die nachtheiligen Folgen bald zeigen. Denn nunmehr kann die Artillerieabtheilung am Südrande des Lemberg-Waldes mit wirklicher Aussicht auf Erfolg nach Höhe 295 hin wirken und sie wird sich diese Gelegenheit sicher nicht entgehen lassen.

Sind die Dinge so verlaufen, so ist jetzt nur noch eine Batterie der Vertheidigung wirklich im Stande, das lange Feld vor dem Lemberg-Walde unter Feuer zu nehmen und es wird jetzt wohl möglich sein, die Mitte der Angriffsschlachtlinie, das Grenadierregiment und die Artillerieabtheilung durch diese Feuerzone vorzuführen. Durch Gleichzeitigkeit und Schnelligkeit wird man dabei die Verluste am ersten verringern und die Schnelligkeit wird immerhin dadurch begünstigt, daß das Gelände nach dem Feinde zu stark abfällt. Auch Ablegen des Gepäcks wird für die Infanterie in Frage kommen, wobei aber die Patronen natürlich mitzunehmen sind. Gewöhnliche Schützenlinien und dahinter Linien mit großen Abständen, Bewegung abwechselnd im Schritt und im Lauffschritt (der bei regendurchweichem Boden natürlich aus geschlossen bleibt), das wird wohl immer noch am besten sein. Auf dem rechten Flügel kann eine Sektionskolonne am Südhange des Aichgraben-Thales sehr viel Aussicht haben, lange unbemerkt zu bleiben und hat dann vielleicht nur noch eine kurze Strecke zu überwinden, ehe die Bäume der Allee sie wieder aller Sicht, aber darum freilich noch immer nicht den Geschossen entziehen. Die Artillerie muß gleichzeitig mit dem Auftreten der Infanterie eine oder zwei Batterien mit größerem Seitenabstande voneinander im Galopp in die vorher besprochene nähere Stellung vorgehen lassen. Sobald diese vordere Staffel der Artillerie das Feuer eröffnet hat, muß die zurückgebliebene folgen.

Ich kann diese Erörterung hier abbrechen. Bedenkt man, daß die neuen Panzergeschütze zugleich Schnellfeuergeschütze par excellence mit einer ganz außerordentlich reichen Munitionsausstattung sind, so muß Jedermann zugeben, daß sie in unserem Falle der Vertheidigung einen ungewöhnlich großen Zuwachs an Kraft gewähren würden, der den Angriff auf die höchsten Proben stellt. Und wenn wir den Fehler streichen, den die Vertheidigung mit ihrem Frontwechsel einer Batterie unter den Augen des Feindes begangen hat, wenn wir annehmen, die vorher südlich Höhe 295 verwendete Batterie sei rechtzeitig nach links hinübergezogen worden und hätte dadurch den Frontwechsel überflüssig gemacht, dann standen zwei Batterien zur Verfügung, um das Vorgehen des Angriffs vom Lemberg-Walde an die große Straße zu bekämpfen. Dann wäre die Durchführung jedenfalls aufs Aeußerste erschwert gewesen, sie wäre vielleicht an dem Schnellfeuer der neuen Artillerie gescheitert. —

Auf den Fall, daß der Angriff einseitig Geschütze neuester Art führt, gehe ich nicht näher ein. Er würde dem früher erörterten Falle einer mehr als doppelten artilleristischen Ueberlegenheit fast völlig gleichen.

Ich überlasse es endlich meinen Lesern, sich diejenigen Aenderungen des Kampfverlaufes selbst auszumalen, welche eintreten müssen, wenn die neue Waffe auf beiden Seiten zur Annahme gelangt ist. Im Allgemeinen muß der Taktiker in solchen Fragen unzweifelhaft dem Fachmanne von der Waffe einen erheblichen Vorsprung lassen, und da ist gar Vieles zu bedenken und zu erwägen. Nur das Eine will ich gleich aussprechen, daß ich der Ansicht nicht beitreten kann, welche eine reinliche Scheidung aller Gefechte in 1. das Artillerieduell, 2. den darauf folgenden Infanteriekampf unter Mitwirkung der siegreichen Artillerie, erwartet. Das innige Zusammenwirken beider Feuerwaffen vom Beginne des Kampfes an ist nach meiner Ueberzeugung ein taktisches Grundgesetz für Gegenwart und Zukunft. —

Aber meine Variationen eines und desselben Themas sind doch noch nicht zu Ende, sie bedürfen vielmehr noch einer sehr wesentlichen Ergänzung. Das Bild wird abermals ein vollständig anderes, wenn wir die Handlung um etwa acht Wochen früher legen, in einen Zeitabschnitt, wo das Getreide bereits zu seiner vollen Höhe aufgewachsen ist und noch im vollen Umfange auf den Feldern steht. Die heutige Feuertaktik rechnet mit dem liegenden Anschlage als der eigentlichen Fechterpostur. Sowie der Mann sich zum Schusse auf die Kniee erheben muß, fängt er bereits an, mehr Scheibe als Schütze zu sein; ein Kampf zwischen einer liegenden und einer stehenden Schützenlinie würde sich in aller kürzester Frist zu Ungunsten der letzteren entscheiden.

Hiernach besteht die allererste Aufgabe der Bertheidigung darin, sich ein Schussfeld für liegende Schützen zu schaffen. In unserem Falle lagen 1898 auf dem linken Flügel der Stellung (vor Gruppe IV) ausschließlich Gemüse-, Kartoffel- und Kleefelder und bei der ziemlich steilen Böschung des Hanges wäre hier eine weitere Nachhülfe nicht nöthig gewesen. Vor der ganzen übrigen Front (1500 m lang) hat Getreide gestanden. Wenn dasselbe in einer Breite von etwa 600 m niedergelegt werden soll, so würde ich vorschlagen, daß vier Bataillone in Doppelkolonnen mit etwa 10 m Abstand nebeneinander gestellt und dann gleichzeitig von einem Flügel der Stellung zum anderen geführt werden, während drei Kompagniekolonnen in Halbzügen hinter den Intervallen folgen. Nach meiner Erinnerung aus dem Jahre 1866 reicht ein einmaliges Hindurchgehen einer Doppelkolonne durch hochstehendes Getreide völlig aus, um es ganz glatt zusammenzustampfen. Die Breite der angegebenen Formation auf Kriegsstärke beträgt etwas über 200 m. Sie braucht also nur dreimal den Weg vor der Front entlang zu machen und kann in einer guten Stunde mit ihrer Aufgabe fertig sein. Da die Stabsoffiziere und Hauptleute hierzu bei der Truppe nicht erforderlich sind,

so kann die Vorbereitung der Schanzarbeiten neben dem Freimachen des Schußfeldes hergehen.

Wichtig ist bei diesem Freimachen des Schußfeldes noch die folgende Rücksicht: Das Niedertreten des Getreides darf nicht bis dicht an die große Straße Marbach—Poppenweiler hin erfolgen. Bleibt man hier 50 bis 80 m ab (je nach der Dichtigkeit des Getreides), so wird dem Gegner die ganz vorzügliche Deckung für seine Schützen entzogen, die sich in den Hohlwegen an der Straße findet, und er muß zur Führung des Feuerkampfes auf das Feld heraus.

Von einer Verwerthung der Hohlwege als Vorposition könnte jetzt selbstverständlich nur dann die Rede sein, wenn man nach Vollendung aller Arbeiten in der Stellung die Ueberzeugung erlangt hätte, daß der Feind noch weit entfernt ist und auch das Niedertrampeln der Getreidefelder vor der Vorposition nicht zu stören vermag. Dazu kann es nach der Gesamtlage in unserem Beispiele nicht mehr kommen und die Vertheidigung muß sich also mit der Beherrschung des Vorfeldes durch Schrapnellfeuer begnügen. Diese aber hängt, wie wir wissen, vollständig davon ab, ob die Vertheidigungsartillerie durch die Batterien des Angriffs zum Kampfe um die eigene Existenz gezwungen wird oder nicht. Sowie sie mit wirklich überlegener Wirkung angepakt wird, kann sie das Verbot des Vorgehens über die freie Fläche nicht mehr aufrecht erhalten. Durch hochstehendes Getreide wird die im Aichgraben-Thale vorhandene Deckung vermehrt und die Bedeutung desselben als Annäherungsweg nimmt zu. Auch die beiden Infanterieflügel des Angriffs werden bei ihrem Vorgehen der Sicht noch besser entzogen sein, als wir ihnen bisher zugestanden haben.

Hiernach ist leicht zu ermessen, wie sehr es der Ostbrigade unter diesen Verhältnissen erleichtert ist, in die Nähe des Feindes heranzukommen. Dagegen wird sie im Infanteriefeuerkampfe das Fehlen der guten Deckung im Centrum der Gefechtslinie schwer empfinden.

Schl u ß.

Nach meiner Ueberzeugung geht aus den hier angestellten Betrachtungen mit Nothwendigkeit hervor, daß man die taktischen Fragen der Gegenwart nicht auf dem Exercirplatze lösen kann, daß dagegen die Aufgaben des Ernstfalles eine große Uebung und Gewandtheit in der geschickten Ausnutzung des Geländes und außerdem ein völlig durchgebildetes Verständniß für die Wirkungen des Infanterie- und Artilleriefeuers voraussetzen. Ein höherer Führer, der in der Schießlehre der Infanterie und Artillerie nicht einigermaßen Bescheid weiß, kann unmöglich die ihm zur Verfügung gestellten Kräfte richtig verwenden, ihnen ihre Aufgaben so zuweisen, daß sie sich wechselseitig richtig unterstützen. Aber auch das wechselseitige Verständniß

der beiden Feuerwaffen muß größer sein als früher. Schon der Kompagniechef wird aus der Kenntniß des artilleristischen Schießverfahrens und der artilleristischen Geschosswirkungen großen Vortheil ziehen; der Stabsoffizier der Infanterie bedarf ihrer in hohem Grade, wenn er auf dem Schlachtfelde der Gegenwart seine Stelle voll ausfüllen will. Da handelt es sich nicht nur darum, durch richtige Geländebenutzung oder durch Wahl des rechten Zeitpunktes für irgend eine Handlung die Wirkung der feindlichen Artillerie zu vereiteln oder doch abzuschwächen, sondern auch um das richtige Augenmaß dafür, was von der eigenen Artillerie verlangt und erwartet werden darf und wie ihr zu irgend einer Aufgabe infanteristische Unterstützung bezw. Schutz gewährt werden kann. Und ebenso muß auch der Artillerist noch etwas mehr von der Infanteriefeuere Wirkung wissen, als man bei den Uebungen mit Platzpatronen erfahren kann.

Für unsere Zeit gilt ganz und voll der Wahlspruch: „die Wissenschaft eine Waffe, die Waffe eine Wissenschaft“. Und darum erlaube ich mir hier einen Wunsch zu äußern, der gewiß in weiten Kreisen getheilt wird, daß nämlich die Ergebnisse der Uebungen, die unsere Schießschulen mit den Armeewaffen ausführen, alsbald zu allgemeiner Verwerthung veröffentlicht werden möchten. Die Mittheilung derselben an die Armee „zum Dienstgebrauch“ ist ja zweifellos in hohem Maße segensreich, aber die öffentliche Erörterung bleibt doch immerhin ausgeschlossen und gerade aus ihr, in Rede und Gegenrede, wird erst die volle Bedeutung solcher Ergebnisse allgemein klar. So ungemein erfolgreich der unmittelbare Einfluß unserer Schießschulen auch ist, zur ausgiebigen Verbreitung aller Erfahrungen und richtiger Anschauungen über das Wesen der heutigen Waffenvirkung ist der freie Meinungsaustrausch in der Literatur nur schwer zu entbehren.

Keine Armeeverwaltung kann natürlich darauf verzichten, manche Dinge als geheim zu behandeln. Ein gewisser Nachtheil ist aber von der Geheimhaltung nicht zu trennen! Schriften, die vor der Gefahr der Veröffentlichung zu schützen sind, liegen natürlich immer am sichersten in eisernen Schränken, und diejenigen Personen, welche ihre sichere Aufbewahrung verantworten müssen, geben sie höchst berechtigterweise nur ungern aus ihrem Verschlusse heraus. So kann es sehr leicht kommen, daß auch die zur Kenntnißnahme amtlich Berufenen sich mit einmaligem Durchlesen einer solchen Schrift begnügen und nachher nicht wieder auf sie zurückgreifen, daß ihnen der Inhalt also auch leicht wieder aus der Erinnerung verschwindet. Für das wirkliche Vorkommen solchen Uebelstandes will ich zum Schlusse ein lehrreiches Beispiel erzählen.

Che General v. Schlichting seine „Taktischen und strategischen Grundsätze der Gegenwart“ herausgab, hatte er unter dem gleichen Titel eine kleine Abhandlung geschrieben, die im Beiheft 4 des Militär-Wochenblatts von 1896 zum Abdrucke gelangte. In ihr hatte er die Moltkesche Strategie mit zwei

Sätzen charakterisirt, die er als Aussprüche Moltkes bezeichnete. Daß sie es nicht dem Buchstaben nach, sondern nur inhaltlich sein sollten, ging aus den ersten Worten der Schrift hervor, in denen Schlichting erzählt, daß sie während eines Aufenthalts im Auslande ohne alle Apparate niedergeschrieben sei. Jene beiden Sätze behandelte nun Schlichtings Hauptgegner, General v. Scherff, im 5. Hefte seiner „Kriegslehren“ mit recht empfindlicher Ironie. Er nannte sie „Neu-Moltkesche Strategie“ und „soit-disant Moltkesches Operationsystem des Herrn Verfassers im Militär-Wochenblatt“ und suchte an dem Verlaufe des Sedan-Feldzuges nachzuweisen, daß diese Sätze sich in keiner Weise mit Moltkes thatsächlichen Maßnahmen in Einklang bringen lassen. Wer Scherffs Ausführungen las und mit Moltkes Denkweise nicht bereits sehr vertraut war, konnte leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß Schlichting ganz willkürlich seine eigenen Anschauungen Moltke in den Mund gelegt habe. Es wäre also höchst wünschenswerth gewesen, einem solchen Mißverständnisse entgegenzutreten.

Das ging aber leider nicht an, denn von den beiden Sätzen stand der eine inhaltlich in der von Moltke verfaßten Instruktion für die höheren Truppenführer, der andere zum Theil ebendort, zum anderen Theil in dem amtlichen Erlasse Moltkes vom 16. September 1865 über Marschziehen und nur zum kleinsten Theil im Generalstabswerke über den Feldzug 1866. Nun war es ganz zweifellos zulässig gewesen, Moltkesche Gedanken, die er bei so mancher Generalstabsübungsreise mündlich ausgesprochen hatte, wissenschaftlich zu erörtern und zu verwerthen; es war aber nicht angängig, auf einen Protest gegen ihre Herleitung von Moltke mit der Veröffentlichung einer Stelle aus der „geheimen Instruktion für die höheren Truppenführer“ zu antworten. Jetzt ist sowohl diese Instruktion wie der erwähnte Erlaß in den „Taktisch-strategischen Aufsätzen Moltkes“ allgemein bekannt gegeben, und Scherff wird sich wohl längst überzeugt haben, daß er sich damals geirrt hat. *) Es geht aber aus diesem Vorfalle mit ungewöhnlicher Klarheit hervor, wie sehr das Wort „geheim“ auf dem Deckel einer solchen Schrift dazu dienen kann, die Vertrautheit mit dem Inhalte auch in demjenigen Kreise zu beeinträchtigen, für den sie recht eigentlich bestimmt ist.

Man wird aber ferner sagen dürfen: Wäre jene von Moltke verfaßte Instruktion schon vor 33 Jahren veröffentlicht worden, so würde das dem Verständnisse der Moltkeschen Strategie im gesammten Vaterlande sehr förderlich gewesen sein. York v. Wartenburgs höchst geistvolle, aber auch durchaus einseitige Verherrlichung der Napoleonischen Operationsmethode wäre dann ganz gewiß nicht 20 Jahre lang ohne wesentlichen Widerspruch

*) Die fraglichen Stellen finden sich: S. 210 letzter Absatz und S. 211 oben; S. 173 oben; S. 237 oben. Die betreffende Stelle im Generalstabswerke von 1866 steht S. 197.

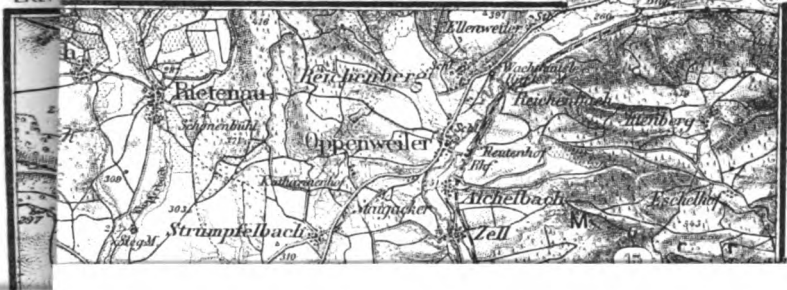
geblieben, und die großen Meinungsverschiedenheiten in strategischen Fragen, die vor Kurzem die militärische Tagesliteratur erfüllten, hätten sich wahrscheinlich überhaupt nicht in gleicher Weise zuspitzen können oder wären doch längst ausgeglichen. Daß die Uebereinstimmung des strategischen Denkens aber gegebenenfalls für das Handeln eine sehr große Bedeutung haben muß, das hat Schlichting in seinen Schriften wiederholt und überzeugend dargethan. Die Veröffentlichung des Generalstabes zu Moltkes hundertstem Geburtstage hat also sowohl der Wissenschaft wie dem praktischen Leben einen großen Dienst geleistet.

Möge nun auch durch ständige Veröffentlichung aller irgendwie bedeutamen Materialien zur infanteristischen und artilleristischen Schießlehre dafür gesorgt werden, daß die Feuertaktik der Gegenwart in wissenschaftlicher Erörterung immer weiter entwickelt und ausgebaut werden kann. Es wird auch dann ganz gewiß zuweilen vorkommen, daß irgendwo eine recht anfechtbare Folgerung mit dem Anspruche voller Wissenschaftlichkeit auftritt. Das schadet nichts. Sie wird bald bekämpft werden, und aus dem Kampfe der Meinungen wird sich — Schritt für Schritt — die Annäherung an die Wahrheit ergeben! —



re 1898.

Zu:



Ueber die volkswirthschaftliche Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht.

Von

Dr. Düms, Oberstabsarzt,

Regimentsarzt des Königlich Sächsischen 8. Infanterieregiments Prinz Johann Georg Nr. 107.

*Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.*

Wie es natürlich ist, daß gegenüber dem Hauptzweck der allgemeinen Wehrpflicht, die Bildung einer Armee sicherzustellen, die unsere Grenzen wirksam zu schützen im Stande ist, alle anderen Rücksichten in den Hintergrund zu treten haben, so werden auch Erwägungen, die sich nicht mit dieser Hauptaufgabe beschäftigen, erst an zweiter Stelle Interesse beanspruchen können. Rein militärisch gedacht, ist der Zweck der allgemeinen Wehrpflicht erfüllt, wenn die Armee, die aus ihr hervorgeht, stets schlagfertig und kriegsbereit ist. Volkswirthschaftlich geht aber mit der Erfüllung dieser Aufgabe eine solche Reihe von Einwirkungen und Leistungen einher, daß es vielleicht nicht unnützlich erscheint, auch dieser Seite der allgemeinen Wehrpflicht einmal Rechnung zu tragen. Allerdings kann für meine Betrachtung nicht der allgemeine, weitgespannte volkswirthschaftliche Standpunkt zum Ausdruck kommen. Meine Aufgabe muß sich darauf beschränken, das in Betracht zu ziehen, was sich mir aufgedrängt hat vom Standpunkt des Arztes, der die Pflicht hat, über die Gesundheit Derer zu wachen, die auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht in die Armee eingereicht werden.

Meine Erwägungen werden sich deshalb in der Hauptsache darauf beziehen, welche Bedeutung die allgemeine Wehrpflicht für das körperliche und geistige Wohl unseres Volkes hat. Vielleicht haben sie aber deshalb einigen Werth, weil meine Ergebnisse nicht aus theoretischen Speculationen hervorgegangen sind, sondern an reale, der Nachprüfung zugängliche Untersuchungen anknüpfen.

Das Eine dürfte allerdings kaum bezweifelt werden, daß die Beurtheilung des Werthes der allgemeinen Wehrpflicht von dem erwähnten Gesichtspunkt aus unter allen Erörterungen, die volkswirthschaftlich in Frage kommen können, besonders gewichtig in die Waagschale fällt. Läßt sich nämlich der Beweis führen, daß die allgemeine Volksgesundheit unter dem Einfluß

unjerer Wehrpflicht gefördert und gesteigert wird, so ist die weitere Schlußfolgerung berechtigt, daß dieser Nutzen, da der größte Reichthum eines Staates in der Gesundheit seiner Bevölkerung besteht, im volkswirthschaftlichen Sinne mit an erste Stelle treten wird. Ja, er wird gegenüber den meisten Erwägungen anderer Art von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Zwar wird von der gesammten männlichen Bevölkerung immer nur ein Theil der Wehrpflichtigen zur Ausübung dieser Pflicht herangezogen, nämlich der, der die Bedingungen der Wehrfähigkeit erfüllt, ein nicht in allen Landestheilen gleichmäßiges Prozentverhältniß, das in maximo etwas über den vierten Theil der dienstfähigen Altersklasse ausmacht, in einzelnen Bezirken, zumal in den dichtbevölkerten Industriebezirken geringer, vielleicht auf ein Sechstel und noch weniger zu veranschlagen sein dürfte. Aber da in Folge der durch die Dienstzeit gesteigerten Gesundheit des Einzelnen auch seine Nachkommenschaft im günstigen Sinne beeinflusst werden wird, so wird sich doch der Nutzen für die Volksgesundheit im breiteren Maße bemerkbar machen, als dies zunächst in dem Verhältniß der zum Heeresdienst Herangezogenen zum Ausdruck kommt.

Im Allgemeinen kann man ja das Verhältniß der Wehrfähigen zur Gesamtbevölkerung als Maßstab der Volksgesundheit eines Landes oder einer engeren Provinz ansehen, und dieses Kriterium wird erfahrungsgemäß volkswirthschaftlich auch stets unter den Beweisen herangezogen. Andererseits ist aber daran zu erinnern, daß eine Summe sonst kräftiger und vollgesunder junger Männer nur deshalb nicht zu den Fahnen einberufen wird, weil die Anforderungen, die die Tauglichkeit zum Militärdienst stellt, besonders hohe sind. Fehler, die für gewöhnlich die Leistungsfähigkeit, wie sie von einem gesunden Menschen gefordert wird, nicht zu beeinträchtigen pflegen, schließen die Dienstfähigkeit häufig aus. Es sei nur an die Anforderungen an die Sinnesorgane, besonders des Gehörgans, an den Bau des Skeletts u. a. m. erinnert.

Unwillkürlich drängt sich schon bei diesen Erwägungen die Frage auf, was ist denn Gesundheit, wer ist denn als gesund zu bezeichnen? Erst wenn man diesen Begriff genau formulirt hat, wenn man einen bestimmten Standpunkt eingenommen hat, welche Bedingungen ein Körper erfüllen muß, um als gesund zu gelten, wird man der anderen Frage näherzutreten können, worin die Förderung der Gesundheit besteht und woran man eine solche erkennt. Leider ist es nun nicht leicht, positiv den Begriff der Gesundheit zu analysiren. Man wird am ehesten noch die Frage allgemein beantworten können, wenn man sagt, gesund ist der, der nicht krank ist.

Und in der That ist ja das auch die Richtschnur, nach der wir Aerzte einen gesunden Menschen beurtheilen. Wir suchen durch eine gewissenhafte Untersuchung Krankheiten und Fehler auszuschließen, und wenn dieses der Fall ist, erklären wir den Untersuchten für gesund und unter Umständen für

dienstfähig. Genau genommen decken sich die beiden Begriffe gesund und dienstfähig, wie schon vorhin angedeutet, keineswegs, denn im gewöhnlichen Leben wird man Jemanden, der kurzsichtig ist, nicht krank nennen. Nichtsdestoweniger ist er bei einem bestimmten Grade der Kurzsichtigkeit nicht dienstfähig. Eine systematische Zusammenstellung der Fehler und Krankheiten, die die Dienstbrauchbarkeit beschränken oder ausschließen, enthält die Heerordnung. Die Hauptbedeutung derselben für die diagnostische Beurtheilung liegt ja auf der ausschließenden, negativen Seite. Daneben giebt aber auch das Gesetz für die Beantwortung der hierher gehörigen Fragen eine Reihe positiver Merkmale, wie solche durch eine bestimmte Körpergröße, Körpergewicht, Ausdehnungsfähigkeit des Brustkorbes, durch bestimmte Ergebnisse der Seh- und Hörfähigkeit u. gegeben sind.

Es ist deshalb ganz natürlich, daß außer der körperlichen Beschaffenheit noch andersartige Gesichtspunkte für die Beurtheilung, ob Jemand gesund ist, als werthvoll herangezogen werden. In die rein anatomische Beurtheilung schiebt sich von selbst noch ein anderes Moment hinein, ein Moment, das wir für die Entscheidung, ob ein bestimmtes Organ gesund ist oder nicht, gar nicht entbehren können, nämlich seine Leistungsfähigkeit. Letztere kann im Allgemeinen als der natürliche Ausdruck der körperlichen Verhältnisse gelten. Die Leistungsfähigkeit ist direkt abhängig von der körperlichen Beschaffenheit. Weicht diese nicht weit von der Regel ab, so wird auch das Maß der Leistungsfähigkeit sich in einem der Norm entsprechenden Rahmen halten. Und so wird man die Frage, ob Jemand gesund ist oder nicht, zweckmäßig auch von dem Gesichtspunkt der Funktionen zu prüfen und festzustellen haben, ob Jemand leistungsfähig ist, d. h. ob er den Anforderungen, die an die Durchschnittsleistung einer bestimmten Altersklasse gestellt werden, nachzukommen im Stande ist und zwar Letzteres mit einer gewissen Leichtigkeit.

Beides, die Beschaffenheit in körperlicher Beziehung und das Maß der Leistungsfähigkeit, letztere im weitesten Sinne, werden auch die kardinalen Gesichtspunkte sein, nach denen die Frage der Förderung der Gesundheit durch den Militärdienst zu beurtheilen ist. Ist Letzteres wirklich der Fall, verläßt der Soldat die Armee mit einem Plus an Körperbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit, so muß, da sie zu bleibenden Eigenschaften geworden sind, auch die Volksgesundheit im Allgemeinen davon einen Nutzen haben.

Bei keinem Beruf lassen sich nun Fragen dieser Art so rein, so wenig getrübt durch äußere Einflüsse und Fehler beantworten als in der Armee. Die Dienstpflicht stellt gewissermaßen einen Versuch im Großen dar, wie eine bestimmte Altersklasse auf bestimmte Einflüsse und Verhältnisse reagirt. Man kann sagen, der Gesundheitszustand eines Soldaten drückt sich in einer Verhältnißzahl aus, dessen einen Faktor die während seiner Dienstzeit auf ihn einwirkenden Einflüsse darstellen, dessen anderer durch seine Widerstandsfähigkeit gegeben ist. Da die Einwirkungen, soweit sie den Dienst betreffen, überall

in der Armee als gleiche gelten können und die Widerstandsfähigkeit auf Grund der entschiedenen Diensttauglichkeit auch eine bestimmte Breite, wenigstens eine Grenze nach unten hat, so läßt sich bei Verschiebungen und Aenderungen eines dieser Werthe das Ergebniß genau kontroliren. Die wichtigste und hauptsächlichste Verschiebung besteht nun darin, daß die dienstlichen Anforderungen mit der Ausbildung und der Dauer der Dienstzeit gleichmäßig und methodisch gesteigert werden. Dementsprechend muß auch die Widerstandsfähigkeit größer werden, soll die Gesundheit nicht leiden. Was ist aber Widerstandsfähigkeit anders als die auf guter Organbeschaffenheit beruhende Leistungsfähigkeit eines Menschen?

Wir ist immer aufgefallen, wie wenig gerade bei den häufig sehr heftigen Diskussionen über den Werth der allgemeinen Wehrpflicht diese Momente berücksichtigt zu werden pflegen. Möglich, daß die Beurtheilung dieser Dinge für Viele zu weit abliegt, da eben eine besondere Beobachtung hierfür erforderlich ist. Eine gewisse Schwierigkeit mag auch darin liegen, daß der Beweis für den realen Nutzen der allgemeinen Wehrpflicht nach dieser Richtung hin sich nur zum Theil in faßbaren Werthen geben läßt. Ich erinnere nur daran, daß wir einen Gradmesser für die Förderung der sittlichen Eigenschaften und mancher anderer Imponderabilien, die direkt und indirekt mit der militärischen Erziehung zusammenhängen, nicht haben.

Schon der Gründer unserer vaterländischen Staatswehr, der fernblickende Scharnhorst, hatte die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht in ihrer Wirkung auf die physische und moralische Gesundheit unseres Volkes erkannt. Wenn auch seine Schöpfung zunächst nur für den Krieg gedacht war und aus der Noth des Vaterlandes geboren wurde, so ging doch seinem Geist schon das Verständniß voll auf, daß das Heer im Frieden die beste Schule zu einer mannhaften, nationalen und patriotischen Erziehung abgeben würde. Sein früher Tod hat diesen Gedanken bei ihm praktisch nicht ausreifen lassen. Um so energischer nahm ihn sein Waffengefährte, der spätere Kriegsminister v. Boyen, wieder auf, der mit weit ausschauendem Blick in seiner Darstellung der alten und gegenwärtigen Preussischen Heeresverfassung, die er 1817 dem König überreichte, die machtvollen Rückwirkungen eines kräftigen Volksherees für die Allgemeinheit betonte und die Nachteile und Mißstände der alten stehenden Heere rücksichtslos aufdeckte.

Es ist gewiß eine eigenartige Erscheinung, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte in rascher Reihenfolge nun fast alle Kulturstaaten Europas dem Beispiele Preußens gefolgt sind. Sie allein zu erklären aus der Nothwendigkeit, durch das Aufgebot von Heeresmassen die Grenzen zu sichern, dürfte doch nicht ganz zutreffend erscheinen.

Nicht mit Unrecht bildete sich nach den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 die Volksmeinung in Deutschland dahin aus, daß ein nicht geringer Theil der Verdienste „dem Deutschen Schulmeister“ zufalle. Man fühlte

instinktiv, daß nicht das bloße Aufgebot der Massen, sondern der sie belebende und kräftigende Geist der körperlichen und geistigen Schulung den Sieg an die Fahnen geheftet habe. Das Volksheer mit den an dasselbe gestellten Anforderungen trat in eine Parallele zu den Aufgaben der Schule, und die Anschauung gewann mit der Zeit mehr und mehr an Boden, daß die militärische Ausbildung im gewissen Sinne als eine Fortsetzung und Erweiterung der Schule betrachtet werden könne. Denn wie die Schule die Ausbildung und Förderung der körperlichen und geistigen Anlagen als ihr vornehmstes Ziel im Auge hat, so auch das Heer. Nur in ihren Endzwecken unterscheiden sich beide. Der Zweck der militärischen Ausbildung geht in erster Linie dahin, den Soldaten für die Erfüllung ganz bestimmter Aufgaben fähig zu machen. Die Mittel aber, die sie hierzu gebraucht, haben in ihrer Wirkung einen wesentlich weitergehenden Nutzen, als der angestrebte Zweck zunächst für die oberflächliche Betrachtung verräth.

Worin kommt nun dieser Nutzen für die Gesundheit des Einzelnen und damit für die Volksgesundheit im Allgemeinen zum Ausdruck?

Zunächst ist wohl Jedem, der, wenn auch nur verhältnißmäßig kurze Zeit, dem Heere angehört hat, die Thatsache nicht unbekannt geblieben, wie die ganze Persönlichkeit des in das Heer Neueingetretenen nach und nach zu seinem Vortheil ummodellirt wird. Aus dem unbeholfenen, linkschen, in seinen Bewegungen langsamen, schlaffen Rekruten wird in der Regel schon nach dem ersten halben Jahre ein gewandter, anstelliger, junger Soldat, dessen körperliche Leistungsfähigkeit in demselben Maße wächst, als er gelernt hat, seine Kräfte auf Grund methodischer Uebung zweckmäßig zu gebrauchen. Indem gleichzeitig bei richtiger Vertheilung von Schlaf und Arbeit auf eine gute Ernährung des Mannes durch die Kommandobehörden das größte Gewicht gelegt wird, sehen wir auch sein ganzes Aussehen besser werden.

Einen untrüglichen Maßstab für diese Thatsache, der wegen seiner Objektivität wohl nichts in seiner Beweiskraft zu wünschen übrig läßt, geben uns die periodischen Wägungen, die in der Regel vierteljährlich vorgenommen und deren Resultate für jeden einzelnen Mann genau in den Mannschafts-Untersuchungslisten festgelegt werden. Diese Wägungen — um das hier nebenbei zu bemerken — haben wegen ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit für uns Aerzte noch einen ganz besonderen Werth für die Beurtheilung des Gesundheitszustandes des einzelnen Mannes. Geben sie uns doch in den Fällen, in welchen gegen früher eine Gewichtsabnahme konstatirt wird, sofort ein Signal, den Körperzustand des Betreffenden genau zu untersuchen und ein wachsameres Auge auf ihn zu halten, lange bevor der Mann selbst Klagen über sein Befinden angiebt, oder irgend eine Veränderung in seinem Aussehen sich bemerkbar macht. Gewisse Erkrankungen wichtiger Organe, der Lungen, der Leber, des Magens, der Nieren, beginnen nicht

selten ohne jedwede subjektive Beschwerde, machen sich aber gewöhnlich schon früh durch einen Stillstand oder Rückgang in der Ernährung und damit im Körpergewicht bemerkbar. Das Gleiche gilt für die Beurtheilung psychischer Störungen, deren schleichender Beginn sich in der Regel auch durch einen auffälligen Rückgang in der Ernährung bemerkbar macht.

Nun wissen wir aber aus Erfahrung, daß fast ein regelmäßiger Typus der Gewichtsveränderung vom Eintritte des Rekruten an im Verlaufe des ersten Dienstjahres zu konstatiren ist. Das Körpergewicht nimmt stetig zu, nicht gleichmäßig, sondern nach den einzelnen großen, anstrengenden Phasen der Ausbildung manchmal etwas verschieden. In einzelnen Fällen tritt auch eine rapide Abnahme in den ersten Monaten ein, so bei jenen fettreichen Individuen, die bei früher sitzender Lebensweise an Ueberernährung leiden. Diese verschlechtern dann das allgemeine Durchschnittsergebnis, z. B. einer Kompagnie an Zunahme von Körpergewicht, indem die Summe an gewonnenen Kilogrammen durch die extreme Gewichtsabnahme Einzelner natürlich zu Ungunsten des Durchschnittsgewichts verringert wird. Auf solche Weise lassen sich an der Hand der Durchschnittsergebnisse dieser Wägungen Kurven gewinnen, die ein getreues Bild der Verbesserung der körperlichen Beschaffenheit einer Truppe geben.

Vor mir liegt eine Reihe solcher Kurven, die alle dasselbe Bild geben: ein verhältnißmäßig rasches Ansteigen des Körpergewichts am Ende des ersten Halbjahres, das im Durchschnitte 2,5 kg für den Mann beträgt, dann eine wesentlich langsamere Zunahme, wobei im Sommer gewöhnlich kleine, vorübergehende Rückgänge zu erkennen sind, und ein Verbleiben des Körpergewichts im zweiten Dienstjahre auf der im Anfange desselben erreichten Höhe. Das während der gesammten Dienstzeit gewonnene Plus an Körpergewicht für den einzelnen Mann schwankt in der Breite zwischen 3 und 3,5 kg. Die auffällige Zunahme gerade in den ersten sechs Monaten hat eine um so größere Bedeutung, als ja in diese Zeit die anstrengendste Periode der Ausbildung fällt, während das Verbleiben auf der einmal erlangten Höhe im zweiten Dienstjahre sich mit der bekannten Erfahrung deckt, daß die Einverleibung und Nuzbarmachung der Ernährungsstoffe bei den einzelnen Individuen an eine bestimmte Grenze gebunden ist. Die Leute sind, wie man sich populär ausdrückt, im zweiten Dienstjahre ausgefüttert.

Ein anderes Bild zeigte das Körpergewicht bei Untersuchungen, die Einjährig-Freiwillige betrafen. Hier war am Schlusse ihrer Ausbildung, im Beginne des sechsten Monats nach ihrer Einstellung, sogar eine ganz geringe Abnahme des Durchschnittsgewichts festzustellen, das aber dann im zweiten Halbjahre in besonderer Weise anstieg, so daß am Ende der Dienstzeit auch bei ihnen die Durchschnittszunahme 2,75 kg für den Mann betrug.

Die Erklärung für diese anfängliche Abnahme bei der letzteren Kategorie von Soldaten liegt auf der Hand. Es handelt sich gerade bei Einjährig-Freiwilligen, zumal wenn wie bei den vorliegenden Wägungen viele Studierende darunter sind, nicht selten einmal um überernährte Leute, und dann stellt die Ausbildung an viele derselben bisher ganz ungewohnte körperliche Anstrengungen, durch die das überschüssig aufgespeicherte Ernährungsmaterial, zumal das Fettgewebe, schnell konsumirt wird. An Stelle dessen tritt dann in Form von Organsubstanz ein bleibender Gewinn, der zu nutzbringender Arbeit verwerthet werden kann.

Da man bei dem Alter der aktiven Mannschaft noch immer daran denken konnte, daß an der Körpergewichtszunahme das natürliche Wachsthum, zumal das in die Breite, einen Antheil haben kann, eine Annahme, für die allerdings das Ergebnis der Größenmessungen bei der Einstellung und Entlassung, das nur vereinzelt verändert gefunden wurde, nichts Beweisendes zu bringen vermochte, so schien es von besonderem Interesse, den Einfluß des Militärdienstes auf das Körpergewicht eingezogener Reservisten zu beobachten. Es war natürlich, daß bei ihnen die sonstigen wohlthätigen Einwirkungen der Uebungszeit gegenüber dem Einflusse einer reichlichen zweckmäßigen Ernährung in den Hintergrund treten mußten.

Die Leute waren im Mai vorigen Jahres zu einer 14tägigen Uebung eingezogen, ein Zeitraum, der, wenn er auch für die Beobachtung verhältnißmäßig kurz war, doch recht bemerkenswerthe Resultate gab. Da die Leute die Kost durchgängig sehr lobten und, wie ich mich überzeugen konnte, ihr in der ausgiebigsten Weise zusprachen, so hat, wie schon erwähnt, zweifellos die Ernährung den Hauptantheil an den gewonnenen Ergebnissen. Thatsache war, daß die Reservisten wesentlich reichlicher aßen, als die aktive Mannschaft. Es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß bei jeder Art der Massenernährung eine Eintönigkeit schwer zu vermeiden ist, die mit der Zeit das Gebotene dann weniger begehrenswerth erscheinen läßt, als dies im Anfange der Fall gewesen ist.

Von diesen 597 Leuten nahmen in den 14 Tagen 418 an Körpergewicht zu, bei 119 blieb das Körpergewicht gleich, und bei 60 war am Schlusse der Uebung eine Abnahme zu konstatiren. Die Gewichtszunahme betrug im Durchschnitt 1,68 kg, die Abnahme 1,2 kg.

Es war ja von vornherein verständlich, daß die Berufsarten hierauf einen Einfluß haben würden. In der That traf dies auch zu und zwar in der Weise, daß unter der Zahl derer, die überhaupt zugenommen hatten, die Leute mit sitzender Beschäftigung, die außerdem im Allgemeinen wirtschaftlich besser situirt waren, wie: Kaufleute, Bureauarbeiter u., unter dem Einflusse der dienstlichen Anstrengungen weniger deutlich den vortheilhaften Einfluß der guten Ernährung und der geordneten Lebens-

weise zeigten als die Fabrikarbeiter. Die Zunahme betrug an Körpergewicht bei der ersten Kategorie nur 0,73 kg, während sie bei letzterer 1,31 kg ausmachte. Dazwischen standen die Professionisten mit 1,10 kg Zunahme und diejenigen Berufe, die, wie Wirthschaftsgehülfen, Bahnarbeiter, Gärtner, Markthelfer u. A. mehr im Freien thätig sind, mit 1,01 kg durchschnittlicher Vermehrung des Körpergewichts.

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß die Soldatenbeköstigung zurzeit allen billigerweise zu stellenden Ansprüchen im vollsten Maße entspricht, so dürfte er in diesen mit mathematischer Beweisraft ausgerüsteten Thatsachen zu finden sein. Neben der steten Aufsicht durch die Kommandostellen und ihrer technischen Berather dürfte auch das System der Selbstbewirthschaftung — die vorstehenden Untersuchungen entstammen meinem Truppentheile, bei dem diese die Regel bildet — einen wichtigen Antheil daran haben, indem hierdurch am besten ein möglichst hoher Gehalt an Nährwerthen, zumal der wichtigsten Nahrungsmittel, nämlich der animalischen, gesichert wird. Bei der Verdingung der Menage an Unternehmer wird diese Garantie auch durch die eingehendste Kontrolle niemals in gleichem Maße gegeben sein. Die Unterschiede zwischen vollwerthigem und minderwerthigem Fleisch sind nicht immer allein durch bloßen Augenschein festzustellen. Hier spielt noch eine Reihe Faktoren mit, die sich der Kontrolle entziehen und lediglich auf Vertrauen basiren.

Diese erfreuliche Gewichtszunahme bei den Soldaten gewinnt aber vom gesundheitlichen Standpunkte aus eine um so größere Bedeutung, als sie nicht durch Fettansatz bedingt ist, sondern fast ausschließlich der reichlicheren und vollkommeneren Bildung von Muskelfasern zuzuschreiben ist. Der Wasser- und Fettgehalt der Muskulatur wird sogar verringert, dafür aber nehmen die rein kontraktile Elemente und damit die Leistungsfähigkeit des der Kraftausführung dienenden Gewebes zu. Dies bezieht sich nicht allein auf die Muskulatur für die willkürlichen Bewegungen, sondern auch auf die der inneren Organe. Vor Allem haben die Athmungsmuskeln und das Herz daran Antheil.

Für die Steigerung der Muskelkraft lassen sich ebenfalls objektive Werthe gewinnen, und zwar mittelst eines für diese Zwecke geeigneten Kraftmessers, der in der Hauptsache aus einer elliptischen Metallfeder besteht, die bei äußerster Kraftanstrengung mit der Hand zusammengedrückt wird und dann auf einer Skala die Größe des ausgeübten Druckes anzeigt. Für die durch die Ausbildung mit dem Gewehre gesteigerte Kraftleistung des Armes kann man so einen werthvollen Gradmesser erhalten. Die Beobachtungen wurden ebenfalls an Einjährig-Freiwilligen vorgenommen, in der Erwägung, daß gerade bei ihnen die bisher gewöhnlich wenig geübte Muskulatur die reinsten Werthe ergeben würde.

Es zeigte sich nun, daß für den rechten Arm die Muskelkraft durch das militärische Dienstjahr im Durchschnitte von 40,53 kg auf 44,51 kg gesteigert worden war, während für den linken das Verhältniß 36,55 kg zu 39,09 kg betrug. Eigentlich handelt es sich ja nur um die Druckwirkung der Hand, die in Kilogrammen gemessen wird. Da aber die Kraftleistung der Hand in der Hauptsache bedingt ist durch die Anspannung der Muskulatur des Vorderarmes und auch des Oberarmes, so läßt sie richtige Schlüsse auf die Kraftleistung der gesammten Armmuskeln zu. Die Kraftproben waren nach mehrmaligem Einüben bei der Einstellung und am Schlusse des Dienstjahres bei der Entlassung der Leute gewonnen.

Infolge des methodischen Gebrauches des Athmungsapparates während der Ausbildung wird nach und nach auch seine Leistungsfähigkeit gesteigert. Die Athmungsgröße nimmt zu und damit der für einen normalen Stoffwechsel so überaus wichtige Gaswechsel, der Verbrauch der gesunden und die Abgabe der verbrauchten Luft. Auch hierfür haben wir einen objektiven Gradmesser in der Vergrößerung des Brustumfanges bezw. des Brustspielraumes, d. h. des Unterschiedes zwischen der größten Einathmung und der ergiebigsten Ausathmung.

Für die durch den Militärdienst herbeigeführte Kräftigung des Herzmuskels lassen sich aus der Art und Zahl der Herzkontraktionen analoge Werthbestimmungen gewinnen. Auch die durch den Pulszeichner gewonnenen Pulscurven sind nach dieser Richtung hin nicht ohne Werth, doch das sind Untersuchungen spezifisch wissenschaftlicher Art, die hier nur angedeutet werden sollen. Ebenso kann es aus natürlichen Gründen hier nicht die Aufgabe sein, noch weiter auf den günstigen Einfluß der militärischen Ausbildung, wie er auch in anderen Organen und Organsystemen zum Ausdruck kommt, einzugehen.

Das Gesagte wird genügen, ein Bild von dem Nutzen zu geben, der in rein körperlicher Beziehung der waffenfähigen Bevölkerung zu Gute kommt. In die Volksanschauung ist diese Erfahrung schon längst übergegangen, denn was soll der Zusatz in manchen Gesuchen, denen wir in unseren Tageszeitungen nicht so selten begegnen, wie: „gewesener Soldat hat den Vorzug u. dergl.“, Anderes bedeuten, als daß von den Betreffenden eine größere Leistungsfähigkeit, sowohl körperlich als geistig, erwartet wird?

Wenn man die Wirkung der militärischen Ausbildung in körperlicher Beziehung allgemein formuliren wollte, so könnte man noch sagen, daß der Militärdienst, indem er die körperliche Beschaffenheit bis zu einem möglichst gleichen Maße von Leistungsfähigkeit zu steigern bestrebt ist, auf eine Ausgleichung der individuellen Unterschiede hinwirkt. Thatsache ist, daß letztere beim Austritt aus dem Heere sehr viel geringer sind als beim Eintritt. Die Uniformität beansprucht auch hierin ihr Recht, aber mit dem günstigen

Erfolge, daß der Gesamtwert, das Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne, größer geworden ist und dementsprechend auch reichlichere Zinsen trägt.

Wie verhält es sich nun mit dem Einflusse, den die allgemeine Wehrpflicht auf die psychische Sphäre, die Ausbildung des Intellektes und der rein sittlichen Eigenschaften, auszuüben vermag?

Was zunächst die Förderung der Verstandesthätigkeit betrifft, so ist es ja natürlich, daß, soweit eine positive Bereicherung des Einzelwissens dabei in Betracht kommen soll, der durch die militärische Ausbildung zu erstrebende Endzweck einen für die Allgemeinheit besonders nutzbringenden Werth nicht beanspruchen wird. Wenigstens dürfte die hierzu verwendete Zeit in einem ungleichen Verhältnisse zu dem Erfolge stehen. Aber auf die Einzelkenntnisse kommt es ja schließlich nicht allein an. Die rein formale Dressur, wenn ich mich so ausdrücken darf, hat doch auch ihr Gutes. Sollte die alte Erfahrung, daß die Beschäftigung mit noch so weit von der Berufsthätigkeit abliegenden Gegenständen, vorausgesetzt, daß diese Beschäftigung eben rein methodisch und mit Energie betrieben wird, schließlich immer einen Nutzen gewährt, nicht auch auf die theoretische und praktische Ausbildung des Soldaten zu beziehen sein? Man vergleiche nur einmal einen Rekruten und einen ausgebildeten Mann bezüglich seiner Fähigkeit, sich auszudrücken, und man wird un schwer einen gewaltigen Unterschied erkennen. Freilich gilt dieser Unterschied weniger für die städtische als für die Landbevölkerung.

Ich könnte noch andere Beispiele heranziehen, die auf einen fördernden Einfluß des Militärdienstes auf die Verstandesthätigkeit hinweisen, so die Steigerung der Beobachtung für alles das, was den Soldaten umgiebt, die Ausbildung seines Orientierungsvermögens, kurz eine Menge Dinge, die nicht zu weit entfernt sind von der Ausbildung jener Fähigkeit, die als die wesentlichste der Verstandesthätigkeit und unseres Wissens überhaupt gelten darf, nämlich die Fähigkeit, das Hauptsächliche von dem Nebensächlichen zu unterscheiden.

Ein sehr wichtiger Erfolg scheint mir auch darin zu liegen, daß der Soldat lernt, das einmal für richtig Erkannte in feste und schnelle Entschlüsse umzusetzen. Die Widerstandsfähigkeit gegen äußere und innere hemmende Einflüsse wird gestählt. Es ist dies ein Ausfluß jener Eigenschaft, die man gemeinlich mit „guten Nerven“ bezeichnet. Indem der Soldat täglich und stündlich darauf hingewiesen wird, daß die durch den Dienst auferlegten Obliegenheiten mit der größten Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erfüllt werden, gewöhnt er sich an eine Ordnung seiner ganzen Lebensführung, die für sein ganzes Leben, sicherlich aber auf viele Jahre hinaus, nachwirkt.

Man hat behauptet, daß die im Militärdienste gestellten Anforderungen an die Disziplin das Gefühl für Persönlichkeit, Freiheit und Menschenwürde

unterdrückten. Als ob irgend ein anderer Beruf frei von Pflichten und Forderungen wäre! Da, wo kein Vorgesetzter mit Befehlen und Vorschriften dahinter steht, muß doch auch jeder Mensch innerhalb eng gezogener Schranken handeln bezw. seine Handlungen einrichten. Die wahre Freiheit besteht nicht darin, Schranken überhaupt nicht zu kennen oder zu achten, sondern in der Fähigkeit, sich innerhalb solcher voll zu entwickeln. Und hier bei dem jungen Soldaten muß häufig das Versäumte nachgeholt und mit Strenge und Nachdruck erst zu seinem Eigenthum gemacht werden.

Es ist zweifellos, daß die anschwellende Fluth der Nervosität, die unserem Zeitalter ein gewisses Gepräge aufdrückt, ihre Spuren auch bis in die Armee erkennen läßt, indem nervöse Erscheinungen bei dem Ersatz zurzeit häufiger beobachtet werden als früher. Einen nicht geringen Antheil hieran hat sicherlich die Verschiebung der Ackerbau treibenden zu der in der Industrie beschäftigten Bevölkerung. Mit dieser Verschiebung sind gleichzeitig Veränderungen in den gesammten Lebensverhältnissen eingetreten, die viel Nervenkraft konsumiren. Nicht an letzter Stelle stehen hierbei die schädigenden Einflüsse des durch die Großstadt gesteigerten Genußlebens. Für diese Nervösen ist die aktive Dienstpflicht häufig geradezu ein Heilmittel.

Allerdings kostet es manchmal viele Mühe und Ausdauer, auch ist die sorgsamste ärztliche Kontrolle unerlässlich, diese Leute mit ihrem aus dem normalen Gleichgewicht gerathenen Nervensystem wieder zu leistungs- und widerstandsfähigen Individuen zu machen. Gerade bei dem Ersatz aus großen Städten kann man Beobachtungen dieser Art in reichlichem Maße machen. Häufig haben die Betreffenden das Vertrauen zu sich selbst verloren, sie haben verlernt zu „können“. Andere, die mit dem größten Interesse zunächst ihren Dienst aufnehmen, versagen, wenn der Reiz der Neuheit verblaßt ist. Allen diesen Nervösen ist das Eine gemeinsam, daß bei ihnen das richtige Verhältniß zwischen Verbrauch und Ersatz an Nervenkraft gestört ist, ein Verhältniß, das durch die methodische Uebung und die hygienische Lebensführung des Soldaten in vielen Fällen wiedergewonnen wird.

Vor Einem aber kann man nicht genug warnen, vor einer falschen Auffassung, die gerade in Laienkreisen öfter anzutreffen ist, als ob der erzieherische Einfluß des Militärdienstes auch jene moralisch Verkümmerten zu bessern vermöchte, deren Kainszeichen eine erbliche, degenerative Anlage ist: die sogen. moralisch Schwachsinnigen. Gewöhnlich haben die Betreffenden in ihren früheren Berufsverhältnissen schon vielfach Schiffbruch gelitten und sich jeder Ermahnung und Besserung unzugänglich erwiesen. Nicht so selten werden sie gerade deshalb von ihren Eltern und Erziehern der Truppe zum freiwilligen Eintritt zugeführt, wobei geflissentlich Alles verschwiegen wird, was zur Charakterisirung ihres krankhaften Seelenzustandes dienen könnte. Man erfährt das leider erst hinterher, wenn die aus der Unvollkommenheit

ihres psychischen Zustandes sich ergebenden Verstöße gegen militärische Zucht und Ordnung schon zu ernstern Konsequenzen geführt haben.

Flüchtig sei noch an jene Imponderabilien erinnert, die wie die Erweckung und Ausbildung des Ehrgefühls, des Gehorsams, des Opfermuthes, für die geheiligten Güter des Vaterlandes sein Leben einzusetzen, in ganz besonderem Maße befähigt sind, ethische Empfindungen zu festigen. Diese Eigenschaften lassen sich gemeinhin zusammenfassen in dem Begriffe des militärischen Geistes. Nicht zu seinem Schaden ist dem Deutschen Volke mehr als jedem anderen ein militärischer Geist eigen, der seine besten Wurzeln zieht aus dem Gefühle der Deutschen Treue. Ihn im edelsten Sinne weiter zu pflegen, in dem Herzen des jungen Soldaten diese idealen Güter weiter auszubauen, ist eine ebenso wichtige wie dankenswerthe Aufgabe, die in der allgemeinen Dienstpflicht die natürlichste und richtigste Lösung findet und in unserer materiellen Zeit doppelt werthvoll sein dürfte.

Das Heer ist ja im edelsten Sinne eine soziale Fortbildungsschule. Denn hier allein werden die verschiedensten Berufszweige und Bildungsstufen unter der strengen Forderung einer für Alle unterschiedslos gleichen Pflichterfüllung und einer Alle gleichstellenden Kameradschaft weitergeführt. Das militärische Pflichtgefühl stellt an den Vorgesetzten und Untergebenen gleich große Anforderungen. Das Persönliche tritt vollständig in den Hintergrund gegenüber den Pflichten der Dienststellung. Diese Erkenntniß, dieses Gefühl wirkt unwillkürlich auch auf den gewöhnlichen Mann zurück und lehrt ihn allmählich, den Begriff der Subordination von einem anderen Standpunkte aus aufzufassen. Er lernt militärisch denken.

Nicht an letzter Stelle endlich steht der praktische Nutzen, der auch auf den von Natur Indolenten allmählich wohlthätig einwirkt und bei ihm schließlich nachzuwirken pflegt, wenn er ständig gezwungen ist, nach hygienischen Grundsätzen zu leben, wie das vom Soldaten gefordert wird. In demselben Maße als der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, gesunde Luft, vernünftige Ernährung geweckt wird, wird der Soldat dahin geführt, die Vortheile einer rationellen Gesundheitspflege kennen zu lernen und zu würdigen. Er verwerthet sie in der Folge nicht nur für sich, sondern wird sie auch in seinem künftigen Haushalte zur Geltung bringen. Praktische Demonstrationen und das, was man am eigenen Leibe erfährt, sind mehr werth als alle Theorie. Es liegt nun einmal im Menschen, daß er nicht eher etwas thut oder unterstützt, als bis er verstehen gelernt hat, daß es ihn fördert oder ihm Vergnügen bereitet. So erhält die Volkshygiene die mächtigste Unterstützung durch die Erfahrungen, die jeder Einzelne aus seiner Dienstzeit mit nach Hause nimmt.

Aus alledem dürfte hervorgehen, daß die ganze Lebensführung unseres Volkes in günstiger Weise durch die allgemeine Wehrpflicht beeinflusst wird.

Eine besondere Bedeutung aber dürfte diese Thatsache gerade in unserer jetzigen Zeit erhalten. Nach dem amtlichen Berichte über die Volkszählung im Jahre 1900 im Deutschen Reiche ist festgestellt, daß, wie dies das rapide Anwachsen der großen Städte schon befürchten ließ, das platte Land, zumal die Ackerbaugebiete, unverhältnißmäßig entvölkert werden. Das Zufließen der Landbevölkerung in die Städte und Industriezentren ist eine Erscheinung, die, wenn sie sich auch in den letzten Jahren nicht mehr so massig darstellt als früher, doch noch weit davon entfernt ist, in eine rückgängige Bewegung umzukehren.

Nun steht es aber unbestritten fest, daß im Allgemeinen die ländliche Bevölkerung wehrfähiger als die städtische oder die industrielle Bevölkerung ist. Diese Binnenwanderung könnte somit eine Gefahr für unsere Wehrkraft einschließen, wenn einmal das Land nicht mehr einen so ergiebigen Ersatz wie früher lieferte, und wenn andererseits der städtische Ersatz den Bedarf innerhalb der durch das Gesetz festgelegten Bestimmungen nicht mehr deckte. Beides ist zunächst nicht zu befürchten. Der durch den Wegzug in die großen Städte und Industriezentren bedingte Ausfall auf dem Lande wird, wenigstens zum größten Theil, noch ersetzt durch einen im Vergleich zur Stadtbevölkerung wesentlich reicheren Geburtenüberschuß. Auf der anderen Seite ist der Vortheil nicht zu unterschätzen, der darin liegt, daß der städtischen Bevölkerung vom Lande her zurzeit unverhältnißmäßig viel neues und lebenskräftiges Blut zugeführt wird. Wissen wir doch, daß das Land, gewissermaßen die Berührung mit der Mutter Erde, an Leib und Seele gesündere Menschen zu erzeugen vermag als die Stadt, und daß das Blut, das unserer städtischen Bevölkerung von dort zugeführt wird, für die Existenzfrage derselben von allergrößtem Werthe, ja unentbehrlich ist.

Ueber die Wehrfähigkeit der ländlichen und städtischen Bevölkerung ist Vieles geschrieben und an der Hand von Zahlen zu beweisen gesucht worden. Brentano malte auf Grund einer Berechnung, der die statistischen Erhebungen über die 1893/95 in das Heer eingestellten Militärpflichtigen untergelegt waren, wohl zu schwarz, wenn er behauptete, daß nicht einmal mehr ganz ein Drittel aus überwiegend agrarischen Distrikten stammte. Bindewald kam an der Hand von Untersuchungen, die sich nur auf einzelne, in ihren Eigenthümlichkeiten als städtische oder ländliche Bevölkerung aber genau gekannte Distrikte bezogen, zu dem Ergebnis, daß die Militärtauglichkeit der ländlichen Bevölkerung zurzeit noch diejenige der städtischen Bevölkerung überwiege. Die Schwierigkeit dieser Frage ist deshalb keine geringe, weil der Nachweis, ob ein Militärpflichtiger zur städtischen oder ländlichen Bevölkerung zuzurechnen ist, nicht so einfach, wie etwa vom Aufenthaltsorte des Vaters oder von seiner augenblicklichen Beschäftigung, kurz von dem, was das Nationale giebt, zu bestimmen sein dürfte.

So bedauernswerth somit die Landflucht im Allgemeinen ist, so liegt doch gewissermaßen ein Trost darin, daß sie der Gesundheit des anderen Theiles unserer Bevölkerung, nämlich der städtischen, zu Gute kommt. Allerdings ist damit im wirthschaftlichen Sinne der größte Fehler verbunden, der überhaupt gemacht werden kann, nämlich der, daß über Gebühr vom Kapital gezehrt wird, eine Thatsache, die für die Zukunft wohl zu denken geben dürfte. Zu einem Theil ist ja — das soll nicht verschwiegen werden — an dieser übermäßigen Landflucht die Armee selbst theilhaftig, und zwar insofern, als eine große Anzahl Reservisten nach ihrer Entlassung nicht mehr in ihre früheren ländlichen Arbeitsverhältnisse zurückkehrt, sondern trotz aller erdenklichen Aufklärung und Erleichterung für ihr Fortkommen, wie es bei uns so segensreich die Sachsen-Stiftung bezweckt, den einmal kennen gelerntten Aufenthalt in der Stadt mit seinen vermeintlichen Vortheilen dem Landleben vorzieht.

Es ist hier nicht der Ort, den Ursachen nachzugehen, die auf die Gesundheit der städtischen Bevölkerung so nachtheilig einwirken und ihre Widerstandsfähigkeit schwächen und untergraben. Daß solche trotz der stetigen Verbesserung aller hygienischen Verhältnisse, wie der Wohnungs-, Ernährungsfrage u., fortbestehen, ist zweifellos. Vielleicht lassen sie sich insgesammt aus dem Bilde herleiten, daß, in demselben Maße als sich die Bewohner eines Stückes Erde in den Raum theilen müssen, auch ihre gegenseitigen Reibungsflächen und damit ihre Abnutzung größer zu werden pflegt. Das große Naturgesetz, Werden und Vergehen, hat einen der einflussreichsten Helfer in der Wohnungsdichtigkeit mit all ihren physischen und psychischen Schäden.

Diese Schäden werden sich um so weniger bemerkbar machen, ihre zerstörende Gewalt wird um so leichter abgestumpft, je mehr die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung gesteigert wird. Nun haben wir aber oben gesehen, daß der Militärdienst eines der wirksamsten Mittel ist, die Leistungsfähigkeit eines Menschen in körperlicher und sittlicher Beziehung zu erhöhen.

Wir scheint auch, als ob die körperliche Beschaffenheit der städtischen und der Industriebevölkerung im Vergleich zur ländlichen zurzeit noch nicht in dem Maße in das Hintertreffen gekommen ist als die psychische Leistungsfähigkeit, letztere in weitestem Sinne. Die sittlichen Hemmungen, die nothwendig sind, mit Energie das Rechte zu wollen und das Unrechte zu meiden, sind beim städtischen Ersatz leichter Anfechtungen ausgesetzt. Daraus entspringt nur zu leicht eine Lässigkeit im militärischen Denken. Wie Letzteres unter diesen Verhältnissen weniger leicht erworben wird, so wird es auch um so leichter und schneller vergessen. Die Widerstandsfähigkeit gegen Einflüsse aller Art ist zu gering. Deshalb sind die Aufgaben und Anforderungen der heutigen Ausbildung gewachsen. Daß sie aber erfüllt werden, ist ein Beweis dafür, mit welchem Eifer gearbeitet wird.

In gewissem Sinne steigert ja der Militärdienst gerade die Eigenschaften, die wir an der ländlichen Bevölkerung als besonders günstige und geeignete für den militärischen Dienst, zumal für den Dienst im Felde, schätzen. Wie die Leute aus landwirthschaftlichen Betrieben gemeiniglich schon unter ähnlichen Verhältnissen gelebt haben, wie sie sich dem Feldsoldaten täglich darbieten werden, wie ihre Lebensbedingungen einfachere sind, wie sie in ihrer Lebensführung weniger abhängig sind von äußeren Einflüssen, so geht auch durch die militärische Ausbildung in erster Linie der große Zug, das Vertrauen der Leute auf ihre eigene Kraft zu steigern und ihre Fähigkeit zu erhöhen, sich selbst zu helfen. Kommt dieses auch nur einem kleinen Theil der Bevölkerung, nämlich nur der waffenfähigen, zu Gute, so werden die hierdurch erworbenen bleibenden Eigenschaften in dem Gesamtkapital unserer Volkskraft doch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Der Heeresdienst bedeutet demnach nicht allein eine Kräftigung für den Körper, sondern übt auch einen erzieherischen Einfluß in der Weise aus, daß das Maß an sittlicher Kraft in unserem Volke und damit die Fähigkeit gesteigert wird, die in erster Linie für die Entwicklung des Individuums in vorwärtstrebendem Sinne in Betracht kommt.



Mitwirkung der Fußartillerie beim Angriff einer besetzten Feldstellung.

Von

Bleyhoeffer,

Oberleutnant im Garde-Fußartillerie-Regiment, Kommandirt zur Kriegsakademie.

(Mit zwei Skizzen.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

General Rohne hat in dem 6. und 7. Beiheft des Militär-Wochenblatts vom Jahre 1901 die Mitwirkung der Feldartillerie beim Kampf um besetzte Feldstellungen, Hauptmann A. Krišak in seiner Schrift „Angriff auf besetzte Feldstellungen“ (besprochen im Militär-Wochenblatt vom 4. Dezember 1901) diejenige der Infanterie erörtert.

Die schwere Artillerie des Feldheeres ist von beiden Herren naturgemäß erwähnt. Es ist aber auf ihre Bedeutung (was auch nicht im Rahmen der betreffenden Arbeiten lag) nicht weiter eingegangen worden. Von welcher großen Bedeutung sie aber ist, kann man in dem von Herrn Hauptmann Krišak gewählten Beispiel zwischen den Zeilen herauslesen:

„Bis zum Eingreifen derselben ringt die blaue Feldartillerie vergebens mit der rothen. Die blaue Infanterie kann nicht vorwärts. Sobald sie auf dem Gefechtsfelde erscheint, ist in wenigen Stunden die artilleristische Feuerüberlegenheit erreicht, und die Infanterie kann näher an den Feind heran.“

Ueber diese Bedeutung der schweren Artillerie herrschen noch vielfach unklare Anschauungen bei den anderen Waffen.

Von der schweren Artillerie gilt in noch höherem Maße, was General Rohne auf S. 347 von der Feldartillerie sagt:

„Trotz der in ihrer knappen Form unübertrefflichen und klaren Vorschrift, die das Exerzir-Reglement der Feldartillerie über die Mitwirkung dieser Waffe bei dem Angriff auf besetzte Feldstellungen giebt, herrschen hierüber bei den Offizieren der anderen Waffen noch recht unklare Vorstellungen.“

Die nicht ganz richtige Vorstellung von dem Wesen der schweren Artillerie spiegelt sich auch theilweise in der Arbeit des Herrn Hauptmann Krišak wider. Er sagt S. 32:

„Auffallend muß erscheinen, daß die schwere Artillerie nicht von Anfang an zur Verfügung gestellt wurde. Es geschah dieses z. . . . , aber auch in der Erwägung, daß ein etwas verspätetes Eingreifen der schweren Artillerie häufig vorkommen wird.“ Ferner heißt es auf derselben Seite: . . . „man wird es dann vermeiden wollen, schwere Artillerie den fechtenden Truppen unmittelbar an- oder gar einzugliedern; denn hierdurch würden die Marschkolonnen, an sich schon stark mit Artillerie durchsetzt, unnötigerweise verlängert und auch in ihrer Geschwindigkeit stark beeinträchtigt. Auf dem Verfolgungsmarsch z. . . . hätte schwere Artillerie gewiß nicht Schritt zu halten vermocht“.

Daß die Annahme, die schwere Artillerie werde häufig zu spät zum Eingreifen gelangen und, in die Marschkolonne eingegliedert, diese behindern, nicht ganz zutreffen dürfte, werde ich im Verlaufe der Abhandlung auseinandersetzen.

Daß in einem zukünftigen Kriege Kämpfe um besetzte Feldstellungen eine große Rolle spielen werden, wird allseitig zugegeben. Daher z. B. auch die Vermehrung des Schanzzeuges bei der Infanterie. Wenn heute das Schanzen dem Infanteristen auch noch eine unisymphatische Beschäftigung ist, so wird er sich im Ernstfalle doch recht bald von der unbedingten Notwendigkeit dieser Arbeit überzeugen.

Den Nutzen einer gut besetzten Feldstellung lehrt uns der Südafrikanische Krieg, in welchem die Buren trotz großer Ueberlegenheit der Engländer hinter dem Tugela verschanzt dem überlegenen Feinde wochenlang Widerstand zu leisten im Stande waren.

Allgemein wird ferner anerkannt, daß bei der gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen der Angriff auf eine besetzte Feldstellung sehr schwierig ist und ohne schwere Artillerie des Feldheeres wohl kaum zu einem glücklichen Ende führen würde. General Rohne sagt S. 349:

„Um in diesem Kampfe die Feuerüberlegenheit zu erringen, wird der Angreifer seine sämtlichen Kanonenbatterien einsetzen müssen. Die Haubitzenbatterien, insbesondere die »schweren Feldhaubitzenbatterien«, die er (der Angreifer) unbedingt für die unmittelbare Vorbereitung des Sturmes braucht, wird er vorläufig noch zurückhalten und sie nur dann in den Artilleriekampf einsetzen, wenn es sich zeigen sollte, daß die Kanonenbatterien allein die feindliche Artillerie nicht zu überwältigen vermögen, und namentlich, wenn gut verdeckt aufgestellte Steilfeuerbatterien erfolgreich auftreten.“

Dem hat die Armeeverwaltung durch Wiedereinführung von Haubitzen, der schweren und der leichten Feldhaubitze, in die Feldarmee Rechnung getragen. Da sich der Feind in der Stellung durch Eindeckungen von geringerer oder größerer Stärke, gegen welche die Kanonen machtlos sind, schützen kann, ist die Haubitze das Hauptgeschütz beim Kampf um besetzte Feldstellungen. Sie vernichtet den Gegner in seinen Eindeckungen, oder zwingt ihn, dieselben

zu räumen und sich so den Schrapnels der Kanonenbatterien und den Geschossen der Infanterie auszusetzen.

Daß Kanonen gegen besetzte Feldstellungen, selbst da, wo sie von schwererem Kaliber als Feldgeschütze sind, keine Wirkung haben, zeigt die erste Schlacht am Tugela:

Buller ließ während des 13. und 14. Dezember 1899 die Stellung der Buren aus seinen acht Marinegeschützen (merkwürdigerweise verwendete er seine beiden 12 cm Haubitzenbatterien nicht dazu) beschießen und wollte dadurch wohl das Feuer der Buren hervorlocken, um so deren Stellung zu erkennen. Dies gelang ihm aber ganz und gar nicht; die Stellung wurde nicht besetzt; die Buren blieben hinter dem bedeckenden Hange der Höhen bezw. in ihren Eindeckungen.

Die Wirkung der Haubitzen wäre wohl eine andere gewesen! (Nach „Der Freiheitskampf der Buren“ von J. Scheibert, Major z. D., haben sich die Haubitzenbatterien an dieser Beschießung beteiligt. Die anderen mir bekannten Quellen erwähnen nur die Marinegeschütze. Es ist wohl anzunehmen, daß die letzteren Recht haben, da sonst die Wirkung dieser Beschießung eine bessere gewesen wäre.)

Daß, wie General Kohnke meint, die Infanterie durch energisches Vorgehen den Gegner zur Besetzung seiner Stellung zwingen kann, glaube ich nicht. Solange ihm die Granaten der Haubitzen dies erlauben, sitzt er ruhig in seinen Eindeckungen, die Schützengräben nur ganz schwach besetzt haltend. Ist die Infanterie des Angreifers bis auf 600 m heran und will darüber hinaus vorgehen, dann muß die Artillerie ihr Feuer auf die feindlichen Reserven zc. verlegen, um nicht die eigenen Truppen zu gefährden. Ist der Vertheidiger bis dahin unbehelligt in seinen Eindeckungen gewesen, so besetzt er jetzt die Gräben, wozu er noch hinreichend Zeit hat, und es wird ihm bei den der Vertheidigung zu gute kommenden Vortheilen und den heutigen vorzüglichen Gewehren gelingen, die Infanterie des Angreifers sich vom Leibe zu halten.

Also: Zwingen nicht Haubitzen die feindliche Infanterie zum Verlassen der Eindeckungen, Infanterie thut es meiner Meinung nach sicherlich nicht.

Und weiter glaube ich, daß das Gelingen des Angriffs auf eine besetzte Feldstellung wesentlich davon abhängig ist, ob es gelingt, die Hauptmasse der Unterstände zu zerstören und so die feindlichen Streitkräfte schon vor dem Ansetzen des Sturmes zu vernichten, da sonst, wie gesagt, im Momente des Sturmes, wo die Artillerie ihr Feuer weiter nach rückwärts verlegen muß, die Stellung besetzt wird.

Diese Unterstände können aber einzig und allein nur durch Haubitzen zerstört werden.

Also ist diese Geschützart beim Kampf um besetzte Feldstellungen nicht nur nothwendig, sondern die Voraussetzung des Erfolges.

Es fragt sich nun, inwieweit die leichte Feldhaubitze im Stande ist, diese Eindeckungen zu durchschlagen; macht sie die schwere Feldhaubitze beim Kampf um besetzte Feldstellungen entbehrlich und beschränkt daher die Thätigkeit der letzteren nur auf den Kampf um Sperrforts?

Nach der Feldbefestigungs-Vorschrift schützen gegen einzelne Volltreffer:
 der leichten Feldhaubitze . . . 3 bis 4 m Erde,
 der schweren Feldhaubitze . . . 5 bis 6 m Erde.

Hat der Feind nur wenig Zeit zur Verstärkung seiner Stellung, so wird es ihm nur gelingen, derartige Eindeckungen herzustellen, deren Durchschlagung der leichten Feldhaubitze möglich ist. Hierbei wären also die schweren Feldhaubitz-Batterien nicht unbedingt erforderlich, obwohl sie auch hier wegen ihrer vernichtenden Wirkung von größtem Nutzen sein würden und, zur Hand, unbedingt eingesetzt werden müßten.

Das Reglement sagt darüber:

„Einmal zur Hand, wird die schwere Artillerie des Feldheeres ihre Wirkung im Angriffe überall zur Geltung zu bringen suchen, wo sie überhaupt das Schlachtfeld zu erreichen vermag, also auch dann, wenn Befestigungen oder feindliche schwere Artillerie ihre Anwesenheit nicht unbedingt erfordern. Hauptsächlich die Haubitzbatterien werden, gut geführt, auch unter diesen Umständen zur Stelle sein und entscheidend im Kampfe gegen die feindliche Artillerie und zur Vorbereitung des Angriffs mitwirken können.“

Oft wird aber der Vertheidiger Zeit haben (zwei Tage genügen schon), seine Unterstände so widerstandsfähig zu machen, daß nur schwere Feldhaubitzen sie zu durchschlagen vermögen. Namentlich werden wir häufig derartig stark besetzte Feldstellungen bei unseren westlichen Nachbarn, den Franzosen, den anerkannten Meistern in der Auswahl und Verstärkung solcher Stellungen, finden. Hülfsmittel hierzu werden gefällte Bäume, Eisenbahnschienen, Wellblech zc., Material, das man in Frankreich überall in reichlichen Mengen zur Stelle haben wird, bieten.

Also: Die spätere Einführung der leichten Feldhaubitze schließt nicht die Verwendung der schweren Feldhaubitze beim Kampf um besetzte Feldstellungen aus, oder macht sie auch nur weniger unentbehrlich. Beide Arten von Haubitzen müssen Hand in Hand arbeiten. Sind beide Arten zur Stelle, so werden sie sich ihre Arbeit theilen: Die leichte Feldhaubitze beschießt dann mit Brennzündern z. B. lebende Ziele hinter steilen Deckungen, oder feindliche Batterien, namentlich solche mit Panzerschilden, die schwere Feldhaubitze richtet ihr Feuer nach dem Niederkämpfen der feindlichen schweren Batterien gegen die Eindeckungen in der feindlichen Infanteriestellung.

Ich will im Folgenden lediglich auf die Mitwirkung der schweren Artillerie des Feldheeres eingehen. Die Thätigkeit der Feldartillerie und der Infanterie sowie das Zusammenwirken aller Waffen ist in den beiden von mir erwähnten Arbeiten erschöpfend behandelt worden.

Zunächst sei mir gestattet, Einiges über die Eingliederung der schweren Artillerie in die Marschkolonne zu sagen:

Im Allgemeinen wird sich bei jedem Armeekorps etwa ein schweres Haubitzbataillon befinden. Beim Vormarsch steht jedem Korps eine Straße zur Verfügung (nur in Ausnahmefällen wird es anders sein). Marschirt nun die schwere Artillerie am Ende der fechtenden Truppen, so hat sie, wenn man auf den Feind stößt, noch rund 25 km bis an den Ort ihrer Verwendung. Steht diese in Aussicht, so müssen am Tage vor dem Gefecht oder am Tage des Gefechts selbst sehr große Marschleistungen von ihr gefordert werden. Immer wird sich auch nicht vorher übersehen lassen, ob ihre Verwendung erforderlich ist, wie z. B. in dem von Herrn Hauptmann Krisak durchgeführten Beispiel. Ist sie nicht rechtzeitig zur Stelle, so kommen die ganzen Operationen zum Stillstand.

Diesem Uebelstande ist leicht abzuhelpfen:

Die schwere Artillerie könnte, sobald eine Berührung mit dem Feinde zu erwarten ist, am Ende der vordersten Division marschieren. Ein schweres Haubitzbataillon hat nur eine Länge von 1100 m. Die hintere Division würde also dann rund eine Viertelstunde später an den Feind kommen.

Eine Behinderung der Marschkolonne oder „eine starke Beeinträchtigung“, wie Herr Hauptmann Krisak befürchtet, ist ausgeschlossen. Ihre Marschgeschwindigkeit ist diejenige der Infanterie; sie kommt überall, wo Feldartillerie durchkommt, auch mit, an ganz besonders schwierigen Stellen — aber auch nur an solchen — eventuell mit Hilfe der Infanterie. Ich habe Uebungen mitgemacht, wo den schweren Batterien von den Führern absichtlich die schlechtesten Wege zugewiesen wurden, ja sogar, wo sie querfeldein fahren mußten, und nie habe ich eine Behinderung oder Verringerung der Geschwindigkeit der Marschkolonne beobachtet.

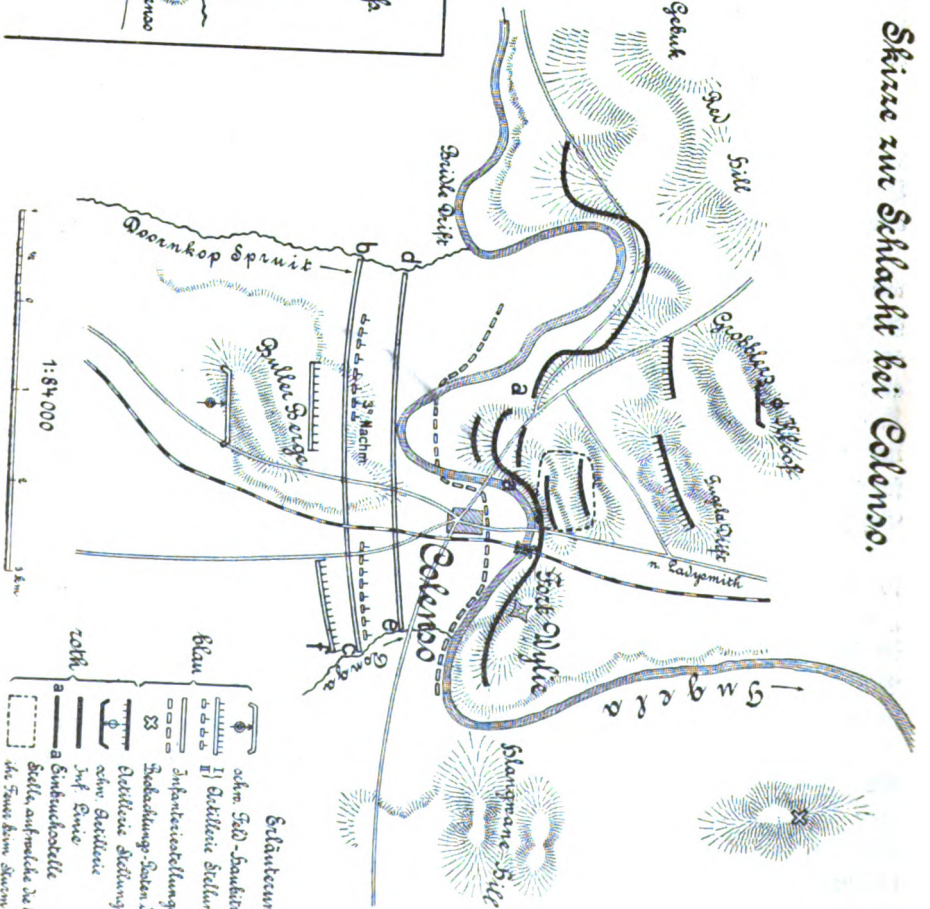
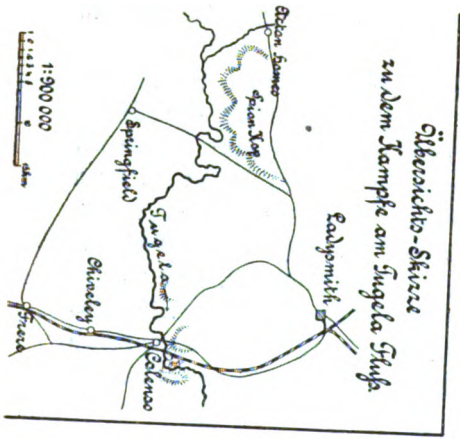
Marschirt also die schwere Artillerie am Ende der vordersten Division, so kann sie stets rechtzeitig zur Stelle sein. Ein besonderes Vorziehen, „wenn der Angriff auf befestigte Stellungen in bestimmter Aussicht steht“, ist dann nicht erforderlich, und somit auch ein Irrthum über ihre etwaige Nothwendigkeit und daraus folgend ein Stocken der ganzen Vorwärtsbewegung ausgeschlossen.

Marschirt die Armee zur Schlacht, so treten die Beobachtungswagen zur Avantgarde, die schweren Batterien selbst können in spätestens 2½ Stunden zur Stelle sein. So viel Zeit vergeht, bis die Infanterie und Feldartillerie die Vortruppen des Gegners aus dem für den Aufmarsch nothwendigen Gelände vertrieben haben. Eventuell kann ja auch die schwere Artillerie am Tage des Gefechts noch weiter nach vorn genommen werden.

Daß die schwere Artillerie, in dieser Weise in die Marschkolonne eingliedert, dann „häufig verspätet eingreifen wird“, halte ich für ausgeschlossen.

Skizze 1.

Skizze zur Schlacht bei Colambo.



- Erklärungen:**
- ohm. Siedl.-bauwerken
 - II. Etzelleise Stellung
 - III. Fortificationsanlagen
 - IV. Beobachtung-Posten der Offiziers-Stell.
 - V. Etzelleise Stellung ohm. Artillerie
 - VI. Inf. Linie
 - VII. Gintuchpostelle
 - VIII. Stellen, auf welche die Blase schwenken soll. die Truppe kann scheinbar verlegt.

Auch bei der bisher üblichen Eingliederung am Ende der fechtenden Truppen wird sie nicht verspätet eingreifen, wenn sie rechtzeitig von der höheren Führung vorgezogen wird.

In dieser Weise verwendet, würde sie auch dann, wenn es sich nicht um den Kampf um besetzte Feldstellungen handelt, entscheidend eingreifen können, z. B. wenn es der Feldartillerie nicht gelingt, die Feuerüberlegenheit zu erkämpfen. Sie würde sehr bald durch ihr überlegenes Kaliber und ihr sicheres Feuer (sie wird wegen ihrer verdeckten Aufstellung vollständig unbelästigt vom Feinde feuern können) die feindliche Artillerie niederkämpfen.

Bei Batterien mit Panzerschilden, gegen welche freistehende Feldkanonen-Batterien so gut wie machtlos sein dürften, würde ihr Eingreifen von doppeltem Werthe sein.

Also: Dem kleinen Nachtheil, daß die hintere Division eine Viertelstunde später an den Feind kommt, stehen so viele Vortheile gegenüber, daß eine derartige dauernde Eingliederung der schweren Artillerie in die Marschkolonne, sobald eine Berührung mit dem Feinde nur möglich ist, wohl der Erwägung werth ist.

Die Feuereröffnung der schweren Artillerie erfolgt, nachdem sie an ihrer Stellung angelangt ist, nach ganz kurzer Zeit. Durch die mit der Avantgarde vorgerückten Offiziere und Beobachtungswagen sind alle Vorbereitungen getroffen, so daß die Batterien wenige Minuten nach ihrem Eintreffen das Feuer eröffnen können. Das „Einfahren in die Stellung mit all der technisch nöthigen Vorbereitung, sowie die Sicherstellung des Munitionsersatzes“ erfordert also durchaus nicht „immer noch einige Stunden“, sondern allerhöchstens eine Viertelstunde.

Nachdem ich so die Bedeutung der schweren Artillerie des Feldheeres bei einem Kampf um besetzte Feldstellungen kurz skizzirt habe, will ich versuchen, ihre Verwendung an einem Beispiel auseinanderzusetzen.

Ich wähle dazu den ersten Angriff Bullers gegen die hinter dem Tugela in starker Stellung sich befindenden Buren am 15. Dezember 1899. Zunächst gebe ich kurz eine Schilderung der thatsächlichen Ereignisse dieses Tages unter besonderer Berücksichtigung der Artillerie, um dann auseinanderzusetzen, wie die schwere Artillerie bei einem Angriff auf eine derartige Stellung Verwendung findet.

Buller war, um Ladysmith zu entsetzen, im Vormarsche von Süden nach Norden. Er bezog am 5. Dezember bei Frere, etwa 20 km südlich Colenso, ein besetztes Lager, seine Vorposten standen bei Chiveley (siehe nachstehende Kriegsgliederung). Die Buren beschloßen, diesem Vormarsch in starker Stellung nördlich des Tugela entgegenzutreten (siehe Skizze 1). In v. Müller „Der Krieg in Südafrika“ finden wir folgende Beschreibung des in Frage kommenden Geländes:

„Der zu jener Zeit stark angeschwollene und reizende Tugela-Fluß fließt im Allgemeinen von West nach Ost, zeigt aber bei Colenso zahlreiche Krümmungen und macht östlich dieser Stadt eine starke Biegung nach Norden. In derselben liegt das auf einer 500 m hohen Kuppe angelegte Fort Wylie, an welches sich nach Westen ein Höhenzug anschließt mit etwa gleich hohen Erhebungen, deren bedeutendste Grobblers Kloof, Red Hill und Gebuk heißen (siehe auch Ansichtsskizze im Beiheft 3 des Militär-Wochenblatts, Blatt II). Ueber den Tugela-Fluß führen bei Colenso eine Eisenbahn- und eine Straßenbrücke, welche beide gesprengt waren; außerdem war aber der Fluß, sowohl östlich wie westlich der Stadt, in gewöhnlichen Zeiten vermöge mehrerer Furten oder Driften ohne Brückenschlag überschreitbar. Von dem Höhenzuge nördlich des Tugela über sah man das Gelände nach Süden bis auf 6 km. . . .

Uebersicht der Truppen des Generals Buller bei Colenso.

| | | | |
|---|-------------------------|--------------------------------|---------------------------|
| 5. Brigade
(Sart) | 6. Brigade
(Barton) | 2. Brigade
(Hildegard) | 4. Brigade
(Littleton) |
| 2 Bataillone
■ ■ | 4 Bataillone
■ ■ ■ ■ | 4 Bataillone
■ ■ ■ ■ | 3 Bataillone
■ ■ ■ |
| 1 Bataillon
■ | Marine-Brigade
■ ■ | 2 Bataillone
■ ■ | |
| Natal-Freiw. | 2 Bataillone | Stappentruppen | |
| Berittene Infanterie | | | |
| Drag. 1
■ | 1 Bataillon
■ | 1 Bataillon
■ | 1 Bataillon
■ |
| 3 Kanonen-Batterien
 | | 2 12cm Haubitzen-Batterien
 | |
| | | | |
| 1 Battr. Schnellfeuer-Gesch. schw. Kalibers
(8 Marine-Geschütze) | | | |

Ihre (der Buren) Hauptmacht, 13 000 Mann (nach Scheibert 12 000), unter Burgher selbst, besetzte den vorher geschilderten Höhenzug, der rechte Flügel auf dem Red Hill, der linke im Fort Wylie, von wo sie auch den ganzen einspringenden Winkel östlich beherrschten. — Gegenüber den Uebergängen waren auf den zickzackförmig aufsteigenden Höhen in drei Reihen übereinander Schützengräben angelegt, welche ein Stagenfeuer gestatteten.

Alle nur denkbar möglichen Vertheidigungsmittel waren angewendet, um die Stellung uneinnehmbar zu machen. Der Spaten wurde hier ebenso geschickt gebraucht wie bisher das Gewehr.

. . . Zum unmittelbaren Flankenschutz und zur flankirenden Bestreichung des Angriffsfeldes hatte man südlich der Bridle Drift stärkere Abtheilungen auf dem Südufer vorgeschoben, welche sich in geschickt angelegten, durch Laub gegen Sicht, durch Drahthindernisse gegen Angriffe gedeckten Schützengräben verbargen. Im Osten hatten die Buren auf dem Hlangwane-Berg zu gleichem Zwecke eine trefflich besetzte Stellung ausgehoben und mit starken Kräften besetzt.“

Das Angriffsgelände war nach einer Schilderung des Majors Scheibert „stark hügelig“.

Durch diese Stellung führt die Eisenbahn und die Hauptstraße nach Ladysmith. Die Buren hatten außerdem durch starke Detachements die auf Umwegen dorthin führenden Straßenzüge gesperrt.

Da sich Buller der schlechten Wegeverhältnisse wegen nicht von der Eisenbahn entfernen wollte, beschloß er den Angriff auf die Stellung.

Wie gesagt, war derselbe am 5. Dezember in Frere, am 12. Dezember stand er mit den Angriffstruppen in Chiveley, etwa 12 km südlich vom Feinde, im Witak. Am 13. und 14. erfolgte die fruchtlose Beschießung der feindlichen Stellung durch die Marinegeschütze und am 15. der Angriff.

Die Buren hatten also vollständig Zeit, sich stark hinter dem Tugela zu verschanzen. Es ist wohl anzunehmen, daß sie in den zehn Tagen im Stande waren, derartige Eindeckungen herzustellen, die nur mit Hilfe der schweren Feldhaubitze zu durchschlagen waren. Bullers Erkundungen müssen sehr unzureichend gewesen sein, so unzureichend, daß er zu einer richtigen Würdigung der Stärke der feindlichen Stellung und der ganzen Lage nicht gekommen ist.

Vor einer besetzten Feldstellung ist aber eine gute Erkundung nicht nur durch Kavallerieoffiziere, sondern auch durch Generalstabs-, Artillerie- und Pionieroffiziere die Vorbedingung für den Erfolg.

General Hohne sagt auf S. 348: „Die erste und wichtigste Aufgabe, von deren Lösung sehr viel, wenn nicht Alles abhängt, besteht in der eingehenden Erkundung der feindlichen Stellung.“

Buller kannte diesen obersten Grundsatz scheinbar nicht. Der Erfolg war dem entsprechend.

Wären die Erkundungen eingehend und sachgemäß erfolgt, so hätte man wohl nicht zu dem falschen Schlusse kommen können, daß die Buren eine hartnäckige Vertheidigung der Stellung aufgegeben hätten. Man wäre vielleicht dazu gekommen, nach Fortnahme der südlich vorgeschobenen Stellungen, unter dem Schutze der Infanterie, durch die beiden schweren Haubitzbatterien die feindliche Stellung erschüttern zu lassen. Dieses Verfahren versprach

Kriegsgliederung des I. Armeekorps.

| 2. Division | | | | 1. Division | | | | | | | | |
|---------------------------|------------|------------|-----------------|----------------|---------|-------------------|---------|----|--------------------|----|----|----|
| 4. Brigade | | 3. Brigade | | 2. Brigade | | 1. Brigade | | | | | | |
| 7. | | 5. | | 8. | | 1. | | | | | | |
| ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | | | | | |
| 8. | | 6. | | 4. | | 2. | | | | | | |
| ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | ■ ■ ■ | | | | | |
| Stab u. 3 Est. Drag. 1 | | | | 3 Est. Drag. 1 | | | | | | | | |
| 2. | | | | 1. | | | | | | | | |
| 4. | | 3. | | 2. | | 1. | | | | | | |
| II. I. | II. I. | II. I. | II. I. | II. I. | II. I. | II. I. | II. I. | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | |
| I. M. R. | | I. M. R. | | I. (F.) M. R. | | I. M. R. | | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| Fußart. Regt. 1 (3 F. P.) | | | | | | | | | | | | |
| II. | | | | I. | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| ■. R. 3 | D. Br. Tr. | ■. R. 2 | ■ | ■. R. 2 | ■. R. 1 | D. Br. Tr. | ■. R. 1 | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| F. Luftsch. Abth. | | R. Br. Tr. | | R. Tel. Abth. | | | | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ⊠ | ⊠ | ⊠ | ⊠ | | | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | | | | | |
| Mun. Kol. | | | | | | | | | | | | |
| 8. | 7. | 6. | 5. | 4. | 3. | 4. (F.) | 3. | 2. | 1. | 2. | 1. | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | |
| Trains | | | | | | | | | | | | |
| Fuhrparkkolonnen | | | | | | Proviantskolonnen | | | | | | |
| 7. | 6. | 5. | 4. | 3. | 2. | 1. | 6. | 5. | 4. | 3. | 2. | 1. |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ |
| Pferde-Depot | | | 1-12. Feld-Lag. | | | | | | 1. Feld-Bäck. Kol. | | | |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ |
| ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ | ■ |

um so mehr Erfolg, als die Buren nur über zwei 12 cm Haubitzen verfügten. Diese wären wohl recht schnell zugebedt worden, und es hätte sich dann die schwere Artillerie in aller Ruhe der Bekämpfung der Infanteriestellung widmen können.

Auf diese Weise hätten sich die Engländer nicht nur viele Verluste, sondern auch viel Zeit gespart.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit, den verunglückten Angriff eingehend zu schildern. Der Verlauf ist bekannt: es ging ein großer Theil der Feldartillerie verloren, der Angriff der Infanterie wurde zurückgewiesen.

Letztere ging vor gegen die unerschütterte Stellung, mußte also geschlagen werden. Buller hatte auch einen anderen wichtigen Grundsatz außer Acht gelassen, den General Kohn (S. 353) in die Worte kleidet:

„Es ist also eine Hauptaufgabe der Führung, die allmähliche Entwicklung der Infanterie mit dem durch das Artilleriefeuer gewährten Schutz in Einklang zu bringen.“

Ich komme zu dem Schluß:

Hätte Buller nach sorgfältiger Erkundung der feindlichen Stellung seine beiden ihm zur Verfügung stehenden 12 cm Feldhaubitzen-Batterien richtig verwendet, wäre der Angriff am 15. Dezember voraussichtlich auch als Frontalangriff geglückt.

Wie sich die Thätigkeit der schweren Artillerie beim Gefecht im Einzelnen regelt, will ich versuchen, im Folgenden auseinanderzusetzen:

Allgemeine Kriegslage.

Eine rothe Armee ist im Rückzuge aus südlicher Richtung und hat sich nördlich des Tugela in der Linie Colenso—Spionkop verschanzt. (Siehe Skizze 1.)

Eine blaue Armee ist bis zur Linie Frere—Springfield gefolgt und beschließt den Angriff mit Umfassung des feindlichen linken Flügels.

Besondere Kriegslage für Blau.

Das I. Korps (siehe Kriegsgliederung S. 492) hat am 14. 12. nachmittags mit seiner Avantgarde die Gegend von Chiveley, mit dem Gros die Gegend von Frere erreicht.

Das Korps erhält den Auftrag, am 15. 12., 9 Uhr vormittags, aus der Gegend von Chiveley nach Maßgabe des Vorgehens des II. Korps zum Angriff auf die feindliche Stellung von Fort Wylie einschließlich bis zur Einmündung des Doornkop Spruit in den Tugela vorzugehen.

Rechts vom I. Korps wird das II. Korps den feindlichen linken Flügel umfassend angreifen.

(Annahme: Fort Wylie veraltetes Fort, schlecht armirt, keine modernen Geschütze.)

Das I. Korps giebt am Abend des 14. folgenden Befehl:

I. Armeekorps.

R. G. D. Frere, 14. 12. 8^o abds.

S.-Nr. ...

Korpsbefehl.

Truppeneinteilung.

Linke Kolonne

(Kmdr.: Div. Kmdr. 1).

- 1. und 2. Inf. Brig.
- 5 Eskadr. Drag. 1.
- 1. Feldart. Brig.
- I. und II. Bat. schw. Feldhaubitzen
des Fußart. Regts. 1.
- Pion. Komp. 1.
- Divisions- und Korps-Brückentrain.
- Feld-Luftschiffer-Abtheilung.
- Korps-Telegraphen-Abtheilung.
- San. Komp. 1 und 2.

Rechte Kolonne

(Kmdr.: Div. Kmdr. 2).

- 3. und 4. Inf. Brig.
- 1 Eskadr. Drag. 1.
- 2. Feldart. Brig.
- Pion. Komp. 2.
- Divisions-Brückentrain.
- San. Komp. 3.

1. Der Feind steht in verschanzter Stellung nördlich des Tugela in der Linie Colenso—Espionkop.
2. Die Armee geht zum Angriff vor. Das II. Korps wird den feindlichen linken Flügel umfassen.
3. Das I. Korps marschirt in zwei Kolonnen gegen die Linie Fort Wylie—Einmündung des Doornkop Spruit in den Tugela vor.

Die linke Kolonne steht morgen 8⁴⁵ vorm. im Bivak bei Chiveley bezw. auf der Straße Frere—Chiveley aufgeschlossen bereit. Frere ist von 5³⁰ morg. ab für den Durchmarsch der rechten Kolonne freizumachen.

Die rechte Kolonne trifft um 8^o vorm. von Frere über X-Dorf auf der Straße X-Dorf—Colenso in Höhe von Chiveley ein.

4. Die große Bagage der bisherigen Avantgarde parkirt südlich Chiveley, die des Gros südlich Frere, beide östlich der großen Straße.
5. Die I. Staffel der Munitionskolonnen und 4 Feldlazarethe, sowie die Munitionskolonnen der schweren Artillerie treffen 8⁴⁵ vorm. südlich Frere ein und schließen auf die linke Kolonne auf.

Der Rest der Kolonnen und Trains folgt mit 2 km Abstand bis zum Südeingang von Frere.

6. Ich bin von 8³⁰ vorm. ab bei Chiveley.

I. Armeekorps.

Im Umdruck den Divisionen bis einschl. Bat., Esk., Abth., durch Ordnung im Auszuge an Mun. Kol. und Trains.

Auf Grund dieses Befehls ist die Situation beim I. Korps am 15. 12. 8 Uhr vormittags die in Skizze 2 bezeichnete.

Ich nehme an, daß die Truppen, welche bei Chiveley bivakirt haben, wegen der Nähe des Feindes beim Vormarsch nicht mehr Marschkolonne formiren.

Ich wende mich nun ausschließlich der schweren Artillerie zu, die anderen Waffen nur so weit erwähnend, als nothwendig.

Bis zum 14. wußte man über die feindliche Stellung nur, daß nördlich des Tugela der Feind stark verschanzt stehe, daß die Infanterie auf den Höhen Schützengräben etagenförmig angelegt habe und daß in den Schützengräben sich starke Eindeckungen befänden. Wo die Artillerie steht, weiß man nicht, namentlich weiß man nicht, ob der Feind, außer im Fort Wylie, schwere Batterien hat. Am 14. sind von Chiveley aus drei Offizierpatrouillen mit je einem Kavallerie- und Fußartillerieoffizier vorgeschickt, jede Patrouille mit einem Scheerenfernrohr ausgerüstet. Offizierpatrouille 1 soll östlich Colenso über die Hlangwane Hill um den feindlichen linken Flügel herumgreifen, um Einsicht in die feindliche Stellung von rückwärts zu bekommen.

Offizierpatrouille 2 reitet auf Colenso mit dem Auftrage, die Beschaffenheit des Weges und die Höhen 3 km südwestlich von Colenso,

Skizze 2.
Situation bei Blau
am 15. XII. 8^o Vorm.



die ich der Kürze halber Buller-Berge nennen möchte (sie bildeten den Standpunkt Bullers beim Beginn der Schlacht am 15. Dezember 1899), auf geeignete Artilleriestellungen für schwere Batterien zu erkunden. Dieser Patrouille hat sich der Kommandeur der schweren Artillerie bis auf eben genannte Höhen angeschlossen. Er hat sich überzeugt, daß ein Vorgehen über diese hinweg nicht möglich ist, daß die Wege bis dahin gut und gegen Sicht gedeckt sind.

Offizierpatrouille 3 reitet längs des Doornkop Spruit vor, um möglichst von dieser Seite aus Einsicht in die feindliche Stellung zu erhalten.

Offizierpatrouille 1 muß, da sie vermutlich während des ganzen Angriffs am Feinde bleibt, stärker als gewöhnliche Patrouillen gemacht werden. Zehn Pferde halte ich zum mindesten für nothwendig (siehe Ziffern 27 und 28 Exercir-Reglement für die Fußartillerie, Theil III. A).

Bis zum Abend des 14. geht nur die Meldung ein, daß der Flangwane Hill vom Feinde besetzt gefunden ist und daß dies auch direkt dem II. Korps gemeldet worden ist. Die gegen die Front vorgeschickten beiden Patrouillen melden, daß sie wegen der feindlichen Vortruppen nicht vorwärts kommen und daß sie beide von den Buller-Bergen den Feind beobachten.

Am 15. 5 Uhr morgens geht in Chiveley folgende Meldung ein:
 Offizierpatrouille 1. Höhe 4 km nordöstlich Fort Wylie,
 ab: 14. 12. 9^o abds.

Der Höhenrand unmittelbar nördlich des Tugela ist, so weit man nach Westen hin sehen kann, mit gruppenweisen Befestigungen versehen. Nördlich Colenso drei Etagen Schützengräben.

Auf Tugela Drift Geschützeinschnitte für mindestens eine Brigade. Von feindlichen schweren Batterien habe ich bis jetzt nichts gesehen.

Hinter dem linken feindlichen Flügel starke Reserven, mindestens eine Division.

X., Oberleutnant.

Auf Grund dieser Meldung und der Ueberzeugung, die der Kommandeur der schweren Artillerie bei seiner gestrigen Erkundung gewonnen hat, daß die Haubitzbatterien des Forts Wylie wegen nicht über die Buller-Berge hinaus vorwärts kommen können, beschließt der kommandirende General, diese bei den Buller-Bergen auffahren zu lassen und zunächst Fort Wylie und die feindliche Infanteriestellung unter Feuer zu nehmen.

Er hofft dadurch das Feuer der etwa außerdem vorhandenen feindlichen schweren Batterien hervorzulocken.

Bevor ich hier in meinem Beispiel fortfahre, möchte ich einige Worte über den Munitionsverbrauch vorausschicken:

Man hört häufig Zweifel darüber aussprechen, ob die schweren Batterien genügend Munition mitführen, um zunächst die feindliche Artillerie zu bekämpfen und dann erst zu ihrer eigentlichen Aufgabe, der sie ihre Einführung in die Feldarmee verdanken, der Bekämpfung der feindlichen

Infanteriestellung überzugehen. Diesen Zweifeln möchte ich Folgendes entgegenhalten:

| | |
|--|-------------------------------------|
| Jede Batterie führt in der Gefechtsbatterie und
Munitionsstaffel 12 Munitionswagen à 36 Schuß | = 432 Gr. 96, |
| Außerdem hat jede Batterie 2 Munitionskolonnen
à 17 Munitionswagen à 36 Schuß | = 1224 " " |
| | Zusammen pro Batterie = 1656 Schuß, |
| | Macht pro Bataillon = 6624 Schuß. |

Wenden wir dies auf vorliegendes Beispiel an, so hat das schwere Artillerieregiment zur Stelle:

13 248 Schuß, d. h. da jedes Geschöß 40 kg wiegt,
529 920 kg Eisen, die dem Feinde entgegengeschleudert werden

können! —

Nehmen wir nun als Einbruchsstelle die Strecke der feindlichen Stellung westlich von Colenso, nördlich des nach Süden vorspringenden Winkels des Tugela, in einer Breite von 1000 m an (siehe Skizze 1, a—a), ferner daß bis zum Niederkämpfen der feindlichen schweren Artillerie (siehe S. 502), sowie des mit Panzerschilden versehenen Feldartillerie-Regiments auf der Tugela Drift (siehe S. 504) drei Stunden vergehen und daß während dieser Zeit durchschnittlich pro Batterie und Minute vier Schuß abgegeben werden, pro Regiment also 5760 Schuß, daß während der Nacht zur Unterhaltung des Feuers noch so viel Schüsse abgegeben werden, daß am Morgen, wo die Beschießung der feindlichen Infanteriestellung beginnen soll, im Ganzen 7000 Schuß heraus sind, so bleiben zur Zudeckung der letzteren noch 6248 Schuß (ganz abgesehen davon, daß das Korps auch noch eine leichte Feldhaubitg-Abtheilung hat), also 249 920 kg Eisen auf eine Stellung von 1000 m Ausdehnung, beschossen auf eine Entfernung von 3500 m mit einem vorzüglich schießenden Geschütz.

General Langlois verlangt in seiner Schrift „L'artillerie de campagne en liaison avec les autres armes“ auf ein Meter Front drei bis vier Schuß aus der 90 mm Kanone zum Sturmreifmachen eines Schützengrabens.

Wenn man hier also auf das laufende Meter mit dem 15 cm Kaliber sechs Schuß abgibt, so ist das auch auf Grund dieser theoretischen Betrachtung hinreichend zur Erschütterung der feindlichen Stellung, selbst wenn sich in ihr starke Eindeckungen befinden.

Ich glaube deshalb, daß unsere Vorschriften das Richtige und auch mit den vorhandenen Mitteln vollständig Ausführbare anordnen, daß nämlich die Artillerie des Angreifers zunächst diejenige des Vertheidigers erledigt, und sich dann erst der feindlichen Infanteriestellung zuwendet, und daß weder General v. Scherff noch Oberst Witte Recht haben, von denen der Erstere nur eine Bekämpfung der feindlichen Artillerie, letzterer ausschließlich eine Niederkämpfung der feindlichen Infanterie verlangen.

Die Niederkämpfung der feindlichen, meist in gut verdeckten Stellungen sich befindenden Artillerie wird, wie General Rohne auf S. 349 sagt, eine sehr schwierige sein.

Nachdem er dies ausgeführt hat, fährt er fort:

„Um in diesem Kampfe die Feuerüberlegenheit zu erringen, wird der Angreifer seine sämtlichen Kanonenbatterien einsetzen müssen. Die Haubitzenbatterien, insbesondere die »schweren Feldhaubitzenbatterien«, die er unbedingt für die unmittelbare Vorbereitung des Sturmes braucht, wird er vorläufig noch zurückhalten und sie nur dann in den Artilleriekampf einsetzen, wenn es sich zeigen sollte, daß die Kanonenbatterien allein die feindliche Artillerie nicht zu überwältigen vermögen, und namentlich, wenn gut verdeckt aufgestellte Steilfeuerbatterien erfolgreich auftreten.“

Ich glaube, daß der Führer unbedenklich, auch wenn beim Feinde keine schweren Batterien sind, sofort von der großen Ueberlegenheit des 15 cm Kalibers Gebrauch machen muß, um unsere so werthvolle Schwesterwaffe vor etwaigen unnützen Verlusten zu bewahren, und dies um so mehr bei dem heutigen Stande der Panzerschildfrage für die Feldkanonen.

Jrgend welche Rücksicht auf Munitionsmangel braucht ihn von einer derartigen Verwendung der schweren Artillerie nicht abzuhalten.

Und einen anderen Grund zum Zurückhalten derselben kann ich mir nicht vorstellen.

In dieser Beziehung sagt auch das Exercir-Reglement für die Fußartillerie, Theil III. A. in Ziff. 2 (siehe S. 486).

Hat der Gegner schwere Artillerie, die gegen Feldbatterien stets in der kürzesten Zeit „erfolgreich“ auftreten wird, so muß die schwere Artillerie so schnell wie möglich dagegen eingesetzt werden, um unsere leichten Feldbatterien vor schweren Verlusten zu bewahren.

Nach dieser Abschweifung will ich in meinem Beispiel fortfahren:

Die Situation beim I. Korps ist am 15. 12. 8 Uhr vormittags so, wie in Skizze 2 angegeben.

Es befinden sich von der Fußartillerie: der Kommandeur des Regiments mit seinem Stabe beim kommandirenden General, die beiden Bataillonskommandeure mit ihrem Stabe, die Batteriechefs und die Beobachtungsstaffel unmittelbar nördlich Chiveley, die Gefechtsbatterien (unter Führung der ältesten Oberleutnants) mit den Munitionsstaffeln halbwegs zwischen Frere und Chiveley, die Munitionsstaffeln im Anmarsch, unmittelbar südlich Frere.

Der kommandirende General befiehlt, daß die 1. Division westlich der Straße Chiveley—Colenso mit ihrem linken Flügel am Doornkop Spruit, die 2. Division rechts anschließend bis an den Donga-Fluß unter geringer Schüngenentwicklung vorgehen sollen. — Die 2. Division hält hinter der Mitte der ganzen Stellung eine Brigade zur Verfügung des kommandirenden Generals.

Die Artillerie ist unter Kommando des Kommandeurs der 1. Feldartillerie-Brigade vereinigt, gedeckt südlich der Buller-Berge zum Eingreifen bereitzustellen.

Nachdem die Truppen in Anbetracht der zu erwartenden Anstrengungen noch eine Stunde geruht, beginnen um 9 Uhr vormittags die Vorwärtsbewegungen.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags ist die Infanterie aufmarschirt, und ihre vordersten Schützen stehen in der Linie b—c (siehe Skizze 1). Die Artillerie steht noch gedeckt; die Beobachtungsstaffel der schweren Artillerie unmittelbar südlich der Buller-Berge, die schweren Batterien stehen nördlich Chiveley mit ihrem Ende am Nordausgange des Dorfes.

Fort Wylie hat sein Feuer eröffnet, so weit man übersehen kann aus sechs 12 cm Kanonen. Gegen dieses Feuer wird die I. Abtheilung Feldartillerie-Regiments 3 eingesetzt, die bei f (siehe Skizze 1) auffährt. Weiter feuert von der feindlichen Artillerie noch nichts, man kann auch nichts von deren Geschützen sehen. Meldungen über sie sind auch nicht eingegangen.

Die Feld-Luftschiffer-Abtheilung hat sich südlich der Buller-Berge unbelästigt vom Feinde etablirt; seit 1 Uhr nachmittags steht der Ballon.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags meldet er, daß in der feindlichen Infanteriestellung keinerlei Leben zu bemerken ist, daß der ganze Kamm der Tugela Drift nach Westen bis an den von Colenso nach Nordwesten führenden Weg mit Geschützeinschnitten versehen ist. Das Gelände nördlich von Grobblers Kloof ist nicht einzusehen.

Ein paar Worte über die Beobachtung aus dem Ballon für Zwecke der schweren Artillerie seien mir an dieser Stelle gestattet.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der Ballon für diese von größtem Werthe sein kann. Bei mehreren großen Schießübungen habe ich aus demselben beobachtet, und es ist mir fast ausnahmslos gelungen, festzustellen, wie die einzelnen Batterien lagen.

Von größter Wichtigkeit ist es allerdings, daß der Kommandeur der schweren Artillerie mit dem Ballon direkt durch Telephon verbunden ist, was ja auch das Exerzirk-Reglement, Theil III. A. in Ziff. 30 vorsieht. Es heißt an dieser Stelle:

„Die Ausnutzung ihrer (der Luftschifferabtheilung) Beobachtungen ist dadurch zu fördern, daß eine Fernsprechverbindung von dem Standorte des Ballons mit dem Führer der schweren Artillerie hergestellt wird.“

Geschieht dies nicht, so kommen die Meldungen vom Ballon meist zu spät, oft gar nicht an.

Auf Grund der eingegangenen Meldungen beschließt der kommandirende General, die schwere Artillerie noch heute einzusetzen. Das Gelände für deren Aufmarsch ist in seinem Besitz.

Die feindliche Feldartillerie hat sofort ihr Feuer gegen die eine Abtheilung aufgenommen und sind infolgedessen um 1 $\frac{3}{4}$ Uhr nachmittags auch unsere Feldbatterien aufgeföhren.

Um 2 Uhr nachmittags erhält der Kommandeur der schweren Artillerie auf den Buller-Bergen den Befehl, bei diesen so aufzuföhren, daß die Hauptschußrichtung auf Grobblers Kloof geht; die beiden rechten Flügelbatterien kämpfen Fort Wylie nieder. Die anderen sechs Batterien streuen zunächst gegen die feindliche Infanteriestellung nordwestlich Colenso, um dadurch das Feuer der feindlichen schweren Artillerie hervorzuloden.

In diesem Augenblicke befinden sich:

die Bataillonskommandeure beim Kommandeur der schweren Artillerie, die Beobachtungsstaffel mit den Hauptleuten am Südfuße der Buller-Berge, die Batterien und Munitionsstaffeln mit der Spitze 2 km südlich der Buller-Berge.

Die Munitionskolonnen sind um 2 $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags südlich von Chiveley zur Verfügung des Regiments aufmarschirt.

Bei der nunmehr vorzunehmenden Bestimmung der Beobachtungs- und Batteriestellen, sowie bei dem Aufmarsch der Batterien ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß die Aufmerksamkeit des Feindes nicht nach diesen Stellen gelenkt wird. Bemerkt er das Instellunggehen der Batterien, so richtet er naturgemäß sein Feuer auf diese, und der ganze Aufmarsch ist in Frage gestellt, müßte eventuell auf die Nacht verschoben werden, und dieses würde den Verlust von vielen Stunden für die Vorwärtsbewegung der ganzen Armee bedeuten.

Es darf daher kein Verittener auf die Höhen; das Aufstellen der Fernrohre, das Einrichten der Beobachtungsstellen muß mit der allergrößten Vorsicht geschehen. Der Feind kann mit den vorzüglichen Scheerenfernrohren auf die 5 km, um die es sich in dem vorliegenden Falle handelt, jeden Mann, jedes Fernrohr erkennen. Daher kann z. B. ein einziges, ungeschickt aufgestelltes Fernrohr die Folge haben, daß der Feind auf diese Stelle aufmerksam wird, bei genauem Hinsehen die Absicht des Aufmarsches erkennt und so das Instellunggehen verhindert. Dabei ist zu beachten, daß der Gegner seine Beobachter nicht zu ebener Erde, sondern meist auf Bäumen, Häusern, Kirchtürmen zc. haben wird.

Der Regimentskommandeur bezeichnet nach Empfang der notwendigen Direktiven vom Feldartillerie-Brigadeführer den Bataillonskommandeuren:

1. Das Ziel: I. Bataillon und 5. u. 6. Batterie die feindliche Infanteriestellung von da bis da (zeigt es im Gelände [siehe Skizze 1]). Feuerleitung Kommandeur des I. Bataillons. Sobald die schwere Artillerie des Gegners, die nördlich Grobblers Kloof vermutet wird, ihr Feuer eröffnet, verlegen diese sechs Batterien ihr Feuer dagegen.

- Batterie 7 und 8 kämpft unter Leitung des Kommandeurs des II. Bataillons das Fort Wylie nieder. Diese Batterien haben sich so einzurichten, daß sie nach Niederkämpfung der Batterien des Forts ihr Feuer möglichst schnell auf die schweren Batterien des Gegners verlegen können.
2. Die Stellen für die Beobachtung in großen Zügen. Sie liegen auf dem höchsten Rande der Buller Berge.
 3. Die Batteriestellung, welche er mit den Bataillonskommandeuren abreitet.
 4. Die Sammelstelle für die Batterien des I. Bataillons westlich, für die des II. Bataillons östlich der großen Straße, etwa 1000 m südlich der Stellung.
 5. Abmarschwege für die leeren Fahrzeuge: des I. Bataillons westlich, des II. Bataillons östlich der Straße. Kein zurückgehendes Fahrzeug darf nördlich von Chiveley und in Chiveley selbst die Hauptstraße berühren.
 6. Die Stelle, wo die Munitionskolonnen stehen (südlich Chiveley). Den Munitionsersatz regeln die Bataillone.

Das Feuer ist sofort zu eröffnen.

Bis alle diese Anordnungen getroffen sind, ist es 2 $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags geworden.

Inzwischen sind die Batterieführer mit ihren Beobachtungsoffizieren beim Bataillonskommandeur eingetroffen, die Beobachtungsstaffel ist so nahe wie möglich herangerückt; an die Batterien und Munitionsstaffeln ist Befehl geschickt, vorzurücken.

Wir wenden uns nunmehr der Tätigkeit des Bataillonskommandeurs I., dem Batterie 5 und 6 unterstellt sind, zu:

Er zeigt zunächst das Ziel (Infanteriestellung von da bis da; zeigt im Gelände). Dann weist er die Beobachtungsstelle an. Als Hauptschussrichtung wird die rechte Kante von Grobblers Kloof, die sich scharf abhebt, gegeben (siehe Blatt II des 3. Beihefts des Militär-Wochenblatts von 1902). Sämtliche Batterien werden parallel gestellt. Er bezeichnet die ungefähre Lage der Beobachtungsstellen. Durch einige aufgestellte Berittene (die aber durch irgend ein äußeres Abzeichen als Points kenntlich gemacht werden müssen) legt er die Flucht der Batterien fest, bezeichnet die Lage der Flügel der einzelnen Batterien und ordnet, der Wege- und Geländeverhältnisse wegen, ein Einfahren sämtlicher Batterien von der rechten Flanke an (siehe Ziff. 132 des Exerzir-Reglements).

Die Munitionsstaffel des I. Bataillons fährt 600 m südlich der Stellung links rückwärts, gegen Sicht gedeckt, auf, die der 5. und 6. Batterie in etwa gleicher Höhe hinter dem rechten Flügel außerhalb des Strichfeuers.

Die Sammelstelle bezeichnet er im Gelände (etwa 1000 m links rückwärts).

Nach diesen Anordnungen begiebt er sich zu seiner Beobachtungsstelle behufs genauer Erkundung des Zieles. Er überlegt sich ferner die Feuervertheilung und die Art des Einschießens. Seine Beobachtungsstelle wird telephonisch mit den Batterien und dem Regimentskommandeur verbunden.

Die Batteriechefs setzen zunächst ihre Beobachtungsorgane an. Sie bezeichnen genau die Stelle, von der aus beobachtet wird; die Beobachtungswagen werden so nahe, als es die Rücksicht auf Sicht gegen Deckung erlaubt, hinter die Beobachtungsstellen herangezogen. Den betreffenden Offizieren wird das Ziel gezeigt; die Legung der telephonischen Verbindungen nach dem Stand des Bataillonskommandeurs und mit den Batterien wird angeordnet.

Darauf werden die Punkte für die Aufstellung der Geschütze genau bestimmt.

Seit 2³⁰ nachmittags sind die Batterien im Vormarsche von 2 km nördlich Chiveley. Um 2⁵⁰ nachmittags sind sie mit der Spitze an der Batteriestellung. Um 3²⁰ nachmittags sind sie in der Feuerstellung. Die Munitionsstaffeln, die vorher von der Hauptstraße abgelenkt sind, befinden sich in dieser Zeit an der ihnen bezeichneten Stelle.

Um 3³⁵ nachmittags fällt der erste Schuß.

An Munition ist nur die der Gefechtsbatterie in der Stellung, was zur Feuereröffnung genügt. Ziff. 43 des Exercir-Reglements sagt:

„Für die Eröffnung des Feuers genügt in der Regel das Vorhandensein der Munitionsfahrzeuge der Gefechtsbatterien.“

Der Bataillonskommandeur hat die ihm zugewiesene Strecke der feindlichen Infanteriestellung gleichmäßig auf die sechs Batterien vertheilt und wendet zunächst, da er die vorzüglich angelegte Stellung des Feindes nicht genau erkennen kann, das Streuverfahren, und zwar mit Batteriefalven, an.

Kaum hat er das Feuer eröffnet, so beginnen die feindlichen Haubitzenbatterien nördlich Grobblers Kloof ihrerseits den Kampf, und die Batterien, bei denen schon Alles für diesen Fall vorgeesehen, leiten ihr Feuer dorthin über. Es wird ebenfalls, da eine Beobachtung wegen der vorliegenden hohen Berge nicht möglich ist, mit Batteriefalven gestreut, nachdem man sich mit Einzelfeuer gegen Grobblers Kloof eingeschossen hat. Die Entfernung ist etwas groß; man kommt aber nicht näher heran. Man wird wohl kaum jemals in die Lage kommen, mit Entfernungen unter 5000 m rechnen zu können. —

Fort Wylie erwidert nur kurze Zeit das Feuer. Um 4 Uhr schweigen seine Batterien. Eine Feldbatterie erhält den Befehl zu deren dauernder Niederhaltung (wegen der Gefahr für den rechten Flügel unserer Feldartilleriestellung). Batterie 7 und 8 verlegen jetzt ihr Feuer auch auf die feindlichen Steilfeuer-Batterien, so daß von 4 Uhr ab das Feuer der schweren Artillerie gegen diese vereinigt ist. Die leichte Feldhaubitzen-Abtheilung, die anfangs

noch zurückgehalten war, ist gegen ein auf dem rechten feindlichen Flügel stehendes Regiment mit Panzerschilden eingesezt.

Der Artilleriekampf wird, da sich beide Artillerien an Zahl der Batterien ungefähr gleich sind, sehr lange dauern.

General Rohne sagt auf S. 351:

„Ohne eine numerische Ueberlegenheit wird der Angreifer wohl schwerlich darauf rechnen dürfen, den Sieg über die feindliche Artillerie zu erringen.“

Die Erreichung einer numerischen Ueberlegenheit hat aber ihre Grenzen in dem zur Verfügung stehenden Raum. Es ist vorgekommen und wird in der Zukunft vorkommen, daß Batterien aus Mangel an Platz nicht aufzufahren können.

Um 5¹/₄ Uhr nachmittags trifft bei dem Kommandeur der schweren Artillerie folgende Meldung von Offizierpatrouille 1 ein:

Offizierpatrouille 1.

Höhe 4 km nordöstlich Colenso,
15. 12., 4¹⁵ nachm.

Vier schwere feindliche Batterien etwa 200—400 m nördlich der Mitte von Grobblers Kloof.

Die ersten acht Salven waren sämtlich 400—800 m zu weit und erheblich zu weit rechts heraus.

Der Ueberbringer dieser Meldung hat die Uhr genau nach der meinigen gestellt.

Ich beobachte von hier aus weiter und werde halbstündlich die Lage der einzelnen Salven melden.

X., Oberleutnant.

Beim Kampf mit der schweren Artillerie des Gegners wird ein Beobachten aus der Höhe der eigenen Batterien oder auch aus solcher Entfernung, die man telephonisch überbrücken kann, in den meisten Fällen ausgeschlossen sein. Man muß also streuen. Ohne jede Kontrolle der Schüsse riskiert man aber, daß man dauernd vorbeischießt. Man muß also durch weit seitwärts vorgeschobene Beobachter versuchen, wenigstens ab und zu Mitteilung über die Lage der einzelnen Salven zu erhalten.

Es kann dies z. B. auf die in der letzten Meldung angedeutete Art erfolgen:

Offizierpatrouille 1 beobachtet die Lage der einzelnen Salven nach der Uhr. Sie meldet z. B. 5¹⁷ nachmittags: Salve liegt 200 m zu weit. Seitlich gut.

Der Bataillonskommandeur seinerseits läßt genau die Minute, in der die einzelnen Salven abgegeben werden, daneben Höhe und Seitenverschiebung notiren. Er weiß also, die um 5¹⁷ nachmittags abgegebene Salve war zu weit.

Ein Einschränken der Streugrenzen ist auf diese Weise möglich.

Diese Art der Beobachtung ist von einem meiner früheren Kompagniechef's oft mit großem Erfolge angewendet worden.

Gegen 7 Uhr abends antworten die feindlichen schweren Batterien nur noch schwach.

Die 7. und 8. schwere Haubitzbatterie feuert seit 6 Uhr zur Unterstützung der leichten Feldhaubitzen-Abtheilung gegen das feindliche Regiment mit Panzerschilden und hat dieses um 7 Uhr fast niedergekämpft. — Um 7 Uhr abends verlegen die Batterien 1 bis 4 das Feuer auf die feindliche Infanteriestellung, um vor Dunkelwerden noch das Einschließen zu beendigen und während der Nacht zum Schutze des Brückenbaues die Infanterie zu zwingen, in ihren Eindeckungen zu bleiben.

Starke aus der Tugela-Niederung aufsteigende Nebel verdecken die feindliche Stellung mehr und mehr. Das Feuer beginnt auf der ganzen Linie schwächer zu werden.

Um 8 Uhr tritt bei den schweren Batterien die für die Nacht bestimmte Feuerordnung ein.

Es wird von den Batterien 5 und 6 nur ab und zu ein Schuß abgegeben, um das Gelände, in welchem die feindliche schwere Artillerie steht, zu beunruhigen. Die Streugrenzen werden bedeutend ausgedehnt. Das I. Bataillon sowie Batterie 7 und 8 streuen während der ganzen Nacht in langsamem Einzelfeuer gegen die feindliche Infanteriestellung (siehe Skizze 1 a—a)

Am 15. 9 Uhr abends geht vom Armeekorps-Oberkommando der Befehl ein, daß am 16. der Angriff auf den feindlichen linken Flügel durchzuführen sei. Das I. Korps solle nach Maßgabe des Fortschreitens des II. Korps vorgehen.

Die Infanterie geht noch am Abend bis in die Höhe des weit nach Süden vorspringenden Bogens des Tugela heran (siehe Skizze 1 d—e). Die Brückentrains werden vorgezogen, um in der Nacht vier Brücken westlich Colenso zu schlagen (siehe Skizze 1).

Die schwere Artillerie erhält den Befehl, am nächsten Morgen mit sechs Batterien ihr Feuer gegen die bereits bezeichnete Einbruchsstelle der Infanterie in vollem Umfange wieder aufzunehmen. Zwei Batterien halten die feindliche schwere Artillerie nieder.

Während der Nacht ist es gelungen, die vier Brücken herzustellen. Eine Infanteriebrigade ist noch unter dem Schutze der Dunkelheit übergegangen und hat sich etwa 800 m vor der feindlichen Infanteriestellung eingegraben. (Hiervon erhält der Kommandeur der schweren Artillerie Meldung, siehe Exercir-Reglement Theil III. A Ziff. 57.)

Um 6 Uhr morgens beginnt auf der ganzen Linie der Artilleriekampf wieder in vollem Umfange. Die schweren Batterien richten ihr Feuer gegen die Einbruchsstelle, bezw. die feindliche schwere Artillerie, die nur noch ganz schwach antwortet.

Jede Brigade der Feldartillerie, welche während der Nacht in die zweite Artilleriestellung vorgegangen ist, läßt von 7 Uhr vormittags ab je eine Abtheilung gegen die vollständig erschütterte feindliche Feldartillerie weiterfeuern und wendet sich mit Schrapnels gegen die Schützengräben der Infanteriestellung. Die leichte Haubitz-Abtheilung beschießt im Anschlusse an die schweren Haubitzen die feindliche Infanteriestellung nach rechts hin bis an den Bahndamm.

Es fragt sich nun, wann die feindliche Infanteriestellung derartig erschüttert ist, daß man den Sturm ansetzen kann.

General Rohne sagt S. 355:

„Der Truppenführer und der Artilleriekommandeur müssen sich darüber verständigen, wie viel Zeit der Artillerie für die Vorbereitung des Sturmes zur Verfügung steht, bezw. mindestens gestellt werden muß. . . . Besser ist es, die Zeit hierfür etwas zu reichlich als zu knapp zu bemessen.“

Eine vorherige Verständigung über die der Artillerie zum Sturmreifmachen nothwendige Zeit halte ich nicht für angängig.

Die Stärke der Stellung zeigt sich erst im Verlaufe des Kampfes. Der Kommandeur der Artillerie muß erkennen, wie die Wirkung fortschreitet, und demgemäß Meldung erstatten.

Unser Exerzir-Reglement Theil III. A Ziff. 57 sagt:

„Ueber das Fortschreiten der Wirkung hat der Kommandeur der schweren Artillerie sich dauernd auf dem Laufenden zu erhalten und dem Truppenführer gegebenenfalls Meldung zu erstatten.“

Die Wirkung, also auch nur eine annähernde Zeit für den Beginn des Sturmes läßt sich in keiner Weise vorausbestimmen. Sie ist von zu vielen Umständen abhängig: von Wind und Wetter, ob man vielleicht noch einmal sein Feuer theilweise auf feindliche Artillerie u. s. w. verlegen muß.

Man muß die Wirkung beobachten. Man kann zum Beispiel bei jedem Treffer auf einem Unterstand Balken oder Bretter, im Kriege wahrscheinlich auch menschliche Gliedmaßen, in der Luft herumfliegen sehen, man kann in der Stellung eventuell die Zahl der Trichter, d. h. Treffer, zählen. Legt man dazu noch ab und zu Feuerpausen ein oder verlegt das Feuer nach rückwärts, so daß der Feind aus Furcht vor einem Sturm die Stellung besetzt, so wird man sich aus der Zahl der Vertheidiger und aus der ganzen Besetzung ein Bild von der noch vorhandenen Widerstandskraft machen können. —

Ich meine also, es ergibt sich einzig und allein im Verlaufe des Kampfes, wann die Stellung sturmreif ist.

Im vorliegenden Falle nehme ich an, daß der Kommandeur der Artillerie um 9 Uhr vormittags dem kommandirenden General meldet, daß er die Stellung für sturmreif hält.

Zu dieser Zeit befindet sich die Infanterie in der in der Skizze 1 mit bezeichneten Stellung.

Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags hat der Kommandeur des II. Korps von Hlangwane Hill die Mittheilung geschickt, daß das II. Korps um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags stürmen werde.

Der kommandirende General des I. Korps befiehlt daher ebenfalls das Vorbrechen der Sturmkolonnen um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags (siehe Skizze 1, a—a). Die übrige Infanterie überschüttet von diesem Moment ab die feindliche Stellung mit Schnellfeuer. (Ein Ueberschreiten des Flusses ist unmöglich; siehe Schilderung des Geländes x., S. 489/90.)

Die Artillerie, die schon seit einiger Zeit ab und zu Feuerpausen gemacht und Feuerverlegungen vorgenommen hat, um immer wieder mit Salvenfeuer gegen ihr eigentliches Ziel das Feuer aufzunehmen, verlegt im Moment des Vorbrechens der Infanterie ihr Feuer nach rück- und seitwärts.

General Rohne sagt bezüglich des Beginnes des Sturmes:

„Das Zweckmäßigste dürfte wohl sein, entweder bestimmte Signale oder einen ganz bestimmten Zeitpunkt festzusetzen, in dem die Infanterie zum Sturme vorbricht und die Artillerie zugleich das Feuer verlegt. Eine solche Zeitbestimmung wird besonders wichtig, wenn ein Theil der Batterien, wie das bei den schweren Feldhaubitzen die Regel ist, aus verdeckter Stellung schießt, mithin das Vorbrechen der Sturmkolonnen gar nicht wahrzunehmen vermag.“

Aus den Batterien kann man allerdings das Vorbrechen der Infanterie nicht sehen. Ihr Feuer wird aber geleitet aus den Beobachtungsständen, aus denen man die feindliche Stellung und die eigene Infanterie, mithin auch das Vorbrechen der Sturmkolonnen vollständig überschauen kann.

In dem Moment des Wahrnehmens wissen auch schon die Batterien per Telephon, Relais- oder Winkerslaggen von dem Beginn des Sturmes, und das Feuer wird ebenso schnell wie bei jeder Feldbatterie in der gewünschten Weise verlegt.

Nach Eingang des Sturmbefehls bei der schweren Artillerie werden Beobachtungswagen, Prozen und alle vollen Munitionswagen in unmittelbarer Nähe der Batterien bereitgestellt, um bei einem etwaigen Stellungswechsel, der jedoch nur auf Befehl des Truppenführers erfolgen darf, zur Hand zu sein.

Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags brechen die Sturmkolonnen vor. Die schwere Artillerie streut von diesem Moment ab gegen das Gelände, welches in der Skizze mit bezeichnet ist. Der Sturm gelingt. Die schwere Artillerie geht nicht vor; sie verfolgt den Feind mit Feuer.

Ich glaube hiermit in großen Zügen die Thätigkeit der schweren Artillerie des Feldheeres im Kampfe um besetzte Feldstellungen klargelegt zu haben.

Hauptmann Kriſak ſagt auf S. 47 ſeiner mehrfach von mir hier angeführten Broſchüre:

„Die ſichere, gewandte, unnöthige Verluſte ſparende Durchführung von Angriffen auf befeſtigte Stellungen im Kriege verlangt wohl unzweifelhaft beſondere Schulung der Führer und Truppen im Frieden.“

Ich möchte dieſen Worten noch hinzufügen: Da die ſchweren Haubitzenbatterien ein integrierender Beſtandtheil der Feldarmee beim Kampf um befeſtigte Feldſtellungen geworden ſind, und da ſolche Kämpfe in einem Zukunftskriege ohne jeden Zweifel häufig ſtattfinden werden, iſt es wünſchenswerth, daß die ſchwere Artillerie mehr als bisher zu den Manövern, wenn angängig mit daran ſich anſchließendem Scharſchießen, herangezogen werde, damit die nothwendige „beſondere Schulung“ der höheren Führer auch auf den Gebrauch dieſes wichtigſten Faktors bei Löſung der ihnen geſtellten Aufgabe ausgedehnt werden kann, und damit die anderen Truppen richtige Begriffe von der Beweglichkeit, der Kampfesweiſe und dem Werth dieſer wirkungsvollſten aller Waffengattungen erhalten.





Nach einer photographischen Aufnahme der von Prof. Conrad Freyberg modellirten Büste.

Das Programm eines Schuljahr beginnt im Herbst.

Digitized by Google
v. Schmidt

General Carl v. Schmidt.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens.

Unter Benutzung von nachgelassenen handschriftlichen Aufzeichnungen des Generals, von Briefen, Akten des Geheimen Kriegsarchivs, des königlichen Kriegsministeriums, anderen amtlichen Dokumenten und sonstigen Quellen entworfen

von

G. v. Pelet-Narbonne,

Generalleutnant z. D.

(Mit dem Reiterbild des Generals, dem Denkmal- und Grabbild sowie einer Karte.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Motto: „Von allen Wundern, die ich je gehört,
scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten.“
Shakespeare: Cæsar.

(Dem General in seinem Nachlaß aufgesetzter Wahlstrich.)

Herkunft und erste Jugend.

Die Familie des Generals v. Schmidt stammt aus der nördlichen Harzgegend, wo sie nachweislich bereits im 17. Jahrhundert adelige Güter im Besitz, auch Staatsdomänen in Pacht hatte; so war der Urgroßvater königlich preussischer Oberamtmann und Erbherr zu Benzingerode, der Großvater Amtshauptmann, Besitzer eines Fideikommissgutes und Pächter des königlichen Amtes Derenburg. Dem Soldatenstande, dem die männlichen Mitglieder der Familie seitdem ausnahmslos angehören, wandte sich erst Schmidts Vater zu. Er machte mit Auszeichnung die Befreiungskriege mit, erwarb sich bei Belle-Alliance das Eiserne Kreuz 1. Klasse und starb als königlich preussischer Oberstleutnant der Artillerie auf dem Gute Kratow bei Bergen — Rügen —, das er nach seiner Pensionirung erworben hatte. — Seine Gattin, Schmidts Mutter, war die Tochter des Majors v. Zychlinski, Erb- und Gerichtsherrn zu Hohen-Lübichow, und einer geborenen v. d. Marwitz.

Carl v. Schmidt, geboren am 12. Januar 1817 zu Schwedt a./Oder, der Garnison seines Vaters und wie seine Voreltern evangelischen Glaubens, verlor seine Mutter, als er noch nicht fünf Jahre alt war; sein ganzes Kindesherz hing im späteren Leben an einer jüngeren Schwester seiner Mutter, die mit einem Herrn v. Brandenstein, zuletzt Generalleutnant und Divisionskommandeur, sich verheirathet hatte und hochbetagt im Jahre 1871 zu Potsdam starb.

Der junge Schmidt besuchte zunächst das Gymnasium zu Stralsund und trat dann in das Kadettenkorps zu Kulm, später Berlin. — Die noch zum großen Theil erhaltenen Zeugnisse zeugen von seinem Eifer und seinen guten Fähigkeiten. Er wurde 1833 Unteroffizier, bestand das Offizierexamen

mit „gut“ und trat am 14. August als Sekondleutnant in das 4. Ulanenregiment, das damals Treptow und Greifenberg i. P. als Garnisonen hatte und jetzt den Namen des berühmten Generals führt, der dem Regiment 29 Jahre hindurch in allen Chargen bis zum Major und etatsmäßigen Stabs-offizier angehört hat.

Der Werdegang. — Brausender Mosa.

Von 1838 bis 1840 ward Schmidt zur Lehrestadron nach Berlin kommandirt. Hier galt es für ihn besonders, sich zu vertiefen in die Grundzüge der Pferdedressur, wie diese der Soldatenreiterei dienen soll. In diesen die richtigen Wege zu wandeln, erkannte Schmidt als das Fundament der Reiterausbildung, hier lernte er dasjenige erfassen, was er später mit so viel Erfolg lehrte, allerdings wie wir noch sehen werden, vielfach in Abweichung von dem, was später die Reitschule eine Zeit lang trieb. Es wird hier auch der Ort sein, ein Wort über Schmidts Leistungen als Reiter zu sagen.

Der spätere General war, obgleich wie verwachsen mit dem Pferde in echt militärischem Sitz, nicht das, was man einen eleganten Reiter nennt, auch hatte er vielleicht nicht das Zeug und die Passion zum Sportsman.*) Dagegen war er ein unermüdblicher Reiter, der viel Freude daran fand, seine Pferde und, wenn die Zeit es erlaubte, wie z. B. als Major vom Stabe, auch Pferde von Bekannten selbst zu arbeiten und zwar meist mit gutem Erfolge, wenn ihm auch sein zu lebhaftes Temperament, das sich zuweilen in seiner Führung äußerte, und das „durchsetzige Prinzip“, wie er es nannte, zuweilen Hindernisse bereite. Das „durchsetzige Prinzip“, dessen Mangel bei Anderen er oft recht lebhaft rügen konnte, und dem er selbst später so manchen herrlichen Erfolg verdankte, konnte bei ihm zuweilen zur Uebertreibung führen. Er wollte eben bei jeder dienstlichen Uebung zu einem sichtbaren Erfolge gelangen, und ward ein solcher in der verfügbaren Zeit nicht erreicht, so wurde diese Zeit, besonders in den Jahren seiner Schwadronsführung, nicht selten überschritten, was dann in anderer Hinsicht nicht ohne Nachtheil bleiben konnte. Diese Fähigkeit in der Verfolgung eines gesteckten Zieles war eine besondere Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes und ein merklicher Theil seiner Größe.

In späteren Jahren, nach seiner Verwundung, war er durch die Wunde, die immer wieder aufbrach und an deren Folgen er endlich sterben sollte, zuweilen gehindert, einen ganz korrekten Sitz einzunehmen. Niemand ahnte, was er oft litt, wenn er trotzdem viele, viele Stunden am Tage im Sattel

*) Die Auswüchse des Sports, dessen Werth er im Uebrigen nicht verkannte (siehe Fußnote S. 522), wie Spekulation, Kompagniegeschäfte zweifelhafter Art und die sich eine Zeit lang breit machende Anglomanie verurtheilte er ebenso wie die „Kräftigungsmittel“ nach Englischer Art für die sogenannten „Nerven“.

sich oft in andauernd starken Gängen bewegte. So wird nach „persönlichen Erinnerungen“ in Nr. 36 des Militär-Wochenblatts von 1902 mitgetheilt, daß der General, als er im Jahre 1873 nach beendeter Schwabronnbefichtigung einer Einladung zu folgen hatte und ganz gegen seine Gewohnheit zu spät erschien, dem Hausherrn zuraunte, als er früh zu Pferde gestiegen sei, sei ihm die Wunde aufgegangen, das Blut in den Stiefel gelaufen und fest getrocknet, er habe es erst ablösen müssen, das habe ihn aufgehalten. Kein Klagelaut, kein schmerzhaftes Zucken hatte während des ganzen Tages die fürchterliche Pein verrathen, und keinen Augenblick ward die Besichtigung unterbrochen.

Hat sich Schmidt nicht auf öffentlichen Rennbahnen versucht, so liebte er es doch, sich auch in späteren Jahren noch an Hindernißrennen im Offizierkorps zu betheiligen, so als Major vom Stabe im 4. Ulanenregiment.*) Jedenfalls kam er auch im schwierigen Gelände stets dahin, wohin er wollte, und, wie dies überhaupt in seiner Natur lag, dachte er auch hier an keine Schonung seiner Person und ritt völlig rücksichtslos.

Schmidt besaß auch als General noch eine Reittätigkeit, die ihm gestattete, allen Forderungen, die nur irgend an einen Reiterführer gestellt werden können, gerecht zu werden.**)

Für seine Thätigkeit bei der Lehrestadron und seine Beurtheilung durch die Kameraden ist es charakteristisch, daß, als bei dem letzten gemeinschaftlichen Wahle der Reitschüler Alle auf ihrem Plaze Zettel fanden mit einem Motto, der Zettel für den Leutnant v. Schmidt die Worte enthielt:

„Ich fange Alles mit Eifer an,
Daher ich mich leicht ereifern kann.“

Mit welchem vorzüglichen Erfolge v. Schmidt die Lehrestadron besucht hatte, ergiebt sich aus einem Immediatschreiben seines früheren Regimentskommandeurs, des Generalmajors v. Prigelwitz an den König vom 20. Oktober 1840 — ein ganz ungewöhnlicher Vorgang —, in welchem dieser über die „ausgezeichnete, bei der Lehrestadron dokumentirte Dienstqualifikation des G. v. Schmidt“ berichtet.

Bemerkenswerth ist, wie frühzeitig Schmidt selbst an seiner militärischen und allgemeinen Fortbildung arbeitete. Schon vom Jahre 1837, wo er also noch blutjunger Leutnant war, finden sich Aufzeichnungen von seiner Hand,

*) Verfasser hat bei einer solchen Gelegenheit 1862 im selben Felde mit dem Major v. Schmidt gestartet.

**) Eine kleine Reiterepisode mag hier Erwähnung finden. Nach Auflösung der 6. Kavalleriedivision ritten unweit Paris Herzog Wilhelm von Mecklenburg und General v. Schmidt zu den Regimentern, um Abschied zu nehmen. Da that sich seitwärts vom Wege ein Hippodrom auf, und Seine Hoheit, stets vorzüglich beritten und wohlbewährt auf dem Turf, unternahm, begleitet vom General, eine Abschweifung über die Hindernisse. Nach Ueberwindung derselben wandte sich der Herzog an den General mit den Worten: „Das können Sie ja auch.“ Und dieser erwiderte: „Warum denn nicht, Hoheit.“ Seitdem tagirte der Herzog ihn als „dreisten und sehr guten Reiter“.

die den Beweis liefern, wie aufmerksam er die Urtheile verfolgte, die von den Vorgesetzten bei Gelegenheit von Besichtigungen abgegeben wurden. Sehr bald findet man unter diesen Notizen Bemerkungen, die bereits von eigenem Urtheil auch über die Taktik der Kavallerie zeugen, Betrachtungen über Mängel des Exerzir-Reglements, Hülfsangaben, die sich später zu Leitfäden (siehe S. 516) verdichteten. Aber nicht nur über Dinge der militärischen Ausbildung handeln diese Aufzeichnungen, sie liefern vielmehr den Beweis, daß der junge Leutnant fortgesetzt bestrebt gewesen ist, seine allgemeine Bildung zu erweitern. Die Aufzeichnungen behandeln z. B. besonders eingehend die Kriege des Großen Königs, über die der General sich später in Gesprächen ganz ungewöhnlich orientirt zeigte, wie er überhaupt ein ungemein scharfes Gedächtniß hatte. In Kriegsgeschichte war er ein Lexikon. Literatur, Kunstgeschichte, Staaten- und Völkerkunde, Staatswissenschaften, Politik, ja Poesie und Musik sind ebenfalls vertreten. Es fehlen auch nicht Betrachtungen über die Religion, wie denn Schmidt überhaupt eine tiefreligiöse Natur war. Unter seinen Aufzeichnungen finden sich die Worte: „Religion ist das Fundament von Granit, auf dem die soldatischen Tugenden erstehen und allein sicher ruhen. Aus ihr zieht der Soldat wie der Mensch überhaupt während seiner ganzen irdischen Laufbahn die ihn stets verjüngende Kraft, die stärkende Nahrung, welche zur Ausdauer bis ans Ende befähigt. . . Die Kardinaltugenden des Soldaten: Gehorsam, Muth, Treue, der wahre Sieg über sich selbst wie über jeden noch so mächtigen Feind liegen in der Religion!“ In einem Brief an einen seiner Söhne findet sich die Stelle: „ . . . setze Deine Hoffnung auf Gott, bete zu ihm, als wenn das Arbeiten nichts hülfte, und arbeite, als wenn das Beten nichts hülfte, das ist der wahre Standpunkt für den Menschen.“

Der spätere General war überhaupt ein Mann von umfassender allgemeiner Bildung, was diejenigen erfuhren, die ein ernstes Gespräch mit ihm pflegten, während er äußerlich in seinem oft rauh erscheinenden Wesen und so sehr hervortretenden militärischen Interesse wohl den Eindruck eines Haubedgens oder gar eines Troupiers erwecken konnte.*) Verfasser entsinnt sich noch lebhaft der hellen Bivaktsnacht, in der Major v. Schmidt uns jungen Offizieren die Wunder des gestirnten Himmels erklärte. Nelson war ein von ihm besonders verehrter Held. Das große Werk „Nelson und die Seekriege“ von Jurien de la Gravière hat er nachweislich vollständig studirt. Nelsons Leben ward ihm gleichsam zum immergrünen Stab auf seinem oft harten Wege zur Pflicht.

Bald nach seiner Rückkehr von der Lehreskadron wurde Schmidt Regimentsadjutant und blieb in dieser Stellung von 1842 bis 1846, fast vier Jahre lang unter dem Obersten v. Plehwe, diesem ausgezeichneten Kavalle-

*) Was er von reiterlichen Betrachtungen niedergeschrieben, für Vorträge, größere Arbeiten im Konzept entworfen hat, ist eine solche Fülle, daß auch nur eine theilweise Ausführung des im Nachlaß Befindlichen ganz ausgeschlossen ist. Es ist räthselhaft, woher der vielbeschäftigte Soldat dazu die Zeit hernahm.

risten und späteren Kommandeur der 1. Division. Das 4. Ulanenregiment erreichte unter Plehwe eine Höhe der Ausbildung, die es in der ganzen Armee als besonders tüchtig bekannt werden ließ. Natürlich mußte eine Persönlichkeit wie Plehwe auf die Entwicklung eines so strebsamen jungen Offiziers, der sein nächster Gehülfe war, von bleibendem Einfluß sein. Wie hoch Plehwe aber auch die Thätigkeit seines Adjutanten einschätzte, ergibt ein Schreiben, das dieser als Kommandeur der 1. Kavalleriebrigade unter dem 6. Mai 1852 an „seinen theuren und hochgeehrten Freund“, den Premierleutnant v. Schmidt, richtete, und in dem er nach sehr eingehenden Mittheilungen über privates und dienstliches Leben ihm noch wärmsten Dank sagt „für viele glückliche Stunden aus Jahren, wo Sie mir redlich geholfen haben, oft schwierige Verhältnisse besiegen und mit Ehren das Regiment führen, das in den sieben Jahren meines Kommandos sich mancher Anerkennung erfreute“.

Unter dem 14. November 1846 erfolgte Schmidts Ernennung zum Adjutanten der 3. Division, in welcher Stellung er über sechs Jahre verblieb und in der er auch vorübergehend als Lehrer an der Divisionschule Verwendung fand.

In seiner neuen Garnison Stettin gelangte er naturgemäß in Beziehungen zu dem kommandirenden General, General der Kavallerie Freiherrn v. Wrangel, der, damals auf der Höhe seines Schaffens und Wirkens, von maßgebendem Einfluß auf Schmidts Anschauungen über die Ausbildung, Taktik und Verwendung der Kavallerie wurde. Bei allen Besichtigungen Wrangels hatte er ein offenes Auge und Ohr für die belehrenden Kritiken des berühmten Generals, wie dies sehr viele hinterlassene Aufzeichnungen von Schmidts Hand beweisen.

Nach dem Allen war er für diese Stellung wohl vorbereitet, als er am 11. Januar 1853 zum Eskadronchef ernannt, die Führung der 4. Eskadron seines Regiments übernahm.

Das Regiment verließ im Jahre 1853 seine Pommerschen Garnisonen, um nach Schneidemühl, Nakel und Inowrazlaw zu rücken, wofür letzteren Ort die 4. Eskadron zur Garnison erhielt.

In dieser kleinen Polnischen Stadt brachte nur der Dienst Abwechslung in das einförmige Leben, dabei bestanden die allerdürftigsten Garnisonseinrichtungen, selbst Trinkwasser mangelte, und die Bodenverhältnisse waren Reitübungen im höchsten Grade ungünstig. Doch mit seiner gewohnten Energie und nach dem Schmidtschen Grundsatz, „daß Schwierigkeiten dazu da seien, um überwunden zu werden“, ging der junge Rittmeister an die Arbeit.

Im Jahre 1857 erfolgte die Verlegung nach Deutsch-Krone, wo sich günstigere Garnisonverhältnisse vorfanden. Bald gelang es Schmidt, seine Eskadron auf eine seltene Höhe der Ausbildung zu bringen, wobei er die systematische gymnastische Durcharbeitung der Pferde an die Spitze stellte, von der Ansicht ausgehend, daß bei dem starken Gebrauch, dem die Pferde unter-

worfen werden müßten, solches ohne Schaden für diese nur möglich sei, wenn die Durcharbeitung eine thunlichst vollkommene sei. Und Schmidt stellte große Anforderungen an Mann und Pferd. Im Regiment meinte man, die Pferde der 4. Eskadron setzten im Manöver, wenn die der anderen Eskadrons mager würden, Fleisch an. So hatte diese Eskadron eigentlich nie recht runde Pferde, aber Sehnen und Gelenke waren geschont.

Von den Dienstzweigen, die Schmidt besonders förderte, sei nur noch die Lanzenausbildung hervorgehoben, die auf einer vielleicht nicht wieder erreichten Stufe in der Eskadron stand.*) Seine Unteroffiziere im Einzelgefecht zu sehen, war ein Kunstgenuß.

Mit seinem großen Eifer für den Dienst verband sich bei Schmidt leider ein sehr heftiges Temperament. Wohl war er geneigt, anzuerkennen, zu danken, wenn er nur ernstes Streben eines Eingehens auf seine Absichten erkannte, doch konnte er auch äußerst heftig werden, wenn er glaubte, Nachlässigkeit, Mangel an Eifer zu bemerken. Dann ließ er sich wohl hinreißen. Er konnte auch ein unbehaglicher Untergebener sein und war nicht leicht zu behandeln. Unbehaglich war er manchem Vorgesetzten besonders deshalb, weil er, dem Menschenfurcht etwas ganz Fremdes war, auch diesen seine abweichende Ansicht ganz unverblümt sagte. In vieler Hinsicht erinnerte er an Yorck, wie ihn uns Droysen schildert. In späteren Jahren wurde er ruhiger, aber etwas vom Feuerbrand hat immer in ihm gesteckt. Geringere Naturen kommen früher zum Gleichgewicht, Steinberger Cabinet vom besten Jahre verlangt Zeit.

Sein gutes Herz aber zeigte sich darin, daß er seinen Untergebenen viel Interesse entgegenbrachte und gern half, wo er nur konnte. So war das Verhältniß zu seinem langjährigen Wachtmeister Bruch, der, eine prächtige Soldatenerscheinung, 1866 wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Leutnant befördert, 1901 als Major a. D. gestorben ist, geradezu ideal. Eine treue Freundschaft hat Beide später verbunden, die in den häufig gewechselten Briefen zum Ausdruck kam.**)

Die 4. Eskadron galt sehr bald als die beste im Regiment, und es fehlte dem Führer nicht an lebhafter Anerkennung durch die Vorgesetzten. Bei dem großen Manöver 1856 hatte der Prinz von Preußen die Schwadron die „schöne“ und „beste“ genannt. Sein scheidender Regimentskommandeur v. Witzleben schrieb ihm, als er 1857 das 1. Garde-Ulanenregiment übernommen hatte, in einem herzlichen Abschiedsbriefe: „ . . . ich spreche es unverhohlen aus, daß die Leistungen Ihrer Eskadron die besten sind, die mir in meiner Dienstzeit vorgekommen“; Generalmajor v. der Goltz, Führer der

*) Nur bei dem 14. Ulanenregiment unter Oberst Bothe hat Verfasser Ähnliches gesehen.

***) Bruch schreibt später über den General: „Er opferte sich geradezu für seine Untergebenen, die etwas leisteten.“

4. Division, später Kommandeur der Garde-Kavalleriedivision, sagt in einem Divisionsbefehl vom Jahre 1859: „Es gereicht dem Unterzeichneten zur besonderen Befriedigung, schließlich bemerken zu können, daß die 4. Eskadron 4. Ulanenregiments vorzugsweise in jeder Beziehung den günstigen Erwartungen entsprochen hat, zu welchen ich bei Beginn der Inspizierung der 4. Kavalleriebrigade berechtigt war.“ Der Divisionskommandeur Generalleutnant v. Dankbahr sandte 1859 das Buch „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei“ von Caniz dem Major v. Schmidt „als ein Zeichen freundschaftlicher Ergebenheit. Möchte es demselben vergönnt sein, den Ruhm der Preussischen Reiterei wieder aufzufrischen und ihren Thaten ein neues inhaltreiches Blatt hinzuzufügen“.

Wahrlich, der Wunsch dieses tüchtigen und weitsichtigen Vorgesetzten ist in Erfüllung gegangen.

Trotz aller Anerkennung, die er fand, trotz der besonderen und außergewöhnlichen Empfehlungen und persönlichen Bemühungen seiner Vorgesetzten im Militär-Kabinet wurde Schmidt bei der Beförderung zum Major wiederholt zurückgesetzt und mußte fünf Einschübe überwinden. Von dem kommandirenden General bis zum Brigadefeldwebel herab finden sich in dem Nachlaß Schreiben, die diese Thatsache beklagen und Schmidt ermahnen, auszuhalten. Er hat ausgeharrt, aber Bitterkeit erfüllte seine Seele ob dieser ihm und den Vorgesetzten völlig unerklärlichen Zurücksetzung nach so hervorragenden, anerkannten Leistungen.

Schmidt hat zeitlebens neben begeisterten Anhängern und Freunden viele offene und heimliche Gegner und Feinde gehabt, ja selbst nach seinem Tode haben sich solche gefunden und gesucht, seine Verdienste zu verkleinern. Die mannigfachen Kämpfe, die er mit widrigen Verhältnissen aller Art zu führen hatte, charakterisirte er selbst treffend mit den Worten: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nie übermocht.“

Seine Gegner und Feinde waren einerseits solche, denen er im Krieg oder Frieden durch seine Anforderungen unbequem geworden war, und dann solche die mit Neid auf seine Größe und Leistungen blickten und sich dadurch in den Schatten gestellt fühlten. Es ist aber auch anzuerkennen, daß Schmidt durch sein Temperament dazu beitrug, sich Feinde zu schaffen. Er war ein unbehaglicher Debatter, bestand scharf und schroff auf seiner Meinung und konnte dabei wohl verletzen; so schaffte er sich leicht aus Gegnern seiner Ansichten Feinde. Nie hat er sich aber, wie seine Korrespondenz zeigt, der besseren Ueberzeugung verschlossen.

Nie strebte er etwas für sich selbst an, ihm galt nur das Interesse des Dienstes, er hatte nicht einmal jene „Eindrigkeit“, die ohne Schaden für das Gemeinwohl sich nebenher Vortheile zu sichern weiß. Deshalb dauerte es auch so lange, bevor der kostbare Kern erkannt wurde, den die raube Schale

barg. Nichts war ihm widerwärtiger als Strebertum, nichts haßte er mehr als Schaumflägerei, als Schein ohne Sein.*) Seinem Falkenauge gegenüber hielten derartige Versuche nicht Stand, und rücksichtslos griff er zu, wo er dergleichen ahnte. Als den ihn leitenden Grundsatz seinen Untergebenen gegenüber bekannte er oft: „Ich will kein bequemer, sondern ein möglichst tüchtiger Vorgesetzter sein, das bin ich meinem Könige und Herrn schuldig, der mich dazu gemacht hat, und deshalb muß ich meine Untergebenen nöthigen, Tüchtiges zu leisten.“ Das tiefe Wohlwollen aber, das ihn für seine Untergebenen befeelte, kam in den Worten zum Ausdruck: „Wie kann ich Jemanden für unfähig erklären, bevor ich nicht alle Mittel und Wege erschöpft habe, um die vielleicht in ihm ruhenden Fähigkeiten herauszulocken und zu entwickeln.“

Er war ein treuer Kamerad, ein hingebender Freund, ein liebevoller und aufopfernder Familienvater, wie sich aus zahlreichen Briefen in seinem Nachlaß ergibt.

Endlich unter dem 19. Mai 1859 wurde Schmidt zum Major ernannt, zunächst dem Regiment aggregirt und unter dem 12. Mai 1860 zum etatsmäßigen Stabsoffizier im Regiment befördert.

Aus der Zeit des Eskadronchefs findet sich eine Art Denkschrift über das Eskadronsexerziren, in der er in 43 Punkten seine Leitsätze und Erfahrungen für die Ausbildung niedergelegt hat.

Einiges aus diesem interessanten Aktenstück sei hier angeführt. Fast an der Spitze des Aufsatzes ist das Verwerfliche des Arbeitens auf die Befichtigung betont, das schon seiner durch und durch ehrlichen Natur widerwärtig sein mußte; dort heißt es z.: „Allerdings, wenn für eine Befichtigung gearbeitet, diese allein stets ins Auge gefaßt wird, dann gelten andere Grundsätze und andere Mittel; aber ich denke, hier geht der sittliche Mensch zur Tagesordnung über. Sand in die Augen streuen entehrt den Einzelnen und unseren ganzen Stand.“

Immer wieder wird auf die Grundprinzipien und „Pointen“ hingewiesen, die nicht zu verlegen festgehaltenes System sein müsse, auch wenn in Nebendingen gefehlt wird; die Wichtigkeit des selbständigen Reitens des Einzelnen, um den Reiter selbstthätig zu erhalten, wird immer betont. — Ein langer Jagdgalopp von 2000 Schritt mit Schwadronschwenkungen, geschlossen wie eine Kette, ohne Drängen bei vollem Athem wird gefordert, ein Verlangen, damals weitgehend. Tempo, nicht Augenrichtung, allmähliches Verbessern vorgekommener Fehler sind Lehrsätze, die sich in den „Instruktionen“**)

*) Dazu gehörten auch Vorführungen mit schwachen Kotten, phantasievolle Gefechtsberichte, wie sie in den Kriegsalten besonders auch in Zeitungen nicht eben selten sind. An solchen hinderte ihn schon sein Zurücktreten mit eigenen Leistungen, sobald seine Person in Frage kam.

**) Instruktionen des Generals Carl v. Schmidt, beauftragt mit der Führung der 7. Division, betreffend die Erziehung, Ausbildung, Verwendung und Führung der Reiterei von dem einzelnen Manne und Pferde bis zur Kavalleriedivision. Auf Veranlassung Sr.

wiederfinden. Charakteristisch ist auch der Grundsatz: „Es ist besser, eine Evolution mißlingt durch das fehlerhafte Kommando oder das veräumte Kommando des Zugführers, als daß gegen diesen moralischen Grundsatz, ihm unter allen Umständen nachzureiten, gefehlt wird.“

Es folgt noch eine Fülle von Lehren für das Ausführen der einzelnen Bewegungen, wie solche uns jetzt dank der „Instruktionen“ geläufig erscheinen; interessant ist aber, in dieser Denkschrift den Nachweis zu finden, wie die Lehren auf den unmittelbaren Erfahrungen des Eskadronchefs beruhen. Die goldenen Worte, die damals jedenfalls nur einem kleinen Kreise von Kavalleristen zugänglich wurden, mögen doch schon Manchem genügt haben.

Es liegt auch in seinem Nachlaß noch das Manuskript zu einer Reitinstruktion vor, die er 1853 für den Unterricht seiner Schwadron verfaßte und die er später für seine Regimenter und die 7. Kavalleriebrigade, wo metallographirte Exemplare vertheilt wurden, mehr ausführte.

Die Stellung als Offizier vom Stabe war nichts für unseren an rastlose Thätigkeit gewöhnten Schmidt; gab er doch selbst seine Schwadron nur so zögernd ab, daß, als er während des Regimentsexerzirens noch weiter seinen Einfluß auf diese geltend machte, der geistvolle Oberst v. Monbart ihn humorvoll apostrophirte: „Na, Schmidt, wollen Sie nun die Schwadron gutwillig abgeben?“ In der Stabsgarnison hatte er immerhin die Offizierreitstunde zu leiten, was ihm doch etwas dienstliche Beschäftigung brachte.*) Als das Regiment aber im Jahre 1863 zur Besetzung der Russischen Grenze aus Veranlassung des Polnischen Aufstandes abrückte, fehlte ihm oft jede dienstliche Thätigkeit. Hin und wieder führte er wohl Detachements, die einen bestimmten Theil der Grenze zu überwachen hatten. Einzelne noch erhaltene Detachementsbefehle lassen ersehen, wie sorgfältig er auch hier Alles anordnete und überlegte. Aber eine solche Kommandoführung war doch nur vorübergehend.

Er war dann sehr viel zu Pferde, arbeitete selbst das Pferd eines befreundeten Gutsbesizers und des Regimentsarztes und erkundete in ausgedehnten Ritten an der Grenze und selbst über diese hinaus in das insurgirte Königreich Polen hinein. Als er in Folge der Grenzüberschreitungen Drohbriefe von Seiten der Insurgentenführer erhielt, mußte er auf Ersuchen des Regiments-

Königlichen Hoheit des General-Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl von Preußen, Inspektors der Kavallerie, geordnet und in wortgetreuer Wiedergabe der Originalien zusammengestellt von v. Dollard-Bodelberg, Rittmeister im 2. Schlesiſchen Dragonerregiment Nr. 8 und Adjutant der 19. Division; eingeleitet durch Raehler, Major und Kommandeur des 2. Schlesiſchen Husarenregiments Nr. 6. Mit dem Bildniß des Generals. Berlin 1876. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

*) Diese Reitstunden, in denen recht scharfe Anforderungen an die Betheiligten gestellt wurden, waren für den Betrieb des Reitdienstes im Regiment von den segensreichsten Folgen und gaben allen Schülern das feste Fundament eines bewährten Reitsystems, auf dessen Grundlage eine erfolgreiche weitere Thätigkeit aufgebaut werden konnte. Nur mit innigem Dank denke ich an diese Lehrzeit zurück.

Kommandeurs die Mitte über die Grenze einstellen. Seine Stimmung, wenn er unbeschäftigt war, war keine glänzende, der Verkehr mit ihm nicht immer leicht.

Während seiner Mußestunden in jener Stellung entstand eine Arbeit, mit der wir uns näher zu beschäftigen haben, da sie das Wesen und Streben Schmidts besonders charakterisirt und auch im Buchhandel vergriffen ist. Es ist dies die 1862 im Druck erschienene Broschüre „Auch ein Wort über die Ausbildung der Kavallerie von E. v. E., Stabsoffizier der Kavallerie“. Berlin bei Schlesier. Die Veröffentlichung dieser Niederschrift ging nicht von ihm aus, denn er besaß bis an sein Lebensende eine gewisse Aversion gegen ein öffentliches Hervortreten in Druckschriften. So sagt er denn auch im Vorwort, der Aufsatz sei nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, „denn unnützlich ist jedes geschriebene und gesprochene Wort für den Soldaten, was nicht ausgeführt, was nicht ins Leben übertragen wird“, und Letzteres wagt er nicht zu hoffen.

Die Anregung zu dieser Arbeit ging von den Generalen v. Dankbahr (Division) und v. Gotsch (Brigade) aus; beide, seine Gönner und Freunde, hatten dem damaligen „Etatmäßigen“ den Wunsch ausgedrückt, er möge seine mit nicht nachlassender Energie von ihm vertretenen Ansichten über das Thema schriftlich äußern. Nachdem dies geschehen und die Arbeit eingesandt war, erfolgte deren Veröffentlichung auf ausdrücklichen Wunsch des Generals der Kavallerie Frhrn. v. Wrangel.*)

Die Broschüre erregte bei ihrem Erscheinen das größte Aufsehen, und da Schmidt sich darin auch gegen das auf der Reitschule zu Schwedt übliche Reitssystem wandte, rief sie bei dem Kommando der Garde-Kavalleriedivision, dem seiner Zeit die Reitschule unterstellt war, recht unliebsame Empfindungen wach, und es wurde Beschwerde eingereicht, — das Kriegsministerium fragte direkt an, das Pseudonym blieb kaum 24 Stunden unerkannt. — Gleichzeitig kam auch vom Prinzen Friedrich Karl und von Wrangel die Nachricht, „er sei verklagt, solle sich aber keine Sorge deshalb machen, sie ständen auf seiner Seite“. Damit war im Wesentlichen die Sache abgethan. Uebrigens hatte er über die Broschüre im Juli 1863 auch eine sehr eingehende Besprechung mit dem General v. Steinnek, der ihren Inhalt vollständig kannte, Schmidt zustimmte und ihn in Betreff etwaiger Anfechtungen mit den Worten tröstete: „Wer die Wahrheit sage, müsse Manches um derselben willen erdulden.“

Nach einer kurzen Einführung stellt der Verfasser als Zweck seiner Untersuchungen die Frage an die Spitze der Schrift: „Ob und wie eine bessere, mehr kriegstüchtige Ausbildung der einzelnen Reiter und

*) Als Anerkennung seines Strebens jandte Wrangel demnächst an Schmidt mit persönlicher Widmung seine als Manuskript gedruckte Broschüre: „Bemerkungen über die Ausbildung und Verwendung der Kavallerie und die Heranbildung ihrer Führer.“ Berlin 1862.

ins Besondere im Gebrauch der blanken Waffe, Mann gegen Mann zu erreichen ist?" Verfasser bejaht zunächst unbedingt den ersten Theil der Frage, es müsse vor Allem besser geritten und eine größere Geschicklichkeit in Führung der blanken Waffe erreicht werden und zwar durch verbesserte Einzelausbildung. Als Ziel solle dem Eskadronchef „die höchstmögliche Entwicklung des wahren Reitergeistes vorstehen und zwar derart, daß der Reiter weit gewandter auf seinem Pferde, weit geschickter mit seiner Waffe als sein Gegner sei, und daß er es für unmöglich halte, dieser sei ihm als Reiter und in der Führung der Waffe überlegen“. So müsse der wahre Reitergeist entstehen, der Alles wagt und nichts unversucht läßt. „Nur die Erzielung der höchstmöglichen Körper- und Geistesgewandtheit beim Reiter wie der höchstmöglichen Körpergewandtheit des Pferdes wird das gewünschte Resultat herbeiführen. Beweglichkeit, Gymnastik in körperlicher und geistiger Hinsicht.“ Auf dieses Programm bauen sich die Ausführungen in der Schrift auf.

Die Ausbildung des Rekruten besprechend, stellt Verfasser dabei die Aufgabe, diesem zunächst durch Freiübungen zu Fuß den durch frühere Lebensgewohnheiten beeinträchtigten Gebrauch aller seiner Gliedmaßen wiederzugeben. Dabei ist zu bemerken, daß damals Freiübungen im Ausbildungsprogramm völlig unbekannt waren. Auch die Uebungen mit der Lanze haben vom ersten Tage an mit diesem Zweck zu dienen. Besonders sollen die für das Reiten so nothwendigen Schulter-, Faust- und Kniegelenke lose gemacht werden; dabei zieht sich durch das ganze Buch wie ein rother Faden die Forderung, nicht Massen- und Abtheilungsdressur, sondern Einzelarbeit.

Zu Pferde sollen die Freiübungen fortgesetzt werden, ein Longiren der Rekruten ohne Zügel wird empfohlen, jedes Einleiern von Lektionen, mechanisches Wiederholen wird verpönt, das sei purer, reiner Schein, täusche nur, für jede Stunde werden neue Lektionen empfohlen, Einzelnreiten schon nach der ersten oder zweiten Stunde.

Nach etwa vier Wochen, wenn die Balance sicher erreicht ist, soll sofort „die Selbstthätigkeit, die Arbeit am Pferde, das Denken eintreten und hierzu die Theorie mit der Praxis innig verbunden werden, damit der Reiter dazu hingeleitet werde, nichts mechanisch, unbewußt, unüberlegt auf seinem Pferde zu thun.“ Zu dem Zweck soll schon der junge Reiter wissen, wie das rohe Pferd aussieht und welche Formen das gut gerittene Pferd unter ihm bekommen muß. Das Bild eines solchen, dabei „die möglichst senkrechte Kopfstellung“ führt Verfasser vor und zeigt die Wege, die dem jungen Reiter bekannt sein sollen, um das Ziel zu erreichen.

Die Erziehung selbstthätiger, denkender Reiter strebt Schmidt an, und dem Zweck soll das theoretische Wissen dienen, als gründliche Vorbereitung zur Praxis, zur Ausführung. Es soll auch vom Rekruten stets mit Nachdenken und Ueberlegung, also mit dem Kopf, geritten werden, „besser, eine Thätigkeit äußert sich noch zuweilen in unrichtiger Weise, wie gar keine“.

Der Rekrut soll in dieser Ausbildungsperiode lernen: das Abbiegen und Abbrechen, das Vordrücken, Anregen, Vorklopfen des Pferdes mit beweglichen Unterschenkeln auf einen Schritt, die Wendungen im Stillhalten auf der Vor- und Hinterhand, wodurch der junge Reiter sehr bald sein Pferd fühlen und führen lernt.

Schon im ersten Halbjahre soll der Rekrut auch die Seitengänge reiten lernen. Als praktisches Ziel dessen, was er erreichen soll, muß dem jungen Reiter stets bezeichnet werden:

„daß er mit der allein richtigen Haltung seines Pferdes (beigezäumt und zurückgestellt) in der ihm bezeichneten Gangart auf jeden ihm angegebenen beliebigen Punkt (oder wohin er selbst will) ohne Schwierigkeiten zu gelangen im Stande ist“.

So will Schmidt „Jagdreiter erziehen, die mit Waffen und Gepäc im langen Jagdgalopp über Gräben und Hecken springen, das Pferd dabei stets in der Hand, im Gleichgewicht und daher im Athem behaltend, sowie zu jeder Wendung bereit, auch wenn er 2000 Schritte zurücklegen sollte“.

Im Gliede soll der Reiter einwirken auf sein Pferd, als ob er einzeln reite. Kein Exerziren soll beginnen, ohne daß in kleinen Abtheilungen und jedes Pferd einzeln geritten worden ist. Auch in der Karriere sollen die Pferde wendbar bleiben und daher Eden geritten werden. Täglich sollen der lange Galopp und die Karriere geübt, täglich eine Barriere von drei Fuß Höhe, ein Graben von acht bis zehn Fuß Breite genommen werden. Es wird auch eine große Zahl verschiedenster Uebungen im Einzelreiten besprochen.

Des Weiteren wendet sich Schmidt gegen die schon damals auftretende Anglomanie, deren Wesen er so kennzeichnet: „Wozu braucht das Kavalleriepferd Biegungen, Seitengänge zu machen? Vorwärts ist die Loosung der Kavallerie, das Kurzreiten untergräbt den kavalleristischen Geist.“ Darauf antwortet Schmidt: „Als wenn Jemand in der Anwendung kurz reiten wollte; gerade stärker will man reiten, aber mit mehr Haltung und mit der Fähigkeit, dabei stets das Pferd in der Hand zu halten und dasselbe nicht durch solche bedeutende erhöhten Anforderungen zu ruiniren.“ Er wendet sich gegen den anscheinend damals bestehenden Gebrauch, Remonten während der ganzen Dressur fast nur auf Kandare zu reiten, ohne sie abzubrechen, geschweige Seitengänge zu üben, und behauptet, daß die Regimenter selbst vom Reitinstitut schlecht gearbeitete, auf die Zügel drückende Pferde mit unregelmäßigen Gängen zurückerkhalten,*) von denen viele bei den Regimentern sofort als unbrauchbar austrangirt würden.

Daß diese Kritik des Königl. Instituts Schmidt in verschiedenen Kreisen mißliebig machen mußte, liegt auf der Hand. Ihm war es aber

*) Der damals bestehenden Einrichtung entsprechend, daß das Reitinstitut aus den Remonten der Regimenter und zwar den besten ergänzt wurde, die nach der Bearbeitung an diese zurückgelangten.

nur um die Sache zu thun, und unbeachtet mögen die Worte nicht verhallt sein.

Des Weiteren wendet er sich gegen den üblichen übertrieben starken Trab, der die Pferde auseinanderbringt und ruiniert, und hält die häufigere Anwendung des starken Galopps von 500 Schritt in der Minute für weit angemessener. Also Schmidt war wahrlich kein Kniebler, als den ihn seine Gegner wohl schildern: er will vorwärts reiten, so viel und so stark als möglich vorwärts reiten, aber er sagt auch:

„Im Jagen liegt noch nicht der Geist der Kavallerie; es kommt stets nur immer auf das Wie an, sonst folgt auf das Jagen die Unmöglichkeit des Jagens durch völligen Ruin des Materials; daher wird ein stetes Zurückgehen auf die Haltung des Pferdes zur Nothwendigkeit.“

Ueber die Remonteausbildung sprechend, erklärt Schmidt es als die Hauptaufgabe der Reitlehrer und der Remontereiter, das junge Pferd nach dessen Gebäude, nach den Regeln der Anatomie und nach den Gesetzen der Mechanik zu formen. Durch die verschiedenen Uebungen, besonders die Seitengänge, die die Anglomanen für eine Quälerei der Pferde erklärten, lehre man dem jungen Pferde Turnen, eine Uebung, die doch auch für den Menschen nützlich und keine Quälerei sei. Schmidt ist auch für den frühzeitigen Beginn des Galopps — nach sechs Monaten — wenn Haltung, Form und Stellung dem Pferde entsprechend ist, worauf es allein ankommt. Der Galopp soll ein reines Produkt der Genick- und Hankenbiegung, der Versammlung, der Seitengänge sein.

Schmidt will sehr auseinander gehalten wissen das Reiten auf der Rennbahn, das Jagdreiten und das wahre Kampagnereiten. Er will, wie wir sehen, auch Jagdreiter heranzubilden, aber solche, deren Pferde besser in Haltung, wendiger, vollkommener in der Hand der Reiter sind, als es der Jagdreiter nöthig hat, der nicht zum Gebrauch der Waffen erzogen wird.

Auch hier wird das Erforderniß der Einzeldressur immer wieder betont, und sehr scharf die Anwendung von Hülfszügeln und dergleichen mechanischen Mitteln verurtheilt.

Es folgt noch eine große Zahl vorzüglicher Anweisungen für den Remontereitlehrer, die hier zu berühren zu weit führen würde und die sich im Allgemeinen in den „Instruktionen“ finden.

Sehr eingehend behandelt die Schrift sodann die Ausbildung mit den blanken Waffen, besonders der Lanze, in deren Gebrauch die Schwadron Schmidts es, wie wir sahen, auf eine selten erreichte Höhe gebracht hatte. Man erkennt, welches klare durchdachtes System der Schrift zu Grunde liegt; erst wird das zu erreichende Ziel bestimmt und dann werden die Wege eröffnet, die zu dessen Erreichung führen müssen.

Noch heute kann man fast jedem Satze des vor nunmehr 40 Jahren erschienenen Heftes zustimmen, es sei denn, daß Verfasser den praktischen

Werth des Jagdreitens in Etwas unterschätzte; doch wenn er dies anscheinend auf S. 59 der Schrift thut, so war die Ursache dazu vielleicht eine mehr taktische, indem er bei der Vernachlässigung, die die Kampagnereiterei erfuhr, zunächst dieser glaubte mit besonderer Entschiedenheit das Wort reden zu müssen.*) Manches in der Arbeit steht in vollem Einklang mit den später erschienenen Schriften Montetons, der den Kampf gegen die Anglomanie fortsetzte, bis sich schließlich siegreich die Erkenntniß Bahn gebrochen hat, daß das Kennreiten und Jagdreiten für unsere Kavallerie nur dann Nutzen schafft — ohne zugleich Nachtheil zu bringen — wenn an der Grundlage der echten Kampagnereiterei, der systematischen Durchbildung der Pferde, unverändert festgehalten wird. Schmidts Arbeit hat seiner Zeit Vielen die Augen geöffnet und sie vor Abwegen bewahrt. Sie verdiente wohl, neu aufgelegt zu werden.

Außere Ehren waren dem Major v. Schmidt bisher nur sehr spärlich zu Theil geworden; erst nachdem er über 2¹/₂ Jahre Major war, nach mehr als 27jähriger Thätigkeit als Offizier, erhielt er bei Gelegenheit der Krönungsfeier in Königsberg am 18. Oktober 1861 den Kronen-Orden 4. Klasse. 1858 und 1861 hatte er an den Generalstabsreisen im Bereiche des II. Armeekorps, 1861 und 1862 an den Reisen des großen Generalstabes unter General v. Moltke theilgenommen und war schon 1859 für den Mobilmachungsfall als Generalstabsoffizier einer Kavalleriedivision bestimmt worden.

Wie man sieht, hatte Schmidt die volle Ausbildung zum höheren Truppenführer erhalten, als er durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 25. August 1863 mit der Führung des 4. Kürassierregiments beauftragt, durch Ordre vom 22. September desselben Jahres unter Beförderung zum Oberstleutnant zu dessen Kommandeur ernannt wurde.

Der Regimentskommandeur.

Die Wahl des Regiments für Schmidt war keine glückliche. Er selbst hat dies lebhaft empfunden und in verschiedenen Briefen zum Ausdruck gebracht. Die Folge war auch, daß er manche Unannehmlichkeiten und Reibungen hatte, wenngleich er für das Regiment und die dortigen Verhältnisse sich als ein rechter echter Sauerteig erwies, der das stark stagnirende dienstliche, ja auch das soziale und politische Leben in eine gesunde Gährung brachte.

Zunächst war Schmidt nach seinem Aeußeren und seinem Temperament wie prädestinirt für ein leichtes Regiment, er war der Typus des Husaren.

*) Daß er sich auch in diesem Punkte der besseren Erkenntniß nicht verschloß, er giebt sich aus einer späteren Niederschrift über „Die ersten und höchsten Erfordernisse eines Offizierkorps“, wo es heißt: „5. So viel wie möglich sportmen — Jagdreiten auch Kennreiten, was freilich viel Geld kostet und leicht zu einer mit dem Offizierstande unvereinbaren Geldspekulation wird. Nur um Ehrenpreise reiten, nicht um Geldgewinne.“ Ein idealer, aber, wie die Praxis gezeigt hat, leider nicht durchführbarer Grundsatz! Als Vortheile des Jagdreitens und der Kennbahn finden sich von ihm notirt: „Kräfte des Pferdes schäzen lernen und zu rechter Zeit in Anspruch nehmen, Hindernisse nehmen, dreist reiten lernen.“

Sein Temperament haben wir schon geschildert. Bergegenwärtigen wir uns seine äußere Erscheinung. Mittelgroß, eher klein als groß, breit gebaut, von fehnigem Körper, blond und von sehr frischen Farben, in dem ausdrucks-vollen Kopf, den starkes Kopf- und Barthaar zierten, ein Paar ungemein lebhaft, graublau Augen, mit dem scharfen Blick des Falken, so recht die Dolmetscher seiner Empfindungen. Seinem Temperament entsprechend waren auch seine Bewegungen lebhaft, er behielt bis ans Ende seine fehnige schlanke Gestalt; zu einem Fettausatz ist es bei dem Manne nie gekommen.

War hiernach seine Wahl für ein schweres Regiment schon keine glückliche, so war er auch wenig geeignet, sich mit dem Erfaß, den das Regiment erhielt, gut abzufinden. Die etwas schwerfällige, langsame Art des Westfalens stand in zu schroffem Gegensatz zu seiner Natur. Lebhaft beklagt er sich in nachgelassenen Aufzeichnungen auch über den damals in der Bevölkerung bestehenden Widerwillen am Soldatenstande, der sich in fortgesetzten, meist unbegründeten Klammationen und Entlassungsgesuchen, die selbst die Landrätthe unterstützten, bemerklich machte; sie mußten ihn bei seiner Begeisterung für den Stand anwidern.

Auch mit dem damaligen Empfinden des Münsterländischen Adels, aus dem sich ein erheblicher Theil des Offizierkorps ergänzte, befand er sich in ausgesprochenstem Gegensatz. Bekannt ist, daß jene Kreise sich zu jener Zeit überhaupt noch nicht als „Preussisch“ fühlten, man gedachte noch zu lebhaft der Münsterscher Selbstherrlichkeit, die manchen Angehörigen der Familien als souveränen Bischof gesehen hatte. Da nun diese Herrlichkeit für immer dahin war, hatte man seine Sympathien dem Oesterreichischen Kaiserstaate, als dem Erben der Römischen Kaiser Deutscher Nation zugewendet und war nebenbei stark ultramontan.

Diese Oesterreichische Gesinnung äußerte sich in den Kreisen des tonangebenden Münsterschen Adels in vollständig unverhohlener demonstrativer Weise bei Ausbruch des Krieges von 1866.

Schmidt, der mit allen seinen Fibern Preussischer Patriot war, konnte derartiges nur auf das Tiefste verlegen, und er betonte diesen Gegensatz auch rückhaltlos in seiner geraden Art, die alle Dinge beim rechten Namen zu nennen gewohnt war.

Zum eklatanten Ausbruch kam der Gegensatz der Empfindungen, als nach dem Kriege von 1866 gelegentlich der Versetzung des Regiments von Münster nach Verden eine Deputation des Adels zu ihm mit der Bitte kam, namens des Adels eine Einladung für ein dem Offizierkorps zugedachtes Abschiedessen anzunehmen. Schmidt lehnte dankend für sich und das Offizierkorps als solches ab, „da er mit seiner Auffassung als Preussischer Regimentskommandeur das Verhalten des Adels bei Ausbruch des Krieges 1866 und während desselben nicht in Einklang zu bringen vermöge“. Er fügte noch hinzu, daß er es verwandten Offizieren nicht verdenken werde, mit den Jhrigen zum Abschied zu essen.

Nach dieser Auseinandersetzung begab sich der Kommandeur zum Kommandirenden General Vogel v. Falkenstein, und dieser sagte: „Das ist hart, aber Sie haben Recht, ich werde Sr. Majestät sofort Meldung machen.“

Als Schmidt in späteren Tagen sich bei König Wilhelm als Kommandeur der 16. Fusaren meldete, ließ der König sich nach Entlassung der Versammelten von ihm über jenen Vorfall Bericht erstatten.

Es möge hier der hochinteressante Brief folgen, den Schmidt über diese Audienz und die bei dem Prinzen Albrecht an seine Gattin sandte:

„Berlin, den 5. Dezember 1866.

Meine liebe Helene! Soeben vom König zurückgekehrt, wo mich Franz in meinem Hotel empfangen, will ich Dir sogleich mittheilen, daß mich unser hochverehrter unvergleichlicher König und Herr, den der allgütige Gott segnen und uns noch recht recht lange erhalten möge, mit unendlicher Huld und Gnade überhäuft hat; nicht allein bei der Meldung selbst, sondern auch nach derselben in seinem Kabinet, wohin er mich rief und sich eine Stunde wohl mit mir über die Westphälischen!! und Schleswigschen Verhältnisse unterhalten hat; ich habe ihm völlig reinen Wein eingeschenkt und ganz von der Leber gesprochen, so schwer es mir auch wurde, ihn zu betrüben; er ist seelensgut, war ganz mit mir einverstanden und war in seinen Ausdrücken übergnädig; er sagte unter Anderem, er hoffe, ich werde ihm das neue Regiment in dieselbe Verfassung setzen, in die ich mein altes Regiment gebracht habe zu seiner Freude; er habe großes Vertrauen zu mir, ich sei ein braver tüchtiger Offizier; er wünschte, recht viele solcher Offiziere zu haben, dann werde es stets mit Preußen wohl stehen u. s. w. Mündlich mehr. — Prinz Albrecht, sein Bruder, sagte mir, obgleich er den Kronprinzen von Dänemark erwarte, so könne er mich nicht so gehen lassen und müsse mich annehmen; nachdem er lange mit mir gesprochen und ich ihm Vieles hatte erzählen müssen, sagte er mir beim Abschiede: »Ich wünsche Ihnen Glück, mein lieber Schmidt, zu Ihrer außerordentlichen Tüchtigkeit und zu Ihren Gefinnungen als Preuße, Gott lohne Ihnen Ihre Hingebung und Treue für unser Haus«, worauf ich ihm erwiderte: königliche Hoheit, das ist kein Verdienst von mir, ich habe das von Vater und Mutter geerbt und kenne nichts Anderes, leben und sterben für König und Vaterland, das ist mein einziges Streben und mein Wunsch; ich habe vier Söhne, die denken gerade wie ich. Er wurde ganz weich zc. und er drückte mir wiederholt die Hand; auch der König drückte sie mir zweimal, ich wollte sie ihm küssen, er litt es aber nicht, drückte sie mir und nahm sie herunter. — Kurz mündlich mehr. — Es hat mich doch sehr froh gestimmt, daß man mir wegen meiner Arbeit, meines Pflichtgefühls und meiner Sachkenntnis und Erfolge so wohl will. zc. Kurz es ist mir einmal sehr gut gegangen, und bin ich dem lieben Gott unendlich dankbar dafür, — mache mir aber selbst Vorwürfe darüber, daß ich auf Menschenworte so viel gebe, aber unsern König hat Gott gesegnet und daher ist das bei ihm anders wie bei den anderen Menschen.“ zc.*)

Daß der Oberst v. Schmidt — die Ernennung hierzu war am 8. Juni 1866 erfolgt — sich unter diesen Umständen keiner Sympathien in der Westfälischen Bevölkerung erfreut hat, ist wohl erklärlich; unter den Offizieren des Regiments aber hatte er sich, wie vorhandene Korrespondenzen

*) Charakteristisch für Schmidt war eine seinem lebhaften Temperament entsprechende glühende Verehrung des Hauses Hohenzollern, das er als den Schöpfer der Größe des Vaterlandes erkannte. Als Kommandeur des 4. Kürassierregiments fragte er einst unvermittelt den Adjutanten: „Können Sie sich etwas Schöneres denken als für die Hohenzollern sterben?“

beweisen, manchen Freund für Lebenszeit und darüber hinaus erworben. Zu diesen hat auch der damalige Prinz, spätere Fürst von Schwarzburg gehört, der von den Gardes du Corps in das Regiment versetzt worden war und wesentlich schärfer zum Dienst soll herangezogen worden sein, als er es bis dahin gewöhnt war.

Schmidt wird sich in dem Bewußtsein getröstet haben, daß er seine Pflicht erfüllte, nicht nur in der erörterten Hinsicht, sondern auch indem er die Ausbildung des Regiments nach Kräften förderte; verschiedene dienstliche Erlasse aus jener Zeit, die in den „Instruktionen“ Aufnahme gefunden haben, und eine Reihe von Vorträgen vor dem Offizierkorps, zu denen sich die Aufzeichnungen im Nachlaß finden, besonders aber, daß er bei seinem König volle Anerkennung fand, bezeugen dies.

Bemerkenswerth ist, daß, wie aus kurzen Notizen zu den täglich beim Regimentsexerziren vorzunehmenden Uebungen hervorgeht, er schon damals viel in der Inversion exerzirte. „Täglich eine Attaque in derselben machen“ heißt es, ferner „ohne Kommando exerziren, nur leichte Winke, Andeutungen“, „Nach dem Säbel des Rittmeisters ohne Kommando reiten“ finden wir auf einem solchen Zettel. Es ist also ersichtlich, daß Schmidt diese Uebungen längst vorgenommen hat, bevor man an anderer Stelle daran dachte.

Es sollte nun auch der ersohnte Tag kommen, an dem es Schmidt befohlen war, zum ersten Male ins Feld zu ziehen. Am 3. Juni 1864 rückte er an der Spitze seines Regiments, das zur Kavalleriedivision gehörte und hier mit dem 6. Kürassierregiment die schwere Brigade, die Reservekavallerie, bildete, in den Feldzug gegen Dänemark.

Charakteristisch sind Aufzeichnungen, die, kurz „vor dem Abmarsch zur Kampagne“ von ihm hingeworfen, sich unter seinem Nachlaß finden und augenscheinlich die Grundlage zu einer Ansprache an das Offizierkorps, von der er in Briefen Erwähnung thut, gebildet haben. Es möge daraus Folgendes mitgetheilt werden:

„Keine Lebensarten, sondern Handeln; mein sehnlichster Wunsch, Ihnen ein gutes Beispiel zu geben. Dort stets sich aufhalten, wohin man gehört. Mit aller Aufopferung gewissenhaft die Schuldigkeit thun — im engeren Kreise als Detachementsführer, Zugführer, bei besonderen Kommandos nicht den kleinsten Dienst scheuen. — mancher Offizier denkt, nur nöthig den großen Dienst thun, aber der kleine oft weit wichtiger und nothwendiger; auf treuester Pflichterfüllung baut sich alles Andere auf. Gesund sind die Verhältnisse und Zustände nur da, wo ein reges Gewissen vorhanden ist.

Ein Mann von Ehre sich nicht beaufsichtigen lassen. Mangelnde Ausbildung ersetzen durch moralischen Halt und Einwirkung.*) Unordnungen beseitigen, niemals dulden zc. Jeder des Preussischen glorreichen Namens eingedenk sein zc. Ueberall — Haltung, Festigkeit, Sicherheit, sich niemals gehen lassen.

*) Hieraus und auch aus Aeußerungen in Briefen geht hervor, daß Schmidt mit der Ausbildung des Regiments noch keineswegs zufrieden war.

Das Regiment — abgeschlossene Einheit, je größer die Massen, je mehr für sich, je selbständiger. Ein ausgezeichnete Offizier sagte einmal von einem Regiment: »Das Regiment werde stets Glück haben« und das ist ein großes Lob, das heißt, auch wenn, wie das nicht anders möglich nach den menschlichen Schicksalen und Wechsell (Rückschläge kommen)*), es habe in seinem Offizierkorps, in seinem ganzen Dienst, in seinem organischen Zusammenhang die Elastizität und Spannkraft, um auch das schlimmste Unglück in Glück zu verkehren und die schon ertrinkende Ehre bei den Haaren in die Höhe zu reißen. Wollte Gott, daß uns dies gelingt und das von unserem Regiment gesagt werden kann zc. Wir Offiziere nichts halb thun, zc. Stramme Zucht geht Allem vor zc., also moralischer Einfluß, lebendige Einwirkung zc. Und so gebe Gott seinen Segen, daß wir durch Treue und Pflichtige Preußens und unseres glorreichen Herrscherhauses Macht, Ruhm und Größe mehren und erhöhen mögen.“

Die Eigenthümlichkeit des Kriegsschauplatzes, die Art von Verwendung, die das Regiment fand, indem es fast stets zum kleinen Sicherheitsdienst, vornehmlich zum Schutz der Küsten meist in einzelnen Eskadrons auseinandergezogen war, hatte zur Folge, daß es überhaupt nicht ins Gefecht kam. Wie schmerzlich Schmidt dies empfand, lassen seine Briefe an die Familie aus dem Feldzug ersehen, wo er immer wieder klagt, daß er ein schweres Regiment befehligt und so keine Aussicht habe, vorn an den Feind zu kommen. Er war bestrebt, hierin eine Aenderung zu erreichen, und wandte sich zu dem Zweck an den ihm bekannten Obersten v. Podbielski, damals Oberquartiermeister bei der Armee. Dieser antwortete ihm unter dem 5. April:

„zc. Vermöchte ich Dir zu helfen und Dein Regiment vor den Feind zu bringen, so wäre dies schon vor Deiner Aufforderung geschehen, da ich mich ganz in Deine Lage versetzen kann. Es ist aber leider hier kein Feld für Kavallerie, die Hälfte unseres Regiments giebt Strandwachen und Ordonnanzen, wie das Deine, die andere thut Vorposten-dienst ohne Feind, der sich uns durch nächtliche Ueberfälle bemerkbar macht, denen Kavallerie am wenigsten gewachsen ist zc.“

Schmidt war, da sein Regiment ganz vertheilt war, eine Zeit lang Kommandant von Kiel und Friedrichsort, später von Rendsburg.

Nach dem Friedensschluß zog er enttäuscht und niedergedrückt von dem Verlauf dieses Feldzuges in seine Garnison Münster wieder ein.

Es kam der Feldzug von 1866. Das Regiment gehörte zur Main-Armee, 13. Division, Goeben, und bildete mit dem 8. Husarenregiment die 13. Kavalleriebrigade unter Oberst v. Trescow. Als schweres Regiment ward es zum größten Leidwesen seines Obersten stets der Reserve zugetheilt, während die Husaren sich bei der Avantgarde befanden. Am 3. Juni rückte das Regiment aus Münster ab; erst machte es unter den größten Anstrengungen die Heze hinter den Hannoveranern her mit, ohne an den Feind zu kommen, und dann den kurzen Feldzug am Main.

Die Verwendung des Regiments stets in der Reserve war die Ursache, daß es trotz Schmidts Drängen zur Thätigkeit nicht ernstlich ins Gefecht kam. Die Briefe an seine Angehörigen hallen wieder von Klagen über die traurigen Verhältnisse.

*) (—) Ergänzung durch den Verfasser.

So schreibt er unter dem 28. Juli:

„Ich habe es oft verwünscht, ja noch mehr fast täglich bin ich ergrimmt darüber, Kürassier haben werden zu müssen, und, ich kann es wohl dreist sagen, hierdurch ganz vor dem Feinde meine Bestimmung zu verfehlen zc.“,

und von dem Kommandeur der Husaren Oberst v. Rankau sprechend, dessen Regiment übrigens auch nur zu kleinen Scharmüßeln Gelegenheit fand, schreibt er weiter:

„Er hat immer so viele Hundert von Schritten zu reiten, wie ich Tausende aus der Reserve und jetzt sind wir immer noch weiter entfernt, da die Brigade Welzien (Oldenburger) noch vor uns in tiefer Kolonne marschirt; die Avantgarde, die meistens Kummer gehabt hat zc., dann kommt Brangel, der auch zuweilen Kummer abgelöst hat, dann kommen die Oldenburger unter Welzien und dann kommt die traurige Reserve unter Tresdow, die hinterher zoddelt, alle Augenblicke halten, stundenlang stehen und sich langweilen muß.“*)

Ganz entsetzlich muß dies Marschiren gewesen sein, wenn keine Gefechte zu erwarten waren, und dann die Bagagen, die für drei Tage Lebensmittel und Fourage führten, also endlos und im Gebirge mit Ochsen bespannt waren, sehr langsam ihren Brigaden unmittelbar folgten.

„Sind aber die Bagagen von drei Brigaden vor uns, so ist es, besonders im Gebirge, wo gehemmt werden, der Hemmschuh wieder abgenommen werden muß, wo zuweilen Gespanne nicht mehr vorwärts kommen können, wo etwas am Geschirr reißt, die Hölle auf Erden und nicht zu ertragen.“

Man kann es sich denken, wie der thatendurstige Mann unter diesen Verhältnissen gelitten hat, und wir Reiter können nur Gott danken, daß wir nicht mehr bestimmt sein werden „als traurige Reserve hinterher zu zoddeln“.

„Wenn die Reserve heranlam, so war meistens der Feind schon im Abziehen,“ schreibt er unter dem 7. August, und:

„Wenn man Kavallerist ist, so verassekurirt man sein Leben; es ist traurig, aber es ist so, und ich fühle das tiefer und stärker wie die Anderen.“

Während des Gefechts bei Rissingen erhielt der Oberst vom General v. Goeben gegen 11 Uhr vormittags den Befehl, mit dem Regiment die Verbindung mit dem Corps Manteuffel herzustellen. Ueber die weiteren Ereignisse an diesem Tage schreibt er unter dem 28. Juli:

„Als ich dies ausgeführt und meine Meldung gemacht hatte, ging ich rechts heraus auf das freie Feld, um möglichst noch auf den zurückgehenden Feind zu stoßen, was mir nicht gelang, da er schon zu weit entfernt und hinter Rüdlingen in Position stand, von wo er mich und die nun auffahrende Batterie mit Granaten und Schrapnels aus 16 Geschützen beschuß, fast drei Stunden lang. Da ich den Auftrag hatte, nicht zu drängen und mich nicht stark zu engagiren, so brach ich um 4 Uhr das Gefecht ab und zog allmählich meine Eskadrons aus dem Feuer, um so mehr, da gegen Rüdlingen das Terrain coupirt wurde zc.“

*) Bekanntlich fand 1866 die Marscheintheilung noch derart statt, daß außer Avantgarde und Gros noch eine Reserve von allen Waffen ausgeschieden wurde. Die Abstände waren übergroß, so daß die Reserve einer Division z. B. erst nach einer geraumen Zahl von Stunden nach dem Einsetzen der Avantgarde auf dem Gefechtsfelde eintreffen konnte.

Am 24. Juli während des Gefechts bei Tauberbischofsheim wurde das Regiment auf Befehl Manteuffels vorgeholt, um nachzuhauen. Schmidt schreibt unter dem 19. August darüber:

„Ich gegen Abend mit Regiment und reit. Batterie vorgeholt auf Manteuffels ausdrücklichen Befehl, um nachzuhauen, reite schnell voraus, Regiment in Eskadronskolonnen bei der Infanterie vorbei über Berg und Thal, seitwärts von der Straße heraus; ich reite steilen Weinberg in die Höhe, wo eine unserer Batterien stand, die viel verloren und in meiner Anwesenheit ein Pferd verlor, um mich zu orientiren. Offiziere voller Blut zeigen mir den Feind und versichern mich, daß es eine Unmöglichkeit vorzubringen über Bischofsheim, wo Weinberge, ein Defilee und der Feind mit allen Waffen stand; ich reite hinunter nach der nahen Stadt, unheimlicher Eindruck, brennt an drei Stellen, jenseitiges Ufer der Tauber noch vom Feinde besetzt, die enge gerade Straße zur Brücke mit Granaten und Kleingewehrfeuer so bestrichen, daß keine Maus heraus kann; alle Augenblicke noch immer lebhaftes Infanteriefeuer zc. — Zum Glück kam Goeben und verbot den Angriff, den ich, so unsinnig ich ihn auch hielt, doch hätte unternehmen müssen. zc.“

So unterblieb die Ausführung jenes Befehls von Manteuffel, der lebhaft an den von Steinmetz am 18. August 1870 der 1. Kavalleriedivision „zur Verfolgung“ gegebenen erinnert.

Am 29. Juli, als schon der Beginn des Waffenstillstandes den Preussischen Truppen mitgeteilt war, hatte der Oberst noch ein kleines Scharmügel bei Giebelstadt an der Württembergischen Grenze mit Badischen Truppen, die, wie ihm mitgeteilt worden war, der reitenden Batterie drei Kanoniere und drei Fouragewagen abgenommen hatten. Mit der 4. Eskadron des Regiments nachteilend sah er die drei Wagen unter starker Infanteriebedeckung auf der Straße fahrend. Allein weiter vorreitend, gerieth er in heftiges Infanteriefeuer und bemerkte auf der Höhe ein starkes Bayerisches Lager. So mußte der Versuch aufgegeben werden. Die Eskadron hatte einen Mann und ein Pferd verloren.

Es mag aus diesem Kriege, der auch so wenig die Hoffnungen Schmidts für eine reiterliche Thätigkeit erfüllte, eine Episode hervorgehoben werden, die ersehen läßt, wie er schon damals nach dem im folgenden großen Kriege, abweichend von fast allen anderen Reiterführern, hochgehaltenen Grundsätze „selbst sehen“ verfuhr.*)

*) Die Thatfache, daß es Schmidt versagt gewesen war, sich in diesem Kriege besonders hervorzuhun, hatte selbst seine Freunde stutzig gemacht, so schreibt in späteren Jahren der General v. Hahnenfeld, seinerzeit Chef des Generalstabes des II. Armee-korps und während des Französischen Krieges Vertreter Moltkes in Berlin an die Familie: „zc. Nach Beendigung des Feldzuges 1866 wurde ich stutzig; sollte sich für den Thatendrang Schmidts gar nichts geboten haben! Worin hat es gelegen; denn sein Adlerbild auf dem Felde, seine kurze Entschlossenheit, sein Talent, die schwache Seite des Feindes zu erspähen, — ich hatte sie ja mit eigenen Augen öfter gesehen. . . . Als nun aber sein Ruhm durch Heer und Nation drang, als man sich klar wurde, daß er der beste, vielleicht der einzige geniale Kavalleriegeneral sei, da kann man sich denken, wie ich aufjauchzte. . . . Das Schicksal hatte Gerechtigkeit geübt und ich mich nicht getäuscht. . . . Der kühne unermüdlige Schwimmer, er war durch die Brandung ans Ufer gelangt, bewundert von der Menge und alle bösen Stimmen zum Stillschweigen zwingend — gegen Thatfachen läßt sich eben nicht streiten. . . .“

Das Ereigniß schildert sehr anschaulich ein Brief des Obersten an seinen ältesten Sohn aus Crailsheim in Württemberg vom 19. August, der hier im Auszuge folgen mag:

„c. Am Tage darauf, wo Alles Ruhetag hatte, mußte ich schon wieder fort nach Höchst mit dem 3. Bataillon 19. Regiments, reitender Batterie und 3 Eskadrons von mir, um Frankfurt gegen Mainz zu bedeu; ich war froh, ein selbständiges Kommando zu haben; mir wurden 2 Lokomotiven und 10 Waggon zum Gebrauch zur Disposition gestellt, und ich marschirte 3 Uhr, nachdem ich von Goeben meine Instruktion empfangen, ab. Diese Tage vom 17. bis einschl. 20. waren angreifende, aber doch sehr angenehme für mich. c. . .

Prinz Alexander hatte uns eine Schiffbrücke in aller Eile zurückgelassen, mittelst welcher wir auf das linke Ufer gelangen konnten; diese wurde sogleich besetzt, und am anderen Tage, den 18., machte ich sofort mit 3 Kompagnien und 2 Eskadrons auf dem linken und rechten Ufer gegen Castel nach Widert, Massenheim und Gr. Gerau Reconoszirungen. In der Mitte bei der nach Widert war ich selbst; der Widertbach bildet da einen sehr bedeutenden Abschnitt durch seinen hohen linken Thalrand und durch die Wiesen am rechten Ufer.

In Widert nahm ich mir 1 Unteroffizier, 4 gewandte Kürassiere und ritt mit ihnen über Hochheim, Rostheim links lassend, auf Castel*) los, um möglichst genaue Nachrichten, wie mir befohlen, über die Besatzung und über die Situation von Mainz einzuziehen, möglichst einen Gefangenen zu machen.

Von Hochheim senkt sich das Terrain, und wir ritten vorsichtig, überall Erkundigungen einziehend und zwei Leute durch die Weinberge rechts oben schickend, um nicht dort umgangen zu werden, weiter; nach den Weinbergen kamen wir durch Obstplantagen, bei einem Heiligenbilde, wo ein Weg von der Chaussee nach rechts abgeht, vorbei; dann biegt die Chaussee rechts, und ich sah nicht weit vor mir die Bayerischen Schildwachen vor der Lunette Frankfurt stehen, vor der das Glacis abgeholt war.

Ich ritt nun ruhig weiter und war begierig, was werden würde; bei den Posten bog die Chaussee links nach Castel zu, rechts lag Lunette Frankfurt, Du wirst wohl die Situation kennen;**) da sah ich links auf dem Fußsteige einen Soldaten bei dem Posten. Ich sagte dem Unteroffizier Dietrich — 4. Eskadron — leise: »Den wollen wir fassen«, ritt vor, um die Schilderhäuser mit eingestektem Pallasch im Galopp herum, und rief den Bayerischen Posten zu: »Ihr dummen schießt nicht einmal!«

Es war aber ihr Glück, daß sie nicht schossen, denn thaten sie dies, so wurden sie niedergehauen, was mir jetzt als ein Barbarismus erschien.

Der Soldat, der sich als ein Nassauer erwies, wurde nun gefaßt und vorwärts getrieben; da ging das Schießen los, und die Köpfe kamen über Lunette Frankfurt fort von allen Seiten vor.

In der méele auf der Straße waren einige Wagen halten geblieben, zum Theil mit Fässern beladen, ein Einspänner mit einem einzelnen Herrn; ich wandte mich an diesen, und unter Vorhalten des Revolvers zwang ich ihn nach mehrmaliger Aufforderung, umzukehren, der Gefangene wurde hineingesetzt, und fort ging es im Galopp bis Widert. In Hochheim waren Massen Volks zusammengelaufen; da ich nicht wissen konnte, ob in böser Absicht, so hielt ich den Revolver vor und befahl ihnen, in die Häuser hinein zu gehen.

In Widert ließ ich die Pferde verschmaufen, stellte auf der Höhe einen Posten aus, der die ganze Straße übersehen konnte, und ließ den Leuten Bier und Butterbrod geben, die Pferde tranken vor dem Wirthshause. Als sich Kurheffische Husaren und

*) Bekanntlich der Brückenkopf von Mainz auf dem rechten Rhein-Ufer.

**) Adressat hatte Castel als Garnison gehabt.

Infanterie in der Ferne zeigten, ging es weiter bis Höchst, und in Frankfurt wurde der Gefangene abgeliefert."

Humorvoll fügt Schmidt hinzu:

"Ich hatte schon die Absicht, nach Castel hinauszureiten und mir Dein Quartier anzusehen, auch mich bei Deinem Wirth zu erkundigen, ob Du ihm etwas schuldig geblieben zc."

Die Ausführung dieser Erkundung war ein echtes, rechtes Husarenstückchen und in ihrer Durchführung mustergültig und lehrreich.

Bald nach dem Friedensschluß erfolgte Schmidts Versetzung als Regimentskommandeur zum 16. Husarenregiment, die Allerhöchste Kabinetts-Ordre, durch die ihm die neue wichtige Aufgabe kundgethan wurde, lautete:

"Ich verseze Sie hierdurch in Ihrer Eigenschaft als Regimentskommandeur vom Westfälischen Kürassierregiment Nr. 4 zum neuformirten Husarenregiment Nr. 16 und spreche Ihnen gleichzeitig gern aus, daß Sie in dieser Bestimmung einen Beweis Meiner besonderen Zufriedenheit mit Ihren bisherigen Diensten zu erblicken haben.

Berlin, den 30. Oktober 1866.

gez. Wilhelm.

An den Obersten v. Schmidt, Kommandeur des Westfälischen Kürassierregiments Nr. 4."

Der Inhalt dieser Ordre mußte den Obersten, der bei seiner Regimentsführung in Münster, wie wir sahen, mit recht viel Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber stets das Richtige zu treffen mußte, mit besonderer Genugthuung erfüllen.

Das junge Regiment ward am 14. November 1866 formirt aus je zwei Eskadrons Königshusaren (7.) und 9. Husaren. Des neuen Kommandeurs Wesen und Wirken ist vortrefflich von einem unbefangenen Beobachter charakterisirt, der in dem „Hannov. Courier“ vom 13. September 1875 in einem Artikel „Ein Deutscher Reiterführer“, unterzeichnet Dr. A. Z., über den damals jüngst verstorbenen General Folgendes schreibt:

„zc. Schmidt war eine echte Husarennatur. Auf dem festen gedrungenen Körper saß ein intelligenter Kopf, dessen helle Augen Kühnheit und Scharfblick anzeigten. Die Züge seines Gesichts vereinten Strenge und Energie, aber um die Lippen spielte zugleich ein leichter humoristischer Zug, der den jovialen und lebenslustigen Gesellschafter andeutete. So gab sich sein Charakter gleich beim äußeren Anblick. Schmidt war seiner ganzen Natur nach streng, rücksichtslos, leidenschaftlich; was er erfaßt hatte, führte er mit Kühnheit und Entschlossenheit durch. Sein heftiges Wesen ließ ihn öfters in Kollision mit seinen Offizieren kommen, aber immer war es der Eifer um die Sache, um die Förderung des Ganzen, niemals kleinliche Befehlshaberei, was ihn bewegte. Ihm war es gelungen, in dem kurzen Zeitraum von wenigen Jahren die ihm anvertraute Truppe zu einer Elitetruppe herauszubilden, die langsamen und verschlossenen Schleswig-Holsteiner zu kühnen und aufgeweckten Husaren zu machen, die sich im Felde ruhmvoll bewährten. Er war aber nicht bloß der strenge Lehrmeister, der mit höchster Genauigkeit alle Einzelheiten des Dienstes überwachte; er war auch der Vater seiner Husaren, der für sie sorgte und seine Theilnahme ihnen oft genug bewies. So erfüllte er diese junge Truppe mit einem solchen Geiste, daß sie keinem der alten Preussischen Regimenter an Patriotismus und Tapferkeit

nachstand, und als der Krieg ausbrach, auch nicht ein einziger Mann, selbst aus den nördlichen Distrikten Schlesiens, die damals von Dänischen Agenten überschwemmt waren, sich seiner Pflicht entzogen.

Aber nicht bloß in seiner militärischen Stellung füllte Schmidt seine Aufgaben vollständig aus; auch in gesellschaftlicher Beziehung war er auf seinem Platze; Niemand verstand es so wie er, mit den Bürgern der Stadt Schleswig zu verkehren. Keine Festlichkeit konnte ohne ihn abgehalten werden; er war stets das belebende Prinzip und trug nicht wenig dazu bei, daß in Schleswig schneller als in den anderen Städten der Herzogthümer sich die Sympathie für Preußen regte und zwischen Bürgern und Soldaten ein gutes Einvernehmen sich herstellte. Schmidt hatte auch für alle Aufgaben des bürgerlichen Lebens ein reges Interesse und war inselgedessen der beliebteste Offizier der Schleswiger Garnison, der auch dort jetzt noch in gutem Andenken lebt.*) So hatte man denn das unbedingte Vertrauen zu ihm, daß er seine Truppe zu Ruhm und Ehre führen würde, als der Krieg ausbrach, und er hat diese Erwartung vollständig bestätigt."

In welcher Weise Oberst v. Schmidt auf den Geist im Regiment, besonders auf das Offizierkorps, zu wirken suchte, um aus den ihm übergebenen vier einzelnen Schwadronen eine stolze, selbstbewusste Truppe zu schaffen, ist so recht ersichtlich aus verschiedenen hinterlassenen Notizen zu Ansprachen, die sich häufig auf der Rückseite von Wachtrapporten finden. Solche Ansprachen sind z. B. bei Gelegenheit der Uebergabe der Standarte an das Regiment, am ersten Jahrestage der Errichtung des Regiments und bei anderen Gelegenheiten gehalten worden. Ohne alles Phrasengellingel athmen diese Ansprachen so recht den Geist, der den Regimentskommandeur befehlte und den seinem jungen Regiment einzupfusen ihm so trefflich gelang.

Seine Einwirkung auf den Dienstbetrieb war wie immer eine ausgiebige und gründliche; war es für ihn doch eine besondere Genugthuung, hier eine junge Truppe, der einheitliche Traditionen bezw. Vorurtheile über die Handhabung des Dienstes fehlten, die oft schwer zu bekämpfen sind, nach seinem Ideal bilden zu können. Verschiedene Rundschreiben aus dieser Zeit in den „Instruktionen“ geben hiervon Zeugniß. Es handelte sich dabei in taktischer Beziehung vornehmlich um die Bewegungen des Regiments in Treffen, die Anwendung der Eskadronskolonnen, das Festhalten der Marschrichtung und des Tempos, die Sicherheit und Selbständigkeit der einzelnen Schwadronen, die Ausführung der Attade.

Mit ganz besonderem Eifer wendete Schmidt sich der Ausbildung im Felddienst zu,**) sowohl innerhalb des Regiments wie auch bei größeren

*) Daß die Bürgerschaft Schlesiens dem General auch in neuerer Zeit ein solch gutes Andenken bewahrt, geht aus einem Schreiben des Magistrats an einen der Söhne vom Dezember 1895 hervor, wo es heißt: „Wir gestatten uns hinzuzufügen, daß das Andenken an Ihren verstorbenen Herrn Vater, der sich durch seine Persönlichkeit und sein Wirken die Zuneigung und Verehrung Aller erworben hatte, in der hiesigen Bürgerschaft ungeändert erhalten geblieben ist. gez. Heiberg.“

***) Unter dem Nachlaß findet sich ein Rundschreiben „Einige Hauptregeln für das Mandviren, Gefechte und Vorpostenaufstellungen“ vom 11. November 1867, das die Grundsätze, die er bethätigt wünscht, sehr plastisch wiedergibt und vielfach den Geist erkennen läßt, der das Regiment im späteren Feldzug befehlte.

Feldbienstübungen im Verein mit anderen Waffen, bei denen er, wo er nur Gelegenheit fand, selbst größere Abtheilungen führte.

Bei der ihm eigenen Gründlichkeit brachte er neben den eingehenden mündlichen Kritiken den Verlauf jeder Uebung — ganz wie bei seinen dereinstigen Schwadronenübungen — in den Hauptzügen später zu Papier, stellte die durch die einzelnen Abtheilungen begangenen Fehler fest und „wie es hätte besser gemacht werden sollen.“ Er kritisirte um so schärfer, sobald er selber bei der Ausführung betheiligt war.

„Durch eine solche schonungslose Selbstkritik wurde er sich vollkommen klar, »über die Punkte, auf welche es vornehmlich ankommt«, seine Instruktionen wurden immer lehrreicher, sein Regiment immer gewandter, und er selbst gewann ein Urtheil und eine Sicherheit bei der Führung gemischter Truppen, die ihm mit vollem Rechte den Namen eines zweiten Kaehler eingetragen hat, von dem Feldmarschall Blücher seiner Zeit rühmte, er sei der beste Avantgarden- und Vorpostengeneral des Preussischen Heeres gewesen.“ Mit diesen Worten schließt Major Kaehler in der Einleitung zu den „Instruktionen“ eine Schilderung der Wirksamkeit Schmidts in Schleswig.

Wir sehen aus Allem, wie Schmidt sich zum Truppenführer, zum General vorbildete, der in des großen Königs Sinn „in das Große vom Kriege entriret“, und werden finden, daß er nicht einseitig nur ein Kavallerieführer war, als welchen man ihn wohl darstellen möchte.

Was hat den Mann in allen seinen Stellungen so belehrend gemacht? Seine Gründlichkeit, sein scharfer Verstand, sein unübertroffener Fleiß. Auf diesem Wege gelang es ihm, bei jedem Dienst das herauszufinden, worauf es ankommt, die „Pointen“, wie er es nannte. Wurden diese Pointen erkannt und festgehalten, so konnte, auch wenn in Nebendingen gefehlt wurde, die Ausführung nie ganz mißglücken. Diese Anschauung kennzeichnet die Art seiner Lehrhaftigkeit, die stets das Große und Ganze, das Ziel, sein „Ideal“ ins Auge faßte und sich nie in Kleinlichkeiten verlor.

Von besonderer Bedeutung ward auch seine erzieherische Thätigkeit, die in erster Linie darauf ausging, immer wieder die Begeisterung für König und Vaterland bei den Offizieren und besonders bei den Mannschaften, die eben erst Preußen geworden waren, anzufachen und lebendig zu erhalten, dann aber auch immer wieder auf den Weg der Pflicht, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Aufopferung für den Allerhöchsten Dienst hinzuweisen, dabei das Ehrgefühl anrufend.

Sein Wirken fand eine ganz besondere Anerkennung bei seinem kommandirenden General, dem tüchtigen, weitblickenden Manstein, der seinen Werth sehr wohl erkannte und ihn gegen Uebelwollen und gegen Eingriffe in die Selbständigkeit energisch in Schutz nahm.

Aus dieser arbeitsreichen Friedenszeit rief der am 15. Juli 1870 nachts in Schleswig eintreffende Mobilmachungsbefehl das junge Regiment zu ernster Thätigkeit vor den Feind.

Bei der unermüdblichen Arbeit, die die Mobilmachung des Regiments erforderte, wobei noch Zeit gefunden wurde, mit den eingezogenen Reservisten und Ankaufspferden im Regiment zu exerziren, hatte der Oberst so wenig an seine eigenen Bedürfnisse gedacht, daß, als das Regiment in Moosbach den Schienenstrang verließ und in sein erstes Quartier Wiesbaden rückte, sein Koffer mit den nöthigsten Bedürfnissen fehlte.*) Dieser erreichte ihn erst, als der Oberst verwundet in Pont à Mousson mehrere Tage lag. Er hatte von diesem Vorfalle nie besondere Notiz genommen.

Das Regiment gehörte für die Dauer des Feldzuges zur 6. Kavalleriedivision, Generalleutnant Herzog Wilhelm von Mecklenburg, zu der folgende Regimenter zählten: 14. Kavalleriebrigade Generalmajor Frhr. v. Diepenbroick-Grüter: Brandenburgisches Kürassierregiment Nr. 6 Oberst Graf zu Lynar, 1. Brandenburgisches Ulanenregiment Nr. 3 Oberst Graf v. der Groeben, Schleswig-Holsteinsches Ulanenregiment Nr. 15 Oberst v. Alvensleben. 15. Kavalleriebrigade Generalmajor v. Rauch: Brandenburgisches Husarenregiment Nr. 3 Oberst v. Zieten, Schleswig-Holsteinsches Husarenregiment Nr. 16 Oberst v. Schmidt. Dazu die 2. reitende Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 3.

Die Thätigkeit Schmidts in diesem Feldzuge, erst als Regiments-, dann als Brigadefeldkommandeur, als Divisionsführer und wiederholt als Führer gemischter Truppen erschöpfend zu schildern, dazu fehlt es hier leider an Raum, es muß solches einer späteren, ausführlichen Arbeit überlassen bleiben; es können hier nur die Momente hervorgehoben werden, wo Schmidt in ganz besonderer Weise persönlich hervorgetreten ist.

Die persönliche Bethätigung, das persönliche Eingreifen, das Selbstsehen, das Streben, seinen Leuten ein persönliches Beispiel zu geben, zeigte sich bei diesem Kavallerieführer bei jeder Gelegenheit.

Eine solche fand er auch sehr bald.

Das Regiment rückte am 4. August 4^{1/2} Uhr vormittags aus seinem Bivak bei Kl. Ottweiler in die Gegend von Bliescastel und Umgegend, und sollte von dort Unternehmungen zur Alarmirung des an der Grenze stehenden Feindes ins Werk setzen. Zu dem Zweck wurden zwei Züge des Regiments in die Richtung auf die Grenze vorgesendet; den einen, der unter dem Leutnant Doerr über Nieder-Gailbach auf Bliesbrücken ging, begleitete der Regimentskommandeur. Er verfolgte dabei den doppelten Zweck, selbst zu sehen und seine Husaren, die heut zum ersten Male an den Feind kamen, ins Feuer zu begleiten.

Die Bedeutung dieser letzteren Absicht ist nicht hoch genug anzuschlagen, ein solcher Entschluß ist mehr als alles Andere geeignet, den Mannschaften

*) Einem Husaren war die kurze Weisung geworden, ihn „nach der Bahn“ zu bringen, und der brave Mann trug ihn nach der — „Reitbahn“!

Liebe und Vertrauen für ihren Führer einzulösen. An solchen ersten Gesefchtstagen ist es durchaus erwünscht und gerechtfertigt, daß auch höhere Führer sich zeitweilig „am falschen Platz“ befinden.*)

Bliesbrücken war stark von feindlicher Infanterie besetzt, und besonders aus einer Waldlißiere, gegen die Schmidt ansprengte, nur von seinem Adjutanten Leutnant v. Heimbrachts gefolgt, wurde lebhaft geseuert.

Schmidt schreibt über diesen Vorgang aus dem Bivak bei Saarbrücken am 7. August seiner Familie:

„ . . . Ich selbst bin schon wiederholt bei kleinen Affären im Feuer gewesen und habe mich davon überzeugt, wie schlecht und unsicher die guten Franzosen mit ihrem so schnell zu ladenden Gewehr schießen, da sie schlecht ausgebildet sind. Sie trafen mich und Heimbrachts bei einer Waldlißiere trotz 200 bis 300 Schritt Nähe nicht; Heimbrachts aber kam, da sein Pferd bei dem Knallen und Pfeifen der Kugeln sehr unruhig wurde, zu Falle, und das Pferd lief davon; darauf brachen die Franzosen aus der Waldlißiere mit Geschrei hervor und liefen nach, um Heimbrachts zu greifen; ich in voller Sorge um ihn, ritt seinem Pferde nach, um es zu fassen, und als ich mich überzeugte, daß dies nicht ging, ritt ich zu ihm zurück und nahm ihn zu mir vor mich aufs Pferd.

So brachte ich ihn unter Ueberspringen von Gräben bis in ein Dorf, wo wir etwas sicherer waren und bald unsere Husaren kamen, und er wurde gerettet.

So ist es schon öfter gewesen, daß ich im heftigen Feuer war, und ich freue mich sagen zu können, daß unsere Mannschaften sich trotz ungeheurer Strapazen vor dem Feinde gut benehmen und herzhast hineinreiten in den Feind, was sie schon öfter bewiesen haben; ich bin vor ernstern Auftritten nicht mehr bange; sie werden sich gut schlagen!“

Ja, diese Beobachtung haben wir damals überall bei unseren Reitern gemacht, hätten wir nur überall auch einen Schmidt gehabt!

Bei der Rückkehr von der Erkundung begegnete Schmidt einem Zuge des 10. Husarenregiments, der in der gleichen Richtung vorging, und dessen Rittmeister v. Roge Schmidt mit dem Adjutanten auf dessen Pferd begegnete.**)

So führte der Oberst in jenen Tagen noch manche Erkundung persönlich aus.

Am Tage der Schlacht von Spichern hatte die 15. Kavalleriebrigade den Befehl erhalten, „von Aßweiler vorzugehen, die Blies bei Rheinheim zu überschreiten, auf Rohrbach und Neunkirchen zu erkunden und die Stellung an der Blies zu besetzen“. Bei Rheinheim an die Blies gelangt, war die Brigade aber auf die falsche Meldung von dem Erscheinen stärkerer feindlicher Kräfte zurückgegangen. Erst auf Befehl der Division ging die Brigade am Nachmittage wieder vor und besetzte die ihr angewiesene Stellung. Der

*) Ueber Schmidt ist auch von einer Seite, die nie Werth darauf gelegt hat, in diesem Feldzuge selbst zu sehen, gelegentlich dahin geurtheilt worden, er habe sich häufig „am falschen Platz“ befunden. Einen solchen Vorwurf, der sich darauf gründete, daß er als Reiterführer häufig der Nächste am Feinde gewesen ist, konnte er sich wohl gefallen lassen.

**) Dieser Vorgang wurde später noch in der Presse in Vergleich gezogen zu dem Verhalten der Englischen Begleitung des Prinzen Ludwig Napoleon, bei dessen tragischem Tode im Zulukriege.

Kommandeur des 16. Husarenregiments erkundete dabei persönlich Neunkirchen, und meldete hinter dem Ort drei Bataillone Infanterie und etwas Kavallerie — Theile der Brigade Lapasset.

Inzwischen hörte man das Geschützfeuer von Spichern herüberschallen, und Schmidt bat den Brigadekommandeur, die mitgenommene Batterie gegen den gemeldeten Feind feuern zu lassen, um entlastend auf jenen Kampf zu wirken. Dieser Vorschlag war durchaus sachgemäß und wohl geeignet, feindliche Abtheilungen festzuhalten bezw. heranzulocken, die etwa nach dem Schlachtfelde zu rücken die Absicht hatten.

Der Brigadekommandeur gab aber dem Vorschlage keine Folge.

Die folgenden Tage wurde der größte Theil der 6. Kavalleriedivision weit zurückgehalten, nur Oberst v. Alvensleben war über St. Avold mit den 15. Ulanen dem Feinde auf den Fersen.

Am 12. August aber fand auf Befehl des Generalkommandos III. Armeekorps, dem die Division vom Oberbefehlshaber der II. Armee unterstellt worden war, durch diese eine größere Erkundung in der Richtung auf Metz, südlich St. Avold, statt, um die hier ganz verloren gegangene Fühlung wieder zu gewinnen und Nachrichten über Stärke und Verbleiben des Feindes zu erbringen.

Die Erkundung, hauptsächlich durch die 3. Husaren ausgeführt, stieß in der Front bei Laquenexy auf Widerstand. Schmidt, der dies bemerkte, erbat sich von dem Brigadekommandeur die Erlaubniß, mit seinem Regiment nördlich davon, auf der großen Straße gegen Coincy, vorgehen zu dürfen. Dort unter wiederholtem feindlichen Infanteriefeuer erkundend, konnte er in dem vorliegenden freien Gelände zahlreiche und ausgedehnte feindliche Zeltlager melden.

Am 13. August hatte Schmidt bei Fleury, südlich Metz, ein kleines Vorpostengefecht mit Französischen Dragonern, die er durch Pouilly bis Magny verfolgte, wo sie von lebhaft feuernder Infanterie aufgenommen wurden, nachdem ihnen die Husaren einige Leute und Pferde abgenommen hatten. —

In den folgenden Tagen erstatteten neben anderen Regimentern der 6. Kavalleriedivision auch die 16. Husaren zahlreiche Meldungen über den Gegner, aus denen zu schließen war, daß auch am 15. August noch starke Kräfte des Gegners sich bei Metz befanden. Leider wurde diesen Meldungen bei dem vorgesetzten Generalkommando, das an der vorgefaßten Meinung festhielt, der Gegner befände sich seit mehreren Tagen auf dem Abmarsch gegen die Maas hin, kein Werth beigelegt.

Es folgte das blutige Ringen bei Bionville am 16. August.

Die Thätigkeit des Obersten v. Schmidt als Regimentskommandeur sowie als Führer der 15. Kavalleriebrigade an diesem Tage ergibt sich am anschaulichsten aus nachstehendem, in den Kriegsakten enthaltenen:

Bericht über die Theilnahme des Schleswig-Holsteinischen Fusarenregiments Nr. 16 und der 15. Kavalleriebrigade an der Schlacht von Bionville am 16. August 1871.

Das Regiment verließ am 16. August morgens 3¼ Uhr sein Bivak bei Loiville an der Seille, um sich auf das Rendezvous der Brigade bei Fey zu begeben. Dort hinter dem 3. Fusarenregiment eingetroffen, wurde sofort der Marsch auf Novéant an der Mosel weiter fortgesetzt, um, dem erhaltenen Befehl zufolge, so früh als möglich den dortigen Uebergang über dieselbe zu passiren (5½ Uhr). Nachdem die dortige Drahtbrücke, welche infolge ihrer großen Schwankungen nur langsam überschritten werden konnte, passirt war, wurde der Marsch im Thal des Gorze-Baches, etwa 600 Schritte vor Gorze, fortgesetzt und dort etwa um 6½ Uhr morgens abgeessen. Dieses Städtchen war durch ein Bataillon der 5. Infanteriedivision (8. Infanterieregiment) besetzt. Die über dasselbe hinaus vorgeschobten Eclaireurs meldeten, daß auf der Ebene, nördlich Gorze, zwischen diesem Orte und der Chaussée Metz—Verdun ein feindliches Armeekorps, und nordwestlich gegen Mars la Tour eine feindliche Division im Lager ständen, welche im Begriff schienen, dasselbe abzubrechen und ihren Marsch auf Verdun fortzusetzen. Das an der Tete befindliche 3. Fusarenregiment wurde insolge dessen zur Rekognoszirung über Gorze vorgeschickt; bald darauf folgte das diesseitige Regiment und nahm Aufstellung nordwestlich Gorze, zwischen dieser Stadt und dem vor derselben befindlichen tiefen Grunde, nördlich der Straße Gorze—Buzières, links neben dem 3. Fusarenregiment. Beide Regimenter wurden bald darauf in auseinandergezogenen Eskadronskolonnen über den tiefen Grund auf die freie Ebene, Front gegen Norden, vorgezogen, während sich auf den vorwärtsgelegenen Höhen, welche eine Fernsicht bis zur Chaussée Metz—Verdun nicht gestatteten, die diesseitigen Eclaireurs befanden, welche fortbauern von der feindlichen Infanterie heftig beschossen wurden. Nach kurzer Zeit wurden beide Regimenter wieder hinter den vorbezeichneten tiefen Grund nördlich Gorze zurückgezogen, wahrscheinlich, weil das Infanteriefeuer in dem östlich gelegenen Walde, Bois de St. Arnould und Bois de Bionville, immer heftiger wurde und sich noch immer mehr näherte. Hierbei erhielt das 16. Fusarenregiment seine Aufstellung rechts von dem 3. Fusarenregiment, östlich des Weges von Gorze nach Bionville, während das 3. Fusarenregiment westlich des Weges stand; die Regimenter befanden sich in zusammengezogenen Eskadronskolonnen. Bis dahin waren außer den beiden Regimentern der Brigade und dem Bataillon, welches Gorze besetzt hielt, keine Preussischen Truppen sichtbar gewesen.

Nun — etwa 8½ Uhr, trafen die Regimenter der 5. Infanteriedivision über Gorze ein, gingen zwischen den beiden Regimentern der Brigade durch, überschritten den tiefen Grund in der Richtung auf Bionville und marschirten links auf, indem sich das rechte Flügelbataillon an den Bois de Bionville lehnte; es wurden Schützen vorgenommen, und das Schützengefecht begann auf der freien Ebene, Front gegen Norden.

Das Regiment, welches in der bezeichneten Aufstellung zwischen dem Wege Gorze—Buzières und dem tiefen Grunde seine ersten bleibenden Mannschaften und Pferde durch verlorene Kugeln aus dem Walde gehabt hatte, erhielt nunmehr den Befehl, sich durch den bereits früher diesseits rekognoszirten, gegen Tronville hinziehenden tiefen Grund auf den linken Flügel der Infanterie zu begeben.

Dasselbe trabte in diesem zuerst breiten und unbewaldeten, später sich sehr verengenden und stark mit Unterholz und Gestrüpp besetzten Grunde fort, bis derselbe wieder frei wurde und sich mehr hob. Dort mit der Tete angelangt, wurde das Debouchiren des Regiments durch das Zurückgehen der diesseitigen Infanterie in westlicher Richtung verhindert, da die Letztere durch feindliche Uebermacht heftig gedrängt wurde.

Nach kurzem Aufenthalt erfolgte jedoch der Aufmarsch des Regiments in schnellster Ganganart auf dem westlich des Grundes gelegenen Thalrande hinter einer Waldparzelle, unter einigen Verlusten an Mannschaften und Pferden, da die feindliche Infanterie bereits gegen den östlichen Thalrand vorgezogen war. Bald darauf wurde die Brigade wieder vereinigt und ging dieselbe nun in östlicher Richtung, südlich der Chaussee Mars la Tour—Nez vor, nachdem das Infanteriegefecht sich ebenfalls wieder in östlicher Richtung vorwärts bewegt hatte.

Nachdem das Regiment längere Zeit im heftigen Granatfeuer auf der Ebene gehalten hatte, ohne erhebliche Verluste zu erleiden, ging dasselbe etwa um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr auf Befehl des kommandirenden Generals III. Armeekorps v. Alvensleben, im Brigadeverbände, auf die wiederum heftig vorstoßende und die diesseitige Infanterie, welche sich sehr in der Minderzahl befand, zurückwerfende feindliche Infanterie zum Angriff in auseinandergezogenen Eskadronskolonnen, das 3. Husarenregiment auf dem rechten Flügel, in der Richtung südlich Flavigny, vor. Links seitwärts desselben, näher der Chaussee Mars la Tour—Bionville befanden sich noch mehrere andere Kavallerieregimenter, wie das 3. Ulanen-, das 15. Ulanen- und das 9. Dragonerregiment; die Batterie Wittstock der Kavalleriedivision stand, gedeckt durch eine Eskadron 6. Kürassierregiments, südlich Bionville, in der Nähe einer kleinen Ferme, im heftigen Feuergefecht mit überlegener feindlicher Artillerie. Die Brigade passirte beim Vorgehen den linken Flügel der sich im heftigen Gefecht befindlichen 5. Infanteriedivision und überschritt auch die bisherige feindliche Schützenlinie, welche sich in einem kleinen Ravin durch eine lange, ununterbrochene Linie von Todten und Blessirten markirte. Die Attade kam jedoch nicht zur vollständigen Ausführung, es wurde nur Trab geritten, nicht in Linie aufmarschirt, und durch ein vom rechten Flügel ausgehendes Schwärmen der Eskadrons nach links waren auch alle Intervalle verlorengegangen, so daß die Brigade in einer geschlossenen Masse von zusammengezogenen Eskadronskolonnen sich vorbewegte. In dieser höchst unglünstigen Formation gerieth die Brigade in sehr heftiges Gewehrfeuer, welches von der Front und von naher Distanz durch dichte Schützenschwärme abgegeben wurde, die hinter einem Ravin lagen, wodurch große Verluste entstanden.

Es wurde nun das Signal „Halt!“ gegeben. Links vorwärts des Regiments, in einer Entfernung von circa 600 bis 800 Schritten, zwischen Flavigny und Bionville, waren mehrere Regimenter in einem Kavalleriegefecht verwickelt; man bemerkte eine Menge von aufgelösten, einzelnen Reitern und kleinen Trupps im wüsten Durcheinander. Nach einem kurzen Halt wurde das Signal „Retraite!“ gegeben und gleich darauf rief der Generalmajor v. Rauch dem unterzeichneten Regimentskommandeur zu: „daß er blessirt sei, und daß derselbe das Kommando der Brigade übernehmen solle“.

Da auch die übrige Kavallerie zurückging und die Brigade in dieser Formation nicht gefechtsbereit war, vielmehr es vorläufig nur darauf ankam, die Eskadrons erst wieder auseinanderzuziehen und dadurch gefechtsbereit zu machen, so führte der Unterzeichnete die Brigade zuerst im ruhigen Schritt, wobei die Intervalle durch Auseinanderziehen der Eskadrons wiederhergestellt wurden, unter andauerndem heftigen feindlichen Infanterie- und Granatfeuer, sodann im Trab zurück und stellte die Regimenter, welche bedeutende Verluste an Mannschaften und Pferden erlitten hatten, in einem Grunde hinter zwei kleinen Waldparzellen verdeckt auf.

Infolge eines erneuerten feindlichen Vorstoßes näherte sich nach einiger Zeit wiederum das Infanteriegefecht, die diesseitigen Schützen gingen gegen die erwähnten Waldparzellen zurück. Infolgedessen marschirte der Unterzeichnete mit der Brigade nach links, in der Richtung auf die Chaussee Mars la Tour—Bionville, ab, mit der gegen die Regimentsführer ausgesprochenen Absicht, dort eine geeignete Aufstellung zur Aufnahme der zurückgehenden Infanterie zu nehmen, um aus derselben die rechte Flanke der vordringenden feindlichen Infanterie zu attackiren.

Auf dem Marsche dahin begegnete derselbe dem General v. Kraaz, welcher an der Spitze seiner, der 20. Division, von Tronville aus, in östlicher Richtung, zur Unterstützung des schon hart mitgenommenen III. Armeekorps herbeieilte. Derselbe ersuchte den Unterzeichneten, seine linke Flanke beim Vorgehen und im Aufmarsch zu decken. Die Brigade behielt demzufolge die bisherige Marschrichtung bei und ging dann weiter vorwärts gegen Flavigny in der Direction der vorgehenden Kolonnen der Division Kraaz vor. Während dieser Bewegung erhielt der Unterzeichnete den Befehl, die Deckung der Batterien des X. Armeekorps mit der Brigade zu übernehmen; dieselben gingen soeben von Tronville aus südlich der Chaussée gegen das in der Ebene gelegene brennende Vorwerk Flavigny im Trabe vor; sie schoben sich zum Theil in die große Batterie des III. Armeekorps, welche sich von Flavigny aus in südöstlicher Richtung gegen Gorze zu auf dem Plateau ausdehnte, ein; theils fuhrn sie an und auf der großen Chaussée bei Bionville auf und beschossen den im Norden derselben noch mit bedeutenden Streitkräften befindlichen Feind. Bionville bildete mithin einen nicht sehr stumpfen Winkel in der diesseitigen Aufstellung.

Während des mehrstündigen heftigen Artilleriekampfes, einerseits gegen den südlich Rezonville stehenden Feind, andererseits gegen die nördlich der Chaussée befindlichen feindlichen Massen, hatte die Brigade ihre Aufstellung in jenem Winkel, etwa 600 Schritte westlich Flavigny genommen, um nach beiden Seiten à portés zu sein; sie stand mit drei Eskadrons des 9. Dragonerregiments, unter dem Major v. Studnitz, welche sich derselben schon seit dem Marsch nach dem linken Flügel angeschlossen hatten, in zusammengezogenen Eskadronskolonnen, und wechselte mehrfach ihren Standpunkt, um sich dem heftigen Granatfeuer, welches sowohl aus der Front von Rezonville aus, wie von der linken Flanke nördlich der Chaussée, von Norden her einschlug, zu entziehen.

Gegen 7 $\frac{1}{2}$ Uhr abends ging dem Unterzeichneten vom Kommandeur der 6. Infanteriedivision, Generalleutnant v. Buddenbrod, der sich bei Bionville im heftigen Gefecht befand, die Aufforderung zu, die dort befindlichen Batterien, die sich verschossen, vor feindlichen Kavallerieangriffen, die sich vorbereiteten, zu schützen. Sofort ging derselbe mit dem 8. Husaren- und 9. Dragonerregiment dahin ab; das 16. Husarenregiment verblieb zur Deckung der südöstlich Flavigny befindlichen und gegen Rezonville im Feuer stehenden Batterien in seiner bisherigen Aufstellung. Als die beiden erstgedachten Regimenter nahe Bionville eintrafen, entzog sich die feindliche Kavallerie, welche die dortige Batterie bedroht hatte, der diesseitigen Attacke und verschwand hinter Höhen; sie war nicht mehr zu erreichen.

Beim Zurückgehen von dort erhielt der Unterzeichnete von der 6. Kavalleriedivision den Befehl, mit der Brigade der auf der Chaussée gegen Rezonville vorgehenden Letz der 6. Infanteriedivision zu folgen, und einen Vorstoß gegen den Feind zu machen. Die Brigade wurde demzufolge sofort wieder in östlicher Richtung zusammengezogen, das 16. Husarenregiment verblieb auf dem rechten Flügel, das von Bionville kommende 8. Husarenregiment auf dem linken Flügel; die auseinandergezogenen Eskadronskolonnen beider Regimenter wurden mit ihren Leten an dem Wege von Bionville nach Gorze in gleicher Höhe angelegt, das 9. Dragonerregiment folgte als zweites Treffen in derselben Formation. In dieser Formation trabte die Brigade, das brennende Vorwerk Flavigny rechts lassend, südlich der Chaussée Rezonville—Bionville in der Richtung auf Rezonville vor. Infolge der angenommenen Direction hatten im weiteren Verfolg des Vormarsches auf diesseitigen ausdrücklichen Befehl zuerst die Eskadronskolonnen des Zieten-Husarenregiments und sodann auch die linken Flügeleskadrons des 16. Husarenregiments allmählich die Chaussée nach Norden überschritten, als der Unterzeichnete in der bereits eingetretenen Dämmerung etwa 300 bis 400 Schritte nördlich der Chaussée mehrere Infanteriekarrees vor sich stehen sah, welche nach allen Seiten hin Feuer gaben, infolgedessen auch Kugeln in die Brigade einschlugen. Da die Letztere jedoch die Spitzen der

6. Infanteriedivision noch nicht passirt hatte, so muthmaßte der Unterzeichnete, daß er Preussische Infanterie vor sich habe, sprengte näher an die Karrees heran und rief denselben dies zu, insofbedessen auch ein Adjutant auf ihn zuritt, der dies bestätigte, und auf Befragen, wie es dort stehe, die Auskunft gab, daß die Infanterie soeben durch feindliche Kavallerie attackirt werde. Infolgedessen befahl der Unterzeichnete das sofortige Durchgehen zwischen den Infanteriekarrees und sandte dem Major v. Seydlitz, Führer des 16. Husarenregiments, durch einen Trompeter den Befehl zu, mit den rechten Flügel-estabrons des Regiments ebenfalls auf die nördliche Seite der Chaussee überzugehen, da sich der Feind dort befinde. Diese Bewegung wurde sofort ausgeführt.

Nach dem Passiren der Infanteriekarrees wurde das Signal zum Aufmarsch und darauf das Signal Galopp, letzteres sogar zweimal seitens der Brigade gegeben, und dieselbe stürzte sich in Linie auf den Feind. Der Unterzeichnete sah deutlich eine dunkle Masse, welche er als die feindliche Kavallerie erkannte, nach rechts ausweichen, und in demselben Augenblick begann ein sehr heftiges Infanterief Feuer aus nächster Nähe. Beide Regimenter der Brigade befanden sich mitten in der feindlichen Infanterie, überritten mehrere ausgedehnte Schützenlinien, deren Mannschaften sich zur Erde geworfen hatten und nach dem Uberspringen derselben aufspringen und den Regimentern in den Rücken feuerten, und warfen sich mit lautem Hurrah auf die dahinter stehenden Karrees, die zum Theil durchbrochen und auseinander gesprengt wurden; die feindliche Infanterie lief auseinander, unterhielt jedoch im Zurücklaufen ununterbrochen ein heftiges Feuer.*) Das rechte Flügelkarree des Feindes, welches etwas erhöht stand, und das bei der Attacke intakt in der linken Flanke stehen geblieben war, bewahrte eine bessere Haltung, blieb fest zusammen, und gab wiederholt Salven in die Masse ab, wodurch die Verluste in dem linken Flügelregiment, Zielen-Husaren, sehr vergrößert wurden. Der Versuch, den der Unterzeichnete mit dem Estabronchef der linken Flügel-estabron, Rittmeister Krell,**) machte, unter Zusammenfassung einer Anzahl von 40 bis 50 Husaren, dies Karree ebenfalls zu sprengen, mißlang in Folge des geringen Nachdrucks, den der Chol mit abgematteten, seit früh morgens 2 1/2 Uhr unter dem Sattel befindlichen, ungetränkten und ungefütterten Pferden, und mit unrangirten, in langem Darm hintereinanderherjagenden Mannschaften hatte.

Da ein weiterer Erfolg nicht mehr zu erreichen, der Feind auch im Zurückgehen war, so ließ der Unterzeichnete nunmehr Appell blasen und führte die Regimenter, deren Selbstgefühl sich in lauten Hurrahs kund that, im ruhigen Schritt bis gegen Bionville zurück. Es wurden auf diesem Wege deutlich die wiederholten Signale des Feindes zum Zurückgehen und Sammeln gehört. Die später in der Nacht vorgesandten Patrouillen des 16. Husarenregiments bestätigten, daß derselbe über Rezonville hinaus seinen Rückzug bis gegen Gravelotte fortgesetzt habe. Es waren das 93. Linienregiment und das 12. Jägerbataillon des Feindes, auf welche die Brigade attackirt hatte, diese Truppentheile befanden sich nach Aussage von gefangenen Offizieren im Vormarsch auf Bionville und bestätigten, daß die Französische Kavallerie hinter der Infanterie Schutz vor dem diesseitigen Angriff gesucht hatte. Das 16. Husarenregiment bezog das Bivak unmittelbar bei Bionville auf dem Schlachtfelde und sandte im Laufe der Nacht Patrouillen über Rezonville gegen Gravelotte vor, die erst vor diesem Dorfe auf den Feind stießen. Das

*) Vom Verfasser unterstrichen.

**) In einer handschriftlichen Randbemerkung des Generals zu dem 8. Heft des Militär-Wochenblattes von 1872: „Die Reiterei in der Schlacht bei Bionville und Mars la Tour am 16. August 1870“ änderte der General den Namen Krell in den v. Thümen. Diese Aenderung dürfte als eine durch spätere Erkenntniß ergangene Berichtigung zu erachten sein.

3. Husarenregiment rückte weiter rückwärts ins Bivak. Der Unterzeichnete gab das Kommando an den Major v. Seydlich ab, um die während der Attacke in den rechten Oberarm erhaltene Kugel in Bionville entfernen und sich verbinden zu lassen.

gez. v. Schmidt,

Generalmajor und Brigadefeldwebel.

Die 3. Husaren waren auf die sechs Kompagnien Infanterieregiments Nr. 93 gestoßen, die 16. Husaren auf das 28. Linienregiment; das 70. Linienregiment war zurückgewichen. Es sind aber, nach Major Kunz: „Die deutsche Reiterei in den Schlachten und Gefechten des Krieges von 1870/71“, auch noch andere französische Truppen durch die Attacke in Mitleidenschaft gezogen worden, z. B. Regiment Nr. 94, welches übrigens von den Garde-Zuaven und dem 70. Regiment tüchtig beschossen wurde, ferner das 91. Linienregiment, dessen Adler sogar beinahe verlorengegangen wäre, das 9. Regiment und die Garde-Zuaven.

Die Truppentheile, gegen die der Angriff des Obersten v. Schmidt sich gerichtet hatte, zählten also rund 19¹/₂ Bataillone. Dick de Lonlay sagt Theil III. S. 409: „Bref, le choc est des plus rudes, les cavaliers prussiens ont chargé à fond comme des fous et tel un peloton de jockeys de steeple, qui se jetterait à toute vitesse sur une tribune.“

Ein schöneres Zeugniß kann den tapferen Husaren und ihrem heldenhaften Führer wahrlich nicht ausgestellt werden; es ist auch um so werthvoller, weil es vom Feinde stammt.

Der Oberst v. Schmidt hatte nach dem von ihm hochgehaltenen „durchsetzigen“ Prinzip den Angriff bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit durchgeführt, persönlich leitend, persönlich stets voran.

Fassen wir den Erfolg dieses Angriffs zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Die Husaren, die zum scharfen Einhauen kamen, haben bedeutende französische Infanteriemassen durchritten und gesprengt, beim Feinde eine panikartige Verwirrung hervorgerufen, durch die sowohl dessen Moral sehr erschüttert wurde als auch große Verluste, besonders durch gegenseitiges Beschießen, eintraten. — Bei dem Gegner war das vorher vielleicht noch bestandene Gefühl eines erwarteten Sieges gründlich ausgelöscht, und ihm der Wille der Deutschen, zu siegen, auch noch in den Schatten der Nacht klargemacht worden.

Oberst v. Schmidt hatte durch seine Führung den vom Prinzen Friedrich Karl gewünschten Erfolg in vortrefflichster Weise erzielt, und auch hier, wie wir dies für den ganzen Verlauf des Feldzuges nachweisen werden, „seinen Auftrag voll erfüllt“, und dahin ging stets sein Ehrgeiz.

Die 3. Husaren hatten 9 Offiziere, 160 Mann, 211 Pferde, die 16. Husaren, bei denen, wie es scheint, die Vermissten nicht gerechnet sind, 3 Offiziere, 33 Mann, 72 Pferde, die 9. Dragoner 1 Arzt, 16 Mann, 32 Pferde verloren.

Auch der tapfere Führer der Brigade empfing hier durch einen Schuß in den Oberschenkel eine schwere Verwundung, an der er auch nach seiner Gesundmeldung während des ganzen Feldzuges zu leiden hatte, die auch später nie ganz verheilte, gelegentlich aufbrach und auch die Ursache seines Todes werden sollte. — Als die Kugel herausgezogen war, machte er seinem Aerger unverhohlenen Luft, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, am nächsten Tage wieder bei der Truppe zu sein.*)

Der Angriff der 14. Kavalleriebrigade, der mit gleicher Tapferkeit ausgeführt worden war, war leider nach erheblichen Verlusten völlig gescheitert, der Führer General Fehr. v. Grüter tödlich verwundet worden.

Die Wiedergabe des in seiner Einfachheit so klaren Gefechtsberichts wird dem unbefangenen Leser ein Bild von den ganz ungewöhnlichen Leistungen des Obersten v. Schmidt bei der Führung erst seines Regiments und dann der Brigade an diesem Tage gegeben haben, und doch hat dieser ausgezeichnete Mann das eigenthümliche Schicksal gehabt, daß seine Gegner nach seinem Tode noch versucht haben, auch diese That zu verkleinern; so äußert sich einer derselben in einer geachteten militärischen Zeitschrift im Jahre 1883, „General v. Schmidt hat nicht eine einzige nennenswerthe Attacke geritten, die sogenannte Abendattacke am 16. August war »ein schneidiger Coup«, aber mit der Attacke des Generals v. Bredow nicht zu vergleichen“. Später erschien sogar eine Broschüre, in der die Behauptung aufgestellt war, Schmidt hätte jene Attacke nur „brav mitgeritten“.

Solchen Behauptungen hat schon Major Kunz durch seine Untersuchungen einen Niegel vorgeschoben. In gewissem Sinne war dies allerdings schon geschehen durch die 1891 erschienenen, zum 25 jährigen Jubiläum des 16. Husarenregiments herausgegebenen „Erinnerungsblätter“, die, von einem Mitkämpfer aus dem Mannschaftsstande herrührend und mehrfach Briefe von Husaren aus dem Kriege, eine Schilderung der Schlacht am 16. August und anderer Gefechte sowie Dichtungen enthaltend, fast auf jeder Seite von der außerordentlichen Thatkraft Schmidts und der unbegrenzten Liebe und Verehrung der Mannschaften Zeugniß geben.

Die Hoffnung des Obersten, am folgenden Tage wieder in den Sattel steigen zu können, erfüllte sich natürlich nicht. Er wurde am 17. August nach Pont à Mousson transportirt, wo er bis zum 21. September darnieder lag. Anfangs machte er täglich bis zur Erschöpfung Gehversuche, bis es einem für seine Persönlichkeit geeigneten Arzt gelang, ihn ans Bett zu fesseln.

Aus einem Briefe des Obersten von seinem Krankenlager, am 13. September mit Bleistift geschrieben, mag folgender Auszug von Interesse sein:

*) Außer der Kugel, die seine Verwundung herbeiführte und sehr deformirt war, da sie durch das Sattelpolster gegangen war, anscheinend horizontal, zeigte Schmidts Ausrüstung noch vier Kugeln, eine fünfte verwundete das Pferd.

„Meine Wunde scheint jetzt gut zu heilen, besser wie eine Zeit lang, sie wird jetzt mit Höllenstein verbunden, was sehr schmerzt. — Das Uebelste ist, daß sie in die Quere geht, alle Muskeln durchschnitten sind und sich daher Alles spannt, also sie schlechter heilt und ich darauf reiten muß, weil sie so schlecht liegt, sie also erst vollständig vernarbt sein muß, ehe ich wieder aufs Pferd steigen kann. — Ich bekam sie bei der letzten Attacke am 16. abends mitten im 93. Französischen Infanterieregiment es war ein scharfes Ringen für uns Alle am 16., und die gefangenen Französischen Offiziere erklärten uns, daß wir unbedingt verloren gewesen, wenn unsere Kavallerie nicht stets von Neuem immer wieder angefaßt hätte, ihre Infanterie dadurch zum Stehen gebracht und unserer Infanterie Luft verschafft hätte.

Dies ist die ganz richtige Anwendung der Kavallerie, so oft und so viel als möglich; aber es hält außerordentlich schwer, die meisten von uns davon zu überzeugen. Den Drang zur That haben nicht alle Ich bin aber nur zufrieden, daß man wenigstens von oben davon abgeht, uns als eine Lebensversicherungsanstalt anzusehen,*) und uns braucht, lieber zu viel wie zu wenig Wir gingen mit 15 Bataillonen in die Schlacht, es war doch aufgepaßt worden auf den Marschen, daß wir zusammenblieben und nicht Verluste wurden durch gedrückte, lahme, unbrauchbare Pferde**) Nach der Attacke zeigte das Regiment doch auch solche Disziplin, sich zusammenzuschließen, daß das Appellrufen zum Regiment gar nicht erforderlich war; die Leute haben sich sehr gut benommen.“

In einem anderen Briefe aus Pont à Mousson heißt es:

„z. Gefreut habe ich mich aber doch, daß mehrere gefangene Offiziere von dem Regiment, das ich attackirte, das 93., ein Major und zwei Kapitän's, von der Attacke zu Franz sehr anerkennend gesprochen; wir seien ihnen bei Rezonville abends über zwei Linien fort in ihre Kolonnen geritten, so daß sie schnell zurückgegangen; ich hörte in der Dunkelheit ganz nahe ihre Hörner die zum Rückzuge und Sammeln bliesen; es waren langgezogene melodische Signale, länger wie unsere und nicht so tief die Tonlage wie bei uns. . . .“

Brigadefeldwebel, Führung der Division und gemischter Truppen bis zum Friedensschluß.

Am 22. September, noch durchaus unvollständig von seiner Verwundung geheilt, litt es Schmidt nicht mehr auf dem Krankenlager, er eilte seiner Division nach. Dazu kam, daß eine am 12. September vollzogene Ordre zu seiner Kenntniß gekommen war, laut welcher er mit Patent vom 26. Juli nach seiner früheren Anciennetät, zum Generalmajor ernannt, zu den Offizieren von der Armee versetzt und zur 6. Kavalleriedivision beauftragt wurde (**)*)

Am 4. Oktober gelangte er in Märschon von 3 bis 8 Meilen täglich nach Versailles, wo er sich bei dem Kronprinzen von Preußen meldete, der

*) Vergl. den Brief vom 7. August 1866, S. 527.

**) Hier hat man die Erfolge des „Soignez les détails“ u. s. w. Siehe S. 591.

***) Bei Gelegenheit der Mobilmachung war Schmidt in der Beförderung zum Generalmajor übergangen worden, gleichzeitig aber erging eine Allerhöchste Mittheilung an ihn, er solle davon Nachtheil nicht haben, die Beförderung habe nicht erfolgen können, da eine Brigade nicht frei sei und der König des Glaubens sei, Schmidt werde die Thätigkeit an der Spitze des Regiments der Zuteilung an einen Stab ohne Kommando vorziehen.



Nach einer Originalzeichnung des Herrn Professors und Hofmalers Conrad Freyberg.

*Die große Bedeutung des Kampfes mit dem Infanterie-Regiment, für
die Cavallerie, ist für die Infanterie in der Folgezeit*

ihn sehr gnädig empfing, und am folgenden Tage erreichte er die 6. Kavalleriedivision in le Mesnil St. Denis, wo er sich behufs Uebernahme der Brigade Gräter bei dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg meldete. Dieser, bei der Explosion in Laon verwundet, empfing Schmidt im Bette liegend, übergab ihm das Eiserne Kreuz 2 Klasse, das schon seit einiger Zeit für ihn eingetroffen war, und legte am folgenden Tage bis zu seiner Genesung das Kommando der Division nieder, das Schmidt übernahm und bis zum 27. Dezember beibehielt.

Herzog Wilhelm sagte dem General viel Erfreuliches über die Thätigkeit seines alten Regiments in der Zeit seiner Erkrankung, das ihn sehr beglückte. — Er schreibt darüber am 15. Oktober an seine Gattin nach Schleswig:

„Le Mesnil St. Denis südlich Versailles.

zc. (nachdem er die Mittheilungen erwähnt hatte, die ihm vom Herzoge geworden waren),

Außerdem sagte er mir sehr viel Schmeicheles über mein Regiment, welches bereits an den Major v. Heinze von den Garde-Mulanen vergeben sei. Dasselbe habe sich sehr bewährt, habe immer fest angefaßt, richtige gute Meldungen gebracht, vor allen Dingen über den Marsch von Mac Mahon nach Sedan, infolgedessen ihm die Armee gefolgt und die Kapitulation erfolgt sei zc.; auch die Wegnahme eines Dorfes durch abgeseffene Mannschaften (Boncq*) rühmte er sehr, wobei viele Gefangene gemacht wurden. . . .

Dies machte mir mehr Freude wie die Ernennung zum General und das Eiserne Kreuz, und ich sagte ihm dies auch.“

Zur Zeit der Uebernahme des Kommandos durch den General v. Schmidt standen mit der Front nach Süden zur Deckung der Einschließung von Paris, zur Aufklärung und besonders zur Ausführung von Vertreibungen für die Verpflegung der Einschließungstruppen vom linken Ufer der Seine über Maintenon bis über Pithiviers von rechten zum linken Flügel gerechnet die 5., 6., 2. und 4. Kavalleriedivision, deren Bezirke durch Befehl des Großen Hauptquartiers abgegrenzt waren. Den Mittelpunkt des Bezirks der 6. Kavalleriedivision bildete Rambouillet. Als Rückhalt bei ihren Unternehmungen waren jeder Division 1 bis 2 Bataillone des I. Bayerischen Korps zugetheilt worden.

Der 6. Kavalleriedivision war das I. Bataillon 11. Infanterieregiments, Major v. Bäumen, etwa 740 Mann stark, zugewiesen worden, das nach Rambouillet rückte. Bei der Division führte um diese Zeit die 14. Kavalleriebrigade für den mit der Führung der Division beauftragten Generalmajor v. Schmidt der Oberstleutnant Graf zu Lynar, die 15. Kavalleriebrigade an

*) Am 29. August Bei der Schilderung des Gefechts in seinem mehr erwähnten Werke bemerkt Major Kunz: „Jedenfalls zeigte sich hier die vortreffliche Erziehung und Ausbildung, welche der unvergeßliche damalige Oberst v. Schmidt seinen Husaren hatte angeeignet lassen.“

Stelle des verwundeten Generalmajor v. Rauch der Oberst Graf v. der Groeben.*)

Raum hatte Schmidt den Befehl angetreten, so ereignete sich der Ueberfall der 4. Eskadron seines alten Regiments bei Ablis, der ihn ungemein ergriff, besonders auch wegen der sehr strengen Maßregeln, die er daraufhin gegen die Einwohner des Ortes, die sich an dem Kampfe theilhaftig hatten, zu verfügen genöthigt war.

Unter dem 7. Oktober findet sich in des Generals Kalender von 1870 folgende Notiz:

„c. Leichte Brigade eine Husareneskadron nach Ablis auf General v. der Tann's besonderen Wunsch zur Beobachtung des Straßenknoten's vorgeschoben, obgleich ich mich sehr wegen Gefährdung des Postens dagegen sträubte.“

Die Eskadron war abends nach Eintritt der Dunkelheit in das Städtchen gerückt, noch später, gegen 11 Uhr nachts, war eine schwache Bayerische Kompagnie gefolgt. Der Ueberfall, mit dessen Einzelheiten wir uns hier nicht zu beschäftigen haben, erfolgte 5 Uhr früh durch die Franktireurs von Paris (Ripowski). Die Schwadron verlor ihren Rittmeister Ulrich todt, 5 Mann todt, 2 verwundet, 57 Mann gefangen, außerdem 114 Pferde todt oder vermißt.

Auf die Meldung von dem Ueberfall rückte der General sofort mit der 15. Kavalleriebrigade, 1 reitenden Batterie und 2 Bayerischen Kompagnien nach Ablis ab, traf um 8 Uhr die Reste der versprengten Besatzung des Ortes und marschirte sogleich auf Ablis weiter. Als die 15. Kavalleriebrigade vor dem Orte erschien, hatte der Gegner ihn schon mit seiner Beute verlassen. 3 Züge der 3. Eskadron 16. Husaren gingen zur Verfolgung über Auneau hinaus, fanden die Ferme Brétonville von acht Schützen besetzt, griffen sofort zu Fuß an, schossen den Feind hinaus, saßen auf, attackirten und hieben ihn nieder. Verlust: 1 Mann, 1 Pferd todt, 1 Pferd verwundet.

Es wurde durch eingehende Untersuchung festgestellt, daß die Einwohner Antheil an dem Ueberfall gehabt, sowohl durch Benachrichtigung und Führung der Franktireurs, als durch Theilnahme am Kampfe.

Die Stadt wurde zur Strafe niedergebrannt.

Solche Strafen waren sehr grausam aber nothwendig, um auf die Einwohner abschreckend zu wirken, da mit dem Franktireurwesen der Guerillakrieg aufgelebt war und die Landesbewohner gegen das Kriegsrecht, ohne militärische Abzeichen zu tragen oder militärisch organisiert zu sein sich an dem Kampf theilhaftig, indem sie entweder, wie es hier geschehen war, aus den Häusern feuerten, gegen die Deutschen Truppen verrätherisch verfuhrten oder aus sicherem Versteck hinterrücks auch mit Schrot auf Deutsche Patrouillen oder einzelne Reiter schossen.

*) Oberst v. Alvensleben war am 4. Oktober in einem Gefecht bei Epernon verwundet worden.

Der Krieg nahm dadurch einen harten Charakter an, den Deutschen geschah zweifellos mancher Schaden, aber noch größer war das Unglück, das damit über das Land gebracht wurde. Jene scharfen Strafen haben überdies abschreckend gewirkt, die energischen Bestrafungen einzelner Orte wie hier Ablis, ferner Châteaudun, Barize u. a. hatten stets zur Folge, daß für einige Zeit die Bewohner sich ruhig verhielten.

Die Nothwendigkeit, solche Maßregeln anzuordnen, war für die Deutschen Truppen eine schwere Pflicht, und wie schwer auch Schmidt solche empfand, ergiebt sich aus den Aeußerungen des Generals einem Kriegskorrespondenten gegenüber, der ihn bald nach jenem Ereigniß aufsuchte. *)

Diesem sagte der General Folgendes:

„Sobald ich von dem Ereigniß Kunde erhalten, eilte ich selbst auf den Schauplatz des Unglücks. Ich ließ eine gewisse Anzahl von Bürgern gefangen nehmen und forderte die Auslieferung der Schuldigen, um an ihnen die Strafe zu vollziehen; denn jedesmal, wenn wir an einen Ort kamen, wurde die Theilnahme am Kampfe verboten, **) und Bürgern und Bauern die Todesstrafe, der Ortschaft aber die Zerstörung angedroht.

Niemand von den Geiseln wollte oder konnte die Schuldigen nennen, und es blieb mir nichts übrig, als den mir für diesen Fall erteilten Befehl zu geben, den Ort anzustecken. Selbstredend wurde den Einwohnern befohlen, den Ort vorher zu verlassen. Sie können sich wohl denken, mit wie schwerem Herzen ich dies that und welcher traurigen Eindruck das Jammern und Klagen der Kinder auf mich machte, als die Flammen aus den Häusern emporloderten. Gegen die Einwohner ist übrigens keine weitere Strafe verhängt worden; im Gegentheil ließ ich für ihre Nahrung und Unterbringung in anderen Orten sorgen.

Die Französischen Zeitungen haben die Behauptung aufgestellt, ich hätte die wehrlosen Einwohner niederschließen und Frauen und Kinder verbrennen lassen. Wie wenig davon wahr ist, und wie human im Gegentheil die Geiseln behandelt wurden, das hat einer derselben, der von mir zum Austausch der gefangenen Husaren nach Chartres geschickt ist, in einem dortigen Blatte selbst berichtet. Leider wird indessen die Sendung jenes Franzosen schwerlich Erfolg haben, denn er hat mich benachrichtigt, daß der Französische General von einem Austausch nichts wissen will.“

Der General schreibt über den Vorfall an seine Gattin in dem schon erwähnten Briefe vom 15. Oktober:

„a. Der Fall ist mir sehr betrübt gewesen, ein solcher Schec nach einer siegreichen Kampagne; es war ein fürchterlicher Tag, die Stadt im vollen Brande, das Vieh blökend auf dem Felde, zum großen Theil fortgeführt, die herumliegenden Leichen, die Frauen und Kinder weinend auf dem Felde im Begriff andere Ortschaften zu erreichen; ein so entsetzlicher Anblick und ein Eindruck, wie ich ihn nicht beschreiben kann. Es war, daß sich Stein und Bein erbarmen konnte, und ich werde zeitlebens daran denken; doch war es leider eine Nothwendigkeit, denn wir befinden uns hier im vollen Insurrektionskriege, im Guerillakriege; täglich werden bei den Patrouillenritten Mannschaften und Pferde angeschossen und todtgeschossen aus den Waldungen, die hier sehr bedeutend sind, und da sie vielfach fast un durchbringlich, so läßt sich gar nichts dagegen machen, denn selten werden

*) Die Unterredung ist wiedergegeben in dem angezogenen Artikel: „Ein Deutscher Reiterführer“ im „Hannoverschen Courier“. Siehe S. 530.

**) Hier drückt sich der Korrespondent jedenfalls nicht korrekt aus, ein „Verbot“ erfolgte nicht, aber eine Warnung bezw. Drohung.

die Thäler gefaßt, geschieht dies, so werden sie sofort erschossen oder niedergehauen, was aber auch schon vielfach geschehen; aber es ist ein entsetzlicher Krieg."

In einem über den nämlichen Vorfall an seine Tochter gerichteten Schreiben, wo er von den Eindrücken spricht die jene Ereignisse auf ihn gemacht haben, heißt es:

„ic. ich bin noch nicht so weit; X ist schon weiter in dieser Beziehung, und ich habe ihn daher daran erinnert, er solle an seine Mutter dabei denken; aber hier muß man hart werden wie Stein; es ist nothwendig, sonst sind wir verloren. Sprechen darf ich nun schon gar nicht mit den armen Leuten, sonst bin ich ganz verloren; ich habe die 22 arretirten Einwohner von Ablis wieder freigelassen, da sich keine Schuld bei ihnen durch die Untersuchung herausgestellt hat ic.“

Nach Erwähnung eines Besuchs bei seinem Regiment erzählt der General dann weiter, daß er mit Heimbrachts, seinem früheren Adjutanten und einem Ordonnanzoffizier insolge erhaltener Meldungen bis 8 Uhr abends nach einigen gefährdeten Punkten geritten sei, viele Meilen erkundend durch Waldungen, ohne daß ihnen etwas passirt sei, doch wären $\frac{1}{2}$ Stunde später drei Ulanen angeschossen worden.

Die Auslassungen des Generals über die Ereignisse in Ablis sind hier eingehender mitgetheilt worden, weil man gelegentlich wohl verbreitet hat, er sei besonders grausam gewesen, ja sein Eifer im Feldzuge habe seine Ursache in einem besonderen Haß gegen die Franzosen gehabt. So suchte man, wo man Leistungen anerkennen mußte, ihm doch niedrige Motive unterzuschieben. Aus dem Angeführten geht klar hervor, welches edle Herz Schmidt besaß, aber er gehorchte hier Kants kategorischem Imperativ der Pflicht, den er stets hochgehalten.

Die Division erfüllte eine Zeit lang die Aufgabe der Deckung südlich von Versailles und hatte einen anstrengenden Patrouillendienst durch die Waldungen, besonders in südlicher und südwestlicher Richtung. Mittlerweile war die erste Schlacht von Orléans geschlagen worden, diese Stadt von den Bayern besetzt, und die 22. Division mit der 4. Kavalleriedivision zogen, nachdem Chateaudun nach blutigem Straßenkampf genommen worden war, auf das wichtige Chartres zu, um dieses gleichfalls in Besitz zu nehmen.*)

Am 19. Oktober erhielt die 6. Kavalleriedivision den Befehl des Oberkommandos, bei dieser Operation mitzuwirken. Schmidt rückte sofort ab**) an dem noch brennenden Ablis vorbei, in dessen Nähe aus den Waldungen wieder auf die Husaren geschossen wurde; dasselbe geschah bei Auneau, worauf dieser Stadt eine starke Kontribution auferlegt wurde.

*) Schon in einem Schreiben vom 10. Oktober an das Oberkommando der Dritten Armee hatte der General v. Schmidt den Antrag gestellt, gegen Chartres vorgehen zu dürfen, um diesen wichtigen Ort zu nehmen, „der ein Centralpunkt feindlicher Unternehmungen sei“. Er bat dazu um noch einige Infanterie, da sein Bataillon (Bayern) nur 560 Kombattanten zählte. Der Antrag wurde damals abgelehnt. Wie sich aber zeigte, wurde später seiner Anregung doch noch Folge gegeben.

**) Das 3. Husarenregiment, das Bayerische Bataillon und zwei Geschütze blieben in Rambouillet zurück.

Am 21. Oktober wirkte die Division mit der 22. Division bei dem Angriff gegen Chartres durch Operation in der rechten Flanke auf Gallardon, St. Prest, Jouy mit. Bei letzterem Ort kam es zu einem ziemlich heftigen Gefecht, indem die ersten Schwadronen der 6. Kürassiere und 16. Husaren in dem engen Wiesenthal der Eure auf Franktireurs und Mobilgarden*) stießen. Die Husarenschwadron Massonneau saß sogleich ab, ebenso zwei Züge Kürassiere,**) warfen die Feinde zurück und eroberten das verbarrikadirte Jouy. Die Husaren verloren 1 Mann todt, 2 verwundet, die Franzosen hatten 8 bis 10 Todte.

Chartres fiel den Deutschen in die Hände, indem die Französische Besatzung abzog.

Am 22. säuberte der General mit den 16. Husaren noch das ganze Thal aufwärts von Jouy bis St. Prest, während auf den Thalhühen die 6. Kürassiere beobachteten, um Alles, was heraustrat, niederzuhauen.

Der Brief, in dem der General von diesen Ereignissen spricht, schließt mit den Worten:

„Mit meinen Husaren bin ich sehr zufrieden, sie sind stramm geblieben, dabei anständig, fassen fest an, sind sehr entschieden, was besonders beim Gefecht in Jouy hervortrat, finden sich immer zurecht, reiten tüchtig, haben Ortsinn und bewahren gute Zucht.“

So hatte der General stets Freude an dem braven Regiment, das er von seiner Schöpfung an erzogen und geführt hatte.

Nach der Besetzung von Chartres hatte die 6. Kavalleriedivision ihr Augenmerk mehr in nördlicher Richtung auf Dreux zu richten und blieb bis Mitte November in der Gegend von Rambouillet—Maintenon—Dreux in Thätigkeit, mit kleinen gemischten Abtheilungen nach allen Richtungen das umliegende Land durchstreifend, ohne auf ernstern Widerstand feindlicher Truppen zu stoßen.

Gegen Mitte November aber machten sich, wohl in Rückwirkung des Treffens von Coulmiers, wieder stärkere feindliche Abtheilungen in westlicher Richtung fühlbar, die 17. Infanteriedivision rückte heran, und es wurde die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg gebildet, der neben der 4. und 5. Kavalleriedivision vom 11. November ab auch die 6. zugetheilt wurde. Der Großherzog beließ die 5. Kavalleriedivision an der Eure-Linie und beschloß, in der Richtung auf Tours vorzugehen und, falls sich bei le Mans in der Sammlung begriffene Streitkräfte zeigen sollten, diese zu zersprengen.

Die 6. Kavalleriedivision wirkte bei dieser Operation auf dem linken Flügel der Armeeabtheilung mit unter täglichen leichten Gefechten. Am 20. November wurde ihr das 13. Bayerische Infanterieregiment und eine

*) Wir folgen hier einem Schreiben des Generals an einen seiner Söhne, während Kunz bei Erwähnung des Gefechts von Mobilgarden nicht spricht.

**) Diese führten vielfach erbeutete Chassepotgewehre.

leichte Bayerische Fußbatterie an Stelle der Preussischen zugetheilt, nachdem vorher bereits das I. Bataillon 11. Regiments in seinen Truppenverband zurückgetreten war. Zu einem ernstern Zusammenstoß mit dem Gegner kam die Kavalleriedivision zuerst bei Landelles am 17. November, wo zwei Eskadrons des 16. Husarenregiments gegen zwei feindliche Kompagnien fochten und im Gefecht zu Fuß sowie in der Attacke zu Pferde 9 Mann und 13 Pferde einbüßten. Ein weiteres Gefecht hatte die Division am 20. bei les Corvées, welches Dorf unter Geschützfeuer genommen wurde und wobei der flüchtende Feind sein ganzes Zeltlager mit allen Effekten verlor.

So wurde die Gegend von Châteauneuf bis über Nogent le Rotrou vom Feinde gereinigt, doch dieser wich ernstern Entscheidungen aus, so daß die Operation des Großherzogs entscheidende Ergebnisse nicht hatte. Da auch die Loire-Armee sich inzwischen in bedrohlicher Weise verstärkt hatte, wurde die Armeeabtheilung wieder näher herangezogen und am 23. November ihr Linksabmarsch auf Beaugency befohlen. Die 6. Kavalleriedivision rückte nach Mondoubleau, das der Feind besetzt hielt und erst nach heftigem Feuergefecht gegen die vorgehende Infanterie des Generals räumte, als diese zum Bajonettangriff überging und das Eingreifen der Artillerie angeordnet war. Die Patrouillen der Division, welche besonders in süblicher Richtung gegen den Voire-Bach aufklärten, fanden alle Dörfer besetzt, besonders stark auch Cloyes und Chateaudun. Im Tagebuch der Division wird die Lage in diesen Tagen durch die Worte gekennzeichnet: „Alle Kantonnements müssen mit Gewalt genommen werden, was durch die vorausreitende Kavallerie geschah, die zum Gefecht zu Fuß abfaß.“ Es wurde bei der Division zum Prinzip erhoben, daß die Kavallerie sich in den Besitz der ihr zugewiesenen Dertlichkeiten nöthigenfalls durch Gefecht zu setzen habe, und scharf hat der General einen Eskadronschef einmal angelassen, der umkehrte, ohne jenen Versuch zu machen. So gab es täglich kleine Gefechte, am 26. November mußten sogar gegen das belegte Azay angriffsweise vorgehende Abtheilungen zurückgewiesen werden.

Inzwischen war die Armeeabtheilung durch Allerhöchsten Befehl vom 25. November der Zweiten Armee unterstellt worden. Die 6. Kavalleriedivision aber erhielt am 29. den Befehl, über Cloyes bis in die Höhe von Billamblain südlich der Straße Chateaudun—Orléans vorzugehen und gegen die Loire und Orléans zu rekognosziren. Schon während des Vormarsches mußte ein Wald diesseits Billamblain von der Avantgarde durch Karabinerschützen geäubert werden, auch stieß man auf eine feindliche Kavalleriefeldwache, die, scharf verfolgt, drei Mann einbüßte. Als die Division sich Tournoisis näherte, zeigte sich eine feindliche Eskadron, die sofort von der Avantgardeneskadron, 1. Eskadron 16. Husaren, angegriffen, geworfen und bis Tournoisis verfolgt wurde. In der Meldung des Generals vom 30. November 8 Uhr vormittags über dies Avantgardengefecht heißt es:

„c. Der Vorsprung der feindlichen Eskadron war jedoch zu groß, um bei dem tiefen Boden sie zeitgerecht einholen zu können; einige ihr nachgeworfene Granaten veranlaßten jedoch, daß sie in voller Auflösung auseinanderjagte. Bei Tournois traf die Avantgarde noch weitere feindliche Eskadrons, mit welchen sich noch ein Avantgardengefecht entwickelte. Das Gefecht führte zu einer vollen Attacke mit Handgemenge. Die Kavallerie ging bis Tournois zurück und wurde dort von Infanterie aufgenommen, die das Einbringen in das Dorf verwehrete c.“

26 französische Reiter und ebenso viel Pferde blieben in den Händen der 16. Husaren, deren Verlust zusammen 5 Mann und 8 Pferde betrug. Nach Aussage der Gefangenen hatten sich vier feindliche Eskadrons im Gefecht befunden.

Nach dem Kavalleriegefecht versuchte Schmidt, den Ort durch abgeessene Husaren zu nehmen, nahm aber davon Abstand, als dieser sich zu stark besetzt erwies.

Es sollte nun eine schon länger geplante Verfügung des Prinzen Friedrich Karl zur Ausführung kommen, die die 6. Kavalleriedivision und insbesondere deren Führer sehr hart traf, wie wir zeigen werden, schädlich wirkte und aus sachlichen Gründen, d. h. dem Kriegszwecke, nicht zu erklären ist. Die 6. Kavalleriedivision sollte derart mit der 2. Kavalleriedivision tauschen, daß die letztere der Armeeabtheilung überwiesen, die erstere dagegen direkt der Zweiten Armee unterstellt und in die zweite Linie gezogen wurde. Sie wurde in ihrer Aufstellung durch die 4. Kavalleriedivision abgelöst, mußte in einem äußerst kritischen Augenblick die Fühlung mit dem Feinde aufgeben und rückte hinter die Mitte der Armee in die Lücke zwischen der Armeeabtheilung und der Zweiten Armee, wo sie am 1. Dezember bei Dinville eintraf. —

General v. Schmidt aber wollte den Gegner nicht verlassen, ohne die Verhältnisse vor seiner Front noch gründlicher aufgeklärt zu haben, als es durch das am Tage vorher bei anbrechender Dunkelheit endende Avantgardengefecht möglich gewesen war. Er beschloß vor seinem Abmarsch nach Norden eine nochmalige Erkundung von Tournois und meldete über das Ergebnis:

„E. D. Pontant, den 30. November 1870, 5 Uhr nachmittags.“

Da bei dem gestrigen Avantgardengefecht vor Tournois sich ergeben hatte, daß dieser Ort auch mit Infanterie besetzt sei, das Gefecht aber der Dunkelheit wegen hatte abgebrochen werden müssen ohne einen Einblick in die Stärke des Feindes daselbst zu erhalten, beschloß ich heute, als Patrouillen von den Vorposten den Ort noch besetzt fanden, eine gewaltsame Rekognoszierung. Mit einer Brigade und der reitenden Batterie ging ich gegen den Ort vor. Nördlich der Straße Chateaudun—Orléans entwickelte sich eine lange Tirailleurkette, und als ich dieselbe mit der Batterie von Süden der Straße aus flankiren wollte, fuhr Artillerie auf der Höhe südlich Tournois auf. Zwei Batterien eröffneten ein wohlgezieltes Feuer gegen die diesseitige Batterie, und schlugen ungefähr zwölf Granaten unmittelbar in die Batterie ein. Trotzdem sind nur drei Pferde verwundet worden, und scheint dies glückliche Resultat dem Umstande zu verdanken zu sein, daß der Boden sehr tief war und daher die Wirkung der Sprengladung aufgehoben worden. Aus der Art des Krepirens der Granaten ging hervor, daß auch einzelne Geschosse mit Perkussionszündern sich daselbst befanden.

Während dieses Artilleriekampfes entwickelte sich auch auf dieser Seite der Chaussee Infanterie, deren Stärke ich auf mehrere Bataillone nach Ausdehnung der Tirailleurslinie und der ihr folgenden Soutiens eher zu gering zu bemessen glaubte.

Die Kavallerie hielt sich heute vollständig zurück, man sah nur in großer Entfernung mehrere Eskadrons halten, die sich jedoch an dem Gefecht gar nicht beteiligten.

Als der Feind seinen Aufmarsch in dieser Weise vollendet, zog ich die Artillerie wieder zurück, ließ ein Kavallerieregiment noch zur Beobachtung stehen, nahm dieses aber auch heran, als sich ergab, daß der Feind in keiner Weise folgte. 2c."

Der Feind hatte außer etwa 3000 Mann Infanterie 8 bis 12 Geschütze gezeigt, und der General zog aus diesem Umstande und dem Verlauf des Gefechts nach dem Tagebuch der Division den richtigen Schluß, daß die Division den linken Flügel der Voire-Armee vor sich hatte.

General v. Schmidt trat nunmehr den befohlenen Abmarsch an und setzte ihn am 1. Dezember in die ihm angewiesene Aufstellung fort. Er selbst begab sich an diesem Tage in das Hauptquartier der Armeedivision zu Janville, um sich bei dem Großherzoge abzumelden, der ihn außerordentlich freundlich empfing, ihm sein Militär-Verdienstkreuz verlieh und das lebhafteste Bedauern aussprach, daß die Division ihm entzogen werde. — Auf Antrag des Großherzogs erhielt der General später das Eiserne Kreuz 1. Klasse. In dem Operationsbefehl der Armeedivision vom 1. Dezember heißt es:

„ . . . Bei dem Uebertritte der 6. Kavalleriedivision zur Zweiten Armee gereicht es mir zur besonderen Freude, derselben für ihr gutes Verhalten bei jedem Zusammenreffen mit dem Feinde, für den vorzüglichen Patrouillen dienst und die sehr eingehenden Meldungen über feindliche Bewegungen und die Ereignisse des Tages meine volle Anerkennung und meinen Dank auszusprechen.“ —

Darauf hatte Schmidt jene denkwürdige Unterredung mit dem Stabschef General v. Stosch, die Pönicg in seinem „Volkstriebe an der Voire“, wie Verfasser anzunehmen volle Ursache hat, in den Kernpunkten richtig wiedergibt.

Die genaue Kenntniß des Landes und die Vertrautheit mit allen seinen Eigentümlichkeiten erregten dabei das Erstaunen des Generals v. Stosch, der bemerkte, es sei ihm unter diesen Umständen besonders schmerzliche, daß der General zur Zweiten Armee übertrete. General v. Schmidt gab darauf diesem Bedauern seinerseits in seiner lebhaften Weise darüber Ausdruck, daß er jetzt, wo der Feind auf dem Sprunge stehe, anzugreifen und die Vorbeeren für die Kavallerie „unzweifelhaft vor der Thür liegen“, einen Spazierritt im Rücken der Armee machen solle. Die Frage des Generals v. Stosch, ob er glaube „daß Korps oder Divisionen nach Osten zu einer Operation auf Fontainebleau abmarschirt seien, verneinte General v. Schmidt auf das Bestimmteste und setzte in seiner drastischen Art hinzu: „Die ganze Gesellschaft steht noch immer in der Ecke von Orleans, wenn Sie aber nicht aufpassen, dann fallen sie Ihnen hier auf den Hals; alle meine Patrouillenmeldungen und nachrichtlichen Angaben der Einwohner stehen hier in meinem Buche mit Tag und Datum und den feindlichen Regimentsnummern. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß starke Abtheilungen aller Waffen an die Straße

Orléans—Chateaubun vorgeschoben sind, während ich das 17. Korps vom Walde von Marchénoir her im Anmarsch weiß.“ Auf die Frage, wie stark er den Feind in Orléans schätze, antwortete der General v. Schmidt: „Mindestens 50 000 Mann, jedenfalls sind dort zwei Korps. Das Vordringen des 17. Korps nach Nordosten läßt auf einen gemeinsamen Angriff in aller nächster Zeit von der Straße Orléans—Chateaubun aus schließen.“ Auf Wunsch des Generals v. Stosch stellte der General v. Schmidt darauf die in den letzten Tagen erhaltenen Nachrichten und Meldungen zusammen, wichtige belegte er mit dem Inhalt der Meldungen. Auf die Frage des Generals v. Stosch, ob er glaube, daß das 15. und 16. Korps bei Boiscommun—Bellegarde ständen, gab er eine verneinende Antwort, blieb auch bei seiner Meinung, als der General v. Stosch ihm jetzt mittheilte, daß dem die Auffassung des Generals v. Stiehle, Chef des Generalstabes bei dem Oberkommando, widerspreche.

Fritz Hoenig, dem wir bei der Wiedergabe des Inhalts der Unterredung im Wesentlichen gefolgt sind, führt noch an, daß infolge dieses Gespräches der General v. Stosch dem Großherzog die Versammlung der Armeedivision nach vorwärts vorschlug und der Großherzog in kühnem Entschlusse sich für die Offensive in Richtung Voigny—Lumeau erklärte. Diese Entschlüsse von größter Tragweite waren auf der durch den General v. Schmidt herbeigeführten Erkenntniß der Dinge aufgebaut und gaben der ganzen Kriegführung an der Voire den Charakter entschiedener Offensive, die, von dem schwächeren der beiden Deutschen Heere ausgehend, das stärkere mit fortriß.

Während diese Unterredung stattfand, gewann die Division ihre rückwärtigen Quartiere, nachdem die letzten Posten der 15. Ulanen, die vorwärts Guillonville gegen Patay standen, von den Spitzen des 6. Ulanenregiments abgelöst worden waren. Dieses Regiment gehörte einer starken Abtheilung von 3 Bataillonen, 12 Eskadrons und 3 Batterien an, die Prinz Albrecht, der Führer der 4. Kavalleriedivision, unter dem ältesten Brigadefeldmarschall zur Erkundung gegen Patay vorgeschickt hatte, und die so an die Stelle der Truppen des Generals v. Schmidt trat. Dieser hatte noch Gelegenheit genommen, den Führer des Detachements eingehend über die allgemeine Lage zu orientiren. Mittlerweile war auch der von Schmidt vorausgesehene Fall eingetreten; der General Chanzy begann die Offensive auf Patay und darüber hinaus.*)

Die Bayerischen Truppen bei Villepion hatten darauf gegen erdrückende Uebermacht ein nachtheiliges, äußerst blutiges Gefecht zu bestehen, während der Deutsche Führer bei Patay es für angemessen hielt, den starken Feind an seiner Front vorüberziehen zu lassen, ohne einen Schuß zu thun oder auch nur den Versuch zu machen, die schwer ringenden Bayern zu seiner Linken zu unterstützen, vielmehr nach einiger Zeit abzog.

*) Das zur Beobachtung von der 6. Kavalleriedivision bei Guillonville zurückgelassene 15. Ulanenregiment hatte schon von 7 Uhr morgens an den Anmarsch starker feindlicher Abtheilungen gemeldet.

Es ist nicht Sache dieser Darstellung, andere Deutsche Führer der Beurtheilung bezw. der Vergleichung zu unterziehen. Es war aber vorstehend angeführt worden, die Ablösung der 6. Kavalleriedivision hätte unmittelbar nachtheilige Folgen gehabt, und zum Erweise dessen mußten diese Thatfachen angeführt werden, denn es kann kein Zweifel bestehen, hätte der General v. Schmidt an jener Stelle mit seiner Division gestanden, der 1. Dezember 1870 hätte einen anderen Verlauf genommen. Die Persönlichkeit bedeutet im Kriege eben Alles!

Die Stellung, die die Division an den nun folgenden Schlachttagen eingenommen hatte, und die ihr gestellte Aufgabe verhinderten ein wirksames Eingreifen.

Nach dem Tagebuch der Division spielten sich die Ereignisse, wie folgt, ab: Die Division hatte am 2. Dezember Quartiere bei Chatillon le Roi bezogen, als gegen Mittag der Befehl eintraf, sofort auszurücken und dem Feinde, der auf Bazoches und Artenay marschire, über Bazoches in Front entgegenzutreten, ihn mit Artillerie zu beschießen und so lange aufzuhalten, bis das IX. Armeekorps heran sei. Die Division wurde sofort alarmirt, um 2¹/₂ Uhr nachmittags waren beide Brigaden bei Bazoches vereinigt. Als die Avantgarde meldete, feindliche Kolonnen seien jenseits Bazoches im Marsche von Aschères auf Dijon, fuhr die Batterie auf und beschuß den Gegner mit großer Wirkung, worauf die Kolonnen sofort auf Aschères zurückwichen; hierbei griff die 2. Kavalleriedivision ebenfalls mit ihrer Artillerie ein. Als das IX. Armeekorps abends in Bazoches und vorwärts einrückte, ging die Division in ihre Quartiere nach Chatillon le Roi zurück.

Am folgenden Tage stand die Division südlich dieses Ortes, um vom Prinzen Friedrich Karl besichtigt zu werden, und erhielt Befehl, auf Artenay zu rücken, das von der Zweiten Armee umfassend angegriffen werden sollte. Die Division ging in Stellung zwischen Trinau und Artenay im Geschützfeuer des Feindes von Arblays Ferme. Ihre Batterie schoß die Ferme in Brand. Darauf erhielt die Division vom Oberkommando Befehl, sich westlich des Dorfes auf den rechten Flügel des IX. Armeekorps zu setzen.

Die Division würde Gelegenheit zum Attakiren gehabt haben, heißt es dann im Tagebuch, wenn sie östlich Arblays Ferme geblieben wäre, wohin sie geführt worden war. So hatte sie auf dem rechten Flügel des Korps das Ende des siegreichen Gefechts im Granatfeuer aus schweren Geschützen des verschanzten Lagers abzuwarten.

Für den 4. Dezember hatte die Division Befehl erhalten, morgens 8 Uhr südlich Artenay zu stehen und bei dem gegen Orléans gerichteten Angriff der ganzen Armee auf dem rechten Flügel des IX. Armeekorps zu folgen. Sie rückte bis Chevilly vor und folgte später dem durch den großen Wald avancirenden Armeekorps, ohne die Möglichkeit zu finden, in das Gefecht einzugreifen. Für den 5. Dezember erhielt die Division Befehl, sich in den Rantonnements östlich Artenay auszudehnen.

Wir kommen nun zu der Expedition des Generals in die Sologne. Vorher wird es angezeigt sein, mit einigen Worten das Verhältniß des Generals zum Prinzen Friedrich Karl zu berühren.

Der Prinz war von irgend welcher Seite gegen ihn eingenommen. Dazu kam, daß der Prinz Schmidt in Verdacht hatte, er habe sein Regiment, die Zieten-Husaren, bei der Vertheilung von Kreuzen nach der Schlacht von Bionville nicht genug berücksichtigt. Der Prinz richtete sogar ein Schreiben an die Division, in dem er sein Bedauern und Befremden darüber aussprach und die Ansicht äußerte, die Zieten-Husaren seien das einzige Regiment gewesen, das an jenem Tage in feindliche Infanterielarrees geritten sei. Gleichzeitig sandte der Prinz 30 Kreuze extra für sein Regiment. Obgleich nun Schmidt in einem Bericht nachwies, daß noch zwei andere Regimenter effektiv in den Feind gekommen und daß er selbst, da er mehrere Wochen infolge seiner Verwundung in Pont à Mousson lag, nicht die mindeste Einwirkung auf die Vertheilung der Dekorationen habe ausüben können, änderten sich die Empfindungen des Prinzen gegen den General nicht, da wohl weitere Anschwärmungen dazu kamen. Ueber die fernere Entwicklung dieser Beziehungen äußerte sich General der Kavallerie v. Alvensleben*) in einem Brief an den Verfasser, wie folgt:

„Der ungerechte Groll, den der Prinz danach gegen ihn hegte, verrieth sich auf eine beleidigende Weise, als wir durch Orléans [wie wir noch sehen werden am 6. — Vers.] zur Verfolgung deslirten. Da das Marschalat, in dem der Prinz residirte, unweit der von uns zu passirenden Loire-Brücke liegt, so hielt es der General für angemessen, den Prinzen vorweg zu avertiren und ihm so Gelegenheit zu geben, „seine Nothen“ einmal wiederzusehen. Der Prinz erschien, aber in Stelle freundlicher Worte gab er Schmidt am Schluß vollständig unmotivirt zu verstehen, bei Verfolgungen dürfe man keine Zeit mit Formen verlieren. Malen Sie sich Schmidts Ausdruck! Ihm das! Er war unfähig, eine Silbe zu erwidern, so daß ich ihn reiten ließ und dem Prinzen, dem ich früher als persönlicher Adjutant und Generalstabsoffizier nahe gestanden, den sachlich und persönlich frappanten Fehlschuß und Schmidts Gediegenheit klar machte. Wenn er zunächst auch dazu schwieg, so mußte ich doch, daß er mir glauben, sein Unrecht erkennen und dann wieder gut machen würde. Ich hatte mich nicht geirrt, seine Aufmerksamkeit auf den General und sein gutes Herz kamen ihm bald zu Hülfe. Schon in Tours hängte er ihm persönlich den Pour le mérite um den Hals, umbrassirte ihn unter schmeichelfastest Worten und lud ihn zur Tafel. Schmidt war aber noch zu tief verletzt. Gleich darauf sagte er mir: »Verzeihen will ich ihm, aber bei ihm speisen kann ich noch nicht, ich habe ihm das gesagt und seine Einladung dankend abgelehnt.«“

Diese getrübteten Beziehungen zum Prinzen mit ihren Folgen waren eine von den Prüfungen, an denen das Leben des Generals so reich war. Aber es bewährte sich hier das von ihm oft citirte Wort: „Der Feind ist der beste Korrektor, der sicherste Korrigueur gegen alle Intriguen und Launen, er führt die Verhältnisse wieder auf die einfache, natürliche Basis zurück.“**) Der

*) 1870/71, wie angeführt, Kommandeur der 15. Ulanen und Schmidts hervorragendster Waffengefährte.

**) Wörtlich nach einer Notiz des Generals.

Prinz verehrte und schätzte später den General in hohem Maße, bewies ihm dies zu wiederholten Malen in ganz ungewöhnlichem Grade und hat dessen Bestrebungen in den späteren Friedensjahren zur Hebung der Kavallerie stets warm unterstützt. *) Er hat ihn in Tours vor den Herren seines Stabes, wie festgestellt ist, „den ersten Kavalleristen, ersten Avantgardenfürher, den bravsten General der Armee“ genannt. Schmidt wird für immer ein eklatantes Beispiel dafür bleiben, daß die tüchtigsten Soldaten im Frieden oft verkannt werden. Es steht fest, daß vor dem Kriege an gewissen Stellen Zweifel aufgetaucht waren, „ob man ihm wohl eine Brigade anvertrauen könne“, und diese Bestrebungen hätten voraussichtlich Erfolg gehabt, wenn nicht, wie General v. Alvensleben dem Verfasser schreibt: „sein Kommandirender, der alte Manstein, Schmidts Werth erkannt und der Armee seine unvergleichliche Energie erhalten hätte, die sich bald im Felde so glänzend bewähren sollte“.

Wir kommen nun zu dem

Zuge der 6. Kavalleriedivision in die Sologne.

Da diese Unternehmung in Heft 3 der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“ des Großen Generalstabes eingehend behandelt ist, Verfasser auch zu thunlichster Beschränkung des Raumes genöthigt ist, so soll diese Kriegshandlung nur in großen Zügen dargestellt, dagegen Ereignisse hervorgehoben werden, die geeignet sind, den General v. Schmidt persönlich kennen zu lernen.

Am 5. Dezember erhielt die Division Quartiere östlich Artenay angewiesen und wurde nicht an der allerdings wenig ausgiebigen Verfolgung betheiligt, zu der auf Anordnung des Oberkommandos einige Truppentheile von Orléans in südlicher Richtung vorgingen. Man hatte die Straßen mit fortgeworfenen Waffen und Ausrüstungsstücken bedeckt gefunden, die infolge der Schlacht beim Gegner eingetretene Erschütterung hatte einen sehr hohen Grad erreicht. **) Dieser Umstand wurde nicht in entsprechender Weise ausgenutzt. Man ließ dem Gegner im Allgemeinen einen weiten Vorsprung und die Möglichkeit, sich hinter den zahlreiche Abschnitte bildenden Flußläufen zu setzen und zu ordnen.

Nach dem Befehl des Prinz-Feldmarschalls vom 5., 7 Uhr nachmittags, sollte die 6. Kavalleriedivision am folgenden Tage mit einer Brigade auf dem linken Loire-Ufer in den Rayon der 18. Division rücken, mit der anderen nordwestlich Orléans bleiben. Als die Division am 6. in Ausführung dieses

*) Die Verleihung des Ordens pour le mérite an den General erhielt dadurch eine besondere Bedeutung, daß der Prinz-Feldmarschall befahl, die Allerhöchste Ordre der Armee durch einen Tagesbefehl Hauptquartier Tours, den 9. Februar 1871, bekannt zu machen mit dem Schlußsage: „Seine königliche Hoheit sind überzeugt, daß die Armee sich freuen wird, diese Allerhöchste Auszeichnung eines so tapferen Generals zu erfahren.“ —

**) Siehe das angeführte Einzelheft.

Befehls begriffen war, erfuhr der General unterwegs ihre neue Bestimmung, als die vordersten Abtheilungen bereits über Orleans hinaus gelangt waren.

Dieser neue Befehl für die Division von 12 Uhr mittags lautete:

„Die 6. Kavalleriedivision erhält den Auftrag, in beschleunigtem Vormarsch mit Spitzen die Gegend von Vierzon zu erreichen und dort die drei Bahnverbindungen Vierzon—Bourges, Vierzon—Châteauroux, Vierzon—Tours nachhaltig zu unterbrechen.*) Behufs Ausführung gleichzeitiger Sprengung ist seitens des IX. Armeekorps ein stärkeres Pionierdetachement mit Sprengmaterial beizugeben. Die weiteren Anordnungen überlasse ich dem Kommandeur der 6. Kavalleriedivision, erwarte indessen, daß die Zerstörungsarbeiten am 8. d. Mts. ausgeführt sein werden. Ferner fällt der 6. Kavalleriedivision die Aufgabe zu, über die Marschrichtung der über La Ferté—St. Aubin zurückgegangenen Theile der feindlichen Armee Nachricht zu schaffen. Während des Vormarsches der Kavalleriedivision ist die Verbindung mit meinem Hauptquartier durch Relaisposten zu erhalten.“

Das IX. Armeekorps war auch angewiesen worden, der Kavalleriedivision etwas Infanterie auf Wagen beizugeben. Die 2. und 3. Kompanie Füsilierregiments Nr. 36 und die 3. Feldpionierkompanie IX. Armeekorps stießen am 6. in La Ferté—St. Aubin zur Division.

Ueber diese Aufgabe äußert sich der damalige Major im Generalstabe, Graf v. Waldersee, in seinen Aufzeichnungen, wie folgt:**)

„Wäre Schmidt schon am 5. über die Loire gezogen worden und ihm am 6. ein Armeekorps gefolgt, so wären wir wahrscheinlich auch so weit (Bourges) gekommen. Der moralische Erfolg wäre ein gewaltiger gewesen, wahrscheinlich auch der greifbare. Die 6. Kavalleriedivision hat am 3., 4., 5., 6. nichts gethan, weil der Prinz sie absichtlich hinten hielt.“***)

Den oben angeführten Befehl erhielt der General zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags. Da die Zerstörung der Eisenbahnen bereits am 8. Dezember bewirkt sein sollte, so mußten vom Stabsquartier Billereau (früh den 6. Dezember) bis zum Ziele gegen 100 km zurückgelegt werden. Diese waren auf höchstens 2½ Tage mit im Ganzen 25 Stunden Lichtzeit zu vertheilen. Dabei herrschte schneidende Kälte, und die Straßen waren spiegelglatt, so daß die

*) Das Oberkommando hielt es für wahrscheinlich, daß der, wie festgestellt war, in mehreren Gruppen zurückgehende Feind mittelst jener Linien eine Vereinigung seiner getrennten Massen anstreben werde, um in der Richtung nach Montargis von Neuem den Entsatz von Paris zu versuchen.

**) Mitgetheilt im „Volkskrieg an der Loire“ von Fritz Hoenig, aus welchem Werk hier auch einzelne Anführungen benützt werden.

***) Am 6. 9 Uhr nachmittags, präsentirt 12 Uhr nachts, hatte Moltke folgendes Telegramm an das Oberkommando gerichtet: „Schreiben durch Feldjäger erhalten. Lebhaftere Verfolgung des geschlagenen Feindes mit Hauptkräften der Zweiten Armee, ohne Rücksicht auf hiesige Verhältnisse ist erforderlich“ — Der günstige Zeitpunkt war aber verfaßt, die eingesetzten Kräfte besonders an Infanterie viel zu gering bemessen worden.

Pferde streifenweise geführt werden mußten, namentlich bei Begeisteigungen. Der Befehl von 12 Uhr mittags ließ aber ein großes Ziel erkennen und berührte den General deshalb sympathisch, doch liegt ihm der Gedanke einer „Verfolgung“ fern, die Aufgabe spricht davon überhaupt nicht, sondern richtete sich lebendig auf Eisenbahnerstörung und Erkundung; danach waren auch die Truppenstärken bemessen. Es ist also nicht richtig, diese Expedition unter dem Gesichtspunkt der Verfolgung zu betrachten.

Abends gegen 6 Uhr erreichte die Division La Ferté—St. Aubin, wo sie ein Detachement gemischter Waffen unter Oberst v. Houwald, Kommandeur des 6. Dragonerregiments, traf, das von La Motte-Beuvron, wo es von der Französischen Nachhut entschiedenen Widerstand gefunden hatte, dorthin zurückgekehrt war.

Am folgenden Tage wurde der Marsch fortgesetzt. An diesem Tage war die Division von dem Gegner, der einen Planenmarsch nach Aubigny Ville antrat, noch vier Meilen entfernt, was bei Beurtheilung des Geleisteten wohl zu beachten ist. Nur ein Drittel der für die Infanterie erforderlichen Wagen hatte beschafft werden können. La Motte-Beuvron fand man vom Feinde verlassen, hinter dem Ort aber stieß die an der Spitze befindliche 1. Eskadron 16. Husarenregiments auf eine feindliche Eskadron, holte sie dicht vor Rouan ein, attackirte sie und warf sie in den Ort hinein. Bei der Verfolgung aber traf sie daselbst auf Französische Infanterie, die sie mit heftigem Feuer empfing und ihr den Rückzug abzuschneiden suchte. Die Husaren schlugen sich aber tapfer durch, brachten noch Gefangene mit, hatten aber einen Verlust von im Ganzen 1 Offizier (dem Eskadronchef Major v. Massonneau), 11 Mann, 17 Pferden.

Der Feind folgte der zurückgehenden Schwadron mit Truppen aller Waffen und besetzte ein nördlich Rouan gelegenes Wäldchen. Gegen dieses setzte der General nun seine Infanterie an und brachte auch die Artillerie ins Gefecht. Die Einzelheiten des heftigen Gefechts müssen hier übergangen werden. Erst nachdem Hauptmann Schwenk das Seitengewehr hatte aufpflanzen lassen und die ganze Linie unter „Hurrah!“ vorgestürmt war, zog der Gegner auf Rouan ab, das erst durch einen neuen Anlauf genommen wurde, wobei eine größere Zahl Gefangene in unsere Hände fiel. General v. Schmidt war, nachdem er seine Kompagnien gegen das Gehölz angefezt hatte, nach dem linken Flügel geritten, wohin sich ein Zug zur Umfassung der Nordostseite des Dorfes gewendet hatte. „Der in der Front tobende Kampf rief ihn zurück; in langem Galopp sprengte er über den fast ungangbar gewordenen, hart gefrorenen Boden an den im Feuer stehenden Geschützen vorbei durch die Schützenlinie auf eins der ersten Häuser zu, aus dem die Franzosen soeben entflohen. Hier fand man die Leiche des Majors v. Massonneau etc.“*) Die Fortsetzung des Vormarsches wurde befohlen. Wegen der vielen Gehöfte und Waldstücke an der Straße blieben zunächst die Füsilier an der Spitze.

*) Wörtlich aus dem angezogenen Einzelheft.

Die südlich von Rouan in Reserve zurückgelassene 14. Kavalleriebrigade entjähnte nach beiden Flanken Eskadrons, welche La Ferté und Beauharnais stark vom Feinde besetzt und größere Truppenzüge durch Pierreflite in der Richtung auf Bourges meldeten.

Sobald das Gelände freier geworden war, hatte der General wieder eine Eskadron an die Spitze genommen, doch dicht vor Salbris wurde dem Vormarsch durch heftiges Infanterie- und Artilleriefener von Neuem Halt geboten. Der General entwickelte seine Kompagnien zum Angriff und ließ auch die Batterie ins Feuer treten. Es gelang nun zwar, den Feind aus der großen Ferne, in der er den hauptsächlichsten Widerstand geleistet hatte, zu vertreiben, aber ein Sturm auf Salbris konnte dem weit überlegenen Feinde gegenüber, bei der beginnenden Dunkelheit und dem sich zeigenden Munitionsmangel, nicht mehr durchgeführt werden, und so entschloß sich der General, das Gefecht abzubrechen und bis Rouan zurückzugehen, um seiner zahlreichen Kavallerie bei der Ungunst der Witterung ein gesichertes Unterkommen für die Nacht zu verschaffen. Um 10 Uhr abends langten die Truppen dort an, Patrouillen streiften in der Nacht nach allen Richtungen, namentlich nach Salbris.*)

Ueber die Ereignisse dieses Tages schreibt der General unter dem 14. Dezember an seine Frau:

„c. Die 1. Eskadron auf Avantgarde attackirte die feindliche Kavallerie vehement, gerieth dabei in das Dorf Rouan hinein, wo die feindliche Infanterie stand, die zu den Waffen griff und uns empfindliche Verluste beibrachte. Massonneau wurde vom Pferde geschossen, ebenso Trompeter Pohl, Trompeter Abicht, Trompeter Grundmann, letztere beide jung verheirathet; letzterer ist leicht blessirt und gefangen, Trompeter Abicht sehr schwer, so daß er liegen bleiben mußte in Rouan und wohl sterben wird, was mir um so mehr zu Herzen geht, da er ein braver, ordentlicher Mann war; nehmt Euch bitte der beiden Frauen an. Pohl und einige Husaren lagen auf der Straße mit ihren Pferden und sind wohl gleich todt gewesen. Massonneau fand ich sogleich darauf neben der Chaussee voller Blut, die Stiefel und Strümpfe ausgezogen, die Ringe abgenommen, den Attila aufgerissen, Uhr und Geld fort, das Hemd heraus, die silbernen Lizen heruntergerissen, noch warm; sein Anblick schnitt mir in die Seele. So verfahren die Franzosen, die an der Spitze der Civilisation marschiren. Ich konnte mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der lebensfrische, stets so heitere, liebe Mann todt sei.

Am Morgen des 8. haben wir Alle feierlich in Rouan zur Ruhe bestattet; Friede ihrer Asche! Der liebe Gott gebe ihnen die ewige Seligkeit und schenke den Hinterbliebenen Seinen Trost und Seine Gnade!“

*) Es ist in dem Einzelheft die Frage aufgeworfen, ob es wohl richtig war, daß der General, anstatt dicht am Feinde Bivak zu beziehen, seine Truppen rückwärts in Quartiere legte. Diese Frage muß durchaus bejaht werden. Es galt die Erhaltung und Schonung der Truppe zu neuen Anstrengungen unter, wie wir sahen, sehr ungünstigen Witterungs- und Temperaturverhältnissen. — Maßregeln zur Schonung der Truppe zu treffen ist überall dann Pflicht des Truppenführers, wenn der Kriegszweck nicht darunter leidet, d. h. also hier, die Fühlung am Feinde durch Patrouillen erhalten bleibt. — Und hierfür hatte Schmidt wie stets persönlich und energisch vorgesorgt.

Folgen Worte der höchsten Anerkennung für sein altes Regiment. Schnell, schneidig, gute, wichtige Meldungen, sehr kaltblütig und unerschrocken, ruhig im Feuer, folgen ihren Offizieren freudig überall, das ist kurz die Charakteristik, die er von seinen Husaren giebt.

In einem anderen Briefe schreibt er:

„Oberst v. Alvensleben, ihr Brigadekommandeur, ein hervorragend tüchtiger, schneidiger Mann, sprach sich höchst anerkennend über sie und ihre Leistungen aus. Das macht mir große Freude.“

Ja, er hatte ein herrliches Kriegsinstrument geschaffen!*)

In der Frühe des 8. hatten die Patrouillen gemeldet, daß Salbris zwischen 3 und 4 Uhr geräumt worden sei. Wie man, als man in den Ort einrückte, von den Einwohnern erfuhr, hatte der Feind das Detachement weit überschätzt und sich daher einem neuen Angriff entzogen.***) Da es zweifelhaft war, ob man bis Vierzon würde vordringen können, so entsandte der General zwei starke Detachements mit Pionieren nach Mennetou sur Cher und in die Gegend südöstlich Vierzon, um dort die Bahn nach Tours und Bourges zu zerstören, was von dem in westlicher Richtung abgesandten Detachement auch in sehr gründlicher Weise ausgeführt wurde, dem anderen durch den Gegner aufgehaltenen Detachement aber bei der bald hereinbrechenden Dunkelheit nicht gelang, worauf der Führer, der von dem Einrücken der Division in Vierzon Nachricht erhalten hatte, dorthin abrückte, wo die Zerstörung nun am 9. bewirkt wurde.

Diese ansehnliche Stadt und wichtigen Kreuzpunkt von Bahnlinien hatte General v. Schmidt vom Feinde verlassen gefunden, vorher aber hatte die aus Zieten-Husaren bestehende Avantgarde noch lebhaften Widerstand gegnerischer Abtheilungen in verschiedenen vorliegenden Waldstücken zu überwinden. Auch

*) Charakteristisch ist noch folgende Stelle des Briefes: „Am 8. ritt meine Donnanz Naeve hinter mir, als wir bei der Avantgarde von den Schanzen vor Vierzon das heftigste Gewehrfeuer erhielten, ich sah ihn an — er lachte über das ganze Gesicht und blieb im ruhigsten Schritt hinter mir, so unerschrocken und kaltblütig sind sie.“ — Mit diesem Naeve blieb der General auch später in Beziehungen. Am 6. Dezember 1871 sandte er ihm von Magdeburg ein freundliches Schreiben mit seiner Photographie und anderen Geschenken, in besonderer Erinnerung an dessen Haltung am 8. Dezember 1870. In einem späteren Briefe an einen Sohn des Generals schreibt Naeve, er habe im Feldzug nur seine Schuldigkeit gethan, „denn wer so einen Führer hat, wie wir ihn gehabt haben, der so für seine Leute sorgte und selbst im dichtesten Kugelregen einem auf die Schulter klopft und sagt: »die thun uns nichts, mein Sohn«, da kommt die Liebe und Anhänglichkeit ganz von selbst.“

**) Der General meldete 10 Uhr vormittags das Einrücken in den Ort. Zugleich heißt es: „Die Division hat gestern bei Nouan le Fuzelier wie Salbris gegen die Arrieregarde dieser Armee, bestehend aus 1 Infanterieregiment, 1 Kavallerieregiment und 1 Batterie geschlagen. Dieselbe war augenscheinlich aus Truppen mit noch gutem Halt zusammengesetzt, um den Rückzug der Armee, der hier schon eine völlige Deroute gewesen, die Truppen wirr durcheinander, zu ermöglichen.“

hier gingen die Husaren sofort zum Fußgefecht über und warfen den Feind im Verein mit der Infanterie nach lebhaftem Gefecht. *)

Allen voraus ritt der General mit seinem Stabe in den Ort hinein und sagte bei dem Maire für 10 000 Mann Infanterie Quartier an. In Bierzon fand man im Zeughause 1 Geschütz und 56 Chassepotgewehre, und auf dem Bahnhofe wurden 2 Tender und 70 Güterwagen erbeutet. Der Marsch durch die Waldungen war auf den mit Glatteis bedeckten Straßen an diesem Tage überaus beschwerlich, die Pferde mußten viel geführt werden.**) Sehr wichtige Nachrichten über feindliche Maßnahmen, besonders über die Rückzugsrichtung konnten auf der eingerichteten Relaislinie nach Orléans zurückgemeldet werden.

Inzwischen hatte sich aber die Kriegslage an der Loire geändert, indem der Großherzog von Mecklenburg am Walde von Marchénoir auf großen Widerstand gestoßen war, daß seine Unterstützung durch die Zweite Armee erforderlich wurde. Die 6. Kavalleriedivision erhielt insolge dessen den Befehl, nach Zerstörung der Eisenbahnen bei Bierzon am 10. in der Richtung über Romorantin und Contres so abzurücken, daß ihr rechter Flügel die Verbindung mit dem IX. Armeekorps aufnehmen, der linke das Cher-Thal beobachten könne. Eine Brigade sollte bei Bierzon, Theillay und Salbris zurückbleiben, um den Abmarsch der Hauptkräfte aus der Gegend von Orléans zu verschleiern, und am 12. nach Contres nachgezogen werden, außerdem sollte die Eisenbahn Bierzon—Tours noch an mehreren weiter westlich gelegenen Stellen unterbrochen werden.

Am 11. erreichte die Division Contres, nachdem Tags zuvor durch eine vom Leutnant v. Werthern (16. Husarenregiment) außerordentlich kühn geführte Patrouille die Fühlung mit dem IX. Armeekorps gewonnen war. Am 15. erhielt die Division den Befehl, an das Korps heranzurücken, und vereinigte sich am 16. bei Blois wieder mit der bei Bierzon zurückgelassenen 14. Brigade.

Damit ging die Division neuen Aufgaben entgegen. Der Zug in die Sologne war zum Abschluß gekommen, der General v. Schmidt hatte seine Aufgabe trotz der Schwierigkeiten verschiedenster Art, die ihm entgegnetreten waren, glänzend erfüllt und daneben hatte er auch, „indem er stets am Feinde war, denselben heftig drängte und unaufhörlich beschäftigte, diesen dadurch zu dem Glauben gebracht, daß die ganze Armee des Feldmarschalls in Bewegung sei“.***)

*) Die Zieten-Husaren zeigten sich auch hier wieder ihres Namens würdig. — Wenn der General in seinen Briefen sein altes Regiment besonders häufig erwähnt, so ist dies leicht erklärlich, auch hatte dasselbe besonders häufig Gefechte; im Uebrigen schätzte er auch die Tüchtigkeit der anderen Regimenter der Division sehr hoch. Siehe S. 560.

**) Nach der Meldung des Generals aus Bierzon von nachts 12 Uhr war die Straße vielfach verschanzt und zu Artilleriepositionen eingerichtet gewesen, die jedoch nicht mehr verteidigt wurden.

***) Wörtlich nach dem Königlich Preussischen Staatsanzeiger vom 6. Februar 1871. — Dies offizielle Blatt bringt hier auf Veranlassung des Oberkommandos der Zweiten Armee die Führung des Generals v. Schmidt in hohem Grade anerkennende Ausführungen über jene Expedition wie über die spätere Verfolgung auf Laval.

Wenn die materiellen Ergebnisse, die der Division nebenbei zu gefallen waren, ein Geschütz, viele Waffen, Eisenbahnmateriale und 1350 Gefangene, nicht besonders bedeutend waren, so lag dies an den bereits erwähnten Umständen, die es bewirkten, daß es trotz der großen Energie des Generals und der Eüchtigkeit der Truppen nicht immer gelang, dem Widerstand der feindlichen Nachhut an den zahlreichen Abschnitten so schnell zu brechen, daß eine Einwirkung auf die weiter vorwärts sich zurückziehenden loser gefügten Truppen möglich gewesen wäre. Was unter jenen Umständen zu leisten war, haben aber Führer wie Truppe geleistet. Eine Anerkennung in irgend einer Form wurde dem General für diese Unternehmung nicht.

Am 16. wurde die Division in eine Reihenbousstellung hinter das IX. Armeekorps befohlen und bekam dann Quartiere vier Meilen weiter östlich angewiesen, deren Erreichung 2¹/₂ Uhr nachts bei strömendem Regen, stockfinsterner Nacht und gänzlich zerfahrenen grundlosen Wegen einen Marsch erforderte, den Schmidt in einem Briefe „den furchtbarsten nennt, den ich in meinem Leben gemacht.“*) — Ueber die Operationen gegen Chanzy in diesen Tagen schreibt er:

„Bei dieser Armee (Zweite — Friedrich Karl) wird schlecht manövrirt; anstatt den geschlagenen Feind hartnäckig zu verfolgen und ihn nicht zum Stehen und Sammeln kommen zu lassen, legt man sich ihm nur immer vor, um ihn von Paris abzuhalten, er hat also die Initiative gegen uns, kommt er rechts, müssen wir schnell dahin, kommt er links, schnell dorthin; dabei gehen die Truppen zu Grunde, sie marschiren sich zu nichte, was ja der Feind beabsichtigt; über die Ermüdeten fällt er dann her zu.“

Er hatte damit klar die Mängel der Führung erkannt, wie man jetzt darüber urtheilt. — Die Zweite Armee verstand zwar zu siegen, aber bis Le Mans nie entscheidend, und nach den Siegen stand der Feind immer wieder aufrecht.

Die nächsten Tage verließen in Ruhe in den Quartieren unweit Coulmiers. Unter dem 19. erreichte ihn der Befehl, drei von den Regimentern der Division als Divisionskavallerie abzugeben.***) Es waren dies die 6. Kürassiere, 3. Ulanen, 16. Husaren. Es traten dafür zur Division die 2., 12. und 6. Dragoner. Schmidt beklagte diesen Taufsch sehr, da er alte, „in jeder Beziehung hochbewährte und ihm so liebe Regimenter“ verlor. — In dieser Zeit war die Division auf beide Ufer der Loire vertheilt.***)

*) Die Division war nach der Geschichte des 15. Ulaneregiments 20 Stunden unterwegs gewesen.

**) Nach der Verfügung des großen Hauptquartiers vom 16. Dezember erfolgte der Wechsel in Erwägung, „daß der Divisionskavallerie in jüngster Zeit weniger Gelegenheit zur Thätigkeit und Auszeichnung gegeben werden konnte und um einer ungleichmäßigen Abnutzung des Pferdmaterials vorzubeugen“.

***)) In einem sehr gemüthvollen Schreiben aus Orléans vom 25. Dezember schildert der General die Feier des Christabends mit seiner Umgebung, deren Arrangement der Felddirigieur der Division Winterfeld übernommen hatte, ein Berliner Rechtsanwalt, der als Kriegsfreiwilliger eingetreten war und, wie das Schreiben ersehen läßt, vom General besonders geschätzt wurde.

Am 25. kehrte Herzog Wilhelm von Mecklenburg als genesen zurück und übernahm das Kommando der Division am folgenden Tage, Schmidt dasjenige der 14. Brigade — 6. Dragoner, 15. Ulanen — mit dem Stabe in Orléans. Die nächsten Tage verließen, abgesehen von der Verlegung in mehr westlich gelegene Quartiere — Ducques und Umgehend — in Ruhe.

Am 6. Januar erhielt der General wieder eine selbständige Verwendung, indem er mit der 14. Kavalleriebrigade unter den direkten Befehl des X. Armeekorps gestellt und mit einer besonderen Aufgabe betraut wurde. — Es begannen

die Operationen gegen Le Mans.

Durch Befehl des Prinz-Feldmarschalls vom 2. Januar war die Offensive der Zweiten Armee vereint mit dem XIII. Armeekorps beschlossen worden. Bei den Operationen hatten am 6. Januar zu erreichen: das IX. Armeekorps auschl. der 25. (Großherzoglich Hessischen) Division, die Orléans besetzt behielt, am rechten Flügel Morée, das III. Armeekorps Vendôme und den Azay-Abschnitt, am linken Flügel das X. Armeekorps Montoire. General v. Schmidt mit der 14. Kavalleriebrigade erreichte an diesem Tage St. Arnoult südlich Montoire. Die Operationen in der nächsten Zeit spielten sich wieder in der Berche ab, einem Landstrich ähnlich manchen Gegenden in Westfalen und Schleswig mit ihren Hecken und Knicks, dabei aber von ausgesprochen bergigem Charakter, mit tief eingeschnittenen Flußthälern. Hier war die Verwendung von Kavallerie in Anbetracht von Jahreszeit und Witterung fast ausschließlich an die Wege gebunden, auch die Wirkung der Artillerie war bei dem oft mangelnden Schußfeld und Entwicklungsraum eine beschränkte. Der tief eingeschnittene Voire-Bach, an dem die Teten der Armee sich am 6. fanden, war die Eingangspforte dieses Gebiets.

Der Aufmarsch vollzog sich nicht ohne Kampf. Bei Vendôme wurde das III. Armeekorps lebhaft vom Gegner angegriffen, ebenso eine starke Abtheilung gemischter Truppen, die den Auftrag hatte, die rechte Flanke des X. Armeekorps bei Longpré am Brenne-Bach zu decken. Bei Vendôme war das III. Armeekorps siegreich gewesen. Herzog Wilhelm von Mecklenburg aber, der das Kommando der von Longpré zurückweichenden Truppen bei St. Amand übernommen hatte, hatte den Rückzug auf Vendôme fortgesetzt, während der Feind nicht gefolgt, sondern wieder zurückgegangen war. General v. Schmidt, dem die 3. reitende Batterie (Saalmüller) des 10. Artillerieregiments unter Major Körber zugetheilt worden war, erhielt vom General v. Voigts-Rheze den Befehl, am 7. auf Montoire vorzugehen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß eine Unterstützung des Herzogs Wilhelm nicht erforderlich war, dieser vielmehr den Befehl zum sofortigen Wiedervormarsche erhalten hatte. An diesem Tage herrschte ein dichter Nebel, der das Operiren in dem schwierigen Gelände noch mehr erschwerte.

General v. Schmidt ging über Montoire hinaus auf der großen Straße nach Savigny weiter vor, als die Avantgarde aus der Ferme la Bielle Haye lebhaftes Feuer erhielt. Ein Umgehen der Dertlichkeit durch Patrouillen gelang nicht, da diese überall durch Feuer abgewiesen wurden. Die Avantgarde griff das Dorf an, zwei Geschütze nahmen es trotz des Nebels unter Feuer, die 2. Eskadron 6. Dragonerregiments ging abgesehen dagegen vor, wobei der Führer Premierleutnant v. Pantelmann fiel. Der Versuch mißglückte, die feindliche Infanterie hielt Stand und warf die Eskadron zurück. Der General erneuerte in Rücksicht auf den bei dem Nebel höchst unsicheren Schuß der Artillerie und da es dunkelte, den Angriff nicht, sondern bezog Alarmquartiere. Die Patrouillen stellten später fest, daß der Feind in der Nacht zurückging, und La Haye durch Brandenburger Jäger besetzt wurde. Es kann nur gebilligt werden, daß Schmidt sich hier beschied und nicht noch mehr Truppen einsetzte. Um zu sechten, muß man sehen können und das ist bei Nacht und starkem Nebel unmöglich.

Früh 5 Uhr des anderen Tages meldete der General den Abzug des Gegners auf La Chapelle-Huon, daß die Verbindung mit der 5. Division bezw. dem III. Korps, dessen Vertheilung bemerkt wird, ununterbrochen stattgefunden, daß dieses erhebliche Gefechte nicht zu bestehen gehabt, der Feind alle Ortschaften diesseits des Braye-Baches geräumt habe, ferner seine eigene Absicht für den 8., sowie die Richtung, in der Offizierpatrouillen vorgehen würden.

Der Befehl des X. Korps für den 8. gab als Marschziel des Korps für diesen Tag Chartre sur le Voir an und erteilte dem General v. Schmidt den Auftrag „die rechte Flanke des Korps zu decken und die Verbindung mit dem III. Korps zu erhalten“, eine Aufgabe, die ihm für die nächsten Tage eine sehr nuzbringende Thätigkeit brachte; außerdem hatte er den Voir-Uebergang bei Bessé zu beobachten. Von dort meldete der General 10^{1/2} Uhr vormittags, daß dieser Uebergang unbefestigt gefunden worden, der Marsch auf Bancé fortgesetzt werde und in der Richtung auf St. Calais*) schwaches Geschützfeuer hörbar sei, wohin er einen Offizier zur Auffuchung der Verbindung entsendet habe. — Diese Verbindung wurde durch Schmidt derart ins Werk gesetzt, daß, wie eine Mittheilung des III. an das X. Armeekorps von 3 Uhr nachmittags ersehen läßt, das letztere über die Absichten des ersteren stets unterrichtet und so das Zusammenwirken gesichert wurde, was jedenfalls die wirksamste Art bedeutet, wie die Verbindung zwischen zwei Abtheilungen zu erhalten ist.

Am Nachmittag traf die Brigade bei Bancé auf den Feind. Wir lassen darüber die Meldung der Brigade im Wortlaut folgen:**)

*) An der großen Straße nach Le Mans.

***) Die Meldungen des Generals, stets von ihm selbst niedergeschrieben, geben ein so anschauliches Bild von der ungemainen Gründlichkeit, mit der der General dabei immer

„Bancé, den 8. 1. 71, Nm. 4 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Die Brigade traf um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr östlich Bancé auf der Straße von Bessé ein, unterwegs, zum Theil in Bessé, zum Theil zwischen Bessé und Bancé, waren feindliche Dragoner und Kürassiere zu Gefangenen gemacht worden, von denen ausgesagt wurde, daß mehrere Marschregimenter Kavallerie sich zum Theil bei Bancé, zum Theil im Rückzuge von La Chapelle-Huon dahin befanden; sie sagten ausdrücklich aus, es sei keine Infanterie dabei. Infolgedessen beschleunigte die Brigade ihren Vormarsch, die Avantgarde erhielt jedoch, als sie in das Laffon-Thal bei Bancé von den Höhen heruntersteigen wollte, sehr heftiges Infanterief Feuer und konnte daher nicht aus den engen Wegen zwischen den Heden debouchiren und sich entwickeln. Sie wurde daher zurückgezogen, die Batterie nahm eine günstige Aufstellung und bewarf die auf der Straße nach St. Gervais durch Bancé und von dort nach Montreuil marschirende feindliche Kavalleriekolonne (Spahis, Kürassiere, Dragoner), die offenbar vor dem diesseitigen Angriff durch die in den Weinärten und hinter den Kniden liegende Infanterie geschützt werden sollte, mit Granaten; sie fügte ihnen sehr erhebliche Verluste zu, wie der Anblick auf die Straße Bancé—Montreuil und St. Georges darthat. Der Rückzug artete in wilde Flucht aus. Ich ließ sodann zuerst das 15. Ulanenregiment auf der Straße St. Gervais—Bancé, sodann das Dragonerregiment auf der Straße Bessé—Bancé schnell zur Verfolgung vorgehen, um dem Feinde so viel als möglich Abbruch zu thun, was auch gelang. Die Verfolgung wurde bis zum Abschnitt St. Georges*) zuerst auf der Römer-Straße, sodann links abbiegend, da der Feind dahin zurückging, fortgesetzt und eine erhebliche Zahl von Gefangenen gemacht. Bei jenem Abschnitt mußte von der Verfolgung Abstand genommen werden, da die Eskadrons in das heftigste feindliche Infanterief Feuer gerietzen, bei welchem der Leutnant v. Tresckow des 15. Ulanenregiments durch die Brust geschossen wurde.

Das Hedenterrain begünstigte die feindliche Infanterie sehr, dieselbe flankirte das im ruhigen Schritt zurückgehende 15. Ulanenregiment lange Zeit und fügte demselben mehrfache Verluste zu. Ich kann hierbei die Führung seitens des Obersten v. Alvensleben sowie die Haltung des Regiments, insbesondere der Rittmeister v. Hake und v. Plösz, deren Eskadrons unmittelbar am Feinde waren, nur rühmend hervorheben. Ingleichen muß ich dem Major Körber von der Artillerie und der Batterie das Zeugniß großer Umsicht und Unerblichkeit ertheilen. Die Brigade ging nach Bancé zurück, hat Alarmkantonnements in diesem Orte, zc. (Näheres über die Vertheilung der Truppen). Vorposten auf der Römer-Straße gegen Montreuil und gegen St. Georges, gegen St. Osmane und Courdemanche mit lebhaftem Patrouillengang nach diesen Orten. Der Feind zog sich über St. Georges nach St. Vincent zurück. Mit dem III. Armeekorps ist die Verbindung hergestellt. Dasselbe steht à cheval der Straße Calais—Le Mans, die Queue westlich von Calais, die Tete in der Höhe von Ecorpain, links ausgedehnt bis St. Gerotte, rechts bis Conflans, Vorposten an der Visiere westlich des Bois de Loges, auf dem linken Flügel am Laffon-Bache. Der Feind hat dem Korps nur mit unbedeutenden Abtheilungen gegenüberstanden. IX. Korps steht in und östlich St. Calais. Die Brigade Schwerin ist bei St. Gervais über den Abschnitt gegangen. Ich werde, wenn die Entfernung auch sehr groß ist, weiter die Verbindung mit dem III. Korps (5. Division) nach Ecorpain zu erhalten suchen, auch während der Nacht.

Beigehend überreiche ich einige Briefe, die auf der Post in Bessé kassirt worden sind. Die Brigade hat: 1 todtten Ulan, 1 schwer verwundeten Offizier (Sekondleutnant v. Tresckow, 15. Ulanen), 2 schwer verwundete Ulanen, 3 leicht verwundete Ulanen, 8 ver-

verfuhr, und sind so klar und erschöpfend, so vorbildlich, daß Verfasser bedauert, aus Raumangel nicht noch mehr im Wortlaut wiedergeben zu können.

*) Gebildet von dem Bataillon Etangsart. Verf.

wundete Pferde. — Es sind 12 Deutepferde gemacht. Der Feind ließ circa 30 Tode, mehrere schwer Verwundete auf dem Platz, und die ganze Chaussee war mit todtten und schwer verwundeten Pferden bedeckt, sowie mit Armaturgegenständen, Kürassen, Säbeln, Sätteln und Decken zc. Es sind circa 20 Gefangene gemacht worden, dabei auch 1 Infanterist vom 38. Marsch-Infanterieregiment, die übrigen sind vom 4. Marsch-Dräger-, 3. Marsch-Kürassierregiment und soeben aus Afrika herübergekommenen Spahis.

gez. v. Schmidt.“

Nach Französischen Berichten verloren die Spahis „une centaine d'hommes“, die 3. Marsch-Kürassiere zwei Offiziere, darunter ihren Oberst, und „une vingtaine d'hommes“. Nach denselben Berichten sollen die Vertheidiger abgeessene Spahis gewesen sein, da aber in der Geschichte des 15. Ulanenregiments Infanterie erwähnt wird, ein Infanterist auch gefangen wurde, so möchte kaum zu bezweifeln sein, daß diese Waffe vertreten war.*)

Die Brigade wurde in und um Vance untergebracht.

Durch Befehl des X. Armeekorps von 10 Uhr abends aus Chartre s. l. wurde dem General mitgetheilt, der kommandirende General werde am 9. mit der 20. Division auf Grand Lucé marschiren, er solle ferner die Verbindung zwischen dieser Division und dem III. Korps erhalten und vor der Front des Korps so weit als möglich aufklären; auch wurde ihm noch das 2. Dragonerregiment mit den vier Geschützen zugetheilt, die es bei sich hatte.

Am 9. herrschte heftiges Schneewetter. Der General meldete aus Vance, morgens 10 Uhr, daß der Feind mit allen Waffen vor ihm stehe, 1000 Schritt von den Vorposten, also heute morgen vorgegangen sei, Artillerie auf der Straße nach Montreuil aufgefahen, die Patrouillen erhielten aus den nächsten Fernen Feuer, der Feind habe Granaten geworfen und ein lebhaftes Feuer eröffnet, so daß vor einer Viertelstunde ein Angriff erwartet worden sei, der aber nicht zur Ausführung gekommen. Durch neun gefangene Infanteristen hatte man erfahren, daß der Wald nach Montreuil à cheval der Straße mit zwei Marsch-Infanterieregimentern besetzt sei, außerdem befänden sich dort: 1 Marsch-Kürassierregiment, 1 Marsch-Drägerregiment, 1 Spahisregiment und 2 Batterien, darunter eine Mitrailleusen-Batterie.

*) Premierleutnant Kehlhopf, jetzt Oberst a. D., damals Adjutant der reitenden Abtheilung des 10. Artillerieregiments (Körber), zuletzt Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 8, der sich infolge seiner Stellung stets im Stabe des Generals befand und ein sehr genaues Tagebuch geführt hat, charakterisirt das Verhalten Schmidts an diesem Tage in einem später gehaltenen Vortrage, wie folgt: „Der General ritt stets mit der aufgeschlagenen Karte vorn auf dem Sattel. Bei Bessé kam plötzlich von unserer Spitze her die Meldung, sie beobachte vor sich eine bedeutende Fouragirkolonne des Feindes. — Sofort ließ der General Trab blasen, und imponirten mir bei diesem wilden Vorgehen besonders die Ulanen, die auf den kurzen Zuruf des Generals: „Ein Zug in diese Seitenstraße bis zu dem und dem Dorfe“, stets wie aus der Pistole geschossen in langem Galopp abbogen, wobei der Oberst v. Alvensleben, der immer dicht hinter dem General ritt und dessen Befehle weitergab, nur mit den Augen zu winkeln schien, so geräuschlos wie bei einer Inspizierung war die Befehlsbeförderung zc.“

Der General fügte hinzu:

„Unter diesen Umständen ist es mir leider nicht möglich, vorwärts zu kommen, ich habe Stellung genommen, um bei einem eventl. Angriff die Stellung Bancé so lange als möglich zu halten, und werde vorwärts gehen, sobald der Feind seine Stellung mit Infanterie räumt. Ich bitte um meine Bagage wegen des Hafers, da hier Alles aufgebraucht ist.“

Um „circa 12³/₄ Uhr mittags“ erfolgte die weitere Meldung, der Feind sei durch General Woyna*) nach der Straße Bancé—Montreuil geworfen, Schmidt lasse ihn verfolgen.

9³/₄ Uhr abends erstattete Schmidt einen erneuten Bericht, wonach der General Woyna um 9 Uhr abends mit der Brigade Lehmann und 1. Eskadron 9. Dragoner in und bei Bancé eingerückt und der Stand der Dinge unverändert sei. Nach Aussage von Gefangenen befanden sich in Montreuil und südlich St. Georges auf den Höhen mindestens je 4000 Mann, zahlreiche Wachtfeuer seien bemerkbar, vorgeschickte Eskadrons erhielten stets Geschützfeuer. Die Gefangenen waren vom 16. Französischen Korps und der Kavalleriedivision Michel. Der Bericht schließt mit den Worten:

„Unter diesen Umständen mußte die Brigade auf die Fortsetzung ihres Vormarsches gegen Montreuil, den sie mehrere Male bis mittags 1 Uhr versucht hatte, verzichten und hat ihre Kantonnements mit Vorposten wieder bezogen.“**)

Am folgenden Morgen bei dichtem Nebel und verschneiten Feldern hatte die Glätte der Straßen noch sehr zugenommen, Kavallerie und Artillerie mußten ihre Pferde führen, an eine lebhaftere Theilnahme dieser Waffen am Kampfe war noch weniger zu denken als zuvor. Dem X. Armeekorps gelang es an diesem Tage Grand Lucé zu erreichen, nachdem tags zuvor die 20. Division nach Eintritt der Dunkelheit Brives genommen und den Feind über St. Vincent zurückgetrieben hatte. General v. Schmidt rückte nach St. Mars und Volnay. Auf dem Marsch „westlich Montreuil“, 10 Uhr vormittags, meldete er noch, daß der Feind die Stellung St. Georges—Montreuil 3 Uhr früh verlassen und theils nach Grand Lucé, theils auf St. Mars—7000 bis 8000 Mann stark—marschirt sei. Truppen des 16. Korps resp. Lokaltruppen mit 7 Mitrailleusen bei Montreuil und 10 Kanonen bei St. Georges. „Ich marschiere sofort weiter und hoffe sie zu erreichen“, schließt die Meldung.

Um 3³/₄ Uhr nachmittags meldete Schmidt, der den Feind nicht mehr angetroffen hatte, sein Einrücken in Volnay, seine Vorpostenlinie, Patrouillengang und die Maßregeln zur Erhaltung der Verbindung mit den Nebencolonnen (rechts III. Korps, links 20. Division), zu welchem Zweck bei den jetzt obwaltenden Umständen nicht mehr Patrouillen, sondern je 2 Eskadrons,

*) Sein Detachement bestand aus dem Füsilierregiment Nr. 78, dem Infanterieregiment Nr. 91, 2. u. 4. Eskadron 9. Dragoner und 2. leichter und 2. schwerer Batterie.

**) Thatsächlich war das X. Armeekorps auf die Französische Division Jouffroy (17. Korps), General v. Schmidt auf die Division Barry (16. Korps) gestoßen.

nach links sogar mit 2 Geschützen Verwendung fanden. Er meldet ferner: „daß das III. Korps Parigné l'Evêque mit Sturm genommen, 1000 Gefangene gemacht und eine Batterie genommen habe, u.“ und schließt: „Das Feuer in der Richtung auf Challes nimmt zu; ich gehe mit den beiden Batterien und vier Eskadrons in der Richtung auf das Kanonenfeuer vor, um Theil am Gefecht zu nehmen.“

Abends 10 Uhr folgte eine weitere Meldung, der zufolge das Gefecht, das man gehört hatte, nicht bei Challes, sondern weiter vorwärts, dicht vor Le Mans bei Changé stattgefunden hatte. In Rücksicht auf die große Entfernung und da das Feuer schwieg, hatte Schmidt die Truppen wieder einrücken lassen, war aber selbst hingeeilt, um sich vom Stande der Dinge zu überzeugen, und meldet die Einzelheiten über den dort erfolgten Sieg der 5. Division, zugleich seine Absicht, am folgenden Tage seinen Marsch auf Parigné fortzusetzen. *)

Die Aufgabe des X. Armeekorps für den zweiten Schlachttag von Le Mans bestand in einem Umfassen des feindlichen rechten Flügels, „Uebergang auf die Straße Château du Noir—Le Mans und Vordringen auf Le Mans von Süden her“. Auf der Straße von Grand Lucé sollte ein Detachement im Vormarsch auf Le Mans bleiben. Hierzu bestimmte der General v. Voigts-Rheß die 14. Kavalleriebrigade, zu der die 20. Infanteriedivision zwei Bataillone abzugeben hatte. Es waren zwei Bataillone 79. Regiments unter Oberstleutnant v. Boltenstern, die Schmidt zugetheilt wurden.

Schmidt traf den Gegner in Stellung à cheval der Chaussée Parigné—Le Mans mit Mitrailseusen und eingeschnittenen Geschützen. Zwei Bataillone des III. Armeekorps, die sich hier dem Feinde gegenüber befanden, rückten zu diesem Korps, das bei Changé im Gefecht stand, ab, und Schmidt ließ seine Infanterie und Artillerie aus dem vorliegenden Walde gegen die stark überhöhende Stellung des Feindes zum Angriff vorgehen. — Am höchsten Punkt der Straße befand sich die Mitrailseusen-Batterie, davor waren in mehreren Linien hintereinander Schützengraben angelegt und besetzt; es war nicht möglich der diesseitigen Artillerie eine günstige Stellung anzuweisen. So schwankte das Gefecht längere Zeit bis zur Dunkelheit ohne Entscheidung hin und her; der überlegene Feind machte sogar energische Offensivstöße. Eine in die linke Flanke nach Ruaudin entsandte Eskadron 6. Dragonerregiments hatte in einem vier Stunden währenden Feuergefecht gegen französische Infanterie dies Dorf gehalten, bis die Infanterie des X. Korps eintraf und es besetzte. Das Detachement Schmidt blieb die Nacht bei Parigné l'Evêque.

Auf der ganzen Linie der Zweiten Armee war, trotz der theilweise vortheilhaften partiellen Gefechte, die Entscheidung im Großen noch nicht gefallen, denn überall noch stand der Feind vor der Front der Armee; auch das rechts von Schmidt stehende III. Armeekorps hatte nur wenig Terrain

*) Bei diesem Ritt durchkreuzte der General Strecken, die von Deutschen Truppen noch nicht berührt waren und wurde wiederholt durch das Feuer sowohl zahlreicher Bersprengter, als auch geordneter Truppen belästigt.

gewonnen, das X. Korps dagegen war auf der Straße von Château du Voir, ohne ein Hinderniß zu finden, noch über Mulsanne hinaus gelangt.

Die Gefechtsaufgabe für den entscheidenden 12. Januar blieb für die Truppen des Generals v. Schmidt die gleiche, das Wetter war dasselbe ungünstige wie am Tage zuvor.*)

Auch General v. Schmidt ging wieder zum Angriff vor und konnte um 12^{3/4} Uhr nachmittags melden, daß er im siegreichen Vorgehen gegen Le Mans, mit der Infanterie an der Lete, in gleicher Höhe mit den Spitzen des X. Armeekorps sei. Der Feind hatte seine Stellung in der Nacht geräumt, doch wurden ihm noch 500 Mann an Gefangenen abgenommen, und Schmidt eilte nun nach Kräften vorwärts. In das Gefecht von Le Mans griff er hauptsächlich mit seiner Artillerie ein und war nach einem Schreiben vom 28. Januar aus La Flèche an seine Gattin der Erste gewesen, der die Stadt selbst mit einer Batterie beschloß; es folgte $\frac{1}{2}$ Stunde später die Avantgardenbatterie des X. Armeekorps und eine Stunde später die erste Batterie des III. Korps. Seine Geschütze hatten theils auf in der Ferne abziehende feindliche Kolonnen, theils auf den Bahnhof gefeuert, von wo gerade Züge abfuhren.

Gleich nach dem Einrücken in Le Mans gegen 4 Uhr hatte General v. Schmidt sich vom General v. Voigts-Rheß die Erlaubniß zur Verfolgung erbeten. Leider wurde aber, da in der Stadt der Straßenkampf noch bis gegen Abend fortbauerte, diese Erlaubniß nicht erteilt, und das Detachement, von dem die Infanterie wieder zur 20. Division zurückkehrte, in Quartiere verlegt.**) Der Zufall wollte es, daß die Entscheidung bei Le Mans, an der Schmidt einen so wesentlichen Antheil hatte, am Geburtstage des Generals fiel. Der General schreibt darüber in einem Briefe vom 2. Februar:

„Du schreibst über die Feier meines Geburtstages durch die Einnahme von Le Mans; es war ein einziger Tag für mich, ich habe es aber Niemandem gesagt, daß es mein Geburtstag war; aber als wir spät abends ins Quartier kamen, ließ ich Champagner holen, und wir, die Ordonnanzoffiziere und ich, tranken ihn auf die Eroberung von Le Mans aus. — Am Tage darauf ging es sofort rastlos weiter.“

So endeten diese denkwürdigen Tage.

*) Die großen Leiden der Deutschen Truppen während dieser Gefechte werden sehr anschaulich in dem 8. und 9. Heft des Militär-Wochenblatts von 1873 „Die sieben Tage von Le Mans“ von v. der Goltz geschildert. Was die Truppen unter diesen Umständen geleistet haben, muß jeden Soldaten mit Bewunderung erfüllen. Womals bei Eis und Schnee, Hunger und Kälte waren zu ertragen, die Kleider oft mit einer Eiskruste bedeckt, fielen theilweise in Fetzen vom Leibe. Alle Arten von Hosen und Fußbekleidungen, ja sogar ein Drittel leinene Hosen und Holzschuhe waren vertreten; dabei herrschten fünf bis sechs Grad Kälte und Glatteis.

**) „Die Verbindungsgefechte und Märsche des Generals v. Schmidt während der Operationen gegen Le Mans“ von Junt, Rittmeister a. D. „Jahrbücher für Armee und Marine.“

Die Verfolgung nach der Schlacht von Le Mans.*)

Dem General v. Schmidt und seinen Truppen sollte nach dem erfochtenen Siege die so wohlverdiente Ruhe nicht werden, und daß dem General eine solche nicht einmal erwünscht war, sehen wir aus dessen sofort nach dem Einrücken in die Stadt gestellten Antrag, zur Verfolgung übergehen zu dürfen.

Daß der energische General Chanzy, Oberbefehlshaber des Französischen Heeres, trotz des Verlustes von Le Mans noch immer das Ziel der Befreiung von Paris im Auge hatte und an der Leistungsfähigkeit des Kerns seiner Truppen noch nicht verzweifelte, geht daraus hervor, daß er beabsichtigte, seine Korps auf Alençon und Pré-en-Pail zurückzuführen, von wo er nach dem Eintreffen einer Verstärkung von zwei Divisionen, die er erwartete, von Neuem gegen Paris vorgehen wollte. Diese Absicht billigte der Kriegsminister in Rücksicht auf den Zustand der Truppen allerdings nicht, aber sie legt Zeugniß ab für den tüchtigen Willen des Feldherrn, der in dem Befehlshaber des 16. Korps, dem energischen Admiral Jauréguiberry einen ausgezeichneten Gehülfen hatte. Bei der hohen Bedeutung, die die Persönlichkeit im Kriege hat, muß man jenen Faktor bei Beurtheilung des Widerstandes in Rechnung ziehen, den der General v. Schmidt mit seinem Detachement in den nächsten Tagen noch finden sollte.

Dem X. Armeekorps war durch Befehl des Oberkommandos vom 12. Januar abends die Weisung geworden, „den Feind auf dem rechten Sarthe-Ufer im Auge zu behalten und in aller Frühe durch starke gemischte Detachements auf seinen Rückzugslinien zu verfolgen“. Der kommandirende General bestimmte zur Verfolgung den General v. Schmidt, dem außer der Kavallerie und Artillerie, die er bereits unter seinem Befehl hatte, noch je zwei Bataillone von der 19. und 20. Division überwiesen werden sollten, sowie ein Pionier- und ein halbes Sanitätsdetachement. Die Infanterie des Detachements bestand hiernach aus F./78, II./91, ohne $\frac{1}{3}$ 5. und 6. Kompagnie, II./56 ohne 5. Kompagnie, F./92, im Ganzen zählte es $3\frac{1}{2}$ Bataillone, 11 Eskadrons**) und $1\frac{2}{3}$ Batterie, dazu die Pioniere und die Sanitätstruppen, im Ganzen hoch gerechnet 2200 Mann Infanterie sowie etwa 1400 Reiter und 10 Geschütze.

Durch die 5. Eskadron 15. Ulanenregiments hatte General v. Schmidt unmittelbar nach der Einnahme von Le Mans die Rückzugslinie des Feindes

*) Ausführlich geschildert im Heft 14 der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des großen Generalstabes. Hier soll mehr die Persönlichkeit des Führers in den Vordergrund treten.

**) Bei dem 2. Dragonerregiment fehlte die anderweit verwendete 4. Eskadron.

feststellen lassen und die Meldung von dem Abzuge in der Richtung auf Alençon erhalten.

Das Detachement sammelte sich am Morgen des 13. auf der Straße Bontlieu—Le Mans am Eisenbahnübergang. Die Nothwendigkeit, durch die Truppen erst Lebensmittel fassen zu lassen, verzögerte den Abmarsch sehr, so daß erst gegen 12 Uhr angetreten werden konnte. Das Detachement erreichte 7 Uhr abends Chaufont. Von hier sandte Schmidt eine sehr ausführliche Meldung, derzufolge der Marsch nur sehr langsam hatte ausgeführt werden können; da die Straße an mehreren Stellen abgegraben und durch Berhaue gesperrt war, die erst aus dem Wege geräumt werden mußten. In die rechte und linke Flanke hatte der General je eine Eskadron zur Aufklärung gesandt; die südwärts entsandte hatte Soulligné-sous-Ballon vom Feinde stark besetzt gefunden und war nach St. Georges du Bois zurückgegangen. Die in der rechten Flanke vorrückende Eskadron hatte den besonderen Auftrag, Conlie zu erkunden, wo man ein besetztes Instruktionslager Französischer Truppen wußte. Die Eskadron erreichte auch Conlie bei einbrechender Dunkelheit, vermochte aber bei dem Widerstand des Gegners nicht weiter vorzukommen. Auf die Meldung hierüber entsandte General v. Voigts-Rheß auf Conlie ein selbständiges Detachement aller Waffen unter dem Oberst Lehmann, mit dem Schmidt nun die Verbindung zu halten hatte.

Das Detachement des Generals hatte Gefangene vom 16. und 17. Französischen Korps gemacht und zahlreiche Munitions- und Lebensmittelwagen dem Feinde abgenommen. Der Widerstand des Gegners, über dessen Marschrichtung der General eingehend meldet, war ein schwacher gewesen, von dem geringen inneren Halt der Truppen gaben die zahlreichen Versprengten und fortgeworfenen Waffen Zeugniß. — Glatteis auf den Straßen hatte wiederum den Marsch erschwert und selbst das Eintreffen der Befehle und Meldungen verzögert.

Vor dem Weitermarsch am 14. meldete Schmidt die in der Nacht eingegangenen zahlreichen Nachrichten; die auf einen sehr thätigen Patrouillen-gang der Kavallerie, den Schmidt stets selbst organisirte, schließen lassen.*)

*) Nachdem der General bei der Beendigung des Marsches die Quartiere für die Truppen vertheilt hatte, was er selbst that, die nächsten stets der Infanterie zusammen mit der Artillerie überweisend, bestimmte er die von den vordersten Quartieren nach Zeit und Ziel abzuschickenden Patrouillen, deren Führer, wenn sie irgend etwas gesehen hatten, sich stets persönlich zur Meldung einzufinden hatten, wobei er sie noch gründlich ausfragte und dadurch oft noch Wichtiges erfuhr. Im Uebrigen stellte nur jeder Truppentheil in seinem Dorfe Posten an die Ausgänge. Gegen stehende Vorposten und Bedetten sprach sich der General aus, da sie die Truppen ermüdeten und in dem coupirten Terrain nicht die Sicherheit wie die Patrouillen böten, die, weil in Bewegung, auch aufmerksamer wären. — Bei diesem System ist nie einer ihm unterstellten Abtheilung ein Unfall begegnet, schloß doch der Feind schon aus dem wiederholten Erscheinen von Patrouillen auf Aufmerksamkeit bei dem Gegner. (Nach dem Tagebuch des Premierleutnant Rehkopf.)

insbesondere war festgestellt worden, daß der Feind bis an den Abschnitt des Bègre-Baches zurückgegangen war. Hier konnte man ernstern Widerstand erwarten.

Am folgenden Tage blieb ein dichter Nebel den ganzen Tag über liegen. Als bei dem Weitermarsch die Avantgarde bald auf den Feind stieß, saß nach der Schmidtschen Instruktion der an der Spitze befindliche Zug des 2. Dragonerregiments sofort ab und nahm das Gefecht selbständig auf, bis die vorderste Kompagnie herangelommen war. Bei Longne fand man stärkeren Widerstand, eine Höhe östlich des Dorfes war stark besetzt und eine Barrikade sperrte die Straße; die Stellung, von 1100 Mann Infanterie, 1 Eskadron, 2 Mitrailleurseu und 2 Geniekompagnien besetzt, mußte durch Infanterie gestürmt werden. Die zurückeilende feindliche Arrieregarde fand an dem Bègre-Bach durch die dort entwickelte Division Barry Aufnahme, die das Dorf Chassillé besetzt hatte. Ueber den Verlauf dieses Gefechts meldete der General aus Chassillé 7 Uhr abends:

„z. Da alle Gefangenen jedoch einstimmig ausagten, daß der Feind vor Chassillé auf der großen Straße zwei Mitrailleurseu und auf den Höhen einige Geschütze aufgeföhren habe, so ließ ich die Stellung vor Chassillé von der Straße aus längere Zeit mit Granaten bewerfen, um den Angriff der Infanterie vorzubereiten und derselben Verluste zu ersparen, sodann detachirte ich das Füsilierbataillon des Regiments Nr. 78 von Longne aus in die rechte Flanke des Feindes über die Fermes zc., um seine Stellung von dort in der Flanke zu fassen. Als mir die Meldung zunging, daß das Bataillon die Umgehung vollendet, ließ ich das Füsilierbataillon vom Regiment Nr. 92 zum Angriff vorgehen. Unter sehr heftigem, anhaltendem Feuer erstürmte das Füsilierbataillon des 92. Regiments Chassillé, nachdem die Batterie noch einmal in einer günstigen Position zwischen Longne und Chassillé eingegriffen und dadurch den Feind erschütterte hatte. — Gleichzeitig erfolgte der Angriff des Füsilierbataillons Regiments Nr. 78 von Les Blanchettes aus; der Feind wurde vollständig geworfen und sein Rückzug artete in Flucht aus. — In seiner Position hat er große Verluste durch Geschützfeuer erlitten, ebenfalls noch wesentliche Verluste durch Gewehrfeuer auf der großen Straße. — Das Füsilierbataillon 92. Regiments und das Füsilierbataillon Regiments Nr. 78 haben im Gefecht circa 400 Gefangene (gemacht,*) 30 das 2. Dragonerregiment, welches wiederholentlich bei der Avantgarde mit abgeessenen Mannschaften zu Fuß das Gefecht führte, bis die Infanterie herankam zc.“

Es folgen rühmende Erwähnung des F./92**) und der 2. Dragoner***), Angaben über die im Gefecht gestandenen feindlichen Truppen und die eigenen Verluste, ferner über die Räumung des Lagers von Conlie, das der Gegner zweifellos infolge des energischen Vorgehens der Truppen des Generals v. Schmidt, der hierbei auf die Flanke des Feindes drückte, eiligst unter

*) Darunter im Dorfe eine geschlossene Kompagnie, die sich umgangen wöhnte, da die Preussischen Geschütze, die ihr Feuer in Erwartung des Abzuges der Besatzung verlängert hatten, die ihnen nicht sichtbaren Reserven hinter dem Orte mit Granaten bewarfen. (Tagebuch des Premierleutnants Rehkopf.)

**) Diesem Bataillon sprach der General in einem Tagesbefehl seine besondere Anerkennung aus.

***) 1 Offizier, 17 Mann, 1 Pferd.

Zurücklassung großer Vorräthe an Munition und Proviant schon vor dem Eintreffen des Obersten Lehmann verlassen hatte.

Die vorstehende Meldung des Generals wurde ausführlicher wiedergegeben, da sie erkennen läßt, wie er als Führer gemischter Truppen operirte und bemüht war, seiner Infanterie Verluste zu ersparen.

Die Verluste der Franzosen waren außerordentlich bedeutende.

Prinz Friedrich Karl hatte inzwischen befohlen, daß das Gros des X. Armeekorps nebst der 6. Kavalleriedivision nach Conlie rücken und eine Avantgarde nach Sillé le Guillaume vorschieben solle. Auf der Straße nach Laval sollte nur General v. Schmidt bleiben. Als jedoch bekannt geworden war, daß der Feind Conlie ohne Gefecht geräumt hatte, auf der Straße von Laval, wie das Gefecht von Chassillé gezeigt hatte, aber starken Widerstand leistete, wurden zur Besatzung von Conlie Truppen des IX. Armeekorps beordert und Oberst Lehmann nach Sillé le Guillaume geschickt, während das Gros des X. Armeekorps dem General v. Schmidt auf der Straße von Laval folgen sollte.

Am folgenden Tage (15.) ging der General mit dem Gros seines Detachements auf der großen Straße weiter vor, während das II./91 und das Dragonerregiment Nr. 2, die während der Nacht südlich in und bei Loué gelegen hatten, von ihm direkt auf Loué en Charnie auf der großen Straße dirigirt wurden, wo sie noch vor der Avantgarde des Detachements, zwei Eskadrons Ulanenregiments Nr. 15, eintrafen.*) Auf diese Weise geriethen die zahlreichen Französischen Nachzügler zwischen zwei Feuer, und nach einer Attacke der 3. Eskadron 2. Dragoner auf der Straße fielen hier etwa 300 Gefangene in die Hände der Preußen. Oberst v. Alvensleben, Führer der Avantgarde, hatte nach dem Durchschreiten von St. Denis d'Orques mehrere auf Laval abziehende Wagenkolonnen bemerkt, eilte mit seinen Eskadrons und einem Zuge der reitenden Batterie sofort nach, bekam aber am Erve-Bach bei St. Jean sur Erve so heftiges Gewehr- und Mitrailleusenfeuer, daß er zum Halten gezwungen wurde. Der Feind entwickelte 4 Kanonen- und 1 Mitrailleusen-Batterie, mit denen die Preußischen Geschütze das Gefecht aufnahmen. St. Jean und alle Höhen waren stark besetzt. — Angesichts der in drei Etagen übereinander placirten feindlichen Tirailleurlinien und da die Wege über die Erve zerstört waren, war ein weiteres Vorbringen unmöglich.**)

In beide Flanken hatte der General je eine Eskadron zur Aufklärung gesandt, von denen die Meldung einlief, daß sie schon früh auf den Feind

*) Als Tags zuvor aus Loué vertriebene Chasseurs die Besetzung von Loué durch Deutsche Truppen meldeten, wurden die Französischen Divisionen in Loué en Charnie und Montreuil in solchem Grade beunruhigt, daß sie sich in Gefechtsbereitschaft setzten, mehrere Stunden in kalter Winternacht auf einen Angriff warteten und noch vor Tagesanbruch hinter die Erve zurückgingen.

**) Gefechtsbericht des Füsilierbataillons Infanterieregiments Nr. 78.

gestoßen seien und nicht vorwärts künften. Zur Vertheidigung mit diesen Eskadrons und näheren Beobachtung in diesem sehr unübersichtlichen Gelände ließ Schmidt noch einzelne Flüge Kavallerie südwärts und nordwärts vorgehen, von denen die nach Norden entsandten die vorliegenden Dörfer sämmtlich von Französischer Infanterie besetzt fanden, die jede Annäherung durch Feuer abwies, während man südlich feindliche Abtheilungen im Marsch nach Westen bemerkte.

Die Lage des Generals war keine leichte; in der Front entschiedener Widerstand von sehr überlegenen Kräften, die geschlossenen Truppen des 16. Korps in sehr günstiger Stellung, auf den Flügeln ebenfalls feindliche Truppen, deren Stärke schwer zu beurtheilen war. Auch hier versuchte der General, dem Grundsatz verfolgender Kavallerie entsprechend, einen Druck auf des Gegners Flanke und entsandte das Füsilierbataillon Regiments Nr. 92, zwei Eskadrons Ulanenregiments Nr. 15 und zwei Geschütze zur Wegnahme von Suzanne dorthin. —

St. Jean vermochte das Avantgardenbataillon allein nicht zu nehmen, was Schmidt sehr bald erkannte und es durch ein zweites Bataillon verstärken ließ, das an dessen linken Flügel südlich der Straße Anschluß nahm. In Reserve hinter der Mitte verblieb nunmehr nur noch ein ganz schwaches Bataillon von etwa 250 Gewehren. Es gelang der Infanterie in der Front nicht, in die Umfassung von St. Jean einzubringen; man mußte sich begnügen, Offensivstöße des Feindes aus dem Ort zurückzuweisen. Mittlerweile hatten zwei Kompagnien den gefrorenen Erve-Bach südlich St. Jean überschritten und ein hoch gelegenes Gehöft besetzt, um von hier gegen die Vertheidiger des Ortes zu wirken. Auch hier machten die Franzosen Offensivstöße mit dem Bajonett, wobei es zum blutigen Handgemenge kam, der Feind aber mit schweren Verlusten auf St. Jean zurückgeworfen wurde. Wenn es auch einzelnen geschlossenen Abtheilungen im Verlaufe des Gefechts gelang, in St. Jean einzubringen, so konnten sie sich gegen die starke Besatzung doch nicht darin halten, und als die Dunkelheit heranbrach, mußte der General v. Schmidt erkennen, daß es ihm jetzt nicht möglich sein würde, den überlegenen Gegner aus dem starken Abschnitt zu vertreiben.

Die nach Suzanne gesandte Abtheilung hatte nach leichtem Widerstand des aus Infanterie und Kavallerie bestehenden Feindes den Ort genommen, hatte aber bei der Glätte der Straßen und der Ermüdung der Mannschaft den Gegner nicht verfolgen können, war auch infolge eingetretener Dunkelheit nicht mehr imstande, in das noch von St. Jean herübertönende Gefecht einzugreifen.

General v. Schmidt sandte 9 Uhr abends „zwischen St. Denis und St. Jean“ eine sehr ausführliche Meldung über diese Ereignisse, in der es heißt:

„Gegen Abend, als die Dunkelheit bereits eingebrochen, ließ ich noch einmal von Süden aus einen Vorstoß machen. Derselbe wurde jedoch mit einem so heftigen Feuer parirt, daß ich von weiteren Versuchen Abstand nahm und die Bataillone zurückgehen ließ.“*)

Der Gefechtsstag des 15. fand indessen in der Nacht doch noch einen siegreichen Abschluß, wie folgende Meldung Schmidts „zwischen St. Denis und St. Jean“ vom 16. 1 Uhr morgens zeigt:

„Das Dorf St. Jean ist durch die 8. Kompagnie 91. Infanterieregiments 10 Uhr abends genommen, 1 Oberst, 45 Mann zu Gefangenen gemacht.“**)

So hatte die hartnäckige Ausdauer und Tapferkeit Schmidts und seiner Truppen, auf die er einen außerordentlichen persönlichen Einfluß gewonnen hatte, hier unter den größten Schwierigkeiten einen nicht genug zu bewundernden Erfolg errungen.***) Die Truppen bezogen Quartiere.

Als Admiral Jaureguiberry die Meldung von dem Eindringen Deutscher Truppen in St. Jean erhielt, hatte er noch in der Nacht zum 16. den Abmarsch in der Richtung auf Caval besohlen und den Rückzug in der Besorgniß vor erneuten Angriffen der Deutschen in großer Eile über Vaigés bis

*) In dem Tagebuch des Premierleutnants Rehtopf heißt es: „Ein letzter Versuch, bereits im Halbdunkel mit Infanterie unter persönlicher Führung des Generals v. Schmidt an die Barrikaden von St. Jean heranzuschleichen, wurde ebenfalls durch ein lebhaftes Infanteriefeuer aus dem stark besetzten Dorfe abgewiesen.“ Die Geschichte des 15. Ulanenregiments sagt: „Ein allgemeiner von General v. Schmidt in Person angeführter Angriff wurde durch mörderisches Schnellfeuer seitens der Gegner abgewiesen.“

**) Diese Meldung wurde nach Ausweis der Akten mit der Meldung vom 15. 9 Uhr abends gleichzeitig dem Oberkommando gesandt. Nach dem Gefechtsbericht des 2. Bataillons 91. Infanterieregiments ist Hauptmann Goldschmidt in das Dorf eingedrungen, wobei eine feindliche Feldwache aufgehoben wurde. „Hauptmann Goldschmidt ging, ohne zu schießen, bis an die Kirche des Ortes vor. Hier wurde indessen das feindliche Feuer aus allen Häusern und aus dem Kirchhofe so heftig, daß die Kompagnie unter Mitführung von 5 Beutepferden, 1 Französischen Obersten und 48 Gefangenen den Ort wieder räumte.“ — „Kurz darauf“, heißt es, „zog der Feind ab“. — Die wiederholten heftigen Angriffe hatten ihn müde gemacht. Der Angriff des Hauptmanns Goldschmidt hatte anscheinend überfallartig auf den Feind gewirkt, der, an anderen Stellen stark engagirt, hier einen Angriff nicht erwartete, und wohl eine Panik zur Folge gehabt, wenngleich die Kompagnie den Ort momentan zu verlassen sich gezwungen sah.

***) Ueber das Verhältniß der Infanterie Schmidts zu diesem äußert sich Premierleutnant Rehtopf in einem Vortrag, wie folgt: „Es hatte sich bei der Infanterie das Gerücht verbreitet, der General v. Schmidt marschiere Alles todt. Sein mehrfach ausgesprochener Grundsatz lautete allerdings: »Ein tüchtiger Marsch und ein fröhliches Gefecht das erhält den Menschen frisch.« Selbst Offiziere klagten über das Unglück, zu diesem Kommando gekommen zu sein, und hatten den dringenden Wunsch, bald abgelöst zu werden. Und als die Ablösung wenige Tage später wirklich erfolgte, hörte man überall von Offizieren und Mannschaften das lebhafteste Bedauern aussprechen, von dem allverehrten General v. Schmidt scheiden zu müssen, der den Muth zur höchsten Kraftentfaltung zu entflammen wußte, in dessen stets von glänzendem Erfolg gekrönte Führung Jeder unbegrenztes Vertrauen setzte und der auch für die Bedürfnisse seiner Truppen auf das Sorgfältigste bedacht war. So hatte in kurzer Zeit der Kavalleriegeneral die Infanterie hingeriffen.“!

Soulgé = le Bruant fortgesetzt, wo um Mitternacht ein Bivak bezogen und am 16. morgens der Weitermarsch auf Laval angetreten wurde.

Das Detachement des Generals v. Schmidt hatte an diesem Tage dem Feinde sehr erhebliche Verluste zugefügt und mehr als 500 Gefangene gemacht.*)

Die Franzosen hatten sich bei St. Jean sehr gut geschlagen, Chanzy berichtete nach Bordeaux und Französische Zeitungen sagten es, daß sein Korps, das 16., „mit Verzweiflung gekämpft habe“. Chanzy wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen, sein Stabschef getödtet, der Kommandeur der Artillerie, ein Oberst, fiel verwundet in Gefangenschaft. Es ist auch erklärlich, daß Chanzy hier stärkeren Widerstand leistete, denn schon hinter dem Abschnitt der Bègre hatte man beabsichtigt, die Truppen zu sammeln, Schmidts Sieg bei Chassillé hatte es unmöglich gemacht; bei dem Verlust der Stellung von St. Jean mußte man sich zum Zurückgehen bis Laval entscheiden, was die Auflösung des Heeres natürlich beschleunigte.

Ueber das Gefecht schreibt der General unter dem 15. Januar:

„c. Es war heute ein fürchterliches Feuer aus Mitrailleusen und mit Granaten auf uns, so daß man sein Wort nicht verstehen konnte, und auch die Chassepottkugeln fangen um uns nach Herzenslust, schlimmer als bei Bionville.“

Die Abtheilung des Obersten Lehmann, die von Conlie aus westlich vorrückte, war schon südöstlich Sillé le Guillaume auf stärkere Französische Kräfte gestoßen, die man nicht hatte werfen können, und war sogar bis Conlie zurückgegangen, so daß diese Truppen auf das Detachement des Generals v. Schmidt nicht entlastend gewirkt hatten.

Eine Beurtheilung der Lage, in der dieser General sich befand, ergibt sich aus nachstehendem, vom General v. Voigts-Rheß an seine 20. Division am 15. aus Longne 6 Uhr nachmittags gerichteten Schreiben.

„Daß Generalmajor v. Schmidt sich in einer nicht leichten Lage befindet, ist der Königlichen Division bereits bekannt. Oberst Lehmann hat um 4 Uhr vor sehr überlegenen feindlichen Kräften den Rückzug über den Bredin-Bach auf das Lager von Conlie antreten müssen. Er glaubt, daß der Feind das Lager wieder nehmen will, sich aber für zu schwach hält. Division möge sich zu morgen einrichten, mit je einer Brigade mit zwei Batterien auf St. Denis resp. auf Conlie zu marschiren.“

Das Generalkommando X. Armeekorps hatte aber auf Grund der Meldungen der Verfolgungsdetachements die Ueberzeugung gewonnen, daß die Spuren der Auflösung beim Gegner abgenommen hätten, und daß ohne ernste Kämpfe ein weiteres Vordringen nicht möglich sein werde, was unter diesen Umständen in Rücksicht auf die allgemeine Kriegslage nicht den Absichten des Oberkommandos entsprochen hätte. General v. Voigts-Rheß hatte daher am 16. Januar, 3 Uhr früh (eingetroffen bei General v. Schmidt 7³/₄ Uhr)

*) Die eigenen Verluste betragen 1 Offizier, 36 Mann und 15 Pferde.

befohlen, daß Oberst Lehmann nicht über Sillé, General v. Schmidt nicht über Baiges hinaus vorgehen solle, auch sollten sie überlegenen Kräften gegenüber vom Angriff absehen und sich auf die Beobachtung beschränken. Zur Verbindung mit Oberst Lehmann hatte außerdem die 20. Division Bernay durch ein gemischtes Detachement besetzen lassen. Die vier Bataillone und die Batterien des Generals v. Schmidt sollten am Abend abgelöst werden.

General v. Schmidt brach am 16. früh 8 Uhr in drei Kolonnen auf, mit der Hauptkolonne auf der großen Straße auf Baiges, wohin auch das Detachement in Suzanne und die südlich von St. Jean in Thorigné untergebrachten Truppen direkt zu rücken hatten. Die 4. Eskadron der 6. Dragoner ging außerdem in der linken Flanke von Vannes über La Bazouge de Chéméré nach Soulgé vor. Auf allen drei Straßen traf die vorauseilende Kavallerie eine große Zahl Versprengter und Nachzügler. Das Gros des Detachements blieb dem Befehl gemäß in Baiges, wo man zwischen 12 und 2 Uhr eintraf, so daß die Truppen nach vier Tagen zum ersten Male bei Tageslicht ihre Quartiere erreichten.

Ausnahmsweise wurden hier schon mittags Quartiere bezogen, hauptsächlich auf die Vorstellung der Artillerie, um einmal die Geschütze gründlich reinigen zu können, die bei der andauernden Kälte bereits in einen bedenklichen Zustand gerathen waren.

Ueber den Ort hinaus sandte der General indessen, zur Erkundung des Feindes und um so viel Gefangene als möglich zu machen, noch einige Eskadrons, wobei die auf der großen Straße vorgehende 3. Eskadron 6. Dragoner auch eine geschlossene Infanteriekolonne attackirte und zum Niederlegen der Waffen zwang. Ueber 1000 Gefangene wurden an diesem Tage eingebracht, fast sämmtlich dem 16. Korps angehörig, das mit zwei Divisionen bei St. Jean dem General v. Schmidt gegenübergestanden hatte. Die befohlene Ablösung der Bataillone und Batterien erfolgte nur zum Theil und verspätet, so daß dem General beim Abmarsche am 17. noch zwei Bataillone fehlten, von denen das eine erst mittags, das andere in der Stärke von nur 280 Mann erst abends eintraf und als Halbbataillon zu zwei Kompagnien formirt war. In einer längeren Meldung aus Baiges von 3 Uhr nachmittags berichtet Schmidt noch, daß der Feind im vollen Abzuge auf Laval sei, aber mit seiner Arrieregarde noch ein Gehölz westlich Soulgé besetzt halte. Der Marsch war in tiefem Schneewasser und auf glatten Wegen zurückgelegt worden.

Für den 17. hatte das X. Korps befohlen, der General v. Schmidt solle dem Feinde folgen, soweit es ohne ernstliche Gefechte möglich sei.

Während der Nacht hatte General v. Schmidt noch Folgendes erfahren: Vor dem rechten Flügel Chatres und St. Christophe nicht besetzt, dagegen bei Evron und südlich große Bivakfeuer und Feldwachen; Infanteriekolonnen waren gegen Mittag von Chatres auf Evron marschirt, das nach Mittheilung

von Einwohnern von Infanterie und drei Geschützen besetzt sei. In Soulgé vor der Front stand feindliche Infanterie, anscheinend nicht so stark als die in Evron, Bazougers vor dem linken Flügel wurde noch von starker feindlicher Infanterie besetzt gehalten. In der Nacht vom 15. zum 16. hatte südlich Baiges in Chéméré le Roi eine 8000 Mann starke Abtheilung Infanterie bivakirt, die am 16. über Bazougers und Forcé auf Laval marschirt war. Diese Fülle von Nachrichten, die der General am 17. 7 Uhr vormittags dem Generalkommando meldete, charakterisiren den ausgezeichneten Erkundungsdienst bei den Truppen des Generals.

Infolge dieser Nachrichten ließ Schmidt Evron durch die 5. Eskadron 15. Ulanen, Bazougers durch die 2. Eskadron 6. Dragoner erkunden. Die nach Bazougers entsandte Eskadron fand diesen Ort vom Feinde frei, erhielt aber lebhaftes Feuer aus Forcé, wobei der Eskadronführer, Oberleutnant v. Trotha, blieb, und brachte zahlreiche Gefangene ein.

Um 9 Uhr trat der General mit den Hauptkräften seines Detachements den Weitermarsch auf Laval an und erreichte, ohne Widerstand zu finden, die Jouanne-Linie. Von hier meldet er:

„Zwischen Louvigné und Argenté mittags 12 $\frac{1}{4}$ Uhr. Nach Aussage der gemachten Gefangenen der Feind unter General Jaureguiberry mit 10 Regimentern Infanterie zu 3 Bataillonen, 6 Geschützbatterien und 7 Mitrailleusen in Stellung diesseits Laval in der Gegend von Bonchamp; ich sende die beifolgende Proklamation des Generals en chef Chanzy, die die Avantgarde abgenommen hat, mit. zc. In Laval der Verfügung des p. Chanzy zufolge nach Aussage der Gefangenen gar kein Feind. Alles diesseits, die Truppen, die bei St. Jean mit mir im Gefecht waren. Nach erhaltener Disposition soll ich nicht energisch angreifen, ich werde sehen, wie weit ich ohne ernstes Gefecht komme. zc.“

Auf diese Meldung erwiderte General v. Voigts-Rhetz um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags: „zc. Es liegt nicht in meiner Absicht, den Feind, der sich vor Laval stark gesetzt hat, anzugreifen. Begnügen Sie sich, ihn zu beobachten, und exponiren Sie sich nicht.“

Um 4 $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags sandte der General aus Bonchamp, von wo aus er den Gegner persönlich erkundet hatte, eine neue, längere Meldung an das Generalkommando. Danach hatte er infolge einer Meldung von dem Marsche starker feindlicher Infanteriekolonnen von Evron nach Montfurs den Obersten v. Alvensleben mit 2 Bataillonen, 3 Eskadrons und 4 Geschützen nach Argenté entsandt, um diesen Kolonnen den Weg zu verlegen und sie auseinanderzusprennen.*) Der General meldet ferner, daß St. Céneré vom Feinde stark besetzt sei, und dieser auf dem linken Flügel seiner Stellung bei Laval starke Abtheilungen vorgeschoben habe zur Aufnahme seiner Kolonnen, „so daß ich jetzt außer Stande bin, denselben den Abmarsch zu verwehren.“ Der General beschreibt dann die Stellung des Gegners bei Laval, die er wiederum selbst rekonoszirt hatte; auch hatte er

*) Es kam hier nicht zum Gefecht, da der Gegner in nördlicher Richtung auswich.

eine Eskadron der Avantgarde heranprallen lassen, um den Feind zu zwingen, seine Kräfte zu zeigen.*) Das Ergebnis der Erkundung war, daß die Stellung sehr stark und auch dicht mit Truppen besetzt war. Es heißt dann:

„Ich habe geglaubt, unter diesen Umständen und da ich mich nach der Disposition in kein ernstes Gefecht einlassen soll, vom energischen Angriff Abstand nehmen zu müssen zc., um so mehr als mir das Füsilierbataillon 56 noch jetzt fehlt.“ (f. o.)

Die Truppen bezogen Alarmquartiere.**) In einer weiteren Meldung aus Argentré von 8³/₄ Uhr abends wird gesagt:

„zc. In der Front steht der Feind fest, nur um 5 Uhr ging er mit der Kavallerie und Infanterie zu einer Rekognosizierung vor, die aber patirt wurde. zc.“

In der Disposition des X. Korps für den 18. heißt es: „zc. General v. Schmidt sucht morgen den Abzug des Feindes weiter zu schädigen und wird dabei von der 20. Infanteriedivision unterstützt. General v. Kraatz setzt dieselbe zeitig in der Richtung auf Laval in Bewegung.“ Indessen entsprach es nicht den Absichten der obersten Heerführung, hier in westlicher Richtung die Offensive weiter fortzusetzen. Das Oberkommando der Zweiten Armee befaß in folgedessen unter dem 17., daß diese für die nächsten Tage im Allgemeinen in ihren jetzigen Stellungen zu verbleiben habe. Die weitere Beobachtung des Feindes solle lediglich durch möglichst weit vorzutreibende Patrouillen erfolgen. Daraufhin verfügte das Generalkommando am 18. morgens 1¹/₂ Uhr: „General v. Schmidt läßt nur Kavallerie am Feinde und geht auf Vaignes und St. Jean sur Erve zurück.“

Ebenso wie am 1. Dezember vor Cournois konnte der General sich auch hier vor Laval nicht entschließen abzugeben, ohne noch eine ganz bestimmte Anschauung über die Lage beim Gegner und dessen nächste Absichten gewonnen zu haben. Eine scharfe Erkundung schien auch um so gebotener, nachdem nachts Ulanenpatrouillen die Meldung gebracht hatten, daß der Gegner tags zuvor innegehabte Stellungen geräumt habe, die Wachefeuer gelöscht seien, viel Geschrei und Wagengerassel hörbar sei, auch Patrouillen über die Wegebiegung östlich Laval, wo sie bisher stets der Feind mit lebhaftem Feuer begrüßt hatte, hinaus gelangt seien, ohne Feuer zu erhalten. Außerdem hatte man den Abend vorher 10 Uhr und morgens 6 Uhr sehr bedeutende Detonationen gehört, die auf Brückensprengung hindeuteten, die wohl mit der Absicht eines

*) Eine Scene hierbei schilderte Premierleutnant Kehlhopf in seinem Tagebuch, wie folgt: „Unsere Spitze erhielt bei den ersten Häusern der Vorstadt lebhaftes Infanteriefeuer, das dem vordersten Dragoner das Pferd tödtete, worauf der General v. Schmidt, der rekognosizierend gerade selbst bis zur Spitze vorgeritten war, den Mann vor der Gefangennahme durch die herbeieilenden Franzosen rettete, indem er ihn, ihn zwischen sich und seinen Trompeter nehmend und so von beiden Seiten unter die Arme greifend, im scharfen Trab glücklich zurückbrachte. Die weiter verfolgenden Franzosen wurden demnächst von der Höhe aus durch eine Anzahl abgeessener und mit Chassepots ausgerüsteter Dragoner wieder zurückgeschickt.“ Diese That am Schlusse des Feldzuges erinnert lebhaft an die am Beginn ausgeführte Rettung des Leutnants v. Heimbrachts.

**) Die Verluste an diesem Tage betragen 1 Offizier, 9 Mann, 5 Pferde.

weiteren Rückzuges in Verbindung gebracht werden konnten. In der Meldung des Generals aus Baiges abends 7¹/₂ Uhr heißt es dann:

„c. so beschloß der Unterzeichnete, nachdem derselbe persönlich die gestrige feindliche Aufstellung rekonoszirt hatte zwischen Bonchamp und Laval, und nur schwache feindliche Posten von ihm bemerkt worden waren, sich durch größere Rekonoszirungen vor seinem Rückzuge nach Baiges Gewißheit über die Anwesenheit des Feindes und Kenntniß von seiner Stärke und Stellung zu verschaffen.“

Der General gab daher folgenden Befehl am Morgen des 18. :*)

„Das Bataillon Regiments 92, die 3. und 4. Eskadron und 2 Geschütze rücken um 10 Uhr unter Kommando des Obersten v. Alvensleben zur Rekonoszirung gegen Laval von Argentés vor. Ein ernstes Gefecht wird vermieden. Hat der Feind Laval verlassen, so wird die Stadt besetzt und die Kavallerie zur Aufklärung darüber hinaus vorgeschoben. Es ist bestimmt zu ermitteln, wohin er sich zurückgezogen hat und welche Brücke von ihm gesprengt ist.“

Ein zweites Detachement rückte auf der großen Straße Soulgé—Laval vor. Beide Detachements waren angewiesen, in Uebereinstimmung zu verfahren und Verbindung zu halten.

Ueber den Verlauf des Gefechts berichtete der General in der vorerwähnten Meldung, wie folgt:

„c. Der Feind wurde rückwärts seiner gestrigen Stellung im Thale der Mayenne mit einer starken Schützenlinie in einer guten Deckung vorgefunden, aber sofort delogirt, er zog sich auf seine Hauptstellung, einen nördlich Laval gelegenen Kegeberg, auf dem sich ein sehr ausgehntes bedeutendes Gebäude, das Seminar, befindet, zurück, und dort wurden die diesseitigen Schützenlinien mit Stagenfeuer von mehreren am Abhange aufgestellten echellonirten Bataillonen und heftigem Mitrailleusen- und Granatfeuer empfangen. Der diesseitigen Anordnung gemäß zogen sie sich zurück, da der Zweck der Rekonoszirung erreicht und der Feind seine Streitkräfte, mindestens 8 Bataillone, 6 Geschütze und 1 Mitrailleusen-Batterie gezeigt und seine Absicht, Laval zu halten, dokumentirt hatte. c.“

Das Detachement bezog Ortsunterkunft bei Baiges, wo es bis zum 22. verblieb, der Feind folgte nicht, selbst nicht mit Patrouillen.

Das Schmidtsche Korps hatte unter seinem energischen Führer sich trotz der erlittenen Beschwerden und harten Kämpfe eine solche Kampfesfreudigkeit bewahrt, daß der Abzug von Laval allgemeines Bedauern erregte und man bestimmt gehofft hatte, die Stadt zu nehmen.**)

Auch der General v. Schmidt beklagte es sehr, daß es ihm nicht gestattet worden war, Laval in Besitz zu nehmen, denn von hier aus würde man die Mayenne-Linie beherrscht haben, während jetzt der Gegner diese Stadt als Stütz- und Ausgangspunkt seiner Bewegungen zu verwerthen vermochte.

Hiermit endete die Verfolgung des Feindes nach dem Siege von Le Mans. Betrachten wir das Ergebnis dieses Zuges, so muß man das

*) Nach der Geschichte des 15. Manentregiments.

**) Premierleutnant Rehsopf schreibt darüber: „Wie denn im ganzen Detachement mit einem gewissen Zähneknirschen gesagt wurde: „Hätten wir nur gedurft, so wenig wir auch waren, wir würden Laval bald gehabt haben.““

Resultat ein ganz außerordentliches im Hinblick auf die Umstände nennen. Die allgemeinen Verhältnisse der Jahreszeit und Witterung, die später noch beleuchtet werden sollen, erhöhten die Strapazen der Truppen außerordentlich, und das Stärkeverhältniß zum Gegner war ein solches, daß es wohl hinreichte, um Nachzügler zu sammeln, kleinere Abtheilungen zu zersprengen und den Rückzug allgemein zu beunruhigen, nicht aber, um den Widerstand größerer, geschlossener Truppenkörper in günstiger Stellung zu brechen. Dennoch versuchte der General v. Schmidt solches mit Erfolg, so bei Chassillé gegen eine Division und gegen ein geschlossenes Armeekorps bei St. Jean sur Erve. Einer solchen Uebermacht geordneter Truppen gegenüber würden die meisten höheren Führer zweifellos von dem Angriff abgestanden haben, ohne daß ihnen daraus ein Vorwurf hätte gemacht werden können, denn von einer „Verfolgung“ des Feindes konnte hier keine Rede mehr sein; man hätte sich wohl meist begnügt, den Feind zu beobachten und, wenn er abzog, ihm zu folgen, seine Nachzügler aufzulesen. Der General v. Schmidt aber griff stets und immer wieder an, durch seine persönliche Energie seine Truppen immer wieder hinreißend und begeisternd,*) und hinderte, wie wir sahen, so den Gegner, sich wieder zu ordnen. Eine reiche Beute war dem Detachement in die Hände gefallen, mehrere Tausende von Gefangenen, bedeutende Vorräthe aller Art, Fahrzeuge und Pferde wurden dem nachrückenden X. Armeekorps abgeliefert, und stark erschüttert langte das Französische 16. Armeekorps an der Mayenne an.

Es muthet eigenartig an, wenn das 14. Heft der Einzelschriften zum Schluß erwägt, ob es dem Verfolger wohl möglich gewesen wäre, dem zurückweichenden Gegner noch größeren Abbruch zu thun, und dabei andeutet, daß dies thunlich gewesen sein würde durch Abzweigen eines größeren Theiles, besonders Kavallerie und Artillerie, auf gleichlaufenden Wegen in die Flanke des Gegners, während ein geringerer Theil auf dessen Rückzugsstraße folgte.

Diese Grundsätze für die Verfolgung sind so bekannt, daß sie dem General v. Schmidt jedenfalls nicht fremd gewesen sind. Was ihn hinderte, in dieser Weise zu operiren, waren jedenfalls in erster Linie die Stärkeverhältnisse; bei einer solchen Theilung seines kleinen Korps hätte er sich, da die außerordentliche Schwäche dieser Theile dem Feinde nicht verborgen bleiben konnten, zweifellos Theilniederlagen ausgesetzt, da, wie wir gesehen haben, die Franzosen wiederholt die Offensive ihm gegenüber ergriffen haben; auch waren weite Detachirungen um deshalb bedenklich, weil bei dem unübersichtlichen heftendurchschnittenen Gelände und den mangelhaften Querverbindungen eine gegenseitige Unterstützung der Theile außerordentlich erschwert war.

*) Er bewegte sich häufig in den Schützenlinien und meinte, darauf angesprochen, es sei ihm wohl bekannt, daß der höhere Führer nicht eigentlich dahin gehöre, aber bei dem Führer einer Avantgarde sei es etwas Anderes, der müsse selbst sehen und bei neuen Truppen müsse er sich Vertrauen erringen.

Ein Blick auf die dem Heft 14 der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften mitgegebene Karte mit den täglichen Truppenstellungen läßt überdies deutlich erkennen, daß auf allen in Frage stehenden Parallelstraßen sich feindliche Abtheilungen bewegten, mindestens in Divisionsstärke, also dem geschlossenen Detachement des Generals weit überlegen.

Wie sollte er da noch detachiren! Ein an und für sich richtiger Grundsatz läßt sich eben nicht wie eine Schablone unter allen Umständen anwenden, und wir meinen, daß die Operationen auch in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen.*)

Während der nächsten Tage versuchten die Franzosen wiederholt, Erkundungen an die Vorposten des Generals heranzuschieben, wurden aber stets blutig zurückgeworfen. Am 22. beabsichtigte dieser eine größere Erkundung gegen den Jouanne-Bach vorzunehmen und mit einem gemischten Detachement gegen Laval und Forcé vorzustoßen. Es wurde aber nichts daraus, da das X. Armeekorps durch das III. abgelöst wurde und den Rückmarsch auf Le Mans antrat. Die zahlreichen eingehenden Meldungen des Generals zeigen, wie lebhaft er nach wie vor den Erkundungsdienst betrieb.

Am 23. Januar wurde sein Detachement aufgelöst und der General trat zur 6. Kavalleriedivision zurück, die in Kantonnements südlich Le Mans rückte und bis zur Loire aufzuklären hatte. Zu bedeutenderen Unternehmungen kam es nicht mehr. Am 26. Januar übernahm der General v. Schmidt das Kommando der 6. Kavalleriedivision, da Herzog Wilhelm von Neuem erkrankt war, und trat am 4. Februar zur 14. Brigade zurück, als der Herzog, genesen, den Befehl der Division wieder übernahm.

Am 31. Januar wurde von den kriegsführenden Theilen ein Waffenstillstand abgeschlossen, und damit endete die kriegerische Thätigkeit des Generals. Blickt man auf die letzten Wochen zurück, so muß man erkennen, daß General v. Schmidt und seine Truppen Außerordentliches geleistet hatten. Einen Ruhetag hatte der General seit dem 3. Januar überhaupt nicht gehabt und dabei neben diesen unerhörten Anstrengungen und körperlichen Entbehrungen die Bürde und Verantwortung eines selbständigen Kommandos unter den schwierigsten Verhältnissen ohne entsprechende Organe zur Unterstützung.

In einem Briefe aus La Fontaine bei La Flèche vom 28. Januar schreibt der General über diese Verhältnisse:

„c. Die Tage vom 3. Januar bis jetzt waren die angreifendsten des ganzen Feldzuges; sie gingen in Wahrheit bis an die Grenze des Möglichen, denn Kälte, recht

*) Im Uebrigen läßt der Verlauf der Gefechte fast täglich erkennen, daß der General es stets versuchte, durch Entsendungen den Gegner in den Flanken zu beunruhigen, so am 14. (Les Blanchettes) und 15. (Suzanne). Das Vorgehen des Obersten Lehmann auf der nördlichen Straße von Conlie aus, das jener Anforderung entsprach, hatte überdies dem General v. Schmidt keinerlei Entlastung gebracht. Oberst Lehmann war überhaupt nicht vorwärts gekommen.

strenge, tiefer Schnee, tägliche große Märsche, fast tägliche Gefechte, früh im Dunkeln ausgerückt, spät im Dunkeln eingerückt in die Quartiere oder auf Vorposten; den größten Theil der Nächte nicht aus den Kleidern und fortwährend Meldungen empfangen, Befehle ausgefertigt, Berichte, Meldungen erstattet, kaum etwas genießen und Alles dies allein*) unter dem Drange der Verhältnisse und Ereignisse ausführen, das war meine Aufgabe. Gott sei Dank hat mir Gott die Kraft gegeben zc. ja wir schwachen Menschen vermögen viel, mein Kind, wenn wir nur ernstlich wollen, dann kommt die Kraft über Bitten und Verstehn von Oben. zc. Vom 6. bis 24. Januar habe ich in Wahrheit nicht ein Stück Bagage bei mir gehabt, nur einen kleinen Tuchmantelsack mit Toilette zc. auf dem Pferde, meine Papiere zum Melben und Berichten alle bei mir;**) da konnte ich sagen, selbst ist der Mann, ohne alle Hülfsmittel, ohne Bureau, ohne Adjutanten, meist ohne Lokal mit vielen Menschen zusammen, unter dem Geschwirr der Gehenden, Kommenden, unter den Klagen der Bleistirten beim Einschlagen der Granaten, bei Schneetreiben mit zitternden frierenden Händen, daß man kaum den Bleistift halten konnte, mit schmerzenden Füßen, zerrender Wunde, ohne genügendes Licht, in den schmutzigsten Lokalen, wo Alles unbehaglich und Verwirrung erregend — bei ewigen Unterbrechungen seine Gedanken zusammenhalten und seine Berichte, seine Meldungen machen, seine Befehle und Dispositionen ertheilen, das ist viel verlangt, und es ist mir doch möglich geworden, ohne etwas zu versäumen, es zu erreichen und den Feind vor mir herzutreiben. zc. Aber ich sagte mir immer: es muß sein und dann geht es trotz der schwersten Hindernisse. zc.“

In einem anderen Schreiben heißt es:

„Man muß sich sehr rappeln bei Tage und bei Nacht, jede Nacht drei bis vier Male gewedt, komme ich nicht wieder zum Einschlafen, weil mir so Vieles durch den Kopf geht und ich auch nichts versäumen mag, es hängen zu viel Menschenleben daran.“ —

Wie man in Frankreich über die Leistungen des Generals v. Schmidt in jenen Tagen urtheilt, läßt der Wortlaut der im „Avenir militaire“ vom 28. Februar 1896 veröffentlichten Aufgabe im Deutschen für die Aufnahme in die école supérieure de la guerre erkennen. Die Aufgabe lautete: „Betrachtungen über die Verfolgung nach der Schlacht von Le Mans.“ Erläuternd wurde hinzugefügt:

„Um die Operationen des Generals v. Schmidt voll würdigen zu können, ist es notwendig, daß man sich die Umstände vergegenwärtigt, die dazu beitrugen, dem General die Erfüllung seiner Aufgabe recht schwer zu machen.“

Die am 13. Januar unter seine Befehle gestellten Abtheilungen hatten alle an den Gefechten der vorangegangenen Tage theilgenommen, während welcher sie sehr bedeutende Märsche zurückgelegt hatten. Die starke Kälte, der Schnee, das Glätteis auf den Straßen vermehrten noch die Beschwerden der Truppen, deren Reihen sich schon erheblich gelichtet

*) Da der Brigadeadjutant erkrankt in Deutschland war, hatte der General nur zwei junge Ordonanzoffiziere zur Verfügung — v. Bredow (6. Kürassiere) und Graf v. Rolke (6. Dragoner) — die, wie er schreibt, sehr gute schneidige Reiter und tüchtige liebe Offiziere waren, deren Aufgabe aber nicht Schreiben ist.

**) Von der Bedürfnislosigkeit des Generals giebt ein Schreiben desselben aus dem Jahre 1872 Zeugniß, wo es heißt: „Die Quartiere für mich anlangend, so ist das die geringste Noth; sie machen mir gar nicht Sorge; ich mag nur nicht im Schweinestall liegen; Keuschheit ist das erste, dicke Milch und ein Stück Brod bekommt man überall; mehr will und bedarf ich nicht; außerdem will ich in der Nähe der Vorposten sein.“

hatten. Es bestand besonders Mangel an Offizieren, so daß die Kompagnien häufig von Feldwebeln geführt wurden. Verstärkungen waren verschiedentlich eingetroffen, aber diese Truppen, flüchtig ausgebildet und wenig an die Beschwerden eines Winterfeldzuges gewöhnt, schmolzen schnell dahin.“

Wenn man bedenkt, daß der General v. Schmidt sich doch schon in vorgerückten Jahren befand, und in jenen Tagen sich bei Freund und Feind eine allgemeine Kriegsmüdigkeit zeigte, so daß der Waffenstillstand in beiden Heeren, allerdings mit wesentlich größerer Befriedigung bei unserem Gegner, wo die Nachricht trotz der Niederlage laute Ausbrüche der Freude hervorrief, begrüßt wurde, so wird folgende Stelle eines Briefes vom 2. Februar zur Ergänzung der Charakteristik dieses seltenen Kriegsmannes dienen:

„Die letzte Phase der Kampagne war eine sehr interessante für mich, ich habe auch Vieles durch dieselbe gelernt und ich hätte in dieser Beziehung wohl gewünscht, daß sie dreimal so lange gedauert hätte. u.“

Unter dem 7. Februar hatte, wie schon angeführt, Kaiser Wilhelm auf Vorschlag des Generals v. Voigts-Rhege dem General den Orden pour le mérite verliehen, und vielseitig waren die anerkennenden Aeußerungen, die er von hochgestellten Führern erfuhr. General v. Voigts-Rhege, sein besonderer Gönner, hatte sich bereits verschiedentlich, so bei Montoire, beim Einrücken in Le Mans, in Vaigues bei dem General für die ausgezeichneten Meldungen und vortrefflichen Manöver bedankt, und daß er so viel zum Gelingen der Operation beigetragen. In seinen Berichten über die Operation an den König nannte er Schmidt „den ersten Avantgardenfürher“ und sagte zu seiner Umgebung, General v. Schmidt mache Alles besser wie er selbst. Sein alter Gönner von Schleswig her, Manstein (IX. Korps), sprach sich begeistert über ihn aus: „Wenn die 6. Kavalleriedivision vor uns oder auf unserer Flanke ist, da kann man ruhig schlafen.“ Sein besonderer Gönner war auch der General Konstantin v. Alvensleben (III. Korps), wie überhaupt seine kommandirenden Generale von Wrangel bis Blumenthal, der der letzte war, ihm stets gewogen gewesen sind und seinen Werth erkannt haben.

Am Ende der Schilderung der kriegerischen Thätigkeit des Generals mag hier noch eine Aufzeichnung wörtlich folgen, die, von ihm in Frankreich niedergeschrieben, sich in seinem Nachlaß fand, für seine Person höchst charakteristisch ist und den herrlichsten Reitergeist athmet. Wie er häufig nach Friedensübungen zu seinem eigenen Nutzen die daraus gezogenen Lehren schriftlich niederlegte, so hier in diesen Blättern, deren Inhalt für keinen Dritten bestimmt war, die Schlußfolgerungen nach dem großen Drama, das er erlebt hatte. Alle persönlichen Bezugnahmen sind nachstehend fortgelassen.

Allgemeine Regeln.

1. Schnell und rapide vorgehen. Der Trieb nach vorwärts ist Alles (wie nach Bierzon), nicht wie

2. Geht es nicht auf direktem Wege, dann auf einem Umwege den gestellten Auftrag erfüllen und das gesteckte Ziel zu erreichen suchen mit Hintansetzung Leibes und Lebens und mit allen Mitteln, die Einem zu Gebote stehen. Umsicht und Ueberlegung sind gut und nothwendig dazu, aber der Auftrag muß strikte im Auge behalten und erfüllt werden.

3. Auch noch weiter gehen bis wohin der Auftrag lautet, wenn man dort nicht auf den Feind gestoßen ist und die Order nicht ganz bestimmt lautet (wie ich es bei Cournois am Morgen und bei Laval am Morgen gemacht habe, obgleich ich zu den Rekognoszirungen auch keinen Befehl hatte).

4. Alle Offiziere, die zu Meldungen, zum Empfang von Befehlen zu anderen Korps oder Divisionen geschickt werden, gründlich über die obwaltende Situation aufklären, ihnen die Truppenislokation, die Stellung des Feindes persönlich mittheilen, damit sie gründlich orientirt sind, mündlich Auskunft über Alles ertheilen, auf die ihnen vorgelegten Fragen präcise und bestimmt Bescheid ertheilen können, und dadurch die ihnen mitgegebenen schriftlichen Meldungen erläutern und interpretiren, weiter ausführen können.

5. Bei Rekognoszirungen durch Offiziere nicht sogleich, wenn man Feuer erhält, fortreiten, sondern sich aus dem Feuer zurückziehen, von anderer Seite durch Umgehung heranzukommen suchen oder längere Zeit beobachten, was der Feind vornimmt, wie er sich benimmt, wo er hingieht, wie u. aber nicht im Orte selbst bleiben wie bei und schwere Verluste dadurch entflanden.

6. Im festen Anfassen liegt Alles, die Encouragirung der eigenen Truppe und die Decontenancirung des Gegners, der gewöhnlich dann abgeht. Nichts nothwendiger wie das. Nichts behutsam, ja, halb thun, sondern ganz, feste, energisch, kräftig.

7. Sobald unter allen Umständen den erhaltenen Auftrag auszuführen, oder das Vorgesetzte zur Ausführung bringen, den Punkt erreichen, wo man hat hinkommen wollen. Den Auftrag stets im Auge behalten und mit Hintansetzung Leibes und Lebens und mit Umsicht auszuführen bemüht sein.

8. Eisernes Pflichtgefühl im Kriege wie im Frieden; bei ersterem ganz dasselbe wie im letzteren; unermüdlige Thätigkeit bei Tage und bei Nacht, Alles selbst sehen und erkunden, auf Vorposten, Patrouille und Avantgarde. Es ist nichts Anderes da wie da; wer im Frieden sein Aeufferstes daran setzt, um seine Pflicht zu thun, der wird dies auch im Kriege; wer dort unermüdllich thätig ist, wird dies auch hier sein. Und die Erfolge finden sich dann ganz von selbst; es ist also nur der Ausdruck des eigenen Selbst, der da und hier zur Erscheinung kommt, allerdings beide Male auf anderem Felde, im Kriege auf ergiebigerem, einflußreicherem, ruhmreicherem, während im Frieden solche Thätigkeit oft auf Widerstand und mißliebige Beurtheilung stößt.

9. Ein Jeder hüte sich auf das Aeufferste, in schlimmen, gefährlichen Lagen Besorgnisse, Befürchtungen vor Subalternen und Mannschaften zu äußern und laut werden zu lassen; je höher er steht, um so weniger darf er es thun, weil sich Alles dies unwillkürlich den Truppen mittheilt. Ebenso wie sich seine Sorglosigkeit, sein Uebermuth, seine Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg seiner Truppe unwillkürlich mittheilt. Hat der Kommandirende also selbst Befürchtungen, Besorgnisse, so muß er sie unterdrücken und sie nicht äußern. Es ist aber am besten, er hat selbst gar keine, selbst wenn der Feind ringsum ist, wie bei der Expedition nach Bierzon im Dezember 1870 oder nach Laval im Januar 1871, wo es noch weit schlimmer war und die Seitenbedeckungen wegen der zurückgebliebenen feindlichen Kolonnen um zwei Meilen zurückzuziehen, weil sie nicht durchkommen konnten. *) Am besten ist, vor den Leuten eine burleske

*) Vergl. die Betrachtungen über diese Verfolgung.

Nebensart über die böse Lage machen, einen berben Wis; das zieht und muntert sie auf, stärkt sie in der Zuversicht.

10. Nur keine Bedenklichkeiten, kein Abwägen aller Eventualitäten, die alle kommen könnten, was stets am frischen Handeln, das die Hauptsache ist, hindert, wie . . .

11. Zwischen dem Kavalleriegeneral und den Mannschaften muß ein geistiger Rapport (ist für ihn eine Nothwendigkeit) bestehen, und das kann nur dann sein, wenn er stets in der Gefahr bei ihnen, unter ihnen ist und sie mit ihnen theilt, bei Rekognoszirungen, Avantgarde (immer), Patrouillen, Feldwachen (sehr oft). Sie müssen ihn persönlich kennen, Vertrauen zu ihm haben, ihn gern haben. Sie müssen lachen und sich freuen, wenn er vorüberreitet. Das liegt nicht im Guten Morgen sagen und anderen äußerlichen Dingen, sondern in sehr innerlichen Sachen, im Theilen der Gefahr, in der Frische, im Leben, im vielen sich Zeigen bei allen Gelegenheiten.

12. Man muß als Führer nur geringe Verluste und erhebliche Erfolge haben, das liegt allein im festen Anfassen. Wer zack und behutsam angreift, hat stets viel mehr Verluste wie der, welcher dies energisch thut, vorausgesetzt mit Ueberlegung und Umsicht. Der Führer darf keinen Mann opfern, um seinem Ehrgeiz zu fröhnen, sondern er muß stets im Auge behalten, daß die zu erreichenden Erfolge mit den Verlusten in dem richtigen Verhältniß stehen. Nur dann handelt er nach sittlichen Grundsätzen.

13. Ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen, woher mit einem Male diese Aufheben, diese Bewunderung, diese Anerkennung von allen Seiten, Vorgesetzten wie Untergebenen; ich bin doch kein Anderer wie früher, ich thue doch hier nur meine Schuldigkeit wie in der Garnison, ich habe doch nichts Besonderes gethan, nur meine Pflicht, wie ich sie immer aufgefaßt habe, mit Hingebung und Anspannung; ich habe ja nur die Aufträge erfüllt, die mir zu Theil geworden sind und bin meinem angeborenen Temperament und Pflichtgefühl in Allem gefolgt. Nach reiflichem Nachdenken hierüber ist mir die Sache klar geworden. Einmal liegt die Sache in der Vergleichung mit Anderen, den übrigen Kavallerieführern, die eben nicht so sind und daher nicht die Erfolge haben, die es anders anfangen, voller Bedenklichkeiten stecken, die sie zu Nichts kommen lassen, nicht die Frische, das Leben, das Temperament haben; sodann liegt es eben in meinen körperlichen und geistigen Eigenschaften, die unwillkürlich diese Erfolge haben, in meinem angeborenen Naturell, Temperament, körperlicher Gesundheit, großer Arbeitskraft, körperlicher wie geistiger und meiner Ueberzeugung von Pflicht, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit, sowie in meinem hartnäckigen, durchsetzigen Sinn, der von dem, was er sich vorgenommen, nicht Abstand nehmen will und unbedingt darauf beharrt. Dies sind die Schlüssel zu den Erfolgen, die hier zur Erscheinung kommen. Diese Eigenschaften waren schon früher im Frieden da, vollständig vorhanden, traten auch hervor, kamen zur Erscheinung, aber auf keinem so ergiebigen Felde wie hier, wo sie besser verwerthet sind. Es sind dies:

1. Naturell, Temperament, Lebendigkeit, Frische, unermüdlige Thätigkeit bei Tage und bei Nacht.
2. Durchsetziger, hartnäckiger Sinn, der fest auf dem, was er sich vorgenommen, beharrt.
3. Körperliche Gesundheit, der nichts zu schwer und keine Anstrengung zu groß wird, die auch die empfindlichsten Schmerzen bei der Arbeit ertragen läßt.
4. Körperliche und geistige Arbeitskraft, der nichts zu viel wird bei Tage und bei Nacht, weder zu Pferde noch mit dem Kopfe und der Feder, die niemals müde wird.
5. Ein leichter, sorgloser, zuversichtlicher Sinn, der keine Bedenklichkeiten, Befürchtungen (Besorgnisse) aufkommen läßt, selbst bei den schlimmsten Lagen, wo der Feind ringsum (eine gute Dosis Sorglosigkeit: Vancé, Bierzon, Laval), (keine vielen Eventualitäten, wie Alles kommen kann, wobei kein frisches Handeln aufkommt).

6. Eisernes Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit, den erhaltenen Auftrag unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen.
7. Festes, energisches Anfassen, schneller Entschluß zum Angriff, fest auf den Leib gehen ohne Zaudern.
8. Unüberwindliche Abneigung zurückzugehen, eine rückgängige Bewegung zu machen, abzubauen (ist mir ein Greuel*); Abstand vom Angriff nehmen, was nahe mit Punkt 2 zusammenhängt.
9. Das Bestreben, Alles selbst thun zu wollen, was mir im Frieden sehr verdacht, jetzt sehr hoch ausgelegt wird, wenn ich auf Vorposten, Retragoszirungen, Feldwachen, Patrouillen, Avantgarden von Allem durch den Augenschein überzeugen will und mich dabei ausseze und den feindlichen Kugeln preisgebe (Thätigkeit, siehe Punkt 1).
10. Gute Nerven, was mit Punkt 3 nahe zusammenhängt, wofür ich nichts kann, nur daß nüchterne Lebensweise und kaltes Wasser sehr mitgeholfen und ihren Antheil daran haben.

14. Ist der Führer stets voran, bei Avantgarde, Vorposten, Patrouillen, so bemerkt er sofort Alles sowohl beim Feinde wie bei den eigenen Truppen, die letzteren sind dann noch einmal so thätig, frisch und lebendig im Geschäft, als wenn er nicht da ist; Jeder drängt heranzukommen und will sich auszeichnen, denn das Auge des Führers sieht auf ihn, er erkennt an ober er tadelt, bekommt eine schlechte Meinung und das will Niemand, das drängt und treibt zum scharfen Anfassen, was so nothwendig für den Erfolg und die Hauptsache ist bei

15. Niemals Klagen laut werden lassen, wie die Sache sei zu gefährlich, es wird nicht gehen, es kann nicht ausgeführt werden, die Sache ist unmöglich (letzteres Wort muß es im Wörterbuch des Kavalleristen gar nicht geben), um Unterstützung bitten; sondern, es geht immer, wenn feste angefaßt wird. Als Kavallerist niemals um Unterstützung durch Infanterie bitten; er muß selbständig sein und bleiben und sich nur allein auf sich selbst verlassen; es geht auch ohne die Infanterie, wenn auch vielleicht mit mehr Unruhe, Aufwand von Kräften und Opfern; das ewige Schreien nach Infanterie ist unwürdig für den Kavalleristen.

16. Man theilt die Offiziere und Soldaten ein:

1. In solche, die immer Schwierigkeiten machen, überall Hindernisse sehen, Bedenlichkeiten haben, voller Besorgnisse sind, alle Eventualitäten erwägen und dadurch nicht zum Entschluß und zum Handeln kommen; es sind oft sehr kluge, gebildete Leute, aber sie haben keine Frische, keine Thatkraft, keine Unternehmungslust, sie sind zu vorsichtig und ängstlich und wollen Alles berechnen, Alles sicher haben, nichts riskiren**); das sind keine kavalleristischen Naturen, denn des Kavalleristen Sache ist nicht das Berechnen, sondern das frische Handeln, Einsetzen, Wagen; nur wer wagt, kann auch gewinnen.
2. Die anderen, die niemals Schwierigkeiten machen, keine Bedenlichkeiten, Unmöglichkeiten kennen, die Sache frisch angreifen und sich freuen über jeden gefahrvollen Auftrag, den sie erhalten; ihre Fähigkeiten, ihre Arbeitskraft und Arbeitslust werden dadurch aufs Höchste gesteigert, sie gehen mit Lust ans Werk, nehmen vielleicht auch zuweilen die Sache ein wenig leicht, schätzen die Gefahr zu gering; erschrecken nicht, wenn auch der Feind einmal im Rücken auftaucht, fassen schnell ihren Entschluß und greifen die Sache fest, entschieden und energisch an. Infolgedessen haben diese

*) Es war in der Umgebung des Generals bekannt, daß ihm die Granaten höchst widerwärtig waren, die ihm der Gegner nachsandte, wenn er gezwungen war, ein Gefecht abzubrechen.

**) Leider gab es unter den Kavallerieführern von 1866 und 1870/71 auch Offiziere dieser Kategorie. — Einen derselben pflegte Schmidt zu bezeichnen: „Der General der Kavallerie, daß Gott erbarm v. X.“

- auch fast stets den Erfolg auf ihrer Seite; ihre Zuversicht, ihr Selbstvertrauen theilen sich allen Mannschaften mit und steigern deren Leistungsfähigkeit auf das Höchste, während das Selbstvertrauen und die Leistungsfähigkeit des Feindes immer tiefer sinken. Das sind die Anfasser, die Leute der That, mit denen man allein die Sache macht, das sind die wahren Kavalleristen mit kavalleristischem Impulse, mit dem Geist der Initiative. Kommt dazu noch Nachhaltigkeit, Energie, durchsetzungsfähiger Sinn, so ist der vortreffliche Offizier fertig; die ersteren sind unbrauchbar.
3. Die Selbstfüchtigen, von ihrer Vorzüglichkeit durchdrungen, die so viel Eigenliebe besitzen, daß sie der Truppe, die sie kommandiren, gleich am ersten Tage schon ihr Ingenium, ihr Siegel ausdrücken, so daß sie [in ihren Augen]*) vorzüglich ist.
 4. Die im Gegentheil stets an sich und der eigenen Truppe, trotz der größten Mühe und Arbeit, mehr Mängel wie an anderen finden, die also viel schärfer die eigene ansehen und beurtheilen, und die daher sich das Leben sauer machen; die eigene Truppe erscheint ihnen stets schlechter wie die andere.
 5. Die Schwätzer, die nichts können, Kellame und Humbug treiben mit Verlusten.
 6. Die Schweigsamen.

17. Ebenso theilt man die Soldaten ein:

1. Die sich stets treiben lassen, die immer Anregung, einen Stimulanten hinter sich bedürfen, der sie treibt, was oft nur mit Mühe gelingt; aus eigener Bewegung, aus eigenem Antriebe thun sie nichts; ihnen fehlt die Initiative.
2. Die Treiber, die sich niemals treiben lassen, sich nicht treiben lassen wollen, erbittert darüber sind, wenn es geschieht, die sich selbst treiben, von Natur thätig, eifrig sind; vielmehr thun für sich, als auf äußere Anregung; die ersteren sind die „Faullenzer“, die anderen die „Arbeiter“.

18. Die beste Bravour, die sich stets gleich bleibt, die nachhaltigste ist, nicht auf dem Augenblick beruht, ist diejenige, welche auf dem Pflichtgefühl basiert ist, was der Franzose gar nicht kennt, dessen Bravour Sprühfeuer ist, auf der Eingebung des Augenblicks begründet ist oder höchstens zur Triebfeder den Ehrgeiz hat.

19. Die gewöhnlichsten Entschuldigungen und Ausreden, auf die aber gar nichts zu geben ist, sind: 1. Wir sind umgangen, der Feind ist uns in den Flanken (St. Amand) oder wir haben uns verschossen; oft nicht wahr, sind gewöhnlich die Drücker (. . . .). 2. Die Bevölkerung ist eine sehr aufgeregte, schwierige, bedenkliche, hat eine drohende Haltung angenommen (Chateau la Vallières zc.). Alles Phrasen und Redensarten in den allermeisten Fällen.

20. Grundsätze; die streng festzuhalten sind:

1. Die Kavallerie geht unter allen Umständen nach den ihr angewiesenen Rantonnements, sucht sie und bemüht sich auf das Äußerste, sie zu nehmen (Tournois, bei Mondoubleau zc.), wenn sie vom Feinde besetzt gefunden werden, oder wenn dies gar nicht möglich ist, so bivakirt sie angezogen dieser Ortschaften und beobachtet sie nachhaltig und konsequent und macht außerdem an mich Meldung davon. Sie behauptet diese Ortschaften, wenn sie angegriffen wird, indem sie Barrikaden an den Ausgängen errichtet und dieselben mit abgeessenen Büchenschützen besetzt (Bazouge, Soulgé, La Chapelle zc.), der übrige Theil der Eskadron hinter dem Dorf aufgefesselt zum Gefecht bereit, oder abgefessen bei den Pferden. Auf keinen Fall sofort abbauen wie bei , es geht sehr gut, wenn man nur festen Widerstand leistet und der Feind sieht, daß es Einem Ernst um das Halten ist, wie der Erfolg bei allen den Gelegenheiten gezeigt und sichtbar dargethan hat. Es geht ganz allein ohne Infanterie, allerdings zc. (vergl. Punkt 15. Verf.) Aber es geht, wir können selbständig sein, wenn wir nur wollen. Gewöhnung

*) Zusatz des Verfassers.

ist zu allen Dingen nothwendig; die Gewohnheit weite Parrouillen zur Eclairirung zu machen; die Gewohnheit zu Fuß Dörfer und Ortschaften anzugreifen, zu nehmen und zu behaupten; die Gewohnheit, selbständig zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen, unabhängig von den übrigen Waffen. Wir müssen lernen, das Infanterief Feuer auszuhalten, was beim Beginn des Feldzugs in der Allgemeinheit als nicht möglich, nicht ausführbar, sehr unzweckmäßig und gänzlich fehlerhaft angenommen wurde, die Kavallerie war zu gut, zu kostbar für das Infanterief Feuer . . . Sie muß aber das Infanterief Feuer ruhig ertragen können.

2. Die Infanterie, wenn sie vorhanden, besetzt die Rantonnements, die Barrakaden an den Ausgängen, dient allein als Replis zur Aufnahme, sie hält den Ort; am Tage keine Wache, bei Nacht starke Wache, bei Tage möglichst wenige Posten, Alles Ruhe, bei Nacht stark besetzt. Die Infanterie thut nicht die mindeste Feldwache und keinen Patrouillendienst außerhalb der Rantonnements, die Kavallerie giebt die nöthigen Feldwachen, alle Patrouillen außerhalb bei Tage und bei Nacht. Streng festzuhalten, jede Waffe ihre bestimmten Obliegenheiten, die in ihrem Wesen beruhen, damit jede Waffe auch ihre Ruhe hat und beim Gefecht auch Kräfte hat. Im Gefecht nicht leiden, daß zu viele Mannschaften mit den Bleisirten zurückgehen, besonders nicht abends in der Dunkelheit, dann recht aufpassen. (Die Drücker, Ausrede, sich verschossen haben.)
3. Die Artillerie stets nahe heranzufahren zum Feuern, lange auszuhalten beim Zurückgehen, auch wenn einmal ein Geschütz in Gefahr kommen sollte; auch schießen zuweilen, wenn man den Feind nicht sehen kann (Salbris am Abend, La Bielle Hage Rebel, Chassillé Rebel, nach der Karte geschossen, außerordentlich getroffen) oft, um des moralischen Erfolges auf den Feind wie auf die eigenen Truppen halber, (Salbris), schnell bei der Hand (Bancé, nur ein Geschütz auf dem besten Punkt), die Minuten sind kostbar
4. Bei der Avantgarde stets Kavallerie voran in allem Terrain, bekommt sie Feuer, herunter vom Pferde, scharfes Feuer gemacht, bis Infanterie herankommt, dann mit ihr vorgehen zusammen zu Fuß (. . . Chassillé, Brains, Longué). Gemischte Avantgarde, Kavallerie voran 1 Eskadron, dahinter 1 Kompagnie Infanterie.
5. Beim Angriff zu Fuß nicht bloß nach den einzelnen Leuten schießen, sondern wie die Franzosen ein ganzes Terrain unter lebhaftem Feuer halten, das wirkte schon in den meisten Fällen . . . Der Feind geht gewöhnlich ab, wenn er heftiges Feuer erhält und die Kugeln bei ihm einschlagen.
6. Zum Eclairiren an coupirtes Terrain, Ortschaften, Gehöfte, Wäldungen niemals vorsichtig im Schritt heran, sondern stets in scharfer Gangart; man wird dann nicht getroffen, weit weniger, als wenn in recht langsamem vorsichtigen Schritt herangeritten wird, wo der Feind Einen aufs Korn nehmen kann. Es kostet nur ein wenig Ueberwindung! Abtheilungen auseinander, nicht aneinander die Reiter kleben, Schlangenslinien, nicht gerade Linien reiten.“

Zum Schluß mag noch ein Urtheil über Schmidt von einem seiner Untergebenen, dem damaligen Obersten, jetzigen General der Kavallerie v. Alvensleben,* hier Platz finden. Der Oberst, der auch mit beiden Klassen des Eisernen Kreuzes und dem Orden pour le mérite geschmückt aus dem Feldzuge heimkehrte,** war dem General v. Schmidt in hoher Verehrung

*) Zuletzt kommandirender General des XIII. (Königl. Württemb.) Armeekorps.

***) Sämmtliche vier Eskadronchefs seines Regiments hatten das Eiserne Kreuz

1. Klasse erhalten.

zugethan, die der General warm erwiderte. Das Freundschaftsverhältniß der beiden hervorragenden Männer, das eine lebhaftere Korrespondenz nach dem Feldzuge erkennen läßt, ist um so bemerkenswerther undehrt Beide um so mehr, als es in Temperament und äußeren Dingen recht verschiedene Persönlichkeiten waren, die sich hier angesichts des Feindes zusammenschlossen.

General der Kavallerie v. Alvensleben schreibt dem Verfasser aus Louisdorf (Kreis Strehlen) unter dem 8. Mai 1902 Folgendes:

„Meines Erachtens kann die Kavallerie von und nach 1870 auf keinen der Ihren mit mehr Verehrung zurückblicken. Obwohl erst im Laufe des Krieges vom Regimentskommandeur zum Divisionsführer aufgerückt, war er wohl der Einzige, der die Aufgaben der Kavalleriedivision so erschöpfend zu lösen verstand, daß ein kommandirender General wie v. Voigts-Rheß, vor dessen X. Korps die 6. Kavalleriedivision einige Zeit operirte, mit Wärme erklären konnte »Wenn man so glücklich ist, den General v. Schmidt vor der Front zu haben, so übersieht man die Lage beim Feinde stets wie photographirt.« Schwerlich wird, wie Sie am besten wissen, eine solche Anerkennung einem seiner Kollegen zu Theil geworden sein. Schmidts Leistungen entsprangen neben klarem Urtheil und seltenem Schmeid dem stets regen Gefühl der Wichtigkeit seiner Aufgabe wie der unermüdlchen Thätigkeit und Gründlichkeit, welche sein ganzes Wesen charakterisirten. zc.

Am Feinde war Schmidt so vorbildlich, daß nur an Geist und Körper zugleich ebenbürtige Naturen ihn erreichen könnten und solche habe ich noch nicht gesehen. Ein Pflichtgefühl, das sich nie genügen konnte, und zehnfache Ansprüche an sich selbst gegen die an Untergebene wurden bei ihm durch einen wahrhaft stählernen Körper unterstützt. Menschliche Beschwerden, Müdigkeit, Hunger und Durst waren ihm so fremd, daß wir anderen schwachen Sterblichen uns scheuten, sie in seiner Gegenwart auch nur anzudeuten. Wenn das Groß endlich spät am Tage zur Ruhe kam, dann schrieb der General noch umfangreiche Meldungen und Befehle, bevor er überhaupt an sich dachte. Seine Nachtruhe war unglaublich kurz und noch oft von ihm selbst unterbrochen. Wie solche Beispiele wirken, begreifen Sie. Wenn Sie bei Ihrer Arbeit die Kriegssakten zu Hülfe nehmen, werden Sie die Gründlichkeit seiner Meldungen wahrnehmen. Die Zweifel lassende Kürze der gewöhnlichen Meldeseform vermied er absichtlich und scheute selbst Wiederholungen nicht, um nur vor Allem deutlich zu sein. Wie sehr ihm das in schneller Schrift gelang, beweist Voigts Urtheil. zc.

Des Generals im Jahrzehnt nach dem Kriege alle übrigen Waffentameraden überwiegende Inanspruchnahme im Sattel wie mit der Feder zeigt deutlich, daß er am Schluß seiner in jedem Sinne nur aktiven Laufbahn als erste Potenz der Fortentwicklung seiner Waffe dagestanden und die erreichte in seinen Absichten überboten hat. Ein Schuß (bei Bionville) im Bein, hoch oben, wo es den Sattel berührt, war schnell aber schlecht geheilt, so daß der General mir gegenüber am späten Nachmittag zuweilen über die Entzündlichkeit der Narbe klagte. Das hielt ihn aber nicht ab, seine ganze Divisionsführung hindurch den ausge schlagenen Tag über im Sattel und natürlich stets persönlich am Feinde zu sein, denn da nur war er zu finden, er wollte stets selbst sehen.

In Allem was Schmidt in Krieg und Frieden that, erscheint er nicht nur vom sittlichen Ernst der Pflicht, sondern des darüber hinausgehenden, unablässigen und vollkommen selbstlosen Strebens beseelt, dem Ganzen zu nützen, zunächst seiner Waffe. So stellte er seine Kraft und Zeit dergestalt in den Dienst der Sache und seines königlichen Herrn, daß er schließlich durch Ueberhäufung und Selbstaufopferung an der Grenze der Leistungsmöglichkeit im Sattel zusammenbrach. Allezeit Ehre seinem Andenken und leuchtenden Vorbild!“

Der Meisterlehrer für die Kavallerie in vierjähriger Friedensarbeit. *)

Am 10. Mai 1871 war der Friede zu Frankfurt geschlossen worden, der dem gewaltigen Ringen der Deutschen Nation den Abschluß gab. Neue mühevollere Arbeit erwartete Schmidt, der sich mit dem ganzen Eifer seines lebhaften Temperaments dieser in vollster Hingabe unterzog und wie wohl kaum ein anderer Kavallerieführer so schwer die Mängel empfunden hatte, die in Ausbildung und Organisation der Waffe anhafteten und die Ursache waren, daß diese, wenn auch vielfach gute, so doch bei Weitem nicht die Dienste geleistet hatte, die sie an und für sich zu leisten im Stande war. Diese Ursachen sah Schmidt sehr viel weniger in den technischen Verbesserungen der Feuerwaffen, die dem Angriff mit der blanken Waffe vergrößerte Schwierigkeiten bereitet hatten, als in den Mängeln der Kavalleriewaffe selbst, deren Leistungen nach seiner Ansicht un schwer eine wesentliche Steigerung erfahren konnten. **)

Diese Steigerung anzubahnen, hier die neuen Wege zu weisen, indem die Kavallerie

1. beweglicher, schneller, ausdauernder bei ihren Leistungen zu Pferde,
2. geeigneter und geschulter in den Bewegungen in großen Massen,
3. unabhängiger vom Gelände und der Unterstützung durch andere Truppen wurde,

war kurz zusammengefaßt, das Ziel seines Strebens in jenen vier Jahren, die ihm als kurze Frist geblieben waren bis zu dem Tage, da er unter der Last dieser Arbeit zusammenbrach.

Schon im Laufe des Jahres 1871, noch auf Frankreichs Boden, hatte er eine Denkschrift niedergeschrieben:

„Betrachtungen über die Reiterei nach den Erfahrungen des Feldzuges 1870/71“, veröffentlicht in dem Werke von Raehler, „Die Preussische Reiterei von 1860 bis 1876 in ihrer inneren Entwicklung“, auf das wir verweisen müssen.

*) Während des Waffenstillstandes hatte Schmidt, wie aus dem Nachlaß ersichtlich, mit rastlosem Eifer an der Wiederherstellung und Ausbildung seiner Regimenter gearbeitet, „auf Lorbeeren ruhen“ war nicht seine Art.

**) Er schreibt unter dem 15. Dezember 1871 dem Obersten v. Alvensleben, nachdem er ihm seine Intentionen, betreffend Reformen der Kavallerie, auseinandergesetzt: „Sie werden sagen, hiernach ist es sehr natürlich, daß nicht darauf eingegangen werden kann, denn ich verlange zu viel, aber ich habe die feste und innigste Ueberzeugung, daß unserer Waffe mit diesen Mitteln in unserer jetzigen Kriegsperiode eine sehr große Zukunft beschieden ist, die mindestens derjenigen der übrigen Waffen, die so viel durch technische Vervollkommnung gewonnen haben, an die Seite gestellt werden kann. Nach meiner Ueberzeugung würde dadurch unsere Waffe verhältnismäßig mehr in ihrer Waffenwirkung gehoben werden, wie dies bei den Uebrigen durch die Hinterlader geschehen ist; es kommt nur darauf an, daß Alles durchgeführt und der Schwung, das Feuer in die Sache gebracht wird.“

Diese Denkschrift reichte der General 1871 auf Befehl dem Kriegsministerium ein, zugleich eine vollständige Neubearbeitung des Reglements, Paragraph für Paragraph, nebst einem ausführlichen Bericht, ferner eine Denkschrift: „Bewaffnung der Kavallerie zc. und deren Gefecht zu Fuß“, sowie „Ueber die Nothwendigkeit, daß Direktiven und Vorschriften über das Attakiren der Kavallerie ertheilt werden.“

Diese Eingaben enthalten klar und ausführlich motivirte Abänderungsvorschläge, Ergänzungen und Anforderungen, welche der General seit 30 Jahren angestrebt und, wie er berichtet, „selbst bereits lange Jahre exekutirt“ hatte.

Die Kernpunkte dieser Vorschläge, sowie einige charakteristische Leitsätze der im Raehler'schen Werke veröffentlichten Denkschrift seien nachstehend hervorgehoben.

Die durch rapide Offensivbewegungen charakteristischen Kriege der Neuzeit beanspruchen erhöhte Leistungen der Kavallerie, die sie bei gesteigerter, tüchtiger materieller und intellektueller Ausbildung auch sehr wohl hergeben kann. Im täglichen Dienst ist immer mehr der Geist zur Entwicklung zu bringen, welchem nichts unmöglich dünkt. Die Kavallerie muß tüchtig gebraucht, von ihren Pferden mehr gefordert werden, da diese, wie der Feldzug dargethan, wenn richtig zusammengestellt, mehr leisten können; die Ziele sind recht weit zu stecken. Hier findet sich auch der vielfach citirte Satz gegen das so oft falsch angewandte Wort von der kostbaren Waffe: „Sie ist viel zu kostbar, um mit ihrer Verwendung zurückzuhalten.“*) Die Mästerei muß aus der Kavallerie heraus, denn sie ist der Krebsbuben, der an ihrer Ausbildung nagt. Legen wir die bessernde Hand an, es wird sich dann eine neue Aera für unsere Waffe eröffnen, und die kommenden Feldzüge werden Großthaten zu verzeichnen haben, die sich würdig denen des Siebenjährigen Krieges an die Seite stellen.***) Aber wir müssen denken und nicht stille sitzen!

Arbeit und wieder Arbeit sei der Wahlspruch des jungen Offiziers, kein Luxus, keine Genuß- und Verwöhnungssucht, er sei dem Vorgesetzten am dankbarsten, der ihn dazu anhält, der ihm recht viel zu thun giebt, der ihn anregt zum Denken, zu wissenschaftlicher Arbeit. Nicht über das Kleine, die Details hinwegsehen. Eingehend beweist der General, wie die Sorge für das Kleine zum Siege führen kann. Schlagfertigkeit, Brauchbarkeit, Kottenzahl

*) In Aufzeichnungen aus dem Jahre 1875, überschrieben „Kavalleriedivision 1875“, die wie eine Art Testament klingen, sagt der General, von dem mangelhaften Gebrauch der Kavallerie im letzten Kriege sprechend, u. A.: „Und wenn man 30 Mann verloren hat, dann sind alle Helden gewesen und haben das Unmögliche geleistet. Dann haben allerdings die höheren Führer Recht, es ist nichts mit der Kavallerie zu effektuiren. Jeder muß fühlen, daß das anders werden muß.“

**) An diesem Ideal halte jeder Deutsche Reiteroffizier fest! Zu erreichen ist es aber nur dann, wenn wir in Organisation und Ausbildung auf die höchste Stufe gelangen. Fragen möge sich ein Jeder, wieviel daran noch fehlt.

der Flüge abhängig von der Sorge um Sattelung, Zäumung, Gepäc. (Vergl. das Schreiben vom 13. September 1870, S. 542). Schmidt hatte praktisch bewiesen, wie richtig des Großen Friedrich Wort: „Soignez les détails, ils ne sont pas sans gloire, c'est le premier pas, qui mène à la victoire!“
Erziehung zum Selbstsehen, Selbstanfassen, Selbsthandeln.

Dem wahren Reitergeist muß es unmöglich sein, Antworten zu geben wie: „Es geht nicht mehr, wir können nicht mehr!“ — Lieber zusammenstürzen, als so etwas über die Lippen bringen.*) Studium der Kriegsgeschichte, Bekanntsein mit den Großthaten unserer Waffe im Detail, warum Erfolg oder Mißerfolg. Hieraus wird der Offizier erkennen, „daß nichts so schlimm kommen kann, daß man nicht mit Ehren herauskommen könnte“.

Er spricht dann weiter für Erleichterung des Gepäcks, Karabiner auf dem Rücken des Reiters. Größere Selbständigkeit der Reiterei, es muß nicht stets der Ruf nach Infanterie laut werden. Er verwahrt sich dagegen, daß er etwa eine berittene Infanterie organisiren wolle, denkt vielmehr an die reitenden Jägerregimenter eines Stuart.

Praktische Schießübungen, vermehrte Ausbildung im Gefecht zu Fuß, eine gute, schnell feuernde, weittragende Präzisionswaffe sind weitere Forderungen. Ferner verlängerte Attacken, bis 1000 Schritt Attackengalopp, mindestens aber auf 800 Schritt ausdehnen. Verstärken des Tempos; die erhöhten Leistungen werden nicht schaden bei in erhöhtem Grade richtig durchgearbeiteten Pferden. Aufhören aller Inversion, d. h. Stempelung der Inversion zur Gewohnheit, und damit Fortfall aller die Normalformation nur wiederherstellenden Evolutionen und die schnellste, einfachste und kürzeste Entwicklung zur Front gegen den Feind. Taktische Einheit ist die Eskadron, streng festzuhalten. —

Führung nach der Mitte, die Mitte hinter den Zugführern, Augen vorwärts, d. h. Richtung, Direktion, Tempo nach den Zugführern, keine Augenrichtungen, sondern Tempo und Direktion. Eskadronskolonnen die Fundamentalfornation. — Noch wichtiger als diese Aenderung erscheint dem General aber die Schaffung von Fundamentalsätzen für Führung der Waffe, die damals gänzlich fehlten, damit die Kavallerie gewandt, sicher und in wohlüberlegter Gliederung an den Feind und in diesen geführt werde. Er fordert Evolutioniren während der Attacke, Gliederung in erstes, zweites Treffen, Reserve, Flankendeckungen und allgemeine Direktiven für die Attacke, wie sie der große König gegeben hat. Er begründet dann eingehend diese Forderung auf die Maßregeln Friedrichs II.

*) Diese Forderung konnte der General wohl stellen, der mit voller Berechtigung nach dem Kriege von sich sagen durfte: „Ich habe stets meine Aufträge erfüllt, ich bin immer dorthin gekommen, wohin zu gehen mir befohlen war“. Einfach klingende, aber inhaltschwere Worte!

Mit großer Entschiedenheit tritt er ein für die Schulung der Führer, an der es doch so vollständig gefehlt hatte, nach Anleitung bestimmter Instruktionen und Direktiven für die Attacke.

Weitere Forderungen finden wir bereits in den „Allgemeinen Regeln“ S. 583 enthalten, so das Verhalten der Avantgardenkavallerie betreffend.

Der General bespricht noch die Verwendung der Kavalleriedivisionen im letzten Feldzuge, er wünscht sie grundsätzlich der Armee weit voraus und betont den Einfluß dieser Verwendung auf den Geist, die Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit der Truppe, während nach seinen Beobachtungen die Verwendung als Divisionskavallerie — zwei Eskadrons für jede Division werden genügend erachtet — in jeder Hinsicht ungünstig auf die Regimenter wirkte, besonders da sie infolge der engen Beziehung zur Infanterie unselbständig werden.

Diese Ausführungen aus der Denkschrift belehren uns darüber, nach welcher Richtung der General seinen Einfluß in den Kavalleriekommissionen geltend gemacht hat, in die er demnächst berufen wurde.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 23. Mai 1871 war Schmidt zum Kommandeur der 7. Kavalleriebrigade ernannt worden. Die Wahl gerade dieser Brigade mit dem Stabsquartier in Magdeburg war insofern bedeutungsvoll, als sie vier Regimenter zählte. *)

Von der Thätigkeit des Generals in diesen Friedensjahren auch nur ein annäherndes Bild zu geben, ist im Rahmen dieser Blätter ganz ausgeschlossen; es kann sich nur um eine kurze Charakteristik handeln.

Ein Denkmal ist uns geblieben in den schon erwähnten „Instruktionen“, deren größter Theil aus den Rundschreiben an die ihm unterstellten Truppen vom Herbst 1871 bis zum 14. Juli 1875 zusammengesetzt wurde. Schon allein diese Thätigkeit mit der Feder stellt sich als ein ganz außerordentliches Stück Arbeit dar, besonders wenn man dabei die Arbeit bedenkt, die Schmidt in den Kavalleriekommissionen zu leisten hatte, in die er berufen wurde, und seine unausgesetzte Thätigkeit bei den Besichtigungen, nicht allein seiner vier Regimenter, sondern auch derjenigen, die ihm bei der Führung von Kavalleriedivisionen demnächst unterstellt werden sollten.

Dabei muß man die Gründlichkeit ins Auge fassen, mit der Schmidt bei diesen Besichtigungen verfuhr; war er doch auch in allen Sätteln gerecht und kannte Alles auf das Gründlichste, er prüfte die Truppe, wie er es nannte, auf „Herz und Nieren“, und wenn je das Ideal erreicht worden ist, das jedem Besichtigenden vorschweben sollte, daß nämlich die besichtigte Truppe das Gefühl mit nach Hause nehmen soll, nicht nur eine Prüfung bestanden, sondern auch zugelehrt zu haben, so ist es hier zugetroffen.

Er begnügte sich nie, vorgefundene Mißstände zu rügen, sondern ging ihren letzten Ursachen nach und ruhte nicht eher, als bis der betreffende

*) Das 7. Kürassier-, 16. Ulanen-, 10. Husaren-, 7. Dragonerregiment.

Untergebene, sei er Offizier, Unteroffizier oder Reiter, sich nicht nur von seinem Fehler oder Irrthum überzeugt, sondern auch begriffen hatte, wie dieser abzustellen und für die Folge zu vermeiden sei. Er forderte viel, war aber doch auch schon anerkennend, wenn er ein Eingehen auf seine Bestrebungen, guten Willen und Fortschritt feststellte. Nur wenn er Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeit im Dienste bemerkte, war er unnachsichtlich, unversöhnlich.

Die Art, wie Schmidt besichtigte, charakterisirt in trefflicher Weise im Militär-Wochenblatt 1902, Nr. 36, Spalte 974, ein ihm damals unterstellter Schwadronschef, indem er schreibt:

„Der Eskadronschef“, pflegte der General zu sagen, „hat ein Recht darauf, daß er für alle die Mühe, die er sich das ganze Jahr hindurch mit Ausbildung seiner Eskadron gegeben hat, vom Brigadefeldwebel nicht nur oberflächlich sondern auf das Aller-eingehendste und Gründlichste besichtigt wird.“ Ach! wie gern hätten wir zuweilen auf die volle Inanspruchnahme dieses Rechts verzichtet!

Wie gründlich der General v. Schmidt inspizierte, mag beweisen, daß er zur Trensenbesichtigung einer einzigen Eskadron, von Magdeburg kommend, um 7³/₄ Uhr in Schönebeck die Bahn betrat und sie, ohne inzwischen einen Bissen genossen, einen Tropfen getrunken zu haben, nachmittags um 4¹/₂ Uhr verließ. Ebenso wird Jeder, der unter ihm gebient, bezeugen können, daß die Besichtigung einer Eskadron im Exerziren, sogen. Schwadronsbefichtigung, nie weniger als drei bis vier Stunden, häufig viel längere Zeit in Anspruch nahm. Aber was wurde dabei auch Alles gesehen! Anzug und Ajustement jedes Einzelnen bis in das geringste Detail hinein, Reiten der Rekruten und der vorletzten Remonten auf dem Viereck, Zugvorstellung, Einzelgefecht, Abreiten in allen Gangarten, Stechen nach Gegenständen im Galopp, auf gerader Linie und im Umkreisen, kleine Schule, Direktionsreiten, Exerziren, Parademärsche und Spezialaufträge mit drei bis vier Attaden, zuweilen auch noch Gefecht zu Fuß oder theoretischer Unterricht! Das war das regelmäßige Tableau! Kurz, man war eigentlich erstaunt, daß Alles in der oben angegebenen Zeit, die dem Besichtigten allerdings oft wie eine Ewigkeit erschien, geleistet wurde. Ein Lob im Verlaufe der Besichtigung, während der der General dem Eskadronschef kaum von der Seite wich, war höchst selten, häufiger ein mißbilligendes Kopfschütteln oder Häuspern und bei den Spezialaufträgen ein mit stets heiserer Stimme hervorgestoßenes „trop tard, trop tard!“ das wie die Pest gefürchtet wurde. Bei der Schlußkritik war man dann desto freudiger durch die Bemerkung überrascht, daß es im Ganzen doch gut gegangen, das Ideal zwar noch lange nicht erreicht, aber ein großer Fortschritt zu bemerken sei. Denn eine von den vielen großen und schönen Eigenschaften des Generals war seine Gerechtigkeitsliebe.“

Trotzdem, daß Schmidt bei seinen Besichtigungen Manchem sehr unbequem geworden ist, hat Major Raehler doch durchaus Recht, wenn er in seinem Vorwort zu den „Instruktionen des Generals v. Schmidt“ sagt:

„Es dürften wenige seiner Untergebenen vorhanden sein, die nicht mit dem Gefühl innigster Dankbarkeit an die oft schweren Stunden zurückdenken, in denen sie nicht nur besichtigt, sondern auch auf das Gründlichste belehrt wurden.“

Besonders viele jüngere Offiziere haben während ihrer ganzen späteren Laufbahn aus dem Vorn der Erkenntniß geschöpft, der ihnen hier geboten worden ist. Manchen ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, wenn sie über das „Warum“, „Weshalb“ belehrt wurden, denn Schmidt ging stets

auf den Grund der Dinge zurück, blieb nie an der Oberfläche. — Es gab bei ihm keine Empirif. So weist er in seinen Rundschreiben auch immer wieder darauf hin, daß mit den Mannschaften „geistige Gymnastik“ zu treiben ist, „sie geistig auch gewandt zu machen und auszubilden, sie zum Nachdenken stets und nachhaltig anzuregen, sie aufzuklären über die verschiedensten mittelbar und unmittelbar in unser Fach schlagenden Gegenstände, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihnen Ursache und Wirkung klarzulegen und ihre Anschauungen zu berichtigen, ihr Urtheil zu bessern und zu klären“. — „Durch die ganze Art und Weise des Dienstbetriebes muß den Mannschaften derselbe interessant, anregend, belehrend gemacht werden“.

Den langen Jagdgalopp bezeichnet er immer wieder als das Ziel der Ausbildung, zu dem der Weg aber durch das Kurzreiten führt.

Keine Kavallerie der Welt besitzt etwas Aehnliches, wie dies aus den Rundschreiben des Generals zusammengestellte Buch, das für alle Zeiten eine Fundgrube reiterlichen Wissens und Könnens bleiben wird, ob auch in mancher Richtung technische Fortschritte seitdem eingetreten, die Reglements Aenderungen erfahren haben.*)

Die Bedeutung der Schmidtschen Lehren, wie sie in jenem Buche zum Ausdruck kommt, liegt darin, daß heutzutage Jeder aus diesen Lehren weiß — oder doch wissen könnte — worauf es bei den Uebungen ankommt, welches die „Bointen“ bei jeder einzelnen sind, wie nach einem Schmidtschen Ausdruck „der Rahmen festzulegen ist“. —

Sehr richtig sagt der Verfasser in dem bereits angeführten Artikel im Militär-Wochenblatt:

„Nur wer noch vor den großen Kriegen von 1866 und 1870/71 gedient hat, kann sich einen Begriff davon machen, wie gering damals die Kenntniß der fundamentalen Grundsätze des Exercirens, des Felddienstes, der Manövertaktik gewesen ist. u. c. — Mit einem Wort, es war kein logisch durchgeführtes Aufbauen, was wir trieben, sondern Routine und rohe Empirif.“

Hiermit dürfte die Lehrthätigkeit Schmidts in ihrer Bedeutung vortrefflich charakterisirt sein.

Was ihm die Kavallerie verdankt durch sein Wirken in den Kommissionen, in die er berufen wurde, mag nachstehend kurz hervorgehoben werden.

Auch an maßgebendster Stelle hatte man sich nicht verhehlt, daß die Ursache der nicht genügenden Dienste, die die Kavallerie in den letzten Kriegen

*) Diese Instruktionen fanden auch im Auslande die größte Beachtung, besonders in Frankreich, wo die Autorität des „Général v. Schmidt“ vollständig in der militärischen Presse anerkannt und oft angeführt wird. Dort wie auch in Italien und England, hier in offizieller Weise erschienen Uebersetzungen der Instruktionen. — Aus einem Artikel des Militär-Wochenblatts von 1883 Nr. 83 ergibt sich, daß gelegentlich der Manöver in Indien das Studium der Instruktionen den Kavallerieoffizieren besonders empfohlen worden war.

geleistet hatte, vornehmlich in den fehlenden Vorbedingungen für solche Dienste lagen, insofern weder die Ausbildungsvorschriften wie die Vorschriften für den Gebrauch der Truppe, noch deren Ausrüstung und Bewaffnung genügten und einer Reform bedürftig seien.

Die Folge dieses Erkenntnisses war, daß durch Allerhöchste Ordre vom 28. Februar 1872 zum 13. März nach Berlin eine Immediat-Kavalleriekommission berufen wurde, mit der Aufgabe, in Berathung zu ziehen:

„Die nach den neuesten Erfahrungen nothwendig erscheinenden Ergänzungen und Berichtigungen des Exerzir-Reglements von 1855 und der Verordnung über die Ausbildung der Truppen für den Felddienst, und was an der Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung zu ändern sei.“

Den Vorsitz der Kommission führte der Generalleutnant und kommandirende General des VII. Armeekorps Graf zu Stolberg-Wernigerode, der bewährte Führer der 2. Kavalleriedivision im letzten Kriege.

In dieser Kommission bestanden, wie sich bald zeigte, in Bezug auf eine Aenderung der Ausbildungsvorschriften drei verschiedene Richtungen; ein Theil der Mitglieder war äußerst konservativ, wollte von den bisherigen Bestimmungen möglichst wenig geändert wissen, ein Theil war zu einigen Konzessionen bereit, ein dritter Theil, zu dem der General v. Schmidt gehörte, wollte radikal beseitigen, was als überflüssig bezw. schädlich sich erwiesen hatte. — So plakten denn die Geister heftig zusammen, und es kam zu scharfen Meinungsverschiedenheiten.

Nur der großen sachlichen Ruhe und dem Eingreifen des Vorsitzenden der Kommission ist es zu danken, daß die Berathungen nicht ergebnislos blieben. *) Die Einigung mußte auf einer mittleren Linie gefunden werden. Man hatte schließlich Fortschritte gemacht, aber manchen alten Topf unangetastet gelassen.

Die Fortschritte bestanden namentlich in der Einführung der Richtung nach der Mitte und dem wenigstens theoretisch angenommenen Wegfall des Begriffs der Inversion, insofgedessen Kontremärsche und Tetenswechsel fortfielen. Für das Durchschreiten von Engwegen wurde das Flügelabbrechen eingeführt. Für die Ausführung und Anwendung der Attaque wurden Fingerzeige gegeben, diese von 800 bis auf 1500 Schritt, der Galopp in ihr von 200 auf 400 Schritt ausgedehnt, auf das Evolutioniren in der Attaque hingewiesen, sowie eine Anweisung für die Attaque auf Artillerie gegeben, die Kolonnenattaque gänzlich beseitigt.

Es wurde ferner ein sehr entschiedener Fortschritt in der Weiterentwicklung der Eskadronskolonnen gemacht, von denen es im Reglement

*) Die Beziehungen zu dem Grafen zu Stolberg, mit dem der General erst jetzt näher bekannt geworden war, gestalteten sich zu gegenseitiger, aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung, einem herzlichen Verkehr und Zusammenwirken bis ans Ende, wie sich aus den zahlreichen gewechselten Briefen ergibt.

heißt, daß sie „die Basis bilden für alle Bewegungen größerer Kavalleriemassen vom Regiment aufwärts“.

Es blieb aber immer noch eine Anzahl von Formationen bestehen, von denen das Reglement selber sagt, daß sie „für die Bewegung im Terrain und die Vorbereitung des Angriffs nur wenig Vortheil bieten und daher dort nur selten zur Anwendung kommen werden“, aber „für den Exerzirplatz und für die Disziplin der Truppe einen nicht zu unterschätzenden Werth besitzen.“

Es waren dies namentlich die Schwentungen des Regiments in Linie, die Uebergänge aus der Linie in die Regimentskolonne — jetzt Kolonne in Eskadrons genannt und nur noch zu Paradezwecken dienend — Entwicklungen aus dieser Kolonne, das zug- und eskadronsweise Einschwenken, das nach dem Wegfall der Inversion vollständig unnütz geworden war.

Man sieht aus diesen Anführungen, daß es Schmidt in dieser Kommission noch nicht vollkommen gelungen war, den Gedanken und Absichten, welche er für die weitere Entwicklung der Reiterei hegte, unbestrittene Anerkennung zu verschaffen; es war insbesondere der Begriff der Inversion noch nicht so völlig ausgerottet, wie Schmidt angestrebt hatte. — Gegen die offensive Taktik der Kavallerie zu Fuß hatten sich einzelne Mitglieder ausdrücklich erklärt, und die Bestimmungen über das Fußgesecht blieben ganz unzureichend.

Graf Stolberg schreibt 1873 über das neue Reglement, speziell die Ergebnisse der Kommissionsberatungen:

„Alle Schattirungen kavalleristischer Auffassung waren vertreten, vom strikten Anhänger des status quo ante bis zum entschiedenen Gegner der Inversion; es konnten daher nur durch Kompromisse Resultate erreicht werden. Das Produkt entbehrte der einheitlichen Auffassung, der logischen Durchführung und mußte natürlich farblos ausfallen.“

Prinz Friedrich Karl sagte in seinem Gutachten 1872:

„. . . Wenn ich auch im Allgemeinen die gemachten Verbesserungsvorschläge als meist Formen und weniger das Wesen der Kavallerie, wie sie die Schlacht- und Gefechtsfelder der Jetztzeit erfordern, betreffend, nicht für wesentlich halte, so habe ich doch andererseits manches Gute und den Fortschritt . . . mit Freuden begrüßt.“

General v. Schmidt konnte natürlich von dem Ergebnis nicht sehr befriedigt sein, aber wie immer, wenn er nur den kleinsten Fortschritt sah, war er doch dankbar und hoffnungsvoll.

Jedenfalls bedeuteten die von der Kommission beschlossenen Aenderungen und Ergänzungen des Reglements einen Fortschritt, und als eine wesentliche Verbesserung war der ganz neue fünfte Abschnitt anzusehen, der den Titel führt: „Allgemeine Bestimmungen über Führung von Kavallerie in zwei oder mehreren Treffen“. Diese Festsetzung beruhte auf einer von dem Vorsitzenden der Kommission entworfenen Denkschrift, deren Grundgedanken auch der Generalfeldmarschall Graf v. Moltke gebilligt hatte;

sie war, obwohl nur in einer Stärke von acht Druckseiten dem Reglement beigelegt, von großer grundlegender Bedeutung.

Außerdem wurden durch die Kommission eine zeitgemäße Ergänzung der Reitinstruktion beantragt, ferner die Ausrüstung der Reiterei mit einer Schußwaffe, die den neuen Ansprüchen des Feuergefechts genüge, sowie einzelne Abänderungen in der Ausrüstung der Pferde, die besonders eine Erleichterung und Vereinfachung bezweckten.

Auch diesen Vorschlägen wurde Allerhöchsten Orts durchweg Folge gegeben.

Im Laufe des Sommers 1873 fanden im Bereiche des Garde-, IV. und IX. Armeekorps größere Reiterübungen statt.

Da der V. Abschnitt des Reglements nur Fingerzeige gab, eine ganze Reihe von Fragen und Zweifel offen lassend, so hatten die Divisionsführer ihren Truppen mehr oder minder eingehende Instruktionen erteilt. Diese Instruktionen gaben eine Reihe von Einzelbestimmungen, die sich in jenem Abschnitt nicht fanden.

Schon allein die unbezweifelte Nothwendigkeit, neben den Fingerzeigen des Reglements Instruktionen zu erteilen, sowie die Thatsache, daß diese Instruktionen je nach dem sehr abweichenden Standpunkte der führenden Generale verschieden ausfielen, bewies unwiderleglich, daß jene Fingerzeige nicht ausreichten, um eine in den Grundzügen einheitliche Führung der Divisionen für die Armee zu gewährleisten. Es hatte sich gezeigt, daß es unerlässlich war, bestimmte Formen festzustellen.

Nur bei der Kavalleriedivision des IV. Armeekorps war eine bestimmte Grundform von vornherein angenommen worden. Diese Grundform, das erste Treffen voraus, auf 300 Schritt auf der gefährdeten Seite vom zweiten Treffen, auf 450 Schritt auf der entgegengesetzten Seite vom 3. Treffen, beide das erste überflügelnd gefolgt, wobei das 2. Treffen das 1. durch einige Schwadronen, die ihm folgten, unterstützte, wurde während der Dauer der Uebungen festgehalten, wobei die Funktionen der verschiedenen Treffen wechselten, je nach den Absichten des Führers bezw. dem Verhalten des Gegners und den dadurch nothwendig gewordenen Veränderungen der Marschrichtung.

Jene großen Kavallerieübungen, die ersten in Preußen seit denen unter General v. Wrangel 1843, hatten außerordentliche Ergebnisse, sowohl in negativer, wie in positiver Hinsicht. So lehrreich in mancher Art die Uebungen bei dem IX. Armeekorps und beim Gardekorps für die Betheiligten auch gewesen sein mögen, sie boten doch nicht, wie diejenigen im Bereiche des IV. Armeekorps, eine Grundlage, auf der sich einheitliche Vorschriften als nothwendig erkannte Ergänzung des Abschnitts V des Reglements hätten aufbauen lassen.

Die Führung des Generals v. Schmidt hatte aber ein Ergebnis geliefert, das sowohl an Allerhöchster Stelle als auch in weiten Kreisen der

Kavallerie für geeignet erachtet wurde für eine weitere sachgemäße Entwicklung der in jenem Abschnitt des Reglements gegebenen Fingerzeige, da diese sich fast durchweg zweckentsprechend erwiesen hatten, ihre weitere Ausführung ins Einzelne aber eine unbedingte Nothwendigkeit war.*)

Eine Folge dieser, an maßgebender Stelle gewonnenen Erkenntniß war es, daß durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 15. Januar 1874 der General v. Schmidt an die Spitze einer Kommission berufen wurde, die auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen eine Neubearbeitung des fünften Abschnitts des Exerzir-Reglements vorzunehmen hatte. Der Kommission gehörten noch an: Generalmajor Frhr. v. Loë, Kommandeur der 3. Garde-Kavalleriebrigade, und Major v. Schoenfels vom Generalstabe des X. Armeekorps.

In treuem Zusammenarbeiten mit den beiden anderen Mitgliedern der Kommission gelang es dem General v. Schmidt, in der Neubearbeitung des Abschnitts V**) ein Werk zu schaffen, das, wie Major Raehler in seinem Nachruf für den General im Militär-Wochenblatt (Nr. 85 von 1875) anführt, damals einer der hervorragendsten höheren Generale des Heeres treffend mit den Worten kennzeichnete: „Seit den Instruktionen Friedrich des Großen hat die Kavallerie eine solche Anweisung für ihre Erziehung und ihren Gebrauch nicht besessen.“***)

Dieser Ausspruch ist zweifellos zutreffend, wenn man die vorher bestandenen Verhältnisse bedenkt, auch wenn man diese Arbeit, wie jedes Menschenwerk nicht für unbedingt vollkommen erachtet, sondern zugiebt, daß die in ihr

*) Wie sehr diese Uebungen auch die Aufmerksamkeit des Auslandes erregten, zeigt eine Broschüre des damaligen Englischen Militärattachés in Berlin, der den Festzug von 1870/71 im Großen Hauptquartier mitgemacht hatte, „The Organisation and Tactics of the Cavalry Division by Major-General Walker“, die auf den Uebungen unter General v. Schmidt aufgebaut ist, denen Verfasser wiederholt beiwohnte. Er sagt darin u. A.: „No report on the drill now practised by the German cavalry would be complete without a sketch of the remarkable man who, under difficulties of no ordinary magnitude — which will be apparent to those who know what it is to inaugurate a new system, be it civil or military — has the credit of having given new life to the arm which he loved so well. — — — — — Whatever he had to do he did well, and with his whole heart. . . .“

**) Abschnitt V des Neuabdrucks des Exerzir-Reglements für die Kavallerie vom 9. Januar 1873. Neubearbeitung zur versuchsweisen Einführung, Allerhöchst genehmigt den 4. Juni 1874.

***) Auch General Frhr. v. Loë hatte bei dieser gemeinsamen Arbeit und nach den Leistungen des Generals v. Schmidt dessen Bedeutung voll erkannt und schrieb später, als der Tod der Arbeit des Generals ein Ziel gesetzt hatte, der Familie: „Tief erschüttert durch den Tod des Freundes, trauere ich mit allen Kameraden um den unerseßlichen Verlust des heldenmüthigen Generals, welcher die Zukunft unserer Waffe begründet hat und im Friedensberufe wie auf dem Schlachtfelde sein Leben rücksichtslos für des Königs Dienst eingesetzt und geopfert hat.“

enthaltenen Anweisungen der Entwicklung fähig und bedürftig waren und Manches sich im Wege der gesammelten Erfahrungen weiter geklärt hat. Es ist hier nicht der Ort, von diesem Werke eine Analyse zu geben, da die in ihm sowohl für den Gebrauch der einzelnen Theile einer Division erteilten Anweisungen wie die Feststellungen der „nothwendigen Vorbedingungen für die Verwendbarkeit der Truppen im ersten Treffen“ von der Ausbildung des einzelnen Reiters bis zur Eskadron, deren volle Selbständigkeit auch im großen Verbands zum ersten Male ausgesprochen wurde, in dem neuesten Exerzir-Reglement, wiewohl in veränderter Form, Aufnahme gefunden haben. Es mag nur noch bemerkt werden, daß auch der letzte Rest dessen, was, wie die Normalformation, die Reihenfolge der Eskadrons nach ihrer Nummer, bisher noch an den Begriff der Inversion erinnerte, aus dem Werke schwand, daß ferner zum ersten Male in einer derartigen Vorschrift die Trockenheit der bisherigen Exerzir-Reglements für die Kavallerie vermieden wurde, indem neben den Festsetzungen über das Was und Wie auch das Warum, die Gründe, Ziele und Zwecke gegeben und der Stoff dem Verständniß des Lesers auf diese Weise geistig näher gebracht wurde. In Allem, was den Kampf und die Verwendung der Treffen betraf, hatten der Kommission die Reglements Friedrich des Großen als Vorbild gedient.

Die Kommission hatte ihre Aufgabe weiter gefaßt, als der ursprüngliche Auftrag lautete. Es hatte sie aber hierzu die zwingende Nothwendigkeit geführt, indem es sich während des Herantretens an die Arbeit zeigte, daß es nicht möglich war, die Bestimmungen für die Führung einer Division in der Art, wie der General v. Schmidt solche bewirkt hatte, in reglementarische Formen zu kleiden, ohne eine Anzahl von Bestimmungen bezüglich der Ausbildung und Bewegungen der Eskadron und des Regiments umzugestalten.

Die Kommission entschloß sich dazu, solche Festsetzungen mit in den V. Abschnitt aufzunehmen, obgleich sie streng genommen nicht hineingehörten und jenen Abschnitt mit Dingen belasteten, die eigentlich in den früheren Theilen der Vorschrift schon abgethan sein mußten. Die Kommission aber befand sich in einer Zwangslage, und sollte eine wirkliche Reform des ganzen Reglements angebahnt werden, so konnte es nur auf diesem Wege geschehen. Nachdem es dann der Kommission gelungen war, für ihr Werk die Allerhöchste Zustimmung zu erhalten, stand das Kriegsministerium vor der unaufschiebbaren Nothwendigkeit einer Neubearbeitung des ganzen Reglements, um dieses mit den im Abschnitt V festgesetzten Grundjügen in Uebereinstimmung zu bringen.

Außer mit dieser Arbeit hatte sich die Kommission noch mit der Ausarbeitung von Bestimmungen für das Gefecht zu Fuß der Kavallerie zu befassen.

Der Berathung hierüber legte der General seine reichhaltigen Erfahrungen aus dem letzten Kriege zu Grunde, und als Ergebnis erschien der

„Entwurf für die Instruktion zum Gefecht der Kavallerie zu Fuß“. Dieser Entwurf, von Seiten des Kriegsministeriums der Kavallerie zur Begutachtung vorgelegt, fand vielfach eine ungünstige Beurtheilung, indem man hervorhob, daß zuviel verlangt sei, sowohl bezüglich der Ausbildung des einzelnen Mannes als der Anwendung des Gefechts zu Fuß;*) daß bei den vielen anderen Zweigen des Dienstes die Zeit zu so eingehender Ausbildung im Fußgefecht fehlen, die Truppen von dem Fußgefecht dann einen zu häufigen Gebrauch machen und der eigentliche Reitergeist darunter leiden werde. In der militärischen Presse tauchten sogar Stimmen auf, die alle Vorschriften für das Gefecht zu Fuß der Kavallerie für überflüssig erklärten.

General v. Schmidt vertheidigte in einer längeren Denkschrift an das Kriegsministerium den unter seiner Regide entstandenen Entwurf, indem er die Vorwürfe theils entkräftete, theils den Weg wies, wie ihnen begegnet werden könnte.

In der Denkschrift sind zunächst die Fälle behandelt, in denen die Reiterei unbedingt zum Gefecht zu Fuß zu schreiten genöthigt ist, wobei Schmidt immer wieder die Nothwendigkeit, die Waffe möglichst selbstständig zu machen, betont, damit sie nicht zur Hülfswaffe herabsinke, und nicht wie im letzten Feldzuge immer gleich der Auf nach Infanterie erschalle. Dies Ziel war ihm bei jener Arbeit das leitende gewesen. Auch hier wies er wieder auf die Reiterei des Großen Königs hin, der in seinen Exercir-Reglements für die Kavallerie, Kürassiere, Dragoner und Husaren, nicht allein forderte, daß die „Postirungen“, die Dörfer, defensiv gegen feindliche Angriffe gehalten werden sollen, sondern auch verlangte, daß z. B. Kirchhöfe u. von ihnen angegriffen und genommen werden. Mit diesem Hinweis entkräftete er recht gründlich zugleich den Einwand, eine große Uebung im Fußgefecht könne den „Reitergeist“ schädigen.***) „Was unsere Väter vermochten, das werden wir doch wenigstens anzustreben bemüht sein!“

Daß etwa unter gründlicher Einübung des Fußgefechts andere Dienstzweige leiden könnten, diesem Einwand konnte der General einfach unter Hinweis auf die Leistungen der drei mit Karabinern bewaffneten Regimenter seiner Brigade begegnen, die bei einem unter Leitung des Generals ab-

*) In dieser Hinsicht schreibt der damalige Oberst v. Caprivi, Abtheilungschef im Kriegsministerium, an den General unter dem 6. Juli 1874 Folgendes: „Vor einigen Tagen ritt ich morgens mit dem Marineminister und dem kommandirenden General des III. Armeekorps. Letzter brachte die Unterhaltung auf diese Arbeit (Abschnitt Gefecht zu Fuß) und meinte: „General v. Schmidt verlangt Unmögliches.“ Wie aus einem Munde erwiderten General Stosch und ich: „Er hat es aber doch im Kriege gezeigt, daß es möglich ist!“

**) Als ob der Reitergeist nicht viel mehr geschädigt würde, wenn die Kavallerie vor jeder Vertlichkeit, aus der sie mit Gewehrfeuer begrüßt wird, ohne auch nur den Versuch zu machen, den oft ganz schwachen Gegner zu vertreiben, kehrt macht, wie so oft im letzten Feldzuge!

gehaltenen, kriegsmäßigen Schießen außerordentlich günstige Ergebnisse erzielt hatten*) — und dabei im Reiten bei allen Gelegenheiten nur das höchste Lob ernteten. —

Auf folgende Punkte, auf die in der Brigade des Generals bei der Ausbildung im Fußgefecht das Hauptgewicht gelegt worden war, weist er in der Denkschrift besonders hin: „Gründlichste Ausbildung mit dem Karabiner, schnellste Formation zum Gefecht zu Fuß, rascheste Wiederherstellung der Rangirung zu Pferde zum Gebrauch der blanken Waffe, gewandte Benutzung des Geländes bei Angriff und Vertheidigung, Heranschließen an Terrainobjekte, Gefechts-Schießübungen im coupirten Gelände, umsichtige Führung der Züge und Gruppen im zerstreuten Gefecht, Erziehung einer guten Feuerdisziplin.“

Als Prinzip stellte er ferner auf:

„Alles, was zu Pferde auszuführen und zu erreichen ist, auch stets zu Pferde und mit der blanken Waffe ausführen. Nur wenn absolut der erhaltene Auftrag zu Pferde nicht ausführbar ist, absteigen und Gebrauch der Schußwaffe, um sich die Wege und das Feld für die kavalleristischen Ziele und Zwecke wieder zu öffnen.“

Zu dem Zwecke dann aber rationelle Ausbildung für das Gefecht zu Fuß mit stetem Hinblick auf den Ernstfall, damit man nicht im Augenblick des Handelns völlig unvorbereitet und unbrauchbar auf dem Plage erscheint.

Nur was in dieser Beziehung für das Gefecht nothwendig ist, hat Werth, was darüber hinausgeht, muß verbannt werden.“

Prinz Friedrich Karl hatte sich in seinem Gutachten über den Entwurf sowohl zu Abschnitt V wie zum Gefecht zu Fuß „in allen wesentlichen Punkten einverstanden“ erklärt.

Das, was wir aus der umfangreichen Denkschrift an Kernpunkten anführen konnten, unterschreibt heut jeder Kavallerist; damals bekämpfte man diese Prinzipien vielfach in den Reihen der älteren Offiziere.***) Aber Schmidt war wieder einmal „der Hecht im Karpfenteich“, der er so oft zum Segen der Waffe gewesen. Der Entwurf, der jetzt noch die Grundlage unserer Ausbildung im Gefecht zu Fuß bildet, ging im Wesentlichen in das Exerzir-Reglement von 1876 über, ja die „Karabiner-Schießinstruktion für die Kavallerie vom 12. April 1877“ forderte noch viel mehr an Schieß- und Gefechtsausbildung, und heut besteht eine Strömung in der Waffe, die dem Fußgefecht noch erhöhte Bedeutung beizulegen geneigt ist.

Bemerkt mag noch werden, daß Schmidt schon damals die Befestigung des Säbels der abgeessenen Mannschaften am Sattel befürwortet hatte.

*) Nach Raehler a. a. D. 76 bis 83 pEt. Treffer auf unbekanntem Entfernungen von 500 m an.

**) Es ist überhaupt Thatsache, daß, während der jüngere Nachwuchs der Waffe Schmidt begeistert anhing, eine große Zahl der älteren, unter den früheren Verhältnissen herangewachsenen Offiziere seine entschiedensten Gegner waren.

Nach Genehmigung des Abschnitts V war, wie wir sahen, eine neue Bearbeitung des ganzen Reglements unaufschiebbar geworden. Eine solche Neubearbeitung des Exercir-Reglements vom 9. Januar 1873 Paragraph für Paragraph reichte Schmidt schon 1873 nebst Motiven unter Hinweis auf alle seine Vorschläge vom Jahre 1871 an das Kriegsministerium ein. Gleichzeitig einen Bericht über die eingeführte verlängerte Attacke, der eingefordert war.

Der General befürwortet darin unbedingt den Beibehalt dieser Festsetzung; der verstärkte, verlängerte Galopp werde keinerlei Nachteile zur Folge haben, wenn er „ein Produkt richtiger Vorbereitung, guter Durcharbeit, tüchtiger Dressur sei“, in welchem „sowohl Reiter wie Pferd sich wohl fühlen, eine Gewohnheitshaltung annehmen und mit Ruhe athmen lernen“. Die verlängerte Attacke „muß nicht die Folge des Trainirens, sondern des Dressirens sein“, der starke Galopp müsse entwickelt und als Dauergalopp angewendet werden.

Als Belag dafür, daß die Verlängerung des Attackengalopps keinen Nachtheil für das Pferdmaterial unter den bezeichneten Bedingungen zur Folge hat, konnte der General auf die einstimmigen Berichte der vier Regimenter seiner Brigade hinweisen, denen zufolge „die Pferde in früheren Jahren von den Herbstübungen nicht in so guter Verfassung zurückgekehrt sind, daß der Pferdebestand der Regimenter sich seit dem Feldzuge unstreitig gehoben hat, daß die Pferde frischer, gängiger und die Beine derselben fehlerloser sind als früher“. Damit sind zugleich diejenigen Stimmen seiner Widersacher widerlegt, die Schmidt einen unmäßigen Verbrauch des Pferdmaterials Schuld geben wollten.*)

Die Neubearbeitung des Exercir-Reglements ward im Spätherbst 1874 durch die Armeedivision A des Kriegsministeriums, der damals Oberst v. Caprivi vorstand, auf Grund von Gutachten in die Hand genommen, die von hervorragenden Kavallerieoffizieren des Heeres vorlagen.

Da hierbei die Ansichten des Generals v. Schmidt, der nachgerade eine autoritative Bedeutung gewonnen hatte, durchweg zur Geltung gelangten, so kann man, obgleich das Reglement erst nach seinem Tode, unter dem 5. Juli 1876, erschien, wohl sagen, daß er der geistige Urheber auch dieser einen so außerordentlichen Fortschritt bedeutenden Vorchrift für die Kavallerie war.

Verfasser dieser Blätter, damals Major im Kriegsministerium und neben dem Rittmeister v. Westrell, dem die Redigirung des Werkes oblag,

*) Es ist nun einmal unbestreitbar, daß General v. Schmidt nie zu der Art von ehrgeizigen Offizieren der Waffe gehört hat, die geneigt waren, sich auf Kosten des Pferdmaterials in den Ruf von Leistungen zu bringen; dazu war er zu ehrlich und kannte das Handwerk zu gut in allen Einzelheiten. Feind aller Heftigkeit, betonte er häufig: „Man darf keinen Mann, kein Pferd seinem Ehrgeiz opfern, solches sehe ich als Verbrechen an.“ Der kommandirende General v. Boigts-Abey sagte ihm einst im Feldzuge: „Es ist beispiellos und bewundernswerth, mit wie geringen Opfern und Verlusten Sie Ihre oft stundenlangen Gefechte durchkämpfen“.

auch an der Bearbeitung des Reglements theilhaftig, trat bei dieser Gelegenheit wiederholt in schriftlichen Gedankenaustausch mit dem General v. Schmidt. Besonders die Forderung, daß auf das Signal: „Front!“ stets nach dem Führer einzuschwenken sei, hatte bei manchen höheren Kavallerieoffizieren Bedenken wachgerufen, denen Oberst v. Caprivi nachzugeben nicht abgeneigt schien. Auf eine Mittheilung über den kritischen Stand dieser und anderer wichtiger Reglementsfragen antwortete der General in einem sehr eingehenden Schreiben, das viele reglementarische Fragen berührt und ungemein lehrreich ist. Hier können indessen nur einzelne Sätze hervorgehoben werden.

„. . . Daß man, nachdem der Kaiser sich durch Genehmigung des Abschnitts V und auf meinen ausdrücklichen motivirten Antrag mit der Bedeutung des Signals „Front“ einverstanden erklärt hat, doch noch nicht damit im Reinen ist und auf die Unkenrufe hört, hat mich in Verwunderung gesetzt. Alle dagegen aufgestellten Bedenken sind so wenig stichhaltig, daß ich in Wahrheit kein Wort darüber zu sagen vermag und nur allen den angstvollen Gemüthern zurufen kann: »Ja, allerdings, es kann auch der Himmel auf die Erde stürzen und dann begräbt er uns Alle.« An einer anderen Stelle sagt der General: »Ihre speziellen Vorschläge anbelangend, mein lieber . . . , so bin ich mit demjenigen, der den Aufmarsch nach beiden Seiten betrifft, ganz einverstanden und habe mich bereits früher in dieser Richtung ausgesprochen, mündlich und schriftlich, allerdings mit dem Bedenken, daß die Sache wegen nationaler Skrupel (Oesterr. Reglement) auf Widerstand stoßen würde; diese Skrupel existiren für mich nicht, man muß das Gute nehmen, wo man es findet, auch vom Feinde, und der Aufmarsch ist schneller und macht die Inversion zum Geletz.«

Im Kriegsministerium wurden damals auch viel die Fragen der Bildung von Kavalleriedivisionen im Frieden erwogen, wofür wenig Stimmung herrschte.*) Es kam nur zur Aufstellung der bereits wieder aufgelösten Kavalleriedivision des XV. Armeekorps. Der General v. Schmidt äußerte sich zu dieser prinzipiell wichtigen Frage in einem Schreiben an den Verfasser unter dem 1. April 1875 wie folgt:

„Bei allen Waffen wird im Frieden die Kriegsformation als etwas durchaus Nothwendiges festgehalten aus tausend Gründen; uns gewährt man dieselbe nicht, obgleich wir zuerst an den Feind kommen und obgleich anerkanntermaßen bei keiner Waffe das innigste Verständniß zwischen den Führern so nothwendig ist wie bei uns, obgleich die Führung unserer Waffe die schwierigste ist und obgleich der enge und innige Truppenverband bei ihr mehr wie irgend wo geboten ist. Aber — es geht ja auch so, damit finden sich die maßgebenden Herren ab, und dem Führer wird dann Alles zur Last gelegt, wenn er mit einem so losen zusammenhängenden Truppenkörper, ganz fremden Unterführern und noch größtentheils mangelhaft ausgebildeten Truppen Fiasko macht und nicht dasjenige leistet, was billigerweise bei einer besseren Organisation von ihm beanprucht werden kann. Man gewährt uns diese unumgänglich erforderliche Organisation nicht aus den allernüchternsten Ursachen, die alle sehr leicht zu widerlegen sind, und verlangt dann doch Alles Mögliche von uns und wundert sich, wenn dann das nicht geleistet

*) Die Kavallerie besaß damals keinerlei Vertretung bei dieser höchsten Behörde der Armee. Hätte eine solche Vertretung bestanden, so wäre vielleicht unter dem frischen Eindruck des Krieges eine andere Entscheidung getroffen worden. Einzelne jüngere, aus der Waffe hervorgegangene Offiziere der Kavallerie im Hause wurden gelegentlich in technischen Fragen so nebenbei gehört.

wird. Anstatt Andere zu beschuldigen, möchte man allein die Schuld auf sich selbst nehmen, wenn man sich eben einen klaren Blick erhalten hätte. Das kommt aber davon zc.“

Unter dem 9. Dezember 1873 schreibt der General dem Obersten v. Alvensleben:

„Wenn man uns schon am . . . Tage an die Grenze wirft zur Erfüllung großer Aufgaben . . . , dann müssen wir auch schon im Frieden in Kavalleriedivisionen formirt sein, also uns in einem engen taktischen Verbande befinden, in welchem sich die Truppen untereinander kennen und der Führer die Unterführer sowie die Truppen, wo also das Band des Vertrauens Alle umschließt und wo Alles durch die Uebungen des Friedens in einen einigen Verband zusammengeschweißt ist. Nur von solchen Divisionen ist man berechtigt, solche Leistungen zu beanspruchen, wo also nicht die mindeste Zeit zu Uebungen, noch zu einer wirklichen Befähigung, noch viel weniger Vertrauen zueinander zu gewinnen, vorhanden ist. Divisionen, wie die 1870 von Nord und Süd, Ost und West zusammengeschneit, müssen naturgemäß einem ebenbürtigen, thatkräftigen, besser organisirten und unternehmungslustigen Feinde gegenüber Fiasko machen, und ich möchte solche nicht kommandiren zc.“

Der General v. Schmidt hatte nicht nur aus dem Kriege, sondern auch aus den Friedensübungen seine Erfahrungen geschöpft.

Bei den Letzteren lag, ganz abgesehen von der persönlichen Begabung des Führers, der Unterschied ja klar zu Tage zwischen den Leistungen der Kavalleriedivision des IV. Armeekorps, in der seine Brigade zu vier Regimentern den festen Kern bildete, der Führer aber der 8. Brigade, General v. Larisch, in vollem Einverständnis mit ihm arbeitete, und den anderen lose ad hoc zusammengestellten Divisionen. Hätte uns der Tod den seltenen Mann nicht so frühzeitig entrißen, er würde doch vielleicht mit seinen Ansichten über die Organisation der Kavallerie durchgedrungen sein.

Hatte schon die Divisionsübung unter General v. Schmidt 1873 die Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf diesen Kavallerieführer gelenkt, so fand er noch wärmere Anerkennung besonders auch durch Se. Majestät den Kaiser Wilhelm den Großen, der persönlich an zwei Tagen zugegen war, als er im folgenden Jahre die gleichen Regimenter wieder in der Division übte. Verfasser hatte Gelegenheit, diesen Uebungen beizuwohnen, nachdem er vorher die Sächsischen Reiter unter einem besonders hervorragenden General in gleichem Verbande hatte üben sehen. Bei allen hervorragenden Leistungen dort mußte man die Palme doch dem General v. Schmidt zuerkennen. Er hatte seine Division so fest und sicher in der Hand, wie nur ein tüchtiger Reitermeister seine Schwadron, da gab es kein Stutzen, keine Unsicherheit, kein Mißverständnis, Alles klappte, und in der Truppe herrschte bei außerordentlicher Schnelligkeit der Entwicklung die größte Ruhe, Ordnung, Geschlossenheit. *)

*) Bekannt ist, daß der General bei den Attaken auf Infanterie besonderen Werth auf die sich folgenden „Wellen“ legte. Er, selbst ein rüstiger Schwimmer, charakterisirte gelegentlich deren Wirkung auf den Feind so: „Bei der ersten wird er untergetaucht, bei der zweiten schluckt er Wasser und nach der dritten ist er fertig“.

„Das Wesen der Reiterei besteht in der höchsten Ordnung“, dies war des Generals Ausspruch, und man darf annehmen, daß es besonders die Ordnung in den Truppen war, die das Herz des Kaisers ausschlaggebend für die Reform einnahm, denn der Allerhöchste Herr sagte bei seiner Kritik u. A.: „Ich habe bei den großen und kleinen Verbänden in Frontalbewegungen immer Parademärsche gesehen.“

Im folgenden Jahre erging an den General nachstehende Allerhöchste Kabinettsordre:

„Ich beauftrage Sie hierdurch mit der Führung der 7. Division unter Gewährung der vollen Kompetenzen der vakanten Stelle. Gleichzeitig spreche Ich Ihnen gern aus, daß Ich diese Bestimmung treffe, um Ihnen einen Beweis Meiner besonderen Anerkennung zu geben und um die Regimenter der 7. Kavalleriebrigade, deren Ausbildung Mich in hohem Grade befriedigt hat, auch ferner noch unter Ihrer Leitung zu lassen.

Berlin, den 25. Mai 1875.

gez. Wilhelm.“

Außerordentliche neue Arbeit erwartete ihn, es galt, sich einzuarbeiten in das neue Kommandoverhältnis; Vieles mußte er kennen lernen, zahlreichen Besichtigungen beiwohnen und solche selbst abhalten. Dazu gesellte sich eine andere große Aufgabe durch den Auftrag, im Herbst die Uebungen einer Reiterdivision im Bereich des I. und II. Armeekorps zu leiten. Es galt nicht allein, Vorbereitungen aller Art für die von ihm zu leitenden Uebungen der Kavalleriedivision zu treffen, es galt auch, die eingehende Inspizierung der für diese bestimmten Regimenter vorzunehmen, um sich zu überzeugen, in wie weit diese für die Verwendung im großen Verbands vorbereitet waren, bezw. hier belehrend und bessernd zu wirken.

Da das neue Reglement noch nicht erschienen war, den hier beteiligten Regimentern in größerem Verbands zu üben noch nie Gelegenheit geworden war, von einem Einleben in die neuen Grundsätze der Treffentaktik also nicht die Rede sein konnte, ja selbst ein tieferes Verständnis für die Vorbedingungen des Gelingens nicht zu erwarten war, so arbeitete der General für die Truppentheile, die an der Uebung, die bei Konig stattfinden sollte, theilzunehmen bestimmt waren, noch sehr eingehende Direktiven aus, die das ganze Wesen des Reiterkampfes umfassend, die uns aus früheren Mittheilungen bekannten Grundsätze den Truppen klarlegten.

An die Spitze dieses Erlasses war die Forderung gestellt, daß die Truppe unter Festhaltung der unumstößlichen Ordnung — Haupt-

forderung — aus einer jeden Form, nach einer jeden Direktion hin zur höchstmöglichen Waffenwirkung, also zur Linie, so schnell als möglich entwickelt wird; hierzu ist unumgänglich erforderlich die höchste Einfachheit der zur Anwendung kommenden Bewegungen und Evolutionen und die größte Sicherheit in deren Ausführung, der Ausschluß eines jeden Irrthums, eines jeden Mißverständnisses.“*)

Fassen wir am Schlusse dieses Abschnittes zusammen, welche Reformen die Kavallerie in jenen kurzen Friedensjahren ihrem Meisterlehrer verdankte, so sind es folgende.

Es wurde:

- die Deutsche Reiterei von dem Banne der Normalformation befreit, indem er den Begriff der Inversion endgültig beseitigte;
- die Richtung nach der Mitte durchgeführt;
- die Eskadronskolonnetaktik zur Alleinherrscherin gemacht;
- der Dreitreffentaktik des großen Königs neue Lebensfähigkeit gegeben, indem er sie den Forderungen der heutigen Kriegsweise anpaßte, und der Reiterei die Vorbedingungen für diese gab;
- endlich hat er die Selbständigkeit der Waffe gesichert, indem er sie wieder lehrte, sich erforderlichenfalls auch zu Fuß die Bahnen zu öffnen für fernere Siege im Sattel.**)

Diese großen Verdienste um die Förderung der Waffe erklären aber doch noch nicht ganz die geradezu begeisterte Verehrung, die der General damals in der Kavallerie genoß. Was war es, was ihm besonders die Herzen der jüngeren Offiziere gewann? — Die Thatsache, daß an seine Kriegsarbeit und zwar an die seinige vornehmlich die Hoffnung sich knüpfte, der Waffe könne doch wieder eine ausschlaggebendere Wirksamkeit, gleichberechtigt mit den anderen Waffen, zufallen, wenn die eisernen Würfel dereinst wieder rollen sollten, sowie die Gewißheit, daß die Prophezeihungen derer würden zu Schanden werden, die damals der Kavallerie jede Bedeutung bei einem künftigen Ringen absprechen wollten. —

*) Diese sehr lehrreichen Direktiven sind veröffentlicht im 2. Heft zum Militär-Wochenblatt von 1876: „Die Uebungen der kombinierten Kavalleriedivision des I. und II. Armeekorps bei König im August und September 1875.“ Berlin 1876 bei E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, sowie: in Kaehler, „Die Preussische Reiterei von 1806 bis 1876 in ihrer inneren Entwicklung“. Ebenda, und in Englischer Uebersetzung vom Major-General Walker.

***) Kaehler, a. a. O.

Der Tod. — Rückblick.

Anfang August begab sich der General nach der Provinz Preußen um das 3. Kürassier- und 1. Dragonerregiment zu besichtigen. Seit dem Frühling litt er an einem sich von Zeit zu Zeit einstellenden heftigen Kopfwahl, auch war seine alte Wunde wieder aufgebrochen, deren Narbe immer entzündlich gewesen und nie vollkommen geheilt war, da, wie sich später herausgestellt hat, noch Kleiderseken darin gesteckt hatten. Dazu waren die gewaltigen Anforderungen des Dienstes seit dem Frühjahr gekommen, denen gegenüber er keine Schonung gekannt hatte. Ueber seine Dienstgeschäfte schreibt er unter dem 12. Juni 1875:

„Meine Geschäfte haben sich durch meine Beförderung nicht gemindert, und ich bin eigentlich wie ein abgehettes Wild, das keinen Augenblick Ruhe hat, um so mehr, da ich jetzt außer der Division noch alle drei Brigaden versehen muß und mit Ministerium, Generalkommando des I. und II. Armeekorps wegen der Divisionsübungen in Königskorrespondenz.“

Durch Kommissionsberathungen, Berichte, Reisen, Besichtigungen zc. blieb der General vom April ab in fast ununterbrochener Arbeit, es blieb ihm kaum ein Tag zur freien Verfügung. Dazu kamen schwere Sorgen um die Gesundheit seiner Frau, eigenes schlechtes Befinden, Schmerzen in der Wundnarbe — es war zu viel der Bürde aller Art für Körper, Seele und Geist und das monatelang — unablässig — und vom General in unverdrossener Selbstverleugnung und Pflichttreue durchgeführt und ertragen. So trat er schon recht leidend diese Inspektionsreise an.

Mit seinem gewöhnlichen fortreisenden Feuer hatte er noch vor der Front der Ostpreussischen Regimenter durch persönliche Führung, Beispiel und Belehrung gewirkt, kam aber schwerer leidend nach Danzig bei seinem dritten Sohne an, der dort als Adjutant der 2. Kavalleriebrigade stand, um sich von hier weiter nach Pommern zu begeben. Nach dem Reiseplan war hier eine viertägige Pause. Die ersten beiden Tage waren durch mancherlei Geschäfte und nothwendige Besuche viel bewegte, die beiden letzten lag er fast sterbend zu Bett. Die Aerzte erklärten, er stände unter der Gefahr einer heftigen Gehirnentzündung. Fortsetzung der Reise unmöglich — undenkbar. Aber so erloschen die Lebenskraft des Generals auch schien, die noch zu erfüllenden dienstlichen Pflichten ließen ihm keine Ruhe, hatte er doch noch die Pommerschen Regimenter und das Ostpreussische Ulanenregiment zu besichtigen, und so setzte er pünktlich am 15. morgens, trotz sichtbarer größter körperlicher Schwäche, seine Reise fort. In der Nacht hatte er sich noch erhoben und arbeitete unter versagenden Kräften im Fieberschweiß an

den Dispositionen für den kriegsmäßigen Anmarsch der Regimenter. Kurz vor der Abreise sagte er seinem Sohne: „Ich muß die letzten Regimenter noch sehen, was soll der Kaiser sagen, wenn ich ihm nicht Rede stehen kann über den Zustand der Regimenter. Ich fühle wohl, es ist körperlich nicht so wie sonst mit mir, die Schmerzen im Bein beim Reiten kommen auch wieder, aber wir stehen doch in Gottes Hand, dein Vater auch; ich kann nicht gegen mein Gewissen und gegen meine Pflicht handeln und meine Willenskraft habe ich noch, da muß der Körper mit.“

Er besichtigte nun noch das 11. und 3. Dragonerregiment; bei dem 5. Fusarenregiment aber, am Schlusse der Besichtigung, brachen seine mit fast übermenschlicher Anspannung erhaltenen Kräfte auf dem Pferde zusammen. Eine Lähmung des verwundeten Beines war eingetreten, die in Danzig zunahm. Fast schon ein Sterbender, traf er am 18. abends in Danzig ein in der festen Absicht, später noch zur Besichtigung des 8. Ulanenregiments zu reisen. Hier hauchte er trotz sorgfältigster Pflege am 25. August seinen Geist aus.

So starb dieser seltene Mann, jeder Zoll ein Held.

Bis zum letzten Athemzuge, bis zur äußersten Erschöpfung seiner Kraft nur dem Dienste für König und Vaterland, für unsere theure Waffe sich weihend, wie ein treues Pferd „in den Selen“, bis zum letzten Moment seinen, bis dahin so zähen kerngesunden Körper, seine nie einer künstlichen Anregung bedürftigen Nerven mit der Energie seines unbeugbaren Willens bezwingend. —

Das ärztliche Attest über die Todesursache lautete dahin, „daß bei dem obwaltenden Mangel jeder anderen bestimmten Ursache und der völligen Integrität der Organe, welche Gehirnentzündungen zur Folge haben, die Wunde mit der Gehirnentzündung in ursächlichem Zusammenhange steht“.

Seine sterbliche Hülle wurde auf dem neuen Garnisonkirchhofe zu Magdeburg beigesetzt.

Er hatte gelebt, sich zum unvergänglichen Ruhme, seinem Vaterland und Volk zur Ehre, späteren Geschlechtern zur Nachahmung. Möchten in Stunden der Prüfung unserem Volke nie Männer fehlen, wie Carl v. Schmidt es war! Sein Hinscheiden erregte in den weitesten Kreisen des Heeres die lebhafteste Theilnahme und Trauer.

Kaiser Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gaben in Zuschriften an die Wittve ihrer Theilnahme innigen Ausdruck. Von den vielen Zuschriften hochgestellter Personen mögen hier nur die Worte des Prinzen Friedrich Karl eine Stätte finden, dessen Beziehungen zum General, wie wir sahen, infolge des Krieges eine so besondere Wendung genommen hatten.



Der Prinz schrieb schon am Tage nach dem Tode: „Der Tod Ihres Herrn Vaters geht mir namenlos nahe. Es ist dies eines derjenigen Ereignisse, auf die man nicht vorbereitet, vor denen man stumm dasteht und sich fragt: Was nun? Ist er nicht unerseßlich? Sind seine Fähigkeiten und Eigenschaften bislang auch so ausgenutzt worden, wie es das Wohl des Königs und des Staates, wie es unsere Kavallerie bedurfte? Ich habe in ihm den tapfersten General und besten Reiterführer geschätzt und hoffte viel von einer noch langen Wirksamkeit. Zu den höchsten Stellen wäre er gelangt. Die Kavallerie und die Armee verlieren mit ihm sehr, sehr viel! Ich weiß nicht, welcher andere Verlust im Augenblick hätte größer sein können.“

In einem herrlichen Nachruf des Nachfolgers im Kommando der Kavalleriedivision des I. und II. Armeekorps, Generalmajors Grafen v. Roedern, heißt es zc. „Der Division, welche gehofft hatte, unter seiner Meisterhand sich zu einem schneidigen Kriegswerkzeuge heranzubilden, bleibt daher nur die traurige Pflicht, in tiefer Betrübniß über dem Grabe ihres unvergeßlichen Generals ihre Standarten zu senken und ihm nachzurufen: »Sein Geist, sein reiterliches Wollen und Können, sie mögen fortleben in uns Allen!«“

Als charakteristisch dafür, wie die jüngeren Kreise in der Waffe für den Entschlafenen fühlten, mögen hier aus dem Schreiben eines noch lebenden Generals einige Worte Platz finden: „zc. Sie haben den besten Vater verloren, die Armee ihren ausgezeichnetsten Kavallerieführer. Der Verlust für das Vaterland ist unerseßlich, Niemand ragt an ihn heran. Wo wäre Jemand, der mit seinem Löwenmuth die Meisterschaft bei der Führung und die reiche Erfahrung vereinigte! zc.“

Aus des Generals Familienleben ist noch anzuführen, daß er, als er zur Lehreskadron kommandirt war, Helena v. Goehren geheirathet hatte. Lebhaften Geistes, ist sie ihrem Gatten stets eine treue Helferin und Stütze gewesen, hat es als Gattin und Mutter verstanden, in nimmer verjagender Opferwilligkeit und Herzensfreudigkeit ihre Aufgaben zu erfüllen, und war allezeit mit einem so idealen Gottvertrauen ausgerüstet, daß ihr während der Kriege an denen der Mann und vier Söhne theilnahmen, der Gedanke, sie könne einen derselben verlieren, nicht kam. In geistiger Frische lebt sie, 87 Jahre alt, in Potsdam. Die vier Söhne des Generals gehören sämmtlich dem Offizierstande an, die einzige Tochter weilt nicht mehr unter den Lebenden.

Unseres regierenden Kaisers und Königs Majestät, die hohe Bedeutung des Generals Carl v. Schmidt wohl erkennend, haben dem 1. Pommerschen Ulanenregiment Nr. 4 für alle Zeiten den Namen des Generals verliehen und dem durch folgende Allerhöchste Kabinettsordre Ausdruck gegeben:

„Ich habe beschlossen, das Andenken des Generalmajors Carl v. Schmidt und dessen besonders hervorragende Verdienste um die Entwicklung der Kavallerie dadurch zu ehren und für alle Zeiten in Meiner Armee lebendig zu erhalten, daß Ich dem 1. Pommerschen Ulanenregiment Nr. 4, in welchem er den größten Theil seiner Dienstlaufbahn zurückgelegt hat, den Namen Ulanenregiment von Schmidt (1. Pommersches) Nr. 4 verleihe. Möge das Regiment aus diesem Beweise Meiner Gnade und Meines Wohlwollens einen Ansporn entnehmen, dem hochverdienten General in Ausübung aller Krieger-tugenden nachzueifern und dadurch sich gerechte Ansprüche auf Meine dankbare Anerkennung zu erwerben.

Berlin, den 27. Januar 1889.

gez. Wilhelm R.“

An das

1. Pommersche Ulanenregiment Nr. 4.

Eine weitere Anerkennung ließ Seine Majestät der Kaiser und König dem Andenken des Generals v. Schmidt dadurch zu Theil werden, daß er die Genehmigung zur Aufstellung eines Denkmals für ihn in der Nähe der Diensträume jenes Regiments erteilte, das der General, wie wir gesehen haben, zu einem so außerordentlichen Kriegswerkzeug gebildet hatte.

Am 9. November d. Js. nimmt die vielhundertjährige Residenz der Herzöge von Holstein, Schloß Gottorp in Schleswig, des tapferen Führers und Wegweisers der Kavallerie Denkmal in Erz auf, von treuen Kameraden errichtet. Die Künstlerhand des Schöpfers des Denkmals, Professors und Hofmalers Conrad Freyberg, der, dem General im Kriege bekannt geworden, in selbstloser Weise das Werk schuf, hat Bewunderung für seinen Helden bei dem Thun geleitet.

Nachwort.

Diese Skizze konnte unmöglich der Bedeutung des Generals Carl v. Schmidt so gerecht werden, wie der Verfasser es gewünscht hätte. Die Biographie des seltenen Mannes bleibt noch zu schreiben; auch darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß von Seiten der Familie Veröffentlichungen aus dem hochinteressanten schriftlichen Nachlaß des Generals erfolgen. Die vielen auf einen solchen hinweisenden Anführungen im Texte der Schrift wie in Fußnoten lassen schon erkennen, welch reiches Material noch vorliegt.



Beiheft
zum
Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben von **v. Frobel**, Generalmajor a. D.

1903.

Die
Unternehmungen des Yorckschen Korps
gegen die
nordfranzösischen Festungen 1814.

Ein Beitrag
zur Frage des Wertes der Festungen einst und jetzt

von

v. Janson,
Generalleutnant z. D.



Mit zwei Übersichtsskizzen im Text.

Berlin.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Rochstrasse 68—71.

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1903.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.



A stylized, calligraphic monogram consisting of the letters 'E' and 'M' intertwined.

Mit Karten und Skizzen.

Berlin.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68-71.

Inhalt.

| | Seite |
|--|-------|
| Die Unternehmungen des Nordischen Korps gegen die nordfranzösischen Festungen 1814. Ein Beitrag zur Frage des Wertes der Festungen einst und jetzt von v. Janson, Generalleutnant z. D. Mit zwei Übersichtsskizzen im Text | 1 |
| Die Kriegsvorbereitungen Rußlands und seine Heeresbewegungen im Jahre 1877 bis zur ersten Schlacht bei Plewna. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 29. Oktober 1902 von Klotz, Hauptmann im Generalstabe des IV. Armeekorps | 67 |
| Die süddeutschen Heeresbewegungen im Main-Feldzuge von 1866. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 12. November 1902 von v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. Mit sechs Skizzen im Text | 95 |
| Über den Gefechtswert von Truppen auf dem Rückzuge. Mit fünf Skizzen | 135 |
| Graf Albrecht v. Roon, Königlich Preussischer General-Feldmarschall. [Unveränderter Neuabdruck des dritten Beihftes zum Militär-Wochenblatt 1879.] Von v. Gokler, damals Major im Kriegsministerium, jetzt General der Infanterie, Staats- und Kriegsminister. Mit dem Bildnis des General-Feldmarschalls | 163 |
| Die sibirische Eisenbahn und das russische Arbeitsfeld in Ostasien. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 26. November 1902 von Taubert, Oberleutnant im Feldartillerie-Regiment Nr. 22, kommandiert zur Kriegsakademie. Mit einem Blatt Skizzen in Steindruck | 201 |
| Zeitgemähe Feldgeschütze. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Februar 1903 von Scherbening, Major im Generalstabe der 3. Division | 215 |
| Die Generale der Königlich Hannoverschen Armee und ihrer Stammtruppen. Von B. v. Poten, Königlich Preussischem Oberst z. D. | 243 |
| Die italienischen Alpini. Von G. v. Graevenitz, Hauptmann a. D. | 335 |
| Taktische Betrachtungen über den Angriff auf besetzte Feldstellungen | 365 |
| Die Schlacht von Kunersdorf am 12. August 1759. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1903 von v. Eberhardt, Oberst und Chef des Generalstabes X. Armeekorps. Mit einem Schlachtplan und zwei Übersichtsskizzen | 389 |
| Das Gefecht in und bei Lüneburg am 2. April 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Erhebung Hannovers im Jahre 1813 und zur Geschichte des hannoverschen Kronprinz- Dragonerregiments von B. v. Troschke, Oberleutnant im 2. hannoverschen Dragonerregiment Nr. 16, kommandiert zur Kriegsakademie. Mit drei Skizzen in Steindruck | 421 |

| | Seite |
|--|-------|
| Rekrutenwerbungen in reichsritterschaftlichem Gebiet im 18. Jahrhundert. Von
Frhrn. v. Stetten-Buchenbach, Oberst j. D. | 451 |
| Blüchers Eintritt in den preussischen Dienst. Auf Veranlassung der kriegsgeschicht-
lichen Abteilung II des großen Generalstabes bearbeitet von Frhrn. Binder
v. Kriegstein, Hauptmann der Landwehr. Mit einer Skizze im Text. | 467 |
| Eine militärische Studienfahrt nach Oberitalien. Von W. v. Unger | 489 |
| Über die Sachverständigentätigkeit der Sanitätsoffiziere zum § 51 des Reichs-
strafgesetzbuchs. Garnisonvortrag, gehalten zu Königsberg i. Pr. am 9. Fe-
bruar 1903 von Dr. Rothamel, Oberstabsarzt beim Kürassierregiment Graf
Wrangel (Ostpreuß.) Nr. 3 | 529 |

Die Unternehmungen des York'schen Korps gegen die nordfranzösischen Festungen 1814.

Ein Beitrag zur Frage des Wertes der Festungen einst und jetzt

von

v. Janson,
Generalleutnant z. D.

(Mit zwei Übersichtskizzen im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt: Vorbemerkung S. 1. — I. Übersicht über die Operationen bis zum Befehl für die Unternehmung gegen die Festungen S. 2. — II. Entstehung des Gedankens und Durchführung der Unternehmung S. 6. — III. Beurteilung S. 38. — IV. Verändertes und Gleichgebliebenes in der Bedeutung der Festungen S. 45. — Anhang: Zusätze, Begründungen, Erläuterungen, Beurteilung von Quellen S. 53. — Quellen S. 60. — Anlagen: A. Zusammensetzung der Schlesi'schen Armee zur Zeit des Saar-Überganges S. 61. — B. Ordre de bataille des preußischen I. Armeekorps nach dem Rhein-Übergang S. 62. — C. Verteilung der Truppen vor den Festungen am 22. Januar 1814 S. 64/65. — Übersichtskizzen 1. S. 3, — 2. S. 13.

Vorbemerkung.

Die Vorarbeiten für eine Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich*) haben mir Gelegenheit gegeben, mich auf Grund der Akten des Kriegs-Archivs des Großen Generalstabes eingehend mit einer bisher in ihren Einzelheiten wenig bekannten Episode zu beschäftigen, der Unternehmung des York'schen Korps gegen die nordfranzösischen Festungen im Januar. Da sie ohne sichtbaren Erfolg verlief, schien ihr Studium wenig anziehend; von jeher war sie im wesentlichen mit dem Schlagwort „Champagner-Disposition“ von der einen und „York hat seine Visitenkarte abgegeben“ von der anderen Seite abgefertigt worden.

Da der hierin liegende Vorwurf Männer wie Blücher und Gneisenau, andererseits York, traf, erschien es mir angezeigt, die Berechtigung dazu sachgemäß zu prüfen; hierbei ergaben sich Gesichtspunkte für die Bewertung der Festungen in Bezug auf die Operationen, welche zu einem Vergleich mit 1870 und mit den Verhältnissen der Gegenwart herausforderten, und deren Besprechung zurzeit vielleicht nicht ohne Interesse ist. So ist in der doppelten Absicht, eine kriegsgeschichtliche Frage zu klären und hieraus gleichzeitig Lehren für die Gegenwart zu ziehen, diese Schrift entstanden.

*) Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815 in vier Einzelwerken. III. v. Janson, Generalleutnant z. D., Der Feldzug 1814 in Frankreich. Mit zahlreichen Skizzen und Plänen. Berlin 1903. C. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung. (Im Druck.)

I. Übersicht über die Operationen bis zum Befehl für die Unternehmung gegen die Festungen.

In den ersten Tagen des Januar 1814 überschritt die Schlesische Armee unter Blüchers Führung an drei Punkten — Coblenz, Caub und Mannheim —, ohne erheblichen Widerstand zu finden, den Mittel-Rhein und begann unter Zurücklassung des russischen Korps Langeron vor Mainz, also zunächst nur mit dem I. preußischen Armeekorps unter York und dem russischen Korps Sacken, den Vormarsch durch den Hundsrück und die Pfalz nach dem nördlichen Frankreich. Die Absicht, die schwachen französischen Streitkräfte, die unter dem Marschall Marmont in Iordonartiger Aufstellung gewissermaßen eine „Scheinverteidigung“ jener Stromstrecke gebildet hatten, bei ihrem Rückzuge abzuschneiden, mißlang wiederholt; am 10. Januar abends waren sie vorwärts Metz bei Longeville an der Straße nach Saarbrücken versammelt, mit einer Arrieregarde bei St. Avold. Die preußische und russische Kavallerie hatte unmittelbar Fühlung mit dem Gegner, die Infanterie war im Begriff, die Saar auf der Strecke Merzig—Saargemünd zu überschreiten. Am 11. wurde der Saar-Übergang vollendet; abgesehen von dem Detachement des Obersten Grafen Händel-Donnersmark (1 Bataillon, 5 Eskadrons, $\frac{1}{2}$ reit. Batterie), das sich seit dem 5. in Trier befand und gegen Luxemburg beobachtete, bildete die preußische 7. Brigade unter Generalmajor v. Horn ($6\frac{3}{4}$ Bataillone, 3 Eskadrons und 1 Jägerdetachement, 1 Fußbatterie) den rechten Flügel; sie erreichte Bouzonville (Bufenweiler) an der Straße Saarlouis—Thionville (Diedenhofen), während Major v. Bieberstein mit vier Bataillonen und vier Eskadrons*) die Festung Saarlouis einschloß und die Avantgarde des I. Armeekorps unter dem Generalleutnant Prinzen Wilhelm von Preußen (Bruder des Königs) bis Überherrn und der Rest des Gros bis Forbach gelangte. St. Avold fiel durch Zusammenwirken der vom Gros vorgeschobenen Abteilung des Oberstleutnants v. Stutterheim (1 Bataillon und 4 Eskadrons)**) mit dem Detachement des Prinzen Biron***) in die

*) Schlef. Gren. Bat., III./Schlef. Landw. Nr. 13, II. und III./Schlef. Landw. Nr. 14 und Neumärk. Landw. Kav. Regt.

***) Füß. Bat. 12. Ref. Regts. und Brandenburg. Ulan. Regt.

***) Generalmajor Prinz Biron von Kurland war mit einem von der Reservekavallerie des Anfang Dezember 1813 noch in Erfurt befindlichen preußischen II. Armeekorps (v. Kleist) abgezweigten Detachement, bestehend aus je zwei Eskadrons des 2. Schlef. Füß. Regts. und des Schlef. National-Kav. Regts. sowie dem Jägerdetachement des Neumärk. Drag. Regts., dem russischen Korps Sacken zum Zweck der Verbindung mit dem Korps York zugeteilt worden.

Hände der Verbündeten, während fast gleichzeitig Generalmajor v. Jürgaß mit der Reservekavallerie*) und der russische Generalleutnant Lansky mit der Avantgarde Sackens einrückten. Sackens Gros befand sich zwischen Faulquemont (Falkenberg) und Petelange (Püttlingen).

Überblicksflizze 1.



1:2400000.



*) Generalmajor v. Jürgaß verfügte als Kommandeur der Reservekavallerie nur noch über das Litth. Drag. Regt. (4 Eskadr. u. Jägerdetach.), das Westpreuß. Drag. Regt. (4 Eskadr.) und 1/2 reit. Battr. Nr. 1.

Die Schlesiſche Armee ſetzte ihre Vorwärtſsbewegung fort, und zwar Horn auf Thionville, der Reſt des preußiſchen Korps auf Metz (nur Hencil verblieb biſ auf weiteres in Trier), die Ruſſen auf Pont à Mouſſon und Nancy.

Am 14. wurde auch Generalmajor v. Birch II mit der 1. Brigade von der Richtung auf Metz auf Thionville abgezweigt, um Horn, der vor dieſem Plage bereits am 12. in Diſtroff (Diesdorf) eingetroffen war, abzulöſen, während dieſer gemeinſam mit Hencil einen Verſuch machen ſollte, Luxemburg fortzunehmen.

Die Franzoſen unter Marmont waren unterdeſſen auf Metz und über die Moſel zurückgegangen, auf dem rechten Ufer befanden ſich nur auf kurze Entfernung vorgeschobene Vorpoſten, mit denen Yorck unmittelbar Fühlung hatte; Pont à Mouſſon und Nancy wurden noch feſtgehalten. Blücher gab in dieſer Lage am 15. Januar folgende

„Disposition für den 16. Januar.“

„Den 4./16. Januar*) marſchirt das Korps Sacken in Quartiere zwiſchen Château-Salins und Morange. Moyon-Vic und Marſal werden mit Infanterie beſetzt, um Herr der Straße von Moyon-Vic über Betelange nach Saarguemines zu bleiben.

Die vorauspoſſierte Kavallerie gegen Nancy wird unterſtützt durch nachrückende Kavallerie, und Nancy und Pont à Mouſſon beſetzt, wenn es vom Feinde verlaſſen ſein ſollte, der Feind auch in dieſem Falle durch leichte Kavallerie verſolgt.

Die Avantgarde des Korps v. Sacken bleibt gegen Pont à Mouſſon ſtehen.

Das Korps v. Yorck bleibt in ſeinen Quartieren ſtehen, und es werden die Wege von Folligny gegen Pont à Mouſſon reſognosziert, ob ſie mit leichtem Geſchütz zu beſahren ſind.

Das Korps Graf Langeron**) marſchirt den 4./16. Januar nach Saarbrück, den 5./17. Januar in Kantonnements zwiſchen St. Avold und Forbach, den letzteren Ort excl.

Mein Hauptquartier bleibt in St. Avold.

Blücher.“

Die eingehenden Nachrichten vom gänzlichen Rückzuge des Feindes hinter die Moſel, im beſonderen auch von der Beſetzung von Nancy durch den Prinzen Biron und dann auch die Koſaken Lanſkoys, veranlaſſten nun die Abfaſſung eines zweiten Befehls an demſelben Tage, der 8 Uhr abends bei Yorck eintraf:

*) Die geringere Zahl des Datums bezieht ſich immer auf den alten (ruſſiſchen) Kalender.

**) Es ſind die ſchon damals von der Einſchließung von Mainz loſgelöſten Teile des Korps Langeron gemeint, nämlich das IX. Infanteriekorps unter Generalleutnant Oſſuffjew (12 Bataillone) neſt der Kavallerie des Generalleutnants Borosdin (1 Dragoner- und 1 Koſakenbrigade zu je 2 Regimentern) und 18 Geſchütze.

„Disposition.

Den 4./16. Januar 1814 rückt die Brigade der Avantgarde*) des Korps von Jord bergestalt vor Metz, daß sie die Einschließung von Colombey über Magny bis Montigny übernimmt. Von St. Julien bis Colombey findet nur Einschließung durch Kavallerie von der Avantgarde statt.

Die andere Brigade**) rückt auf der Chaussee nach Metz nach. Die Reservekavallerie folgt dem feindlichen Rückzug nach Verdun.

Den 5./17. Januar geht eine Brigade bei Nancy über die Mosel, um die Einschließung von Metz zu vollenden.

An diesem Tage ist auch die Einschließung von Thionville zu vollenden, sowie die von Luxemburg durch frühere Disposition bewirkt ist.

Den 5./17. Januar rückt das Korps von Saden in Kantonierungsquartiere zwischen Nancy und Chateau-Salins (Nancy mit einer Infanteriebrigade besetzt).

Die Infanterie der Avantgarde nach Pont à Mousson.

Die Kavallerie folgt dem Feind sowohl von Pont à Mousson als von Nancy, jedoch behält die erstere die Hauptdirektion von Pont à Mousson auf Commercy an der Maas, die andere von Nancy über Toul nach Bar le Duc.

(NB. Die Infanterie rückt den 6./18. Januar weiter, und wird noch bestimmt, wohin.)

Den 6./18. Januar rückt das Korps von Langeron in zwei Kolonnen vor:

1. Kolonne. Sämtliche Kavallerie von St. Avold in zwei Märschen vor Metz, wo selbige beim General der Infanterie v. Jord weitere Ordre finden wird.

2. Kolonne. Sämtliche Infanterie in Kantonierungsquartiere zwischen Chateau-Salins und Faulquemont, den 7./19. in Kantonierungsquartiere zwischen Nancy und Chateau-Salins.

Mein Hauptquartier ist den 4./16. Januar Chateau-Salins, den 5./17. Januar Nancy. Blücher.“

In dem an Jord gerichteten Begleitschreiben von demselben Tage heißt es: „Nach dieser Disposition halten Ew. Excellenz vom 17. Januar an die Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis eingeschlossen. Es ist aber keineswegs meine Absicht, daß dies ein dauernder Zustand sein soll, vielmehr Folgenbes der Zweck: Ew. Excellenz fühlen die außerordentliche Wichtigkeit davon, wenn einer dieser Plätze in unsere Hände fiel und dadurch ein sicherer Waffenplatz würde. Ist es möglich, einen dieser Plätze (in denen sich überall nur Konstruierte befinden sollen), durch Einverständnis mit den Einwohnern oder durch Sturm zu nehmen, so müßte es von unserer Seite unternommen werden, selbst wenn wir einen Verlust von 1000 Mann und mehr dabei haben sollten.“ Wo sich nach den Erkundungen der Ingenieure ein sofortiger Angriff als unmöglich herausstelle, sollten nächtliche Alarmierungen der Festungen mit nur wenigen Mann stattfinden, „um ihre Anstalten zu prüfen“. Seien die Plätze nicht zu nehmen, so solle General v. Röder mit seiner Kürassierbrigade Luxemburg und Thionville bis zur Ankunft des II. Armeekorps unter Kleist***) einschließen, ebenso Metz die bereits dorthin dirigierte Kavallerie Langerons, — „und Ew. Excellenz marschieren dann mit Ihrem Armeekorps gerade nach St. Mihiel an der Maas, in welchem Fall man auch en passant den Zustand von Longwy untersuchen könnte. Ich kenne Ihre Munitionsvorräthe für die 10pfdgen. Haubizen nicht;

*) Verstärkte 8. Brigade.

**) 2. Brigade.

***) Das preußische II. Armeekorps, das bisher das noch in französischen Händen befindliche Erfurt eingeschlossen hatte, wurde unter Zurücklassung eines Detachements zur Einschließung der Citadellen, nachdem die französische Garnison die Stadt selbst geräumt

sollte durch Bewerfung aus den vier Haubitzen*) ein Platz zur Übergabe gebracht werden können, so wäre freilich dieses Mittel auch zu versuchen. Jedoch müssen wir Munition zu einer Bataille ersparen. Ich begeben mich wegen der Kommunikation mit der großen Armee nach Nancy und überlasse Ew. Excellenz nach diesen Auseinandersetzungen alle Anordnungen bei Ihrem Armeekorps.***) Sollten Sie nötig finden, an einer oder der anderen der drei großen Festungen die Blockade durch Infanterie noch länger dauern zu lassen, so kann es geschehen und nur ein Teil nach St. Mihiel rücken. Wann dann die Truppen dortselbst ankommen können und in welcher Zahl, davon bitte ich mich zu benachrichtigen. Ich werde Ew. Excellenz noch Ordres an den General v. Röder sowie an den russischen General Worosdin zusenden, um davon nach Umständen Gebrauch zu machen.“

Diese „offenen Ordres“ enthielten für Röder den Auftrag zur Einschließung von Luxemburg und Diedenhofen mit je einer Hälfte seiner Truppen bis zur Ankunft Kleists bezw. für Worosdin zur Blockade von Metz auf beiden Ufern an Yorcks Stelle.

Dieser Befehl für den 16., welcher dem I. Armeekorps die Einschließung von drei Festungen (noch außer Saarlouis) und womöglich Wegnahme einer derselben aufgab, wurde im Yorckschen Hauptquartier, in welchem alle Anordnungen des Armeekorps-Oberkommandos grundsätzlich einer abfälligen Kritik unterzogen wurden,***) gewohnheitsgemäß als „Champagner-Disposition“ bezeichnet,†) d. h. als ein leichtfertig in der Weinstimmung gefaßter Entschluß, der den tatsächlichen Verhältnissen nicht Rechnung trägt. Ein so schwerwiegender Vorwurf fordert zu genauer Prüfung auf, und hierzu bedarf es zunächst einer eingehenden aktenmäßigen Darstellung der Vorgänge.

II. Entstehung des Gedankens und Durchführung der Unternehmung.

Der erste Operationsplan Gneisenaus, der in Frankfurt a./M. in der Sitzung vom 7. November 1813 vorgelegt wurde, faßte ein Vorgehen der Schlesischen Armee nebst verfügbaren Truppen der Nordarmee zur Eroberung der Niederlande ins Auge, während die Hauptarmee gegen Metz, Straßburg und Luxemburg vorgehen sollte und für den Einbruch durch die Schweiz nach der Franche-Comté nur ein Nebenkörper vorgesehen war. Schon am 3. November hatte Blücher aus Gießen an den König geschrieben, um ihn dem Plane der ungefäulsten Eroberung von Holland geneigt zu machen, und hierbei die Marschrichtung gerade dahin, wo der Festungsgürtel am dichtesten

hatte, zur Schlesischen Armee über Coblenz nachgezogen und sollte am 26. Januar Trier erreichen. Ein Teil der zugehörigen Reservekavallerie, 2. Stpreuß. Kür. Regt. Großfürst Constantin und das Brandenburg. Kür. Regt. unter Generalmajor v. Wrangel nebst der reit. Battr. Nr. 7 waren unter Generalmajor v. Röder (Kommandeur der Reservekavallerie) vorausgeschickt und auf Luxemburg dirigiert worden.

*) Je zwei 10pfde. Haubitzen der beiden 12pfden. Batterien der Reserveartillerie.

**) Siehe Anhang, Nr. 1.

***) Ebenda, Nr. 2.

†) Droysen III. S. 240.

war, ebenso charakteristisch für seine und Gneisenaus Auffassung, wie zutreffend, mit folgenden Worten begründet:

„Nötigen wir den Feind, der, solange er am rechten Ufer des Rheins operierte, keine seiner vielen Festungen mit Garnison zu versehen brauchte, sie zu besetzen, so wird er zu schwach, um im Felde gegen uns zu erscheinen, und will er sich im Felde halten, so verliert er Festungen.“

Als dann ein ganz anderer Operationsplan zur Annahme gelangte und der Schlesiſchen Armee nicht der Marsch nach den Niederlanden, sondern ein Vorgehen vom Mittel-Rhein aus zusiel, lag der Marsch auf Metz bezw. der Schutz gegen Unternehmungen von dort durchaus im Sinne der Gesamtoperationen.

Schon am 25. Dezember 1813 schrieb Fürst Schwarzenberg an Blücher, er hoffe am 20. Januar „die ganze Hauptarmee auf den Höhen von Langres versammelt“ zu haben, nach allen Nachrichten fänden im südlichen Frankreich noch keine bedeutenden Truppenansammlungen statt, dagegen zögen sich in Mainz, Metz und Straßburg „ansehnliche Massen“ zusammen, im Felde werde der Feind nicht mehr als 50 000 Mann verfügbar haben, die Nachrichten über die Lage in Holland seien nur mangelhaft. „Ew. Excellenz sehen hieraus, daß für die ersten Tage nur auf meiner rechten Flanke von Straßburg und Metz her Besorgnisse stattfinden können. . . . Mir scheint es, daß eine Operation Ihrerseits gegen Nancy oder Verdun am zweckmäßigsten sein werde.“ Ein zweites Schreiben vom 27. Dezember suchte Blücher von der Wichtigkeit zu überzeugen, welche „eine Operation (seinerseits) gegen Metz und Nancy unter diesen Verhältnissen haben müsse“. Die Nachrichten, welche Schwarzenberg in demselben Schreiben mitteilt, sind allerdings nicht geeignet, die rechte Flanke der durch die Schweiz und über den Oberrhein auf Langres marschierenden Hauptarmee als von Metz her gefährdet erscheinen zu lassen; dieser Platz und seine Umgegend seien von Neufontribierten überfüllt, einschließlich der regulären Truppen 30 000 bis 40 000 Mann, meist ohne Ausrüstung, nur mit alten Gewehren bewaffnet, das „Nervenfieber“ herrsche dort wie in Mainz und Straßburg und habe von den über den Rhein zurückgekommenen alten französischen Truppen bereits 40 000 Mann hinweggerafft, für die genannten drei Festungen zusammen seien nicht mehr als 50 000 Mann (wahrscheinlich ausgebildete Soldaten gemeint) verfügbar. Für Blüchers eigenen Vormarsch auf Nancy und darüber hinaus drohte hiernach von Metz allerdings Gefahr, andererseits aber waren diese Schilderungen wohl geeignet, den Gedanken an die Möglichkeit einer Fortnahme des Places ohne Belagerung anzuregen. Zunächst indessen kam es Blücher darauf an, eine Verstärkung der Festung durch den vor ihm zurückweichenden Marschall Marmont zu verhindern, diesen überhaupt womöglich unschädlich zu machen; sein erstes Operationsziel war daher das Korps Marmont selbst. Die Nachrichten über diesen Gegner waren in den ersten Tagen nach

dem Rhein-Übergang noch höchst unzureichend, eine Entscheidung über die erste Operationsrichtung konnte daher noch nicht erfolgen; erst an der Saar werde es sich entscheiden, ob die Absicht, direkt auf Metz zu marschieren, sich ausführen ließe, berichtete am 3. Januar Blücher an den Kaiser von Rußland. In demselben Gedankengange schrieb der Feldmarschall am folgenden Tage an den General Graf Wrede, der mit dem V. (bayerisch-österreichischen) Armeekorps der Hauptarmee schon im Dezember den Oberrhein überschritten hatte und für den weiteren Vormarsch, so lange Wittgenstein mit dem VI. Armeekorps sich an Straßburg und die niederelßässischen und pfälzischen Festungen fesseln ließ, der Nachbar der Schlesiischen Armee wurde und Schwarzenbergs Sorge für die rechte Flanke teilte,* — er habe „stets die Notwendigkeit gefühlt“, sich links an ihn und die Hauptarmee zu halten und zwar auf Nancy, wenn nicht Metz der Punkt wäre, „von welchem einzig die uns gefährlichen Operationen ausgehen können. Unter den jetzigen Umständen suche ich die feindlichen Streitkräfte auf, und das wird Ev. Excellenz Operationen am meisten erleichtern.“ Schon vorher hatte Blücher auf das erwähnte Schreiben Schwarzenbergs vom 27. Dezember am 29. geantwortet:

„Ich behalte circa 50 000 Mann disponibel, um damit an die Saar vorrücken zu können. Es wird sich ergeben, wenn ich dort angekommen bin, was ich auf Blockaden verwenden muß. . . . Mir scheint das Zweckmäßigste, daß ich mich gegen Metz dirigiere und wahrscheinlich, daß ich bis dahin keinen zu großen Widerstand finde.“

Schwarzenberg sprach unter dem 2. Januar sein vollständigstes Einverständnis hiermit aus.**)

Bereits in der am 3. Januar für den 4. zum Vormarsch gegen die Saar ausgegebenen Disposition wurde eine gelegentliche Fortnahme von Saarlouis ins Auge gefaßt.***) Die hiersür maßgebenden Voraussetzungen trafen jedoch nicht zu; den 8. früh machte der Führer der Spitze der Avantgarde, Generalmajor v. Kögeler, daher den Versuch einer Beschießung mit zwei 7 pfündigen Haubizen; man hoffte auf Einwirkung der Einwohner auf den Kommandanten. Dieser aber verschmähte es sogar, das Feuer zu beantworten, obwohl die Granaten an mehreren Stellen zündeten; ein vorgeschickter Parlamentär erhielt Gewehrfeuer. So kam es nach der Ausführung des Saar-Überganges zu der erwähnten Einschließung. Gleichfalls schon angedeutet ist, wie die Absicht, Marmont von Metz abzuschneiden, mißglückte: der geplanten Umklammerung und damit vielleicht Vernichtung bei Kaiserslautern entzog er sich rechtzeitig und unbemerkt, begünstigt durch mangelhafte Aufklärung der russischen Kavallerie, falsche Meldung eines preussischen Kavallerieoffiziers und Verlangsamung der Märsche beim Jork'schen Korps; dem zweiten Versuch des Abschneidens an der Saar trat das plötzliche An-

*) Siehe Anhang, Nr. 3.

***) Ebenda, Nr. 4.

****) Ebenda, Nr. 5.

schwollen des Flusses, verbunden mit dem völligen Fehlen von Brückentrains bei den Preußen und der mangelnden Fürsorge für rechtzeitiges Vorziehen der russischen Pontons, hinderlich entgegen. So gewann Marmont mit seinen versammelten Kräften (den Divisionen Lagrange, Durutte und Ricard — nicht mehr als 10 000 Mann mit 23 Geschützen*) am 10. Januar die Verbindung mit Metz und die Möglichkeit, ungehindert über die Mosel zurückzugehen. Dadurch war die Lage wesentlich geändert, von diesem Augenblick an waren das erste Operationsziel (das Korps Marmont) und das zweite (die Festung Metz) bis auf Weiteres identisch. Dieses Zusammentreffen war indessen bereits wesentlich früher ins Auge gefaßt worden, denn schon am 5. Januar schrieb der Generalquartiermeister Müßling an den diensttuenden Generaladjutanten und einflußreichen Ratgeber des Königs, Generalleutnant v. dem Knefebeck, einen Brief, der besonders charakteristisch dafür ist, wie jene angefeindete Unternehmung nur die konsequente Ausführung eines stets gehegten Planes war. Es heißt darin:

„Wir gehen mit dem ersten Schritte nach der Saar und nötigen den Feind, nach Saarlouis, Thionville und Luxemburg Garnisonen zu werfen, dann wollen wir ihn, wenn es möglich ist, bei Metz packen.“

Am 9. Januar führte dann Müßling diesen Gedanken in einem an dieselbe Adresse gerichteten Schreiben näher aus:

„Wir werden jetzt bis zum 20. Januar suchen, die feindlichen Kräfte dadurch zu teilen, daß wir versuchen, ihn zu nötigen, in alle Festungen, Saarlouis, Metz, Thionville und Luxemburg, Garnisonen zu werfen. Vom 20. Januar**) sind wir bereit, mit der großen Armee zu operieren und zu schlagen, nur wäre es uns unangenehm, wenn wir noch weiter links, vielleicht bis Nancy, gezogen werden sollten. Wir können unsere Linien von Trier auf Coblenz, von Saarlouis auf Oppenheim und von Zweibrücken auf Mannheim nicht gut preisgeben, so lange wir nicht wissen, was der Feind tut. Eine Bewegung auf Dijon führt Euch —, wie mir es scheint, zu weit links. Mir scheint es besser, daß eine Kolonne von Remiremont auf Neufchâteau und Wittgenstein auf Nancy geht; denn bei Metz und Nancy sind die Kräfte des Feindes, und Marmont ist der einzige, der noch ein Korps auf den Beinen hat.“

Endlich schreibt Müßling am 12. an Knefebeck, General Röder werde den 18. Luxemburg einschließen und gegen Arlon streifen, seine Hauptaufgabe sei,

„zu observieren, ob Napoleon von Brüssel über Arlon etwas auf Luxemburg detachiere, um sich bei Metz mit der Armee zu vereinigen. Das fürchte ich nicht, da wir ziemlich rasch gewesen sind.“

Es ist sehr bezeichnend, daß gerade der als „kühler Rechner“ bezeichnete Knefebeck als Träger dieser Ideen auftritt.***)

*) Siehe Anhang, Nr. 6.

**) Den 20. Januar wollte die große Armee auf der Hochebene von Langres versammelt sein; vergl. Schreiben des Fürsten Schwarzenberg vom 25. Dezember 1813.

***) Siehe Anhang, Nr. 7.

Schon am 8. hatte Blücher an Schwarzenberg geschrieben:

„Mez ist in diesem Augenblick der Hauptorganisationspunkt der feindlichen Kräfte. Nur von diesem Punkt aus kann der großen Armee, welche Gw. Durchlaucht auf Langres führen, für jetzt eine organisierte feindliche Masse entgegen kommen. Wenn es daher gelänge, die feindliche Masse bei Mez zu sprengen und vielleicht die Organisationsmittel zu zerstören, welche der Feind dort aufgehäuft hat, so ist nicht abzusehen, was derselbe dem Vorbringen der großen Armee entgegensetzen könnte.“

Dann wird die Absicht entwickelt, Marmont bis Mez zurückzutreiben, nötigenfalls die anrückenden Verstärkungen abzuwarten, bis

„die Generale Graf Wittgenstein und Brede, vielleicht auch Gw. Durchlaucht in des Feindes rechter Flanke erscheinen. Eine Bewegung von Nancy auf St. Mihiel würde zu diesem Zweck sehr entscheidend sein.“

Blücher hofft, am 15. Januar vor Mez anzukommen, berechnet das Anrücken seiner Reserven und nimmt schon jetzt eine Einschließung Luxemburgs durch General v. Röder in Aussicht.

Am folgenden Tage, dem 9., erging von seiten Blüchers auf einen Brief Schwarzenbergs, in dem er, sich von Napoleon direkt mit einem „Hauptschlage“ bedroht fühlend, erneut die Schlesiische Armee ersucht, „sich auf Nancy“ zu „ziehen oder wenigstens auf Verdun“ zu „dirigieren“, eine dem erwähnten gleichzeitigen Schreiben Müfflings entsprechende Antwort.

„Wenn Gw. Durchlaucht“, heißt es darin, „beim weiteren Vorrücken wünschen, daß ich mich Höchstersehbis bis Nancy nähere, so werde ich doch wenigstens die Zeit, welche mir bis dahin bleibt, benutzen, um den Feind zu nötigen, entweder Garnisonen nach Mez, Thionville und Luxemburg zu werfen, oder einen dieser Plätze zu nehmen. Solange der Feind mit bedeutenden Kräften bei Mez steht, oder sich auf der Chaussee von Mez nach Paris zurückzieht, glaube ich nach Gw. Durchlaucht Intentionen zu verfahren, wenn ich ihm folge und mich in keinem Fall der Gefahr aussetze, die Linie zu verlieren, welche mich an die Saar über Kaiserslautern gegen meine beiden Kommunikationsbrücken zu Mannheim und Oppenheim führt.“

Am 10., also noch vor dem Überschreiten der Saar und fünf Tage vor der „Champagner-Disposition“ erging an Jorck der erste Ausführungsbefehl zu dieser Unternehmung gegen die Festungen.*) Sowie der Feind die Saar verlassen hat, soll Jorck mit einem Detachement, dessen Stärke zu bestimmen ihm überlassen wird, Saarlouis einschließen. „Ich muß wünschen, daß wir uns so wenig als möglich schwächen“; sobald es ferner gewiß ist, daß der Gegner sich auf Mez zurückgezogen hat, soll Generalmajor v. Horn (7. Brigade) auf kürzestem Wege gegen Thionville in Marsch gesetzt werden, um dort „Schrecken und Verwirrung zu bereiten“ und im Falle der „Wahrscheinlichkeit“ eines glücklichen Erfolges einen Versuch zur Wegnahme zu machen. Oberst Graf Hentzel soll mit Horn in Verbindung bleiben und den 15. Januar von Trier gleichfalls gegen Thionville rücken, um der im Anmarsch begriffenen Kavallerie des Generals v. Röder Platz zu machen.

*) Morgens 8 Uhr abgegangen, 3½ Uhr nachmittags bei Jorck präsentiert.

Blüchers Befehl für den 12. lautete:

„Den 12. Januar marschirt das Korps v. York in Kantonnierungen zwischen Foligny und St. Avoob. Die Brigade v. Horn bleibt im Marsch auf Thionville. Die Avantgardebrigade rückt vor Metz zwischen Courcelles und Colombey. Das Korps v. Sacken marschirt in Kantonnierungsquartiere zwischen Faulquemont und Petelange. Mein G. D. kommt nach St. Avoob.“

Die Brigade Horn traf am Abend des 12. thatsächlich in Distroff vor Thionville ein und begann die Einschließung auf dem rechten Mosel-Ufer, indem ihre Vorhut*) sich von Bas-Hamm bis Illange ausdehnte und ein schwaches Kavalleriedetachement nach Sierd und Jnetdange zur Verbindung mit Händel bezw. dem Oberstleutnant v. Stöfel, der mit sieben Eskadrons der Avantgardekavallerie**) und einer reitenden Batterie auf der Straße über Boulay (Volchen) vorgegangen und nach einem erfolgreichen Gefecht gegen drei französische Eskadrons, die von zwei Voltigeurkompagnien unterstützt wurden, bis Glatigny vordrang, während Noisseville, wo sich drei feindliche Bataillone und sechs Eskadrons gezeigt hatten, vom Gegner besetzt blieb.***) Die Reservekavallerie (Jürgas) hielt durch zwei Eskadrons unter Major v. Woisky mit Stöfel Verbindung und schob die Vorhut bis Planville vor, während der Rest der Spitze der Avantgarde †) unter Kommando des Oberstleutnants v. Klüz, Kommandeurs der Ostpreussischen Jäger, und das Gros der Avantgarde die Gegend von Foligny erreichten, die 1. Brigade (Generalmajor v. Birch II.) Haute Bigneul und die 2. (von Oberst v. Warburg, Kommandeur des Mecklenburgischen Husarenregiments, geführt) Baumbiersdorf. Das Detachement des Oberstleutnants v. Stutterheim befand sich in Bionville, Vorposten im Anschluß an Jürgas. Da es der Avantgarde nicht gelungen war, den ihr aufgegebenen Marsch voll auszuführen, gab Blücher ihr dies für den 13. auf, während er Sacken ersuchte, mit Rücksicht hierauf am 13. mit seinem Gros stehen zu bleiben, indessen sollte er „Parteien“ bis gegen die Mosel vortreiben und vor allen Dingen zu erforschen suchen, ob der Feind wirklich die Gegend von Metz verlassen habe und nach Verdun marschirt sei, „was mir ein preussischer Offizier, der bis gegen Mittag vor gewesen ist, gemeldet hat.“ ††) Von dem Ergebnis dieser Erkundung wurde

*) Oberstleutnant v. Sohr, Kommandeur des Brandenburg. Hus. Regts. mit diesem (4 Esk. einschl. Jäger-Esk.), 1 Komp. Leib-Inf. Regts. und 1 Bat. Landw.

**) Die Avantgardekavallerie unter Oberstleutnant v. Stöfel, Kommandeur des 2. Leib-Hus. Regts. (der bisherige Führer, Oberstleutnant v. Kagerer, war erkrankt), bestand aus diesem Regiment (4 Esk. und Jäger-Esk.), 1 Esk. Brandenburg. Hus. Regts., 1 Esk. Mecklenburg. Hus. Regts. und 1 Esk. Ostpreuß. National-Kav. Regts. Davon war die Eskadron des Majors v. Krafft vom 2. Leib-Hus. Regt. gegen Thionville entsandt.

***) Siehe Anhang, Nr. 8.

†) Füf. Bat. Brandenburg. Inf. Regts., I. Bat. 12. Ref. Inf. Regts., 2 Komp. Ostpreuß. Jäger-Bats. und 2 Esk. Schles. Landw. Kav. Regts. Nr. 10. Vergl. auch Anhang, Nr. 9.

††) Rittmeister Erichsen s. Anhang, Nr. 8.

die endgültige Entscheidung über die nunmehrige Marschrichtung abhängig gemacht, wie ein Bericht an Schwarzenberg von diesem Tage beweist:

„Die weiteren Bewegungen der Schlesiſchen Armee hängen von den Nachrichten ab, welche ich unmittelbar über die des Feindes einziehen werde, oder von denjenigen, welche Höchſtſieſelben mir mitzuteilen die Gewogenheit haben werden, in deren Folge ich ſehr gern alle Operationen ausführen werde, welche Ew. Durchlaucht für die Haupt- und die Schleiſiſche Armee anzuordnen für zuträglich halten möchten.“

Außerdem ging durch einen ruffiſchen Offizier folgende Meldung an Schwarzenberg gleichfalls am 12., wahrſcheinlich erſt abends, ab:

„Ich bin heute mit der Schleiſiſchen Armee vor Metz angekommen. Saarlouis und Landau*) iſt eingeſchloſſen. Thionville und Luxemburg**) brennt. Ich kann ſogleich mit 70 000 Kombattanten Bataille liefern, den 18. vor Metz mit 94 000 Mann und ſpäter mit der Ew. Durchlaucht bekannten Stärke.

St. Avoob den 12. Januar 1814.

v. Blücher.“

Am 13. Januar rückte Horn mit der 7. Brigade bis auf 1000 Schritt an Thionville heran und gewann den Eindruck, daß die meiſt mit Mauern verſehenen Werke in ziemlich gutem Zuſtande ſeien; Geſchütze waren nicht zu ſehen; nach Ausſagen von Einwohnern ſollte es nicht an Geſchützrohren, wohl aber an Lafſeten fehlen. Da außer einem ſchwachen Infanteriepoſten in einer Schlucht Vorpoſten nicht vorgeſchoben waren, hatte Horn bis auf 10 Schritt an die Feſtung heranreiten können (!). Die Überanſtrengung ſeiner Kavallerie und die vielen Detachierungen***) veranlaßten den General, um Wiederüberweijungen dieſer Abzweigungen, namentlich der Kavallerie, zu bitten.

Auch Stöfel hatte von der Avantgardenkavallerie eine Eskadron des 2. Leib-Huſarenregiments unter Major v. Krafft gegen Thionville entſandt; ſie war dabei auf keinen Feind geſtoßen und ſo nahe an die Feſtung gelangt, daß ihre Flankeurs die Wälle zu beſchießen anſingen; erſt nach längerer Zeit wurde das Feuer beantwortet.

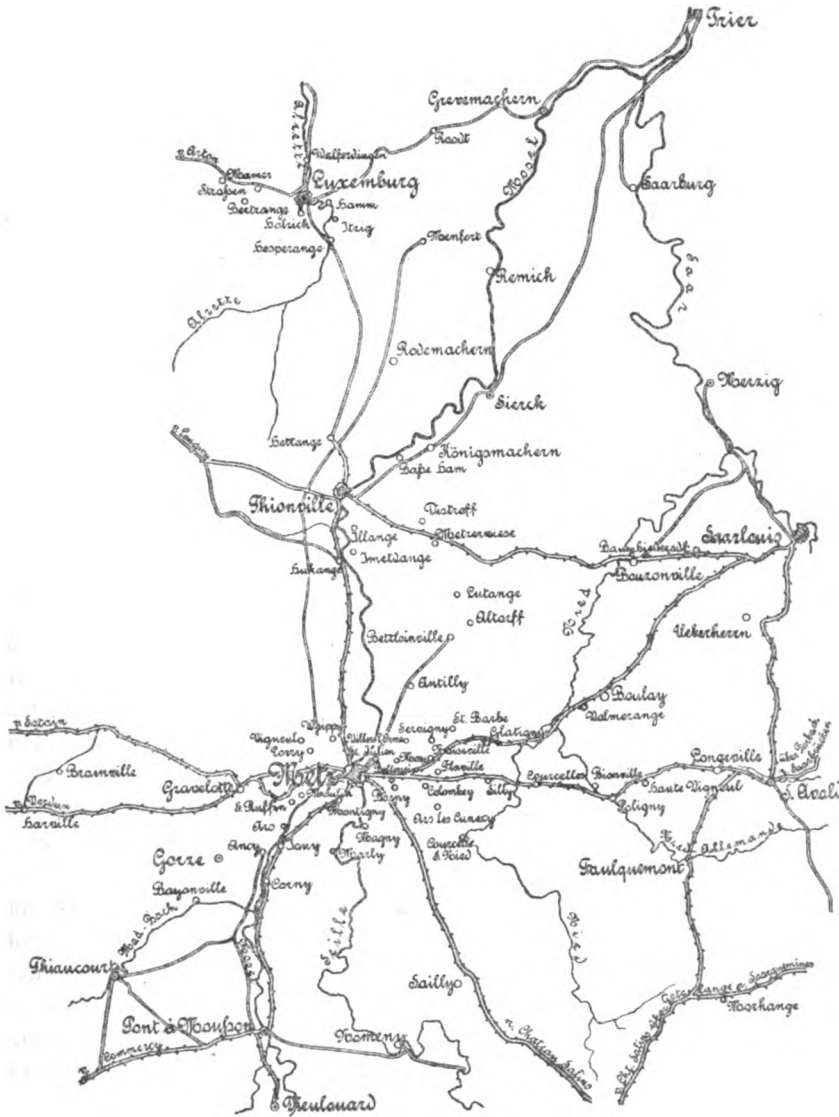
Stöfel ſelbſt rückte am 13., nachdem Noiſſeville am Morgen vom Feinde verlaſſen gefunden war, näher an Metz heran; er beſetzte jenen Ort ſowie Servigny und St. Barbe, nahm ſelbſt ſein Quartier in Olatigny und ſchob ſeine Vorpoſten zwiſchen Antilly und St. Barbe bis nahe an die Feſtung heran. May und Willers l'Orme blieben noch in der Hand des Gegners. Das vom Gros der Avantgarde zur Verſtärkung überwieſene I. Bataillon 12. Reſerveregiments nebst $\frac{1}{2}$ reitenden Batterie Nr. 2 wurden nach Sully herangezogen. Stöfel brachte in Erfahrung, daß ſich bei Jouy-Ancy oberhalb Metz eine Furt in der Moſel befinde; indeſſen erſchien ihm ihre Benutzung im Falle des Eisganges ſchwierig.

*) Durch Truppen vom VI. Armeekorps — Graf Wittgenſtein — der Hauptarmee.

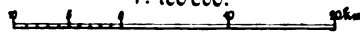
**) Siehe Anhang, Nr. 10.

***) Ebenda, Nr. 11.

Überstichtsfizze 2.



1: 700 000.



Unmittelbaren Anschluß an Stöfels Vorposten hatten diejenigen des Detachements v. Stutterheim, der den Feind aus Colombey und Borny vertrieb, Montoy und Umgegend besetzte und Feldwachen zwischen Ars les Gunney und der Straße Saily—Metz ausstellte.

Das Gros der Avantgarde stand in und um Courcelles.

Jürgasch erreichte Courcelles zur Nied und schob seine Avantgarde bis Mercy, hatte aber bis zum Abend noch keine Verbindung mit Stutterheim.

Lanskoj war mit Sackens Avantgarde dem von diesem gegebenen und von Blücher gebilligten Befehle gemäß in der Richtung auf Pont à Mousson abmarschiert und beobachtete zwischen der Straße von Saily und der Mosel.

Die 1. Brigade hatte ihr Stabsquartier in Haute Vigneul, die 2. in Baumbiersdorf, Jork sein Hauptquartier in Longeville, Blücher in St. Avold, die Reserveartillerie befand sich gleichfalls in jener Gegend.

Sackens Gros verblieb, wie angeordnet, in Ortsunterkunft zwischen Faulquemont und Petelange.

Biron gelangte bis Neuflette, mit seiner Spitze bis Essey, eine halbe Stunde von Nancy, fand aber die Mosel-Brücke noch mit französischer Infanterie und einer Haubitze besetzt.

Alle Nachrichten stimmten dahin überein, daß ein erheblicher Teil der Besatzung von Metz auf Verdun abmarschiert sei, indessen waren die Angaben über die Stärke dieser Entsendung schwankend, ebenso über die der bei Pont à Mousson und Nancy befindlichen französischen Truppen. Jork faßte seine Ermittlungen in einem Bericht an Blücher dahin zusammen, daß Metz stark besetzt sei, eine Anzahl Konskribierter sollten von dort ins Innere gezogen, dafür eine größere Zahl alter Truppen dorthingeschickt sein; um Metz befänden sich Minen (Angabe eines Pfarrers), und man sei sehr mit Schanzarbeit beschäftigt; drei Viertel der Einwohner sei gegen eine Verteidigung der Stadt, ein Viertel sei der französischen Regierung zugetan. Auffallenderweise ist in diesen Bericht eine wichtige Bemerkung nicht aufgenommen, welche sich im Schadschen Tagebuche findet, nämlich, daß Metz von Flüchtlingen überfüllt sein sollte und daß große Furcht vor einem Bombardement herrsche. Bereits am Tage vorher hatte im Jorkschen Hauptquartier die Besorgnis bestanden, der Feind könne von Metz abmarschieren, um sich gegen eine Flanke der Hauptarmee zu wenden, Jürgasch war daher zu besonderer Aufmerksamkeit angewiesen und ein Meldereis eingerichtet worden, auch hielt man am 13. die Ausgabe einer besonderen „Disposition für den Fall eines feindlichen Angriffs“ für nötig.

Am 14. Januar ging im Hauptquartier der Schlesiischen Armee ein Bericht des Obersten Grafen Händel über den Zustand von Luxemburg ein, der maßgebend für die weit ausgebehnte Unternehmung gegen die nördlichen Festungen wurde. Schon am 9. Januar hatte der von Händel gegen Luxemburg entsandte Rittmeister v. der Osten mit 50 Pferden vom

5. Schlesiſchen Landwehr-Kavallerieregiment, „der Luxemburg immer munter erhalten ſollte“, den Abmarſch der franzöſiſchen Kavallerie von Luxemburg nach Frankreich gemeldet, ſowie daß ſich nur 1000 Mann Beſatzung in der Feſtung befinden ſollten,*) und hinzugefügt: „Nach dem allgemeinen Urteil wird Luxemburg ſchnell in unſere Hände kommen, wenn man ein kleines Korps zur Drohung zeigen könnte; denn der Schrecken und die Deſertion ſoll bedeutend ſein.“ Händel gab dieſe Meldung an demſelben Tage an Dord, wo ſie am 10. nachmittags 4 Uhr einging, mit folgendem Zuſaße weiter: „Ausgemacht iſt, daß, wenn ich nur etwas ſtärker wäre, ich einen Verſuch auf Luxemburg machen würde; denn nachgerade muß beinahe alles deſertiert ſein, da meine ausgeſchickten Detachements beinahe täglich 50 bis 60 einbringen und meine Proklamationen den ſchönſten Fortgang haben.“ Außerdem hatte Händel den 8. abends den Leutnant v. Chevallerie vom Leib-Züſilierbataillon mit auf Wagen geſetzten Tirailleurs ebendorthin entſandt, um die Verproviantierung zu verhindern, er ſollte „auch dem Feinde einige Jalouſten machen“. In einem Bericht vom 10. ſchilderte Chevallerie**) die Zuſtände in Luxemburg ſo, daß eine Überrumpelung keine Schwierigkeit haben könnte; in der Feſtung ſollten ſich nur 500 Franzoſen (Konſkribierte) befinden, dagegen 500 gefangene Spanier. Dieſer Bericht wurde am 11. von Händel mit dem Zuſaße, daß es ihm gelungen ſei, die Verproviantierung von Luxemburg zu verhindern, direkt an Blücher geſandt, wo er den 14. vormittags 11¹/₂ Uhr eintraf. Umgehend***)) erteilte nun der Feldmarſchall auf dieſe Nachricht Chevalleries hin Händel mittelſt eines Kuriers den „Auftrag, ſogleich gegen Luxemburg zu marſchieren, ſich der Hilfe der wohlgeſinnten Landleute, ſoviel möglich, zu bedienen, ihnen zu ſagen, daß, wenn ſie zur Wegnahme von Luxemburg tätig mitwirkten, ihnen bedeutende Summen zur Belohnung ausgezahlt werden ſollten, dem Bauer namentlich, der ſich zum Führen erboten hat, eine Summe von 300 bis 400 Louisdor und mehr noch zu verſprechen und, wenn es eine Wahrſcheinlichkeit des Gelingens hat, einen Verſuch zur Wegnahme von Luxemburg zu machen“.

Auch wurde mitgeteilt, daß General v. Horn gleichzeitig Befehl erhielt, ſogleich von Thionville gegen Luxemburg zu rücken, „damit er die Sache ausführe, wenn Sie ſich zu ſchwach an Truppen finden ſollten. Iſt dieſes der Fall, ſo blockieren Sie die Feſtung einſtweilen bis zur Ankunft des Generals v. Horn und laſſen keine Verſtärkung hinein“.

Abschrift dieſes Befehls wurde gleichfalls am 14. Dord zugeſtellt und hinzugefügt:

„Hochdieſelben erſuche ich nun, eine Brigade in zwei Märschen von Thionville abrücken zu laſſen, welche den General v. Horn ablöst.

Dem General v. Horn wollen Ew. Excellenz aber die Ordre erteilen, am Morgen von Thionville abzumarschieren, wenn ſeine Ablöſung den Abend eintrifft, und einen Verſuch zur Wegnahme von Luxemburg zu machen.

*) Siehe Anhang, Nr. 12.

***) Ebenda, Nr. 13.

***)) Ebenda, Nr. 14.

Die Wegnahme von Luxemburg wäre eine militärische Handlung, welche nicht allein der Armee die größte Ehre brächte, sondern auf die Beendigung des Krieges den größten Einfluß haben würde."

Jordt bestimmte zur Ablösung Horns den General v. Birch II. mit der 1. Brigade, der den betreffenden Befehl indessen erst den 14. abends 5 $\frac{1}{2}$ Uhr erhielt. So vermochte er erst 8 Uhr abends aufzubrechen und erreichte „nach einem ungewöhnlich starken Nachtmarsch“ den 15. früh 7 Uhr Altorff und Umgegend; im Verlauf des Tages gelangte er vor seinen Bestimmungsort Thionville. An demselben Tage 10 Uhr vormittags ging bei Jordt die „Disposition für den 16. Januar“ nebst Begleitschreiben ein, welche die Absichten bezüglich der Unternehmungen gegen die nordfranzösischen Festungen im Zusammenhange zum Ausdruck brachte. Es folgte am 15. noch ein weiteres Schreiben Blüchers an Jordt mit Bestätigung der bisherigen Nachrichten; die Hauptarmee sollte den 15. vor Langres und Dijon eintreffen; Chalons scheinete der erste Sammelplatz für die französische Armee zu sein, Paris der zweite; falls die Verstärkung der Besatzung von Luxemburg nur aus Konfribierten bestehe,*) könne Horn mit den Bürgern anknüpfen und einen Versuch machen. „Gelingt die Unternehmung nicht, so trägt sie zur Verwirrung des Feindes bei, und ich werde beide detachierte Brigaden in der Folge auf den nächsten Wegen nach der Maas an Ew. Excellenz anschließen lassen. Ein Marsch zwischen den Festungen Luxemburg, Longwy, Thionville, Metz und Verdun durch ist in den jetzigen Umständen nicht allein ohne Gefahr zu unternehmen, sondern auch zur Verhinderung der Proviantierung höchst wichtig.“

Ganz in demselben Sinne teilte Blücher am 16. Januar Brede die Einschließung der Festungen mit dem Zusatz mit, „jedoch nicht in der Absicht, meine Streitkräfte an diesen Festungen zu zersplittern, sondern um den Feind irre zu führen und den Marsch des II. preussischen Armeekorps von Coblenz über Trier gegen die Maas zu decken“.

Diese Sätze sind für die Beurteilung ungemein wichtig, sie zeigen im Zusammenhang mit der Disposition und dem Begleitschreiben, wie das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee stets nur einen Versuch gegen die Festungen unter Voraussetzung günstiger Umstände im Auge hat, und wie von vornherein immer nur eine vorübergehende Inanspruchnahme des Jordtschen Korps für diese Aufgabe in Aussicht genommen war. Es handelte sich darum, die in Rede stehenden Plätze für die Operationen der Schlesiſchen wie der Hauptarmee mit der größten Ökonomie der Mittel unschädlich zu machen, nicht durch dauernde Abzweigungen, sondern gewissermaßen durch eine ambulante Bewachung (wenn möglich mit Gelegenheitserfolgen gegen die eine oder andere Festung), durch den Durchmarsch des preussischen I. Armeekorps und demnächst die Verstärkungen der Schlesiſchen Armee. Es wurde so eine stets erneute Ablösung durch nachrückende Truppen geplant und ausgeführt; sowie im Nachschub längere Pausen eintraten, wurde einem Mindest-

*) Siehe Anhang, Nr. 15.

maß von Truppen die Bewachung übertragen, was bereits durch die „offenen Ordres“ an Röder und Borosdin angebahnt war.

Von einer bei Jork den 15. morgens 2 Uhr eingegangenen Nachricht, welche der Kommandeur der Litthauischen Dragoner, Oberst v. Below, am 14. an Jürgaß gesandt hatte, wonach die Stimmung der Bürger von Metz und das Vorhandensein von etwa nur 100 alten Soldaten außer den Konstribierten eine Aufforderung zur Übergabe aussichtsvoll erscheinen lasse, scheint weiter keine Notiz genommen worden zu sein; sie war wohl auch tatsächlich sehr übertrieben.

Als Blücher gleichfalls am 15. über die getroffenen Maßnahmen an Schwarzenberg berichtete, konnte er gleichzeitig die ihm vom Prinzen Viron übersandten Schlüssel von Nancy, wo jener den 14. nachmittags 4 Uhr ohne Kampf eingerückt war, dem Kaiser von Rußland überreichen lassen und melden, daß er mit dem Gros der Schlesiſchen Armee bereits am 17. an jenem wichtigen Punkte und in Pont à Mousson sein werde; der Feind ziehe sich auf Toul zurück.

„Mit Kavallerie werde ich den Feind sogleich bis an die Maas verfolgen lassen, mit der Infanterie hole ich ihn ohnedies nicht mehr ein.“

Über die Heranziehung von Verstärkungen war bisher außer dem bereits in der Disposition vom 15. erwähnten Abmarsch von Teilen des Langeronschen Einschließungskorps vor Mainz und zwar des Infanteriekorps Olsufiew zum Gros der Schlesiſchen Armee und der Kavalleriebrigade Borosdin*) nach Metz zur Ablösung Jorks, der Marsch des preußischen II. Armeekorps von Erfurt über Cassel, Coblenz, Trier angeordnet worden, wo es den 26. Januar eintreffen und dann zwischen den nordfranzösischen Festungen durch zur Schlesiſchen Armee rücken sollte, nachdem die vorangehende Kavalleriebrigade Röder die Truppen Jorks vor Luxemburg und Thionville in der Einschließung abgelöst haben würde. Ferner wurde dem in Coblenz befindlichen russischen General Jusowitsch am 13. Januar aufgegeben, mit seinem etwa 3700 Mann starken Detachement**) über den Hundsrück zunächst auf Sierd zu marschieren. Er war demnächst für die Einschließung der Festungen in Aussicht genommen und zu seiner Ablösung wieder das noch in der Formation begriffene und zur Zeit noch unfertige IV. Deutsche Bundes-Armeekorps (Hessen), während das II. Deutsche Bundes-Armeekorps unter dem Herzog von Coburg bestimmt war, den Rest des Langeronschen Korps von Mainz zum Nachrücken zur Schlesiſchen Armee frei zu machen. So waren denn seitens des Blücherſchen Hauptquartiers alle Maßnahmen getroffen, um so bald als möglich mit allen verfügbar zu machenden Kräften „die Völkerwanderung auf Paris“**) anzutreten. Blücher war stets bereit, diesem Gedanken alle

*) Siehe Anhang, Nr. 16.

**) Vergl. Gneisenaus Schreiben an Kneisebeck, Et. Aoolb den 15. Januar 1814 (Delbrück g. N. IV., S. 155 ff.).

Nebenrücksichten zu opfern, unter Umständen sogar eine zeitweise geringere Sicherheit der rückwärtigen Verbindungen in den Kauf zu nehmen. In diesem Sinne befaß er dem Herzog von Coburg, der angegeben hatte, wegen unfertiger Organisation noch nicht, wie angeordnet, vor Mainz rücken zu können, dies doch zu tun, und schrieb an Langeron die bezeichnenden Worte: „Es bleibt bei der gegebenen Disposition“ (für Langerons Nachrücken), „der Herzog von Coburg mag vor Mainz angekommen sein oder nicht. Die Fürsten, die in Stellung ihrer Truppen saumselig gewesen sind, haben sich das Unglück selbst zuzuschreiben und darf ich deswegen den jetzigen für die Beendigung des Krieges entscheidenden Moment nicht vorüberlassen“.

Graf Hensel hatte inzwischen eine andere Auffassung über die Stärke Luxemburgs gewonnen und sah sich infolge seiner eigenen Berichterstattung einem Auftrage gegenüber, an dessen Durchführung er verzweifelte. Seine Stimmung geht am besten aus einem am 15. Januar 9 Uhr morgens an Horn in Distroff abgesandten und von diesem an York den 16. Januar 10 Uhr morgens weitergegebenen Schreiben hervor:

„Ein früherer Rapport des Leutnant v. Chevalerie hat den Feldmarschall v. Blücher verführt, zu glauben, daß Luxemburg durch einen coup de main wegzunehmen wäre, und daher haben Em. Hochwohlgeboren gewiß, so wie ich, den Befehl erhalten, sogleich dahin abzurücken. Die Sache ist aber rein unmöglich, auszuführen; denn es stehen 7000 bis 8000 Mann darin, worunter ein Teil alter Garde. Das ganze Projekt war ein Vorschlag eines jungen feurigen Offiziers, der sich auszeichnen will, aber nicht die Mittel, die er in Händen, berechnet hat.“

Trotzdem und obwohl er Trier ungern ungeschützt ließ, beschloß Hensel, dem „gemessenen Befehle“ gemäß, noch an demselben Tage nachmittags gegen Luxemburg aufzubrechen, sah indessen voraus, daß er vor dem 16. nicht werde eintreffen können; er erreichte an diesem Tage Grevemachern und schob Vorposten gegen die Festung vor, während in Trier gleichzeitig Major v. Falkenhausen mit seinem nur 300 Pferde starken Streifkorps (zwei Eskadrons 3. Schlesiſchen Landwehr-Kavallerieregiments), die Vorhut der Kavalleriebrigade Röder bildend, eingerückt war.

Horn hatte unterdessen in der Nacht vom 14. zum 15. aus seinen beiden 7pdgen. Haubitzen 20 Granaten in die Festung Thionville werfen lassen, ohne daß der Feind antwortete, und die Ausfouragierung einiger am Glacis liegender Dörfer bewirkt. Die weitere Erkundung ergab, daß sich nur im Brückenkopf auf dem rechten Ufer wenige brauchbare Geschütze befänden, und daß die Besatzung aus 1200 Mann, und zwar fast nur Konstruierten, bestände, daß aber auf diesem Ufer eine entscheidende Unternehmung schon allein der vorhandenen sieben Zugbrücken wegen unausführbar sei, vielleicht biete sich auf dem linken Ufer mehr Aussicht, vorausgesetzt, daß das Mosel-Eis einen Übergang gestatte. Nun fing aber gerade an diesem Tage die Kälte an nachzulassen und Tauwetter einzutreten — das sollte verhängnisvoll für die Gesamtunternehmung des I. Armeekorps werden.

Nach Eingang des Befehls beabsichtigte Horn zuerst, den Abmarsch auf Luxemburg anzutreten, ohne Pirchs Eintreffen abzuwarten, um den 17. am Bestimmungsort eintreffen zu können, entsandte aber zunächst eine Kompagnie des Leib-Infanterieregiments nach Sierck, um eine Übergangsstelle über die Mosel zu ermitteln, da der Umweg über Trier eine Verzögerung von einem Tage bedingte. Diese Erkundung ergab indessen die Unmöglichkeit eines Übergangs. Der inzwischen eingetroffene Chef des Generalstabes Yorcks, Oberst v. Valentini, den jener beauftragt hatte, „der Expedition“ gegen Luxemburg „beizuwohnen und im Vorbeigehen zu sehen, was bei Thionville vielleicht zu machen ist“, bestätigte dies in einem Schreiben an Yorck, sowie auch Horns Ansicht, daß nur, wenn die Mosel zugefroren sei, gegen Thionville „etwas mit einigem Anschein zu unternehmen wäre“.

Unterdessen war das vorerwähnte Schreiben Händels bei Horn eingegangen und wurde den 16. morgens 1 Uhr an Yorck weitergesandt. Horn fügte hinzu:

„Ich bin mit dem heute hier eingetroffenen Oberst v. Valentini der Meinung, daß der Marsch nach Luxemburg nunmehr, da sich die Umstände so verändert haben, vielleicht nicht stattfinden dürfte.“

Er wollte nun, nachdem Pirch doch noch im Laufe des 15. eingetroffen war und die Ablösung bewirkt hatte, am 16. mit der Brigade aufbrechen, nur einen kleinen Marsch nach Sierck machen und dort Befehle abwarten „und ich bin à portée, um auf der Straße nach Trier zu marschieren, welches, da die Mosel nicht zu passieren ist, auch, wenn der Marsch auf Luxemburg unverändert geblieben wäre, hätte geschehen müssen, oder jeder anderen Bestimmung zu genügen“.

Die Brücke von Trier ließ er durch die nach Sierck vorausgesandte Kompagnie besetzen. Gleichzeitig berichtete Valentini:

„Da wir bei gezeigter Unmöglichkeit der Wegnahme von Luxemburg doch wieder eine Linksabweichung zu erwarten haben, so scheint mir der Entschluß des Generals Horn, den Marsch rechts aufzugeben, zweckmäßig“; die Brigade Pirch bedürfe der Ruhe, Valentini selbst wolle den 17. wieder bei Yorck eintreffen.

Yorck beförderte die Vorstellungen Horns und Händels gegen die Unternehmung auf Luxemburg den 16. vormittags 10 Uhr an Blücher weiter und fügte hinzu:

„Ich kann bei dieser Lage der Dinge es nur Ew. Excellenz anheimstellen, was ferner geschehen soll. Ob ein Platz wie Luxemburg, der 7000 bis 8000 Mann Besatzung hat, mit einer Brigade von viertehalbtausend Mann zu stürmen ist, überlasse ich Hochdero höherem Ermessen. Ebenso, ob Trier unter diesen Umständen gänzlich preiszugeben ist. Was Thionville anbetrifft, welches auch von der anderen Seite einzuschließen, wie der Befehl gegeben worden ist, so muß ich Ew. Excellenz bemerken, daß die Mosel dort nicht zu passieren ist, und daß selbst General Horn, wie aus dessen Schreiben hervorgeht, um von Thionville aus über die Mosel zu gehen, genötigt ist, über Trier zu marschieren. Ich erwarte Ew. Excellenz Befehle, die ich ungefümt ausführen werde. Bis zu dem Eingange habe ich die Fortsetzung aller einmal eingeleiteten Bewegungen der Truppen befohlen.“

Tatsächlich ging auch noch an demselben Tage abends 10 Uhr bei Horn durch einen 1 Uhr nachmittags abgesandten Ordonnanzoffizier ein Befehl Jords ein, ohne Aufenthalt seiner Bestimmung zu folgen und den Marsch beschleunigt über Trier fortzusetzen, falls sich ein Mosel-Übergang oberhalb dieses Orts nicht ermöglichen ließe. Horn erwiderte unverzüglich, daß er den Übergang bei Remich versuchen werde, voraussichtlich indessen über Trier marschieren müsse, das er trotz schlechter Wege bestimmt am 17. zu erreichen gedenke.

Im Hauptquartier hatte man volles Recht, über Jords Protest gegen einen gar nicht gegebenen Befehl überrascht zu sein; am Rande jenes Schreibens findet sich eine offenbar von Gneisenaus Hand herrührende Bemerkung:

„Sollte ja nicht stürmen, sondern bei etwa schwacher Garnison nur einen Versuch machen.“

In diesem Sinne erging noch in der Nacht folgende Antwort an Jord (durch Ordonnanz befördert den 17. Januar 1⁴⁵ Uhr morgens, angekommen nachmittags 2 Uhr):

„Ew. Excellenz erwidere ich auf Dero geehrtes Schreiben vom heutigen Dato, daß für Trier, solange Luxemburg und Thionville beobachtet sind, wohl nichts zu besorgen ist. Obgleich mir die neue Angabe der Stärke der Besatzung ersten Orts von 7000 bis 8000 Mann zu groß scheint, sowie die von Leutnant Chevalerie zu klein gewesen sein mag, so muß der General Horn, selbst wenn er auf Luxemburg nichts unternehmen kann, dennoch seinen Marsch fortsetzen, da er von da nach meinem Schreiben vom gestrigen Dato sich auf St. Mihiel dirigieren kann. Die Brigade Pirch haben Ew. Excellenz, da sie nach Hochbero Angabe nirgends anders als noch bei Trier die Mosel passieren kann, vor Metz mit heranzuziehen, damit sie bei Nancy mit übergehe. Doch muß ein Kavalleriedetachement vor Thionville am rechten Ufer stehen bleiben, damit der Major v. Bieberstein nicht von dort aus unvermutet vor Saarlouis überfallen werden kann. Es wird nun der Zeitpunkt eintreten, wo die Anweisung an den General Räder abgehen kann, Thionville außer Luxemburg noch mit zu blockieren.“

Inzwischen hatte der leicht beeinflussbare Spindel schon wieder neue Eindrücke über den Zustand von Luxemburg gewonnen: Den 16. mittags berichtete er, daß die Besatzung nur etwa 2000 Mann stark sei, fast nur Konstrikierte, außerdem sei eine Nationalgarde aus 327 angesehenen Bürgern gebildet, Kavallerie sei nicht vorhanden, einige 50 Geschütze befänden sich auf den Wällen, meist alt und unbrauchbar; das Glacis sollte unterminiert sein, der Platz aber nur für höchstens drei Tage verproviantiert; der Kommandant sei ein 75jähriger Greis, es sei wohl der Mühe wert, einen Versuch zur Wegnahme zu machen. Dieser Bericht ging, durch Horn weiterbefördert, den 17. Januar 10 Uhr vormittags bei Jord ein, der nicht säumte (11 Uhr vormittags), seiner Überraschung Ausdruck zu geben, daß drei aufeinanderfolgende Berichte über Luxemburg „so ganz verschiedenen Inhalts sind“. Der Befehl vom Tage vorher, ungesäumt den Marsch auf Luxemburg fortzusetzen, wurde wiederholt, alle anderen Unternehmungen sollten unterlassen, auch Trier nicht beachtet werden. Gleichzeitig wurde an Horn

unter Hervorhebung des Widerspruchs in Händels Berichten, nach deren letztem die Möglichkeit, Luxemburg zu nehmen, vorhanden sei, geschrieben, daß der Feldmarschall den Versuch wolle „und haben sich bestimmt ausgedrückt, daß mit dem Verlust von 1000 und mehr Mann ein Waffenplatz wie Luxemburg oder eine andere Festung in dieser Gegend nicht zu teuer erkaufte wäre.“*)

Horn wurde daher aufgefordert, im Verein mit Händel, „nach reiflicher Überlegung der obwaltenden Umstände zu versuchen, ob Luxemburg durch List oder durch einen wohlberechneten Sturm in unsere Hände kommen kann. Ist die Möglichkeit des glücklichen Erfolges vorhanden, glauben Sie, daß das Blut unserer Truppen nicht ganz unnütz vergossen wird, so versuchen Sie den Sturm in Gottes Namen“.

In einer Nachschrift hieß es:

„Wenn die Unternehmung auf Luxemburg unausführbar ist, so wird es immer gut sein, die Garnison des Nachts alarmieren zu lassen, um ihre Anstalten zu prüfen. Es braucht dazu nur wenige Mann geübter Infanterie.“

Horn gelang es, am 17. vormittags 10 Uhr bei Remich die erste Truppenabteilung über die Mosel zu setzen. Er verfügte über zwei herbeigeschaffte Fähren für 100 Mann Infanterie (oder 10 Pferde oder 1 Geschütz); so glaubte er 18 Stunden zum Übersetzen zu gebrauchen. Dord, der hiervon 7 Uhr abends Meldung erhielt, erkannte diesen Umstand als vorteilhaft an, es bleibe nun Zeit zur Erkundung und Vorbereitung.

„Der Tag des Angriffs bleibt, wie bestimmt, es sei denn, daß Ew. Hochwohlgeboren einen günstigen Moment fänden. In diesem Falle ersuche ich Sie davon zu profitieren und meine Ankunft nicht abzuwarten. Den 19. früh reise ich von hier ab und bitte mir Relais bei Remich gefälligst bereit halten zu lassen.“

Diese Anweisung war zweifellos weit mehr im Sinne des Hauptquartiers der Schlesiſchen Armee, als alle vorhergegangenen, welche allein den Willen des Höchſtkommandierenden als einziges und, wie man wohl zwischen den Zeilen lesen konnte, nicht gerechtfertigtes Motiv für das Unternehmen angaben. Ein größeres Eingehen auf den Gedankengang des Hauptquartiers — an wörtlichem Gehorsam hatte es auch bisher nicht gefehlt — scheint auch aus dem Eingang des gleichzeitig von Boulay abends 9 Uhr an Blücher erstatteten Berichts hervorzugehen. Dord bittet, sich „zu überzeugen, daß ich alles, was menschliche Kräfte zu leisten im Stande sind, anwenden werde, um die mir unterm 15. gewordene Disposition auszuführen“.

Dann aber folgt eine Aufzählung aller Schwierigkeiten, wieder unter der unzutreffenden Voraussetzung, als sei der Befehl zur Fortnahme der Festungen ein unbedingter — trotz der inzwischen eingegangenen, gar nicht mißzuverstehenden Erläuterung — und Dord fährt fort:

„Wenn aber von allen Befehlshabern meines Korps, die gegen vier Festungen vom ersten Range**) in einem so weitaufigen Terrain detachiert sind, Berichte über die be-

*) Blüchers erläuterndes Schreiben vom 17. traf, wie wir gesehen haben, erst 2 Uhr nachmittags, also später, ein.

**) Zum mindesten für Saarlouis und Thionville eine schwer verständliche Klassifizierung.

deutenden Schwierigkeiten, die sich den ihnen gewordenen Aufträgen entgegenstellen, einlaufen, so halte ich es für meine Pflicht, Ew. Excellenz hierauf ganz gehorsamst aufmerksam zu machen. General Jürgab, der mit der Reservekavallerie gestern, den 16., über die Mosel gehen und auf der Straße nach Verbun den Feind verfolgen sollte, fand weder bei Metz noch bei Nancy die Möglichkeit, über diesen Fluß zu setzen. Er ist genötigt, über Pont à Mousson zu gehen, dies wird seinen Marsch sehr aufhalten. Prinz Wilhelm, der mit der Avantgarde am 17. Metz auf dem linken Mosel-Ufer einschließen sollte, muß ebenfalls über Pont à Mousson gehen und kann erst den 19. oder 20. vor Metz seiner Bestimmung gemäß anlangen.

General Birch, der mit der 1. Brigade am 17. Thionville *völlig*, d. h. auch am linken Ufer der Mosel einschließen sollte, würde das nur durch einen Marsch über Trier ausführen können, wozu mindestens fünf Märsche erforderlich sind. Seine Bestimmung ändert sich nun nach dem mir soeben gewordenen Befehl. Beiliegend erhalten Ew. Excellenz eine Zeichnung von der Festung Thionville.

General Horn, der auf Luxemburg marschieren soll, muß über Trier gehen und kommt erst den 20. vor der Festung an.

Oberst Graf Hendl wird indes bereits vor Luxemburg gerückt sein.

Das sind die Schwierigkeiten, welche es unmöglich machten, die Unternehmungen, welche Ew. Excellenz befohlen haben, in der nach der Disposition vom 15. befohlenen Zeit auszuführen.

Im Gefühl der Wichtigkeit dieser Unternehmungen habe ich meines gestrigen Berichtes ungeachtet die Fortsetzung der eingeleiteten Bewegungen schon gestern befohlen und habe heute, nachdem Berichte von allen Befehlshabern der Detachements eingegangen sind, die beiliegende Disposition ergehen lassen. Diese Disposition sowie das ebenfalls allignierte Tableau der Bewegungen und Unternehmungen der verschiedenen Abteilungen des I. Armeekorps wird Ew. Excellenz überzeugen, daß von meiner Seite alles geschieht, was in der Möglichkeit liegt, um der Bestimmung zu genügen, die mir von Hochderselben geworden ist. Ich kann es aber Ew. Excellenz nicht verhehlen, daß ich trotz aller Anstrengungen keinen größeren Erfolg von diesen Unternehmungen erwarte. Alle vier Festungen sind so solide in ihren Anlagen, daß, selbst bei einer schlechten Garnison, schon die nassen Gräben, das Revêtement und die Menge der hintereinander zu überwindenden Hindernisse der stürmenden Infanterie Schwierigkeiten entgegenstellen, die durch einen geringen Widerstand der Garnison beinahe schon physisch unübersteigbar werden. Ein Kommandant, wenn er nicht ein Jüngerleben*) ist, kann einem Sturm auf eine von diesen Festungen ruhig entgegensehen.

Ew. Excellenz werden aus dem Tableau der Bewegungen des I. Korps auch geneigtest zu ersehen belieben, daß die Konzentrierung des Korps bei St. Mihiel selbst bei den anstrengendsten Märschen vor dem 26. nicht möglich ist.

Ich werde selbst nach Luxemburg, Thionville und Metz gehen, um kein Mittel unversucht zu lassen, den vorgesezten Zweck zu erreichen."

Hieran schloß sich nach einem neuen Berichte Viebersteins die Mitteilung, daß Saarlouis mit 1800 Mann, darunter auch 600 Mann alter Truppen, 240 Pensionären und 60 Kavalleristen besetzt sei; die Bürger hätten unter Androhung der Todesstrafe zur Ausübung des inneren Dienstes die Waffen ergreifen müssen; an Lebensmitteln fehle es nicht; tags vorher hätten, durch den Nebel begünstigt, drei Ausfälle stattgefunden. Da auch für Luxemburg und Thionville zur Einschließung nur Kavallerie in Aussicht genommen

*) Siehe Anhang, Nr. 17.

war, erbat Jorck Blüchers Einverständnis zur Heranziehung der vier Bataillone von Saarlouis, „damit das Korps, welches schon so sehr schwach ist,*) am Tage der Schlacht mit einigem Erfolg dem Feind unter die Augen treten kann“.

Im Hinblick auf Blüchers Bemerkung über den Munitionsvorrat der Haubitzen in dem Begleitschreiben zur Disposition vom 15. Januar bemerkt Jorck noch, daß für jede Haubitze 118 Wurf mitgeführt würden; „bei Rödern haben diese Haubitzen 60 Wurf, an der Raabach 72 Wurf getan und damit ihre damals vorrätige Munition gänzlich verwendet.“

In der beigelegten Disposition Jorcks heißt es:

„Wo der Anschein eines wahrscheinlichen Erfolges vorhanden ist, da kann der Vorteil mit verhältnismäßiger Aufopferung erkaufte werden.“

Die Brigade Horn sollte, über Trier marschierend, den 19. mit der Spitze vor Luxemburg sein, am 20. mit Händel den Platz eng einschließen und den 21. den „Versuch“ darauf unternehmen, Rödern gleichfalls am 20. mit seiner Kavalleriebrigade vor Luxemburg eintreffen und diese Festung und Thionville einschließen, falls es zu einer Wegnahme nicht käme. Horn wurde angewiesen, in diesem Falle am 22. wieder nach Thionville zur Einschließung auf dem linken Mosel-Ufer zu rücken und mit Pirch, der inzwischen den Versuch machen würde, eine Brücke zu schlagen und den Platz selbst auf beiden Ufern einzuschließen, einen gemeinsamen Angriff zu unternehmen, insofern sich nicht vorher hierzu Gelegenheit fände. Wenn dies Unternehmen erfolglos bliebe, hatte Horn auf dem linken, Pirch auf dem rechten Mosel-Ufer auf Metz abzumarschieren. Dem Prinzen Wilhelm fiel inzwischen mit seiner eigenen und der 2. Brigade (Oberst v. Warburg) der Versuch zu, Metz „noch vor Konzentrierung des ganzen Korps zu nehmen“.

Den 18. sollte der Prinz bei Pont à Mousson stehen, den 19. die Mosel überschreiten, den 20. die vollständige Einschließung bewirken, an diesem Tage werde auch die Reserveartillerie zu seiner Verfügung sein. Händel wurde aufgetragen, nach Beendigung des Versuchs auf Luxemburg am 22. mit der Spitze vor Longwy einzutreffen und auf diesen Platz, falls er sehr schwach besetzt sei, einen Angriff zu versuchen, dann aber nach Beendigung seiner Aufgabe mit drei Märschen — am 26. — bei St. Mihiel, dem Versammlungsort des Armeekorps, einzutreffen. Allgemein wurden nächtliche Alarmierungen empfohlen, um „die Contenance der Kommandanten probieren“ zu können, und an die Beschaffung von Sturmmaterial erinnert. Außerdem behielt sich Jorck vor, nähere Anordnungen für die Unternehmungen gegen Luxemburg und Thionville bei Gelegenheit seiner Anwesenheit zu geben.

Welchen Eindruck dieser Bericht Jorcks im Hauptquartier der Schlesiſchen Armee machte, geht aus der offenbar gleich nach Eingang (den 17. abends) von Gneisenau mit Bleistift an den Rand geschriebenen Bemerkung hervor, die auch besonders bezeichnend für die Geduld ist, welche man in diesem

*) Siehe Anhang, Nr. 18.

Hauptquartier Jord gegenüber übte, trotz seines hartnäckigen Mißverstehens der Anordnungen:*)

„Es muß dem General Jord gesagt werden, daß der Befehl zur Wegnahme der Festungen durchaus nur als bedingt anzusehen sei, wenn nämlich große Schwäche der Besatzung dazu einladen, geheime Eingänge zu finden, Verständnisse anzuknüpfen wären. Alles bleibt hierbei der Beurteilung der Generale überlassen. Es ist gut, daß die Erklärung gegeben werde, der Marsch der Truppen in der Gegend der Festungen sei selbst dann dem Zwecke angemessen, wenn keine Festungen dort lägen. Dem Grafen Händel ist sein unangemessener Ausdruck zu verweisen.

R. v. G.

Um diese Papiere bitte ich morgen früh wieder.“

Es werden nun zunächst die Vorgänge vor den einzelnen Festungen verfolgt werden, mit Luxemburg anfangend: Am 18. Januar befand sich Horn noch in Remich. Nachdem drei Geschütze an das linke Ufer gebracht waren, erwies sich infolge des vermehrten Anschwellens und des Eisganges der Mosel das Übersetzen der übrigen als unausführbar; sie mußten nebst den Munitionswagen den Umweg über Trier machen, so daß erst am folgenden Tage auf sie gerechnet werden konnte; so beschloß denn Horn, den Weitermarsch auch seiner übrigen Truppen bis dahin zu verschieben, und ließ unterdessen Sturmmaterial (Reitern, Feuerhaken, Fashinen) zusammenbringen.

Am 19. Januar kam die Einschließung von Luxemburg endlich zu stande. Händel bewirkte sie, nach dem Zurückdrängen von vier vor der Festung aufgestellten Kompagnien, auf der Westseite, Horn auf der Ostseite; die Alzette bildete die Grenze zwischen beiden Abteilungen; Händel nahm sein Quartier in Wamer, Horn in Roodt.

Am 20. wurde der Einschließungsring enger gezogen. Jord hatte seine angekündigte Rundreise, nachdem er sehr zweckmäßige Anordnungen bezüglich seiner Vertretung sowie der dauernden Verbindung mit seiner Person getroffen, bereits am 19. in Begleitung Valentinis angetreten und verblieb bis einschließlichs des 21. bei Horn. An diesem Tage ordnete er eine sofort auszuführende allgemeine Erkundung an, „aus der man nach den Umständen in ernsthafte Unternehmungen auf Luxemburg übergehen kann“. Die Brigade Horn, verstärkt durch einen Teil der bereits am 20. in Grevemachern eingetroffenen Kürassierbrigade Röder (Generalmajor v. Wrangel mit dem Brandenburgischen Kürassierregiment und $\frac{1}{2}$ reitenden Batterie), wurde 1 Uhr nachmittags in zwei Kolonnen nahe der Festung auf dem rechten Alzette-Ufer verdeckt zum Angriff bereit gestellt, während Händel, der übrigens an diesem Tage bereits einen Ausfall zurückgewiesen hatte und mit seiner in Merl, Strassen und Bartringen befindlichen Infanterie (Leib-Füsiliersbataillon) den ganzen Tag engagiert blieb, auf dem linken Ufer, unter Beobachtung gegen Longwy und Thionville, nach eigenem Ermessen eingreifen sollte. Zur Ver-

*) Vergl. außer dem Befehl vom 15. die Erläuterung vom 17. morgens, S. 5 und 20.

bindung mit Händel hatte Horn eine Eskadron nach Izig vorgeführt. Der Avantgarde jeder Kolonne sollten 50 Arbeiter mit Werkzeugen folgen; außerdem wurden Ärte nachgeführt.

Jord erkundete persönlich; Schneegestöber gestattete ihm, bis in einen Grund nahe der Festung zu gelangen; man möchte glauben, es wäre der gegebene Augenblick für eine überraschende Unternehmung gewesen. Jord kam zu einem anderen Ergebnis. Das Schneegestöber beeinträchtigte seine Beobachtungen; trotzdem stellte er fest, daß das zusammengebrachte Baumaterial nicht ausreichte,*) und von der Besignahme der Außenwerke versprach er sich nichts.

„Das Emplacement von drei 7 pfdigen. Haubitzen,**) die ich disponibel hatte“, berichtete Jord am 23. Januar an Blücher, „mußte ohne Deckung auf freiem Felde unter einem kreuzenden Feuer geschehen, wenn ich die Festung hätte bewerfen sollen. Es war also kein Erfolg bei einer Unternehmung von noch nicht 2500 gegen 4000 Mann abzusehen, deren Verlust nicht zu berechnen gewesen wäre und der die preussischen Waffen ebenso kompromittiert haben würde, als er der Stimmung der Einwohner bei dem notwendigen Mißglücken schaden mußte“.

So blieb es denn bei der Bereitschaftsstellung, und Jord ordnete noch denselben Tag den Abmarsch der Brigade Horn über Hesperange auf Thionville an, falls nicht inzwischen neuere Nachrichten die Möglichkeit eines ernstern Unternehmens dartäten. Der Abmarsch erfolgte, ebenso derjenige Händels; Röders Kürassiere übernahmen die Einschließung.

Bei aller Würdigung der tatsächlich großen Schwierigkeit der Ausführung der gestellten Aufgabe gegenüber dem schon durch die Natur sturmfreien Luxemburg, muß doch festgestellt werden, daß Jord wie seine Unterführer es an rechtzeitiger, sachverständiger Erkundung und Materialvorbereitung für einen Sturm fehlen ließen, und daß Jord konsequent die Möglichkeit einer Überraschung ebenso aus seinen Erwägungen ausschloß, wie die Qualität der Besatzung (er rechnete mit 4000 Mann, obwohl dieselben fast durchweg unausgebildete Konstrierte waren) und die von ihm selbst als günstig anerkannte Stimmung der Einwohner, deren Ausnutzung er seinem Nachfolger Röder überlassen wollte, der zur Einschließung von Luxemburg über — ein Kürassierregiment verfügte. Das, wie das Rechnen mit 4000 Mann Gegner ist schwer verständlich, aber man sah im Jord'schen Hauptquartier immer schwarz in Bezug auf befohlene Unternehmungen und glaubte in diesem Falle wahrgenommen zu haben, daß die Ausfälle wie die Ausfouragierung von Dörfern die Unternehmungslust der Besatzung dargetan hätten. Es mag hier vorweggenommen werden, daß die Ereignisse bei der folgenden Einschließung durch das Ostpreussische Kürassierregiment Großfürst Constantin das Gegenteil bewiesen, obwohl die Konstrierten doch mit jedem Tage mehr zu Soldaten werden mußten. Am 22. schloß das Regiment

he Anhang, Nr. 19.
nba, Nr. 20.

die Festung ein, es fanden auch jetzt häufige Ausfälle statt, mitunter dreimal täglich; es gelang ihnen, die Vorposten zurückzudrängen, aber jedesmal wurden sie von den wenigen Büchschützen der vorrückenden Kürassierjoutiens wieder zurückgeworfen, — dabei verlor das Regiment, das erst am 30. von den Schlesiſchen Ulanen abgelöst wurde, „weder einen Mann, noch ein Pferd“.

Hendel gelangte den 22. abends bis Aubange, $\frac{1}{2}$ Stunde von Longwy an der Straße von Arlon, wohin er mit Rücksicht auf den inzwischen von dort erfolgten Abmarsch Falkenhauſens in der Richtung auf Namur einen Offizier mit 20 Pferden als Rückendeckung entsandte. Die Nachricht, daß am 18. Marschall Macdonald mit 6000 Mann durch Namur in der Richtung auf Charlemont und Mézières marschiert sei, regte in dem sanguinischen Hendel den Gedanken an, etwas gegen jenen zu unternehmen. Durch die „gemessenen Befehle“ für seinen Marsch glaubte er sich hieran gehindert, unterließ es aber auch, den ihm für den Fall sehr schwacher Besatzung dieses Platzes aufgegebenen Handstreich zu versuchen; er sah ihn gegenüber einer Besatzung der „Bergfestung“ von 600 bis 700 Mann für unausführbar an (schon am 20. hatte er über Mangel an Leitern geklagt), marschierte am 23. um Longwy herum und gelangte am 27. nach Troyon.

Wir haben nun zunächst die Ereignisse vor Thionville nachzuholen. Wir wissen schon, daß Generalmajor v. Birch II. am 15. auf dem rechten Mosel-Ufer vor der Festung eingetroffen war und Horn abgelöst hatte. Am 16. wurden die bisherigen Quartiere der 7. Brigade bezogen, das Stabsquartier gleichfalls in Distroff genommen. Die Ermittlungen über den Zustand des Platzes lauteten nicht unwesentlich anders als die Horns; die Besatzung sollte aus 4000 Mann unter General Hugo bestehen, später wurde sie sogar auf 8000 bis 10 000 geschätzt,*) allerdings meist Konstriberte; der Dienst schien ihm „mit Saumseligkeit“ betrieben zu werden, was sich demnächst als völlig unzutreffend zeigte, wiederholte Ausfälle bewiesen das Gegenteil. Birch gab später selbst das Widersprechende aller Nachrichten zu. Die Erkundungen für einen für die Nacht vom 17. zum 18. behufs Einschließung auch auf dem anderen Ufer in Aussicht genommenen Mosel-Übergang bei Basse Ham (Niederham) begannen ohne Verzug; man versuchte auch von Trier Brückenmaterial herbeizuschaffen, da der Feind bei seinem Rückzuge die größeren Fahrzeuge vernichtet hatte und die von Horn schon bei Nemich zusammengebrachten Überseemittel durch das Hochwasser fortgeschwemmt worden waren. Wiederholt wurde um Pioniere und mehr Kavallerie gebeten. Man dachte daran, dem Übergang einen Überfall anzuschließen, da eine offene Unternehmung infolge der nassen Gräben und guten Befestigung zum mindesten schwierig erschien. Die geringe Leistungsfähigkeit eines Teils der Dörfer für die Verpflegung gab zur Anlage eines Magazins

*) Siehe Anhang, Nr. 21.

in Homburg Anlaß. Den 17. gegen 1 Uhr mittags machte etwa ein Bataillon einen Ausfall, zog sich aber vor den anrückenden Verstärkungen der Vorposten zurück; darauf wurde aus der Festung mit schwerem Geschütz auf alles geschossen, was sich blicken ließ. Der Zweck dieser Unternehmung der Franzosen schien Fouragierung zu sein; sie sollte wohl aber auch gleichzeitig zur Übung der jungen Truppen dienen, die sich sehr ungewandt zeigten und fortwährender Aufmunterung ihrer Offiziere bedurften.

Am Abend des 18. Januar wurden bei Mallingen 3 Bataillone, 1 Eskadron und $\frac{1}{2}$ Batterie (oder vielmehr 3 Kanonen und 2 Haubizen) der Brigade Pirch zum Übersetzen bereit gestellt; zwei andere Eskadrons sollten nach Ablösung der Vorposten folgen, zum Verbleiben gegenüber dem Brückenkopf auf dem rechten Ufer war Oberst v. Kosthin mit 4 Landwehrebataillonen, 1 Eskadron und 3 Geschützen bestimmt. Da indessen die zum Übersetzen erforderlichen Fahrzeuge nicht eintrafen und die in den Tagen vorher gefallene Mosel durch Regengüsse wieder stark angeschwollen war, mußte der Übergang verschoben werden. Auf etwas Kleinliche Anfragen Pirchs hatte York unter Erklärung seines grundsätzlichen Einverständnisses zu der Unternehmung — ohne Horn abzuwarten — alles „der bekannten Einsicht“ Pirchs überlassen.

Am 19. erging dann infolge der zunehmenden Überschwemmung und der dadurch für absehbare Zeit dargetanen Unausführbarkeit des Überganges ein Befehl Yorks, die Fahrzeuge in Trier zu belassen, bezw. bis auf die zur Verbindung unentbehrlichen zurückzuschaffen. York selbst traf an diesem Tage auf der Reise nach Luxemburg vor Thionville ein und überzeugte sich von der Sachlage. So geschah hier zunächst nichts, bis mit Tagesanbruch des 22. ein Ausfall stattfand, dem bald größere folgten, der letzte mit 400 bis 600 Mann und 3 Geschützen gegen Illingen (anscheinend zum Zweck der Einbringung von Lebensmitteln und Holz), die nach sechsständigem Kampfe vom III. und II. Bataillon Landwehr-Infanterieregiments Nr. 5 unter Verlust von 1 Toten und 4 Offizieren, 11 Mann an Verwundeten, zurückgeworfen wurden. An demselben Tage traf Oberst v. Wrangel mit zwei Eskadrons des Brandenburgischen Kürassierregiments, von Luxemburg kommend, auf dem linken Ufer ein.

Den 23. Januar erschien Horn mit der 1. Brigade, gleichfalls von Luxemburg her, auf dem linken Mosel-Ufer vor der Festung, meldete am Abend an York, der ebenfalls wieder in Distroff erschienen war, daß Thionville „auch an dieser Seite zu fest ist, um durch einen coup de main genommen zu werden“, bezog für die Nacht enge Ortsunterkunft um den Platz und beabsichtigte, am folgenden Tage den befohlenen Abmarsch auf St. Mihiel anzutreten. Da traf folgender Befehl von York aus Distroff ein:

„Die Generale v. Horn und v. Pirch werden bevollmächtigt, im Fall sie eine Unternehmung auf Thionville den 23. d. Mis. nicht geraten finden, oder der General v. Horn,

um sich zu decidieren und die Lokalitäten auf seiner Seite zu untersuchen, und seine Brigade zu sammeln, noch einiger Zeit bedürfte, so werden diese Herren Generale bevollmächtigt, den 24. auch noch zu der Unternehmung zu verwenden und demnach um einen Tag später von Thionville abzumarschieren.“

Gleichzeitig wurden der Brigade Birch die Quartiere für den Abmarschtag angewiesen.

Da Horns bestimmte Erklärung, nichts unternehmen zu können, durch den an ihn von Jorck entsandten Offizier erst am 24. nachmittags zurückgelangte, so ging dieser Tag auch für die frühere Versammlung des Armeekorps verloren. Übrigens hatte Jorck am 23. persönlich erkundet und von Pange an Blücher berichtet, daß er auf ein Gelingen eines Versuchs auf Thionville nicht rechne; die Garnison sei 3000 Mann stark (— wieder eine neue Schätzung, auch Horn rechnete jetzt 2000 bis 3000 Mann —), die Gräben in Folge des Hochwassers überfüllt, auf dem linken Ufer die Angriffsfront auf ein Tor beschränkt, dahinter verschiedene Brücken, der Feind sei sehr aufmerksam.

So traten erst am 25. Januar die beiden Brigaden den Abmarsch an, Birch in der Richtung auf Metz, Horn direkt auf St. Mihiel. Erst an diesem Tage erschien die zweite Hälfte des Brandenburgischen Kürassierregiments zur Ablösung auf dem rechten Ufer.

Am 26. Januar zog Birch dicht bei dem, nur noch von Borosdin eingeschlossenen Metz vorbei in der Richtung auf Pont à Mousson, Vorposten in Montigny, dicht am Glacis ausstellend.

Wir haben nun noch die Ereignisse von Metz nachzuholen:

Den Rest des Jorckschen Korps verließen wir im Begriff, Metz zu blockieren. Prinz Wilhelm von Preußen sollte mit der Avantgarde am 16. die Einschließung dieses Places auf dem rechten Mosel-Ufer vollenden, gefolgt von der 2. Brigade (Oberst v. Warburg), während Jürgaß angewiesen war, mit der Reservekavallerie dem Feind über die Mosel auf Verdun zu folgen. Der bei Jouy-Ancy in Aussicht genommene Übergang erwies sich in Folge des Übertretens des Flusses über die Ufer und des Eisganges als unmöglich. Jürgaß sah sich daher genötigt, die von den abziehenden Franzosen nicht zerstörte feste Brücke bei Pont à Mousson zu benutzen, was in Folge des dadurch bedingten Umweges sowie des Abwartens, bis Lanskoy mit der russischen Avantgarde das Defilé frei gemacht hatte, erst am 17. geschehen konnte. An diesem Tage erreichte er mit seiner Vorhut Thiaucourt und folgte am 18. und 19. dem Gegner. Inzwischen wurde jener Befehl am 18. erneut und Jürgaß dem Prinzen Wilhelm unterstellt. Der Feind nahm nun zuerst bei Benoit, wo sich die Straßen nach Verdun und St. Mihiel trennen, Stellung, zog aber ohne Kampf über Manheulles ab, wo die Vorhut von Jürgaß am 19. mit der feindlichen Arriergarde zusammenstieß. Diese wich zurück, und jenseits Haudiaumont

fam es erneut zum Kampfe, dem erst die Dunkelheit ein Ende machte. Man blieb in unmittelbarer Fühlung, die preußische Vorhut besetzte Haubiaumont; Jürgaß nahm sein Stabsquartier in Fresne, wo er bis auf weiteres verblieb, nachdem am 20. der Feind (Division Ricard) sich nach Verdun zurückgezogen hatte. Nach links bestand Verbindung mit Lanskov durch Vermittelung eines von ihm zu diesem Behuf abgezweigten Kosakenregiments.

Unterdessen hatte Prinz Wilhelm mit dem Gros der 8. Brigade am 16. Januar Marly erreicht, wo er in der Nacht zum 17. von Lanskov die Meldung von der Räumung von Pont à Mousson sowie von seiner Absicht, selbst dorthin zu rücken, erhielt. Infolgedessen wurde in der Erwartung, daß Jork die erbetene Genehmigung zum Marsch dorthin erteilen werde (die Ermächtigung ging erst in der Nacht zum 18. ein), das Detachement Stutterheim, das nunmehr die Vorhut der 8. Brigade (Spitze der Avantgarde) bildete, bereits am 17. dorthin in Bewegung gesetzt. Er erreichte an diesem Tage Corny, verstärkt durch die bisher bei Stöbel befindlichen drei einzelnen Eskadrons (Brandenburgische Husaren, Mecklenburgische Husaren, Ostpreußische Nationalkavallerie), unter Zurücklassung der Landwehrkavallerie in Jouy; seine Gesamtstärke war 2 Bataillone, 7 Eskadrons, 1 Batterie, 1 Pionierkompagnie. Die Einschließung auf dem rechten Ufer, welche bisher Jürgaß und Stutterheim mit bewirkt hatten, fiel nunmehr in erweitertem Maße dem Oberstleutnant v. Stöbel mit seinem jetzt nur noch 1 Bataillon, 4 Eskadrons, 1 Jägerdetachement und $\frac{1}{2}$ reitende Batterie starken Detachement zu. An seinen linken Flügel — im Süden von Metz — schlossen sich die Vorposten der 2. Brigade, die am 17. in Marly eintraf, aber an Kavallerie nur 3 Eskadrons und 1 Jägerdetachement besaß; sie war wie alle Truppen um Metz, dem Prinzen Wilhelm unterstellt. Dieser, die Möglichkeit eines Überganges bei Jouy-Ancy noch immer im Auge behaltend und noch ohne Genehmigung für den Umweg über Pont à Mousson — die durch die Überschwemmung hervorgerufene allgemeine Unwegsamkeit scheint die Befehlsübermittlung sehr gestört zu haben — gelangte am 17. mit dem Gros der 8. Brigade nicht über Cuvry hinaus.

Am 18. Januar passierte Stutterheim die Mosel bei Pont à Mousson, drei Kompagnien eines Landwehrbataillons dort zurücklassend; eine Eskadron sollte die Verbindung mit Jürgaß sowie mit dem Prinzen Wilhelm unterhalten. Das Wasser der Mosel stieg immer mehr, auch die Seille trat aus und überschwemmte das ganze Tal. In der Voraussetzung, daß am 19. der Marsch auf dem linken Ufer werde fortgesetzt werden können, gab der Prinz am 18. in Cuvry an beide Brigaden einen Befehl aus, nach dem am 20. die Einschließung vollendet und am 21. ein Versuch zur Wegnahme der Festung gemacht werden sollte:

„Die sämtlichen Truppen rücken außer Kanonenschuß, oder doch gegen das Kanonenfeuer geschützt, gegen die Festung, zum Angriff bereit. Es werden pro Bataillon 1 Offizier

und 30 Freiwillige ausgezogen, welche sich an die Festung unbemerkt heranschleichen und alle Tore zugleich angreifen und mit Hülfe von Instrumenten das Tor einzuschlagen und die Zugbrücken niederzurücken suchen. Finden sie alles bereit und ordentlichen Widerstand, so müssen sie sich wieder zurückziehen; wenn der Versuch gelingt, werden die hierbeistehenden Kolonnen schleunigst avertiert und rücken nach, um den Vorteil zu verfolgen und in die Stadt einzudringen. Es muß bei dem Angriff der Freiwilligen viel geschossen werden. Gelingt dieser Versuch nicht, so werden alle Anstalten zu einem Sturm im Dunkeln gemacht, alle Bauern requiriert zur Verfertigung von Sturmlaternen, Fackeln etc. Den 21. abends oder in der Nacht fängt das Beschießen der Festung auf beiden Seiten an und werden dazu vorher die schicklichen Plätze zur Etablierung des Geschützes ausge sucht. Es wird zugleich untersucht, wo die nächste Kommunikation zwischen den Truppen auf beiden Ufern ist, und soll solche womöglich bei Roulin etabliert werden. Die Pioniere und Arbeitsdetachements müssen zunächst auf den Angriff der Freiwilligen folgen. Das Hauptquartier des Prinzen wird den 19. wahrscheinlich nach Roulin kommen.“

Der Befehl für das geplante Unternehmen erscheint nicht gerade zweckmäßig, da jede Bedingung für das Gelingen eines Überfalls fehlt: zuerst ein Versuch bei hellem Tage, dann, nachdem man den Feind aufmerksam gemacht, einer bei Nacht; hierzu wieder die technischen Vorbereitungen erst im Falle des Mißlingens des ersteren. Bei dem „Angriff der Freiwilligen“ soll „viel geschossen werden“, d. h. den Feind alarmieren anstatt ihn zu überraschen. Dieser merkwürdige Gesichtspunkt findet sich im Keime bereits in den Ausführungsbestimmungen des Hauptquartiers zur Disposition vom 15. Januar und dementsprechend auch in den Korpsbefehlen. Nach jenem sollten, wo sich nach den Erkundungen der Ingenieure ein sofortiger Angriff als unmöglich herausstelle, nächtliche Alarmierungen mit nur wenigen Mann stattfinden, „um ihre Anstalten zu prüfen“. Das macht mehr den Eindruck einer Anweisung für Inspizierung der eigenen Festungen im Frieden als für die Vorbereitung einer Unternehmung gegen den Feind. Von solchen Alarmierungen kann man sich allenfalls einen Vorteil versprechen, wenn sie so lange fortgesetzt werden, bis der Gegner, an die Neckereien gewöhnt, sie nicht mehr beachtet und dadurch nachlässig im Sicherheitsdienst wird. Dazu gehört aber viel Zeit, eine hier nicht zutreffende Voraussetzung. Der Armeebefehl sieht aber doch eine vorangehende Erkundung vor, von der die Entscheidung abhängig gemacht werden soll, während hier der erste Versuch bei hellem Tage eine solche gewissermaßen vertreten soll. Man gewinnt den Eindruck, als sei der Befehl mit Widerstreben, ohne Eingehen auf den Sinn des Armeebefehls, nur behufs Ausführung des Wortlauts gegeben, eine Fortsetzung der ablehnenden, trotzdem äußerlich gehorsamen Haltung des Nordischen Hauptquartiers. Und tatsächlich durchzieht die Aufzeichnungen des trefflichen Tagebuchs der 8. Brigade derselbe Gedankengang wie diejenigen des Korps.*)

Am 19. gelangte Stutterheim mit der Vorhut zunächst bis Bayonville und stellte die Unbenutzbarkeit der nach Metz führenden Wege für Artillerie fest; er marschierte dann weiter nach Gorze, ein rechtes Seitendetachement von

* Siehe Anhang, Nr. 22.

1 Bataillon und 4 Eskadrons*) unter Major v. Schierstädt nach Ancy abzweigend; die unter Bedeckung auf dem rechten Mosel-Ufer zurückgebliebene Batterie wurde nach Pont à Mousson herangezogen; bei Bayonville wurde eine Laufbrücke über die Mad geschlagen. Die Verbindung mit Jürgasch war offenbar noch nicht hergestellt; Stutterheim meldet nämlich am 19. an den Prinzen Wilhelm (6 Uhr abends bei ihm eingegangen) als etwas Neues, daß am 16. die letzten Truppen Marmonts durch Gorze über Mars la Tour nach Verdun abmarschirt seien; sie sollten sich noch zwischen beiden Orten befinden. Falls seine nachgesandten Patrouillen nicht auf den Feind stießen, beabsichtigte er, den 20. früh unter Belassung der Abzweigungen auf ihren Posten sich Metz zu nähern, die Artillerie würde vielleicht über Thiaucourt marschieren können, auf anderen Wegen nicht. Von dem angeblich über Verdun auf Metz rückenden Entsatzkorps war den Einwohnern nichts bekannt.

Prinz Wilhelm setzte sich auf Anregung des Vertreters des Chefs des Generalstabes durch Entsendung des Leutnants v. Unruh direkt mit Blücher in Benehmen. Dieser billigte den Vorschlag nicht, auf dem allerdings gangbaren, aber Tage in Anspruch nehmenden Umwege über Manheulles (an der Straße nach Verdun) auf Metz zu rücken; wenn nur der Wasserstand gestatte, bis zum 21. abends die Festung einzuschließen, schade diese Verspätung um 24 Stunden den einmal eingeleiteten Operationen nichts.

Indessen bis zum 20. Januar stieg das Wasser immer mehr, so daß auf dem linken Mosel-Ufer alle Wege überschwemmt waren und nur einzelne Leute auf Booten die Verbindung aufrecht erhalten konnten; an vielen Stellen der Chauffee nach Metz stand das Wasser drei Fuß hoch. Dennoch gelang es Stutterheim, noch an diesem Tage die Einschließung zu bewirken; er rückte nach Vorry, ließ in Gravelotte einen Offizier mit 15 Pferden zurück und entsandte den Major v. Schmettau mit 1 Eskadron nach Fufange zur Beobachtung von Thionville mit dem Auftrage auf der Straße nach Luxemburg bis Hettange zu patrouillieren. Eine Höhe bei Plappeville südlich Vorry ermittelte Stutterheim als zur Beschießung der Festung geeignet (Meldung den 21. morgens 4 Uhr beim Prinzen eingegangen); er fand dort einen optischen Telegraphen und ließ ihn verbrennen. Aus den vorgefundenen Papieren ging hervor, daß noch tags vorher Nachrichten nach Paris mitgeteilt worden waren. Außerhalb der Festungen standen keine Posten; mehrere Werke waren unter Wasser.

Das Wasser fiel nun allmählich. Der von Oberstleutnant v. Klüg geführte Teil der Spitze der Avantgarde gelangte am 21. bis Moulin und erkundete gegen Metz; bei dieser Gelegenheit wurde dem Rittmeister v. Banelow vom Ostpreussischen National-Kavallerieregiment durch eine Kanonenkugel der Kopf abgerissen. Am 22. vermochte auch das Gros der Avantgarde von Pont à Mousson gegen Metz zu folgen. Am 23. Januar drängten starke

*) Siehe Anhang, Nr. 23.

französische Patrouillen (zu 50 Mann und 30 Pferde) aus der Festung an den Straßen nach Thionville, Lorry und Blappeville Stutterheims Vorposten zurück.

Inzwischen war der russische Generalleutnant Borosdin mit seinen vier Kavallerieregimentern am 16. Januar in St. Avold und am 18. in Courcelles eingetroffen und hatte am 21. auf dem rechten Mosel-Ufer auf der Strecke St. Julien—Colombey mit zwei Regimentern Stößel abgelöst, der sich weiter südlich schob und unter das Kommando Warburgs trat, während die beiden anderen russischen Regimenter (nur 570 Pferde unter Oberst Dzwonski) dem Prinzen Wilhelm für das linke Ufer zur Verfügung gestellt wurden. Außerdem waren auch Oberst v. Rüdlich mit dem 1. Ostpreussischen Infanterieregiment, das beim Rhein-Übergange als Besatzung von Frankfurt a. M. zurückgeblieben war, und Ersatzmannschaften eingetroffen.

So gestaltete sich die Einschließung um Metz am 24. Januar folgendermaßen:

Rechtes Ufer:

Von St. Julien bis Colombey: Generalleutnant Borosdin mit 1 russischen Dragoner- und 1 Kosakenregiment.

Von Borny über Magny bis Montigny: Oberst v. Warburg mit der 2. Brigade und dem Detachement Stößel, 9 Bataillone, 7 Eskadrons und 2 Jägerdetachements, 1 Batterie, davon die 1. Linie (2 $\frac{1}{2}$ Bataillone, 6 Eskadrons zwischen Seille und Mosel bis auf Flintenschußweite an die Werke herangeschoben). Dahinter im Nachrücken begriffen die Haubitzen der Reserve-Artillerie mit 1 Kompagnie Bedeckung.

Linkes Ufer:

Prinz Wilhelm (Kommandeur der gesamten Einschließungstruppen auf beiden Ufern) in Ste. Ruffine.

In 1. Linie: Oberstleutnant v. Stutterheim in Lorry, und zwar:

Rechter Flügel: Oberstleutnant v. Klütz in Moulins mit 1 Bataillon, 2 Eskadrons, 1 Batterie, 1 Pionierkompagnie.

Linker Flügel: Major v. Schierstedt in Woippy mit 1 Bataillon, 2 Jägerkompagnien, 4 Eskadrons (eine 5. Eskadron von Hufange sollte herangezogen werden).

Äußerster linker Flügel zwischen der Straße Metz—Thionville und der Mosel: 1 Kosakenregiment.

In 2. Linie: 5 Bataillone, 1 russisches Dragonerregiment, 1 Batterie.

Unterdessen hatte der Kommandeur der Reserveartillerie, Oberst v. Schmidt, auf Dork's Befehl Untersuchungen angestellt, „ob so viel Munition vorhanden sei, daß etwas mit Wirksamkeit gegen die Festungen Metz, Thionville, Saarlouis und Luxemburg unternommen werden könne, ohne davon so viel zu konsumieren, daß nicht noch Munition genug dem Korps verbleibe, um eine Schlacht zu liefern“. Es handelte sich dabei vornehmlich um die

vier 10pfögen. Haubizen, von denen je zwei sich bei den beiden 12Pfünderbatterien der Reserveartillerie befanden; von einer Verwendung von 7pfögen. Haubizen (je zwei bei jeder 6Pfünderbatterie) versprach man sich nichts.

Schmidt gab am 17. Januar sein Urteil dahin ab, daß vor 14 Tagen bis 3 Wochen das Bombardement nicht begonnen werden könne, es seien nur 200 Granaten dazu verfügbar, 60 müßten für jede Haubize zurückbleiben; den Mehrbedarf müsse man gießen, was auf dem Kriegsschauplatz ausführbar sei; das Pulver sei aus dem Depot in Gießen herbeizuschaffen. Man darf nicht vergessen, daß bei dem Yorckschen Korps sich nur eine Munitionskolonnie befand. York erkannte Schmidts Auffassung als zutreffend an, entschied aber, daß etwas geschehen müsse, „um das möglichste zu versuchen“. 190 Wurf wurden für Saarlouis und Metz zusammen zur Verfügung gestellt und empfohlen, „besonders gegen Saarlouis sparsam zu sein, da gegen Metz das Werfen wirksamer sein wird. 50 bis 60 Wurf ist das Höchste gegen Saarlouis“. Die Beschießung dieses Platzes fand tatsächlich am 19. Januar mittelst der acht Haubizen der Reserveartillerie (vier 10pföge. und vier 7 pföge.) ohne sonderliche Wirkung statt. Nach Aussage von Deserteuren waren zwar mit Ausnahme von sechs alle Granaten in der Stadt eingeschlagen und hatten dreimal gezündet; die Garnison sollte aber nur unerheblichen Schaden gelitten haben. So wurde die angestrebte Einschüchterung nicht erreicht, ein Parlamentär wurde gar nicht angehört, die erbitterte Besatzung antwortete vielmehr durch Ausfälle. Oberst v. Schmidt marschierte daher mit den Haubizen nach Metz ab und traf am 21. in Cheuby und Retonfay ein. Mit der Meldung hierüber an den Prinzen Wilhelm verband er einen Bericht über die für die Aufstellung ausgesuchten, allenfalls geeigneten Punkte. Eine Verwendung der 7 pfögen. Haubizen erachtete er wegen der weit vorgeschobenen Außenwerke, namentlich des Forts La belle Croix für untunlich. Auch die Aufstellung der 10 pfögen. Haubizen bot große Schwierigkeiten; am geeignetsten erschien noch ein 1800 bis 2000 Schritt entfernter Punkt auf dem rechten Mosel-Ufer. Das Auffahren in den Weinbergen wäre aber schwierig gewesen und der Verlust im Falle eines Ausfalles so gut wie sicher.

Infolge der am 19. eingetretenen Überschwemmung der Seille vermochten die Geschütze indessen nicht dorthin zu gelangen. Auch Warburg meldete, daß alle Verbindungen unterbrochen seien, eine Beschießung sowie eine Alarmierung schienen ihm sehr gefährlich. Auf dem linken Mosel-Ufer hatte Prinz Wilhelm am 22. durch den Artilleriemajor v. Guet eine Stellung für seine zwei 7pfögen. Haubizen erkunden lassen, man hatte 30 bis 40 Wurf in Aussicht genommen; das Erkundungsergebnis war ein ziemlich negatives. York wußte, daß die Stadt mit Flüchtlingen überfüllt war, und verhehlte sich nicht, daß das bis zu einem gewissen Grade zu Gunsten eines Bombardements sprach, gab auch am 24. dem Prinzen

Wilhelm die Weisung, fortan außer Deserteuren niemand aus der Festung herauszulassen, war aber schließlich der Ansicht, daß die wenigen verfügbaren Granaten die Stimmung der Garnison nur heben würden, wofür allerdings die frischen Erfahrungen von Saarlouis sprachen. So ließ sich „schon im voraus der Erfolg eines coup de main berechnen. Ich werde mich indessen“, berichtet Jork am 23. Januar abends 11¹/₂ Uhr an Blücher, „noch morgen durch eigene Ansicht davon überzeugen, ob nicht etwa Umstände stattfinden, die eine dergleichen Unternehmung begünstigen“.

Er sandte diesen Bericht durch Rittmeister v. Schack ab, „um, da ich den morgenden Tag zu einer Rekognoszierung verwenden werde, bis übermorgen früh die bestimmten Befehle Ew. Excellenz erhalten kann, ob bei so bewandten Umständen eine förmliche Unternehmung auf Metz oder auch nur ein Bewerfen mit Granaten in der Intention Ew. Excellenz liegt“.

Besonders bemerkenswerth ist der Schluß dieses Berichts, in dem Jork im Gegensatz zu der Auffassung des Hauptquartiers der Schlesiſchen Armee, das konsequent nur eine Gelegenheitsunternehmung mit stärkeren Kräften, im übrigen aber nur eine Einschließung mit einem Mindestmaß von Truppen im Auge hatte, das I. Armeekorps aber baldmöglichst an entscheidender Stelle verfügbar haben wollte, seine weitere Verwendung vor den Festungen vor schlägt. Er hielt es nicht für ratsam, „Festungen wie Metz, Saarlouis, Thionville und Luxemburg, deren Kommandanten sich durch mehrere Ausfälle als unternehmende Männer gezeigt haben, die mit ziemlich bedeutenden Garnisonen besetzt sind, bloß mit Kavallerie, die in sich, durch Ströme verhindert, keine Kommunikation hat, eingeschlossen, beim weiteren Vorrücken hinter sich zu lassen. Ich kann nicht umhin, Ew. Excellenz zu äußern, daß besonders die Garnison von Metz mir gefährlich für unsere Kommunikation erscheint“.

Er hebt hervor, daß Röder mit etwas über 700 Pferden Thionville und Luxemburg mit insgesamt 7000 Mann Besatzung einschließen soll, Stutterheim mit vier schwachen Eskadrons Saarlouis und Borosdin mit nur 1600 Pferden Metz mit einer Besatzung von 8000 Mann; der geringste Ausfall müsse alle diese Kavallerieabteilungen zum Weichen veranlassen.

„Alle diese Umstände“, fährt Jork fort, „geben mir das Resultat, daß ohne die förmliche und kraftvolle Einschließung einer dieser Festungen, und zwar der wichtigsten, Metz, unsere Kommunikation sehr gefährdet werden muß. Dagegen glaube ich, mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß keine dieser Festungen einen dauernden Widerstand leisten würde, wenn man damit anfinge, eine von ihnen mit Nachdruck zur Übergabe zwingen zu wollen, wozu allerdings einiges schwere Geschütz und eine hinlängliche Truppenmasse Haupterfordernis sind. Indem ich mich zu diesen Bemerkungen nach den Erfahrungen, welche ich jetzt gemacht habe, verpflichtet halte, stelle ich ihre Beurteilung Ew. Excellenz höherem Ermessen ganz gehorsamst anheim. . . . Ich erwarte nun Ew. Excellenz bestimmte Befehle über den Abmarsch meines Korps von der Blockade der Festungen nach St. Mihiel und dem Wegnehmen der vier Bataillone von Saarlouis und bemerke, daß das Korps erst den 27. oder 28. d. Mts. bei St. Mihiel konzentriert sein kann.“

Jork war stets für die rechte Flanke lebhaft besorgt gewesen; schon eine Woche nach dem Rhein-Übergang schien ihm ein „Korps“ bei Trier

nötig, jetzt brachte er die Fesselung seines eigenen Armeekorps an Metz — ein anderes war jedenfalls nicht verfügbar — in Vorschlag. Er kannte sicherlich Blücher und Gneisenau zu genau, um auf eine bejahende Antwort zu rechnen, hielt es aber offenbar für seine Pflicht, seine abweichende Meinung, auch wo es einen praktischen Nutzen nicht haben konnte, zum Ausdruck zu bringen, und zwar mit größter Regelmäßigkeit, da er in grundsätzlichem Widerspruch von vornherein jede Anordnung des Armeekommandos für verkehrt ansah. Die qualitativ so minderwertigen Besatzungen der Festungen waren zur Zeit ganz ungefährlich und erst, als sie im weiteren Verlaufe des Feldzuges verwendungsfähiger geworden waren und ein Volksaufstand, der bei der zeitigen Stimmung der Einwohner noch gar nicht vorauszusehen war, sie unterstützte, entstand eine vorübergehende Gefahr für die rückwärtigen Linien, welcher indessen schließlich doch auch das schwache russische Einschließungskorps Jusofowitsch im Verein mit dem aus preußischen Nachschüben in Nancy gesammelten Detachement des Generalmajors Prinzen Biron von Kurland Herr zu werden mußte, ohne daß die Operationen der Armee eine Störung erlitten.

Blücher hielt es auch nicht für nötig, näher auf jenen Vorschlag einzugehen, und erwiderte, ohne den angekündigten weiteren Bericht abzuwarten, noch am 25. Januar, dem Tage des Einganges jenes Schreibens in Gondrecourt: „Ich finde, daß alles geschehen ist, was nach den Umständen geschehen konnte. Das Beschießen von Metz dient zu nichts, wie Ew. Excellenz bemerken, und wollen wir daher kein Pulver daran verschwenden.“

Die Heranziehung der vier Bataillone von Saarlouis wurde genehmigt; „ich ließ sie daselbst, um die Straße über Saarbrück zu sichern, bis sie nach Saarguemines verlegt wurde“; diesen Ort sowie Homburg müsse Wieberstein nun zur Basis nehmen; York solle „nunmehr unverzüglich den Marsch auf St. Mihiel“ antreten; sobald Kleist mit dem II. Armeekorps eintreffe (den 2. Februar in St. Mihiel erwartet, zur Zeit aber mit den Hauptkräften noch in Coblenz), müsse Borosdin (nach Yorks Abmarsch allein vor Metz) sich auf Nancy und Toul basieren, wo sich je ein halbes Bataillon Spanier als Etappentruppe befänden;*) er dürfe nicht verabsäumen, gegen Verdun und Thionville zu patrouillieren; den 3. Februar werde eine Division des russischen 10. Infanteriekorps (unter Generalleutnant Kapzewitsch) und am 14. Februar der Rest dieses Korps und General Langeron selbst gegen Ende desselben Monats in Nancy eintreffen; das IV. Deutsche Bundes-Armeekorps (Hessische Truppen unter dem Kurprinzen von Hessen) sammelte sich inzwischen in Trier, um in der Folge die Einschließung der Festungen zu übernehmen und Borosdin frei zu machen. Es heißt dann zum Schluß: „Das Unangenehmste für uns wäre, wenn die Kommandanten sich untereinander verständen und aus den Garnisonen sämtlicher Festungen ein mobiles Korps von 8000 bis

*) Siehe Anhang, Nr. 24.

10 000 Mann formierten, welches uns auf die Kommunikationen marschierte. Dies zu verhindern, sind die nach und nach ankommenden Verstärkungen vom Korps Langeron bestimmt.“

Also war dem Hauptquartier der Schlesiſchen Armee die Sorge um die rückwärtigen Verbindungen keineswegs fremd, sie wurde aber richtig eingeschätzt und vermochte nicht, den leitenden Gedanken — Vorwärtstreiben mit allen Kräften zur Hauptentscheidung*) — zu lähmen. Die Aushülfe, die man fand, war die von Anfang an ins Auge gefaßte — die ambulante oder, wenn man will, staffelweise Bewachung der Festungen durch den an ihnen vorbeiziehenden Nachschub. Es wäre auch ganz unmöglich gewesen, diese Gefahr jemals zu übersehen, man hatte sie ja gewissermaßen selbst bewußt herbeigeführt, als man auf Metz zu operieren begann, in der ausgesprochenen Absicht, den Gegner zu nötigen, Garnisonen in die nördlichen Festungen zu werfen und seine Kräfte so zu teilen. Man täuschte sich auch nicht über die unverhältnismäßige Schwäche der neuen Einschließungstruppen für Metz, war auf einen Rückschlag für sie gefaßt und sah dabei ein, daß ihnen nach dem eigenen Lande zu jeglicher Rückhalt fehlte; auch hier war man um eine Aushülfe nicht verlegen, man gab Borosdin eine Basis mit verwandter Front, es war die eigene vorwärtsschreitende Armee bezw. die von dieser besetzten Plätze. So griff man in ungewöhnlicher Lage zu ungewöhnlichen Mitteln und erhob sich mit gesundem Blick über die „Regeln der Kunst“ — man kann sich einen größeren Gegensatz, als den zwischen diesem Gedankengange und dem des in Schematismus erstarrten Hauptquartiers der „Hauptarmee“ nicht vorstellen. Und doch ist dies noch nicht alles, was jenes Schriftstück auszeichnet; das Bewundernswerteste liegt vielleicht im moralischen Element: es lag so nahe, Jorck sein dauerndes Mißverstehen und Widerstreben vorzuhalten, ihm anzudeuten, daß er doch wohl nicht alle Mittel versucht, nicht alle Gelegenheiten wahrgenommen habe; — wie man im Hauptquartier darüber dachte, geht aus dem dort im Umlauf befindlichen Scherzwort hervor, daß Jorck überall seine Visitenkarte abgegeben habe, — aber Blücher und Sneyenau hatten immer nur das große Ganze im Auge; frei von kleinlichen Regungen, verzichteten sie darauf, den eigensinnigen Jorck zu kränken, da es keinen Nutzen haben konnte; sie sprachen ihm sogar eine Anerkennung aus, er sollte ja an dem großen Werk, das allein in Frage kam, weiter mitarbeiten. Man vergegenwärtige sich die Charaktergröße, die dazu gehört.

Jorck konnte am 25. natürlich noch nicht im Besitz des an diesem Tage in Gondrecourt erlassenen Befehls zum „unverzüglichen“ Abmarsch sein, aber am Vormittage wurde durch einen Feldjäger ein Schreiben Blüchers aus Vaucouleurs vom 24. mit dem „Marschtableau für das 1. Treffen der Schlesiſchen Armee“, **) überbracht, nach dem Jorck am 27. Januar mit der

*) Siehe Anhang, Nr. 25.

**) Ebenda, Nr. 26.

Queue seines Korps in Bar le Duc, am 28. in St. Dizier, am 29. in Bongchamp, am 30. in Vitry sein sollte. Daran schloß sich die Anweisung, falls der Feind durch eine Operation gegen die rechte Flanke der Schlesiſchen Armee ihren Marsch aufzuhalten versuchen sollte, „sich in keine Schlacht einzulassen, sondern ausweichend sich auf Blücher nach der Aube zurückzuziehen“; ein zeitweiser Verlust der Verbindung mit Kleist und Langeron habe nichts zu bedeuten, da die Verbindungen der Hauptarmee benutzt werden könnten.

Für York war es nun allerdings nicht mehr möglich, bereits am 30. in Vitry einzutreffen oder, wie er selbst die Absicht Blüchers richtig auffaßte, schon am 29. schlagfertig vor diesem Orte zu stehen. Er vermochte tatsächlich nicht mehr zu thun, als „nur um einen Tag später, als bestimmt war“, sein Marschziel zu erreichen. Am 25. nachmittags 1½ Uhr gab er den Marschbefehl für den 26. aus: Hengel sollte von Troyon über St. Mihiel nach St. Dizier marschieren, vom 27. (dem Tage des Maas-Überganges) an die Spitze der Avantgarde (verstärkte 8. Brigade unter dem Prinzen Wilhelm) bilden und am 31. vorwärts Vitry stehen. Demnächst folgte der Avantgarde auf derselben Straße die 7. Brigade (Horn), die seit dem 25. in der Gegend von Bille sur Iron, erst am 27. von Hattonville den Marsch anzutreten hatte. Die 2. Brigade (Warburg) sollte das rechte Mosel-Ufer am 26. räumen und über Pont à Mousson, unter Anschluß der acht Haubizen der Reserveartillerie auf derselben Straße als dritte Staffel folgen. Die vierte Staffel bildete die 1. Brigade (Pirch II), die auf dem rechten Mosel-Ufer am 26. Marly erreichte, um am 27. gleichfalls bei Pont à Mousson den Fluß zu überschreiten. Zürgaß wurde aufgegeben, am 27. mit der Reservekavallerie seine Stellung vor Verdun zu verlassen, auf dessen Einschließung fortan nicht Bedacht genommen wurde, über die Maas zu gehen und die rechte Seitendeckung des Korps zu bilden. Die vier Bataillone vor Saarlouis hatten Anweisung, den 24. von dort abzumarschieren und, über Boulay und Pont à Mousson folgend, mit der bisher in St. Avoird zurückgehaltenen Reserveartillerie (ausschl. der Haubizen) und deren Bedeckungsbataillon zusammen zu marschieren und am 2. Februar in Vitry einzutreffen. Oberst v. Köblich sollte mit dem Rest seines Detachements gleichfalls den Marsch antreten und dasselbe in St. Mihiel auflösen. Das Hauptquartier wollte am 26. in Pont à Mousson, am 27. in St. Mihiel, am 28. in Bar le Duc sein.

Endlich wurde auch die beim Übergang über den Rhein zurückgebliebene große Bagage unter Bedeckung von 465 Mann (zurückgebliebene und nachträglich gesammelte Mannschaften) mit ihren 103 Wagen nachgezogen; sie traf den 20. in Saargemünd ein, um über Château Salins zu folgen. Schließlich wurde noch angeordnet, daß ein dreitägiger Lebensmittelstand zu bewahren sei, und jetzt zum erstenmal Vorsorge für Einrichtung einer Etappenlinie über Saargemünd bezw. Saarbrücken, Château Salins, Nancy,

St. Mihiel, Bar le Duc mit den dürftigsten Mitteln getroffen. In Saargemünd und Saarbrücken wurden Stabsoffiziere der Landwehr als Etappenkommandanten eingesetzt, mit dem Auftrage, alle nachkommenden einzelnen Mannschaften (Rekonvaleszenten zc.) und Transporte des I. Armeekorps zu sammeln und abteilungsweise nachzusenden sowie Kranke zurückzuschicken.

Der Abmarsch des Jordischen Korps ging in der befohlenen Weise von Statten, und Borosdin übernahm in der Nacht zum 26. allein die Einschließung von Metz. Mit Rücksicht auf seine große Schwäche betrachtete er sich nur „als einen Avertissementsposten“, der „im Falle eines ernstlichen Ausfalles von der Befagung von Metz keinen ernstlichen Widerstand leisten können“ werde. Blücher billigte diese Auffassung und wies ihn an, „wenn der Feind mit Macht kommt“, auf beiden Ufern der Mosel auf Pont à Mousson zurückzugehen. „Denn es kommt vorzüglich darauf an, dem Feind zu verwehren, von Metz aus auf Nancy und unsere Kommunikation zu gehen und so den Marsch der nachrückenden Verstärkungen zu hindern.“ Dem Feinde entging die Schwäche des Einschließenden nicht, er machte täglich Ausfälle und setzte sich im Vorgelände fest, beschränkte aber auch hierauf seine Tätigkeit.

Das ist der Verlauf der Unternehmung gegen die nordfranzösischen Festungen, die fortan nur noch bewacht wurden. Es war nicht gelungen, sich auch nur eines Platzes zu bemächtigen, das Jordische Korps war gänzlich von der übrigen Schlesiſchen Armee abgetrennt und eine Woche aufgehalten worden. Die Folge davon war, daß es bei den ersten Entscheidungskämpfen am 29. Januar bei Brienne und 1. Februar bei La Rothière fehlte. Auch die Abſicht, erhebliche Kräfte, welche geeignet gewesen wären, die feindliche Feldarmee beträchtlich zu verstärken, an die Festungen zu fesseln, war nicht gelungen; Napoleon ließ sich zu solchen Maßnahmen nicht verführen.

Allerdings kam endlich eine Etappenstraße zu stande, dazu bedurfte es aber schwerlich jener Unternehmung eines ganzen Korps. Das ist anscheinend ein kümmerliches Ergebnis, und man wird sich nicht verhehlen können, daß mindestens an einer Stelle ein Verschulden vorliegen muß, und der Gedanke liegt trotz allem schon über Jordische Verfehlungen Gefagten nicht fern, es dem Hauptquartier der Schlesiſchen Armee beizumessen. Das wird im folgenden eingehend zu untersuchen sein.

III. Beurteilung.

Das über die Entstehung des Unternehmens Gefagte beweist, daß von einem leichtfertig in der Weinstimmung gefaßten Entschluß seitens des Hauptquartiers der Schlesiſchen Armee nicht die Rede sein kann, daß die Bezeichnung „Champagner-Disposition“ also einen ungerechtfertigten Vorwurf

enthält. Wir haben vielmehr gesehen, daß der Marsch in der allgemeinen Richtung auf Metz an sich den Absichten und Weisungen des Schwarzenbergischen Armee-Obercommandos entsprach. Blücher behielt sich nach dem Rhein-Übergang die Bestimmung der genaueren Marschrichtung als von den Operationen des Gegners abhängig, mit Recht vor; die zunächst allein für ihn unmittelbar in Frage kommenden Streitkräfte Marmonts wurden sein erstes Operationsziel; so entstand das Bestreben, diesen von der Rückzugslinie auf Metz abzuschneiden und zu vernichten; nachdem beide Versuche hierzu mißglückt waren und Marmont sich bei Metz versammelt hatte, wurden das erste und zweite Operationsziel — die Armee und die Festung — identisch. Das war frühzeitig vorausgesehen worden, und in demselben Augenblick, in dem noch mit dem Versuch einer Umzingelung Marmonts bei Kaiserslautern gerechnet wurde, faßte man bereits die Operation gegen die vier Festungen Saarlouis, Metz, Thionville und Luxemburg ins Auge, um den Gegner „zu nötigen“, in diese Festungen „Garnisonen zu werfen“, und „die feindlichen Kräfte dadurch zu teilen“. Gleichzeitig hoffte man, den Gegner „bei Metz“ zu „packen“; es war also alles von vornherein darauf berechnet, ganz im Sinne Schwarzenbergs die rechte Flanke der Hauptarmee zu schützen, indem man dem weichenden Feinde auf den Fersen blieb, ihn von seiner Rückzugslinie abzuschneiden, im übrigen aber zu teilen und zu vernichten suchte. Die Operation auf die Festungen war das Mittel hierzu; schon vor dem Saar-Übergang sah man in Metz den „Hauptorganisationspunkt der feindlichen Kräfte“, von dem aus allein die rechte Flanke der Hauptarmee gefährdet werden konnte. Nun bestand aber von vornherein die Absicht, für diese Sonderaufgabe nur das Notwendigste zu verwenden und gleichzeitig, dem wiederholten dringenden Wunsche Schwarzenbergs entsprechend, sich durch eine Wendung auf Nancy der Hauptarmee mehr zu nähern. In diesem Sinne ergingen schon am 10. (also gleichfalls noch vor dem Saar-Übergange) an York Weisungen zur Einschließung von Saarlouis und für den Fall des Rückzuges des Gegners auf Metz auch zur Einschließung von Thionville. Man wollte zunächst nur „Schrecken und Verwirrung“ bereiten, offenbar um den Feind zur eigenen Schwächung durch Verstärkung der Besatzungen zu veranlassen; man dachte wohl auch an Bülow's leichte Erfolge in Holland; nur für den Fall der „Wahrscheinlichkeit“ eines glücklichen Ausganges war ein „ungefährlicher Versuch“ einer Wegnahme vorgesehen. Allen Unternehmungen war das plötzliche Anschwellen der Ströme ungünstig, auch die Aufklärung litt hierunter, und so war man noch am 12. im unsichern, wohin sich der Feind gewandt habe; von dem Ergebnis einer Sacken aufgegebenen Erkundung sollte die endgültige Entscheidung über die nunmehrige Marschrichtung abhängig gemacht werden. Während die Direction auf die Festungen das York'sche Korps aufhielt, war das ursprünglich links rückwärts gestaffelte Sacken'sche Korps mit seiner Avantgarde auf dem Mosel-Übergang Pont à

Mousson, das schwache Sacken zugeteilte preussische Streifcorps Biron auf Nancy in Marsch geblieben; übereinstimmende Nachrichten besagten, daß ein erheblicher Teil der Besatzung von Metz auf Verdun abmarschiert sei, die Angaben über die Verteidigungsfähigkeit der Festungen waren recht widersprechend. Da traf am 14. Januar jener zur Fortnahme von Luxemburg einladende Bericht Chevalleries ein. Da Händel nichts hinzufügte und selbst schon früher in ähnlichem Sinne berichtet hatte, so mußte man im Hauptquartier annehmen, daß er sich dem Vorschlage anschließe. Händel hatte kein Recht, wenige Tage darauf einem jungen Offizier die ganze Verantwortung einer leichtfertigen Berichterstattung zuzuschieben und ziemlich offen dem Hauptquartier mangelnde Prüfung vorzuwerfen. Er erweist sich bei dieser Gelegenheit als leicht beeinflusbar durch jede Nachricht, deren rechtzeitige und gründliche Prüfung er versäumt, und unstät in seinen Anschauungen und Absichten — er ist das Bild eines Sanguinikers. Ihm, dem höheren Führer, nicht dem kühnen Leutnant v. Chevallerie, der sofort bereit ist, das von ihm vorgeschlagene Unternehmen selbst zu leiten, ist die Schuld beizumessen, dem Hauptquartier die Lage unzutreffend geschildert zu haben. Daß auf seinen Bericht jener so angegriffene Befehl vom 15. Januar bezw. die diesen einleitenden Befehle vom 14. erfolgten, darf nicht wundernehmen, das Hauptquartier mußte sich auf ihn verlassen können und, was es anordnete, war grundsätzlich berechtigt und entwickelte sich ganz folgerichtig aus den stets gehegten Absichten. Der Gedanke, der Hauptarmee zur Entscheidung so schnell als möglich alle verfügbaren Kräfte zuzuführen, erhielt praktischen Ausdruck durch den ununterbrochenen Vormarsch des russischen Korps Sacken, gefolgt von dem von Mainz losgelösten Infanteriecorps Olsufiew über die Mosel an die Maas. Dieser Marsch bedurfte einer Sicherung gegen die nordfranzösischen Festungen, an denen man unmittelbar vorbeimarschierte. Mit dieser dem Jordischen Korps zuerteilten Aufgabe verband man in richtiger Ökonomie der Kräfte andere; man wollte den Gegner durch die Bedrohung jener Plätze zur Teilung zwingen und außerdem im Interesse der eigenen rückwärtigen Verbindungen den einen oder anderen dieser Plätze mit möglichst geringem Zeitaufwande fortnehmen; tatsächlich entbehrten die rückwärtigen Verbindungen jeder festen Stütze, sie wurden sogar durch jene Festungen geradezu gesperrt oder doch dauernd bedroht. Das Vorübergehende der Einschließung war ausgesprochene Absicht; für baldmöglichste Ablösung durch die nachrückenden Truppen und fortwährendes Vorschieben dieser zur Verstärkung der Hauptkräfte, denen zunächst Jord naheilen sollte, war von vornherein systematisch Sorge getragen.

Ein voller Erfolg wurde erreicht in Bezug auf den angestrebten Schutz der rechten Flanke, ein kaum nennenswerter in Betreff der Teilung der feindlichen Kräfte; ein voller Mißerfolg war vorhanden bezüglich der Wegnahme des einen oder anderen Platzes, auch die Zuführung der zurückgehaltenen

Kräfte (York) sowie der aus Deutschland nachfolgenden stockte, so daß sie bei der ersten Entscheidung fehlten. Wir können den Grund dieser Verzögerung vorweg nehmen: es waren elementare Ereignisse, das Anschwellen der Flüsse, das wiederholt und gerade im entscheidenden Augenblick verhängnisvoll wurde, und zwar um so mehr, als die Preußen auch nicht über den geringsten Brückentrain verfügten; das klingt unglaublich, aber nach den Jahren des Unglücks fehlte es dem Lande an allen Mitteln, in jeder Beziehung war die Armee dürftig, ja kläglich ausgestattet; um so mehr Ruhm gebührt denen, die dennoch das unentwegte „Vorwärts“ nie aus dem Auge verloren. Ohne Brückentrains, mit einer einzigen Munitionskolonne, mit einem Mindestmaß von sonstigen Trains, mit weit zurückgelassener großer Bagage drang der rechte Flügel der Schlesiſchen Armee (das Yorkſche Korps) weit in Feindes Land vor, erst spät wurden geringfügige Maßnahmen zur Schaffung einer Etappenstraße getroffen, man scheute mit Recht jede Abgabe. In diesem Fehlen jeglichen Apparats lag eine Schwäche, aber auch eine große Stärke, es wuchs damit die Operationsfreiheit; das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee hatte dadurch ein Recht zu einer verhältnismäßig geringen Beachtung der rückwärtigen Verbindungen — auch in dieser Beziehung bestand ein grundsätzlicher Gegensatz zu den Auffassungen des Schwarzenbergſchen Oberkommandos. Hierin liegt eine beherzigenswerte Mahnung für die Zukunft, eine Warnung vor allzugroßer Ausdehnung der den kämpfenden Truppen folgenden Kolonnen und Trains. Zu jenem Grade äußerster Anspruchslosigkeit, der ein verhängnisvolles Fehlen des Notdürftigsten einschloß, kann eine moderne Armee nicht mehr zurückkehren, aber das Beispiel der Schlesiſchen Armee, die hierin mit der ganzen bisherigen Gewohnheit hatte brechen müssen, zeigt doch, daß eine kräftige Führung sich von mancher Belastung, welche allgemein für unentbehrlich gehalten wird, frei zu machen vermag. Wir dürfen nicht vergessen, welche Gefahr in der Anhäufung des Troffes der modernen Riesearmeen liegt, der die Truppen im Aufmarsch und in der Vorwärtsbewegung behindert. Alle Vorsorge für die zahlreichen Bedürfnisse, welche Folge einer vorgeschrittenen Technik sind, hilft nichts, wenn es an Möglichkeit fehlt, diese Bedürfnisse rechtzeitig zur Stelle zu haben. Die Russen verfügten auch damals über Pontons, aber es scheint, daß ihr Generalstab es nicht verstand,*) sie rechtzeitig vorzuziehen; der russischen Kolonne, welche das Glück hatte, die vorhandenen festen Übergänge unzerstört vorzufinden, brachte das geringeren Schaden, aber um so mehr hätte das russische Material für die Preußen ausgenutzt werden können. Dies unmittelbar zu befehlen, scheute sich wohl Blücher, weil es sich um das Eigentum eines Bundesgenossen handelte. Trotzdem kann man zweifelhaft sein, ob hier an Vorsorge alles erschöpft wurde. War man schon durch das Anschwellen der Saar aufgehalten

*) Siehe Anhang, Nr. 27.

worden, so mußte man von vornherein bei der Mosel auf ähnliches gefaßt sein, und eine rechtzeitige Anweisung durch das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee an die vorgeſchobene Kavallerie zur Erfundung und zum Zusammenbringen von Rähnen und unvorbereitetem Material unter Beigabe eines Ingenieuroffiziers zu dieſem beſonderen Zweck wäre doch vielleicht von Erfolg begleitet geweſen; aber auch durch das Generalkommando des Jorckſchen Korps hätte dergleichen ſelbſtändig angeordnet werden können. Immerhin bleibt der Erfolg zweifelhaft, da der Gegner Zeit behielt, die Fahrzeuge fortzuſchaffen oder zu vernichten; der Kavallerie der Verbündeten war es nicht gelungen, ſtets Fühlung zu halten und mit den Zurückweichenden an die Strombarriere zu gelangen. Der traurige Zuſtand der Pferde, die geringe Brauchbarkeit der Landwehrekavallerie überhaupt, grundloſe Wege und Mangel an Karten trugen hieran in erſter Linie die Schuld.

Zweifellos verurſachte auch die Jorck zugewieſene Aufgabe einen Aufenthalt, und es iſt nicht zu leugnen, daß er ſich nicht unweſentlich hätte verringern laſſen, wenn man die Unmöglichkeit eines Moſel-Überganges ohne Brücken frühzeitig erkannt, auf den Fortnahmeverſuch verzichtet und das ganze Jorckſche Korps auf Pont à Mouſſon, die Ruſſen auf Nancy in Marsch geſetzt, Metz aber von vornherein — etwa mittelſt der Reſervekavallerie unter Jürgaß — nur leicht eingeſchloſſen hätte, wie es demnächſt durch Borodſin geſchah, während Luxemburg bis zum Herankommen Köders lediglih Fendel überlaſſen und Thionville von Metz und Luxemburg aus beobachtet werden konnte. Daß das angängig geweſen wäre, beweist die Taſache, daß demnächſt die ſchwache Kavallerieeinſchließung genügte; es kommt indeſſen doch darauf an, wie zur Zeit der Entſchlußfaſſung die Lage dem Hauptquartier ſich darſtellte. Damals befanden ſich noch die geſamten Streitkräfte Marmonts bei Metz, und die Ungangbarkeit der Moſel hinderte, feſtzuſtellen, was etwa in die beiden nördlichen Feſtungen hineingeworfen worden war; man wünſchte ja ſogar, daß dies in größerem Maßſtabe geſchehe, und in dieſem Sinne waren ſchon vor der „Champagner-Dispoſition“ Fendel auf Luxemburg, Horn auf Thionville diſponiert worden. Als nun Fendels Bericht den Gedanken der Wegnahme dieſes Platzes nahelegte, war es folgerichtig, außer Fendel die örtlich nächſte Brigade dorthin zu entſenden und vor Thionville durch eine andere zu erſetzen; ſo blieb nur das halbe Korps übrig, nachdem die Reſervekavallerie zur Verfolgung Marmonts, der ſich jetzt erſt in Marsch ſetzte, und Beobachtung von Verdun verwendet worden war. Da war es doch naheliegend, gegen Metz dasſelbe zu verſuchen, was man gegen Luxemburg vorhatte, zumal die biſherigen Nachrichten die Möglichkeit des Gelingens keineswegs excluſſen. Wollte man das halbe Korps ungeſäumt nach der Maas weiter marschieren laſſen, ſo wäre Jorcks Streitmacht zerriffen worden und an keiner Stelle zu beſonderer Leiſtung befähigt geweſen.

So wird man gegen die Grundidee durchſchlagende Einwendungen nicht

zu erheben vermögen, in ihr vielmehr eine große Auffassung erkennen müssen; auch erschien, soweit wir heute die Verhältnisse überhaupt beurteilen können, die Möglichkeit des Gelingens nicht ausgeschlossen, wenn York und seine Unterführer voll im Sinne jener Anweisung handelten. Das aber war nicht der Fall, so sehr auch der wörtliche Gehorsam in den Berichten sowie in den späteren Aufzeichnungen des Tagebuchs hervorgehoben wurde; die kritische Stimmung des York'schen Hauptquartiers teilte sich auch den Unterführern mit, die Initiative lähmend. Der allerdings nicht glücklich formulierte Satz, nach dem der Gewinn einer der Festungen selbst „einen Verlust von 1000 Mann und mehr“ aufwiegen sollte, wurde von York in den Vordergrund gestellt, und darauf geradezu eine Anklage gegen das Oberkommando gestützt; daß eine vorangegangene sachverständige Erkundung, welche die Möglichkeit der Unternehmung bestätigte, die ausdrückliche Voraussetzung war, wurde mit Stillschweigen übergangen, ebenso die gleichfalls ausdrücklich gelassene völlige Freiheit der Entschlüsse im einzelnen. Das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee wurde nicht müde, auf den wahren Sinn des Befehls hinzuweisen, aber darüber ging kostbare Zeit und der Vorteil verloren, den Überraschung zu bringen vermocht hätte; jede Stunde des Zögerns der vor Luxemburg und Thionville befindlichen Preußen mußte die schwachen Verteidiger zuversichtlicher machen. Man findet keinen Versuch eines nächtlichen Unternehmens auf Luxemburg, trotz Händels (nicht nur Chevalleries) anfänglicher und später erneuter Geringschätzung des Places, auch nicht auf Thionville, obwohl Horn am 13. Januar ungefährdet bis auf zehn Schritt an die Umfassung von Thionville heranreiten konnte, und die Planteurs der Eskadron v. Krafft die Wälle zu beschießen vermochten. Daß ein Unternehmen gegen Metz infolge der Überschwemmung sich als ausgeschlossen erwies, ist voll zuzugeben. York's Rundreise ist als „Abgeben seiner Visitenkarte“ bissig, aber nicht ungerecht kritisiert. Sicherlich war der General selbst, wie seine Getreuen, in gutem Glauben, durch diese Besichtigung an Ort und Stelle das Äußerste geleistet zu haben; das war es aber nur in einer Beziehung, nämlich in Bezug auf Übernahme der Verantwortung und loyaler Entlastung der Untergebenen. Der Sache selbst half diese Reise nichts, im Gegenteil — nur ganz auf eigene Füße gestellte Unterführer hätten den sich vielleicht doch ergebenden richtigen Augenblick zu erfassen vermocht; wie wenig sie sich selbständig fühlten, geht z. B. aus den wiederholten kleinlichen Anfragen Pirchs hervor — York erfuhr hier etwas ähnliches, wie das, was er selbst Blücher bereitet hatte.

Wir haben ferner schon gesehen, wie es an rechtzeitigen Erkundungen und an rechtzeitiger Materialbeschaffung fehlte, man wird aber auch nicht in Abrede stellen können, daß hierauf von vornherein ein größerer Druck durch das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee hätte gelegt werden sollen, man wird ihm überhaupt einen Teil der Schuld beimessen müssen; der

liegt aber nicht in der Idee als solcher, nicht auf strategischem Gebiete, auch nicht in der taktischen Anforderung in ihrer Allgemeinheit, sondern in der ungenügenden Bewertung alles Technischen und der geringen Neigung, sich eingehend damit zu beschäftigen. Es ist das ungemein bezeichnend für diese fast zu genialen Persönlichkeiten; diese Lücke fühlten die Unterführer richtig heraus, aber es fehlte ihnen an Selbständigkeit und Initiative, um hier, was wohl angängig war, selbsttätig einzugreifen; sie zogen unfruchtbare Kritik auf einem Felde, auf dem sie jenen keineswegs gewachsen waren, vor. Zum Verhängnisvollsten gehörte die unrichtige Einschätzung der Artilleriewirkung gegenüber den Befestigungen; man glaubte mit wenigen Würfen aus wenigen Feldhaubitzen eine Übergabe herbeiführen zu können. Diesem Teile des Unternehmens kann allerdings der Vorwurf der Leichtfertigkeit wie des Verkennens des psychologischen Elements (man ermutigt den Gegner, anstatt ihn zu schrecken) nicht erspart werden. Damit ging Hand in Hand die Nichtverwendung der Kanonen der Reserveartillerie; man scheint sie nur als Last betrachtet zu haben, und doch hätten sie bei der allgemeinen Schwäche sehr nützlich sein können, um den Einschließungstruppen vor Metz mehr Widerstandskraft zu geben und eine für eine Offensive zweckmäßigere Gliederung zu erleichtern. Alles weist auf eine Unterschätzung des Gegners hin, welche allerdings aus übereinstimmenden Beobachtungen entstanden war. Nur durch sie wird die Anweisung zum „Schreckenverbreiten“ und zu „Alarmierungen“ erklärlich, über deren Unzweckmäßigkeit bereits gesprochen wurde.

War nun auch die Widerstandskraft des Gegners zu gering eingeschätzt, so erwies sich doch die Bewertung der Bedeutung dieser Festungen an sich als eine vollkommen richtige; man wird Clausewitz zustimmen müssen, wenn er sagt: „Die Kühnheit, sie nur ganz leicht einzuschließen, verdient nach unserer Ansicht das höchste Lob.“*)

Diese Tatsache tritt um so mehr hervor, als sie in vollstem Gegensatz steht zu der Auffassung des Schwarzenbergischen Hauptquartiers in dieser Frage. Hier hielt man jeder Festung gegenüber ein planmäßiges Vorgehen für geboten, zum mindesten aber starke Einschließung; so bröckelte ein großer Teil der Hauptarmee im Vormarsch an den Festungen ab, ohne daß diese an sich eine größere Offensivkraft gehabt und die rückwärtigen Verbindungen mehr gefährdet hätten, als es Saarlouis, Luxemburg, Thionville und Metz taten. Divisionen und Korps fielen für die Dauer des Feldzuges Aufgaben zu, welche bei der Schlesiischen Armee erfolgreich von schwachen Detachements, sogar einzelnen Kavallerieregimentern, gelöst wurden, und während jene vier Festungen das Nordische Korps mit 17300 Mann im ganzen höchstens neun Tage aufhielten und dieses dann zunächst nur durch ungefähr 2500 Mann Kavallerie ersetzt wurde, fesselten Straßburg und Rehl, wozu später noch Landau und

*) Clausewitz VII. S. 388.

Pfalzburg kamen, die 21 000 Mann Wittgensteins ungefähr vier, von Beginn des Rhein-Überganges an noch drei Wochen; auch dann blieben nach allmählicher Loslösung des Korps schließlich noch rund 15 400 Mann badischer und russischer Truppen vor diesen Plätzen zurück. Nicht die Verhältnisse waren auf beiden Kriegsschauplätzen wesentlich verschieden, sondern die Feldherren, der eine ließ sich von jenen beherrschen, der andere beherrschte sie. So hatten hier tatsächlich für den Gang der Ereignisse die Festungen den Wert, den ihnen der Feldherr des gegnerischen Offensivheeres beizumessen für gut fand. Es fragt sich nun, ob nur die eigenartigen Verhältnisse dieses Feldzuges, welche uns nebeneinander zwei Hauptquartiere zeigen nicht nur mit ganz entgegengesetzten Auffassungen vom Kriege, sondern mit grundverschiedenen Charakteren und von gänzlich andersartigen Beweggründen geleitet (hier hinhaltende Politik mit dem Bestreben, den Gegner zu schonen, dort als Ziel seine völlige Vernichtung), einen solchen Satz wahr zu machen vermochten, oder ob in ihm wenigstens etwas von einer allgemeinen Wahrheit liegt. Dazu wird es eines Blickes auf die modernen Verhältnisse bedürfen und hierbei auch die Frage zu streifen sein, ob entsprechend primitive Mittel, wie sie damals zur überraschenden Fortnahme von Festungen versucht werden konnten, heut überhaupt noch in Frage kommen dürfen.

IV. Verändertes und Gleichgebliebenes in der Bedeutung der Festungen.

Das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee war sich keineswegs im Unklaren über die Bedeutung der Festungen überhaupt, war aber nicht geneigt, in ihnen, wie das Schwarzenbergſche Hauptquartier, eine geheimnisvolle Macht zu erkennen, welche vor weiterem Vorschreiten der Armee methodisch bekämpft oder mindestens während desselben durch eine überlegene Macht eingeschlossen werden müsse; man nahm vielmehr auf sie nur Rücksicht, soweit von ihnen eine tatsächliche Einwirkung auf den eigenen Vormarsch oder auf die unerläßlichsten, rückwärtigen Verbindungen zu erwarten war. Nicht der Festung selbst wurde Beachtung geschenkt, sondern der möglichen Offensivwirkung ihrer Besatzung, die also nicht allein nach der Zahl, sondern auch nach ihrer Qualität einzuschätzen war. Das erscheint selbstverständlich, war es aber, wie das Verfahren bei der „Hauptarmee“ zeigt, keineswegs. Man verfuhr nun auch, wie wir gesehen haben, in der Nichtachtung der Festungen nicht schematisch und urteilslos, sondern man behandelte jede nach ihrem augenblicklichen Wert.

Der erste feste Platz, welcher an der Saar ein Hindernis bildete und demnächst die kürzeste rückwärtige Verbindung nach dem Rhein — die Straße auf Kreuznach—Oppenheim (Pontonbrücke) unterbrach, war Saarlouis. Es war ganz erklärlich, daß man dort außer einem Landwehr-Kavallerieregiment auch noch vier Bataillone zurückließ und dann einen Be-

schießungsversuch machte, um es baldmöglichst in die Hand zu bekommen. Einen bedeutenden Truppenaufwand war es nicht wert, weil man größere Ziele — das zurückweichende Korps Darmonts und die Mosel-Festungen — vor sich hatte. Dazu kam, daß es umgangen werden konnte, und da man in Saarbrücken einen Saar-Übergang ohne allzugroßen Umweg hatte, der außerhalb der unmittelbaren Wirkungssphäre der schwachen Besatzung von Saarlouis erachtet werden konnte, andererseits aber die Aussicht auf schnelle Fortnahme schwand, so erschien auch der bisherige Truppenaufwand noch zu groß, und man begnügte sich mit einer Einschließung durch die schwache Landwehrkavallerie allein, welche sich auch als genügend bewährte.

Was die Unternehmungen gegen Luxemburg und die beiden Mosel-Festungen veranlaßte, warum eine Wegnahme nicht zu stande kam und wie es gelang, nach verhältnismäßig kurzer Zeit das Yorksche Korps wieder frei zu machen, lediglich durch eine leichte Einschließung mit Kavallerie den Durchmarsch der folgenden Verstärkungen unmittelbar durch jenes Festungsgebiet sicherzustellen und durch diesen Durchmarsch selbst gewissermaßen eine ambulante Bewachung der Festungen herzustellen, haben wir gesehen. Daß demnächst die Truppenmärsche über das zwei Tagemärsche von Metz entfernte Pont à Mousson geleitet wurden, hatte seinen Grund weniger in der Besorgnis vor der Nähe der Festung, als vornehmlich im Fehlen von näheren festen Brücken und dem Mangel von Material zur Herstellung von Behelfsbrücken. Das alles konnte aus folgenden Gründen ohne Schaden geschehen:

1. Der unmittelbare, ich möchte sagen, passive Wirkungsbereich der Festungen war zur Zeit der glatten Geschütze ein ungemein geringer.
2. Der weitere, aktive Wirkungsbereich war gleichfalls eingeschränkt durch die für eine Offensive ungeeignete Beschaffenheit der Besatzungen, welche in der Hauptsache aus frisch ausgehobenen Mannschaften bestanden. Erst als sie mit der Zeit etwas mehr zu Soldaten geworden waren, und gleichzeitig die anfangs den Verbündeten günstige Stimmung der Bevölkerung umschlug und eine Volkbewaffnung entstand, gewannen die Besatzungen eine gewisse Bewegungsfreiheit, und damit entstand eine Gefahr für die schwachen Einschließungstruppen und die rückwärtigen Verbindungen.
3. Diese waren an sich verhältnismäßig wenig empfindlich, weil, wie wir gesehen haben, der Troß der an sich kleinen Armee ein ungemein geringer, kaum den dringendsten Bedürfnissen genügender war (mußte doch selbst beim Munitionserwerb wesentlich auf Beute gerechnet werden), und es aus dem ausgezogenen Vaterlande kaum noch etwas nachzuschieben gab als die letzten waffenfähigen Menschen, welche gerade durch ihren Durchmarsch wieder einen Schutz der Straße bildeten.
4. Die hier in Frage kommenden Flußübergänge waren nur vorübergehend durch das gerade zu der für den Angreifer ungünstigsten Zeit ein-

tretende Hochwasser unbenutzbar; sonst waren diese Flüsse nicht schwer überbrückbar und auch durchfurtbar; damit sank der Wert der betreffenden Festungen als Sperrpunkte.

Die Voraussetzungen zu 1. und 3. haben sich unterdessen wesentlich geändert und ändern sich noch dauernd durch Einführung weitreichender Geschütze, durch die Unmöglichkeit, die heutigen auf Grund der modernen Technik ausgestatteten Rieseneheere ohne einen großen Apparat von Kolonnen und Trains marschieren zu lassen, insolge ferner der Unmöglichkeit, auf die Benutzung der Eisenbahnen zu verzichten, welche durch Festungen gesperrt werden. — Punkt 4. ist ganz lokaler Natur.

Der Punkt 2. aber wird immer derselbe bleiben, und wo es auf ihn allein ankommt, dürfen wir auch heute noch den Satz aufrecht erhalten, daß eine Festung nur gerade so viel Wert besitzt, wie der offensive Gegner ihr bezumessen für gut befindet. Daraus ergibt sich schon das Überflüssige und, weil ohne Nutzen dem Feldheere Kräfte entzogen werden, Schädliche aller Festungen für den Verteidiger, welche nicht so angelegt sind, daß sie wichtige Verbindungslinien sperren und eine Umgehung in verhältnismäßiger Nähe unmöglich machen. Von dem Einfluß einer centralen Armeebefestigung wie Paris, will ich mich, als vom eigentlichen Thema zu weit abführend, hier zu sprechen enthalten. Man wird sich aber auch sagen müssen, daß eine Festung mit einer zu weiter reichender Offensive nicht geeigneten Besatzung auch als Sperre nur einen beschränkten Wert hat, weil bei ihr eben nur vom Festhalten eines Punktes bezw. der Unterbrechung einer Linie die Rede sein kann, nicht aber von einer gewissermaßen flankierenden Wirkung auf seitlich vorbeiführende Straßen; unter dieser Voraussetzung würde auch heute noch mit verhältnismäßig vergrößerter Entfernung und, soweit es sich um einen Bahnbau handelt, mit größerem Zeitaufwand, ein Fall wie der für 1814 charakterisierte Marsch an Metz vorbei, denkbar sein.

Am 15. August 1870 wurde südlich von Metz der Mosel-Übergang von Novéant benutzt, der heute im Bereiche der Festungsgeschütze läge; dagegen würde man, falls Metz keine offensivkräftige Besatzung hätte, immer noch die Brücke von Pont à Mousson benutzen können. Solche Ermägungen haben vielfach dazu geführt, den Festungen einen gesteigerten Wert bezumessen und größere Beachtung für sie durch den Verteidiger wie den Angreifer zu fordern. Eine gemäßigtere Richtung erkennt nun den Hauptwert der Festungen darin, daß auch Truppen zweiten Ranges, deren Verwendung in der Feldarmee von zweifelhaftem Nutzen ist, einen hohen Wert gewinnen können. Das ist gewiß richtig, und ich möchte nur noch hinzufügen, daß vom Standpunkte des Verteidigers es außerdem erwünscht ist, nicht zu viel Festungen besetzen zu müssen; andernfalls muß er doch in die Feldtruppen für Besatzungszwecke hineingreifen, oder die Besatzungen werden

zu minderwertig, um von ihnen eine offensive Mitwirkung, also einen weiteren Wirkungskreis, erwarten zu können.

Diese Gefahr wächst bei ausgedehntem Grenzgebiet und der Aussicht auf einen Krieg mit zwei Fronten. Gewiß fühlt man unter solchen Verhältnissen am meisten das Bedürfnis, zu sperren und durch mechanische Mittel die Breite des Einbruchsgeländes zu verringern, den hereinflutenden Massen einen festen Damm entgegenzusetzen, aber, so paradox es klingen mag, gerade dann wächst das Bedürfnis, nur das Allernotwendigste an Streitkräften festzulegen. Das notwendige und zulässige Maß läßt sich nicht theoretisch, sondern nur praktisch am Einzelfalle erörtern. Dem gegenüber steht eine extremere Richtung, die gerade für die Festungen erstklassige Truppen verlangt; das klingt sogar ganz konsequent, wenn man daran denkt, wie das Maß des weiteren Wirkungsbereichs und damit der Wert eines festen Platzes nicht nur von der Zahl, sondern von der Verwendbarkeit seiner Besatzung im Felde beeinflusst wird. Wenn man aber die weitere Folgerung zieht, so kommt man dadurch unvermeidlich zu einer Schwächung der Feldarmee, in der allein die Entscheidung liegt. Wir können daher nur dringend wünschen, daß unsere etwaigen Gegner sich dieser übermäßigen Bewertung der Festungen zuneigen mögen.

Im übrigen ist der Wert derselben Festungen nicht allein für verschiedene allgemeine Kriegslagen ein verschiedener, sondern wechselt auch in demselben Feldzuge, und ebenso wird das wechseln, was man für sie verfügbar hat, zur Verteidigung wie zum Angriff. Man kann sich sogar den Fall denken, daß die Größe einer modernen Armee ihre Entwidlung zur Schlacht auf dem betreffenden Kriegsschauplatz insolge von Einengung durch neutrale Grenzen, durch ungangbares Gelände und Straßenmangel, oder durch Festungen zeitweise erschwert, so daß Teile gewissermaßen überschüssig werden und in zweiter und dritter Linie folgen müssen; sie werden in einer solchen Periode des Feldzuges ihre naturgemäße Verwendung zur Unschädlichmachung, besser noch Fortnahme von festen Plätzen finden.

Aber es wäre fehlerhaft, bei weiterem Vorschreiten nach Überwindung jener Enge auf ihre Verwendung zur Entscheidung im freien Felde zu verzichten. Dann wird eine Ablösung durch minderwertigen Nachschub, vielleicht unter Beschränkung lediglich auf die Einschließung jener Plätze eintreten, wie es nach dem Abmarsch Jordans von den nordfranzösischen Festungen der Fall war. 1870 konnte man Metz gegenüber nicht so verfahren, weil nicht nur eine Besatzung, sondern eine Armee des Gegners dort ungeschädlich zu machen war, die denn auch an der Festung zu Grunde ging.

Nun trat aber 1814 im späteren Verlauf noch der Fall ein, daß die schwachen Festungsbesatzungen nicht allein verwendungsfähiger geworden waren, weil die Konstruierten sich allmählich zu Soldaten entwickelt hatten, sondern auch, weil die unterdessen eingetretene Volksbewaffnung ihren Unter-

nehmungen einen Rückhalt gab; umgekehrt bildeten die nicht eingeschlossenen Festungen, wie Verdun, einen Rückhalt für jene. Etwas Ähnliches trat 1870/71 ein; wie damals auch die kleinen Festungen im Laufe des Feldzuges als Stützpunkte der Volksbewaffnung Bedeutung gewannen und die Entscheidung hinauschieben halfen, ist kürzlich in einer beachtenswerten Schrift sachgemäß nachgewiesen worden.*) Daraus geht auch der Nutzen hervor, den selbst kleine und veraltete Befestigungen im Innern der Landesverteidigung zu gewähren vermögen; man wird daher gut tun, mit dergleichen nicht rückwärtslos aufzuräumen, wie es kurze Zeit nach dem französischen Kriege mit besonderem Eifer bei uns geschah, aber noch fehlerhafter wäre es, von vornherein an sie volle Besatzungen zu fesseln und so das zur Entscheidung Berufbare unmittelbar oder mittelbar einzuschränken. Das Stadium der „levée en masse“ trägt den Charakter eines Verzweiflungskampfes seitens des Verteidigers; zweimal hat sie auf französischem Boden die Dauer des Kampfes in nicht vorhergesehener Weise verlängert, sie hat die Entscheidung hinausgeschoben, nicht abzuwenden vermocht. Diese hätte sich doch schließlich nur durch das Auftreten eines überlegenen Feldheeres wenden können, das, da die Feldarmee in ihrem alten Bestande bereits zerstört und nur noch ein Konglomerat aus Trümmern war, von außen hätte kommen müssen; dergleichen geschah weder 1814 noch 1870/71. Daß ein Napoleon auch mit einer solchen minderwertigen Armee gegenüber einem großen Heere Großes leistete und zu siegen drohte, ist kein Gegenbeweis; denn selbst abgesehen davon, daß eben Napoleon auf der einen Seite stand, so war auf der anderen zwar ein überlegenes Heer, aber eine Politik, welche die Vernichtung des Gegners gar nicht wollte, beeinflusste die Führung noch mehr als eine, bis zu einem gewissen Grade vielleicht nur als Vorwand dienende „methodische“ Strategie, welche mit ernster Kriegsführung kaum etwas zu tun hatte, und, abgesehen von einzelnen in ihrer Selbständigkeit beschränkten Korpsführern der Hauptarmee, vertrat nur ein kleiner Teil des Heeres — die Schlesiſche Armee — den Gedanken einer zielbewußten und energischen Kriegsführung, — das allerdings in der höchsten Potenz.

Damit ist aber noch nicht gesagt, daß jene Verzögerung der Entscheidung durch eine auf feste Plätze im Innern gestützte Volksbewaffnung nicht doch in einem anderen Falle ihr Ziel — Hinhalten bis zum Eingreifen eines starken Feldheeres einer anderen Macht — zu erreichen vermag. Wir brauchen nur daran zu denken, wie nahe ein solches Eingreifen in unseren letzten Kriegen gelegen hat. Dieser Gedanke muß wieder darauf hinführen, daß es im Interesse des Angreifers liegt, hierzu keine Zeit zu lassen und alles hinwegzuräumen, was die Entscheidung zu verzögern im stande ist. Dñnehin

*) Festungen und Feldarmee im Kriege 1870/71. Von Gundelach, Hauptmann im Pionierbataillon Nr. 20, kommandiert als Lehrer zur vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule. Mit einer Karte. Berlin 1902. H. Eifenschmidt.

werden ja die Rücksicht auf die mit dem Anwachsen der Heere gestiegenen Schwierigkeiten der Ernährung und Geldbeschaffung sowie auf den Zustand des von Arbeitskräften entblößten eigenen Landes denselben Weg weisen. Gerade die Feldzüge von 1814 wie von 1870/71 lehren uns indessen, wie hierzu Improvisationen nicht genügen, wie vielmehr auch die Beseitigung der dem Angreifer entgegentretenden Befestigungshindernisse der Vorbereitung bedarf. In beiden Fällen unterschätzte man die Widerstandsfähigkeit jener Objekte und ging allzu genial an ihre Beseitigung, daher wiederholt mit vollem Mißerfolge. In auffällender Weise wiederholen sich dieselben Fehler: mangelhafte Erkundung, Herangehen an das Unternehmen ohne festen Plan, mangelnde Fürsorge für artilleristische Wirkung einschließlich Vorsorge für Munition, mangelhaftes Erfassen des rechten Augenblicks für Überraschungen. Wenn man — lediglich als Beispiel — die Vorgänge vor Thionville (Diedenhofen) in beiden Feldzügen vergleicht, findet man eine überraschende Ähnlichkeit. 1814 sperrte dieser Platz die nächste Verbindung von Coblenz über Trier nach dem Innern von Frankreich, 1870*) war er noch wichtiger als Sperre einer Eisenbahnverbindung; in beiden Fällen sollte eine gemischte Brigade versuchen, ihn durch Handstreich fortzunehmen; jedesmal hinderte Hochwasser die Benutzung einer Furt zum Überschreiten der Mosel, es fehlte an Brückenmaterial; man gewinnt den Eindruck, daß es auch an rechtzeitiger genügender Erkundung und Ausspähung günstiger Gelegenheit für eine Überraschung, sowie dem unerläßlichen raschen Zugreifen, — wieder in beiden Fällen — fehlte. Von einer Überraschung allein konnte die Rede sein, da 1814 wie 1870 nur eine Feldbatterie sich bei der Brigade befand. Vielleicht war die Ausführung tatsächlich nicht möglich — an genügender Vorbereitung fehlte es jedenfalls. 1814 tat man das unter den damaligen Umständen Beste — man beschränkte sich auf eine Einschließung mit einem Mindestmaß an Kräften; als solches kann man die 1870 dort verwandten Truppen nicht bezeichnen; schließlich erschien nach drei Monaten eine ganze Division und war nach weiteren elf Tagen im Besitze des Platzes.

Es fragt sich nun, wie jene Fehler, die wir kurz als „mangelhafte Vorbereitung“ zusammenfassen können, zu vermeiden sind. Solange es sich um die Befestigungen an der Grenze handelt, welche dem Einmarsch in das feindliche Gebiet sich entgegenstellen, werden sicherlich in jeder gut geleiteten und organisierten Armee fertige Pläne bestehen, um jene je nach ihrer Stärke und Bedeutung mit Hilfe der schweren Artillerie des Feldheeres oder von Belagerungsmaterial, dessen Verwendung schon beim Aufmarsch zu berücksichtigen ist, unschädlich zu machen; denn ohne Rücksicht auf sie vermag der Angreifer unter Umständen nicht einmal ein erstes Operationsziel zu bestimmen, vielleicht nicht einmal seinen Aufmarsch zu vollenden. Das bedingt noch nicht, daß

*) Vergl. „Gundelach“, S. 67 ff.

alle Grenzfestungen belagert oder stark eingeschlossen werden, wie die „Hauptarmee“ der Verbündeten 1814 es that, aber es ist kein Zweifel, daß die Feldarmee gezwungen sein kann, hier zunächst rücksichtslos starke Kräfte zu verwenden, um überhaupt vorwärts zu kommen, d. h. die Grenzfestungen selbst geradezu zu ihrem ersten Operationsziel zu machen. Dazu bedarf es der Vorbereitung im Frieden, nicht nur durch Bereitstellung von Material, durch Voraussicht in dem Aufmarsch, sondern auch durch Vorbereitung in der Ausbildung*) aller Waffen.

Der Kampf um besetzte Punkte darf kein Geheimnis bestimmter Waffengattungen oder Offiziercorps sein; die Feldarmee muß ihn verstehen; sie wird dadurch in ihrer Feldbrauchbarkeit nicht leiden, und vor allem darf es nicht zweierlei Führer und Führergehülfen geben, die einen für den Feld-, die anderen für den Festungskrieg. Die Führer und ihr Generalstab müssen die Technik beherrschen, nicht sich von ihr bezw. ihren Vertretern beherrschen lassen, sie brauchen darum nicht selbst Techniker im eigentlichen Sinne zu werden; auch muß der Techniker zu Wort kommen und gehört werden. Es läßt sich nun sehr wohl der Fall denken, daß es bei richtiger Verwendung genügender Mittel gelingt, in nicht zu langer Zeit in einem etwa an der feindlichen Grenze vorhandenen Befestigungsgürtel genügende Lücken zu schaffen, um in das Land vorzudringen, und daß doch noch wichtige Straßen und Bahnlinsen gesperrt bleiben. Dann wird immer die Entscheidung gegenüber der feindlichen Feldarmee im Vordergrund stehen, und es wird sich fragen, wie das gegen die noch bestehenden Hindernisse zu Verwendende möglichst gering an Zahl und Qualität bemessen werden kann, um die operierende Armee nicht mehr als nötig zu schwächen. Das führt dann von selbst zum Verzicht auf volle Benutzung des Eisenbahnnetzes im feindlichen Lande, d. h. zur Verlangsamung des Nachschubes und zur Bedachtnahme auf eine Einschränkung der am meisten gefährdeten, leider so unendlich angewachsenen Kolonnen und Trains. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie sehr das unerhört kühne Vorgehen der Schlesiischen Armee erleichtert wurde, weil sie dieses Impediments fast ganz entbehrte. Es war das äußerste Extrem, aus dem nach verschiedenen Richtungen eine Not entstand, und es wurde auch bereits angedeutet, daß die Ansprüche, welche unsere modernen Waffen sowie die Ausnutzung der Mittel zum Erfunden und Nachrichtenübermitteln, überhaupt unsere technischen Kriegsmittel, zeitigen, einen solchen Verzicht auch nicht mehr in annäherndem Maße zulassen. Trotzdem erscheint immer wieder ernste Erwägung geboten, wie der Troß verkleinert werden kann; es ist immerhin besser, daß hier oder dort ein technisches Hülfsmittel fehlt, als daß ihre Fülle so ist, daß man weder marschieren noch schlagen kann, — und vor dieser Alternative stehen die Armeen der Neuzeit. Jedenfalls

*) Auch hierin stimme ich mit Gundelach überein.

muß im Einzelfalle wenigstens zeitweise auf nachzuführendes Material verzichtet werden; an diesen Gedanken muß man sich gewöhnen, um sich einrichten zu können — man verfolge den Feldzug des Nordischen Korps von 1812 an, und man wird einen Begriff davon bekommen, was der Soldat entbehren und unter Entbehrungen leisten kann.

Wir haben uns nun noch mit den Festungen im Innern zu beschäftigen. Es liegt auf der Hand, daß es wichtig ist, sie gar nicht zu ihrer Hauptrolle kommen zu lassen, nämlich eine Stütze des Volkstrieves zu bilden. Je rascher sie unschädlich gemacht werden können, desto besser; auf welchem Wege, — Belagerung, überraschende Fortnahme — hängt selbstverständlich ganz von ihrer Bedeutung nach Maßgabe ihrer Lage im Verhältnis zu den Operationen, ihrer materiellen Verteidigungsfähigkeit und der Stärke und des Werts ihrer Besatzung ab. Das Belagerungsmaterial wird vielleicht noch an Grenzplätze gefesselt sein, die schwere Artillerie des Feldheeres zur Teilnahme an einer Hauptschlacht bereit gehalten werden; um so mehr muß, namentlich schwächeren Plätzen gegenüber das Moment der Überraschung ausgenutzt werden — allerdings einer wohlüberlegten und wohl vorbereiteten. Wie wenig von einer planlosen Beschießung mit Feldgeschützen, womöglich mit ungenügender Munition, zu erwarten ist, lehren beide Kriege, trotzdem wird man auf ihre Verwendung, namentlich der leichten Feldhaubitzen, unter Umständen doch nicht verzichten und auch Nutzen zu ziehen vermögen. In jedem Falle dürfen wir gegen Festungen im Innern nicht mehr verwenden als nötig, und wenn der Erfolg eines gewaltsamen Unternehmens unwahrscheinlich ist, werden wir besser Kräfte sparen und uns mit einer nach den Umständen möglichst schwach zu haltenden Einschließung begnügen, wenn wir den Platz nicht ganz außer acht zu lassen vermögen, was ja heute schwerer ist als 1814, wo Blücher und Sneyenau in ihrem kühnen Verzicht auf Sicherung der rückwärtigen Verbindungen so weit gehen konnten, selbst die noch in Händen des Feindes befindlichen Festungen am Rhein zeitweise ohne starke Einschließungstörps lassen zu wollen, — einige Streifzüge in die Umgegend behufs Verübung von Erpressungen seien der einzige Schade, der entstehen könne. Bewahren wir uns den kühnen Geist dieser Männer auch in der Frage der Bewertung der Festungen, ohne in den Fehler zu verfallen, sie unvorbereitet und mit unzureichenden Mitteln bekämpfen zu wollen.

• Anhang.

Zusätze, Begründungen, Erläuterungen, Beurteilung von Quellen.

Nr. 1 zu S. 6. Droysen, Bd. 3, S. 240, giebt den wichtigen Satz „und überlasse Ew. Excellenz nach diesen Auseinandersetzungen alle Anordnungen bei Ihrem Armeekorps“ in der sogenannten „Champagner-Disposition“ eingeklammert, weil sie, obwohl von Damitz abgedruckt, in der ihm vorliegenden Abschrift fehle. Indessen weist nicht nur das Konzept (Nr. A. C. IV. 4) diesen Satz auf, sondern auch die den 15. Januar 1814 im Jord'schen Hauptquartier in Longeville 8 Uhr abends präsentierte Reinschrift (Nr. A. C. IV. 4), sowie die Abschrift hiervon in dem vom Oberquartiermeister Major v. Schad verfaßten Tagebuche des I. Armeekorps. Hierdurch wird gewissermaßen bescheinigt, daß der Satz nicht übersehen worden ist. — In Mluch II. S. 163 ist dieser Satz übrigens richtig abgedruckt, obwohl der Befehl im übrigen, wie anscheinend alle anderen in diesem Werk willkürlich stilistisch (nicht sachlich) „verbessert“ ist. Auch der gesperrte Druck bei Mluch entspricht nicht etwa Unterstreichungen in den Originalen.

Nr. 2 zu S. 6. Das Schadsche Tagebuch (Nr. A. IV. E. 25. Tagebuch des Königlich preußischen I. Armeekorps unter den Befehlen des Generals der Infanterie v. Jord. Winterfeldzug in Frankreich 1814. Bearbeitet von Oberst v. Schad) ist, wie ein Vergleich mit den Originalmeldungen und Berichten beweist, obwohl zweifellos erst nach Beendigung des Feldzuges in die gegenwärtige Form gebracht, eine sehr zuverlässige Quelle. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die darin enthaltene Beurteilung der Lage sowie der eingehenden Befehle dem Gedankengange und der Stimmung Jord's und seiner Umgebung, wie sie tatsächlich zu der betreffenden Zeit waren, nicht voll entsprechen sollten. Mögen auch die Begründungen nachträglich erst in Form gebracht sein, so ist doch die mit großer Regelmäßigkeit abfällige Beurteilung der Anordnungen Blüchers (vergl. für den vorliegenden Spezialfall die bei Droysen abgedruckten Auslassungen) offenbar sachlich ganz echt. Hätte man eine nachträgliche Schönfärberei des eigenen Urteils angestrebt, so wäre sicherlich mancher Satz und Gedanke unterdrückt worden. Es existiert noch eine ältere Ausfertigung (Nr. A. E. 63 Nr. 4) mit anderer Einleitung, anscheinend auch fortlaufend geschrieben, vom 8. Januar an aber nur Dispositionen enthaltend, und endlich ein anscheinend während der Operationen angefangenes, aber bereits am 2. Januar abgebrochenes Tagebuch (gleichfalls Nr. A. III. E. 63. Nr. 4).

Nr. 3 zu S. 8. Ein Schreiben des in Brebes Hauptquartier befindlichen preußischen Oberst Graf Waldburg-Truchseß vom 28. Dezember 1813 wird durch eins von Brebe selbst vom 30. ergänzt. In jenem heißt es: „Die bestimmten Nachrichten, welche Ee. Excellenz (Brebe) über die Bewegungen der großen, bei Metz aufgestellten französischen Armee erhalten haben, bestätigen es, daß sich dieselbe geradezu hierher wendet.“ Aus beiden Schreiben spricht die Besorgnis, Blücher werde anstatt nach Saarlouis auf Trier marschieren. Im Hauptquartier Schwarzenbergs bestand diese Sorge bezüglich einer excentrischen Operationsrichtung der Schlesi'schen Armee in noch höherem Grade, obwohl tatsächlich ein Marsch auf Trier nur für den Fall ins Auge gefaßt war, daß des Feindes Bewegungen dazu nötigten; aus einem an den Kaiser von Rußland französisch erstatteten Bericht (vor dem Rhein-Übergang) geht hervor, daß grundsätzlich schon damals die Marschrichtung Kaiserslautern—Saargemünd angestrebt wurde.

Nr. 4 zu S. 8. Schwarzenberg bestätigt zwar ein Schreiben vom 26., es wird aber doch dasjenige vom 29. gemeint sein, mit dem die Disposition vom 26. übersandt wurde.

Nr. 5 zu S. 8. Die betreffende Stelle lautet: „Die Bestimmung dieser Avantgarde ist: . . . 2) Wenn die Festung Saarlouis vielleicht ohne Garnison und nicht proviantiert sein sollte, sie zu nehmen.“

Nr. 6 zu S. 9. Marmont verfügte über das VI. Korps, bestehend aus den Divisionen Ricard, Lagrange und Durutte, und das I. Kavalleriekorps Doumerc. Nach einem aufgefangenen Rapport (Kr. N. IV. C. 21. I.) zählten die Divisionen Ricard und Lagrange zusammen am 1. Dezember 1813 unter dem Gewehr 13 278 Mann, darunter 674 Kavalleristen, Marmont selbst giebt die Stärke seiner gesamten Truppen, als er die Saar erreichte, auf rund 11 000 Mann an, beim Abmarsch von dieser Flußlinie waren es nur noch 8500 (Weil I. S. 199. Anm. 1), und am 13. Januar bei seiner Ankunft in Metz sollen seine 48 Bataillone kaum noch 6000 Mann gezählt haben (Weil I. S. 211). Die starken Verluste waren zum Teil durch Gefangennahme beim Rückzuge vom Rhein, dann aber durch Desertion in großem Maßstabe seitens der Deutschen und Holländer aus den lockeren Verbänden herbeigeführt worden. So zeichnete Müßling am 5. Januar 1814 aus Deserteurausfagen auf (Kr. N. IV. C. 28), daß von der zur Hälfte aus Deutschen bestehenden Bedienung der Batterie der Division Ricard alle mit Ausnahme von Dreien fortgelaufen seien und daß die Batterie nur durch Eintreffen von 25 französischen Artilleristen vom Depot Saarlouis wieder verwendbar geworden sei.

Auf Grund jenes aufgefangenen Rapports berechnete man im Hauptquartier der Schlesiſchen Armee die Divisionen Ricard und Lagrange zusammen auf 13 200 Mann, schätzte die Division Durutte auf 6000 und Doumerc's Kavallerie auf 1800 Mann, kam indessen zum Schluß, daß Marmont nicht über mehr als höchstens 15 000 Mann verfügt haben könne. Victor nahm man mit dem II. Korps, aus 3 Divisionen und dem 5. Kavalleriekorps unter Milhaud mit etwa 14 000 Mann Gesamtstärke bestehend, zwischen Charnes und Nancy an, war indessen im Zweifel, ob er etwa Garnison in Straßburg zurückgelassen habe. Außerdem sollten sich bei Victor eine Division junger Garde von unbekannter Stärke, die zusammengezogenen Truppen der 4. Militärdivision und 2 Batterien befinden; Milhaud wurde bald auf 6000, bald auf 3000 bis 4000 Pferde geschätzt; das letztere hielt man für wahrscheinlicher (Kr. N. IV. C. 13. II).

Nr. 7 zu S. 9. Müßling berichtet nicht etwa über diese Pläne als die anderer, sondern er macht sie ganz zu seinen eigenen; denn der erwähnten Stelle im Schreiben vom 5. Januar folgen unmittelbar die Worte: „Adieu, liebster Kneſebek, Gott segne Eure Schritte. In unserer Armee ist ein ganz herrlicher Geist, — selbst in den russischen Körpern (Korps) fängt an so ein Ding zu kribbeln, was am Ende Enthusiasmus, wenigstens militärischer, werden könnte.“ Kneſebek würde im Falle abweichender Ansicht sicherlich nicht verfehlt haben, in seinen Schriften später eine anscheinend ergebnislose Unternehmung zu kritisieren, wenn er in der Lage gewesen wäre, die Urheberſchaft einem anderen zuzuschreiben, und seine Gegnerſchaft zu begründen. Es ist überhaupt merkwürdig, wie sanguinisch gerade er sich im Anfange dieses Feldzuges zeigte. Zum Beleg hierfür sei noch eine Stelle aus demselben Schreiben angeführt, in welcher die Wahrscheinlichkeit, daß Marmont bei Kaiserslautern stehen bleibe, besprochen wird: „Wir gönnen ihm natürlich das Bergnügen; Nord bleibt im Marsch nach der Saar und trennt Marmont dadurch von Metz. Hält sich der Freund noch einen Tag auf, so wollen wir ihn zum Maienbaum machen und einen Ringeltanz um ihn tanzen. Wenn keine Fehler vorgehen, so muß heute schon der Marsch auf Metz ihm schwer werden.“

Nr. 8 zu S. 11. Schon am 11. Januar war Rittmeister v. Erichsen mit 40 Pferden des 2. Leib-Fusarenregiments bis nahe vor Metz gelangt, da, wo die Straßen von Saarlouis und Saarbrücken zusammenstoßen, und griff eine unter Bedeckung marschierende starke

Kolonnen von Trains, Bagage- und Futterwagen an, um im Interesse des Nachrichtendienstes Gefangene zu machen; ein gefangener Wachmeister sagte aus, daß Marmont sich mit einer Infanterie- und einer Kavalleriedivision auf dem Marsche von St. Avoold auf Metz befände. Um nicht abgesehen zu werden, ging Erichsen, die Straße St. Avoold—Saarbrücken vermeidend, bis Les Etangs an der Straße Metz—Boulay—Saarlouis zurück. Einige mit den Gefangenen vorausgeschickte Husaren fielen bereits im nächsten Orte Routigny in die Hände der Feinde; einer jedoch entkam und meldete, daß sich dort 200 Chasseurs à pied befänden. Erichsen, nun doch abgesehen, forderte die Franzosen schnell entschlossen zur Übergabe auf; das wurde zwar abgelehnt, indessen kam eine Übereinkunft zu Stande, nach der die Chasseurs nach der Straße Metz—St. Avoold abziehen sollten, was von dem auf ihr befindlichen General Ricard „sonderbarer Weise“ (Erichsens eigener Ausdruck) auf Anfrage bestätigt wurde. Erichsen setzte seinen Rückzug nur bis Volmerange fort, beobachtete weiter und berichtete an Stöbel, daß Metz von etwa 15 000 Mann besetzt sei und ferner: „Gestern Abend ist ein bedeutendes Korps nach Chalons abmarschirt, dagegen ein Teil des Marmontschen Korps heute wieder eingerückt.“ In Metz sollte alles in großer Bestürzung sein, der höfliche Empfang auch durch die Nationalfranzosen wurde hervorgehoben, zum Schluß heißt es: „Wenn ein starkes Detachement jetzt nach Metz vorginge, so dürfte gewiß noch etwas zu machen sein.“ Diesen Bericht Erichsens, der übrigens am 12. sich wieder dem Regiment anschloß und an dessen Unternehmung bei Noisseville teilnahm, sandte Nord am 12. nachmittags 3 Uhr an Blücher weiter. — Der hier berichtete Vorgang ist wichtig zur Beurteilung der Stimmung in der französischen Armee, sowie im Verein mit den Nachrichten Erichsens über Metz für die Eindricke, welche das Hauptquartier der Schlesiſchen Armee gewinnen mußte.

Nr. 9 zu S. 11. Unter „Spitze der Avantgarde“ wurde verstanden, was wir heute „Vortrupp“, unter „Gros der Avantgarde“, was wir „Haupttrupp“ nennen.

Nr. 10 zu S. 12. Mit Bezug auf Luxemburg greift diese Meldung vor, es war noch keineswegs eingeschlossen, nur durch „Parteien“ (stärkere Offizierpatrouillen) Händels von Trier aus beobachtet.

Nr. 11 zu S. 12. Von der Brigade Horn waren abgezweigt: 8. Kompagnie Leib-Infanterieregiment beim Hauptquartier der Schlesiſchen Armee, Leib-Füsilierbataillon bei Händel, I. Bataillon Schlesiſches Landwehrregiment Nr. 15 bei der Reserveartillerie, 1 Eskadron (Major v. Raftrow) Brandenburgisches Husarenregiment bei der Avantgarde. Es blieben also nur 6³/₄ Bataillone, 3 Eskadrons, 1 Jägerdetachment, 1 Fußbatterie übrig.

Nr. 12 zu S. 15. Nach einer tags vorher, den 8., von Händel überjandten sehr detaillierten Aussage eines gefangenen französischen Militärmusikers (Nr. N. IV. C. 30) belief sich die Gesamtstärke der Besatzung auf 2800 Mann Infanterie, davon allerdings der größte Teil konstrikierte, noch nicht einmal eingekleidet und ein oder zwei Kompagnien Garde-Artillerie; tags vorher sollte ein großer Teil auf der Straße nach Thionville abmarschirt sein.

Nr. 13 zu S. 15. Der Bericht Chevaleries lautet:

„Ew. Hochgeboren habe ich die Ehre ganz ergebenst anzuzeigen, daß ich mit dem mir anvertrauten Kommando gestern mittags um 1 Uhr anderthalb Stunden von Luxemburg in Burg Linfer angelangt war. Die Leute sowohl als die Pferde bedurften der Ruhe, und da ich die Nacht abzuwarten wünschte, blieb ich bis Mitternacht daselbst. Meine Absicht war, im Dorfe Damelingen, dicht bei Luxemburg ein Piquet aufzuheben, ich fand jedoch den Posten verlassen, und selbst Eich nicht mehr besetzt. Von den Bewohnern erfuhr ich, daß der größte Teil der Franzosen gestern Abend die Festung verlassen und sich auf Dietenhofen gezogen habe; zugleich sagte man, daß im Dorfe Heisdorff noch 50 Mann wären, um Requisitionen einzutreiben; ich marschirte sogleich hierher, fand aber nichts mehr, der Feind hatte es schon gestern abends verlassen. Bis

jetzt ist leider noch nichts weiter in meine Hände gefallen, als beigegebende 2 Requisitionen. Ich habe jetzt einige sichere Menschen nach Luxemburg geschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Die Stimmung ist hier sehr gut für uns. Die Menschen sind in Wut gegen den Franzosen, und zwei Mairien haben Deputierte an mich geschickt und mir 500 Mann Unterstützung angeboten, wenn ich Ihrer bedürfte; ein Bauer erbot sich uns auf eine zwar beschwerliche, aber doch sichere Art in die Stadt zu führen, die Bürger sind für uns. Ich werde meine Boten abwarten, und dann meine Maßregeln nehmen; wenigstens werde ich die Bestung im Rücken beunruhigen. Man sagt, daß unsere Truppen bereits bei Diethenhofen angekommen wären; ich werde mich daher dieser Gegend nähern, um Gewißheit zu erhalten.

Der Rittmeister v. Osten hat in Roodt gestanden, wohin ich ihm von mir Nachricht geschickt habe, aber keine Antwort erhalten.

Einige Kavalleriepatrouillen, die keine feste Bestimmung hatten, habe ich an mir gezogen, so daß ich jetzt zwölf Pferde stark bin.

Die Proklamationen sind bis auf zwei angeschlagen, sie verbreiten überall die größte Freude, denn wo eine Proklamation angeschlagen ist, hält man es gar nicht für möglich, daß der Feind hinkommt.

Die Konfusion ist in der Bestung so groß, daß so eben eine Menge Wagen mit Getreide wieder zurückkommen, welche gestern gewaltsamer Weise eingetricben worden, und heut ohne alle Aufsicht wieder abgefahren sind.

In diesem Augenblick bringt mir eine Patrouille aus der Vorstadt von Luxemburg einen Spanier, der in der Stadt gefangen war, seiner Aussage nach sind deren noch 500 in der Stadt, die bei der geringsten Gelegenheit gleich zu den Waffen greifen würden. Franzosen sollen nur noch 700, lauter neue Leute, dort sein.

Ich hoffe mit meiner nächsten Meldung mehr als Ausschreibungen zu übersenden.

Erw. Hochgeboren etwaigen Befehle würden mich hinter Luxemburg finden, doch können Hochdieselben überzeugt sein, daß ich mit aller Vorsicht zu Werke gehen werde.

Heisdorff, den 10. Januar 1814.

gez. v. der Chevalerie,
Leutnant im Leib-Füsilierbataillon."

In dem zugehörigen Schreiben Händels, Trier, den 11. Januar 1814 (bei Blücher eingegangen den 14. Januar mittags 11 $\frac{1}{2}$ Uhr) heißt es: „Aus dem hier beiliegend vorläufigen Rapport des von mir gegen Luxemburg detachierten Leutnants v. Chevalerie werden Erw. Excellenz zu ersehen die Gnade haben, daß sich heute Nachrichten von gemachten Expeditionen erwarten lassen. Aus den beiliegenden Requisitionsausschreibungen werden Erw. Excellenz ersehen, daß meine Offiziere tätig sind, die Erfüllung dieser Requisitionen zu verhindern und hoffe ich sonach, es bewerkstelligen zu können, daß Luxemburg wenig oder gar nicht verproviantiert wird.“

Hendel sandte dann noch am 11. abends 8 Uhr zwei Berichte von Osten vom 10. aus Roodt, in denen auch dieser sagt: „In Luxemburg erwartet man mit Ungebuld, daß nun etwas Ernstliches auf die Stadt unternommen werden möchte, wo alsdann die Bürger zu helfen sehr geneigt sind“; — und: „In Luxemburg ist nur wenig Kavallerie und wie man mir versicherte, nur 10 bis 12 Mann. Die Bauern versichern einstimmig, daß die Bürger gewiß alles anwenden würden, die Stadt in unsere Hände zu bringen, wenn sie nur erst Truppen von uns sähen und ein paar Kanonenschüsse von uns hörten.“ (Nr. X. IV. C. 13. II.)

Noch positiver lautet ein Bericht Chevaleries aus Burg Linster den 11. Januar, von Händel den 13. nachmittags 4 Uhr 18 Minuten an York gesandt und in Longeville den 15. vormittags eingegangen: „Die eingezogenen Nachrichten aus Luxemburg sind sehr günstig, ich glaube gewiß, daß man im Stande wäre, mit 1000 Mann die Festung

zu nehmen, wenn man mit 100 Mann durch einen mir bekannten, verborgenen Weg in die Stadt vorbränge, das übrige in der unbefestigten Vorstadt so lange versteckt bliebe, bis wir die Wache überfallen und das Tor geöffnet hätten. Wäre dies erreicht, so ist die Vollenbung der Einnahme leicht; denn der erschrockene Feind würde keine große Verteidigung mehr wagen, auch darf man mit Gewißheit auf die 500 Spanier rechnen, welche noch darin sind, und im höchsten Fall des Berunglückens gingen nur die einschläglichen 100 Mann verloren, deren Führung ich mir ergebenst erbitten würde.“ (Kr. A. IV. C. 30.)

Bei der von York selbst geleiteten Erkundung am 21. scheint dieser von der Ortskenntnis und dem Unternehmungsgeliste des braven Chevalerie keinen Gebrauch gemacht zu haben.

Im Schadschen Tagebuch wird allerdings seine sowie des Rittmeisters v. der Osten Tätigkeit und Kühnheit gerühmt, in Bezug auf den letzten Bericht jenes aber hinzugefügt: „Indes scheint es, daß dieser junge Offizier nicht mit der eigentümlichen, durch steile Felsen und tiefe montierte Gräben vermehrten Festigkeit des Platzes bekannt ist.“

Hendel entschuldigt in seinen „Erinnerungen“ (S. 254) in sehr merkwürdiger Weise die Weitergabe des Berichtes Chevaleries ohne Prüfung: „Ich, der ich den Tag über etwas sehr beschäftigt war, und auf diesen excentrischen Plan gar kein Gewicht gesetzt hatte, hatte seinen Originalbericht dem kommandierenden General eingeschickt.“ Ein schlimmeres Urteil konnte kein anderer über die Unzuverlässigkeit seiner Berichterstattung fällen, als er selbst es hier tut. In seinen „Erinnerungen“ läßt ihn übrigens sein Gedächtnis stark im Stich. So vergißt er (nach den Akten), was er vor- und nachher selbst in Bezug auf Luxemburg angeregt hat, und spricht (S. 254 und 255) von einem „Edelmann“, der sich „für eine namhafte Summe anheischig“ gemacht haben soll, „mit nur wenigen Truppen die Festung Luxemburg zu überrumpeln“. Nun spricht aber Chevalerie von einem Bauer und nichts von einer Geldforderung. Hendel will auf die Notwendigkeit von Geld besonders aufmerksam gemacht haben und vergißt ganz, daß das Hauptquartier aus eigener Initiative schon am 14. eine namhafte Summe zur Verfügung stellte, obwohl er das betreffende Schreiben in demselben Buche (S. 569) richtig zum Abdruck bringt. Als Quelle werden diese Erinnerungen nicht ohne Vorzicht zu benutzen sein.

Nr. 14 zu S. 15. Hendels Bericht vom 11. Januar trägt den Vermerk (im Hauptquartier der Schlesijschen Armee eine Seltenheit) „Praes. den 14. Januar, Mittag 11½ Uhr“, das Konzept des darauf ergangenen Befehls die Datierung „Hauptquartier St. Avold, den 14. Januar 1814, Mittag“ und den Vermerk „abg. eod.“ (Kr. A. IV. C. 13. II.)

Nr. 15 zu S. 16. Die Erwähnung einer Verstärkung der Besatzung von Luxemburg in dem zweiten Schreiben Blüchers vom 15. Januar an York bezieht sich auf einen Bericht Hendels vom 13., in dem er an die Nachricht von der durch den Eisgang in der Mosel verursachten Verzögerung des Anrückens Köders, der programmäßig bereits am 16. jenen in Trier ablösen sollte, anknüpfend schreibt: „Dies setzt mich in Verlegenheit; denn da Luxemburg eine Verstärkung von 4000 Mann erhalten, so kann es unmöglich unbeobachtet bleiben.“ Auch sei ein Schutz der Mosel-Brücke in Trier nötig, er werde daher bis auf weiteren Befehl über den 15. hinaus in Trier bleiben.

Nr. 16 zu S. 17. Die russische Kavalleriebrigade Worossdin war vom Kavalleriecorps des Generalleutnants Baron Korff abgezweigt und bestand aus zwei Dragoner- und zwei Kosakenregimentern mit insgesamt 1941 Pferden, indessen nur 1500—1600 Kombattanten. (Kr. A. IV. C. 26. II.)

Das Detachement Jusowitsch, zum Corps Langeton gehörig, bestand aus 2 Bataillonen, 5 Eskadrons und 1 Kosakenregiment und zählte Anfang April 1814 an Infanterie 2726, an Kavallerie 986 Mann. (Kr. A. IV. C. 19.)

Nr. 17 zu S. 22. Droyjen (III. S. 241) giebt diese Stelle unrichtig wieder. Statt „wenn er nicht ein Ingersleben ist“, wie es im Original heißt, das, wie eine Randbemerkung Gneisenaus beweist, an seine Adresse gelangt ist (Nr. A. IV. C. 13. II.), citirt er „der nicht ein Verräter ist“. Droyjens Version stimmt mit einer im Konzept (Nr. A. IV. C. 29) mit roter Tinte in sehr viel späterer Zeit vorgenommenen Änderung überein. Die Handschrift kommt vielfach vor, gehört ohne Zweifel einer beim Ordnen des Archivs beschäftigt gewesenen Persönlichkeit an und ist gar nicht mit dem Original zu verwechseln.

Nr. 18 zu S. 23. Nach dem Schadschen Tagebuch zählte das I. Armeecorps beim Rhein-Übergang, ausschließlich des in Frankfurt a. M. zurückgebliebenen 1. Ostpreussischen Infanterieregiments, nur 20 045 Kombattanten; davon waren bis zum 15. Januar 2681 Mann in Abgang gekommen, und zwar meist durch Krankheit, da die Zahl der in den wenigen Schamüßeln Gebliebenen und Verwundeten sich nur auf wenige hundert belief.

Nr. 19 zu S. 25. Ich habe nicht zu ermitteln vermocht, aus welchem Grunde es nicht möglich gewesen sein sollte, rechtzeitig die Maße der Gräben festzustellen und genügendes Material vorzubereiten; auch ist nicht ersichtlich, daß eine Erkundung Luxemburgs durch einen Ingenieuroffizier stattgefunden hätte, obwohl in Blüchers Schreiben vom 15. Januar ausdrücklich darauf hingewiesen wurde.

Nr. 20 zu S. 25. Von den drei 7psdgen. Haubizen, über die Nord vor Luxemburg verfügte, gehörten 2 der bei der Brigade Horn befindlichen Fußbatterie, 1 der $\frac{1}{2}$ reitenden Batterie der Brigade Röder an.

Nr. 21 zu S. 26. Die Besatzung von Thionville bestand nach Plotho (III. S. 494) aus 3 Bataillonen freiwilliger Jäger, 1 Eskadron berittener Jäger und $\frac{1}{2}$ Batterie, zusammen 2500 Mann, während er in den „Beilagen“ (S. 67) 4000 Mann anführt. Napoleon, der seine eigenen Truppen nicht zu gering zu rechnen pflegte, giebt am 12. Januar nur 1800 Mann an (Correspondance Nr. 21 089). Die Besatzung von Luxemburg war nach Plotho 5000 Mann stark, nach Napoleon 3000, die von Metz nach ersterem 10 000, nach letzterem (am 12.) 12 700.

Nr. 22 zu S. 30. Major v. Hedemann, der offenbar sehr eifrige und verständige Generalstabsoffizier des Prinzen Wilhelm, stand nach dem in den Akten vorhandenen, dienstlichen, oft in privater Form gehaltenen Briefwechsel, dem Oberst v. Valentini, dem Generalstabschef Nordts, persönlich nahe, wie überhaupt das Verhältnis zwischen jenem und den Generalstabsoffizieren der Brigaden ein vortreffliches gewesen zu sein scheint. Ebenso schlecht war das zwischen Valentini und Gneisenau, siehe Delbrück g. A. IV. S. 181 ff. Von Valentini, der bei aller Pflichttreue tief im Vorurteil gegen Gneisenau befangen und ganz in dem Gedankengang seines Kommandeurs aufgegangen war, übertrug sich die grundsätzlich kritisierende und ablehnende Haltung in Bezug auf alles vom Armeehauptquartier Kommende auf Schad und die Generalstabsoffiziere der Brigaden, namentlich Hedemann. Es war das um so bedauerlicher, als die hervorragende Arbeitskraft dieser an sich vortrefflichen Persönlichkeiten sich so vielfach in negativer Richtung abnutzte (Hedemanns Tagebuch siehe Nr. A. III. C. 26).

Nr. 23 zu S. 31. Das Detachement v. Schierstädt bestand aus dem von ihm kommandierten Brandenburgischen Manenregiment und dem Füsilierbataillon Brandenburgischen Infanterieregiments.

Nr. 24 zu S. 35. Die französische Festung Toul ergab sich am 20. Januar dem russischen Generalleutnant Grafen Lieven, Kommandeur des zum Sadenschen Korps gehörigen XI. Infanteriekorps. Aus den in der Festung vorgefundenen gefangenen Spaniern wurde behufs Verwendung zum Transport- und Garnisondienst ein Bataillon formiert.

Nr. 25 zu S. 36. Wie man im Hauptquartier der Schlesiſchen Armee am 25. Januar die Kriegslage anſah, geht aus den an dieſem Tage und am folgenden von Müſſling und am 26. von Gneifenau an Kneſebeck gerichteten Schreiben (Nr. N. IV. C. 2. I) hervor. Man betrachtete die Lage Napoleons ſeinem Volk gegenüber als eine verzweifelte; „überall gleich“ hatte man guten Empfang durch die Bevölkerung gefunden, Remonſtrationen gegen einen Friedensſchluß gehört, dagegen — offenbar überſchätzte — Vertrauensäußerungen gegen die Bourbonen; dazu kamen Nachrichten über die üble Stimmung in der Armee und in Paris, auf die man beſonderen Wert legte, „weil die Regierung des franzöſiſchen Reiches von jeher, und ſeit Napoleon noch mehr, ſich in Paris zentraliſiert“. „Dieſe Hauptſtadt daher in den Händen des Feindes, d. h. den unſern“, ſchreibt Gneifenau, „tut in dieſem Lande eine ungleich größere Wirkung in Frankreich als ſonſt irgendwo“.

„Unter ſolchen Umſtänden“, meint Gneifenau, „ſcheint es mir daher geraten, von den gewöhnlichen Kriegsregeln abzuweichen und den Invaſionskrieg zu führen. Er ſei kräftig, kurz und entſcheidend. Mit 180 000 Mann können wir auf Paris gehen und alles niederwerfen, was ſich uns entgegenſtellen möchte. In drei Wochen haben wir dann den Frieden vorgeſchrieben.“ Müſſling ſchrieb: „Yord hat von einer Feſtung) zur anderen eine Reiſe gemacht, es iſt aber dabei geblieben, daß er überall eine Wiſitenkarte abgegeben hat und weitergegangen iſt . . . Es iſt zu wichtig, daß wir am Tage der bataille mit allen unſeren Kräften erſcheinen und unſere Verſtärkungen, welche nachkommen, werden die Feſtungen ſchon im Zaum halten.“

Am 26. ſchrieb er: „Ich bin ſo gewiß, als von meiner Exiſtenz überzeugt, daß unſer Heil in der Schnelligkeit unſerer Operationen liegt. Paris hat den Kopf verloren. Laſſen wir es nicht zu ſich ſelbſt kommen, — friſch drauf los — was riskieren wir? Nichts, als einmal eine Schlacht abzubrechen, um ſie in ein paar Tagen wieder anzufangen. Iſt es wichtig, Metz oder Luxemburg zu haben, laßt Lauenzen*) mit etwas Belagerungsgeſchütz kommen, wir bekommen beide Plätze, dafür repondiere ich. Wenn Lauenzen jezt Magdeburg angreifen ſollte, das würde ich für einen Fehler halten. Mainz iſt ſo ſchnell zu haben als Magdeburg, die Moſel-Feſtungen vielleicht noch ſchneller, und dieſe würden beim Frieden ein ganz anderes Gewicht in die Waagschale legen als Magdeburg, was doch fallen muß.“ (Nr. N. IV. C. 2. I.)

Nr. 26 zu S. 36. Die Schleiſche Armee ſollte auf Châlons marſchieren, wo Napoleon ſeine Streitkräfte verſammelte.

„Marſchtableau.“

| | 10/22
Jan. | 23. | 24. | 25. | 26. | 27. | 28. | 29. | 30. |
|--|------------------|---------------------|---------------------|------------------|-----------------|---------------|------------|----------------|-------|
| Korps Eaden: | | | | | | | | | |
| Avantgarde . . . | Vigny | Bar le Duc | St. Dizier | Thieble-
mont | Bitry | Bitry | — | — | — |
| 1. Kolonne . . . | Void | Vigny | Bar le Duc | St. Dizier | Giffan-
mont | Pough | } Coclois | } Arcis | — |
| 2. | Vau-
couleurs | Haudelain-
court | Joinville | Dam-
martin | Treuilly | Brienne | | | |
| Korps Graf
Langeron
(Gen. Oſtrem)
und Haupt-
quartier . . . | Loul | Vau-
couleurs | Haudelain-
court | Joinville | Dam-
martin | Treuilly | Brienne | Coclois | Arcis |
| Korps v. Yord | — | — | — | — | — | Bar
le Duc | St. Dizier | Long-
champ | Bitry |

(NB. In dieſem Tableau iſt der benannte Quartierſtand jedesmal derjenige Ort von den Kriegsquartieren, welcher am weitesten zurück auf der Straße liegt.)“ (Nr. N. IV. C. 13. III.)

*) Lauenzen belagerte mit ſeinem Korps Magdeburg.

Nr. 27 zu S. 41. Der im Hauptquartier Sadens befindliche Major v. Brodhufen berichtet in einem Schreiben an Müßling aus Hamburg, den 8. Januar 1814 (Nr. X. IV. C. 13. I.), daß die russischen Ingenieure und Pioniere in Mannheim zur Arbeit am Brückenkopf zurückgeblieben seien, die Pontons seien noch nicht zur Stelle, es werde erst nach ihnen geschickt; es werde schwer sein, „vor Ankunft der Pontons, worüber sich nichts bestimmen läßt, die Saar zu passieren, besonders bei der Schwerefüßigkeit unserer Offiziers vom Generalstabe“.

Quellen.

| | Abkürzung |
|--|--------------------|
| Kriegs-Archiv des Königlich preussischen Großen Generalstabes | = Nr. X. |
| v. Clausewitz, Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung.
VII. Bd. | = Clausewitz. VII. |
| Droffen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg.
III. Bd. | = Droffen. III. |
| Berg, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Heibhardt v. Sneyenau
III. Bd. | = Berg. III. |
| Delbrück, Fortsetzung des Wertes von Berg. IV. | = Delbrück. IV. |
| Delbrück, Dasselbe in zwei Bänden. 2. Aufl. | |
| Graf Hensel v. Donnerstern, Erinnerungen aus meinem Leben.
v. Damiß, Geschichte des Feldzuges 1814. I. Thl. | = Damiß. |
| v. Blotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren
1813 und 1814. III. Thl. | = Blotho. |
| v. Dieck, v. Renher, General der Kavallerie und Chef des General-
stabes der Armee | = Dieck. |
| Koloff, Politik und Kriegführung während des Feldzuges von 1814.
Correspondance de Napoléon I. XXVII. | |
| Koch, Mémoires pour servir à l'histoire de la Campagne de 1814.
Mémoires du maréchal Marmont, duc de Raguse. VI. | |
| Weil, La Campagne de 1814, d'après les documents des Archives
impériales et royales de la guerre à Vienne. La
cavalerie des armées alliées. I. | = Weil. |
| Gundelach, Festungs- und Feldarmee im Kriege 1870/71. | |

Die Zusammensetzung der Schlesiſchen Armee zur Zeit des Saar-Überganges.

Oberkommando: General-Feldmarſchall v. Blücher.

Chef des Generalſtabes: Generalleutnant Reibhardt v. Sneyſenau.

Generalquartiermeiſter: Generalmajor v. Müſſling, ſonſt Weiß genannt.

Preußiſches I. Armeekorps:

General der Infanterie v. Dord.

Ruſſiſches Korps:

General der Infanterie Baron v. Saden.

Ruſſiſches 10. Infanteriekorps:

Generalleutnant Oſuſiew (dem Korps Saden folgend)

Ruſſiſche Kavallerie:

Generalleutnant Borosdin

}

beide noch zurück.

Streifkorps:

Auf dem äußerſten rechten Flügel: Major v. Falkenhausen.

Zur Verbindung zwiſchen Dord und Saden (dieſem unterſtellt):

Generalmajor Prinz Biron von Kurland.

In zweiter Linie folgend:

Preußiſches II. Armeekorps:

General der Infanterie v. Kleiſt.

Ruſſiſches Detachement:

Generalleutnant Zuſojowitſch.

In der Loſlösung von Mainz begriffen: weiterer Teil des ruſſiſchen Korps:

General der Infanterie Graf Langeron.

In der Bildung begriffen:

IV. Deutiſches Bundeskorps (Heſſen).

Anlage B.

Ordre de bataille
des preussischen I. Armeekorps
 nach dem Rhein-Übergange den 1. Januar 1814.

General der Infanterie v. Jord.

Chef des Generalstabes: Oberst v. Zielinski, vom 3. Januar ab Oberst v. Valentini.
 Oberquartiermeister: Major v. Schad.

Detachement in der rechten Flanke.

Oberst Graf Hendl v. Donnersmarkt.
 Leib-Fuß. Bat.
 2 Eskadrons Landw. Kav. Regts. Nr. 3.
 Landw. Kav. Regt. Nr. 5 (2 Eskadrons).
 1/2 reit. Battr. Nr. 1.

Avantgarde.

Generalleutnant v. Hünerbein, vom 3. Januar ab Generalleutnant Prinz Wilhelm
 von Preußen, Kommandeur der 8. Brigade.

Spitze der Avantgarde.

Generalmajor v. Kähler.
 Kommandeur der Infanterie: Oberstleutnant v. Klüg (Kommandeur der Ostpreuß.
 Jäger).

Fuß. Bat. Brandenburg. Inf. Regts.
 I. Bat. 12. Res. Inf. Regts.
 I. Bat. Landw. Regts. Nr. 14.
 2 Komp. Ostpreuß. Jäger.
 2. Leib-Huß. Regt. (4 Esk. und Jägerdetachment).*)
 1 Esk. Brandenburg. Hus. Regts.
 1 = Mecklenburg-Strelitzschen Hus. Regts.
 1 = Ostpreuß. National-Kav. Regts.
 Reit. Battr. Nr. 2.

Gros der Avantgarde.

II. und III. Bat. Landw. Inf. Regts. Nr. 14. Oberst v. Gaja.
 II. und III. Bat. 12. Res. Inf. Regts. } Oberst v. Hiller.
 I. und II. Bat. Brandenburg. Inf. Regts. }
 6 pfdge. Fuß-Battr. Nr. 15.
 Brandenburg. Ulan. Regt. (4 Esk.) } Oberstleutnant v. Stutterheim.
 Landw. Kav. Regt. Nr. 10 (4 Esk.) }

*) Die stärkeren freiwilligen Jägerdetachements der Kavallerieregimenter werden abwechselnd „Detachment“ und „Eskadron“ genannt, so daß die Bezeichnung der Zahl der Eskadrons oft unsicher ist.

Korps de Bataille.

7. Brigade.

Gen. Major v. Horn.
I. und II. Bat. Leib-Inf.
Regts.
Landw. Inf. Regt. Nr. 4
(3 Bat.).
Landw. Inf. Regt. Nr. 15
(3 Bat.).
3 Esk. Brandenburg. Inf.
Regts. und Jägerdetach.
6pfdge. Battr. Nr. 3.

2. Brigade.

ad int. Oberst v. Warburg.
1. Ostpreuß. Inf. Regt. (3 Bat.)
detachiert nach Frank-
furt a. M.).
2. Ostpreuß. Inf. Regt. (3 Bat.).
Landw. Inf. Regt. Nr. 6
(3 Bat.).
3 Esk. Mecklenburg. Inf.
Regts. und Jägerdetach.
6pfdge. Battr. Nr. 1.

1. Brigade.

Gen. Major v. Steinmeß,
vom 3. I. ab Gen. Major
v. Birch II.
1. Ostpreuß. Gren. Bat.
1. Westpreuß. " "
Leib-Gren. Bat.
Schles. " "
Landw. Inf. Regt. Nr. 5
(3 Bat.).
Landw. Inf. Regt. Nr. 13
(3 Bat.).
3 Esk. Nat. Kav. Regts. und
Jägerdetach.
6pfdge. Battr. Nr. 2.

Reservekavallerie.

Generalmajor v. Jürgaß.

Litthau. Drag. Regt. (4 Esk. und Jägerdetach.).
1. Westpreuß. Drag. Regt. (4 Esk.).
Neumärk. Landw. Kav. Regt. (4 Esk.).
1/2 reit. Battr. Nr. 1.

Reserveartillerie.

Oberst v. Schmidt.

12pfdge. Battr. Nr. 12.
" " " 2.
reitende " " 12.
" " " 24.
Partikolonne Nr. 13.
2 Pion. Komp.

Außerdem preußische Streifkorps:

Zur Verbindung mit dem preußischen I. Armeekorps dem Korps von Saden
zugeteilt:

Gen. Major Prinz Biron von Kurland.

| | |
|--------------------------------------|--|
| 2. Schles. Inf. Regt. (2 Esk.) | } von der Res. Kav. des
II. Armeekorps. |
| Schles. Nat. Kav. Regt. (2 Esk.) | |
| Jäger-Esk. des Neumärk. Drag. Regts. | |

Rosafendetachment mit 4 leichten Geschützen.

Dem Armee-Oberkommando unterstellt, auf dem rechten Flügel:

Major v. Falkenhausen.
2 Esk. Landw. Kav. Regts. Nr. 3.

Anlage C.**Verteilung der Gruppen vor den**

General der In-

| Vor Verdun. | Vor Metz. |
|---|--|
| <p>Reservekavallerie.
Oberst v. Jürgaß.
Litthau. Drag. Regt.
1. Westpreuß. Drag. Regt.
1/2 reit. Battr. Nr. 1.</p> <hr/> <p>Se.: 8 Esk., 1 Jägerdet.,
1/2 Battr.</p> | <p>Generalleutnant Prinz Wilhelm von Preußen.
Auf dem rechten Mosel-Ufer. — Oberst v. Warburg.
2. Brigade.</p> <p>1. Ostpreuß. Inf. Regt. (am 21. gleichzeitig mit Erzmann-
schaften unter Führung des Oberst v. Köblich von Frank-
furt a. M. eingetroffen).
2. Ostpreuß. Inf. Regt.
Landw. Inf. Regt. Nr. 6.
3 Esk. Mecklenburg. Hus. u. Jägerdetach.
6pfdg. Battr. Nr. 1.
Detachement des Oberstleutnant v. Stöbel.
2. Leib-Hus. Regt.</p> <hr/> <p>Se.: 9 Bat., 7 Esk., 2 Jägerdet., 1 Battr.</p> <p>Außerdem:
1 10pfdg. u. 1 7pfdg. Haub. Battr. der Ref. Art. mit
1 Komp. Bedeckung, der Rest der Ref. Art. (4 Battr.
ohne Haubitzen) befand sich bei St. Avold.
Russ. Generalleutnant Borossdin.
Kovoroßisches Drag. Regt.
2. Ukrainisches reguläres Kosaken-Regt.</p> <p>Auf dem linken Mosel-Ufer. — Prinz Wilhelm
von Preußen.
8. Brigade.</p> <p>Brandenburg. Inf. Regt.
12. Ref. Inf. Regt.
2 Komp. Ostpreuß. Jäger.
1. Bat. Landw. Inf. Regts. 14.
Brandenburg. Ulan. Regt. (1 Esk. gegen Thionville vor-
geschoben).
Landw. Kav. Regt. Nr. 10.
1 Esk. Brandenburg. Hus. Regts. }
1 " Mecklenburg. " " } zugeteilt.
1 " Ostpreuß. Nat. Kav. " }
6pfdg. Fuß-Battr. Nr. 15.
reit. Battr. Nr. 2.
1 Pion. Komp.</p> <hr/> <p>Se.: 7 1/2 Bat., 11 Esk., 2 Battr., 1 Pion. Komp.</p> <p>Außerdem:
Russ. Oberst Dzimonski
Litauisches Drag. Regt.
4. Ukrainisches reguläres Kosaken-Regt.</p> |

Festungen am 22. Januar 1814.

fanterie v. Nord.

| Vor Thionville. | Vor Luxemburg. | Vor Saarlouis. |
|---|---|--|
| <p>1. Brigade. Generalmajor v. Pirch II.
 1. Ostpreuß. Gren. Bat.
 1. Westpreuß. " "
 Leib-Gren. Bat.
 Landw. Inf. Regt. Nr. 5.
 I. und II. Bat. Landw. Inf. Regts. Nr. 13.
 3. Est. Nat. Kav. Regts. u. Jägerdetach.
 6. pfdge. Battr. Nr. 2.</p> <hr/> <p>Se.: 8 Bat., 3 Est.,
 1 Jägerdetach.,
 1 Battr.</p> | <p>Oberst Graf Hendel.
 Leib-Füs. Bat.
 2. Est. Landw. Kav. Regts. Nr. 3.
 Landw. Kav. Regt. Nr. 5 (2 Est.).
 1/2 reit. Battr.</p> <p>7. Brigade. Generalmajor v. Horn.
 I. und II. Bat. Leib-Inf. Regts. (1 Komp. beim G. D.)
 Landw. Inf. Regt. Nr. 4.
 Landw. Inf. Regt. Nr. 15 (1 Bat. bei der Res. Art.).
 3. Est. Brandenburg. Hus. Regts. u. Jägerdetachment.
 6. pfdge. Battr. Nr. 3.
 1 Pion. Komp.</p> <hr/> <p>Se.: 7³/₄ Bat., 7 Est., 1 Jägerdetach., 1¹/₂ Battr., 1 Pion. Komp.</p> <p>Außerdem von der Res. Kav. des II. Armeekorps. Generalmajor v. Höder:
 Generalmajor v. Wrangel.
 Brandenburg. Kür. Regt.
 1/2 reit. Battr.</p> <hr/> <p>Se.: 4 Est., 1/2 Battr.</p> <p>Alle diese Truppen traten bereits am 22. Januar vormittags den Abmarsch an und wurden durch das Kür. Regt. Großfürst Constantin ersetzt.</p> | <p>Oberstleutnant v. Bieberstein.
 Schlef. Gren. Bat.
 III. Bat. Landw. Inf. Regts. Nr. 13.
 II. und III. Bat. Landw. Inf. Regts. Nr. 14
 Neumarkt. Landw. Kav. Regt.</p> <hr/> <p>Se.: 4 Bat., 4 Est.</p> |

Die Kriegsvorbereitungen Rußlands und seine Heeresbewegungen im Jahre 1877 bis zur ersten Schlacht bei Plewna.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 29. Oktober 1902

von

Klotz,

Hauptmann im Generalstabe des IV. Armeekorps.

Nachdruck verboten.
Überzugsrecht vorbehalten.

Ein offizielles Geschichtswerk über den letzten orientalischen Krieg war von russischer Seite schon seit Jahren in Aussicht gestellt. Sein Erscheinen hat sich aber immer wieder verzögert, und erst Ende Dezember 1901, also fast 24 Jahre nach Beendigung des Krieges, sind die beiden ersten Bände von der kriegsgeschichtlichen Kommission des Hauptstabes herausgegeben worden. Die Gründe für dies späte Erscheinen sind vor allem darin zu suchen, daß eine besondere militärische Behörde für das Studium der Kriegsgeschichte in Rußland erst nach dem Kriege gebildet wurde, und daß eine aktenmäßige Festlegung der Begebenheiten in der Form von Kriegstagebüchern und Gefechtsberichten während des Krieges durchaus nicht allgemein und ohne festes System erfolgt ist. Es forderte ungewöhnliche Mühe, das vorhandene Material zusammenzubringen, und auch jetzt ist sich die kriegsgeschichtliche Kommission bewußt, daß ihre Darstellung durch Erschließung neuer Quellen in vielen Punkten eine Berichtigung und Ergänzung erfahren wird. Immerhin konnte die geschichtliche Zuverlässigkeit des Wertes nur gewinnen, je länger sich sein Erscheinen hinausshob, und schon durch die beiden ersten Bände, welche die Ereignisse in Europa bis zur ersten Schlacht bei Plewna behandeln, werden viele Fragen geklärt, in denen die Geschichtsschreibung bis jetzt nur auf Vermutungen angewiesen war.

Als im Jahre 1876 die Wirren auf der Balkanhalbinsel einen Krieg zwischen Rußland und der Türkei ins Bereich der Möglichkeit rückten, da waren seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland noch kaum zwei Jahre verfloßen; viele einschneidende Änderungen in der Organisation und Ausrüstung des Heeres waren verfügt, aber noch nicht durchgeführt. Das russische Landheer befand sich somit in einem Übergangs-

zustande, der eine geregelte Mobilmachung erheblich erschweren mußte. Dazu kam noch, daß ein allgemeiner Mobilmachungsplan für die einzelnen Truppenabteilungen überhaupt noch nicht vorhanden war.

Trotz dieser Schwierigkeiten entschloß sich Rußland, als sich gegen Ende des Jahres 1876 die politische Lage immer mehr verwickelte, einen Teil seines Heeres mobil zu machen. Die erste Mobilmachung, die sich auf 20 Infanteriedivisionen erstreckte, wurde am 13. November 1876 befohlen. Diese erste Maßnahme ist in der Literatur wiederholt scharf getadelt worden, und man hat einer solchen partiellen Mobilmachung auch wohl schon vom rein militärischen Standpunkt die Berechtigung überhaupt abgestritten. Sie war gewiß ein Fehler, wenn Rußland schon im November 1876 zum Kriege wirklich entschlossen war. Selbst auf die Gefahr hin, daß durch technische Mängel der Aufmarsch der ganzen Armee verzögert wurde, hätten dann alle Truppen gleichzeitig mobil gemacht werden müssen, deren man im Felde zu bedürfen glaubte. Es steht aber unzweifelhaft fest, daß der Entschluß zum Kriege von Rußland erst viel später gefaßt worden ist und daß die erste Mobilmachung zunächst nur angeordnet wurde, um den russischen Forderungen bei der Höhen Pforte gehörigen Nachdruck zu geben. Die Fälle sind in der Geschichte nicht vereinzelt, in denen die Politik ihre Ziele ohne Krieg durch das bloße Aufgebot eines Heeres erreichte, und gerade der Pforte gegenüber, die so oft schon Schwäche und Nachgiebigkeit gezeigt hatte, war Rußland wohl berechtigt, auf die Wirksamkeit dieses Schreckmittels zu hoffen. Wenn es diesmal versagte, so ist daraus der russischen Diplomatie um so weniger ein Vorwurf zu machen, als sie in Verbindung mit der Heeresleitung rechtzeitig alle Vorbereitungen getroffen hatte, die notwendig schienen, um der Drohung auch die Tat folgen zu lassen.

Die Zahlen und Zeitangaben, die das russische Generalstabswerk über die Mobilmachung der Truppen und ihre Beförderung ins Aufmarschgebiet enthält, sind durchweg sehr beachtenswert. Die Abwicklung der Transporte wurde dadurch erheblich erschwert, daß die Benutzung der Eisenbahnen für den Aufmarsch sowohl für die Militär- wie für die Civilbehörden etwas völlig neues und ungewohntes war, daß beim Beginn der Transporte die Winterkälte schon eingesezt hatte, und daß endlich der im Frieden aufgestellte Transportplan mit einer Mobilmachung des gesamten Heeres rechnete, für eine partielle Mobilmachung also durchgreifender Änderungen bedurfte. So ist es wiederholt zu bedenklichen Störungen gekommen und hat überhaupt an Reibungen aller Art nicht gefehlt. Da aber bei dieser ersten Mobilmachung die Zeit nicht eigentlich drängte, so ist es kaum angängig, aus jenen Angaben sichere Schlüsse auf die tatsächliche Leistungsfähigkeit der Militärverwaltung und des Eisenbahnnetzes in damaliger Zeit zu ziehen. Ich möchte daher auf Einzelheiten nicht eingehen und nur die Bahnen kurz angeben, die für die Transporte nach der Grenze benutzt werden konnten. Es waren

1. die Bahn Petersburg—Wialystok—Brest Litowsk—Kasatin—Schmerinka—Wirfala—Masdielnaja—Rischinew und weiter zur Grenze bis Ungeni östlich von Jassy;
2. die Bahn Moskau—Kursk—Kiew—Schmerinka und
3. die Bahn Charkow—Poltawa—Wirfala.

Als Hilfslinien kamen noch die Bahnen Wilna—Minsk—Bachmatsch und Moskau—Minsk—Brest Litowsk in Betracht.

Das Ergebnis der ersten Mobilmachung war, daß Rußland Ende Januar 1877 über 460 000 Mann verwendungsbereiter Feldtruppen verfügte. Von diesen waren 193 000 Mann bestimmt, die Operationsarmee in Europa zu bilden und standen in Bessarabien, 122 000 Mann waren in Transkaukasien zusammengezogen. Zur Verteidigung der Nordküste des Schwarzen Meeres war ein besonderer Heeresteil von 72 000 Mann gebildet, und endlich standen 73 000 Mann als Armeereserve im Militärbezirk Kiew versammelt. Außerdem waren für Etappenzwecke und als Ersatztruppen noch 80 000 Mann bereitgestellt, so daß sich die Gesamtzahl der verfügbaren Truppen auf 540 000 Mann belief.

Es ist ein Grundsatz der Lehre vom Kriege, daß die Entscheidung eines Feldzuges im allgemeinen nur auf einem Kriegsschauplatz fallen kann. Ist man auf dem Hauptkriegsschauplatz siegreich, so verschlägt es nichts, wenn man auf den Nebenkriegsschauplätzen weniger glücklich war. Für den Krieg 1877/78 kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das entscheidende Operationsgebiet in Europa lag, und es könnte danach befremden, daß Rußland 122 000 Mann, also mehr als ein Viertel seiner Kräfte, in Asien zu verwenden gedachte. Man darf aber nicht vergessen, daß die Jahrzehnte langen Kämpfe, in denen Rußland des Kaukasus Herr wurde, damals noch nicht sehr weit zurücklagen und daß es daher eine politische Notwendigkeit war, die mühsam errungenen Gebiete zu schützen. Überhaupt ist die Machtstellung Rußlands in Asien zu gewaltig und die Zahl seiner mohamedanischen Untertanen zu groß, als daß es sich auf jenem Kriegsschauplatz einem Mißerfolg hätte aussetzen dürfen.

Eine andere Frage ist es, ob die für Europa bestimmte Operationsarmee von 193 000 Mann stark genug war, um die ihr zuge dachte Offensive durchzuführen. Sie bildete allerdings nur ein erstes Aufgebot, und als sich Ende Januar die Lage immer mehr zuspitzte, und die Aussichten auf eine friedliche Beilegung der Streitfragen immer geringer wurden, hat Rußland noch weitere Truppen — sieben Infanteriedivisionen und eine größere Anzahl Ersatztruppen — zur Mobilmachung bereitstellen lassen. Die tatsächliche Mobilmachung dieser Truppen ist aber erst kurz vor der Kriegserklärung erfolgt, und als die Operationsarmee die Grenze überschritt, hatte sie noch keinerlei Verstärkung erfahren. Im Gegenteil wird ihre Frontstärke jetzt nur auf 160 000 Mann angegeben; die Abgänge hatten somit mehr als ein Sechstel

ihres Bestandes erreicht. Sie mußten sich mit der Verlängerung der Operationslinie natürlich immer mehr vergrößern, und wenn nun einmal die staffelweise Mobilmachung des Heeres durch politische Rücksichten veranlaßt war, so darf es doch als geboten erscheinen, daß man von den durch die erste Mobilmachung bereitgestellten Truppen wenigstens alle irgend verfügbaren Teile im Aufmarschgebiete zusammenzog. Es muß auffallen, daß Rußland schon bei der ersten Einteilung seiner Kräfte das Ausscheiden einer Armeereserve in der Stärke von 73 000 Mann für nötig hielt. Clausewitz erklärt in seinem Buch vom Kriege den Gedanken einer strategischen Reserve, die bei der Hauptentscheidung nicht mitwirken soll, für widersinnig und ihr Ausscheiden nur da für berechtigt, wo unvorhergesehene Fälle denkbar sind. Ein solcher Fall konnte im Jahre 1877 eintreten, wenn Österreichs Haltung zweifelhaft war. Wir werden aber sehen, daß eine Bedrohung von dieser Seite für ziemlich ausgeschlossen gelten konnte; es wäre somit wohl zweckmäßiger gewesen, die Truppen der Armeereserve von Anfang an in die Operationsarmee einzugliedern.

Auch von anderer Seite konnte die Operationsarmee noch einen Kräftezuwachs erfahren. Durch die Bestimmungen des Pariser Friedens war Rußland im Schwarzen Meere gegen die türkische Flotte machtlos geworden. Es war außer Stande, Landungen an der türkischen Küste zu versuchen und konnte auch seine rückwärtigen Verbindungen nur auf Landetappen basieren. Auch durfte man gewiß den türkischen Admiralen so viel Unternehmungslust zutrauen, daß sie ihrerseits gegen wichtige Punkte an der russischen Küste Angriffe versuchen würden. Dagegen war nach den Erfahrungen früherer Kriege kaum damit zu rechnen, daß die Türkei es unternehmen werde, durch Entsendung eines stärkeren überseeischen Expeditionskorps den Krieg auf russisches Gebiet zu verpflanzen, und es war daher schwerlich nötig, zum Schutze der Küste des Schwarzen Meeres volle 72 000 Mann auszuschicken.

Was nun die politische Lage vor Beginn des Krieges betrifft, so hatte im Jahre 1876 nach den Wirren in Bulgarien zwischen den Kabinetten der europäischen Großmächte völlige Übereinstimmung geherrscht. Als aber der Sultan die Forderungen der Mächte nicht erfüllte, und ein Krieg in Sicht kam, da zeigte es sich, daß die Mächte nicht gewillt waren, Rußland mehr als ihre moralische Unterstützung zu leihen. Wenn Rußland sich entschloß, den Kampf allein aufzunehmen, so war der Erfolg seiner Waffen an eine Vorbedingung geknüpft, die dauernde Neutralität Österreichs. Denn mochte die russische Feldarmee nach dem Überschreiten der Grenze operieren, in welcher Richtung sie wollte, so bot sie dem österreichischen Nachbar immer die Flanke oder den Rücken dar, und da eine Basierung des Heeres auf die See nicht möglich war, so wäre Österreich jederzeit in der Lage gewesen, die Lebensfäden der Operationsarmee zu unterbinden. Es wird denn auch von

russischer Seite dankbar anerkannt, daß Österreich sich zum Abschluß eines Neutralitätsvertrages verstanden und diesen Vertrag treulich gehalten hat.

Eine eigentümliche Stellung fiel in dem bevorstehenden Kampfe dem Fürstentum Rumänien zu. Als Vasallenstaat der Türkei wäre es eigentlich verpflichtet gewesen, dem russischen Heere sofort nach dem Überschreiten der Grenze mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. Bei der Entwicklung, welche die Wirren auf der Balkanhalbinsel genommen hatten, war aber dieser Fall aus der Berechnung auszuscheiden, und es konnte sich nur darum handeln, ob sich die rumänischen Truppen sofort als Verbündete dem russischen Heere anschlossen oder ob Rumänien sich zunächst neutral verhielt, d. h. den Einmarsch der russischen Armee und die Ausnutzung der Hilfsquellen und Eisenbahnen des Landes stillschweigend geschehen ließ. Der Abschluß eines Bündnisses hätte bei einem Mißerfolg der russischen Waffen für Rumänien die schwerwiegendsten Folgen gehabt und seine in blutigen Kämpfen errungene Sonderstellung in Frage gestellt. Andererseits hegte Rumänien das sehr begreifliche Verlangen, aus einem glücklichen Ausgang des Krieges für seine politische Gestaltung möglichst große Vorteile zu ziehen und suchte in dieser Hinsicht schon vor dem Kriege von Rußland besondere Zusicherungen zu erlangen. Auch wünschte Fürst Karl das Kommando seiner Truppen nicht aus der Hand zu geben und sich keinem russischen Führer zu unterstellen. Rußland wußte die schwierige Lage, in der sich Rumänien befand, wohl zu würdigen. Da es damit rechnete, schon auf rumänischem Boden türkischen Truppen zu begegnen, so durfte es in dem rumänischen Heere einen sehr willkommenen Kräftezuwachs erblicken, der ihm den Vormarsch erheblich erleichterte. Die russische Heeresleitung konnte sich aber die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die aus einem selbständigen Operieren des rumänischen Heeres erwachsen mußten, und ebenso ist es politisch wohl verständlich, daß Rußland im voraus keine bestimmten Garantien für die Zukunft Rumäniens geben wollte. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß Rumänien sich zunächst in dem erwähnten Sinne neutral verhielt und sich darauf beschränken wollte, einem Vorgehen der Türken über die Donau mit seinem Heere entgegenzutreten.

Es ist soeben bemerkt worden, daß Rußland darauf gefaßt war, nach dem Beginn des Krieges schon nördlich der Donau auf den Widerstand der Türken zu stoßen. Tatsächlich ist ein solches Vorgehen in Konstantinopel auch erwogen worden, und wenn es später nicht zur Ausführung kam, so ist damit doch die Berechtigung der russischen Berechnung erwiesen. Darüber war man sich im russischen Hauptquartier ja völlig klar, daß die Entscheidung des Krieges nicht in Rumänien, sondern nur südlich der Donau fallen konnte. Das politische Ziel des Krieges war die Befreiung Bulgariens. Um es zu erreichen, konnte es nicht einmal genügen, dies Land selbst völlig in Besitz zu nehmen, wenn es nicht gleichzeitig gelang, die türkischen Heere entscheidend zu

schlagen. Selbst dann blieb es zweifelhaft, ob sich der Sultan zum Frieden entschließen, und ob es nicht nötig werden würde, die russischen Heere bis vor die Tore seiner Hauptstadt zu führen. In den Erwägungen des russischen Oberbefehlshabers erscheint denn auch als letztes Operationsziel Konstantinopel, und die Vorteile, welche die verschiedenen Vormarschrichtungen dahin boten, werden in dem Generalstabswerke eingehend erörtert.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der kürzeste Weg nach dem Goldenen Horn über die untere Donau und dann östlich derselben weiter der Küste des Schwarzen Meeres entlang führte. Es war der Weg, den General Diebitsch im Jahre 1828 eingeschlagen hatte und der ihn endlich siegreich in Adrianopel einziehen ließ. Noch waren indessen die Wechselfälle jenes Feldzuges und die Schwierigkeiten nicht vergessen, die man bei dem Marsche durch die Dobrudscha und bei der Bezwingung der türkischen Festungen hatte überwinden müssen. Die Dobrudscha war aber im Jahre 1877 noch dieselbe unwirkliche Gegend wie vor 50 Jahren, und ein Erfolg gegen Varna war überhaupt nicht denkbar, wenn man es nicht gleichzeitig von der Seeseite einschloß. Jener Feldzug des Generals war eben nur darum von Erfolg gekrönt, weil Rußland damals mit seiner Flotte das Schwarze Meer beherrschte. Im Jahre 1877 kam jene Vormarschrichtung daher ernstlich gar nicht in Frage; eine durch die Dobrudscha vorgehende Truppenabteilung konnte vielmehr nur die Aufgabe haben, den linken Flügel der Hauptarmee zu decken, der sich westlich der Donauf Strecke Galatz—Tschernawoda vorbewegte. Es war die Frage, welche Vormarschrichtung diesem linken Flügel zu geben sei. Ein Übergang der Armee zwischen Tschernawoda und Silistria oder zwischen Silistria und Rußschuk konnte immer durch die Besatzungen der genannten Festungen gestört werden. Selbst wenn er aber gelang, und man den weiteren Vormarsch gegen jene Festungen zu decken vermochte, so stieß man doch bald vor Schumla und Varna auf ein weit stärkeres Hindernis und mußte sich voraussichtlich zu langwierigen Belagerungen bequemen. Die raschen Erfolge, nach denen die russische Heeresleitung so sehnsüchtiges Verlangen trug, waren jedenfalls nur zu erreichen, wenn man mit der ganzen Armee westlich von Rußschuk übergang. Der Einmarsch der russischen Armee wurde damit zunächst zu einem Flankenmarsch längs der rumänisch-türkischen Grenze, und da man nach dem Überschreiten der Donau in südlicher und südöstlicher Richtung weiter zu operieren gedachte, so bekamen durch die Umgehung des Festungsvierecks und die im Winkel geführte Operationslinie die rückwärtigen Verbindungen eine sehr unwillkommene Ausdehnung. Jedenfalls war es geboten, nicht weiter westlich von Rußschuk als unbedingt nötig vorzugehen. Die nähere Auswahl der Brückenstelle war dann operativ von untergeordneter Bedeutung.

Es könnte scheinen, als ob die russische Heeresleitung bei ihrem Operationsplan zu wenig mit den Streitkräften und den möglichen Absichten des

Gegners gerechnet hätte, und als ob er im Widerspruch stände mit der russischen Annahme, eventuell schon in Rumänien auf feindliche Truppen zu stoßen. Nachdem aber die russische Armee monatelang im Versammlungsgebiet gestanden hatte, ohne daß ein solches Vorgehen erfolgte, war die Erwartung berechtigt, daß es sich dabei nur um schwächere Kräfte handeln werde, deren Herr zu werden nicht schwer fallen konnte. Die türkische Heeresleitung mußte doch auch die Erwägung angestellt haben, daß ein über die Donau vorgehendes Heer es sofort mit der 50 000 Mann starken rumänischen Armee zu tun bekam. Auch war es doch gewiß vorteilhafter, die Schwierigkeiten eines Donau-Überganges den Russen zuzuschieben, als selbst mit diesem Hindernis im Rücken einen entscheidenden Schlag zu wagen. So war es also nicht verfrüht, wenn die russische Heeresleitung schon vor dem Beginn des Krieges einen Donau-Übergang westlich von Rustschuk ins Auge faßte.

Ob und wo dieser Übergang gelingen würde und wie sich die weiteren Operationen gestalteten, das freilich hing vom Feinde ab. Die Nachrichten, die man im russischen Hauptquartier zu Rischinew von der Verteilung der türkischen Streitkräfte hatte, lassen sich dahin zusammenfassen, daß Ende März auf dem von den Russen in Aussicht genommenen Kriegsschauplatz im ganzen 158 000 Mann standen. Davon waren in vorderer Linie längs der Donau von Wibdin bis zum Schwarzen Meere etwa 92 000 Mann festgestellt, in zweiter Linie von Nisch bis Barua 33 000 Mann, jenseits des Balkans von Sofia bis Adrianopel 20 000 und bei Konstantinopel der Rest von 13 000 Mann. Außerdem wußte man, daß die Festungen Rustschuk, Wibdin und Silistria armiert und auch die alten Festungen Nikopol und Turtukai besetzt waren. Endlich wurde die Donau von einer starken türkischen Kriegsflootte beherrscht.

Wie wohl somit die Bildung einer stärkeren Heeresabteilung unter einheitlichem Oberbefehl beim Feinde noch nicht festgestellt war, so war es doch gewiß ein kühner Gedanke, mit einem Heere von 160 000 Mann die Offensive gegen ein Heer von 158 000 Mann eröffnen zu wollen, zumal da die russische Armee bis zur Donau weite Gebiete zu durchmessen hatte, und der Gegner sich bis dahin lange konzentrieren konnte. Der Optimismus, den die russische Heeresleitung in dieser Hinsicht an den Tag legte, war vor einem halben Jahre vielleicht noch berechtigt gewesen, als die türkischen Truppen durch die langwierigen Kämpfe in Serbien und Bulgarien geschwächt und zerrüttet waren. Seitdem hatte aber Rußland unablässig und offenkundig zum Kriege gerüstet und mußte trotz der Zersahrenheit der osmanischen Staatswirtschaft billigerweise annehmen, daß auch der Gegner die Zeit nicht ungenutzt verstreichen ließ. Diese Erkenntnis hat sich beim Beginn der Operationen auch Bahn gebrochen, und schon 14 Tage nach der Kriegserklärung wurde die Operationsarmee, die anfangs nur aus dem 8., 9.,

11. und 12. Armeekorps bestand, durch die bisherigen Truppen der Armeereserve, das 13. und 14. Armeekorps, und noch ein drittes Korps, das 4., verstärkt, was einem Kräftezuwachs von 100 000 Mann entsprach. Rechnete man dazu die 50 000 Rumänen und die Mitwirkung der bulgarischen Milizen, so konnte man immerhin hoffen, dem Feinde auch numerisch überlegen zu sein, zumal da ein Teil der türkischen Truppen durch die Haltung Montenegros in Anspruch genommen war. Immerhin mußte eine längere Zeit verstreichen, bis jene drei Armeekorps den Anschluß an die Feldarmee erreichen konnten.

Die russische Kriegserklärung wurde am 23. April erlassen, und schon in der Nacht zum 24. überschritten die Russen den Pruth. Von den vier Armeekorps der Operationsarmee hatte das 12. auf dem rechten Flügel östlich von Bielzy gestanden, das 8. zwischen Kischinew und Tiraspol, das 11. zwischen Kauschany und Tarutinskaja, das 9. in zweiter Linie bei Balta. Ein großer Spielraum in der Wahl des Aufmarschgebietes war ja nicht vorhanden gewesen. Der Einmarsch in Rumänien geschah in mehreren Kolonnen über Jassy, Leowo und Kubej. Zum Schutze der linken Flanke gegen die untere Donau wurde gleich bei Beginn des Vormarsches eine besondere Truppenabteilung, die „Untere Donau-Abteilung“, gebildet. Sie bestand aus dem halben 11. Armeekorps und aus Teilen des 7. Armeekorps, welchem im übrigen der Küstenschutz südwestlich von Odeffa zufiel. Da ferner die Russen nach Maßgabe ihres Vorrückens die rumänischen Bahnen ausnutzen wollten, so war für sie der Besitz der großen Eisenbahnbrücke über den Sereth bei Galatz von ganz besonderem Werte. Ihre Zerstörung durch die Türken hätte den Betrieb für Monate lahmgelegt. Der rechte Flügel der Unteren Donau-Abteilung wurde daher mit der schleunigen Besetzung dieses wichtigen Punktes beauftragt. Wider Erwarten ließen sie die Türken, die das jenseitige Ufer inne hatten, ohne jeden Widerstand geschehen, und es konnte überhaupt das ganze linke Donau-Ufer von Galatz bis zur Mündung von dem russischen Posten ohne Kampf besetzt werden.

Unter diesem Flankenschutz rückten nun die russischen Heeressäulen in Rumänien ein. Ihre Marschziele waren kurz folgende: Die rechte Kolonne sollte von Jassy über Roman—Bakeu—Fokschani—Buseo—Plojeshti in die Gegend zwischen Alexandria und Bukarest marschieren, die mittlere von Jassy über Verlat—Fokschani—Plojeshti auf Bneas, hart nördlich von Bukarest, die linke über Faltshi—Galatz—Braila auf Slobodzia in die Gegend östlich von Bukarest. Der Vormarsch stieß nirgends auf Widerstand, und es würde zu weit führen, ihn im einzelnen zu verfolgen. Mit dem Vorrücken der Armee wurden die rumänischen Truppen, die bis dahin die Donau bewacht hatten, durch russische abgelöst und konzentrierten sich im westlichen Teile des Fürstentums. Allerdings erlitt der Vormarsch der Russen erhebliche Verzögerungen. Die Wege waren in der damaligen Jahreszeit vielfach grundlos

geworden, und die Leistungsfähigkeit der rumänischen Bahnen blieb auch weit hinter der Berechnung zurück. Die Fahrpläne, die man für ihre Benutzung entworfen hatte, mußten wiederholt umgearbeitet werden, und einige Transporte langten einen vollen Monat später, als vorgesehen, an ihrem Bestimmungsorte an. Diese Verhältnisse blieben natürlich auch nicht ohne Rückwirkung auf das Herankommen der drei neuen Korps, des 4., 13. und 14., die mit Fußmarsch aus dem Versammlungsgebiet heranrücken sollten.

So war es nun gegen Mitte Juni geworden, bis das 8., 9. und 12. Armeekorps in der geplanten Weise um Bukarest versammelt waren; ihre Vortruppen sicherten die Donau von Turnu bis Osteniza. Daran schlossen sich nach Osten bis Hirsowa die Postierungen des 11. Armeekorps, das mit seinem Gros südlich von Slobodzia stand. Seine der Unteren Donau-Abteilung zugewiesenen Teile waren durch das 14. Armeekorps abgelöst worden, das anfangs Juni nach Galatz rückte. Das 13. Armeekorps hatte von Kischinew die Marschrichtung über Jaltshi—Fokschani—Plojeshti auf Bukarest erhalten; sein Eintreffen daselbst war aber vor Ende Juni nicht zu erwarten. Das 4. Korps endlich, das gleichfalls auf Bukarest angesetzt war, konnte erst gegen Mitte Juli herankommen. Das große Hauptquartier hatte in Plojeshti Quartier genommen. Von den rumänischen Truppen standen um Mitte Juni 3 Divisionen bei und östlich von Kalafat gegenüber von Widdin, die 4. bei Karabia westlich von Turnu. Man war mit dem Fürsten Karl dahin übereingekommen, daß die Rumänen im Anschluß an die Russen die Donau westlich des Oltu sichern sollten.

In dieser ganzen Zeit hatten die Türken nichts von Bedeutung unternommen. Die auf dem rechten Donau-Ufer angelegten Batterien eröffneten zwar mitunter eine Kanonade gegen das jenseitige Ufer, hin und wieder versuchten auch kleine Abteilungen sich auf rumänischem Boden festzusetzen, und an einzelnen Punkten, so namentlich zwischen Rufschiut und Silistria, konnte die Anlage größerer Erdarbeiten festgestellt werden. Zu ernstlichen Kämpfen ist es aber nur auf der Donau selber gekommen. Die russische Heeresleitung konnte einen Übergang über die Donau mit stärkeren Kräften und einen Brückenbau nur dann wagen, wenn eine Störung durch die türkische Donau-Flottille ausgeschlossen war. Es galt, den Verkehr dieser Schiffe durch Legen von Flußminen immer mehr einzuschränken. Schon wenige Tage nach der Kriegserklärung wurde an der unteren Donau mit den nötigen Erkundungen begonnen und bald auch auf dem linken Ufer eine Reihe von Strandbatterien zum Schutze der Arbeiten angelegt. Auch mehrere kleine Flußdampfer wurden auf dem Landwege herangeschafft und mit Marinetruppen bemannt. Die Arbeiten wurden streckenweise sehr systematisch durchgeführt, und bis zum 9. Juni gelang es, die untere Donau von der Mündung bis Hirsowa durch Minen abzuschließen. Die türkische Flottille hatte in dieser Zeit ziemliche Unternehmungslust gezeigt, und es ist wiederholt zu Kämpfen mit den russischen

Schiffen gekommen. Ein türkisches Schiff wurde dabei in die Luft gesprengt, ein zweites in den Grund gebohrt. Es wäre unbillig, eine dieser Unternehmungen auf Kosten der anderen eingehender zu behandeln. Sie bilden für die Russen eine Reihe von Großtaten des kleinen Krieges, die in ihrem Ausgang zugleich für das Gelingen der Hauptoperation eine ausschlaggebende Bedeutung besaßen.

Bald nach dem Eintreffen des Großen Hauptquartiers in Bloeſchti wurde dann die Absperrung der Donau zwischen Giurgewo und Karabia begonnen. Es war beabsichtigt, bei Parapan, Flamunda und Karabia Minen anzulegen und zum Schutze der Arbeiten Batterien bei Giurgewo, Parapan, Turnu und Karabia zu errichten. Die Artillerie bei Giurgewo und Turnu wurde besonders stark bemessen, da sie zugleich gegen die Festungen Ruſiſchul und Nikopol wirken sollte. Ohne nennenswerten Widerstand der Türken wurden die Arbeiten bei Karabia und Flamunda bis zum 26. Juni beendet. Bei Parapan dagegen war infolge des Hochwassers die völlige Sperrung noch nicht geglückt, als der Übergang der Hauptarmee begann.

Die ersten russischen Truppen haben indessen die Donau nicht westlich von Ruſiſchul, sondern in ihrem Unterlaufe überschritten. Die Heeresleitung hielt es für unbedingt nötig, daß der Übergang der Unteren Donau-Abteilung demjenigen der Hauptarmee voranging. Man hoffte damit die Aufmerksamkeit der Türken und einen Teil ihrer Kräfte von der Hauptarmee abzulenken. Die Instruktion, die der Kommandeur des 14. Armeekorps, General Zimmermann, am 12. Juni vom Großen Hauptquartier erhielt, besagte, daß er in der Gegend von Galatz und Braila über die Donau gehen, die wichtigsten Punkte der Dobrudscha besetzen und bis zur Linie Tſchernawoda—Rüſtensche festen Fuß fassen sollte. Abgesehen von besonders günstigen Umständen, war diese Linie nur nach entscheidenden Erfolgen der Hauptarmee zu überschreiten, wenn diese in der Lage war, einen Teil ihrer Kräfte auf Schumla anzusetzen. Bis dahin sollten nur Aufklärungsabteilungen vorgeschickt und eine Unterbrechung der Verbindungen zwischen Silistria, Varna und Schumla versucht werden.

Die Stärke der Unteren Donau-Abteilung belief sich auf etwa 35 000 Mann, die allerdings zur Zeit auf etwa 230 km auseinandergezogen waren. Die Nachrichten vom Feinde bezifferten aber seine Stärke nur auf etwa 11 500 Mann; im besonderen sollten in Matſchin 1500 Mann stehen, in Hirſowa 2250, in Iſattſcha gegen 1000 und in Tultſcha 750 Mann. General Zimmermann beschloß nun, bei Braila eine Brücke zu bauen und nach ihrer Vollendung zunächst bei Galatz eine Truppenabteilung auf Booten überzusetzen, um die zwischen Galatz und Matſchin gelegenen Höhen in Besitz zu nehmen. War dies gelungen, so sollte bei Braila eine zweite Abteilung übergehen und dann am folgenden Tage Matſchin von zwei Seiten angegriffen werden. Die Arbeiten für den Brückenbau begannen am 13. Juni;

man hoffte sie so zeitig zu vollenden, daß der Übergang bei Braila am 22., der Angriff auf Matschin am 23. Juni erfolgen konnte. Am 20. Juni fürchtete indes General Zimmermann, auf ein rechtzeitigtes Fertigwerden der Brücke nicht mehr rechnen zu können, und telegraphierte an den Chef des Generalstabes, General Repokoitshizki, daß die Unternehmung gegen Matschin erst am 24. oder 25. stattfinden werde. Da der Übergang der Hauptarmee über die Donau inzwischen auf die Nacht vom 26. zum 27. Juni angesetzt war und außerdem Kaiser Alexander selbst am 23. bei Braila eintreffen wollte, so schickte das Große Hauptquartier am 21. die telegraphische Weisung, daß an den ursprünglich festgesetzten Zeiten unbedingt festgehalten werden müsse. Tatsächlich ist auch die Brücke am 21. fertig gewesen, und die Festigkeit des Großen Hauptquartiers hat sich in diesem Falle als sehr segensreich erwiesen.

Das Hochwasser der Donau hatte die schilfbewachsenen Uferniederungen auf weite Strecken überschwemmt, und so stieß der Übergang bei Galatz in der Nacht zum 22. Juni auf erhebliche Schwierigkeiten. Das Unternehmen wurde auch von den Türken bald entdeckt, und es kam an einzelnen Stellen zu heftigen Kämpfen. Erst gegen Mittag gelang es den Russen, die Höhen in Besitz zu nehmen und die Türken zum Abzug auf Matschin zu zwingen. Trotz dieses Erfolges meinte General Zimmermann den Angriff auf Matschin nicht wagen zu sollen. Er wies am 22. Juni in einem Briefe an den Chef des Generalstabes auf die Schwierigkeiten hin, die die angeschwollene Donau einer Verbindung zwischen Braila und Matschin entgegensezte, und gab auch der Meinung Ausdruck, daß die Türken bei Matschin erhebliche Verstärkungen erhalten hätten. Die Ereignisse zeigten aber sehr bald, daß seine Besorgnisse unbegründet waren. Noch am Abend des 22. brachten Bulgaren die Nachricht nach Braila, daß die Türken Matschin geräumt hätten und in südlicher Richtung abgezogen seien. Eine russische Abteilung Freiwilliger setzte darauf sofort über die Donau und besetzte Matschin noch in der Nacht. Die weiteren Operationen stießen auf keinerlei Widerstand. Am 26. Juni wurden Isattscha und Tultscha, am 27. Babadagh besetzt; am 7. Juli stand das ganze 14. Armeekorps auf dem rechten Ufer der Donau. Bis zum 9. Juli rückte es dann in eine Linie vor, die sich von Hirsowa in östlicher Richtung zum Meere zog. —

Inzwischen war auch schon die Hauptarmee übergegangen. Erkundungen waren zum Teil schon vor der Kriegserklärung erfolgt, und auch die Beschaffung der Übersezmittel und des Materials für den Brückenbau war von langer Hand vorbereitet. Ende Mai hatte das Große Hauptquartier eine erneute Erkundung auf der ganzen Strecke von der Dnu-Mündung bis zum Schwarzen Meere angeordnet. Es bezweckte dabei, die eigenen Truppen wie die feindlichen über die voraussichtliche Übergangsstelle im Ungewissen zu lassen. Da man, wie erwähnt, nicht weiter westlich von Rustschuk übergehen

wollte, als unbedingt nötig war, so war man sich im übrigen schon seit längerer Zeit darüber klar, daß der Übergang zwischen Nikopol und Siftowa erfolgen müsse. Nachdem das Hochwasser der Donau genügend gefallen war, ließ das Große Hauptquartier die Truppen bis zum 23. Juni bereitstellen. Eine Verzögerung in der Heranschaffung des Übergangsmaterials veranlaßte aber noch einen Aufschub um drei Tage bis zum 26. Juni. Am 20. Juni hatte Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch in aller Stille noch eine persönliche Erkundung vorgenommen; am 22. Juni wurde darauf endgiltig beschlossen, in der Nacht vom 26. zum 27. zwischen Simniza und Siftowa überzugehen. Für die Wahl dieser Stelle war in strategischer Hinsicht der Gedanke ausschlaggebend, daß sie der voraussichtlichen weiteren Operationslinie, die über Tirnowa auf Adrianopel führte, sehr nahe lag, und diese Linie in ihrem gefährlichsten Teile, der am Festungsviereck vorbeilief, erheblich verkürzte. Auch taktisch bot der Punkt Vorteile durch zwei Inseln, die den Brückenschlag bedeutend erleichterten, und durch den Höhenzug auf dem jenseitigen Ufer, der einen trefflichen Brückenkopf zu bilden versprach. Vom Feinde war nur bekannt, daß er Siftowa mit 1500, Warden mit etwa 3000 Mann besetzt hielt.

Der Anmarsch der Truppen wurde nun derart geregelt, daß am 26. abends das 8., 9., 12. und 13. Armeekorps in dem Raume Alexandria—Turnu—Simniza bereitstanden. Als erste Truppe sollte die 14. Infanteriedivision unter General Dragomirow übersetzen. Dem 11. Korps fiel die Aufgabe zu, etwaige Übergangsversuche der Türken bei Giurgewo oder Osteniza zu verhindern und ihre Aufmerksamkeit auf Turtulai abzulenken. Zu gleichem Zwecke sollten die russischen und rumänischen Strandbatterien vom 26. ab Widdin, Nikopol und Kustschuk drei Tage lang beschießen. Die geplante Übergangsstelle wurde bis zuletzt streng geheim gehalten, und das 9. Armeekorps erhielt sogar die Weisung, bei Flamunda überzusetzen und dann weiter auf Nikopol vorzugehen. Daß Kaiser Alexander selbst den Übergangspunkt nicht gekannt habe, wird durch das Generalstabswerk als Legende erwiesen. Allerdings erfuhr er ihn erst am 26. abends und begab sich dann am 27. früh nach Flamunda, um die Wahrung des Geheimnisses zu vollenden.

Die letzten Erkundungen hatten ergeben, daß das rechte Donau-Ufer bei Siftowa von den Türken nur schwach besetzt war, und so wurde der Übergang in der Nacht zum 27., wie festgesetzt, begonnen. Die Türken bemerkten die Boote erst, als sie sich dem rechten Ufer bis auf wenige hundert Schritte genähert hatten, und so gelang es, die erste Truppenstaffel glücklich zu landen. Nun aber gingen die Türken auch von Warden vor, und wiewohl die russische Artillerie vom linken Ufer erfolgreich in den Kampf eingriff, gerieten die Russen bis zum Herankommen der weiteren Staffeln doch wiederholt in ziemliche Bedrängnis. Sobald aber General Dragomirow seine Truppen auf

dem rechten Ufer vereinigt hatte, schritt er zum einheitlichen Angriff auf die Höhen von Sistowa. Der Widerstand der Türken war nur noch kurz: um 2 Uhr nachmittags wurden die Höhen genommen, um 3 Uhr Sistowa ohne Kampf besetzt. Auch die von Warden vorgegangenen Abteilungen gingen wieder nach Osten zurück. Ein türkischer Dampfer, der von Kustschuk her erschien, war durch Artilleriefire rasch wieder vertrieben worden. Der Übergang nahm nun ungestört seinen Fortgang, und am 27. abends war bereits über ein Armeekorps übergesetzt.

Der Oberbefehlshaber war bei den Vorgängen bei Sistowa nicht zugegen, sondern hatte sich am 27. früh mit dem Kaiser Alexander nach der Höhe bei Flamunda begeben. Hier machte ihm um 9 Uhr vormittags der Kommandeur des 9. Armeekorps, Generalleutnant v. Krüdener, die Meldung, daß die Pontons zum Übersetzen seiner Truppen noch immer nicht eingetroffen seien. Da nahm der Kaiser, ohne ein Wort zu sagen, den General bei der Schulter und wies in der Richtung nach Sistowa, wo der Kampf schon entbrannt war. Diese kleine Episode zeigt deutlich, wie gut die Heeresleitung es verstanden hatte, ihre wahren Absichten zu verschleiern, und wenn auch das rasche Gelingen des Übergangs nicht zum mindesten dem schwachen Widerstande auf türkischer Seite zu verdanken ist, so muß man doch unbedingt anerkennen, daß dieses schwierige Unternehmen in gleich trefflicher Weise vorbereitet und durchgeführt worden ist. — Das Material für den geplanten Bau von zwei Brücken wurde nun sofort herangeschafft, und am 1. Juli war die untere Pontonbrücke bereits fertiggestellt, so daß der weitere Übergang am 2. Juli beginnen konnte. Auch die völlige Abspernung der Donau bei Parapan war in der Nacht vom 28. zum 29. Juni geglückt.

Mit dem Übergang über die Donau waren die russischen Operationen an einem neuen Abschnitt angelangt, und die Heeresleitung mußte sich über die weiteren Unternehmungen schlüssig werden. Der nächste Weg nach dem letzten Ziel, Konstantinopel, führte allerdings über Tirnowa und den Balkan. Selbst wenn aber die Türken einem solchen Vorgehen in der Front nur geringen Widerstand entgegensezten und etwa beabsichtigten, erst jenseits des Balkans sich zur Entscheidung zu stellen, so war die Unternehmung doch nur möglich, wenn sie auch in den Flanken ausreichend geschützt wurde. Trotz der spärlichen Nachrichten vom Feinde durfte man doch sicher damit rechnen, daß im Festungsviereck erheblichere Streitkräfte verteilt standen, und wenn auch eine Offensive dieser Truppen über die Donau zunächst als ausgeschlossen gelten konnte, nachdem sie soeben den Übergang der Russen so ruhig hatten geschehen lassen, so lag dafür ein Vorstoß gegen die linke Flanke der über den Balkan vorgehenden Hauptarmee sehr nahe. In der rechten Flanke erforderte die Sicherheit der Brückenstelle eine Wegnahme der alten Festung Nikopol. Über die Stärke des Gegners westlich vom Wid war Näheres nicht bekannt; nach den Nachrichten, die zu Anfang Juli vorlagen, war aber

die Heeresleitung zweifellos berechtigt, den Schutz nach Westen zunächst schwächer zu bemessen, als den nach Osten. Nach Süden war natürlich in erster Linie weitgehende Aufklärung erforderlich.

So wurden denn aus dem Bestande der Hauptarmee drei besondere Heeresabteilungen ausgeschieden. Am 30. Juni erging der Befehl zur Bildung einer vorgeschobenen Abteilung in der Stärke von 10 000 Mann. Sie bestand aus 4 Kavalleriebrigaden, die durch Abgaben der bestehenden Kavalleriedivisionen ad hoc gebildet wurden; außerdem waren ihr die 4 Schützenbrigade und die bulgarische Dopoltschenje zugeteilt, so daß sie im ganzen aus 4 Bataillonen, 42 Eskadrons, 40 Geschützen und 6 Druschinen bestand. Der Oberbefehl wurde dem General Gurko übertragen, der bis dahin kein Kommando geführt hatte. Der Auftrag für die vorgeschobene Abteilung lautete dahin, auf Tirnowa und Selvi vorzugehen, die ganze Umgegend aufzuklären und sich zum weiteren Vorgehen einzurichten. Letzteres hatte aber nur auf besonderen Befehl zu erfolgen; die Abteilung sollte dann versuchen, die Balkanpässe in Besitz zu nehmen, ihre Kavallerie aber über den Balkan schicken, um die Bevölkerung zur Erhebung zu veranlassen und türkische Abteilungen zu zerstreuen. Über die Absichten der Hauptarmee war beigelegt, daß sie über Gabrowo—Rasank und Tremna—Maglisch vorzugehen beabsichtige.

Zum Schutze der Hauptarmee nach Osten wurde am 5. Juli aus dem 12. und 13. Armeekorps eine Abteilung in der Stärke von 75 000 Mann, die Rüstschuk-Abteilung, gebildet. Ihr Oberbefehl wurde dem Großfürsten-Thronfolger, Alexander Alexandrowitsch, übertragen und ihm auch alle übrigen Truppen unterstellt, die sich im Wirkungsbereiche der genannten Korps auf beiden Ufern der Donau befanden. Das 12. Korps hatte nach dem Übergang über die Donau zunächst bis zur Jantra mit dem rechten Flügel auf Bjela vorzugehen. Nach dem Heranrücken des 13. Korps sollten dann beide auf Rüstschuk vorgehen, es einschließen und zu nehmen suchen.

Zum Schutze der Hauptarmee nach Westen wurde eine Westabteilung in Stärke von 35 000 Mann unter Generalleutnant v. Krüdener gebildet. Sie bestand im wesentlichen aus dem 9. Armeekorps; am 6. Juli wurde ihr noch die kaukasische Kasakenbrigade überwiesen, die ursprünglich dem General Gurko zugeteilt war. Im ganzen verfügte General v. Krüdener über 24 $\frac{1}{4}$ Bataillone, 28 Eskadrons und 108 Geschütze. Über die ursprünglichen Aufgaben der Westabteilung, die diesen Namen übrigens erst später erhielt, bringt auch das Generalstabswerk keine völlige Klarheit. Es sagt, daß der Oberbefehlshaber dem General v. Krüdener mündliche Anweisungen gegeben habe; welcher Art diese waren, sei aber genau nicht mehr bekannt. Aus Notizen, die der Gehilfe des Generalstabschefs, General Lewizki, zur Zeit des Donau-Übergangs gemacht hat, ließ sich aber feststellen, daß dem 9. Armeekorps die Aufgabe zugebach war, auf Tschausch Magula und Nikopol vorzurücken und letzteres in Besitz zu nehmen. Dann sollte es in

Richtung Plewna vorgehen, dort ein Detachement zum Schutze der rechten Flanke der Armee zurücklassen und sich zum Vorgehen ins Gebirge auf besonderen Befehl hin bereithalten.

Diese Notizen ergeben in Verbindung mit dem Auftrag der Abteilung Gurko unzweifelhaft, daß die Heeresleitung die Absicht hatte, mit den Hauptkräften sobald wie möglich über den Balkan zu gehen. Diese Operation gewann jedenfalls an Sicherheit, wenn man die südlich der Donau gewonnene Basis vorher nach Osten verbreiterte, und insofern kann die geplante Einnahme von Rußschut nur gutgeheißen werden. Trotz der verhältnismäßigen Stärke der Rußschul-Abteilung war aber ein rascher Erfolg bei dieser Unternehmung nicht unbedingt zu erwarten. Sie konnte event. noch weitere Unternehmungen gegen das Festungsviereck zur Folge haben und stand überhaupt in einem gewissen Widerspruch mit dem Grundgedanken der bisherigen Operationen, die eben in dem Verlangen nach raschen Erfolgen eine Umgehung des Festungsvierecks bezweckten. Wollte man aber vor dem Falle von Rußschut die Offensive über den Balkan ergreifen, so war es fraglich, ob dafür noch genügend Kräfte verfügbar waren. Wenn man nach den damaligen Nachrichten auch berechtigt war, auf eine baldige Mitwirkung der Westabteilung — des 9. Armeekorps — zu zählen, so durfte doch die rechte Flanke nicht ganz ohne Schutz gelassen werden, und auch an der Donau mußten Truppen verbleiben. Selbst nach dem Herankommen des 4. Armeekorps, das gegen Mitte Juli bei Bukarest erwartet wurde, hätten zu einer solchen Offensive nicht viel mehr als drei Armeekorps, das 4. und 8. und etwa die Hälfte des 9. und 11. zur Verfügung gestanden. Jedenfalls war es angebracht, alle irgend verfügbaren Kräfte heranzuziehen.

In dieser Hinsicht scheint die Stärke der Unteren Donau-Abteilung den wirklichen Bedarf zu übersteigen. Wir hatten das 14. Armeekorps verlassen, als es am 9. Juli bis in die Höhe von Hirsowa vorgerückt war. Es hatte bis dahin seine demonstrative Aufgabe wohl erfüllt. Nachdem aber die Hauptarmee bei Sistowa übergegangen war, konnte eine Täuschung auf türkischer Seite nicht mehr obwalten, auch kam eine türkische Offensive durch die Dobrudscha ernstlich nicht mehr in Frage. Das 14. Armeekorps wäre somit wohl in der Lage gewesen, von der Demonstration zur Offensive überzugehen und damit die Operation gegen Rußschut indirekt zu erleichtern. Wollte man aber seine Aufgabe auf den Schutz der unteren Donau beschränken, so genügten dazu schwächere Kräfte, und man konnte einen Teil des Korps zur Offensive über den Balkan oder zur Ablösung des 11. Armeekorps heranziehen. Tatsächlich ist das 14. Armeekorps bis zum 20. Juli ohne Kampf bis zur Linie Tschernawoda—Küstendtsche vorgerückt, wo sein Kommandeur dann weitere Befehle abwarten wollte.

Es sind nun zunächst die Ereignisse bei der Abteilung Gurko zu behandeln. Der Vormarsch der Russen auf Tirnowa vollzog sich ohne ernsti-

liche Kämpfe. Die Türken, die über etwa 4000 Mann verfügten, räumten die Stadt nach kurzem Widerstand und zogen auf Osmanbasar ab. Tirnowa wurde von den Russen am 7. Juli besetzt, an demselben Tage wurde Selvi vom Feinde frei gefunden. Am 9. Juli war das Gros der Abteilung Gurko bei Tirnowa vereinigt.

Dieser rasche Erfolg und die Tatsache, daß vor der Front der Armee türkische Truppen nicht vorhanden waren, ließen bei dem Oberkommandierenden den Gedanken aufkommen, die völlige Vereinigung der Armee südlich der Donau nicht abzuwarten, sich nach Osten und Westen mit einem Flankenschutze zu begnügen und den Vormarsch nach Süden fortzusetzen. In einem Briefe an Kaiser Alexander vom 9. Juli sprach er die Absicht aus, die Belagerung von Rußschuk ganz aufzugeben und sich auf eine Beobachtung dieser Festung durch das 12. und 13. Korps zu beschränken. Das 8. Korps sollte der Abteilung Gurko auf Tirnowa folgen und nach dem Herankommen des 11. mit diesem über den Balkan gehen. Der Großfürst hoffte damit die Türken zur Aufgabe der Linie Rußschuk—Schumla—Varna und zum Zurückgehen über den Balkan zum Schutze von Konstantinopel zu veranlassen. Gingen die Türken aber gegen die Jantra vor, so hoffte er das 12. und 13. Korps noch immer rechtzeitig verstärken zu können.

Dieser Plan fand aber nicht die Billigung des Zaren. Ihm schien ein Vorgehen über den Balkan zu gewagt, solange in der linken Flanke Rußschuk und Schumla, in der rechten Nikopol und Plewna noch nicht besetzt waren, und er hielt es für unbedingt nötig, auch das Herankommen des 4. Armeekorps abzuwarten. Man wird dieser Ansicht des Kaisers nur beistimmen können. Die Einnahme der alten Zarenstadt Tirnowa war gewiß politisch wie militärisch ein schöner Erfolg, und es war auch nicht unmöglich, daß er auf eine Demoralisation der türkischen Truppen zurückzuführen war. Je weiter aber die Russen ohne Kampf nach Süden vorrückten, um so schwieriger wurde die Deckung ihrer Operationslinie, und um so deutlicher mußte es fühlbar werden, daß auch die Besetzung der ausgedehntesten Länderstrecken niemals die Entscheidung bringen kann, solange die feindlichen Heere noch ungeschlagen im Felde stehen.

Inzwischen hatte General Gurko sich zum Vorgehen ins Gebirge entschlossen. Es standen dazu vier Wege zu Gebote, die über Schipta, Trewna, Chaintiöj und Twardiza führten. Der Weg über den Schipta-Paß war am bequemsten, kam aber nicht in Frage, da er besetzt und besetztigt war. Auch ein Vorgehen über Trewna führte zu nahe auf Kasanlik, das man vom Feinde besetzt mußte. Da auch der Weg über Twardiza beobachtet wurde, so bot der Weg über Chaintiöj noch die günstigsten Aussichten. Ihn hielten die Türken für ungangbar und hatten daher jeden Schutz unterlassen. Es zeugt gewiß von großem Vertrauen in die Leistungsfähigkeit seiner erst kurz zusammengeführten Truppen, wenn General Gurko gerade diesen Weg wählte.

Er gedachte nach seiner Überwindung sich im Tundscha-Tale nach Westen zu wenden, Kasanlik zu nehmen und durch den Druck von Süden die Türken zur Räumung des Schipka-Passes zu veranlassen. General Gurko meldete am 11. Juli seine Pläne an das Große Hauptquartier und sprach dabei die Absicht aus, am 15. Juli um jeden Preis in Kasanlik zu sein. Die Einnahme dieser Stadt mußte nach seiner Ansicht die Besetzung des Schipka-Passes zur unmittelbaren Folge haben. Dieser Ansicht schloß sich auch das Große Hauptquartier an. Es billigte seinen Plan und knüpfte daran nur die Weisung, nach Gewinnung der Paßausgänge ohne Befehl nicht weiter nach Süden vorzugehen. Zur Unterstützung seiner Unternehmung werde am 14. Juli ein Infanterieregiment mit einer Batterie von Tirnowa auf Drenowo und Gabrowo vorgeschickt werden.

General Gurko trat nun am 12. den Vormarsch an und erreichte bis zum Abend Erednjaja Koliba am Fuße des Gebirges. Schon am folgenden Tage wurde ihm während des Marsches bewußt, daß eine Einnahme von Kasanlik am 15. Juli zeitlich und räumlich unmöglich war. Auch hielt er es jetzt für wünschenswert, bei seinem Vorgehen dahin im Rücken bei Chainkiöj durch Truppen des 8. Armeekorps gesichert zu werden. Er schrieb daher an das Große Hauptquartier, daß er erst am 17. früh Kasanlik anzugreifen gedente, und empfahl, an diesem Tage den Schipka-Paß auch in der Front bedrohen zu lassen. Er versprach sich von diesen Operationen eine gewaltige moralische Wirkung und bezeichnete es direkt als sündhaft, diesen Eindruck nicht auszunutzen und, nachdem die Pässe im Rücken gesichert waren, nicht auf Philippopol oder Hermanly weiter vorzugehen.

Das Große Hauptquartier, das sich jetzt in Tirnowa befand, war indessen zu einer ruhigeren Auffassung der errungenen Erfolge gekommen. Es erkannte klar, wie schwierig die Lage werden konnte, wenn die Türken vor dem Heranrücken der hinteren Korps etwa von Schumla über Osmanbasar vorgingen. General Gurko erhielt daher den Bescheid, daß er, abgesehen von dem auf Gabrowo entsandten Detachement, auf eine Unterstützung durch das 8. Korps nicht rechnen könne und nach dem Überschreiten des Balkans keinesfalls ohne besonderen Befehl mit seinen Hauptkräften nach Süden weiter vorgehen solle. Von seinem Abschwenken auf Kasanlik wurde er ersucht, spätestens bis zum 15. abends Meldung zu machen, damit dann das Detachement Gabrowo am 16. gegen den Schipka antreten konnte.

General Gurko hatte inzwischen seinen Marsch fortgesetzt und am 14. Juli Chainkiöj am Südbhang des Gebirges ohne ernstlichen Kampf besetzt. Nach einem unbedeutenden Scharmügel bei Drisari konnte er am 15. Juli um 2 Uhr nachmittags an das Große Hauptquartier melden, daß er am 16. bei Maglisch zu nächtigen und am 17. auf Kasanlik zu gehen gedente. Die Türken setzten dieser Unternehmung nur wenig Widerstand entgegen. Es kam am 16. bei Uslani und am 17. östlich von Kasanlik zu

kleinen Gefechten, die aber beide mit dem Rückzuge der Türken endigten. Kasanlit wurde am 17. gegen Mittag besetzt. Von da ging die Kavallerie gegen das Dorf Schipka weiter vor, fand es aber verlassen. Da inzwischen vom Großen Hauptquartier die Nachricht eingegangen war, daß am 18. eine Brigade des 8. Armeekorps zur Unterstützung Gurkos auf Chaintöj werde vorgehen können, so zog Gurko die dort zurückgelassenen Truppen sofort nach und hatte am 17. abends seine ganze Abteilung bei dem Dorfe Schipka vereinigt.

Das Detachement des 8. Armeekorps, das von Norden gegen den Schipka-Paß vorgehen sollte, war am 15. Juli in der Stärke von 3 Bataillonen, 4 Esotnjen und 10 Geschützen unter Befehl des Generals Deroshinski bei Gabrowo versammelt. Es ist aus dem Generalstabswerk nicht ersichtlich, wann die Meldung Gurkos vom 15. Juli 2 Uhr nachmittags, daß er am 17. auf Kasanlit zu gehen gedenke, im Großen Hauptquartier eingetroffen ist. Sie war jedenfalls noch nicht angekommen, als am 15. aus dem Großen Hauptquartier ein Schreiben an General Deroshinski abging, des Inhalts, daß von General Gurko noch keine neuen Nachrichten vorlägen und daß daher Deroshinski selbst die Verbindung mit der Abteilung Gurko aufnehmen solle. Im übrigen müsse er seine Unternehmung auf jeden Fall am 16. Juli einleiten, am 17. aber nur dann zur Entscheidung schreiten, wenn er die Nachricht von dem Vorgehen Gurkos auf Kasanlit erhalte.

General Deroshinski glaubte diesen Weisungen am besten zu genügen, wenn er am 16. Juli zunächst eine Abteilung von 2 Kompagnien und 1 Esotnje nach dem Großen Babel, einer besetzten Kuppe östlich des Schipka-Passes, entsandte. Er hoffte, damit nicht nur feindliche Truppen aus der Hauptstellung abzuführen, sondern auch die Verbindung mit der Abteilung Gurko herzustellen. Der Abmarsch wurde derart eingerichtet, daß die Abteilung am 17. in der Morgendämmerung zum Angriff auf den Babel schreiten konnte. Diese Unternehmung glückte auch vollkommen, und nach einem kurzen, aber heftigen Kampfe wurden die Schanzen den Türken am 17. früh entziffen.

Unterdessen hatte der Kommandeur der 9. Infanteriedivision, General Fürst Swjatopolk Mirski, persönlich den Befehl über das Detachement Gabrowo übernommen. Der Vormarsch von Gabrowo wurde am 17. früh in 3 Kolonnen angetreten, von denen die mittlere auf der großen Chaussee vorging. Die linke Kolonne, die nur aus 2 Kompagnien bestand, hatte den Auftrag, den rechten Flügel der feindlichen Stellung auf schmalen Gebirgspfaden zu umgehen. Da es aber an Karten gänzlich fehlte und die bulgarischen Führer versagten, so sah sie sich plötzlich dem rechten Flügel des Feindes selbst auf kurze Entfernung gegenüber. Sie griff zwar sofort ohne Besinnen an, wurde aber abgewiesen und geriet in schwere Bedrängnis. Nach einem Verluste von 120 Mann mußte sie sich zum Rückzug auf Gabrowo entschließen.

Die mittlere Kolonne, bei der sich Fürst Smjatopolk befand, war gegen 2 Uhr nachmittags an die ersten vorgeschobenen türkischen Befestigungen herangekommen, als von Süden Kanonendonner erscholl. Es waren die türkischen Geschütze, die die linke Kolonne zum Weichen brachten. Der Fürst glaubte aber, daß General Gurko jetzt von Süden angreife, und schritt selber zum Angriff. Auch hier erwiesen sich aber die russischen Kräfte als viel zu schwach, um irgend eine Entscheidung zu bringen. Als der Fürst um 8¹/₂ Uhr abends die Nachricht vom Rückzug der linken Kolonne erhielt, beschloß er, auch mit den übrigen Truppen nach Gabrowo zurückzugehen. Auch die nach dem großen Babel entsandten Truppen wurden zurückbeordert und trafen am 19. früh in Gabrowo wieder ein.

General Gurko seinerseits hatte am 17. abends bei Kasanlik gleichfalls Kanonendonner vernommen, war aber bei der vorgerückten Stunde nicht mehr im stande, mit Infanterie zum Angriff gegen den Schipka-Paß vorzugehen. Er beschloß, am 18. anzugreifen, und sandte nach Gabrowo die Aufforderung, ihn durch einen Angriff von Norden her zu unterstützen. Dazu war aber das Detachement Gabrowo am 18. natürlich nicht in der Lage, und da General Gurko wiederum die Ereignisse des 17. erst am 18. um 6 Uhr abends erfuhr, so war auch er bei seinem Angriff auf sich allein angewiesen. Der Angriff wurde derart angeordnet, daß in der Front auf der Hauptstraße nur 2 Plafun-Sotnjen vorzugehen hatten, während als rechte Kolonne 2 Schützenbataillone die türkische Stellung von Osten her angreifen sollten. Diese rechte Kolonne langte nach einem beschwerlichen Marsch an derselben Stelle an, an der tags zuvor die linke Kolonne des Detachements Gabrowo so heldenmütig gekämpft hatte. Dank ihrer größeren Stärke gelang es ihr, die feindlichen Schanzen zu nehmen. Ein Angriff auf die türkische Hauptstellung war aber durch das steil abfallende Felsgelände überhaupt nur von Norden her möglich, und da der Feind sich auch numerisch als überlegen erwies, so entschloß sich General Gurko um 7 Uhr abends, nach dem Dorfe Schipka zurückzugehen, und beantragte in seiner Meldung an das Große Hauptquartier, für einen erneuten gemeinsamen Angriff Tag und Stunde genau festzulegen.

Indessen hatte Großfürst Nikolaus, der den Rückzug des Detachements Gabrowo am 18. erfuhr, sofort befohlen, den Schipka-Paß am 19. Juli erneut anzugreifen, und hatte 3 Bataillone und 1 Batterie zur Verstärkung auf Gabrowo in Marsch gesetzt; denn er war fest überzeugt, daß auch General Gurko seinen Angriff erneuern werde. Es sollte aber zu keinem Kampf mehr kommen. Der Mangel an Lebensmitteln bewog die Türken, am 19. früh einen Parlamentär an General Gurko zu senden. Während über die Übergabe verhandelt wurde, zerstreuten sich die türkischen Truppenteile ins Gebirge, und man fand nachher in den Stellungen keinen Feind mehr vor. So wurde der Schipka-Paß am 19. Juli von dem Detachement Gabrowo

ohne Kampf besetzt; General Gurko dagegen vereinigte seine Truppen bei Kasanlik.

Ein Rückblick auf die Ereignisse am Schipla-Paß läßt zunächst erkennen, daß die Gründe für den Mißerfolg des Detachements Gabrowo am 17. Juli vorwiegend in seiner unzureichenden Stärke und in dem gänzlichen Mangel an Querverbindungen liegen, der ein Zusammenwirken der einzelnen Kolonnen so gut wie unmöglich machte. Was die zeitliche Trennung des Angriffs betrifft, der von Norden her am 17., von Süden am 18. erfolgte, so hat man bis jetzt zu der Ansicht geneigt, daß sie auf ein Versagen des Meldebienstes zurückzuführen sei. Hätte man im Großen Hauptquartier rechtzeitig erfahren, daß Gurko erst am 17. Kasanlik zu nehmen gedente, so wäre der Angriff von Norden nicht auf den 17., sondern auf den 18. angesetzt worden. Diese Ansicht läßt sich nicht mehr aufrechterhalten. Denn bevor die entscheidende Meldung Gurkos im Großen Hauptquartier einlief, ist, wie erwähnt, von diesem an das Detachement Gabrowo der Befehl ergangen, am 17. Juli anzugreifen, nachdem die Nachricht von dem Vorgehen Gurkos auf Kasanlik eingegangen sei. General Gurko hat in seinen Meldungen einen eigentlichen Angriff auf den Schipla-Paß von Süden her garnicht erörtert. Er glaubte sicher, daß die Einnahme von Kasanlik die Räumung des Passes zur unmittelbaren Folge haben werde, und das Große Hauptquartier hat diese Meinung geteilt. Dann war es aber durchaus richtig, den Angriff auf Gabrowo schon auf den 17. Juli anzusetzen. — Im ganzen betrachtet, kann der Zug des Generals Gurko als ein voller Erfolg bezeichnet werden, an dem Kühnheit und Vorsicht in gleicher Weise Anteil hatten. Die Wege über den Balkan waren der Hauptarmee geöffnet, und wenn sie sie nicht sobald benutzen konnte, so lag dies an der großen Veränderung der Lage, die gerade in diesen Tagen in ihrer rechten Flanke eintrat.

Ehe ich mich diesen Ereignissen zuwende, möchte ich in aller Kürze die Operationen der Rußschuk-Abteilung berühren. Während Kaiser Alexander am 9. Juli ein sofortiges Vorgehen des 8. Armeekorps auf Tirnowa nicht gebilligt hatte, war er mit der Absicht des Großen Hauptquartiers einverstanden, von einer Einschließung von Rußschuk Abstand zu nehmen. Noch am 9. Juli erging an die Rußschuk-Abteilung der Befehl, über die Jantra nicht vorzugehen, sondern nur von ferne gegen Rußschuk zu beobachten. Bei der passiven Haltung der Türken ist es in der folgenden Woche zu keinen irgend erheblichen Zusammenstößen gekommen. Am 17. Juli erhielt der Großfürst-Thronfolger den Befehl, mit seinen Avantgarden und der Kavallerie über den Kom vorzugehen, die Hauptkräfte aber bis an diesen Fluß heranzuschieben. Man glaubte die Armeecabteilung damit besser in der Lage, einem Vorgehen der Türken von Rußschuk oder Schumla entgegenzutreten. Gleichzeitig erhielt das 11. Armeekorps die Richtung nach der Gegend östlich von

Tirnowa, um je nach Bedarf die Rüstschut-Abteilung zu unterstützen oder auch ein Vorgehen der Türken von Osmanbasar zurückzuweisen. Die Rüstschut-Abteilung erreichte die befohlene Aufstellung bis zum 20. Juli ohne jeden ernstlichen Kampf.

Die Westabteilung hatte am 7. Juli ihren Übergang über die Donau noch nicht ganz vollendet, als sie die Weisung erhielt, auf Nikopol, Plewna und Kowtscha aufzuzuklären. Für die weiteren Operationen wurde es dem Führer überlassen, im Einklang mit den früher erwähnten Anweisungen nach eigenem Ermessen zu handeln. General v. Krüdener erhielt am 8. Juli die Meldung, daß zwischen Osma und Wid zu beiden Seiten der Chauffee nach Plewna nirgends etwas vom Feinde zu sehen sei; dagegen brachten bulgarische Einwohner die Nachricht, daß Plewna von einer Kompagnie besetzt sei. Da General v. Krüdener an demselben Tage durch einen Adjutanten des Oberbefehlshabers die Weisung empfing, zur Einnahme von Nikopol vorzugehen, so glaubte er zur Besetzung von Plewna zunächst nicht schreiten zu sollen und ließ sein Korps am 9. bei Orjesch aufschließen; nur Avantgarden wurden nach Pjati-Kladszy und Stifsharow vorgeschoben.

Für den Angriff auf Nikopol gedachte er einen Teil seines Korps zwischen Donau und Osma von Osten und Süden gegen die Festung vorgehen zu lassen, mit einem anderen Teil das Gelände westlich der Osma bis zum Wid hin zu besetzen, um damit der Besatzung den Abzug nach Westen abzuschneiden. Zum Schutze gegen Plewna hielt General v. Krüdener eine Rückendeckung, zum Schutze gegen Widdin eine Besetzung der unteren Wid-Übergänge mit Kavallerie für ausreichend. Über den Wid hinaus Kavallerie nach Westen vorzutreiben, erachtete er nicht für erforderlich, und man gewinnt überhaupt den Eindruck, daß General v. Krüdener glaubte, sich auf die Sicherung des eigenen Korpsbereichs beschränken zu dürfen, und sich nicht verpflichtet fühlte, die rechte Flanke der Armee im weiteren Sinne zu decken.

Der Vormarsch auf Nikopol sollte am 10. Juli beginnen. Da lief um 5 Uhr morgens die Meldung ein, daß tags zuvor eine Abteilung Infanterie und Kavallerie, mit 6 Geschützen von Nikopol kommend, in Plewna eingerückt sei. Dieser Abmarsch konnte auf den Gedanken führen, daß die Türken Nikopol ohne Kampf räumen wollten, und der Chef des Generalstabes machte daher dem General v. Krüdener den Vorschlag, gegen Nikopol nur eine Brigade stehen zu lassen, mit allem anderen auf Plewna abzumarschieren. General v. Krüdener aber schätzte die Besatzung von Nikopol auf 15 000 Mann; er versprach sich von der Einnahme der Festung einen größeren Erfolg und ließ den Vormarsch auf Nikopol am 10. Juli antreten. Es würde zu weit führen, die Ereignisse der nächsten Tage im einzelnen zu behandeln. Der Angriff auf Nikopol wurde am 15. Juli in der geplanten Weise durchgeführt; am Abend waren sämtliche vorgeschobenen Stellungen in den Händen der Russen; am 16. früh sollte die Erstürmung der Zitadelle den Fall der Festung

befiegeln. Ehe es aber dazu kam, entschlossen sich die Türken zur Kapitulation; 7000 Mann gerieten unverwundet in Gefangenschaft. Die Russen hatten ihren Sieg mit einem Verluste von 1300 Toten und Verwundeten erkaufte.

Der Fall von Nikopol war in Verbindung mit den Erfolgen Gurkos wohl geeignet, die Siegeszuversicht im russischen Heere zu steigern. War es doch die erste Unternehmung, bei der die Russen mit einem größeren Teil der türkischen Streitmacht in Berührung gekommen waren, und sie hatte mit seiner Gefangennahme geendet. Gleichzeitig hatte sich aber auch die Operationsbasis südlich der Donau nach Westen hin erweitert und verstärkt. Um zwischen Wid und Jantra unbedenklich nach Süden operieren zu können, mußte freilich auch Plewna in russischen Händen sein. Es ist bereits erwähnt worden, daß dieser Ort am 9. Juli von einer aus Nikopol abmarschirten Abteilung besetzt wurde. Ihrer durfte man allerdings hoffen, mit leichter Mühe Herr zu werden. Es war aber auch bekannt, daß sich bei Wididin noch immer ein stärkerer Heereskörper befand, und wenn das Große Hauptquartier eine weitreichende Aufklärung in dieser Richtung nicht anordnete, so konnte es dies nur im Hinblick auf die Stellung der Rumänen bei Kalafat, denen ja ein Abmarsch des Gegners nicht verborgen bleiben konnte. Als Osman Pascha am 13. Juli mit 19 Bataillonen, 5 Eskadrons und 9 Batterien seinen Marsch auf Plewna antrat, ging tatsächlich sofort die Meldung an den Fürsten Karl ab, daß eine große feindliche Kolonne, 25 Bataillone mit Kavallerie, rasch auf Kompalanka marschiere. Das Große Hauptquartier hat diese Meldung am 14. Juli erhalten. Es war ein eigentümliches Verhängnis, daß von rumänischer Seite schon wiederholt Alarmanachrichten gekommen waren, die sich nachher nicht bestätigt hatten. Dieser Umstand und das Hochgefühl über die bisher errungenen Erfolge veranlaßten das Große Hauptquartier, dem Telegramm des Fürsten Karl zunächst keine Bedeutung beizumessen; es wurde an General v. Krüdener nicht mitgeteilt, auch eine weitergehende Aufklärung nicht angeordnet. So blieb die Sicherung nach Westen auf die Maßnahmen beschränkt, die General v. Krüdener vor dem Vormarsch auf Nikopol getroffen hatte. Die kaukasische Kasakenbrigade hielt die Übergänge über den unteren Wid besetzt, und außerdem war seit dem 13. Juli ein Detachement von 3 Bataillonen, 3 Esotnjen und 8 Geschützen unter Oberst Kleinhaus nach Tursti Trestenik und Volgareni vorgehoben. Eine Aufklärung über den Wid lag nicht im Auftrage der Kasakenbrigade, und auch von dem Detachement Kleinhaus sind vom 11. bis 16. Juli keine Meldungen eingegangen, welche die Lage klären und den General v. Krüdener zu einem eiligen Vorgehen auf Plewna veranlassen konnten. Mit dem Falle von Nikopol trat aber an das 9. Armeekorps durch den nötigen Abtransport der Gefangenen und Verwundeten und die Ergänzung der Verpflegung und Munition eine Reihe von Verwaltungsgeschäften heran, die Zeit und Kräfte in Anspruch nahmen. General

v. Krüdener hat am 16. Juli das Große Hauptquartier um Befehle für die Besetzung von Nikopol und die Behandlung der Gefangenen. Darauf kam am 17. früh die Weisung, er solle den rumänischen Truppen befehlen, unverweilt Nikopol zu besetzen, mit seinen eigenen Truppen aber auf Plewna abrücken und dort weitere Befehle erwarten. Diese Weisung forderte in ihrem ersten Teile insofern Unmögliches, als damals mit Rumänien noch keine Konvention abgeschlossen war, die die Teilnahme seines Heeres an den russischen Operationen regelte. Tatsächlich hat auch Fürst Karl eine Besetzung von Nikopol abgelehnt. Jedenfalls wäre das Große Hauptquartier allein in der Lage gewesen, eine solche herbeizuführen, und wir müssen daher auch in dieser Anordnung eine gewisse nebenfächliche Behandlung der Operationen der Westabteilung erblicken.

Was den Abmarsch auf Plewna betrifft, so soll General v. Krüdener nach dem Generalstabswert bereits am 16. abends ein Telegramm vom General Nepoitschizki erhalten haben, demzufolge er außer der Kasakenbrigade sofort zwei Regimenter Infanterie mit Artillerie auf Plewna in Marsch setzen sollte. Ob diese Angabe richtig ist, scheint mir deswegen zweifelhaft, weil nach einer anderen Stelle des Generalstabswerts dasselbe Telegramm fast in dem gleichen Wortlaut erst am 18. abends an General v. Krüdener abgegangen ist. Jedenfalls hatte aber General v. Krüdener am 17. früh den bestimmten Befehl, mit seinen Truppen auf Plewna abzurücken. Er sah sich indessen veranlaßt, in seiner Antwort am 17. nochmals auf die Notwendigkeit hinzuweisen, vor dem Abmarsch seine Munition zu ergänzen. Zugleich berichtete er, daß nach Meldungen der Kasakenbrigade sich in Plewna 4 Bataillone mit Artillerie und 2 Esotnjen befanden, die sich dort verschanzten. Im Laufe des 17. gingen aber aus dem Großen Hauptquartier noch zwei Telegramme an General v. Krüdener ab mit dem Ersuchen um Mitteilung, ob er bald auf Plewna abrücken werde; er werde sich dort zeitig gegen ein etwaiges Vorgehen des Gegners von Widdin her zu decken haben. Könne er nicht sofort mit allem auf Plewna abmarschieren, so solle er doch unverzüglich die Kasakenbrigade und einen Teil der Infanterie dahin absenden. Diese Weisungen lassen erkennen, daß das Große Hauptquartier die Depesche des Fürsten Karl doch nicht mehr für ganz gegenstandslos hielt, wiewohl ja neue Nachrichten über den Marsch jener feindlichen Kolonne bis jetzt nicht eingegangen waren.

Das letzte Telegramm des Großen Hauptquartiers traf am 18. früh beim 9. Armeekorps ein, und General v. Krüdener gab nun sofort die Befehle zum Vormarsch. Der Kommandeur der 5. Infanteriedivision, General Schilder-Schulbner, sollte mit einer Infanteriebrigade und 4 Batterien am 18. Juli nach Bresljaniza und, wenn er auf keine besonderen Hindernisse stieß, am 19. auf Plewna marschieren. Ebendahin hatte am 19. von Turzki Trestenik das Detachement Kleinhaus vorzugehen. Die Kasakenbrigade und

das 9. Don-Kasakenregiment wurden dem General Schilder unterstellt und erhielten die Weisung, östlich des Wids auf Plewna aufzuklären. Das 9. Ulanenregiment, das bei Schitowo stand, sollte von hier aus den Unterlauf des Wids und die von Nachowo heranzuführenden Wege beobachten. Mit dem Rest seines Korps gedachte General v. Krüdener am 19., spätestens am 21. Juli auf Bresljaniza zu folgen.

Da die Befehle für den 18. erst am 18. vormittags ausgegeben wurden, so kamen sie verspätet an die Truppe und nicht mehr vollständig zur Ausführung. Die 1. Brigade der 5. Infanteriedivision gelangte nur bis Schitowo, und die Kasakenbrigade, die am 18. von Mosseljewo nach Transschewiza marschiert war, erhielt hier erst am späten Abend den Befehl, nach Tursti Trestenit zu marschieren. Bei der geringen Entfernung der beiden Orte beschloß Oberst Tutolmin, erst am 19. früh dahin abzurücken. So standen die gegen Plewna bestimmten Truppen in der Nacht vom 18. zum 19. in zwei Gruppen 26 km voneinander entfernt: die rechte bei Schitowo, die linke an der Chaussee zwischen Tursti Trestenit und Poradim. Von der Kavallerie aber sind neue Nachrichten über den Feind am 18. überhaupt nicht eingegangen.

Osman Pascha war, wie erwähnt, am 13. früh von Wibdin aufgebrochen. Nach dem Übergang über den Jsker, der volle 6 Stunden in Anspruch nahm, erreichte er am 18. abends Metropol und stand am 19. früh bei Plewna. Er hatte in 6 Tagen 192 km zurückgelegt. Von diesem allen hat die russische Kavallerie nichts bemerkt, und als General Schilder am 18. abends die Befehle für den 19. gab, glaubte er noch immer bei Plewna nur eine schwache Abteilung gegenüber zu haben. Trotzdem fühlte er das natürliche Bedürfnis, seine Kräfte zunächst mehr zu vereinigen. Er befahl der rechten Gruppe, am 19. nach Werbiza, der linken, nach Sgalowjez zu rücken, und wollte aus dieser Linie am 20. auf Plewna vorgehen. Mit der Ausführung dieses Befehls verkürzte sich allerdings die Entfernung der beiden Gruppen um einige Kilometer, die linke Kolonne entfernte sich aber von der rechten, und wenn die Gros bei Werbiza und Sgalowjez untergebracht werden sollten, so kamen die Vorposten Plewna so nahe, daß es leicht noch am 19. zum Kampf kommen konnte. Der Befehl für den 19. wird nur dadurch verständlich, daß die Karte, nach der er gegeben wurde, verschiedene grobe Fehler enthielt. Auf ihr lag Werbiza nicht südlich, sondern $7\frac{1}{2}$ km südöstlich von Bresljaniza, und Sgalowjez nur 1 km südlich der Chaussee Plewna—Wolgareni, und die Truppen wären somit am 19. abends noch 16 bis 21 km von Plewna entfernt gewesen. — Die Anordnungen für die Aufklärung waren auch für den 19. nicht ausreichend. Das auf dem rechten Flügel befindliche 9. Don-Kasakenregiment erhielt nur den Befehl, den Wid und das Gelände in Richtung nach der Jsker-Mündung, also auf Nachowo, sorgfältig zu beobachten, und die kaukasische Kasakenbrigade wurde

von Turski Trestenik nach Tutschzeniza auf den äußersten linken Flügel beordert. Für die unmittelbare Aufklärung wurde aber der rechten Kolonne Kavallerie überhaupt nicht zugeteilt.

Welchen Weg die rechte Kolonne am 19. eingeschlagen hat, ist nicht genau festzustellen. Sie befand sich mit dem Anfang bereits südwestlich von Verbiza, als um 1^o nachmittags ihr bulgarischer Führer erklärte, daß er den Weg verfehlt habe und daß man direkt auf Plewna marschiere. General Schilder beschloß nun noch bis zu einer Wasserstelle zu marschieren, die bei Butowlet sichtbar war, und dort zu bivakieren. Der Vortrupp hatte den kleinen Wasserlauf bei Butowlet noch nicht erreicht, als plötzlich von Plewna her Granaten einschlugen. Unter dem Schutze einer Schützenlinie fuhren nun die russischen Batterien sofort in Stellung, und die Infanterie marschierte nordöstlich von Butowlet auf. General Schilder hielt es indessen für nötig, seinen Truppen zunächst eine zweistündige Ruhe zu gönnen und wollte erst dann zum Angriff vorgehen.

Als die Türken das Zögern der Russen bemerkten, gingen sie ihrerseits zum Angriff gegen den rechten russischen Flügel vor, wurden aber durch das Feuer der Infanterie bald zum Zurückgehen veranlaßt. Sie haben jedenfalls nicht die Absicht gehabt, ihren Angriff wirklich durchzuführen.

Auch General Schilder kam bei der vorgerückten Tagesstunde bald auf seinen ursprünglichen Plan zurück, erst am 20. Juli anzugreifen. Er wurde darin durch den Umstand bestärkt, daß bis 8^o abends von der linken Kolonne noch keinerlei Nachricht eingegangen war.

Oberst Kleinhaus hatte Sgalowjez um 2^o nachmittags erreicht. Von hier meldete er dem General Schilder, daß seine Kavallerie Griviza von feindlicher Kavallerie mit zwei Geschützen besetzt gefunden habe. Ob von der Kavallerie der linken Kolonne wirklich keine anderen Meldungen eingegangen sind, läßt sich nicht sicher feststellen. Oberst Tutolmin behauptet in seinem Feldzugstagebuch, der Kavallerieführer der linken Kolonne habe dem Oberst Kleinhaus gemeldet, daß bei Plewna ein großes feindliches Lager zu sehen sei; nach Aussage von Landeseinwohnern sei es von starken Truppen aufgeschlagen worden, die erst am 18. abends angelangt seien. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten habe bei dem Detachement Kleinhaus die Meinung geherrscht, daß wegen der im Korpsbefehl vorgesehenen und nun wirklich eingetretenen besonderen Hindernisse ein Angriff auf Plewna am 20. nicht stattfinden werde. Wie dem auch sein mag, General Schilder hat am 19. von seinem linken Flügel nur jene eine Meldung von der Besetzung Grivizas erhalten; denn auch die Kasakenbrigade hat an diesem Tage zu einer Klärung der Lage nichts beigetragen. Sie marschierte am 19. früh von Transchemiza nach Turski Trestenik und von da weiter nach Sgalowjez, wo sie das Detachement Kleinhaus schon im Bivak traf. Hier erst erfuhr Oberst Tutolmin, daß er am 19. nach Tutschzeniza rücken sollte. Er berief sich aber auf den

ihm selbst zugegangenen, allerdings für den 18. Juli bestimmten Befehl des Generals v. Krüdener, nach Tursti Trestenit zu marschieren, und verblieb mit seiner Brigade bei Sgalowjez. Wiewohl man im Laufe des Tages Geschützfeuer aus Richtung Bresljaniza und Griviza vernommen hatte, scheint für die Aufklärung nichts weiter geschehen zu sein. In der Nacht zum 20. traf dann in Sgalowjez von General Schilder die Nachricht ein, daß er am 20. früh morgens Plewna angreifen werde; Oberst Kleinhaus solle seinerseits von Griviza her angreifen.

Das Generalstabswerk bemerkt zu diesem Entschlusse, daß General Schilder nach dem unbedeutenden Gefecht vom 19. keinen Anlaß hatte, am 20. zurückzugehen. Da General Schilder sich über die wirkliche Stärke des Gegners völlig im Irrtum befand, so wird man dies auch zugeben können. Damit war aber ein Angriff auf Plewna noch nicht gerechtfertigt. Die geplante Vereinigung der russischen Kolonnen war am 19. nicht erfolgt; ihre Verbindung war im Gegenteil noch äußerst lose, und bei der gänzlichen Unkenntnis über die Ausdehnung der feindlichen Stellung, hatte General Schilder jedenfalls damit zu rechnen, daß die beiden Kolonnen am 20. früh zunächst getrennte Gefechte zu führen hätten. Aber auch abgesehen davon mußte dem Ansehen des Angriffs eine Erkundung der feindlichen Stellung vorangehen. Der Angriff wäre dann sicher unterblieben, bis die übrigen Teile des 9. Armeekorps herangerückt waren.

Osman Pascha hatte mit seinen Truppen auf den Höhen nördlich von Plewna eine besetzte Stellung genommen und seinen rechten Flügel westlich von Griviza bis an die Chaussée Plewna—Bolgareni zurückgebogen. Er verfügte im ganzen über 25 Bataillone, 6 Eskadrons und 58 Geschütze in einer Gesamtstärke von 15 000 Mann. Es ist klar, daß die Russen, die in 9 Bataillonen, 16 Eskadrons und 46 Geschützen nur 9000 Mann zählten, gegen eine solche Stellung nichts ausrichten konnten. Nachdem bei der rechten Kolonne der Artilleriekampf um 5^o morgens begonnen hatte, waren zunächst freilich auch bei der Infanterie Erfolge zu verzeichnen. Aber schon um 7^o erkannte General Schilder die Stärke des Gegners und sandte an General v. Krüdener die Bitte um Unterstützung. Gleich darauf lief auch von der linken Kolonne die Meldung ein, daß sie zwar Griviza genommen habe, zu einer Fortsetzung des Angriffs aber zu schwach sei. In den nächsten Stunden gestaltete sich die Lage der rechten Kolonne immer kritischer, und um 9^{1/2} Uhr meldete General Schilder an das Generalkommando, daß ein Angriff auf Plewna nicht möglich sei, und bat abermals um Verstärkungen. Er war sich aber wohl selbst darüber klar, daß diese nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnten, um noch am 20. einen Umschwung herbeizuführen. Um 11^{1/2} Uhr trat er den Rückzug an. Da die Türken nicht verfolgten, so traf die rechte Kolonne gegen Abend bei Bresljaniza wieder ein; die linke Kolonne, deren Führer auf dem Schlachtfeld gefallen war, ging nach Sgalowjez

und von da am späten Abend nach Turski Trestenit, wo ihre Bagage geblieben war.

Die Verluste der Russen in der ersten Schlacht bei Plewna erreichten die Höhe von 2400 Mann. Sie geben ein bereites Zeugnis von der Erbitterung des Kampfes und von dem Heldenmut der russischen Truppen in diesem ungleichen Ringen. Weit schwerer aber wogen die strategischen Folgen, die diese taktische Niederlage nach sich zog. Die Operationen der russischen Armee wurden mit einem Male in eine Richtung abgelenkt, mit der die Heeresleitung am wenigsten gerechnet hatte. Die Ursachen dieser unerwarteten Wendung sind in erster Linie in dem Versagen der Aufklärung zu suchen. Die Mittel dazu waren gewiß vorhanden, da die Westabteilung allein über 28 Eskadrons verfügte, und es darf auch angenommen werden, daß die Kavallerie ihren Aufgaben genügt hätte, wenn sie eben von der obersten Heeresleitung oder dem Generalkommando die nötigen Weisungen erhielt. Selbst heutzutage, wo die Grundsätze der strategischen Aufklärung Gemeingut der Armeen geworden sind, wird man auf solche bestimmte Hinweise nicht verzichten können.

Es fragt sich nun aber weiter, ob die Westabteilung noch im stande war, Plewna in Besitz zu nehmen, wenn sie den Vormarsch Osman Paschas rechtzeitig erfuhr. Da Osman am 18. abends bei Metropol eintraf, so mußte Plewna spätestens an diesem Tage genommen, und die Besatzung in der Lage sein, den Kampf mit Osman aufzunehmen. Zur Wegnahme von Plewna vor dem Eintreffen Osmans konnte allenfalls eine gemischte Brigade genügen, und für das Behaupten von Plewna am 19. war dann vielleicht eine Division noch ausreichend. Spätestens aber am 20. früh mußte ein ganzes Armeekorps zur Entscheidung bei Plewna versammelt sein. Da Osman nur über 15 000 Mann, General v. Krüdener über 35 000 Mann verfügte, so hätte die Westabteilung einer Verstärkung nicht bedurft, wenn sie eben schon so frühzeitig bei Plewna stehen konnte.

Nun ist Nikopol am 16. Juli gefallen, und General v. Krüdener fühlte sich außer stande, vor dem 18. mit seiner Infanterie von Nikopol abzumarschieren. Die Frist, die er zum Loskommen von der Festung brauchte, erscheint nicht zu lange bemessen, und es darf auch gebilligt werden, daß General v. Krüdener davon Abstand nahm, etwa das Detachement Kleinhaus schon vor dem 18. gegen das von vier Bataillonen besetzte Plewna vorgehen zu lassen. Da nun aber die Entfernung von Nikopol bis Plewna in der Luftlinie 37 km beträgt, so war es für das 9. Armeekorps unmöglich, rechtzeitig diesen Punkt zu erreichen.

Das Große Hauptquartier konnte die Verhältnisse vor Nikopol freilich nicht so genau übersehen wie General v. Krüdener. Es wäre darüber aber vermutlich schon früher — im günstigsten Falle am 15. früh — unterrichtet worden, wenn es die Meldung von dem Abmarsch Osman Paschas von

Widdin sofort an General v. Krüdenener weitergegeben hätte. Dann bestand vielleicht immer noch die Möglichkeit, einen anderen Truppentkörper in der bedrohten Richtung zu entsenden. Allerdings war die Auswahl nicht leicht zu treffen. Truppen der Ruffschul-Abteilung konnten schon der Entfernung wegen nicht in Betracht kommen, und auch das 11. Armeekorps hatte, soweit es südlich der Donau stand, in der Aufklärung und Sicherung gegen Osmanbasar eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen. Vom 8. Korps aber war mindestens die Hälfte durch den Balkan-Übergang Gurkos, andere Teile durch örtliche Sicherung in Anspruch genommen. Das 4. Korps endlich traf erst in diesen Tagen bei Buzarest ein.

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß die russische Streitmacht für den Augenblick tatsächlich zu schwach war, um außer den schon eingeleiteten Operationen noch eine weitere zu unternehmen. Es hätte des Verzichtes auf eine jener Operationen bedurft, wenn man Plewna rechtzeitig in Besitz nehmen und Osman Pascha aus dem Felde schlagen wollte. Freilich mußte man dann wieder befürchten, daß sich an einem anderen Punkte die Lage kritisch verschob. Die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte hat sich bei der Heeresleitung im Laufe des Juli auch Bahn gebrochen und die Mobilisierung der drei Divisionen des Gardekorps und von noch drei weiteren Divisionen zur Folge gehabt. Bis sie auf dem Kriegsschauplatz eintreffen konnten, mußte aber geraume Zeit verstreichen, die einzig den Türken zugute kam. Das Generalstabswerk spricht von einem strategischen Knoten, der sich bei Plewna ganz unerwartet geschürzt hat, und meint, es habe ungeheurer Opfer bedurft, um diesen Knoten zu lösen. Diese Entwicklung der Dinge war aber die Folge davon, daß man den Gegner zu Anfang unterschätzt hatte. Hätte Rußland die Truppen, die jetzt im Juli mobilgemacht wurden, sofort nach der Kriegserklärung herangezogen, so gab es eine raschere Lösung. Man konnte dann den Knoten, wie Alexander der Große einst in Gordion, mit scharfem Schwerte zerhauen.



Die süddeutschen Heeresbewegungen im Main-Feldzuge von 1866.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 12. November 1902

von

v. Caemmerer,

Generalleutnant z. D.

(Mit sechs Skizzen im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

General v. Lettow hat für seine im letzten Jahre erschienene Darstellung des Main-Feldzuges (III. Band seiner „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland“) neben den bisher vorliegenden Druckwerken vor allem die Kriegsakten der beiderseitigen Hauptquartiere durchforscht, außerdem aber Beiträge von verschiedenen noch lebenden Personen erhalten, die damals in den höheren Kommandobehörden mitgewirkt haben, so daß seine Erzählung der Ereignisse eine Fülle interessanter Aufschlüsse gewährt.

In der Beurteilung der Tatsachen kann ich dem Verfasser aber mehrfach nicht beistimmen. Er folgt in Bezug auf die süddeutsche Kriegsführung im allgemeinen der bisherigen Kritik, während ich meine, daß gerade seine Forschungen uns wesentlich andere Folgerungen an die Hand geben müssen. Ich lege dabei den Maßstab der Moltkeschen Operationsgrundsätze an, die nach meiner Überzeugung in einem ausgesprochenen Gegensatz zu denjenigen strategischen Anschauungen stehen, welche die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinterlassen hatte.

Lettow hat bekanntlich den Gedanken eines wesentlichen Gegensatzes zwischen Moltkescher und Napoleonischer Strategie schon bei früheren Gelegenheiten bekämpft und er tut es wieder in dieser neuesten Schrift. Er erkennt wohl an (S. 439), daß Moltke als höchstes Ziel der Strategie jene Leitung der Operationen bezeichnet, bei welcher am Schlachttage selbst ein letzter kurzer Marsch von verschiedenen Seiten aus gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt. Er bestreitet aber (S. 121), daß Moltke sich damit in Gegensatz zu Napoleon gestellt habe, denn auch dieser habe gelegentlich, z. B. bei Pr.-Eylau, die Gunst der getrennten Aufstellung wohl zu benutzen gewußt.

Ich will hier durchaus nicht etwa den eben verklungenen theoretischen Streit zu neuem Leben erwecken; ich begnüge mich, nochmals darauf hinzuweisen, daß einer der besten Kenner Napoleonischer Kriegsführung, Dord v. Wartenburg, die Konzentration vor der Entscheidung wiederholt als einen besonders charakteristischen Grundsatz des großen Schlachtenkaisers erklärt hat.*)

Jedenfalls ist hiernach schon klar, daß man zu recht verschiedener Beurteilung der Tatsachen gelangen muß, je nachdem man sie von dem einen oder dem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet.

Bei den ersten Erwägungen, wie der Krieg gegen Preußen zu führen sei, hatte Österreich den Wunsch ausgesprochen, daß die Süddeutschen sich unmittelbar an die österreichische Nord-Armee anschließen sollten. Die Langsamkeit, mit der sich die Aufstellung des aus fünf Kontingenten gemischten 8. Bundeskorps vollzog, ließ seine Heranziehung nach Österreich niemals ernstlich in Frage kommen. Dagegen ist über den unmittelbaren Anschluß der Bayern allerdings näher verhandelt worden.

In München ging man zunächst von dem Gedanken aus, daß Österreich die Offensive ergreifen werde, und erklärte sich bereit, über Hof in Sachsen einzurücken und hier die Fühlung mit der Nord-Armee zu gewinnen. Im Generalstabe der Nord-Armee hatte man aber bekanntlich nur ein sehr bescheidenes Maß von Offensivabsichten und forderte daher das Herankommen der Bayern an die Oberelbe. Eine im Herbst 1866 in München erschienene kleine Schrift „Ursachen und Wirkungen der bayerischen Kriegsführung im Feldzuge 1866“, als deren Verfasser später ein Mitglied des damaligen bayerischen Hauptquartiers bekannt wurde, erörtert die Unannehmbarkeit jenes Vorschlages mit recht guten Gründen. Der Bahntransport nach Pardubitz hätte auf der einzigen hierzu verfügbaren Bahnlinie von Schwandorf (fünf Meilen nördlich Regensburg) über Pilsen und Prag ungefähr drei Wochen gedauert, gerade ebenso lange wie die Marschbewegung auf Straßen, und er mußte ebenso wie der Marsch als ein sehr gewagtes Unternehmen erscheinen, bei dem man in ungewöhnlichem Maße von dem Verhalten des Feindes abhing und das auf lange Zeit hinaus sehr schwierige Verhältnisse der rückwärtigen Verbindung ergab.

Man muß hierbei sofort an den berühmten Aufsatz Moltkes denken, mit welchem er die österreichische Kritik seiner Kriegsanlage von 1866 zurückwies.**) Er sagt darin am Schlusse, daß die Österreicher nach seiner An-

*) Vergl. darüber auch Verdys „Studien über den Krieg, III. Theil Strategie, 1. Heft, S. 39/40, 157/158, 160/162“, wo trotz der vermittelnden Stellungnahme des Herrn Verfassers doch die Verschiedenheit des Moltkeschen und Napoleonischen Standpunktes klar und deutlich anerkannt wird.

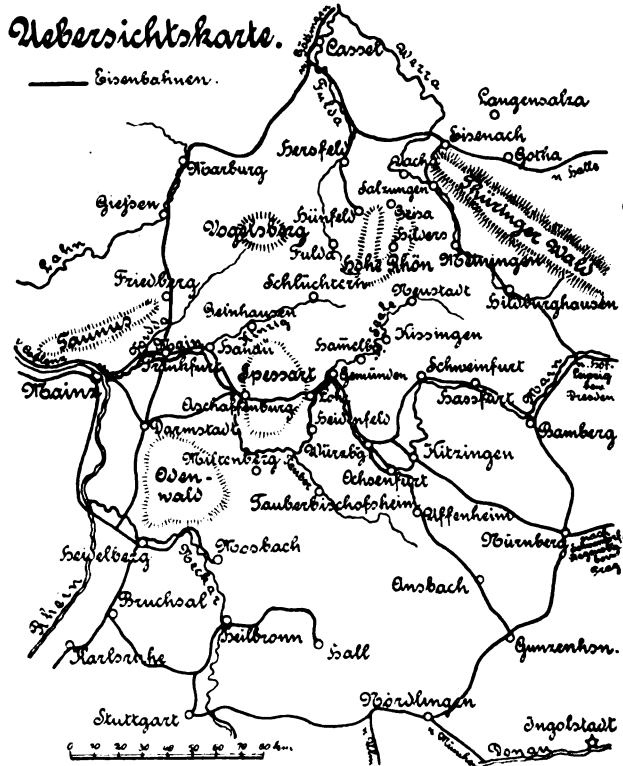
**.) Moltkes taktisch-strategische Aufsätze S. 286.

sicht weit besser gefahren wären, wenn sie es ebenso gemacht hätten wie die Preußen, wenn sie auf die Versammlung der großen Hauptmasse ihrer Streitkräfte an einer Stelle verzichtet und dafür zwei Aufmarschcentren angenommen hätten, nämlich neben Olmütz auch Prag. Hätten die Österreicher sich damals entschließen können, von dem Napoleonischen Vorbilde abzusehen, das auf einem und demselben Kriegsschauplatz nur ein einziges einheitliches Heer forderte, hätten sie die Leistungsfähigkeit ihrer Bahnlinie Wien—Brünn—Prag soweit wie irgend möglich ausgenutzt, um auch bei der böhmischen Hauptstadt ein stattliches Heer aufzustellen, dann wäre ihre Anforderung an die Bayern auch wesentlich besser begründet gewesen. Nach Prag hin konnte die bayerische Armee, wenn man die berittenen Waffen sowie die Kolonnen und Trains auf den Fußmarsch verwies, sehr gut in zehn Tagen versammelt werden, und diese Bewegung wäre so vollständig unter dem Schutze der österreichischen Truppenaufstellung verlaufen, daß militärische Bedenken dagegen von bayerischer Seite nicht geltend zu machen waren.

Daß ein Übergewicht von rund 50 000 Mann auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz sehr wohl von hoher Bedeutung werden konnte, brauche ich nicht näher auszuführen. Und Preußen wäre kaum im Stande gewesen, dieses Übergewicht durch Heranziehung weiterer Truppen auch nur einigermaßen auszugleichen. Zur Unschädlichmachung der Hannoveraner haben ja die dafür ursprünglich bestimmten Truppen kaum ausgereicht, und was Ende Juni hier etwa verfügbar wurde, wäre zur Hauptentscheidung in Böhmen zu spät gekommen. Im Main-Feldzuge aber hätte uns ein größeres Maß der Überlegenheit über das 8. Bundeskorps schwerlich den wünschenswerten Ausgleich geboten. Wir wissen aus Moltkes wunderbar klarer Direktive für Falkenstein vom 26. Juni 1866, daß er von dem 8. Bundeskorps befürchtete, es werde einem Angriff ausweichen, durch die in Händen der Verbündeten befindliche Festung Mainz hindurch auf das linke Rhein-Ufer hinübergehen und hier unter den Kanonen der Festung jedem Angriffe spotten. Eine solche Aufstellung bildete eine Plankenstellung für jede preußische Operation in das Herz der süddeutschen Koalition hinein, sie bedrohte dabei dauernd die preußische Rheinprovinz und konnte endlich ein sehr gefährliches politisches Werkzeug werden, falls Frankreich die Neigung empfand, sich in ganz besonderem Maße der süddeutschen Selbständigkeit anzunehmen. Sie wäre also zweifellos sehr unangenehm für Preußen gewesen und hätte auch eine starke preußische Main-Armee in ziemlich unfruchtbarer Tätigkeit lahmgelegt.

Mit dem Fallenlassen eines bayerischen Abmarsches nach Böhmen mußte natürlich die Vereinigung aller westdeutschen Streitkräfte zu einem Heere sofort in den Vordergrund der Erwägungen treten. Gelang es dem Bundesoberfeldherrn, Prinz Karl von Bayern, das am oberen Main aufmarschierende bayerische Korps und die nach und nach bei Frankfurt a. M. eintreffenden Südwestdeutschen nach vorwärts zu vereinigen und dazu auch die Hannove-

raner und Kurhessen heranzuziehen, so verfügte er über rund 120 000 Mann, und wenn er mit dieser Streitmacht durch Thüringen gegen die mittlere Elbe vordrang, so wäre eine solche Operation sehr bald bei dem preussischen Heere in Böhmen fühlbar geworden.



Nun war man aber in allen kleineren Staaten des Deutschen Bundes durch das entschlossene Handeln Preußens um die Mitte Juni 1866 gar sehr überrascht worden. Daß der Bundesbeschluß vom 14. Juni zur „Mobilmachung sämtlicher nicht zur preussischen Armee gehörigen Corps des Bundesheeres“ sofort mit dem Einrücken der Preußen in Kurhessen und Hannover beantwortet werden würde, das hatte niemand erwartet. Es verging eine Woche, ehe überhaupt irgend welche operativen Maßnahmen erfolgen konnten.

Am 22. Juni trat dann eine bayerische Division als Avantgarde des 7. Corps von Schweinfurt aus den Vormarsch in Richtung auf Fulda an. Die Hauptmasse des Corps sollte baldmöglichst folgen, das 8. Bundescorps von Frankfurt a. M. aus am Westfusse des Vogelsberges entlang in gleicher Höhe vorrücken. Es war nicht unberechtigt, wenn man hoffte, daß es den Hannoveranern möglich sein werde, ihren Rückzug aus der Südspitze des Staates, der Gegend von Göttingen, so einzurichten, daß sie unter Vermeidung der preussischen Truppen in Kurhessen den Anschluß an die Bundes-

genossen gewannen. Nun fehlte es aber einerseits vollständig an jeder sicheren Nachricht über die Maßnahmen und Absichten der hannoverschen Führung, und andererseits war das 8. Bundeskorps vorläufig noch außer Stande zu irgend welcher ernstern Leistung. So geriet auch die bayerische Bewegung auf Fulda ins Stocken, und als man den Abmarsch der Hannoveraner in Richtung auf Gotha und das Eintreffen preussischer Truppen in der Gegend von Eisenach erfuhr, wurde die auf der Straße Schweinfurt—Fulda vorgegangene Division wieder nach Osten hin an das Gros ihres Armeekorps herangezogen.

Am 26. und 27. Juni fand in Schweinfurt eine Beratung zwischen Prinz Karl von Bayern und dem Führer des 8. Bundeskorps, Prinz Alexander von Hessen, statt, bei der man wieder auf den Gedanken des Vormarsches zu beiden Seiten des Vogelsberges zurückkam und die unmittelbare Vereinigung für den 7. Juli in der Gegend von Hersfeld ins Auge faßte. Gleich darauf sollte sich aber zeigen, daß der Feind nicht gewillt war, eine so langsame und vorsichtige Behandlung der schwebenden Frage zuzulassen. Es kam die Nachricht, daß die Hannoveraner zwar am 27. Juni einen preussischen Angriff abgeschlagen hatten, daß sie aber durch erhebliche Übermacht von allen Seiten stark bedrängt waren, und Prinz Karl entschloß sich, mit seinen Bayern allein dem norddeutschen Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen. Am 29. rückte er auf zwei Straßen in nordöstlicher Richtung ab, erreichte am 30. die Gegend von Meiningen und Hilburgshausen und schob Vortruppen in Richtung auf Gotha in die Pässe des Thüringer Waldes hinein. Am 30. Juni erfuhr er aber auch, daß die beabsichtigte Hülfe jetzt bereits zu spät kam, daß die Hannoveraner am Tage vorher zur Niederlegung der Waffen gezwungen worden waren.

Man fragt sich, ob Prinz Karl etwa doch von einer Fortsetzung seiner Offensive noch Erfolge erhoffen durfte. Aus seiner Aufstellung vom 30. konnte er den Thüringer Wald nach Gotha hin in drei Kolonnen überschreiten und in zwei starken Märschen, also am 2. Juli, dorthin gelangen. Am 30. Juni und 1. Juli sollte damals in Gotha die Verladung der Hannoveraner zum Transport in die Heimat stattfinden. Sie konnte freilich in dieser Frist nicht vollendet werden, und wenn die Bayern heranrückten, so hätte man mit den Gefangenen in nördlicher oder nordöstlicher Richtung abmarschieren müssen.

Die drei Divisionen der eigentlichen Main-Armee waren an der Bewachung und Einschiffung der besiegten Gegner aber nicht mehr beteiligt, sondern schoben sich in denselben Tagen bereits nach dem weit ausspringenden Bogen der Werra südwestlich Eisenach hin, von dem aus die weiteren Operationen eingeleitet werden sollten. Am 2. Juli erreichten dort die Divisionen Beyer und Goeben in vorderer Linie Wacha und Salzungen, während Manteuffel dahinter nach Eisenach gelangte. Die Fortsetzung des

bayerischen Marsches in Richtung auf Gotha wäre also vollständig zum Luftstoß geworden, und der preußische Gegenstoß hätte demnächst die Bayern auf das gefährlichste in Flanke und Rücken bedroht und sie jeder Aussicht auf ein Zusammenwirken mit dem 8. Bundeskorps beraubt.

Man muß es aber als sehr berechtigt anerkennen, wenn das bayerische Oberkommando Bedenken trug, dem numerisch gleich starken, vielleicht sogar überlegenen preußischen Heere, das soeben die Hannoveraner bezwungen hatte, unter besonders gefährlichen Umständen entgegenzutreten. Der Generalstabschef v. der Tann vertrat dort mit Entschiedenheit die Auffassung, daß die preußische Infanterie mit ihrer überlegenen Bewaffnung und ihrer hervorragenden taktischen Schulung ein sehr gefährlicher Gegner sei, und daß man gut tue, wenn irgend möglich ihr gegenüber die Vorteile der Verteidigung in guter Stellung auszunutzen, jedenfalls aber dafür zu sorgen, daß das eigene Übergewicht an Artillerie zur Geltung komme. Und im preußischen Lager äußerte sich der geniale Goeben um die Zeit, von der wir hier sprechen: „Der Kampf im Thüringer Walde und im Werra-Tale würde für uns, bei dem Mangel an Kavallerie, der Beweglichkeit der Truppen, bei dem überlegenen Feuergewehr sehr vorteilhaft und mir das Liebste sein.“

Prinz Karl war also durchaus im Recht, wenn er am 30. Juni sofort wieder zu dem Gedanken der Vereinigung mit dem 8. Bundeskorps zurückkehrte. War diese erreicht, so zählte das Heer in 8 Divisionen, 2 Kavalleriereserven und 2 Artilleriereserven zusammen 92 Bataillone, 91 Eskadrons, 270 Geschütze. Es war damit dem preußischen Gegner an Infanterie etwa doppelt, an Kavallerie vierfach, an Artillerie dreifach überlegen. Wenn es gelang, diese Übermacht auf ein Schlachtfeld zu bringen, dann durfte man auch einem besonders tüchtigen Feinde gegenüber den Angriff wagen.

Nun stand das 8. Bundeskorps am 30. Juni erst in Höhe von Friedberg und sollte erst eine Woche später nach Hersfeld gelangen. Bewegten sich die Bayern von Meiningen aus auf den nächsten Wegen dorthin, so blieb ein vereinzelter Zusammenstoß mit den Preußen sehr wahrscheinlich. Der Vereinigungspunkt mußte also weiter rückwärts gewählt werden und dazu bot sich Fulda auf den ersten Blick an.

Erhielt Prinz Alexander sofort telegraphische Weisung zu entsprechender Veränderung seiner Marschrichtung, so konnte er am 4. Juli mit seinen Hauptkräften dort stehen. Und bis zu der gleichen Zeit konnten die Bayern in kleinen Märschen auf mehreren Straßen aus dem Tal der Werra über die Hohe Rhön in das Tal der Fulda hinübrücken. Man konnte diese letztere Bewegung in derselben Zeit und mit vermehrter Sicherheit auch so ausführen, daß man das eigentliche Rhön-Gebirge in starken Märschen südlich umging, und ein solcher Vorschlag ist dem Feldmarschall Prinzen Karl auch vorgelegt worden. Er wies ihn zurück, weil der Beginn dieser Bewegung ein Rückmarsch auf denselben Straßen gewesen wäre, auf denen man

eben vorgegangen war, was nach seiner Ansicht einen ungünstigen Eindruck auf die Truppen machen konnte.

Das Beispiel zeigt in seinen Folgen wieder einmal deutlich, welche grundlegende Wichtigkeit eine gute Heeresdisziplin hat, die der Führung von vornherein ein ausreichendes Kapital an Vertrauen bei den Geführten sicherstellt und sie davon entbindet, die Stimmung der Truppen als maßgebend in die strategische Erwägung einzuführen.

Es wurde im bayerischen Hauptquartier also die Transversalbewegung über die Hohe Rhön beschlossen — keineswegs aber sofort begonnen. Man hatte wohl noch keinen richtigen Maßstab für die Beweglichkeit des Gegners gewonnen, die bei dessen eigenartiger Zusammensetzung — wenig Artillerie und verschwindend wenig Trains — eine außergewöhnlich große war, und man nahm auch wohl an, daß ein kurzer Aufschub des Abmarsches dazu dienen könne, größere Klarheit über die Verhältnisse beim Feinde zu gewinnen. Wenn diese Absicht mitsprach, so hätte das Korpskommando allerdings die vorhandenen Mittel der Aufklärung ausgiebiger verwenden müssen, als es geschah.

Sehr charakteristisch ist die unbestimmte Form des Schreibens, in welchem dem Prinzen Alexander am 30. Juni abends die veränderte Lage mitgeteilt und er mit neuen Anweisungen versehen wird (vergl. Lettow S. 39). Es enthält wohl die Angabe der beiden Querstraßen (über Hilbers nach Fulda und über Geisa nach Hünfeld), auf welchen der Marsch erfolgen soll, aber nicht die Zeit seiner Ausführung. Es enthält keine bestimmte Weisung, die Gesamtbewegung des 8. Bundeskorps zu beschleunigen und mehr nach Osten zu verschieben, sondern beschränkt sich auf die Anforderung: „die zu meiner (des Prinzen Karl) Verstärkung nur irgend verfügbaren Truppenteile, mit Hintenansetzung jedes Nebenzwecks, teils auf der Linie Hanau—Fulda—Hünfeld*), teils und namentlich auf der Linie Frankfurt a. M.—Gemünden per Eisenbahn und von da über Hammelburg nach Riffingen in Bewegung zu setzen und mir über Ihre desfalls zu treffenden Anordnungen baldmöglichst Aufschluß mit Angabe der Lage zu geben“. Das heißt doch auf gut deutsch: Gib mir soviel von Deinen Truppen unmittelbar ab, als Du entbehren kannst, und mache mit dem übrigen Korps, was Dir gut dünkt.

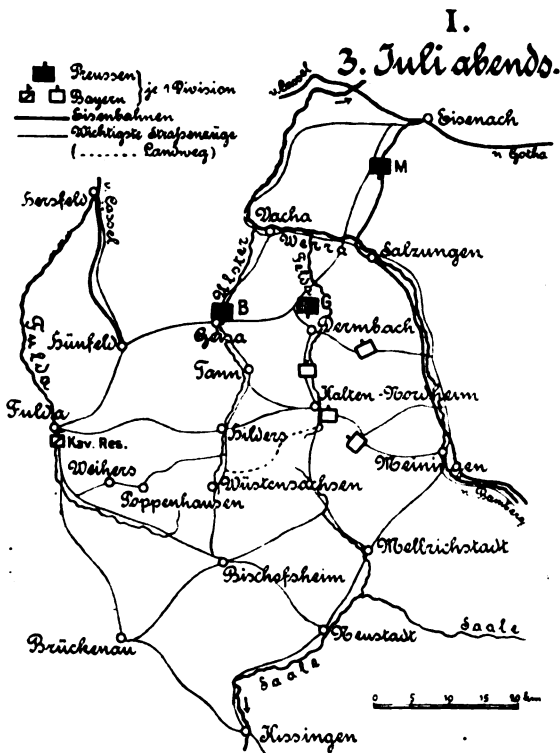
Die Forderung einer Truppenverschiebung über Gemünden würde ganz unverständlich sein, wenn das Schreiben nicht zugleich die Mitteilung enthielte, daß das 7. Bundeskorps, sofern es in den nächsten Tagen zum Rückzuge gezwungen werde, diesen auf die fränkische Saale hin bewerkstelligen wolle und daß man in diesem äußersten Falle auf Kooperation des 8. Korps zwischen Neustadt (drei Meilen oberhalb Riffingen) und Schweinfurt hoffe.

*) Operationslinie, nicht Eisenbahn, welche damals noch nicht bestand.

Es tritt schon in diesem Falle ein Grundfehler der süddeutschen Kriegsführung von 1866 deutlich hervor, der ihre Niederlage ganz wesentlich mit verschuldet hat. Es ist das die Doppelstellung des Prinzen Karl als Oberfeldherr und als Korpskommandant. Als Prinz Alexander den Prinzen Karl nach dessen Ernennung zum Bundes-Oberfeldherrn befragte, wer nunmehr das 7. Armeekorps führen werde, hat Prinz Karl geantwortet: „Ich kann Niemandem die Ehre abtreten, die Bayern zu befehligen, und werde gleichzeitig das Kommando der westdeutschen Armee und des 7. Korps führen.“ Dabei schwebte natürlich das Beispiel jener vorübergehend gebildeten Nebenheere Napoleons vor, bei denen der älteste Marschall unter Beibehalt seines eigenen Korps den Oberbefehl handhabte. Viel Glück haben diese improvisierten Oberkommandierenden bekanntlich niemals entwickelt, und man hätte eigentlich schon aus der Napoleonischen Kriegsgeschichte das Fehlerhafte der Anordnung erkennen können. Wußte doch bereits der Wachtmeister in Wallensteins Lager, daß der Feldherr immer das Ganze überschlagen muß, und das wird durch die gleichzeitige Korpsführung mehr oder weniger unmöglich gemacht. Die bayerische Oberleitung erhebt sich im Juli 1866 fast niemals über eine Korpsführung hinaus, welche von dem Nachbar und Kollegen die möglichste Unterstützung der eigenen Interessen fordert; sie nimmt nur ganz ausnahmsweise den höheren Standpunkt ein, daß aus der übereinstimmenden Tätigkeit beider Teile eine einheitliche Gesamthandlung zu erzielen ist. Dieser Heeresbefehl wird schon dadurch gekennzeichnet, daß er sich in der Regel mit schriftlichen Mitteilungen an das 8. Bundeskorps begnügt und auf die telegraphische Verbindung keinen besonderen Wert legt. Ein täglicher Anschluß beider Korpskommandos an die bestehenden Telegraphenleitungen des Hinterlandes wäre so einfach gewesen. Er hat aber nicht regelmäßig stattgefunden, und es sind zu wiederholten Malen aus dieser Versäumnis die ernstesten Nachteile erwachsen.

Zunächst hatte die Unklarheit der von der Oberleitung gemachten Mitteilung die ganz natürliche Folge, daß das Generalkommando des 8. Bundeskorps an seiner bisherigen Auffassung der Dinge im allgemeinen festhielt. Man legte dort aus sehr guten Gründen ein erhebliches Gewicht darauf, tunlichst bald als Sieger in Kassel einzuziehen. Die kurhessischen Truppen waren bei ihrem aufs höchste beschleunigten Abmarsche von dort so außerordentlich mangelhaft ausgerüstet geblieben, daß man sie im Felde gar nicht verwenden konnte, und so hatte man sie der Besatzung von Mainz zugeteilt. Die Vertreibung der Preußen aus Kassel hätte wahrscheinlich die nachträgliche Mobilisierung der Kurhessen ermöglicht. Immerhin beschloß Prinz Alexander am 1. Juli, vom nächsten Tage ab die Richtung durch den Vogelsberg auf Fulda einzuschlagen und dadurch seinerseits den Bayern möglichst entgegenzukommen. Er gab demnächst auch die Weisung, daß eine im Nachrückenden begriffene württembergische Brigade (die Württemberger zählten drei

Infanteriebrigaden) von Hanau aus den Marsch durch das Ringig-Tal nach Fulda einschlage. Da Prinz Karl seine Reservekavallerie über den Südbhang des Rhön-Gebirges nach Fulda schicken wollte, so war Aussicht vorhanden, daß man dann in den nächsten Tagen die unmittelbare Verbindung gewann.



Bei den Bayern hatten sich die Truppen am 1. und 2. Juli mit kleinen Märschen etwas nach Westen verschoben. Am 3. Juli begann die eigentliche Plantenbewegung nach Fulda und führte die Spitzen der Marschkolonnen bis dicht an den Fuß des Rhön-Gebirges heran. Durch aufklärende Kavallerie und Infanterie wurde zugleich festgestellt, daß der Feind an diesem Tage die Werra in südlicher Richtung überschritten hatte und mit Vortruppen schon in der Nähe der Bayern stand.

Am 4. Juli erfolgte von Norden her im Tale der Felda und östlich desselben ein doppelter preussischer Angriff. Von Dermbach aus exzentrisch vorgehend, traf er auf zwei bayerische Divisionen, errang auf beiden Gefechtsfeldern anfängliche Vorteile und wurde dann mit Vorsicht und Geschick wieder abgebrochen, ehe es den Bayern möglich war, ihre Übermacht zu gebrauchen. Fritz Hönig hat in einem Einleitungskapitel seiner vortrefflichen Schrift „Die Entscheidungskämpfe des Main-Feldzuges an der fränkischen Saale“ der bayerischen Führung einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie an diesem Tage

nicht mit allen Kräften zum Angriff übergegangen ist, um die in ihrer Reichweite befindliche preussische Division Goeben zu vernichten. Ähnlich hat sich Moltke in einer von Lettow mitgeteilten kurzen Betrachtung ausgedrückt,*) indem er eine bayerische Offensive im Felda-Tale schon als die notwendige Folgerung aus der Lage vom 3. Juli hinstellt und besonders betont, daß eine solche Bewegung in die Flanke der Main-Armee für diese sehr unbequem werden mußte.

Ich möchte dagegen geltend machen, daß Goebens mustergültiges Verhalten am 4. Juli solche Einwände entkräften muß. Goeben hatte sich bei Dermbach eine starke Reserve zurückbehalten und seine Unterführer brachen auf Grund der ihnen erteilten Anweisung das Gefecht ab, ehe die unmittelbar gegenüberstehende Übermacht zur Geltung kam. Wir wissen, daß Goeben die ihm gewordene Aufgabe eines „kurzen Vorstoßes“ innerlich mißbilligte, weil sie die Truppen in eine gefährliche Lage brachte und ihnen zugleich die Ausnutzung etwaiger Erfolge verbot. Wir können daher nur annehmen, daß Goeben bei noch größerer feindlicher Überlegenheit noch vorsichtiger aufgetreten wäre. Denn Goeben war eine jener seltenen Naturen, die mit vollendet klarem Blick immer nur die Sache im Auge haben und nie durch Nebenrücksichten auf ihre Person aus der Bahn gelenkt werden, die mit höchster Kühnheit zugleich die allerkühlste Erwägung zu verbinden wissen. Er hätte also am 4. Juli sicher kein Bedenken getragen, sich einem übermächtigen Angriff durch den Rückzug zu entziehen. Seine Bagagen und die wenigen Trains waren auf Falkensteins Anordnung bereits seitlich verschoben. Er konnte also ohne jede Schwierigkeit in nordwestlicher Richtung so ausweichen, daß er der bis zur Berra nachrückenden Division Manteuffel die Front freimachte. Nun setzte ja freilich auf Falkensteins Anordnung die Division Beyer am 4. Juli den Marsch nach Hünfeld fort. Wenn Goeben sich zum Rückzug entschließen mußte, wäre sie aber zweifellos bald zurückgerufen worden. Ich glaube daher, daß ein bayerischer Vormarsch im Felda-Tale an diesem Tage ohne den gehofften Erfolg geblieben wäre, daß ihm aber am nächsten Tage der von mehreren Seiten umfassende Gegenangriff der Preußen ein verhängnisvolles Ende bereiten konnte.

Prinz Karl ist daher nach meiner Ansicht nicht zu tadeln, wenn er am 4. Juli die Verteidigung in starker Stellung ins Auge faßte und seine Truppen hierzu bei Kalten-Nordheim sammelte. Die Stellung lag südlich und westlich des genannten Ortes und wird als wirklich stark geschildert. Nach der Karte weist das Vorgelände in Front und linker Flanke immerhin viel Wald auf, welcher die Wirkung der zahlreichen bayerischen Artillerie beeinträchtigen mußte. Wenn Falkenstein sich zum Angriff entschloß, so wäre er aber voraussichtlich nicht bloß in der Front erschienen. Für die Division

*) Lettow III. 92.

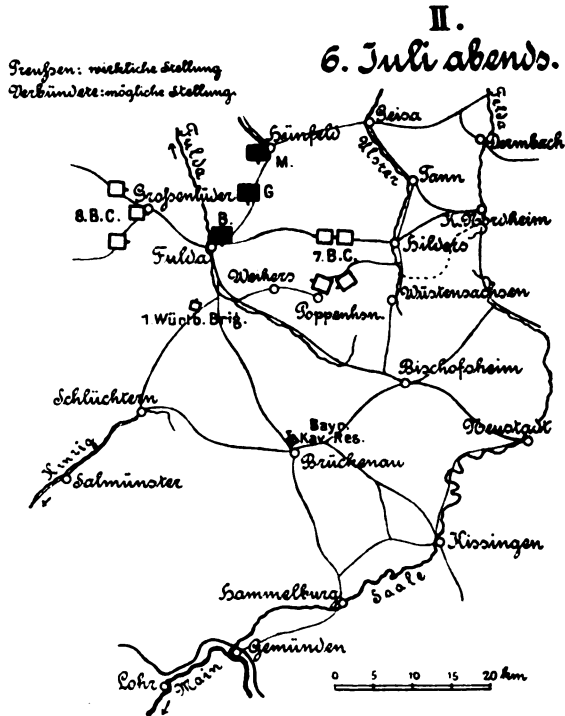
Beyer war vielmehr der Angriff in die linke Flanke, durch das Ulster-Tal über Tann, nach Lage der Verhältnisse geradezu gegeben.

Prinz Karl hatte das preußische Vorgehen am 4. Juli für eine „Retrospektion“ angesehen und hat am 5. Juli tatsächlich auf den Angriff gewartet. Als er nicht erfolgte, mußten neue Entschlüsse von großer Tragweite gefaßt werden. Vom 8. Bundeskorps wußte man, daß es am 5. abends mit zwei Divisionen innerhalb Tagesmarschentfernung von Fulda auf den nordöstlichen Abdachungen des Vogelsberges stand, daß die beiden anderen Divisionen sich allerdings noch ein bis zwei Märsche weiter westlich befanden. Der Versuch, durch die bayerische Reservekavallerie die unmittelbare Verbindung zwischen beiden Korps herzustellen, war gescheitert. Diese Kavallerie war am 4. Juli nördlich Fulda bei Hünfeld auf den Feind gestoßen, hatte eine Schlappe erlitten, und da das 8. Bundeskorps dem Ansuchen auf Unterstützung durch Infanterie nicht umgehend entsprach, so hatte sie Fulda wieder aufgegeben und den Rückmarsch nach der Saale angetreten, wobei leider eine entsetzliche Panik einriß und mehrere Regimenter für einige Tage gefechtsunfähig machte. Die unmittelbare Verbindung wäre ja nun ganz angenehm und beruhigend gewesen, sie war aber schließlich von geringerer Bedeutung, sofern man nur, wie es selbstverständlich leicht möglich war, sich in ständigem telegraphischen Verkehr miteinander befand.)*

Ich will die telegraphische Verbindung einmal voraussetzen und zugleich annehmen, daß Moltkes strategische Anschauungen schon damals allgemeine Geltung gehabt hätten. Alsdann lag am Nachmittag des 5. Juli dem Oberkommandierenden des Bundesheeres die folgende Erwägung außerordentlich nahe: „Der Gegner hat heute nicht angegriffen, seine Vortruppen sogar weiter zurückgezogen. Eine seiner Avantgarden war schon gestern Morgen bei Hünfeld und ist dort verblieben. Es ist daher klar, daß er den Marsch in Richtung auf Fulda fortsetzen will. — Wenn das 7. Korps nun morgen, am 6. Juli, seinen Marsch auf Fulda auch wieder aufnimmt, wobei der nördlichste Straßenzug zu vermeiden ist und eine Kolonne dafür südlich der Straße Hilbers—Fulda vorzugehen hat, so kann das Korps am 6. abends auf den Westabhängen des Rhön-Gebirges, 1½ bis 2 Meilen von Fulda, stehen. Zieht das 8. Bundeskorps am 6. Juli gleichzeitig so viel Kräfte wie irgend möglich von rückwärts an seine vordere Aufstellung heran, so können wir übermorgen, am 7. Juli, von zwei Seiten her mit einem kurzen Marsch

*) Das bayerische Hauptquartier Kalten-Eundheim (nahe südlich Kalten-Nordheim) konnte durch die bayerische Feldtelegraphen-Abteilung mit Meiningen verbunden sein, wo sich eine bayerische Telegraphenstation (eine sog. Auslandsstation) befand und den Verkehr mit Gießen ermöglichte. Von hier mußte eine Relaislinie von nicht ganz acht Meilen Länge am Nordfuße des Vogelsberges entlang den Verkehr ins Hauptquartier des Prinzen Alexander vermitteln. Zeitbedarf sonach im ganzen rund vier Stunden. In Gießen stand die bairische Division mit der Reservekavallerie.

in das Fulda-Tal hinabsteigen und den Gegner erdrücken. Wir können alsdann mit etwa sieben unserer Divisionen, also jedenfalls mit ganz erheblicher Übermacht und zumal mit mehr als doppelt so starker Artillerie zum Angriff schreiten. Zur unmittelbaren Verbindung hat die württembergische Brigade im Kinzig-Tale schon morgen, am 6. Juli, bis in die Nähe von Fulda vorzurücken, woselbst sich ihr am 7. Juli die verfügbaren Teile der bayerischen Reservekavallerie anschließen müssen. 1c.)*



So würde Moltke an Stelle des Prinzen Karl ganz sicher gedacht haben und wenn das Oberkommando dem 8. Bundeskorps die erforderlichen Weisungen sofort telegraphisch zukommen ließ, so mußte die Lage des preußischen Heeres eine sehr bedenkliche werden. Es befand sich allerdings

*) Die südlichere Straßenverbindung über die Rhön war damals zwischen Katten-Nordheim und der Straße Hilders—Wüstensachsen durchgehend gewöhnlicher Landweg, aber — nach der Karte 1:25 000 — mit höchster Steigung von 9 pCt. auf kurzer Strecke und daher für Feldartillerie zweifellos noch durchaus gangbar. Die westliche Fortsetzung ist schon auf einer Wegekarte des bayerischen Generalstabes von 1853 als gebesserte Landstraße gezeichnet. Sofern man etwa Bedenken trug, mehr als eine Division auf den Landweg zu verweisen, so unterlag es gar keiner Schwierigkeit, die gute Straße über Hilders in ihrem östlichen Teile noch mit einer dritten Division zu belasten, zumal die Bewegung schon am 5. Juli nachmittags begonnen wurde. Auch mußte man die Bagagen der über den Landweg marschierenden Truppen auf die Hauptstraße verweisen.

auch in diesem Falle auf der inneren Operationslinie zwischen seinen beiden Gegnern, aber ohne alle Bewegungsfreiheit zusammengedrängt in der Tiefe, während die Verbündeten die Höhen beherrschten. Er hätte sich wahrscheinlich nur durch schnelles Zurückgehen dem sicheren Verderben zu entziehen vermocht.

Meine Behauptung, daß Moltke so gedacht haben würde, ist keine bloße Vermutung. Lettow bringt auf Seite 95 eine Bemerkung Moltkes zu einer Arbeit über den Main-Feldzug, die Schlichting als Major im Generalstabe verfaßt hat und die dem Chef vorgelegt worden ist. Die Lage Falkensteins am 6. Juli wird darin mit derjenigen Benedels bei Miletin verglichen, und bei Hervorhebung der Unterschiede sagt Moltke: „Als Falkenstein am 6. Juli zwischen beide feindlichen Heeresteile gelangte, befanden sich beide auf dem Rückzuge, während Benedel, bei Miletin angelangt, die preußischen Heere in ununterbrochenem Vorrücken sah. Benedel fand keinen Raum mehr, um sich nach Belieben gegen das eine oder das andere zu wenden, die Prinzen Karl und Alexander gewährten durch ihren Rückzug der inneren Operationslinie die Wirksamkeit.“

Daß Prinz Karl nicht ebenso dachte, dürfen wir ihm nun in keiner Weise übelnehmen. Alle militärischen Denker, die das Wesen der Kriegsführung seit Napoleon erörtert haben, waren mehr oder weniger darin einig gewesen, daß strategisch in der Operation auf innerer Linie und taktisch im Durchbrechen des feindlichen Centrums die höchste Meisterschaft und die größte Wirkung liege, und diese Anschauung hat noch bis zum Ende des Jahrhunderts begeisterten Anhang gefunden, obgleich Moltke mit seinen großen Taten von 1866 und 1870/71 und mit einer Lehrtätigkeit von 25 Jahren eine wesentlich andere Auffassung der Dinge vertreten hat. Es ist also ganz begreiflich, daß der greise Bundesfeldherr von 1866, der in seiner Jugend gegen Napoleon gefochten hatte, noch völlig unter dem Banne der älteren Lehre stand.

Nach diesem überlieferten Denken war man aber durchaus geneigt, schon das einfache Erscheinen des Feindes bei Fulda, in der Mitte zwischen den beiden eigenen Armeekorps, als einen Erfolg desselben anzuerkennen. Man sagte sich nicht: jetzt können wir von zwei Seiten so in seine Massen hineinschießen, daß kaum ein Geschloß fehlgehen wird, sondern man hatte das Gefühl, als wenn die feindliche Masse mit der Wucht ihres physischen Stoßes das lose Gefüge der eigenen Linien auseinander sprengte. „Und an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu,“ sagt Hamlet.

So war denn der Weitermarsch durch das Rhön-Gebirge schon im Laufe des 4. Juli eigentlich aufgegeben worden, ja man hatte schon an diesem Tage dem 8. Korps die Absicht des Zurückgehens an die fränkische Saale

(nach Neustadt) mitgeteilt und es ersucht: „sich in gleicher Höhe zu halten und möglichst rasch die Verbindung über Brückenau und Kissingen herzustellen“. Nur vor gerade drohendem Angriff wollte der Prinz nicht abmarschieren, daher blieb die Ausführung einstweilen verschoben. Kaum war dann am 5. Juli dieser Entschluß endgültig geworden, als die Nachricht von der unglücklichen Entscheidungsschlacht in Böhmen eintraf.*) Der bayerische Führer fühlte sofort, daß nunmehr seine Obergewalt über das 8. Bundescorps auf eine harte Probe gestellt werde, und so fragte er am 6. Juli aus dem nächsten Marschquartier schriftlich bei dem Prinzen Alexander an, „was für Dispositionen er auf die Nachricht des feindlichen Vorgehens getroffen habe“, und begnügte sich, den Wunsch nach baldiger Vereinigung erneut zu betonen.

Wie diese Vereinigung nunmehr herbeizuführen sei, darüber ist man augenscheinlich im bayerischen Hauptquartier zu keiner einigermaßen klaren Vorstellung gelangt. Das bayerische Generalstabswerk gibt — in Übereinstimmung mit einer kleinen Schrift aus Prinz Karls eigener Feder**) — dem oben erwähnten Befehle vom 4. Juli die Auslegung, daß das 8. Korps über Brückenau nach Kissingen heranrücken sollte. Im Wortlaute „sich in gleicher Höhe zu halten“ und „Verbindung herzustellen“ liegt der Marsch nach Kissingen nun sicherlich nicht. Nach dem Buchstaben des Befehls mußte eine Aufstellung im Ringig-Tale bei Schlüchtern oder Salmünster genommen werden und es war eine gesicherte Relaislinie nach der Saale zu legen. Die Forderung des Rechtsabmarsches mit dem ganzen 8. Korps bis zu den Bayern hin ließe sich allenfalls noch unter der Voraussetzung verstehen, daß man am 4. Juli ganz bestimmt mit dem preussischen Vormarsch östlich des Rhön-Gebirges, im Felda-Tale, rechnete und daß man sich ihm durch Rückzug entziehen wollte. In diesem Falle konnte das 8. Korps recht wohl in

*) Ich mache nochmals ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Nachricht von der Niederlage bei Königgrätz erst eintraf, nachdem Prinz Karl die endgültigen Befehle zum Rückzuge gegeben hatte und etwa 24 Stunden nach dem Zeitpunkte, zu welchem er dem Prinzen Alexander ankündigte, daß die Vereinigung im Jülda-Tale unmöglich geworden sei. Meine Erwägungen, wie man an Stelle des Prinzen Karl auch anders hätte handeln können, befassen sich mit der Lage vor dem Eintreffen der Hofsbotschaft.

Daß nach ihrem Eintreffen eine besondere Seelenstärke dazu gehört haben würde, eine kühne Unternehmung auszuführen, das ist sicher. Militärisch und politisch wäre solche Kühnheit aber zweifellos das Beste gewesen, was man tun konnte. Ein entscheidender Sieg über Faldenstein mußte im preussischen Hauptquartiere in Böhmen Sorge für das eigene Gebiet erwecken, in Wien aber den Mut neu beleben; und wenn die Mittelstaaten in dem zukünftigen Bunde eine tunlichst große Selbständigkeit erstrebten, so war ein kraftvolles Auftreten auf dem Schlachtfelde sicher der beste Weg, sie zu erreichen.

**) „Erläuterungen des Höchstkommandierenden der südwestdeutschen Bundesarmee zu dem im Buchhandel erschienenen Feldzugsjournal Seiner Großherzoglichen Hoheit des Prinzen Alexander von Hessen etc.“ München 1867.

drei starken Märschen an die Saale gelangen und man konnte hier den Entscheidungskampf mit versammelter Kraft annehmen.

Wie wir wissen, wollte Prinz Karl aber einem etwaigen preussischen Angriff in dieser Richtung schon bei Kalten-Nordheim standhalten, wo jede Unterstützung durch das 8. Korps ausgeschlossen war. Und als der Rückzug an die Saale wirklich ausgeführt wurde, fiel er zeitlich mit dem preussischen Vormarsch auf Fulda zusammen. So kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Forderung des Rechtsabmarsches an die Saale dem Prinzen Alexander einen längeren Flankenmarsch vor der Front des Feindes vorbei zumutete, während die bayerischen Streitkräfte sich durch ihren Rückzug außer stand setzten, dem Bundesgenossen irgend welche Hilfe zu bringen. Wenn man wirklich so gedacht hat, so war es eben nur möglich, weil die bayerische Führung nicht als Oberkommando eines aus gleichberechtigten Gliedern bestehenden Heeres empfand, sondern als bayerisches Korpskommando, das nur die Interessen des eigenen Korps voll und ganz zu vertreten hat.

Als Prinz Alexander am 5. Juli die Aufforderung erhielt, war er trotz aller klar vorliegender Schwierigkeiten zunächst doch bereit, über ihren Wortlaut hinauszugehen und den Marsch an die fränkische Saale zu unternehmen. Sobald aber die Unglücksbotschaft von Königgrätz eingetroffen war, änderte er seinen Entschluß und traf seine Anordnungen zum Rückzuge auf Frankfurt a. M., wo er vorwärts des Mains, zwischen Kinzig und Nidda, Stellung zu nehmen gedachte. Dem bayerischen Führer aber ließ er vorschlagen, mit dem 7. Korps an der Saale bis zu deren Einmündung in den Main hinabzumarschieren und sich alsdann mit dem linken Flügel bis Aschaffenburg auszudehnen. „Ich halte Mainlinie für wichtiger, als eine Gesamtstellung auf der unwirtlichen Rhön, daher 8. Korps Höchst (an der Nidda-Mündung), Friedberg, Hanau; 7. Korps Aschaffenburg, Gemünden. Von dort können wir uns vereint in einem Zuge nach rechts und links bewegen oder nach vorwärts stoßen, statt den Gegner wie bis nun in unserer Mitte eingeteilt zu lassen (!) und in Defileen en détail geschlagen zu werden.“

Der sofortige Rückmarsch nach Frankfurt a. M. war natürlich im höchsten Grade übereilt. Man hätte immer noch den Versuch machen müssen, den feindlichen Vormarsch zu verzögern, wozu das Kinzig-Tal sehr gute Gelegenheit bot. Und der weitere Gedankengang ist ganz ebenso unklar wie die gleichzeitigen Erwägungen im Armeehauptquartier. Wenn die Bayern den höchst unwegsamen nördlichen Spessart in die Mitte zwischen ihre beiden Heereshälften legten, so hätten sie das 8. Korps in einer Schlacht allenfalls mit der westlichen Hälfte zu unterstützen vermocht. Interessant ist, daß die doch so sehr gefürchtete Stellung des Feindes in der Mitte zwischen beiden Bundeskorps unwillkürlich mit einem Ausdruck bezeichnet ist, der gar nicht in das System paßt. Hätte man sich nur entschließen können, das Eingekerkeltsein des Feindes in der Mitte als einen Nachteil für diesen und

als Vorteil der eigenen Lage anzusehen, so hätte man auch jetzt noch auf der Nordseite des Mains Spielraum genug gehabt, um durch Bewegung die Vereinigung in der Schlacht zu suchen. Mit dem erzentrifchen Zurückgehen beider Korps hatte man allerdings dem Feind die Vorhand überlassen. Man mußte nunmehr ruhig abwarten, nach welcher Seite er sich wandte. Setzte er, wie man wohl erwarten durfte, seinen Marsch auf Frankfurt a. M. fort, so hatte das 8. Korps langsam und fechtend auszuweichen, nötigenfalls an Frankfurt a. M. vorbei bis unter die Kanonen von Mainz; das 7. Korps aber mußte mit Eilmärschen in den Rücken des Feindes gehen und man war — bei stets vorhandener telegraphischer Verbindung über Süddeutschland — in der Lage, den Ort und die Zeit des Entscheidungskampfes nach Maßgabe der eigenen Bereitschaft zu bestimmen. Umgekehrt hätte das 7. Korps, falls der Feind sich von Fulda aus mit seiner ganzen Kraft ihm zuwandte, alsbald den langsamen Rückzug auf dem rechten Main-Ufer stromaufwärts, an Schweinfurt vorbei, in Richtung auf Bamberg antreten müssen, und es war dann Sache des 8. Korps, den Preußen in den Rücken zu gehen.

Ich schalte diese Betrachtung nur ein, weil ich die damalige Kriegslage theoretisch nach allen Seiten beleuchten will. Hätten die süddeutschen Führer überhaupt so denken wollen, so hätten sie es vorteilhafter gleich getan, als der Gegner zuerst die Neigung zeigte, sich einteilen zu lassen. Jetzt war die Ausführung zwar nicht unmöglich, aber sie war doch wesentlich schwerer als früher, weil der Feind jetzt vermöge des gewonnenen Spielraums sehr viel leichter imstande war, über seine Absichten zu täuschen und den Irrtum auszunutzen.

Stellen wir uns nunmehr ganz auf den Boden der bei den süddeutschen Feldherren maßgebenden Denkweise, fassen auch wir den Begriff der Vereinigung in der engeren Begrenzung des Dichtnebeneinanderstehens, Arm an Arm, mit gleicher Front auf, dann war es eigentlich am 6. Juli bereits völlig klar, daß eine Vereinigung nördlich des Mains nicht mehr zu erreichen war. Die nächste logische Folgerung mußte dann die sein: also muß notgedrungen derjenige, welchen der Preuze angreift, langsam fechtend hinter den Main zurückgehen und der andere muß zu ihm herankommen, der Zurückgehende aber hat die Richtung seines Rückzugs danach zu bestimmen. Müßte das 7. Korps vor dem preussischen Angriff zurückweichen, so hatte es hiernach bei Schweinfurt über den Main zurück und dann, mit dem linken Flügel an den Fluß angelehnt, südlich und stromabwärts nach der Gegend von Kitzingen und Ochsenfurt zu gehen und hier nach Westen umzubiegen (wobei aber die Front immer dem nachfolgenden Feinde zugewandt bleibt). Wurde das 8. Korps gedrängt, so hatte es bei Hanau—Frankfurt a. M. den Fluß zwischen sich und den Feind zu legen und dann, unter Anlehnung des rechten Flügels an den Fluß, stromaufwärts

abzumarschieren, um bei Miltenberg nach Osten umzubiegen. In beiden Fällen durfte man darauf rechnen, spätestens an der Tauber mit dem Bundesgenossen zu einer Front zusammenzuschließen. Ein reiches Wegenetz gewährleistete in den starkbevölkerten Landschaften südlich des Mains den glatten Verlauf dieser Bewegungen.

Durch die Eisenbahnen war eine wesentliche Beschleunigung nicht zu erzielen. Die Main-Eisenbahn Hanau (Darmstadt)—Aschaffenburg—Würzburg—Schweinfurt (Kissingen) war feindlichen Eingriffen ausgesetzt; die nächste weiter südlich gelegene Verbindung Darmstadt—Heidelberg—Bruchsal—Stuttgart—Nördlingen—Günzenhausen—Ansbach—Dörsenfurt ist heute noch auf längerer Strecke eingleisig, sie konnte also nach damaligem preußischem Maßstabe nur acht Züge täglich befördern. Danach hätte schon der Transport der Infanterie eines jeden der beiden Korps etwa sechs Tage gedauert und mehr war für die Marschbewegung auch nicht nötig. Immerhin konnte unter Umständen eine beschleunigte Verschiebung einzelner Heerteile von einer Seite zur anderen auf diesem Wege wohl bewirkt werden. —

Prinz Karl war mit dem beschleunigten Rückzug des 8. Korps bis nach Frankfurt a. M. selbstverständlich nicht einverstanden. Er verbat sich in einem Schreiben vom 7. Juli sehr entschieden „jede eigenmächtige Abweichung von den durch ihn mitgeteilten Bestimmungen“ und erklärte, daß er die Verteidigung der Mainlinie „nicht in oder hinter dieser Linie, sondern so weit als nur irgend möglich vor derselben“ ausgeführt sehen wolle. Zu diesem Zweck konzentrierte sich die bayerische Armee an der Saale bei Neustadt, Kissingen und Hammelburg und schiebe Spitzen in nördlicher und nordwestlicher Richtung vor. „Im Einklang hiermit wolle Euer Großherzogliche Hoheit auf der Fuldaer Straße möglichst weit gegen Schlüchtern vorgehen und die Defileen halten. Indem ich daher erwarte, daß das 8. Bundeskorps eine starke Entsendung in die Defileen, welche auf der Straße Gelnhausen—Schlüchtern liegen, vorrücken lasse, befehle ich zugleich, daß eine Brigade dieses Korps sich möglichst schnell per Eisenbahn nach Gemünden verflüge und mir ihre Ankunft daselbst melde.“

Vom Marsch des 8. Korps an die Saale ist auch in diesem Schreiben abermals nicht die Rede. Nach dem ersten Satz der Weisungen für dieses Korps soll es in seiner Gesamtheit möglichst weit gegen Schlüchtern vorgehen. Demnächst wird diese Forderung wieder abgeschwächt und auf eine starke Entsendung in die Talengen der Rinzig unterhalb Schlüchtern beschränkt. Wenn dann Prinz Alexander außerdem noch eine Brigade nach Gemünden sandte, so erlaubte ihm der Oberfeldherr mit der Masse seiner Streitkräfte bei Frankfurt a. M. zu bleiben und nach eigenem Gutdünken weiter zu handeln.

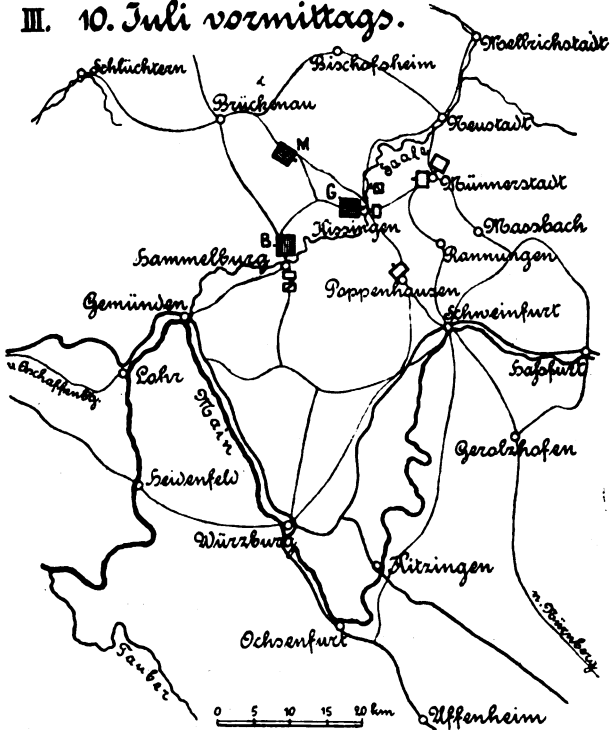
Die Kritik hat bisher dem Prinzen Alexander mit mehr oder weniger Schärfe den Vorwurf gemacht, daß er sich wiederholt berechtigten Forderungen

des Oberkommandos aus wichtigen, allenfalls politisch verständlichen, jedenfalls aber unmilitärischen Gründen entzogen habe. Man muß sich im vorliegenden Falle vergegenwärtigen, daß Falkenstein soeben die Bayern unbeachtet gelassen und mit unverkennbar deutlicher Absicht die Straße Fulda—Frankfurt a. M. eingeschlagen hatte. Prinz Alexander war also mit volkstem Rechte darauf gefaßt, daß er in den allernächsten Tagen von der feindlichen Gesamtmacht angegriffen werde, und es war daher militärisch für ihn so gut wie unmöglich, sich jetzt zu Gunsten der Bayern durch Entsendung einer Brigade zu schwächen, Ich glaube, daß jedes Generalkommando einer jeden Armee seinem Oberkommando gegenüber in solcher Lage zum wenigsten eine Gegenvorstellung erheben würde. Und hier war in handgreiflichster Weise ersichtlich, daß trotz der gebieterischen Tonart des Schreibens nicht der Oberkommandierende der westdeutschen Bundesarmee, sondern der kommandierende General des 7. Korps gesprochen hatte, der für den eigentlich recht unwahrscheinlichen Fall eines preußischen Marsches nach der Saale — eines richtigen Rückzuckmarsches — dort noch eine Brigade mehr in der Hand zu haben wünschte. Nun wurde Prinz Alexander zu gleicher Zeit von des „durchlauchtigsten deutschen Bundes“ höchster Behörde und von den Regierungen der südwestdeutschen Staaten auf die besondere Wichtigkeit von Frankfurt a. M. hingewiesen, welches auch noch durch den Vormarsch preußischer Truppen von Coblenz her durch Nassau ernstlich bedroht schien, und so entschloß er sich, von der Truppenverschiebung nach Gemünden Abstand zu nehmen. Die Wiederbesetzung von Gelnhausen wurde dagegen eingeleitet.

Inzwischen war nun allerdings Falkenstein durch eine Depesche Molitkes erneut auf die Bayern hingewiesen worden und hatte sich — entgegen seiner ersten Absicht — von Fulda aus wirklich gegen die Saale gewendet. Am frühen Morgen des 10. Juli lief beim 8. Bundeskorps eine bayerische Depesche ein, welche das Vorgehen starker preußischer Kräfte über Brückenau gegen Hammelburg und Kissingen, und den Entschluß des Prinzen Karl zum Schlagen an der Saale anzeigte, zugleich auch nochmals „eine Bewegung gegen Schlüchtern“ forderte. Darauf wurde die ganze württembergische Division wieder auf Gelnhausen in Marsch gesetzt, mit der Weisung, gegen die Straße Schlüchtern—Brückenau zu demonstrieren. Diese Bewegung konnte freilich erst am 11. Juli zur Ausführung gelangen, weil die Depesche mit einem für gewöhnlich nicht benutzten Schlüssel geschrieben war, der erst herbeigeschafft werden mußte. Von der Beförderung einer Brigade nach Gemünden war in der Depesche nichts gesagt. Man könnte meinen, daß Prinz Alexander jetzt, wo die Marschrichtung der Preußen erkannt war (oder doch mit einiger Sicherheit erkannt schien), von selbst auf die frühere Weisung des Oberbefehlshabers zurückkommen mußte. Zu seiner Entschuldigung spricht aber, daß seine Hilfe jetzt aller Voraussicht nach zu spät eintraf, wie es auch wirklich der Fall gewesen wäre.

Der bayerische Rückzug von Kalten-Nordheim nach der Saale war am 5. Juli nachmittags bereits begonnen worden und von dort bis Hammelburg sind auf der großen Straße etwa zehn, bis Kissingen acht Meilen. Man hätte also bis zum 9. Juli nachmittags eigentlich Zeit genug gehabt, um sich so aufzustellen, daß man die über Brückenau nach der Saale führenden Straßen gerade vor der Front hatte. Das war aber nicht der Fall. Bei Hammelburg befand sich neben dem Gros der Kavalleriereserve nur eine Infanteriebrigade, bei Kissingen eine Infanterie- und eine Kavalleriebrigade. Die Masse des Heeres war am Abend des 9. noch bei Münnersstadt und Neustadt zurück, hatte also in vier Tagen nur sechs bzw. fünf Meilen zurückgelegt.

III. 10. Juli vormittags.



Über die Art und Weise, wie der Kampf an der Saale zu führen sei, im Hauptquartier zuerst keine Übereinstimmung der Ansichten bestanden. Ansicht v. der Tanns sollte die Masse des Heeres eine Stellung bei Poppenhausen, halbwegs zwischen Kissingen und Schweinfurt, beziehen und einen Angriff des Feindes erwarten. Man kann die Stellung nach der Ansicht v. der Tann nur als mangelhaft bezeichnen, denn das Vorgelände ist sehr waldreich und die Waldungen verhindern vielfach auch den sachgemäßen Aufbau der Stellung. Außerdem aber bietet die Stellung einem von Kissingen anrückenden Feinde eigentlich geradezu die rechte Flanke dar und gleicht diesen

Nachteil durchaus nicht etwa dadurch aus, daß man den feindlichen Flankenangriff selbst wieder in vorteilhafter Weise zu flankieren vermöchte.

Der Feldmarschall war für offensive Gefechtsführung, und in diesem Sinne ließ er am Morgen des 10. Juli eine Division von Mannerstadt nach Poppenshausen, zwei von Neustadt nach Mannerstadt rücken, um sie zur Führung des Gegenstoßes bereitzustellen. Das war ausgezeichnet disponiert, sofern der Gegner seinen Angriff ganz oder vorzugsweise auf Kissingen und Gegend richtete.

Man konnte sich dann hier den Augenblick des umfassenden Gegenstoßes so wählen, daß er den Gegner vor Vollendung seines Überganges traf — die Saale ist im allgemeinen ein wirkliches Hindernis —, und damit war ein glücklicher Erfolg wohl zu erhoffen. Die Truppen bei Hammelburg durften in diesem Falle nicht auf Unterstützung rechnen und mußten ihr Verhalten danach einrichten.

Ging der Gegner freilich mit den Hauptkräften auf Hammelburg vor und verhielt er sich bei Kissingen vorsichtig und zurückhaltend, dann befand sich der Schwerpunkt der bayerischen Kräfte zweifellos an falscher Stelle. Die vorerwähnte Depesche des Prinzen Karl an Prinz Alexander enthält allerdings sogar die Ankündigung einer bayerischen Offensive über die Saale, sofern die Preußen nicht angreifen sollten. Man stelle sich aber einmal eine preussische Division mit ihren Hinterladern bei Kissingen defensiv auf dem rechten Saale-Ufer vor, während die Bayern zum Angriff schreiten. Zum mindesten hätte ihr Widerstand lange genug gedauert, um den Hauptkräften der Main-Armee die Zeit zum Heranrücken zu gewähren.

Am 10. Juli 1866 tat nun das Glück für die Bayern, was es irgend tun konnte. Nicht nur, daß die preussischen Hauptkräfte, die Divisionen Goeben und Manteuffel, von Brückenau auf der einen Straße nach Kissingen in langer Marschkolonne marschierten, sondern sie waren dabei auch noch ohne einheitliche Leitung, weil Falkenstein sich merkwürdigerweise der Division Beyer angeschlossen hatte und sich bei Hammelburg durch den Verlauf des Kampfes fesseln ließ. Es waren bei Kissingen also alle Voraussetzungen vorhanden, um den Bayern die Gelegenheit zu einer erfolgreichen aktiven Verteidigung zu geben. Sie konnten ihren anfänglichen passiven Widerstand am Fluß so einrichten, daß er den Gegner zur Entfaltung bedeutender Kräfte zwang. Dann mußten sie langsam nachgeben und den Feind hinter sich herziehen und endlich im dritten Akte mit den bereitgestellten Reserven von zwei Seiten über die nachfolgenden Preußen herfallen und sie wieder auf das andere Ufer zurückwerfen, wo ihnen der Rest ihrer allmählich eintreffenden Streitkräfte nur noch zur Aufnahme zu dienen vermochte.

Ich will hier auf den Verlauf des 10. Juli nicht näher eingehen. Er liefert ein deutliches Beispiel dafür, wie sehr die Truppenführung im Frieden gelernt sein will, wie unbedingt notwendig jene Sicherheit und Gewandtheit

in der Befehlsgebung und im Melde- und Nachrichtenwesen ist, die wir uns bei Manövern, auf Übungsritten und im Kriegsspiel anzueignen suchen. Es ist tatsächlich das Übermaß der „Frikktion in der Maschine“, wie Clausewitz sagt, an dem bei Kissingen der gute Grundgedanke des Prinzen Karl scheitert. Da war die passive Verteidigung des Flußlaufs von der Unterführung nicht mit der Umsicht und dem taktischen Überblick angeordnet, die man sich im allgemeinen nur durch häufige Geländeübungen aneignen kann. Da wurde diese Minderwertigkeit der Flußverteidigung für das Korpskommando zur Veranlassung, sehr bedeutende Reservekräfte einfach verstärkend und während einzusetzen, wodurch sie der späteren offensiven Verwendung entzogen wurden. Da gab es endlich Mißverständnis über Mißverständnis in der Befehlsgebung und als Folge das Ausbleiben einer ganzen Division (derjenigen von Poppenhausen) in der Stunde der Entscheidung.

Trotzdem hat der am Nachmittage aus der Richtung von Münnerstadt geführte Gegenangriff beinahe den Sieg errungen. Die Division Goeben, auf dem linken Flügel oberhalb Kissingen durch einige Abteilungen von Manteuffel unterstützt, hatte sich in blutigem Kampf einen Kranz nächstliegender Höhen auf dem linken Saale-Ufer erkämpft und war dann zur Ruhe übergegangen, und dabei hatte die Führung mittleren und unteren Grades an mehreren Stellen nicht mit der nötigen Überlegung und Vorsicht gehandelt. Auf bayerischer Seite nutzte aber eine Umfassungskolonne das Gelände mit großem Geschick aus, und es gab für die Preußen einen Augenblick höchster Gefahr. Sie überwandten ihn nicht nur vermöge ihrer besseren Bewaffnung, sondern weil sie eine Zähigkeit und eine Kühnheit einzusetzen wußten, die das „Abendgefecht von Winkels“*) zu einer besonderen Ruhmesthat für die beteiligten Führer und Truppen machen. Es gelang der Division Goeben, sich in ihren Stellungen zu behaupten. Die Bayern aber traten am späten Abend den Rückzug in der Richtung an, aus der sie gekommen waren.

Bei Hammelburg hatte man bayerischerseits von vornherein den Fehler gemacht, sich auf dem rechten Saale-Ufer aufzustellen, obgleich Sperrung des Übergangs hier der allein mögliche Gefechtszweck war. Die besondere Gunst der örtlichen Verhältnisse bewahrte die Minderzahl vor einer schweren Niederlage; der mit Notwendigkeit unglückliche Verlauf des Kampfes wurde aber zum Anlaß, daß die Führung von den beiden ihr freigestellten Rückzugsrichtungen, auf Schweinfurt oder Würzburg, die letztere wählte, mit der der Gesamtheit allerdings am wenigsten gedient war.

So wie der 10. Juli geendet hatte, war die Lage der Bayern sehr ernst geworden. Etwa 2½ Divisionen waren vom Kissingener Schlachtfeld nach empfindlichen Verlusten auf Münnerstadt zurückgegangen; eine Division, verstärkt durch eine neu eingetroffene Reserve-Infanteriebrigade, stand bei Poppen-

*) Winkels liegt 2 km nordöstlich Kissingen an der Straße nach Münnerstadt.

hausen; die Hammelburger Streitkräfte nahm man am Abend noch in dortiger Gegend an. Wenn die verstärkte Division bei Poppenhausen am 11. Juli dort standzuhalten vermochte, dann mußte Vereinigung bei Schweinfurt als die beste Lösung erscheinen. Dabei empfahl es sich aber, für die Hauptmasse des Korps nicht die aller kürzeste Verbindung Münnernstadt—Rannungen—Schweinfurt zu benutzen, sondern vorsichtshalber etwas weiter östlich über Maßbach auszuholen. Wurde die bei Poppenhausen stehende Division geschlagen, dann war der Rückzug in südöstlicher Richtung auf Bamberg gar nicht zu vermeiden.

Nun rückte am Vormittag des 11. ein starker preußischer Heerteil (Division Manteuffel) in Richtung auf Poppenhausen vor, und da man mit vollstem Rechte annahm, daß ihm weitere Kräfte folgen würden, so ließ man die Division bei Poppenhausen zunächst den noch hinter ihr verfügbaren Raum ausnutzen und auf die Höhen unmittelbar vor Schweinfurt zurückgehen, wo ihr auch aus der Tete der Hauptmarschkolonnen am raschesten weitere Verstärkungen zugeführt werden konnten. Die Hauptmasse der von Münnernstadt kommenden Truppen aber erhielt nunmehr die Richtung auf Haßfurt (20 km oberhalb Schweinfurt) angewiesen. Diese Truppen blieben für heute etwa halbwegs zwischen Münnernstadt und Haßfurt stehen und gelangten auch am 12. Juli noch nicht sämtlich nach Haßfurt, wahrscheinlich weil ihr Rückmarsch durch voraufgehende Kolonnen und Trains gehemmt wurde und weil deren Abmarsch auch nach der feindlichen Seite hin gedeckt werden mußte.

Wenn der preußische Angriff am 11. ausblieb, so wurde er natürlich um so wahrscheinlicher für den 12. Dafür war aber an diesem Tage ein nachhaltiger Widerstand auf dem rechten Flußufer auch nicht mehr nötig, man konnte sich auf die Verteidigung des linken beschränken. Ganz besondere natürliche Vorzüge besitzt die Aufstellung südlich Schweinfurt aber nicht, und Prinz Karl konnte vorerst kaum ein großes Vertrauen zu diesem Widerstande haben, so lange er nur über einen beschränkten Teil seiner Streitkräfte verfügte. Am 12. Juli vormittags hatte er aber nur 26, bis zum Abend 29 Bataillone mit 60 Geschützen verfügbar und durfte auf weitere Verstärkungen in keiner Weise mehr rechnen. Griff Falkenstein jetzt mit allen Kräften an und mußte Prinz Karl bei Schweinfurt weichen, dann waren die auf Haßfurt in Marsch gesetzten Truppen (15 Bataillone mit etwa 50 Geschützen, sowie jene Trains und Kolonnen) unzweifelhaft auf den Rückzug nach Bamberg angewiesen, und wenn man sich mit ihnen vereinigen wollte, so mußte man, da westlich Bamberg große Wäldungen liegen, die Richtung auf Nürnberg einschlagen.

Daß eine derartige Maßnahme auch wirklich erwogen sein muß, dafür findet sich eine sehr interessante Andeutung in einer Depesche, die der württembergische Major v. Suckow — von Prinz Alexander zur Aufnahme der Verbindung entjandt — am 11. Juli abends aus Würzburg an den Führer des

8. Bundeskorps richtete. Sudow hatte in Würzburg auf der Durchreise den Generalstabschef der bayerischen Reservekavallerie gesprochen und meldet, daß die Bayern 3. Bt. in Haßfurt, Schweinfurt und Würzburg stehen (was der bayerische Offizier bezüglich der beiden ersteren Punkte nur durch Mitteilung aus dem Hauptquartier wissen konnte), und daß die Absicht vorliege, alles nach Nürnberg hin zu vereinigen (vergl. Lettow S. 210).

Nun haben wir aber vom 12. Juli vormittags 10 Uhr zwei höchst merkwürdige Dokumente, die auf einen ganz anderen Gedankengang des Feldmarschalls hinweisen. Ein Bericht an den König von Bayern schließt mit den Worten: „Kann der Unterzeichnete sich ohne Gefahr einer Katastrophe nicht mehr bei Schweinfurt halten, so beabsichtigt derselbe, die Armee nach Würzburg zu führen.“ Und ein Telegramm an das Kriegsministerium lautet: „Armee steht bei Schweinfurt und Haßfurt, Kavalleriereservekorps mit 6. Brigade bei Würzburg. Wenn nicht zu heftig gedrängt, bleibe ich bei Schweinfurt, außerdem*) Abmarsch nach Würzburg beabsichtigt. Lasse eben die Truppen hinter den Main zurückgehen.“ Ich habe, als ich diese Citate bei Lettow (S. 264) fand, zuerst geglaubt, es könne im Original bei flüchtiger Schrift mit lateinischen Buchstaben der Name Nürnberg vielleicht so aussehen, daß man statt seiner Würzburg lese, und als Lettow auf Befragen bestimmt bei Würzburg beharrte, habe ich mich mit der Bitte um Auskunft an den Vorstand des bayerischen Kriegsarchivs gewendet. Danach kann nun kein Zweifel mehr sein: es heißt wirklich Würzburg. Natürlich kann es nur bedeuten, daß man trotz aller eigenen Bedrängnis noch an die Vereinigung mit dem Bundesgenossen dachte. Aber man kommt doch mit Notwendigkeit zu dem Ergebnis, daß eine Verwirklichung solcher Gedanken völlig ausgeschlossen war.

Wenn die Preußen bei Schweinfurt in siegreichem Kampfe vom rechten auf das linke Main-Ufer vordrangen, so konnte Prinz Karl unmöglich unter ihren Augen vom linken auf das rechte übergehen, um nach Würzburg zu marschieren und dort wieder das linke Ufer zu erreichen. Er konnte ja freilich auf dem linken Ufer stromabwärts marschieren bis in die Gegend von Rüggingen und Ochsenfurt — wie ich das schon früher erörtert habe — und konnte dann, statt einfach nach Westen umzubiegen, den Marsch nach Würzburg fortsetzen. Das bedeutete aber unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Lage vom 12. Juli vormittags die völlige Trennung von der Haßfurter Heeresgruppe, und es konnte außerdem, wenn Falkenstein folgte, zum Kampf mit verwandter Front führen. Möglicherweise könnte man daran gedacht haben, im Falle des ersten preußischen Angriffs die Haßfurter Truppen (ohne die Trains) auf der Eisenbahn Bamberg—Nürnberg—Gunzenhausen—Ansbach—Ochsenfurt heranzuziehen. Das hätte ungefähr drei Tage erfordert, und so lange konnte man bei freiwillig angetretenem Rückzug den feindlichen

*) D. h. anderenfalls, nämlich wenn der Feind stark drängt. D. V.

Vormarsch von Schweinfurt über Kitzingen voraussichtlich verzögern. Aber wenn dergleichen beabsichtigt war, dann hätten die beiden obigen Äußerungen vermutlich eine andere Fassung erhalten.

Diese Angelegenheit wird dadurch noch besonders verwickelt, daß wir von demselben Tage eine dritte Äußerung des Prinzen Karl über die Lage besitzen, und zwar aus den Abendstunden, nachdem ein Angriff der Preußen für heute nicht erfolgt, also jedenfalls ein Tag für die Wiedervereinigung des Heeres gewonnen war. Ich bemerke hierzu ausdrücklich, daß der Rechtsabmarsch Falkensteins von der Saale nach Frankfurt am 12. abends noch nicht bekannt war, was man nach der Darstellung des bayerischen Generalstabswerts glauben könnte. Es hat zwar am 12. Juli der Hauptmann Fleschuez vom Generalstabe des Hauptquartiers*) wirklich Schweinfurt einen ausgezeichneten Erkundungsritt ausgeführt, hat den Marsch einer gemischten Kolonne von Brigadestärke in westlicher Richtung beobachtet, hat mit seinen wenigen Begleitern einen erheblich überlegenen Trupp Nachzügler angegriffen und sechs Gefangene eingebracht, welche einerseits Gemünden, andererseits Kitzingen als das weitere Marschziel ihrer Truppe bezeichneten. Aus dieser vereinzeltten Meldung war aber die Sachlage noch durchaus nicht zu ersehen und ist auch nicht daraus ersehen worden. Vielmehr hat daraufhin der nach Würzburg zurückgegangene Heerteil noch die Weisung erhalten, nach Kitzingen abzurücken und den dortigen Übergang zu zerstören, eine Maßregel, die ganz unzweifelhaft beweist, daß man noch sehr stark mit dem Bestehen eines preussischen Angriffs rechnete. Wäre das bayerische Hauptquartier wirklich am 12. Juli bereits über den Rechtsabmarsch Falkensteins im Klaren gewesen, so bedürfte es der besonderen Rechtfertigung, warum man nicht unmittelbar hinter dem Gegner hermarschierte. Unter den verschiedenen Gründen, die das Generalstabswert in diesem Sinne anführt, lautet der eine dahin, „daß man durch das Nachrücken in den Speffart den Feind abermals im Besitz der inneren Linie gelassen haben würde“. Man sieht aus diesem Beispiele, wie einseitig die Theorie von der Überlegenheit der Operation auf der inneren Linie bereits geworden war.

Die dritte Äußerung des Prinzen Karl, von der ich berichten will, ist die Antwort auf eine Anfrage des 8. Bundeskorps.

Prinz Alexander hatte sich gleich am 10. Juli auf die erste Nachricht vom preussischen Vorgehen in Richtung auf die Bayern klar zu machen gesucht, wie er nunmehr zu handeln hätte. Zu einem Eingreifen in die Entscheidung an der Saale fehlte die Zeit, die Würfel mußten dort voraussichtlich am 10. Juli fallen. Man hatte also entweder mit einem Siege oder mit einer Niederlage der Bayern zu rechnen. Im ersteren Falle wollte Prinz Alexander sofort im Kinzig-Tale in Richtung auf Fulda auf die Rückzugslinie der

*) Er lebt in München als General der Kavallerie 3. D.

Preußen vorgehen; im Falle der bayerischen Niederlage wollte er über den Speffart hinüber, entweder auf Vohr—Gemünden oder auf Heidenfeld rücken, um dem Bundesgenossen auf dem nächsten Wege die Hand zu reichen. Der erstere Gedanke war sehr einfach und sachgemäß, der zweite konnte ohne nähere Kenntnis der bayerischen Anschauungen und Absichten für den Fall eines Rückzugs überhaupt keine festere Gestalt gewinnen. Daher ließ es sich Prinz Alexander nicht verdrießen, immer wieder telegraphisch bei dem Oberfeldherrn anzufragen, was er beabsichtige, und sandte außerdem den schon früher erwähnten Major v. Suckow ab, um mündlich seine Gedanken und Vorschläge entwickeln zu lassen. Zu den letzteren gehörte auch, daß die Bayern sich von der Saale aus nach Würzburg wenden möchten, um von hier aus in der einen oder anderen Weise die unmittelbare Fühlung mit dem über den Speffart heranrückenden 8. Korps zu gewinnen.

Wir haben schon vorher gesehen, daß v. Suckow am 11. abends in Würzburg war. Am 12. traf er in Gerolzhofen ein, wohin Prinz Karl um Mittag sein Hauptquartier verlegt hatte. Und auf seinen Vortrag hin erteilte nun der Feldmarschall am 12. abends schriftlich, leider nicht telegraphisch, den folgenden Bescheid:

„Die Vereinigung der beiden Armeekorps über Heidenfeld bei Würzburg, wie sie das Oberkommando des 8. Armeekorps nach Meldung des Herrn Major v. Suckow in Aussicht nimmt, erscheint unter den gegenwärtigen Umständen als zu schwer ausführbar, teils wegen der Verpflegung, teils wegen der auf dem rechten Main-Ufer stehenden preußischen Macht.

Vorteilhafter wird also die Vereinigung südlicher bewirkt, nämlich über Miltenberg—Lauberbischofsheim auf Uffenheim, umsomehr, als auch das 7. Armeekorps zur Konzentrierung auf dem linken Main-Ufer noch mehrerer Tage bedarf, so daß also die Vereinigung der beiden Armeekorps bei Uffenheim etwa am 20. Juli stattfinden wird. . . .“

Im Gegensatz sowohl zu dem frühesten Kritiker des Main-Feldzuges, Emil Anorr, wie zu Lettow, welche sich beide mit dieser Aufforderung nicht befreunden können,*) meine ich, daß sie von durchaus richtigen Anschauungen ausgeht und die für den Augenblick beste Lösung enthält. Ich habe ja schon weiter oben in meiner theoretischen Betrachtung den gleichen Gedanken entwickelt. Am Abend des 12. Juli durfte man die Hoffnung hegen, daß die Daxfurter Heerteile ungefährdet den Anschluß an das Armeekorps wiedergewinnen würden, ehe der — anscheinend infolge seiner raschen Operationen stark ermüdete — Gegner den Main-Übergang erzwang. Nach der Vereinigung war man stark genug, um langsam, Schritt für Schritt, auf dem linken Ufer stromabwärts zu weichen. Das Datum des 20. Juli ist allerdings ansehbar. Es trägt ja dem Zeitbedarf des 8. Korps reichlich Rech-

*) Vergl. Lettow, III. S. 218 und 263.

nung, ist aber in Bezug auf die Möglichkeit des bayerischen Widerstandes zwischen Schweinfurt und Uffenheim sehr sanguinisch gedacht. Wenn Faldenstein auf das linke Flußufer folgte, so würde er ein so langsames Tempo des Abmarsches — ungefähr eine Meile pro Tag — doch wohl kaum zugelassen haben. Aber wenn es nicht die Linie Ochsenfurt—Uffenheim sein konnte, in der man sich mit dem 8. Korps vereinigte, so brauchten die Bayern ja nur ihren Rückzug westwärts nach der Tauber hin fortzusetzen, um dort mit dem Bundesgenossen zu der so sehnlichst erstrebten einheitlichen Front — nunmehr das Antlitz gegen Osten — zusammenzuschließen. Diese Abänderung nach den Umständen war also leicht zu machen und brauchte in dem Schreiben vom 12. Juli noch nicht vorgesehen zu werden.

Ich begnüge mich für diesen Teil des Kriegsschauplatzes jetzt mit der Feststellung, daß man auf bayerischer Seite auch noch am 13. in Ungewißheit über die Verhältnisse beim Feinde blieb, weil eben damals die Kavallerie hier wie überall ihre kriegerische Hauptaufgabe, die der Aufklärung, vollständig vergessen hatte. Erst am 14. Juli wurde der Abmarsch der preußischen Main-Armee nach Westen bekannt. Ein zu Faldenstein entsandter Parlamentär erhielt auf seinem Wege von den Behörden und Landeseinwohnern Kenntnis über die preußischen Truppenbewegungen und sandte, nachdem ihm als zeitweiliger Aufenthaltsort des feindlichen Feldherrn Gemünden genannt worden war, einen Begleiter mit der wichtigen Nachricht zurück. Das 7. Bundeskorps stand jetzt wirklich vereinigt im Main-Bogen südlich Schweinfurt, und Prinz Karl ließ es nun in kurzen Märschen gleichfalls nach Südwesten abrücken und den Main zweimal überschreiten, so daß sich am 17. seine Hauptkräfte westlich Würzburg, die übrigen Teile bei dieser Stadt und östlich befanden.

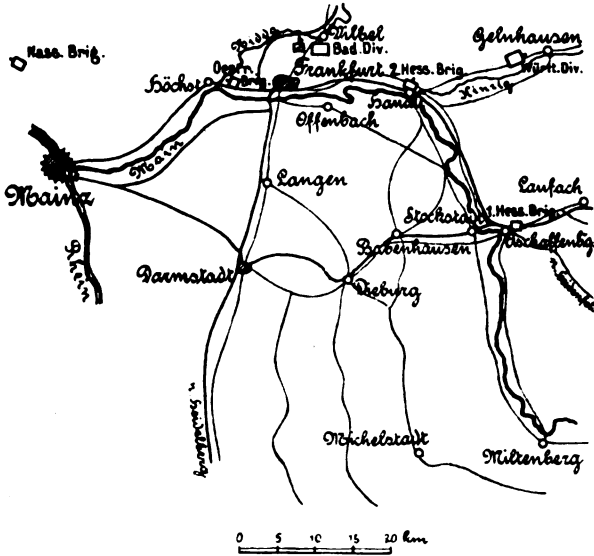
Und nun müssen wir uns wieder zum 8. Bundeskorps bei Frankfurt wenden.

Prinz Alexander hatte in der Nacht vom 10. zum 11. Juli allerdings eine Depesche aus dem bayerischen Hauptquartier erhalten, daß man auf Schweinfurt zurückgehe, seine wiederholten Anfragen nach den weiteren Absichten waren aber ohne Antwort geblieben. Am 11. nachmittags erfuhr er aus Schweinfurt — aber nicht durch das Oberkommando — daß die Preußen vor der Stadt ständen, am Abend gab Suckow aus Würzburg das richtige Bild der Lage, das wir schon kennen. Am Mittag des 12. wurde aus Gemünden das Einrücken preußischer Truppen gemeldet, eine Nachricht, die zunächst noch nicht recht zu verstehen war. Es waren Truppen der Division Goeben, die abermals das Glück hatte, die Avantgarde der Main-Armee zu bilden.

Wenn man bedenkt, daß um diese Zeit die Beendigung der Feindseligkeiten überall als ganz nahe bevorstehend angesehen wurde und daß daher die politische Forderung des unmittelbaren Landesschutzes eine sehr gerechtfertigte war, wenn man ferner ermägt, daß von Coblenz her eben eine stärkere

preußische Truppenabteilung in Nassau einrückte und in Richtung auf Frankfurt—Mainz vordrang, so muß man es dem Prinzen Alexander sehr hoch anrechnen, daß er trotz der geringen Beachtung, die er bei der Oberleitung fand, unentwegt an dem Gedanken des Abmarschs zu den Bayern festhielt und seine Vorbereitungen danach traf. Noch am 12. wurde eine Brigade der hessischen Division mit der Eisenbahn nach Aschaffenburg befördert und am 13. folgte ihr der Rest der Division nach. Die übrigen Truppen des Armeekorps sollten sich einstweilen in ihren weit auseinandergezogenen Stellungen auf der nördlichen Seite des Mains für den Abmarsch bereithalten, um alsbald nach Aschaffenburg zu folgen, sowie das Oberkommando seine Zustimmung zu dem Vorschlage des Prinzen Alexander erteilt haben würde.

IV. 12. Juli abends.



Am 13. Juli ging nun aber auch bereits die Division Goeben durch den Speffart hindurch und beide Bewegungen stießen nahe östlich Aschaffenburg aufeinander.

Hätte Prinz Alexander die uns bekannte Weisung seines Oberfeldherrn zum Marsch über Miltenberg und Tauberbischofsheim nach Uffenheim sofort auf telegraphischem Wege erhalten, hätte er sie am 12. abends bereits in Händen gehabt, so hätte er ganz zweifellos auf sein gefährliches Unternehmen verzichtet und sich damit begnügt, zur Sicherung seines Abmarsches auf dem linken Main-Ufer den Übergang bei Aschaffenburg zu sperren. Und er hätte dann ganz unbedingt seine sämtlichen Truppen bereits am 13. früh in der Richtung nach Miltenberg in Marsch gesetzt. Der 13. Juli

würde dann gezeigt haben, daß die Voraussetzung des Oberfeldherrn eine irrige war, daß die Preußen vielleicht in ihrer Gesamtheit, jedenfalls aber mit bedeutenden Kräften von den Bayern abgelassen hatten, um sich gegen das 8. Bundeskorps zu wenden. Man hätte unter solchen Umständen wohl beim Oberkommando anfragen müssen, ob die Weisung vom 12. in Gültigkeit bleibe. Einstweilen aber hätte sich das 8. Korps in einer durchaus günstigen Lage befunden. Es stand hinter dem unteren Main westlich Aschaffenburg in einer Stellung, die frontal selbst von bedeutenden Kräften nicht gut anzugreifen war, von der aus man aber zugleich die Main-Talstraße auf dem rechten Ufer nach Frankfurt mit Geschützfeuer sperrte. Nach Falkensteins Anordnungen hielt das Gros seines Heeres am 14. Juli in der Gegend von Gemünden Ruhetag und trat am 15. mit der Division Beyer den Marsch auf Gelnhausen—Hanau an, während Manteuffel über Lohr bis halbwegs Aschaffenburg hinter Goeben zu folgen hatte. Wie wir die Dinge jetzt übersehen, würde erst das Eintreffen Beyers bei Hanau am 17. Juli die Gelegenheit gegeben haben, den Widerstand des 8. Bundeskorps an der Linie des unteren Main zu überwinden.

Ich habe diese Verhältnisse eingehend erörtert, weil sich in ihnen mit geradezu überwältigender Deutlichkeit zeigt, wie das Walten des Oberkommandos immer die Grundlage des Erfolges ist. Hätte das Oberkommando am 12. seine wichtige Entscheidung telegraphisch mitgeteilt, so wäre die Niederlage des 8. Bundeskorps am 13. und 14. Juli sicher vermieden worden. Bei ihrem tatsächlichen Eintreffen war das Unheil bereits im Zuge und ein Mißgeschick führte das andere herbei.

Die hessische Division hatte um Mittag des 13. mit der zuerst eingetroffenen Brigade, welcher dann die andere bald nachfolgte, etwa eine Meile östlich Aschaffenburg Aufstellung genommen. Ihre Vortruppen gerieten bald in Fühlung mit der Division Goeben, die heute von Lohr kam und eine halbe Meile vom Gros der Hessen entfernt zur Ruhe überging. Tatsächlich infolge von Mißverständnissen, ohne Wissen und Willen des gar nicht anwesenden Divisionskommandeurs, ging nun die Masse der hessischen Division zum Angriff auf die eine Kolonne Goebens über, die ihr bei Laufach zunächst vor der Front stand. Das verhältnismäßig enge Tal begünstigte die preußische Verteidigung, der hessische Angriff aber wurde mit jener Verachtung des feindlichen Feuers und jenem Verschmähen der Deckung und eigenen vernunftgemäßen Waffengebrauchs ausgeführt, die sich zu Zeiten der alten Steinschloßflinte noch durchführen ließen, die aber vor dem Hinterlader zusammenbrechen mußten. Schwer erschüttert gingen die hessischen Truppen nach Aschaffenburg zurück.

Prinz Alexander hatte am Vormittage des 13. Juli im Hauptquartier bei Frankfurt verschiedene Nachrichten erhalten, welche den Anmarsch etwa

einer feindlichen Division auf Aschaffenburg als möglich erscheinen ließen, und hatte daher die tunlichste Verstärkung der Hessen angeordnet. Die österreichische Brigade, die mit den Nassauern zusammen eine Division bildete, sollte sofort mit der Bahn über Darmstadt nach Aschaffenburg befördert werden, eine württembergische Brigade von Hanau aus am nächsten Morgen den Main hinauf marschieren. Auch die übrigen Truppen erhielten die Weisung, am 14. mit dem Rückmarsch zu beginnen. Als am Nachmittage die Meldung vom Beginn eines Kampfes bei Aschaffenburg und vom Vorgehen der hessischen Truppen eintraf, wurde auch der Bahntransport der badischen Division in eine Stellung zwischen Babenhäusen und Aschaffenburg eingeleitet, die württembergische Division aber erhielt den Befehl, bei Hanau auf einer Kriegsbrücke das linke Main-Ufer zu gewinnen.

Prinz Alexander nahm an, daß am nächsten Tage vorwärts Aschaffenburg Kräfte genug zur Stelle sein würden, um in guter Stellung einen preussischen Angriff abzuwehren, und diese Zuversicht verleitete ihn, von der Zurückberufung seiner Truppen auf das linke Ufer auch dann Abstand zu nehmen, als ihm das Schreiben des Prinzen Karl vom vorhergehenden Tage zugegangen war. Er nahm Anstand, im Angesicht des Feindes einen Schritt zurückzutun, eine Anschauung, die hier und da allen Ernstes als ein guter militärischer Grundsatz ausgesprochen wird, die aber bei eingehender Bekanntschaft mit den Taten und Grundsätzen der großen Feldherren nicht aufrecht zu erhalten ist.

Wenn Prinz Alexander aber vorwärts Aschaffenburg schlagen wollte, so hätte er sofort am 13. abends auf den bedrohten Punkt eilen und die Leitung in die Hand nehmen, hätte vor Allem auch die gesamte Reserveartillerie mit ihren 56 Geschützen dorthin schicken sollen, die in Offenbach und Langen stand. Von diesen Orten nach Aschaffenburg sind 30 bezw. 35 km, eine Entfernung, die die Artillerie sehr bequem im Laufe der Nacht zurücklegen konnte. Organisierte er persönlich zunächst den nachhaltigsten Widerstand, so konnten ihm die am Morgen des 14. eintreffenden Verstärkungen unter Umständen vielleicht sogar die Mittel gewähren, um nach Erschütterung des Gegners selbst zum Angriff überzugehen.

In Abwesenheit des Korpskommandeurs kam es nun aber zu sehr unerquidlichen Reibungen zwischen dem hessischen General, der bisher das Kommando hatte, und dem Österreicher, der die kombinierte Division führte, und dem nach seinem Dienstalter die Leitung nunmehr zustand, und am Morgen des 14. gingen die Hessen zu demselben Zeitpunkt über den Main zurück, wo sich die Österreicher den anrückenden Preußen zum Kampfe stellten. Goeben hatte seine Anordnungen zum Angriff mit großer Umsicht getroffen und die Österreicher waren allein nicht stark genug. Als Prinz Alexander nach Mittag mit der Bahn westlich Aschaffenburg eintraf, kam ihm die geschlagene österreichische Brigade in voller Auflösung entgegen. Die beiden

festen Übergänge von Aschaffenburg und Stockstadt waren unverfehrt in die Hände des Feindes gefallen.

Bis zum Abend brachte der Prinz zur Abwehr eines etwaigen feindlichen Angriffs in seiner Stellung westlich Aschaffenburg an der Straße nach Darmstadt nicht mehr als die badiſche Division und die Österreicher zusammen. Die Hessen waren bis halbwegs Frankfurt zurückgegangen; die Württemberger hatten bei Hanau das linke Main-Ufer erreicht; die Nassauer, die vorher ihr engeres Vaterland gegen das Andringen der preußischen Besatzungstruppen von Coblenz her geschützt hatten, trafen bei Darmstadt ein.

Wenn Falkenstein am 15. Juli mit zwei seiner Divisionen bei Aschaffenburg den Main überschritten hätte, so konnte er glänzende Erfolge erzielen.*)

Prinz Alexander konnte natürlich nicht ahnen, daß seines Gegners Sinn jetzt nur darauf stand, als Sieger in Frankfurt einzuziehen; er konnte auch nach den empfindlichen Schlägen vom 13. und 14. die Verteidigung des unteren Mains nicht mehr mit so günstigen Augen ansehen, wie ich das weiter oben getan habe; er empfand vielmehr jetzt in verstärktem Maße den Wunsch baldigster Vereinigung mit den Bayern, durch die allein man dem Gegner ebenbürtig werden konnte. Es ist durchaus berechtigt, daß er den ihm durch die letzte Weisung des Oberfeldherrn vorgeschriebenen Marsch um die Südspitze des westlichsten großen Main-Bogens herum alsbald antrat. Die Trains und Kolonnen wurden auf den Umweg Darmstadt—Heidelberg—Mosbach und soweit möglich auf Benutzung der Eisenbahn bis dorthin verwiesen.

Am 19. Juli fand in Tauberbischofsheim, wohin Prinz Alexander seinen Truppen vorausgeeilt war, eine erste Besprechung der beiden Korpskommandeure über die demnächstigen weiteren Maßnahmen statt.

Bayerischerseits wünschte man, daß das 8. Bundeskorps an der Tauber einfach Front mache und daß beide Korps dann nebeneinander, mit dem rechten Flügel an den Main gelehnt, auf dessen linkem Ufer wieder vorgingen, wo sich in dem Raum bis zum Neckar vier größere Straßenzüge darbieten. Beim 8. Korps machte man hiergegen zunächst geltend, daß es bei der Umkehr auf den eben benutzten Straßen an Verpflegung fehlen könne, und ferner, daß das Hin- und Herziehen einen schlechten Eindruck auf die Truppe machen müsse. Diese Bedenken waren beide nicht stichhaltig. In ersterer Beziehung unterschätzte man die Wohlhabenheit des Landes, in dem die nachfolgenden Preußen nicht die geringsten Ernährungsschwierigkeiten gefunden haben, obgleich sie ganz ausschließlich aus der Hand in den Mund leben mußten. Und ein

*) Falkenstein verfügte allerdings am 14. Juli abends bei Aschaffenburg nur über die eine Division Goeben, aber nur darum, weil Manteuffel an diesem Tage bei Gemünden Ruhetag halten mußte. Bei etwas anderer Anordnung konnte Manteuffel am 14. abends sehr wohl hinter Goeben aufgeschlossen stehen.

Wiedervorgehen in Verbindung mit neu eingetroffenen Hilfstruppen kann niemals niederdrückend wirken.

Die erste Beratung blieb ohne Ergebnis. Bei ihrer Fortsetzung, zwei Tage später in Würzburg, kam Prinz Karl auf seinen ersten Vorschlag zurück, gab dann aber schließlich nach, und man einigte sich auf einen höchst merkwürdigen Ausweg, der schwere Gefahren in sich barg. Man beschloß nämlich, das bayerische Armeekorps auf die Straße Lohr—Aschaffenburg, das südwestdeutsche auf die Straße Heidenfeld—Aschaffenburg zu setzen, sie beide gleichzeitig durch den Speffart gehen zu lassen und bei Aschaffenburg wieder auf das linke Main-Ufer zurückzuführen, um hier eine Aufstellung mit der Front gegen Frankfurt zu nehmen.

Jedenfalls hat man angenommen, daß der Feind, der um diese Zeit mit seinen drei Divisionen bei Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg stand, diesen letzteren Ort sofort räumen und sich nach seinem rechten Flügel hin versammeln werde. Denn eigentlich jede Gegenmaßregel der Preußen mußte bei diesem Plan verhängnisvoll werden. Wenn man die weit überlegenen eigenen Massen auf eine recht schmale Front zusammendrängte und ihren Marschkolonnen eine solche Tiefe gab, daß deren rückwärtige Hälfte am ersten Tage des Zusammenstoßes nicht mehr auf das Gefechtsfeld gelangen konnte, so war das gerade das Allerfehlerhafteste, was man tun konnte. Die ganze Überlegenheit an Artillerie mußte dabei zur höchst gefährlichen Last werden, und bei der bereits erkannten Geschicklichkeit des Gegners in der Verwendung seiner Infanterie setzte man sich in den Tälern des Speffart den allergößten Gefahren aus. Die Vertreter des Gedankens betonten freilich, daß der Odenwald noch ausgedehnter sei, als der Speffart. Sie übersahen aber, daß seine Wegbarkeit eine viel größere ist und daß gerade im Berglande die größere Zahl der Marschkolonnen das einzige Mittel ist, um die eigene Überlegenheit zur Geltung zu bringen.

Am 21. Juli wurde Lohr von den Bayern besetzt und am nächsten Tage setzte sich die eine bei Würzburg noch auf dem rechten Main-Ufer befindliche Division stromabwärts in Marsch, um über Gemünden nach Lohr zu rücken. Die übrigen bayerischen Truppen blieben bis zum Eintreffen des 8. Korps westlich Würzburg, Avantgardendivision bei Heidenfeld, stehen.

Die Preußen, nunmehr unter Manteuffels Führung, hatten am 21. Juli von der Linie Frankfurt—Hanau—Aschaffenburg aus die Operationen aufs neue begonnen und schwenkten am 23. um die Südspitze des Main-Bogens bei Miltenberg herum. Goeben hatte den rechten Flügel und ging etwa eine Meile südlich dieser Stadt vorbei; Flies (Führer der bisherigen Division Manteuffel) rückte durch Miltenberg und etwa 1½ Meilen östlich darüber hinaus; Beyer, welcher bisher die Straße auf dem rechten Main-Ufer benützt hatte, ging nunmehr über den Fluß und hatte sich dicht hinter Flies zu setzen.

Dem 8. Bundeskorps war die Annäherung des Gegners bekannt; nach einer Kundschafternachricht glaubte man es aber nur mit einer Division zu tun zu haben, und Prinz Alexander hatte seine Vortruppen auf dem linken Tauber-Ufer besonders stark gemacht, um bei deren nachhaltigem Widerstande größere Klarheit über den Feind zu erlangen. Er beabsichtigte sogar einen Offensivstoß mit der ganzen heffischen Division, der aber zu seinem Glücke infolge verspäteten Eintreffens des bezüglichen Befehls unterblieb. Das befohlene Vorgehen hätte diese Truppe so recht in die Mitte der feindlichen Marschkolonnen hineingeführt, und man darf mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß daraus eine schwere Niederlage der Hessen entstanden wäre. Von der zur Stelle befindlichen Reservekavallerie wurde — natürlich! — kein Gebrauch gemacht; sie hielt hinter der eigenen Infanterie, den Augenblick zur Attacke vergeblich erwartend. Immerhin war auf dem rechten Flügel durch das Vorgehen eines badischen Reconnoszierungsdetachements und durch ein daran anschließendes Gefecht der Vormarsch starker preussischer Kräfte festgestellt worden, und weiter im Süden war eine badische Eskadron mit überlegener preussischer Kavallerie zusammengestoßen. Prinz Alexander hatte jedenfalls den Eindruck, daß die feindliche Bewegung doch sehr viel ernster zu nehmen sei, als er anfänglich gedacht, ganz besonders auch darum, weil sie im Norden bis nahe an die Tauber heran fortgesetzt wurde, und so führte er am Morgen des 24. Juli seine Truppen sämtlich hinter die Tauber zurück.



Die Offensive durch den Speßart war jetzt selbstverständlich aufzugeben und man mußte sich auf Kämpfe an der Tauber einrichten. Die Tauber ist kein bedeutendes Hindernis, man kann an vielen Stellen durch sie hindurchgehen. Immerhin ist es eine alte Erfahrung, daß sich auch bei solchen Gewässern der Angriff mit Vorliebe auf die bestehenden oder im Gefecht hergestellten Brücken zusammendrängt. Nach Maßgabe des feindlichen Anmarsches kam für etwaige unmittelbare Verteidigung nur die Strecke Wertheim—Tauberbischofsheim in Betracht; denn eine weitausholende Umfassung im Süden war für die erheblich schwächeren Preußen viel zu gefährlich. Die obige Flußstrecke ist mit etwas über zwei Meilen Lustlinie für die unmittelbar verfügbaren Kräfte der Verbündeten, d. h. für etwa 80 Bataillone mit sehr starker Artillerie, nicht übermäßig lang. Die einfache Verteidigung, unter Zurückhaltung angemessener Reserven, war also keineswegs aussichtslos. Da man aber, um den Feind entscheidend zu schlagen, allemal der Verteidigung ein gut Stück Angriff beimischen muß, so war es zweifellos besser, dem Angreifer am Flusse selbst nur mäßigen Widerstand zu leisten, ihn dadurch zur Entwicklung und zum Zeigen seiner Kräfteverteilung zu zwingen, ihn dann aber hinüberzulassen und ihn anzugreifen, wenn er auf dem rechten Ufer vorwärts strebte. Die Masse des Heeres mußte dazu von Anfang an 8 bis 10 km hinter dem Fluß stehen. Es empfahl sich alsdann, sie nach Maßgabe des vorhandenen Wegenezes in zwei Hauptgruppen an den beiden Hauptstraßen bereitzustellen. Das Verfahren der Avantgarde am Flusse regelte sich für die beiden äußeren Flügel dahin, daß sie unter Freimachung der Front nach außen auszuweichen hatten; für die Abteilungen in der Mitte mußten die örtlichen Verhältnisse den Ausschlag geben.

Am allerbesten aber hätte man die eigene Überlegenheit ausgenützt, wenn man die bayerischen Hauptkräfte nach der Gegend von Heidenfeld hinschob, um ihnen den umfassenden Angriff von Norden her zu ermöglichen, sobald der Feind auf dem rechten Tauber-Ufer vorwärts drang. Denn diese Angriffsrichtung war für den Feind die gefährlichste, sie setzte ihn der ersten Gefahr aus, seinen Rückzug zu verlieren.

Wenn Prinz Karl in der Nacht vom 23. zum 24. Juli die Verteidigung der Tauber-Linie nach einem dieser drei Gesichtspunkte geregelt hätte, so konnte man den kommenden Ereignissen mit volstem Vertrauen entgegensehen. Und sollte sich dann etwa herausstellen, daß der Feind zu vorsichtig war, um die Tauber zu überschreiten, so konnte die Bundesarmee selbst mit vollem Recht die Offensive ergreifen.

Aber das Kommando des 8. Bundeskorps versäumte es, am 23. Juli abends den Stand der Dinge telegraphisch nach Würzburg zu melden. Es verfaßte einen umfangreichen Bericht, der erst am nächsten Morgen im Hauptquartier eintraf. Prinz Karl ordnete nun zwar am 24. früh sofort die Heranziehung seiner nach Gemünden entsandten Division mittelst der Eisen-

bahn an und wollte die Masse des 7. Korps halbwegs zwischen Wertheim und Würzburg enger zusammen rücken lassen; er unterließ es aber, zum wenigsten eine starke Avantgarde sogleich bis in die Nähe der Tauber vorzuschieben, so daß sie in gleicher Höhe mit dem 8. Korps stand, und er ließ diesen ganzen Tag dahingehen, ohne einen einheitlichen Plan für das Verhalten beider Korps aufzustellen und ihn dem Prinzen Alexander mitzuteilen. Dagegen forderte er von diesem die Aufrechterhaltung der Verbindung, und machte ihn dafür verantwortlich, daß keine Lücke zwischen beiden Korps entstehe. Wie die Bayern selbst aber den Kampf zu führen gedachten, erfuhr der Bundesgenosse nicht.

Prinz Alexander stellte seine vier Divisionen auf der Straße Tauberbischofsheim—Würzburg in einer Weise auf, welche im allgemeinen den Grundzügen entspricht, die ich vorher für die Bereitstellung des Bundesheeres entwickelt habe. Die Masse des Armeekorps war etwa 8 km zurück in einer Aufstellung versammelt, die sowohl Angriff wie Verteidigung gestattete, und die Tauber selbst war durch Avantgarden besetzt. Bei dieser Besetzung war aber ein doppelter Fehler gemacht worden. Es waren einerseits viel zu viel Truppen dazu verwandt, und zwar die ganze württembergische Division bei Tauberbischofsheim, eine bairische Brigade etwa 6 km weiter unterhalb; dann aber war das Verhalten dieser vorgeschobenen Truppen nicht einheitlich in dem Sinne geregelt, wie ich es oben erörtert habe. Man hatte sie vielmehr einfach dorthin gestellt und ihnen überlassen, wie sie den Kampf zu führen gedachten. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die zu verschiedenen Verbänden gehörigen Truppen unter solchen Umständen wirklich nach einem einheitlichen Gesichtspunkte gehandelt hätten, und tatsächlich ist auch hier wieder einmal aus dem Fehlen des leitenden Gedankens eine Niederlage erwachsen.

Manteuffel hatte am 24. Juli zwar die Division Beyer in die Mitte zwischen Goeben und Fliß hineingeschoben, der ganzen Heeresfront aber nur ein Herangehen an die Tauber aufgegeben. Er erwartete hier Widerstand und wollte seine entscheidenden Maßnahmen erst nach eingehender Erkundung treffen.

Es waren Goebens Vortruppen, die am Nachmittag sowohl bei Tauberbischofsheim wie weiter unterhalb die Fühlung mit dem Feinde gewannen. Kaum hatten nun einige preussische Bataillone sich der Stadt Tauberbischofsheim bemächtigt, die auf dem linken Ufer liegt und vom rechten Ufer aus unter keinen Umständen dauernd behauptet werden kann, als die Württemberger in ebenso tapferer, wie durchaus ungewöhnlicher Weise dazu übergingen, ihre Kräfte in stetig wiederholten Rückeroberungsversuchen zu erschöpfen. Es wurden nacheinander fünf verschiedene Angriffe ausgeführt, freilich keiner mit der Gesamtheit der verfügbaren Kräfte zu gleicher Zeit. Alle Vorteile der Örtlichkeit waren dabei auf Seiten der Preußen, und wenn

die Württemberger auch eine Geschützzahl einsetzten, wie sie in diesem Felzuge sonst nirgends zur Geltung gebracht worden ist, so gelang es damit doch nicht, das ungeheure Übergewicht auszugleichen, welches der Hinterlader in guter Deckung den Preußen bot. Der ohne jeden taktischen Zweck geführte Kampf verführte aber auch noch den Prinzen Alexander dazu, zeitweise von seinem ersten Gedanken abzugehen. Er ließ das Gros des Armeekorps auf die vorderen Höhen des rechten Ufers vorrücken, um es hier zur Verteidigung aufzustellen.

Während der Ausführung dieser Bewegungen mußte er nun aber erfahren, daß die badische Brigade inzwischen die unmittelbare Flußverteidigung aufgegeben hatte und in die Hauptstellung des Korps zurückgegangen war, daß sich jetzt also noch ein weiterer Übergang über den Fluß in Feindeshänden befand. Ich betone hier ganz ausdrücklich, daß nach meiner Ansicht das badische Verhalten durch gute militärische Gründe vollständig erklärt ist und daß das Korpskommando die Schuld für alle entstandene Verwirrung lediglich in der Unklarheit und Unbestimmtheit seiner Anordnungen und in dem durchaus unbegründeten Wechsel der eigenen Absicht zu suchen hatte. Denn eine reine Defensivschlacht auf den Höhen des rechten Talrandes durfte das 8. Korps für sich allein gar nicht ins Auge fassen, weil der Flußlauf unterhalb von Werbach in keiner Weise besetzt und verteidigt war.

So blieb denn dem Prinzen Alexander am Abend des 24. Juli nichts anderes übrig, als — grollend über die fehlende bayerische Unterstützung — auf der Straße nach Würzburg mit allen Kräften in die erste Aufstellung seines Gros zurückzugehen.

So interessant es für den Soldaten ist, an der Hand von Lettows eingehender Darstellung genau zu erkennen, wie groß der Einfluß ist, den die Technik des Dienstes in einem Hauptquartier auf den Gang der Ereignisse übt, so muß ich mich doch hier auf den kurzen Hinweis beschränken, daß in erster Linie wieder die Reibungen im Verkehr der Kommandobehörden die Schuld tragen, wenn der 25. Juli den süddeutschen Truppen neue Unglücksfälle bringt.

Aber auch der Grundgedanke des bayerischen Oberkommandos für diesen Tag kann vor einer ernsteren Prüfung nicht bestehen. Ein Schreiben des Prinzen Karl vom 25. Juli 9 Uhr vormittags an das 8. Korps nimmt irrtümlich an, daß die Tauber-Linie noch behauptet werde und fordert „ein festes Ausharren mit ganzer Kraft, während gleichzeitig das bayerische Armeekorps zur Unterstützung herbeieilt“. Dasselbe Schreiben erklärt aber auch diejenige Art und Weise der Unterstützung, die uns als die einfachste und ungefährlichste erscheinen muß, nämlich das gerade Vorrücken der verfügbaren bayerischen Kräfte in Richtung auf Wertheim, für „eine Zersplitterung der Kräfte, die nur nachteilig sein könnte“. Deshalb

hatten die beiden zunächst verfügbaren bayerischen Divisionen bereits Befehl erhalten, sich hinter dem rechten Flügel des 8. Korps, dicht nördlich der Straße Tauberbischofsheim—Würzburg aufzustellen, und nach dem bayerischen Generalstabswert (S. 179) lag es in der Absicht, von hier aus keilsförmig in die feindliche Schlachtlinie einzudringen, so daß die Preußen gezwungen wären, „erzentrifch gegen Tauberbischofsheim und Wertheim zurückzuweichen“. Es ist also echt Napoleonische Massenstoßtaktik, in der man in diesem Augenblick das Heil suchte, nicht aber Ausnutzung der weitüberlegenen Feuerkraft, über die man verfügte und die in der Gesamtzahl der Gewehre und Geschütze, besonders aber in der Zahl der gezogenen Geschütze, zum Ausdruck kam.*) Nichts konnte verderblicher sein, als der Gedanke des Centrumsdurchbruches, gegenüber einer tüchtigen, mit Hinterladergewehren bewaffneten Infanterie!

Die eben erwähnte Verschiebung von zwei bayerischen Divisionen, von der Straße Würzburg—Wertheim nach der Straße Würzburg—Tauberbischofsheim hin, erfolgte am 25. Juli so spät und zögernd, daß sie nur dann wirklich gelingen konnte, wenn die Preußen auch heute noch von jedem Vorgehen über die untere Tauber Abstand nahmen.

Nun hat Manteuffel sein Vorgehen am 25. Juli zwar mit großer Vorsicht eingeleitet, weil er über die Stärke der Bayern im Main-Tale und in dem Flußbogen, nördlich der Straße Wertheim—Würzburg, noch nicht die wünschenswerte Klarheit erlangt hatte und weil er es vermeiden mußte, einem kräftigen Angriff aus jener Richtung die Flanke zu bieten. Aber wenn er auch Flies als starke linke Flügelstaffel zurückhielt, so ging doch gegen Mittag Beyer als Centrum und Goeben als rechter Flügel über die Tauber vor und Beyers Bewegung war es, welche den verspätet eingeleiteten Flankenmarsch der Bayern unmöglich machte. Sie verwickelte in der Gegend von Helmstadt nacheinander die Hauptkräfte von zwei bayerischen Divisionen in unglückliche Gefechte. Prinz Karl war zur Stelle und verfügte über recht beträchtliche Reserven, nämlich über das Gros der von Gemünden herangeförderten Division, über die Reserve-Infanteriebrigade sowie über starke Kavallerie und Artillerie, während die bisherige Avantgardendivision, die bei Heidenfeld gestanden hatte, allerdings noch nicht herangekommen war. Der Feldmarschall nahm aber Anstand, diese Kräfte in einem Teilgefechte einzusetzen. Am Abend stand das bayerische Korps mit drei Divisionen ziemlich eng versammelt bei Hofbrunn, auf der nördlichen Hauptstraße nach Würzburg, mit einer Division zwischen dieser und der südlichen Straße, auf der sich das 8. Korps befand. Aber diese letztere Division hatte im Gefechte schwer gelitten und konnte als ein zuverlässiges Bindeglied nicht gelten.

*) Gesamtstärken damals ungefähr: Verbündete 75 000 Mann Infanterie, 270 Geschütze, darunter 142 gezogene; Preußen 45 000 Mann Infanterie, 120 Geschütze, darunter 66 gezogene.

Prinz Alexander war am Vormittag des 25. zunächst in seiner Aufstellung etwa eine Meile hinter der Tauber verblieben. Da aber Befehle des Oberkommandos nicht eingingen, dagegen von seinem rechten Flügel her das Zurückgehen benachbarter bayerischer Vortruppen gemeldet wurde, so führte er gegen Mittag eine kurze Rückzugsbewegung aus, um dadurch endlich in gleiche Höhe mit den Bayern zu gelangen. Demnächst traf er seine Anordnungen so, daß eine Division westlich Gerchsheim in günstiger Verteidigungsstellung die Straße sperrte, während die Masse des Korps rechts rückwärts davon so aufgestellt werden sollte, daß sie sich sowohl an Ort und Stelle schlagen, wie auch zu wirksamem Gegenangriff vorgehen konnte, sobald der Feind in den Kampf um die vorgeschobene Stellung eingetreten war. Mit einem offensiven Vorgehen des rechten Flügels würde man dann auch am wirksamsten in das Gefecht eingegriffen haben, das sich am Nachmittage bei den benachbarten bayerischen Truppen entspann.

Wenn dieser Grundabsicht eine geschickte und sachgemäße Befehlsgebung entsprach, so konnte sie einem unvorsichtigen Feinde gegenüber sehr wohl zu wirklichem Erfolge führen. Aber Goeben hütete sich wohl, in die Falle zu gehen. Er faßte die vorgeschobene Stellung frontal mit hinhaltender Gefechtsführung an und ließ einer frühzeitig gegen den feindlichen linken Flügel angelegten Umfassung die Zeit heranzukommen. Prinz Alexander mußte sich außerdem bald überzeugen, daß — wahrscheinlich infolge unklarer Befehlsgebung — ein Teil seiner Truppen im Zurückgehen verblieb, daß also die Führung einer wuchtigen Gegenoffensive bereits in Frage gestellt war. Von dem bayerischen Gefechtsfelde strömten endlich zahlreiche Flüchtlinge an seinen Reserven vorüber und der Abend brach herein. Auch hatte Prinz Alexander bereits einzelne Meldungen erhalten, aus welchen hervorging, daß die moralische Kraft seiner Truppen durch die Anstrengungen und Entbehrungen der letzten Tage, unter dem Drucke des stetigen Mißgeschicks, erheblich gelitten hatte. Da gab er den Kampf auf und trat unter leichtem Gefechte den Rückzug auf Würzburg an.

Als Prinz Karl im Laufe der Nacht die Meldung von diesem Rückzug erhielt, erkannte er sofort, daß nunmehr jede Möglichkeit eines gemeinsamen offensiven Vorgehens endgültig ausgeschlossen war. Er beschloß, sein Armeekorps unterhalb Würzburg über den Main zurückzuführen, war indessen gezwungen, vorläufig noch standzuhalten, weil die Herstellung von Kriegsbrücken einige Zeit in Anspruch nahm und weil sich die Trains und Kolonnen auch noch auf dem linken Ufer befanden.

Am Abend des 25. Juli war aber Beyer in naher Fühlung mit den bayerischen Truppen verblieben und es war eine starke Avantgarde von Flies dicht an sie herangerückt. So entspann sich in erster Morgenfrühe des 26. erneuter Kampf, der allmählich größere Verhältnisse annahm und endlich die gesamten Kräfte von Beyer und Flies in Bewegung brachte. Vor ihnen

gingen die Bayern langsam fechtend in eine sehr gute Verteidigungsstellung nordwestlich von Würzburg zurück. Hier fand vor allem ihre zahlreiche Artillerie ein ganz ausgezeichnetes Schußfeld. Der rechte Flügel war nach dem Main hin zurückgebogen, der linke reichte bis nahe an die Straße Tauberbischofsheim—Würzburg, auf der sich noch weiter östlich und dicht vor Würzburg das 8. Korps befand. So lange dieses Korps noch auf dem linken Main-Ufer stand, konnte es einer Umfassung des linken bayerischen Flügels angriffsweise entgegentreten und ihn dadurch in allerwirksamster Weise schützen.

Es muß hiernach sehr fraglich erscheinen, ob die preußische Main-Armee trotz aller erzielten Erfolge überhaupt stark genug war, um die ihr hier entgegentretende Stellung zu überwinden, ob zumal ihre Geschützzahl zur Bewältigung dieser Aufgabe auch nur annähernd ausgereicht hätte.

Außerdem aber hatte Manteuffel am 25. abends noch kein so klares Bild von der Lage gewonnen, wie er es selbst für erforderlich hielt, um in einem höchst unübersichtlichen Gelände (mit starker Waldbedeckung auf hügeligem Untergrunde) kühn und entschlossen vorzugehen. Ihm fehlte besonders noch die Gewißheit, ob seine linke Flanke auch vor einem ernststen bayerischen Angriff aus nördlicher Richtung gesichert sei, der ihm nach der Lage seiner eigenen Rückzugslinie am allerempfindlichsten sein mußte. Nur so ist es zu erklären, daß er am 26. Juli zunächst nicht vorgehen, sondern in der erreichten Aufstellung die weitere Entwicklung der Dinge abwarten wollte, und daß er seine Befehle in diesem Sinne gab. Wenn Lettow meint (S. 372), daß ungenügende Versammlung der Main-Armee mitgesprochen habe, so kann ich dem nicht beistimmen.

Die drei starken Divisionen (50 Bataillone oder die Stärke von zwei gewöhnlichen Armeekorps) standen am 25. in unmittelbarer Fühlung nebeneinander auf einem Raume, der vom äußersten rechten zum äußersten linken Flügel noch nicht zwei Meilen breit war. Das ist enge Versammlung. Sofern man nicht etwa beabsichtigt, Napoleonische Sturmkolonnen zu bilden, kann man eine noch engere Versammlung im Angriffe gar nicht gebrauchen, wenigstens im Kriege nicht, wo Eisen und Blei ihre Arbeit tun. Im Frieden ist es ja leider, leider in der Regel anders. Da verlaufen die Gefechte immer so rasch, daß nur frühzeitige allerengste Vereinigung vor der Gefahr des Zuspätkommens einzelner Teile zu schützen vermag.*)

*) Im Kriegstagebuch des Oberkommandos der Main-Armee (welches unverkennbar seine endgültige Gestalt dadurch erhalten hat, daß kurze Tagesnotizen nach Abschluß der Operationen sorgfältig ausgearbeitet und vervollständigt wurden), findet sich unter dem 25. Juli allerdings auch die Angabe, daß die Division Flies im Verhältnis zur Division Beyer noch zu weit zurückgestanden habe, daß sie „noch nicht ins Alignedement der Armee eingerückt“ gewesen sei. Diese Angabe trifft aber nicht zu. Die Division Flies blieb am 25. nachmittags um nicht ganz eine Meile hinter der Division Beyer zurück, welche

Am 26. Juli 1866 entbrannte nun der Kampf ohne des Felbherrn Zutun und Manteuffel hat es versäumt, der rechten Flügeldivision abändernde Befehle zu senden. Goeben mißbilligte den Ruhetag, aber er gehorchte. Gleichwohl hat er Erkundungen ausgesandt; was er aber erfuhr, war zufällig nicht Anlaß genug, um nach dem Grundsatz zu handeln, daß veränderte Verhältnisse ein selbständiges Verfahren bedingen. So kam es, daß Goeben fehlte, als Manteuffel am Nachmittage mit zwei Divisionen vor der Front der bayerischen Stellung erschien.

Um diese Zeit hatte Prinz Alexander, über die Gesamtlage nur unvollkommen unterrichtet, bereits dem Drängen seiner Unterführer nachgegeben und hatte seine erschöpften Truppen auf das rechte Main-Ufer hinübergeschickt. Wäre Goeben jetzt zur Stelle gewesen, so hätte Manteuffel das bayerische Korps wohl angreifen dürfen, denn dessen ganze Aufstellung rechnete auf den Flankenschuß durch das 8. Korps und die Verteidigung war gerade auf dieser Seite am wenigsten vom Gelände begünstigt. Eine Niederlage der Bayern aber mußte für sie verhängnisvoll werden und ihre Führung war sich dessen voll bewußt. Der Kampf wäre also unter allen Umständen ein ungemein blutiger und hartnäckiger geworden.

Daß uns ein so ernstes Ningen damals erspart wurde, darüber müssen wir Deutschen von heute dem Schicksal ewig dankbar sein. Denn an demselben Tage wurde im fernen Nikolsburg die erste Versöhnung zwischen Nord und Süd hergestellt, der bald darauf schon die engste Verbrüderung zu Schuß und Truß, besonders gegen die Einmischungsgelüste des Erbfeindes, folgen sollte.

Am 26. nachmittags und abends gingen die Bayern unterhalb Würzburg über den Main zurück, am 27. rückten die Preußen vor und es kam zu einer Beschießung der auf dem linken Main-Ufer liegenden Feste Marienberg, die als Brückenkopf den Übergang deckt. Dann trafen die Nachrichten von dem abgeschlossenen Waffenstillstande ein und setzten den Feindseligkeiten ein Ziel.

Die erste kritische Darstellung des Main-Feldzuges durch Emil Knorr enthält (Bd. II, S. 3) den folgenden Ausspruch: „Wir werden im weiteren Verlaufe der Dinge sehen, wie die wiederholte Nichtbefolgung des Grund-

Staffelung bei der Unsicherheit der Verhältnisse in der linken Flanke durchaus angemessen erscheint, und am 26. war nach den eigenen Angaben dieses Tagebuchs die Division Flies ganz früh am Morgen mit der Gesamtheit ihrer Kräfte zur Stelle.

Das Tagebuch betont im übrigen dreimal die Unkenntnis der Verhältnisse beim Feinde, zumal die Unsicherheit darüber, wie stark der Feind sei, der auch jetzt noch in der linken Flanke stehen sollte, und es hebt ausdrücklich hervor, daß es der Division Flies — der die Aufklärung nach Norden hin vorher wiederholt und sehr dringlich aufgetragen worden war — nicht gelungen sei, die nötige Klarheit zu schaffen.

sages: allem anderen erst die Vereinigung der Kräfte zum gemeinsamen Wirken vorhergehen zu lassen, eine Hauptursache der Mißerfolge der süddeutschen Waffen wurde.“

Ich glaube, daß meine Untersuchung den Beweis für das genaue Gegenteil geliefert hat. Die Hauptursache der Mißerfolge der Süddeutschen lag darin, daß sie an dem aus der Napoleonischen Kriegsepöche überlieferten Grundsatz engster Versammlung vor Eintritt in die Entscheidung unter Umständen festhielten, durch welche ein anderes Handeln geboten war.

Sie haben sich damit die ganz außerordentliche Gunst der Lage in der ersten Juliwoche verschertzt; sie sind aus diesem Anlaß längere Zeit hindurch ohne jeden festen und klaren Operationsgedanken geblieben, und sie haben am Schlusse des Feldzuges, als die Fehler der preussischen Führung die lang-erstrebte Vereinigung wirklich herbeigeführt hatten, noch dadurch gesündigt, daß sie den strategischen Grundsatz taktisch ins Ungemessene übertrieben, daß sie die enge Vereinigung der Kräfte bis zum Massenstoße mit Napoleonischen Schlachtphalangen zu steigern gedachten.

So zeigen die süddeutschen Operationen im Main-Feldzuge ganz ebenso wie die gleichzeitigen österreichischen Operationen in Böhmen in unzweifelhaftester Weise, daß die Zeit vorbei war, für welche Jomini und Willisen ihre Kriegslehren geschrieben hatten, und auf welche die Clausewitzsche Betrachtung ohne jede Änderung und Ergänzung paßte. Sie zeigen, daß die veränderten Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Methode der Operationen erforderten, eine Methode, die Moltke begründet hat.

Mag daher der Gedanke eines wirklichen Gegensatzes zwischen Moltkescher und Napoleonischer Strategie anfänglich auch auf noch so großen Widerstand gestoßen sein, allmählich muß er zum Siege gelangen.



Über den Gefechtswert von Truppen auf dem Rückzuge.

(Mit fünf Skizzen.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Es ist begreiflich, daß man sich in der Armee nur ungern und nur nebenher mit allem beschäftigt, was an das Wort „Rückzug“ anklängt. Der Gedanke an Sieg und Verfolgung muß und soll auch jedem soldatischen Herzen viel näher liegen, als Erwägungen und Betrachtungen, wie man sich einer Niederlage entziehen kann. Aber das Kriegsglück ist bekanntlich veränderlich, und die Kriegsgeschichte beweist, daß auch die besten Feldherren an der Spitze vorzüglicher Heere nicht selten dem Feinde den Rücken zuwenden mußten. In keiner Armee wird das an sich durchaus notwendige und unerläßliche Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen so weit getrieben werden dürfen, die Möglichkeit einer Niederlage und des an eine solche sich anschließenden Rückzuges für ausgeschlossen zu halten. Erfahrungsmäßig aber kann man nur das im Kriege, auf was man sich im Frieden vorbereitet hat, und darum wird es jeder gründlichen Ausbildung zur Pflicht, auch schon im Frieden sich die Verhältnisse und Lagen klar zu machen, in die der Unterliegende im Kriege geraten kann.

Grundsätze und Lehren für einen solchen Fall aufzustellen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen, man findet solche in jedem Lehrbuch der Taktik und Strategie, die alle mehr oder weniger umfangreiche und erschöpfende Kapitel über das Wesen der Rückzüge enthalten, die ebenso vielseitig und verschiedenartig sind, wie alle anderen Handlungen im Kriege. Auf ein anderes Moment soll dagegen an der Hand einiger kriegsgeschichtlicher Beispiele hingewiesen werden, das bei Rückzügen eine außerordentlich bedeutsame Rolle spielt, nämlich die Güte der Truppe.

Die Truppen sind in den Kriegen der Neuzeit meist erst unmittelbar nach zum Teil sehr erheblichen Marschleistungen in das Gefecht getreten, in dem neue physische Anstrengungen, außerordentliche Verluste und nicht zum wenigsten der den Kämpfen mit modernen Feuerwaffen anhaftende, die Nerven der Leute

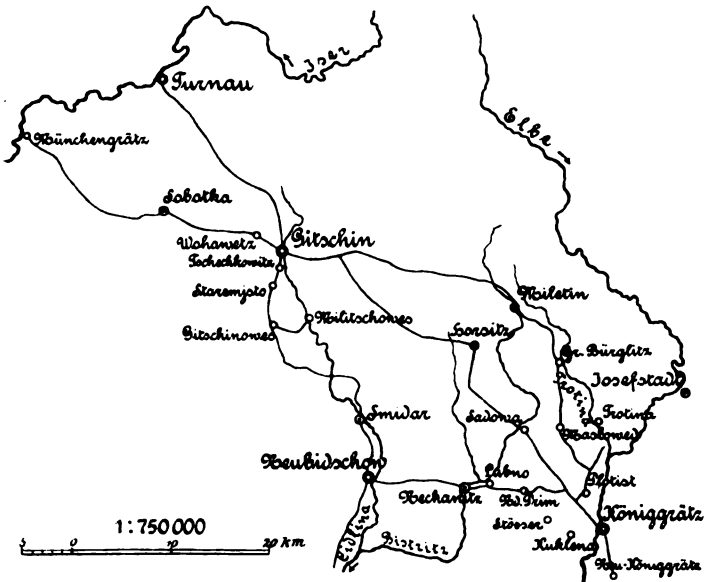
zerrüttende moralische Eindruck den Wert und die Leistungsfähigkeit des Soldaten auf eine sehr harte Probe stellten. Verhängnisvoller aber noch als die tatsächlichen Verluste sowie die Einwirkungen und Eindrücke des Kampfes selbst machte sich in den meisten Fällen der Einfluß des Rückzuges geltend. Der für diesen erlassene Befehl ging zahlreichen Truppenteilen gar nicht oder erst sehr verspätet zu, Straßen und Wege waren von Fahrzeugen der Bagagen und Trains fast immer unentwirrbar verstopft, und das Dunkel der Nacht, so sehr es andererseits das Loslösen vom Gegner und das Entkommen aus dem Bereiche der unmittelbaren taktischen Verfolgung begünstigt hatte, mußte naturgemäß die unausbleibliche Unordnung, Verwirrung und die Lockerung der an sich schon sehr durch- und auseinander gekommenen Verbände noch mehr steigern, das Abkommen ganzer Truppenteile begünstigen und dem Abbröckeln einzelner Vorschub leisten. So wurden die Märsche, deren Zeitdauer manchmal in keinem Verhältnis zu den zurückgelegten Entfernungen stand, physisch ebenso anstrengend, wie sie für den Geist der Truppen, der an sich schon durch die vorangegangene Niederlage niedergedrückt war, verhängnisvoll zu werden drohten. Erschwerend trat hinzu, daß es um die Verpflegung fast immer sehr schlecht bestellt war. Trotz alledem bewiesen die Truppen in einem der erlittenen Niederlage nur wenige Tage später nachfolgenden neuen Kampfe, daß jene Niederlage und der daran anschließende Rückzug ihren Gefechtswert nicht wesentlich herabgesetzt hatten. Der Grund für diese Erscheinung liegt klar auf der Hand, die innere Güte der Truppen hatte sie immer noch als ein brauchbares Kriegswerkzeug erhalten. Das Schicksal der französischen Vober-Armee im Jahre 1813 dagegen zeigt, daß junge, ungelübte, disziplinslose Truppen auf dem Rückzuge nach einer Niederlage beinahe jeden Gefechtswert einbüßen, und dabei war die Einwirkung der verfolgenden Blücherschen Armee doch nur eine ziemlich geringfügige, da die Unterführer das Wesen und die Bedeutung einer Verfolgung, wie sie damals von dem Führer der Schlesiſchen Armee in noch heute mustergültiger Weise angestrebt wurde, nicht zu verstehen vermochten.

I.

Rückzug des 1. österreichischen und des sächsischen Armeekorps nach dem Gefecht bei Gitschin.

Nachdem sich in den Nachmittagsstunden des 29. Juni 1866 der Kampf der 5. (v. Tümping) und 3. (v. Werder) preussischen Division gegen das 1. österreichische (Graf Clam-Gallas) und das sächsische Armeekorps (Kronprinz von Sachsen) an der Gitschin—Turnauer bezw. der Gitschin—Münchengrätzer Straße entsponnen hatte, beschloffen die Verbündeten gegen 7 Uhr nachmittags,

Skizze 1.



nach Eingang eines Befehls des Feldzeugmeisters v. Benedek, der ihnen die Fortsetzung des Abmarches zur Vereinigung mit der Hauptarmee unter Vermeidung größerer Gefechte auftrug, das Gefecht abzubrechen und noch am Abend hinter Gitschin zurückzugehen, um am anderen Morgen mit dem sächsischen Korps auf Smidar, mit dem österreichischen auf Miletin und Horstitz weiter zu marschieren. Die Loslösung der Truppen aus dem Kampfe war zum Teil mit recht erheblichen Verlusten verknüpft (Brigade Biret 800 Tote und Verwundete) und von mannigfachen Unordnungen begleitet, da die Rückzugsbefehle einzelne Truppenteile gar nicht, andere verspätet erreichten. Dank dem Umfande, daß der Gegner sich jeden Nachdrängens enthielt, ging

der Durchzug durch Gitschin zwar ohne Verluste von statten, aber da sich vier Infanteriebrigaden, die Masse der Artillerie und Kavallerie über die westlich der Stadt gelegenen Brücken drängten, entstand in dem Orte ein begriffliches Durcheinander, gesteigert durch die bereits eingetretene Dunkelheit; Truppenteile verließen sich in den engen Gassen, gerieten auf falsche Wege und kamen so von ihren Korps ab.

Gitschin wurde, nachdem preussische Abteilungen, die der über Bohawez zurückgehenden Brigade Ringelsheim gefolgt waren, vergeblich versucht hatten, sich in der Stadt festzusetzen, von der sächsischen Leibbrigade besetzt, während die sächsische Reiterdivision westlich der Stadt, Front gegen Sobotka, Vorposten bezog. Gegen Mitternacht setzte sich die Division Lümpling, nachdem sie ein abgekommenes österreichisches Bataillon mit 7 Offizieren, 478 Mann nördlich der Stadt gefangen genommen hatte, in den Besitz Gitschins, wo ihr noch zahlreiche Gefangene in die Hände fielen. Die sächsische Leibbrigade räumte die Stadt ohne Widerstand und ging auf Militshowes zurück, wo sie 4³⁰ vormittags anlangte. Die sächsische Kavallerie war, als sich die Preußen Gitschin näherten, auf Tschekowitz zurückgegangen. Die von Gitschinowes zur Deckung des Rückzuges nach Staremjsto vorgezogene Division v. Schimpff war nach erstgenanntem Orte um 1³⁰ vormittags wieder zurückgekehrt. Den Verbündeten, insonderheit dem österreichischen Korps, wurde die nächtliche Besitznahme Gitschins durch den Feind insofern sehr nachteilig, als die gerade im Gange befindliche Befehlsausgabe bei letzterem Korps für den um 3 Uhr früh beabsichtigten weiteren Rückzug jählings unterbrochen werden mußte, so daß die meisten Truppenteile, die im Dunkel der Nacht aus ihren Bivaks aufgeschreckt wurden, überhaupt keine Befehle erhielten und in arger Verwirrung sich auf falsche Straßen setzten, die zudem noch durch Trains vielfach gesperrt waren. Es war unausbleiblich, daß dieser nächtliche Rückzug auf den Geist und die Disziplin der Truppen, besonders beim österreichischen Korps, einen äußerst nachteiligen, beinahe noch schlimmeren Einfluß ausübte, als die Verluste selbst. Sie betrug:

beim österreichischen Korps 184 Offiziere, 4714 Mann, darunter unverwundete Gefangene 51 Offiziere, 1832 Mann;

bei den Sachsen 27 Offiziere, 586 Mann, darunter unverwundete Gefangene 1 Offizier, 106 Mann;

während den Preußen der Tag nur 71 Offiziere, 1482 Mann, darunter 12 Vermißte, gekostet hatte.

Der 30. Juni zeigte, wie es nach dem unfreiwilligen, überstürzten Aufbruch im Dunkel der Nacht und bei der gestörten Befehlsausgabe nicht zu verwundern ist, die Verbündeten in einem argen Durcheinander, es hatten sich nicht nur die Verbände innerhalb der Korps gelöst, sondern diese hatten sich auch untereinander gemischt. Die Brigaden Biret und Abele, die Korps-Geschützreserve der Österreicher, das 4. Bataillon und 2 Eskadrons Sachsen

trafen bereits gegen 7³⁰ morgens bei Miletin ein, von ersterer Brigade waren 200 Mann des Regiments Großfürst Konstantin auf Josephstadt, von letzterer 2 Bataillone und 1 Batterie auf Horstz, 1 Batterie auf Smidar weiter marschiert. Auch das 2. sächsische Infanteriebataillon hatte sich in der Dunkelheit in Gitschin verirrt, es wandte sich auf Horstz, marschierte fast ununterbrochen die Nacht und den folgenden Tag und traf am 1. Juli 12³⁰ vormittags, nach einem Marsche von 42 km, in Josephstadt ein, zwar völlig erschöpft, aber mit vollem Mannschaftsbestande. Die Brigaden Poschacher, Ringelsheim und Leiningen, denen ganze Truppenteile abhanden gekommen waren, sowie der kommandierende General Graf Clam-Gallas mit seinem Stabe erreichten in den Vormittagsstunden Horstz, das 18. Jägerbataillon, das Regiment Gyulai, der größte Teil des Regiments Württemberg und 2 Batterien hatten sich nach Smidar gewandt. Graf Clam-Gallas beabsichtigte zunächst sein Korps bei Horstz und Miletin zu sammeln, und am nächsten Morgen um 2 Uhr nach Königgrätz weiter zu marschieren. Diesen gegen 11 Uhr vormittags gefaßten Entschluß gab er auf, als die Brigade Leiningen, von preussischer Kavallerie (2. Garde-Ulanenregiment) verfolgt, eintraf, und befahl die sofortige Fortsetzung des Rückzuges. Um 1 Uhr nachmittags war Horstz von den Österreichern geräumt. Von ihnen erreichten die Brigaden Poschacher und Leiningen Sadowa, die Brigade Ringelsheim Plotitz. Auch hier hielt man zunächst die sehr ermüdeten Truppen unter den Waffen, da das bis in die Nacht hinein fortdauernde Eintreffen von Nachzüglern und Trains andauernd Mißverständnisse und Alarmierungen hervorrief. Die auf Miletin marschierten Teile des österreichischen Korps setzten um 5³⁰ nachmittags von dort über Groß-Bürglitz—Maslowed den Weitermarsch nach Königgrätz fort. Nach Smidar war auch die Division Stieglitz über Militischowes und die Division Schimpff von Gitschinowes, gefolgt von der sächsischen Kavalleriedivision, marschiert. Die sächsische Reserveartillerie ging bis auf 2 Batterien, die in Smidar verblieben, nach Neubidschow zurück. Auch die Kavalleriedivision Edelsheim, die bei Staremisto die Nacht verbracht hatte, erreichte auf Seitenwegen Smidar, nachdem ihr feindliche Kavallerie einen Regimentstrain abgenommen hatte. Für die Sachsen gestaltete sich der Marsch außerordentlich beschwerlich, da der vor ihnen gleichfalls auf Smidar sich zurückbewegende österreichische Train und Munitionspark fortgesetzt Stodungen hervorrief. So kam es, daß die meisten Truppenteile zur Zurücklegung der nur 2¹/₂ Meilen betragenden Entfernung Gitschin—Smidar volle 12 Stunden gebrauchten.

Am 1. Juli 2 Uhr vormittags trat das sächsische Korps, nachdem Trains und Bagagen vorausgeschickt worden waren, über Neubidschow—Mechanitz den Rückzug hinter die Bistritz zur Vereinigung mit der Hauptarmee an. Nach 12 stündigem Marsche bezog die Division Stieglitz um 2 Uhr nachmittags westlich Nieder-Prim, die Division Schimpff östlich Lubno,

die Reiterdivision östlich Nechanitz Bivak, die Reserveartillerie war bis Kullena zurückgegangen. Um im Mittel 20 km zurückzulegen, hatten die Truppen wiederum eine ganz unverhältnismäßig hohe Zeit gebraucht, nachdem ihre an und für sich knappe Nachtruhe durch einen falschen Alarm beeinträchtigt worden war. Von den vom Korps abgekommenen Teilen ruhte das 4. Infanteriebataillon den Vormittag über in der Festung Josephstadt und bezog am Nachmittag bei Trotina mit der österreichischen Brigade Henriquez Bivak. Das Bataillon fand hier zum ersten Male nach drei Tagen Gelegenheit zum Abkochen. Es blieb nebst den beiden Schwadronen Divisionsreiterei an diesem Tage in und bei Königgrätz.

Vom 1. österreichischen Korps gingen die Brigaden Boschacher und Leiningen von Sadowa nach Kullena zurück, wo auch die Brigaden Piret und Abele eintrafen, nachdem sie am Morgen nach Neu-Königgrätz gerückt waren; die Brigade Ringelsheim verblieb in dem nahe gelegenen Plotitz, die Kavalleriedivision Edelsheim hatte sich von Smidar nach Stößer herangezogen, so daß das Korps am 1. Juli seine Vereinigung wieder vollzogen hatte, während die abgekommenen sächsischen Truppenteile erst am Abend des folgenden Tages ihr Korps erreichten. Am 2. Juli verblieben die Truppen der beiden Korps in ihren Stellungen, sie fanden endlich eine kurze Ruhe und die Möglichkeit, sich zu verpflegen.

Blickt man noch einmal auf die der Schlacht von Königgrätz vorausgegangenen Tage zurück, so wird man zugeben müssen, daß sie an die physischen und moralischen Kräfte der Truppen ganz außerordentliche Anforderungen gestellt hatten. Sie traten weniger durch vorangegangene große Marschleistungen als durch die mehrtägige Entbehrung ausreichender Nachtruhe und den Mangel an Verpflegung bereits stark ermüdet in das Gefecht von Witschin ein, denn am Mittag des 29. Juni berichtete der Kronprinz von Sachsen an das Große Hauptquartier: „Truppen sehr ermüdet, Rubetag dringend notwendig.“

Jenem Kampfe, der ihnen die angegebenen Verluste brachte, folgten die Schrecknisse, Verwirrungen und Strapazen eines ungeordneten, überstürzten nächtlichen Rückzuges, der einzelne Truppenteile bis zum folgenden Abend in Bewegung hielt und selbst bei geringen Marschleistungen, wie beim sächsischen Korps, die Kräfte durch fortgesetzte, stundenlange Marschstöße aufs äußerste erschöpfte. Auch der 1. Juli brachte den Truppen, insonderheit den Sachsen, nicht die erwünschte Ruhe, letztere waren nach einer sehr kurzen, durch einen falschen Alarm gestörten Nachtruhe wiederum 12 Stunden unterwegs. Erst der 2. Juli gestattete den Truppen, sich der Ruhe hinzugeben und für ihr leibliches Wohl zu sorgen, ehe sie am folgenden Tage an dem großen Entscheidungskampfe um Königgrätz teilnahmen. In diesem lieferten namentlich die Sachsen durch ihr hervorragendes Verhalten den Beweis, daß die vorangegangenen, zum Teil außerordentlichen Anstrengungen, Entbehrungen

und Verluste ihrem moralischen Halt und ihrer Widerstandskraft keinen Eintrag getan hatten. Erst nach 7 stündigem heißen Kampfe räumen sie in guter Ordnung ihre Stellungen, während das in Reserve gehaltene 1. österreichische Korps am Nachmittag Offensivstöße ausführt, die nicht etwa an der mangelhaften Haltung der Truppen, sondern an der Überlegenheit des preußischen Zündnadelgewehrs und an dem Umstande scheiterten, daß sie zu einer Zeit befohlen wurden, als die Schlacht für die Verbündeten bereits unrettbar verloren war. Die deutlichste Sprache dürften die Verlustziffern reden: die Sachsen verloren 62 Offiziere, 1576 Mann, das 1. österreichische Korps 290 Offiziere, 9599 Mann, darunter allerdings eine große Anzahl Gejangener, was in den bekannten unglücklichen Rückzugsverhältnissen seine Erklärung findet.

Bei Abwägung der Einflüsse, die in diesem Falle eine Niederlage und ein darauf folgender Rückzug auf den moralischen und physischen Wert der Truppen ausgeübt haben, wird man allerdings nicht vergessen dürfen, daß sie sich insofern in einer sehr günstigen Lage befanden, als sich der Feind jeder Störung ihres Rückzuges enthielt.

II.

Rückzug der Division Douay nach dem Gefecht von Weißenburg.

Am 4. August 1870 stand die 2. französische Division (Douay) weit vorgehoben vor den übrigen Teilen ihres Korps (1.) bei Weißenburg mit dem Auftrage, nur im Falle eines Angriffs „sehr überlegener Kräfte“ diesen Posten aufzugeben. Nachdem General Douay nach etwa 2 stündiger Gefechtsdauer die Überzeugung gewonnen hatte, daß er es mit weit überlegenen Kräften des Feindes zu tun habe, beschloß er gegen 10³⁰ vormittags den Rückzug anzutreten und zwar auf der Straße Weißenburg—Bitsch über den Pigeonnier—Klimbach auf Lembach. Dadurch, daß der Rückzugsbefehl den Truppen zum Teil gar nicht, zum Teil sehr verspätet übermittelt wurde, und insbesondere durch den Tod des Generals Douay, der die Division für längere Zeit der Führung beraubte, wurden die rückgängigen Bewegungen erst angetreten, als der sehr überlegene Feind bereits auf Nahkampfdistanz herangekommen war. Trotzdem gestaltete sich für den linken Flügel der französischen Stellung das Loslösen vom Gegner noch verhältnismäßig leicht, da die Einnahme des vom 2. Bataillon Regiments Nr. 74 verteidigten Weißenburg unverhältnismäßig viel Kräfte des Feindes und seine Aufmerksamkeit lange Zeit in Anspruch nahm, die am Bahnhofe zurückgelassene, 300 Mann starke Arrieregarden-Abteilung vom 3. Bataillon des

Turko-Regiments einen ebenso zähen wie wirkungsvollen Widerstand leistete, das zu durchschreitende Rückzugsgelände durch Formation und Bewachung die Truppen der Sicht des Feindes sehr bald entzog und der Feind nur mit wenigen Granatschüssen, mit Infanterie und Kavallerie aber gar nicht verfolgte.

Skizze 2.



Aus diesen Gründen gelang es den Truppen des linken Flügels — dem Turko-Regiment, dem später auch die Artillerie und Kavallerie folgten — in guter Haltung, über den Vogelsberg — Steinselz — Kleeburg nach dem Pfaffenschlitz-Paß, vom Feinde nicht belästigt, den Rückzug anzutreten und Lembach in der Nacht zu erreichen. Die tapferen Verteidiger Weissenburgs — das 2. Bataillon Regiments Nr. 74 — wurden gefangengenommen, die Arrieregardenabteilung beinahe gänzlich aufgerieben. Schwieriger und verlustreicher gestaltete sich der Rückzug für die auf dem Geisberge entwickelte 1. Brigade. Hier hatte ihr Führer, der General Montmarie, das 3. Bataillon Regiments Nr. 50 und später auch das 3. Bataillon Regiments Nr. 74 nach Schafbusch zurückgenommen, um die im heftigsten Nahkampfe

stehenden ersten beiden Bataillone der genannten Regimenter aufzunehmen. Aber nur deren Trümmer, etwa 200 bis 300 Mann, entgingen dem umfassenden feindlichen Angriffe und vermochten Schafbusch zu erreichen. Unter dem Schutze einer hier zurückgelassenen, zähesten Widerstand leistenden Arriergarde gelang es den Resten der Brigade Montmarie den schützenden Buben-Eichwald zu gewinnen und ungestört vom Feinde über Bremmelbach und Sulz Hagenau um 11 Uhr abends zu erreichen. Wie auf dem linken Flügel die Erstürmung Weissenburgs, so hatte auch hier der tapfere Widerstand der Besatzung des Schlosses Geisberg, gegen das sich schließlich sieben preussische Bataillone gewandt hatten, den Gegner so sehr gefesselt, daß er darüber wirksame Maßnahmen zur Verfolgung zu treffen vergaß. Der Feind hatte gegen 2³⁰ nachmittags „das Ganze halt“ und „Sammeln“ blasen lassen und ließ sogar die Fühlung mit der 2. Division, deren Führung nach dem Tode Douays der General Pellé übernommen hatte, verlorengehen.

Am 5. August früh morgens brachen die nach Lembach gelangten Teile der Division über Wörth nach Fröschweiler auf, wo sie südwestlich des Dorfes Stellung nahmen. Hier trafen auch später die auf Hagenau zurückgegangenen Abteilungen ein, nachdem sie am Vormittag von dort mit der Eisenbahn bis Reichshofen befördert worden waren. Das 2. Bataillon Regiments Nr. 50, das seit dem 1. August zu Grenzsicherungszwecken in Selz gestanden hatte, war von dort auf Hagenau zurückgegangen und erreichte durch Fußmarsch am 6., als die Schlacht bereits beendet war, Reichshofen, nahm also am Kampfe keinen Anteil. Das Jägerbataillon Nr. 16, das sich seit dem 28. Juli zu demselben Zweck ebenfalls in Selz befand, ging am 5. nach Hagenau zurück und wurde in der Nacht zum 6. mit der Bahn bis Reichshofen befördert, von wo es nach den Höhen östlich Niederbronn marschierte.

Der 4. August hatte der 2. Division außerordentliche Verluste gebracht, sie hatte von 6690 Mann 2200, also ein Drittel ihres Bestandes eingebüßt. In der Schlacht von Wörth verriet jedoch die Haltung der Truppen in keiner Weise, daß die Schrecknisse, Aufregungen und Anstrengungen eines erbitterten Kampfes, der ihre Reihen zum Teil furchtbar gelichtet hatte, erst zwei Tage zurücklagen. Sowohl bei der Verteidigung der Dörfer Elßathhausen und Fröschweiler, als auch ganz besonders bei dem glänzenden und erfolgreichen Offensivstoß der Turcos gegen Teile des XI. und V. deutschen Korps, der erst mit der beinahe völligen Vernichtung dieses Regiments ein Ende fand, lieferten die Truppen den Beweis, daß sie durch die Niederlage bei Weissenburg an ihrem moralischen Wert und ihrer Gefechtskraft keine Einbuße erlitten hatten.

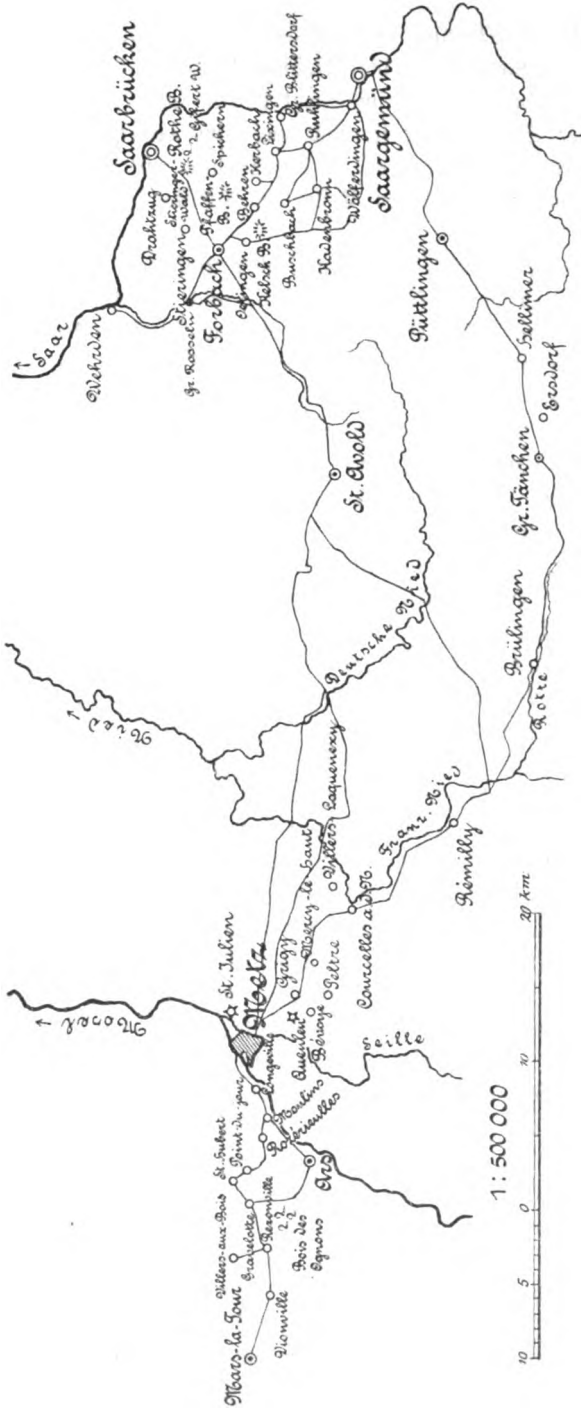
III.

Rückzug des 2. französischen Korps nach der Schlacht bei Spicheren.

Als sich General Frossard am Nachmittage des 6. August 1870 zum Rückzuge entschloß, fühlte er sich hierzu viel mehr durch die ihm über Wehrden — Groß-Rosseln drohende Umgehung als durch die ungünstige Gefechtslage seiner Truppen bewogen. Diese hatten auf dem linken Flügel durch eine energische Offensive im Tale den Feind aus dem Stieringer Waldstück hinaus auf Drahtzug zurückgeworfen, und auf dem rechten hatte man zwar den Roten Berg und den Gifert-Wald geräumt, aber es gelang, die Höhen nördlich und nordöstlich Spicheren dem erschöpften Angreifer gegenüber zu behaupten. Unter dem Schuß von Arrieregarden in und östlich Stieringen sowie auf dem Pfaffenberge gingen die Truppen, wohl nach schweren Verlusten (5500 Mann), aber keineswegs geschlagen, zurück: die Gunst des Geländes in der Front und rückwärts und die große Erschöpfung des Gegners, sowie der Einbruch der Dunkelheit gestatteten den Franzosen ein leichtes und verlustloses Loslösen von dem Gegner. Ganz besonders wurde dieses dadurch begünstigt, daß die Umgehung über Groß-Rosseln zu spät kam, und eine Umfassung der Franzosen zum Teil aus Mangel an Kräften unterblieb oder, wo sie versucht wurde, nicht zur Durchführung gelangte. Vom linken Flügel gingen die Division Vergé und Teile der Division Bataille nach dem Kelschberge, vom rechten die Division Laveaucoupet und diejenigen Truppenteile des Generals Bataille, die bei jener Division gefochten hatten, hinter den Pfaffenberg zurück.

General Frossard hatte, in Anbetracht der ihm über Wehrden drohenden Gefahr, die ihm vorgezeichnete Rückzugsrichtung nach St. Avold als zu gefährlich aufgegeben und den Rückzug in südlicher Richtung auf Saargemünd beschlossen. Bei der Wahl dieser Richtung sprach wohl auch die Hoffnung mit, daß er in ihr seine Truppen frischen Kräften näher brachte, die er in Groß-Blittersdorf und Saargemünd (Division Montaudon und 5. Korps) vermutete. Die Anordnungen für diesen nächtlichen Rückzug waren jedoch so mangelhaft, daß die Truppen mehr durch diesen als durch die Folgen des vorangegangenen Kampfes in einen Zustand gerieten, der demjenigen nach einer verlorenen Schlacht sehr ähnlich sah. Sehr ungünstig wirkte auf die Ausführung des Rückzuges, über den man ein klares Bild aus den bisherigen Quellen nicht gewinnen kann, der Umstand, daß der Entschluß, auf Saargemünd zu marschieren, dem General Frossard erst in den späten Abendstunden gekommen zu sein scheint, denn noch um 10³⁰ abends befahl er der Division Laveaucoupet, den beiden anderen auf Behren und Ottingen, also in westlicher Richtung, zu folgen. Diese Division stieß nun im Dunkel der

Striße 3.



Nacht auf die Chaussee Forbach—Saargemünd, auf der sich inzwischen Bagagen, Artillerie und die Division Vergé in südöstlicher Richtung auf Groß-Blittersdorf in Marsch gesetzt hatten, und wurde dadurch gezwungen, nördlich der Straße über Kerbach und zum Teil querselbein zu marschieren. Bei Rixingen bog sie wieder in die Chaussee ein und drängte dadurch die noch auf dieser befindlichen Teile der Division Vergé auf den Weg nach Ruhligen ab.

Auch die südlich der Chaussee über Buschbach—Ruhligen und Radenbronn—Wölferdingen führenden Wege sind gleichfalls von Truppenteilen benutzt worden. Den Beschluß bildete die Division Bataille, die erst mit Tagesgrauen am 7. aus der Gegend von Sttingen auf der Chaussee nach Groß-Blittersdorf und den südlich dieser führenden Nebenwegen aufbrach und mit der Deckung des Rückzuges betraut wurde, eine Anordnung, von der General Laveaucoupet, der ursprünglich die Arrieregarde bilden sollte, keine Kenntnis erhielt und die den Beweis liefert, daß General Frossard die Hauptgefahr für seinen Rückzug nicht von Spicheren, sondern von Forbach her fürchtete. Als er dann, kurz nach Mitternacht in Saargemünd anlangend, dort anstatt der vermuteten stärkeren Kräfte nur die Brigade Lapasset vorfand und außerdem die Niederlage von Wörth erfuhr, beschloß er, ungefümt den Marsch auf Püttlingen fortzusetzen. Von Saargemünd aus betraute er die genannte Brigade, die er seinem Befehl unterstellte, mit der Deckung des Rückzuges seines Korps, das sich am Nachmittag des 7. westlich und südwestlich Püttlingen nach einem Marsche von 25 km zusammen fand. Der Feind hatte sich jeder Störung enthalten, er hatte den Rückzug der Franzosen auf Saargemünd sogar nicht einmal bemerkt; trotzdem kann es nicht Wunder nehmen, daß die Verbände durch diesen ungeordneten nächtlichen Marsch in hohem Grade gelockert und durcheinander gebracht wurden, und der moralische Halt der Truppen dadurch eine größere Einbuße erlitt, als durch die vorangegangenen Ereignisse auf dem Schlachtfelde.

Am 8. August 3 Uhr vormittags ging das 2. Korps bis Groß-Tänchen zurück, die Divisionen Vergé und Bataille bezogen nördlich bezw. südlich dieses Ortes Bivak, die Division Laveaucoupet, die die Arrieregarde gebildet hatte, verblieb bei Ersdorf, die Kavalleriedivision noch weiter zurück bei Hellingmer; der Feind war nur mit Patrouillen gefolgt. Da die Märsche am 7. und 8. vielfach durch die vor dem Korps auf derselben Straße befindlichen Bagagen und Trains behindert und dadurch für die Truppen sehr anstrengend geworden waren, sandte General Frossard alle seine Fahrzeuge in der Nacht zum 9. nach Brüllingen voraus, bis wohin er an diesem Tage zurückzugehen gedachte. Auf dem Marsche dahin, den man mit Tagesanbruch angetreten hatte, erhielt General Frossard die Nachricht, daß der vom Kaiser zunächst beabsichtigte Rückzug der französischen Armee nach Chalons aufgegeben sei, und man an der französischen Nied sich zu schlagen beabsichtige, General

Frossard solle, wenn möglich, noch am 9. über Rémillly Courcelles a. d. N. erreichen. Nach einem zweistündigen Halt bei Brülungen setzte das Korps deshalb den Marsch in der befohlenen Richtung fort und traf sehr spät am Abend bei Rémillly ein. Es hatte auf einem 32 km langen Marsche, auf den durch heftige Regengüsse grundlos gewordenen Wegen, nicht einen Mann zurückgelassen, eine um so anerkennenswertere Leistung, als die Truppen seit drei Tagen keine regelmäßige und ausreichende Verpflegung erhalten hatten, und das Land auch nur wenig mit seinen Vorräten auszuhelfen vermochte. Vom Feinde hatten sich nur Patrouillen gezeigt.

Mit Tagesanbruch am 10. rückte das Korps in folgende Stellung: nach Willers-Laquerney die Brigade Lapasset, südwestlich davon die Division Bataille, dahinter die Division Laveaucoupet, die Division Bergé nach Mercy le Haut. Inzwischen hatte man im französischen Großen Hauptquartier den Gedanken an einen Widerstand an der französischen Nied aufgegeben und die Zuriücknahme der Armee näher an Metz heran, in die Linie vorwärts der Forts Queuleu und St. Julien, beschlossen. Das 2. Korps bezog mit den Divisionen Bergé und Bataille auf den Höhen bei Peltre, mit der Division Laveaucoupet in zweiter Linie dahinter, zwischen Grigy und Bevoy, mit der Brigade Lapasset am Schlosse von Mercy le Haut eine Stellung, in der es bis zum 13. bei andauernd schlechtem Wetter verblieb. Die drei Tage der Ruhe benutzte man, um die von einzelnen Regimentern verlorenen Ausrüstungsstücke, wie Tornister, Kochgeschirre und Zelte aus den Magazinen von Metz zu ergänzen, die jedoch nur wenig zu bieten vermochten. Im Laufe des 13. erhielt dann General Frossard den Befehl, sich zum Rückzuge auf das linke Mosel-Ufer bereit zu halten; man hatte schon wieder im Großen Hauptquartier einen anderen Entschluß gefaßt, nämlich den bereits einmal aufgegebenen, mit allen Kräften nach Châlons zurückzugehen. Am 14. ging dann der entsprechende Befehl ein, und General Frossard ließ zuerst die Artillerie und Bagagen, von 10 Uhr vormittags ab die Truppen über die Mosel gehen. Da man alle Korps und ihre Trains auf die Straße Metz — Gravelotte verwiesen hatte, traten beim Durchzuge durch Metz, in Longeville und Moulins stundenlange Marschstockungen ein, so daß das Korps erst sehr spät am Abend und stark ermüdet bei Rozérieulles Bivak bezog. So gelangte die Brigade Lapasset erst um 11 Uhr abends zur Ruhe, und die Kavalleriedivision brauchte die ganze Nacht, um sich durch Metz hindurch zu winden. Am 15. sollte das Korps Mars la Tour erreichen. Da sich aber der Marsch anderer Korps infolge der Schlacht auf dem rechten Mosel-Ufer vom Tage zuvor erheblich verzögert hatte, und der Weitermarsch auf Châlons mit allen Korps in gleicher Höhe fortgesetzt werden sollte, erhielt General Frossard den Befehl, bei Mézonville zu verbleiben, wo sein Korps zwischen 9 und 10 Uhr vormittags eintraf. Die Divisionen Bergé und Bataille bezogen westlich des genannten Ortes, die Brigade Lapasset südlich desselben Lager, die Kavalleriedivision war bis Bionville vorgegangen.

Am anderen Morgen 4³⁰ machten sich die Truppen marschfertig, um den Rückzug auf Châlons fortzusetzen. Auf Befehl des Marschall Bazaine wurde jedoch das Antreten dieser Bewegung, da sich erst zwei andere Korps (3. und 4.) in gleiche Höhe setzen sollten, auf den Nachmittag verschoben, und sie wurde schließlich durch die sich in den Vormittagsstunden entspinnde Schlacht von Bionville—Mars la Tour gänzlich verhindert. Das 2. Korps nahm an ihr einen hervorragenden Anteil, Teile von ihm haben sich von 10 Uhr vormittags an bis in die sinkende Nacht mit zäher Ausdauer und großer Tapferkeit geschlagen. Die Truppen bewiesen, daß die Verluste am Tage von Epiereren und der sich anschließende, durch schlechtes Wetter, mangelhafte Verpflegung und vieles Hin- und Hermarschieren sehr anstrengende Rückzug keinen Eindruck auf ihren moralischen Halt und ihre Gefechtskraft gemacht hatte. Einschließlich der Brigade Lapasset (ausschließlich der in Metz verbliebenen Division Laveaucoupet) verlor das 2. Armeekorps an diesem Tage 201 Offiziere und 5085 Mann, den fünften Teil seines Bestandes.

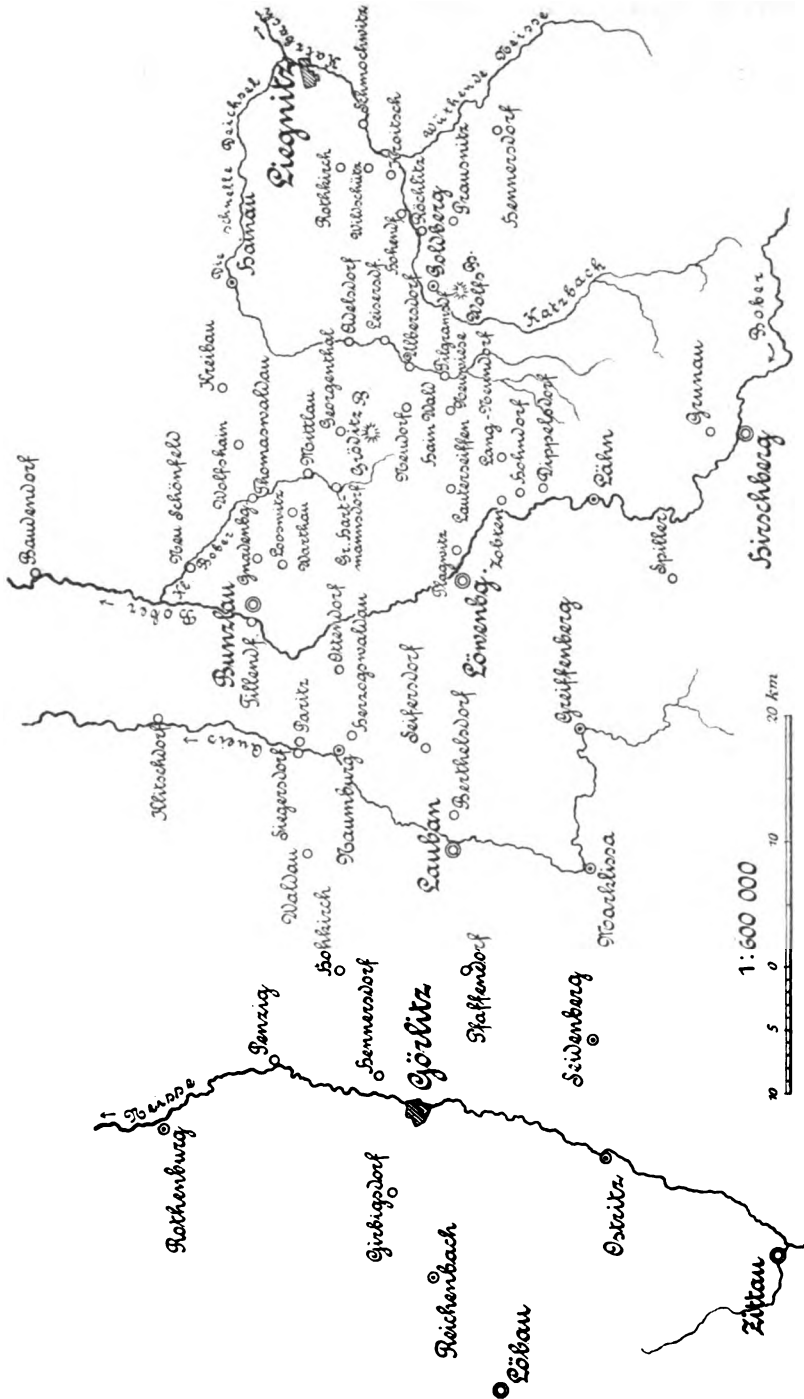
In der Nacht zum 17. bivaktierten die beiden Infanteriedivisionen zwischen Gravelotte und dem Bois des Ognons, die Brigade Lapasset in ihrer Schlachtstellung südöstlich Rezonville, die Kavalleriedivision südlich von Billers-aux-Bois. Am nächsten Morgen um 4 Uhr ging das Korps über Gravelotte—St. Hubert in die ihm vom Marschall Bazaine zugewiesene, von der Höhe von Point-du-jour bis Nozerieulles sich erstreckende Stellung zurück, in der es am 18. dem Angriffe dreier deutscher Armeekorps stand zu halten vermochte. War die von dem Korps verteidigte Stellung auch eine von Natur außerordentlich starke, so wird man doch diese Leistung der Truppen um so höher anschlagen müssen, als ihre Reihen erst 36 Stunden vorher durch die Schlacht von Bionville in sehr fühlbarer Weise gelichtet worden waren. Vom Feinde nicht bezwungen, räumte das Korps erst am 19. in der Morgenfrühe auf höheren Befehl die ruhmvoll verteidigte Stellung, in der es 27 Offiziere und 594 Mann verloren hatte.

IV.

Rückzug der französischen Bober-Armee nach der Schlacht an der Raxbach.

Nachdem am 26. August 1813 in der Schlacht an der Raxbach die Entscheidung zu Gunsten der Verbündeten gefallen war, schloß sich für die französische Bober-Armee unter dem Marschall Macdonald ein Rückzug an, der bei der Minderwertigkeit der ihr angehörenden Truppen und den außer-

Abbildung 4.



ordentlich ungünstigen Witterungsverhältnissen zu völliger Auflösung führen sollte. Der Rückzug der Franzosen von der Ragbach gestaltete sich in folgender Weise: Mitte und linker Flügel, das 11. und 3. Korps, verbrachten die Nacht zum 27. auf den Höhen des linken Ragbach-Ufers, da die Verbündeten aus bekannten Gründen: große Erschöpfung der Truppen und Pferde, Grundlosigkeit der Wege, Hochwasser, das die Niederungen der wütenden Reize und der Ragbach in Seen verwandelt und bereits am Nachmittag des 26. die Brückenstellen überflutet hatte, am 26. nicht über das Schlachtfeld hinaus gefolgt waren. Erst bei Tagesanbruch am 27. trat die Masse des 11. und 3. französischen Korps den weiteren Rückzug an, nur einzelne Haufen Flüchtender erreichten bereits am Abend des 26. Rothkirch, Adelsdorf und Gegend. Das auf dem rechten Flügel befindliche 5. Korps, das sich in und hinter Hennersdorf behauptet hatte, begann dagegen schon in der Nacht zum 27. den Rückzug auf Goldberg zu bewerkstelligen, wohin sich am Abend nach der Schlacht bereits Trümmer vom 11. Korps und Teile vom 2. Kavalleriekorps gewandt hatten.

Das in arger Auflösung zurückgehende 5. Korps hatte auf dem Rückzuge über Goldberg namhafte Verluste zu verzeichnen. Bei Prausnitz fielen den Kasaken Grefows 700 Mann und 5 Geschütze, bei Röchlitz dem preussischen 2. Leib-Husarenregiment unter Major Stöpel 427 Mann und der russischen Kavallerie des Generals Emanuel, die nördlich Goldberg herumgehend, bei Pilgramsdorf den Feind eingeholt hatte, 1200 Mann und 6 Geschütze in die Hände. Die französische Arrieregarde: 3 Bataillone und 4 Geschütze stark, unter Oberst Maurin, wandte sich, da sie Goldberg bereits von den Reitern Emanuels besetzt fand, nach dem Wolfsberge, um oberhalb der Stadt den Fluß zu überschreiten. Sie wurde von der Kavallerie Grefows und der Infanterie und Artillerie der Avantgarde Langerons eingeholt und verlor an Toten 85 Mann, an Verwundeten 90 Mann, an Gefangenen 31 Offiziere, 950 Mann und ihr letztes Geschütz, nachdem sie die drei übrigen bereits bei Prausnitz hatte stehen lassen müssen. Die Verluste der Franzosen sind jedoch wahrscheinlich viel bedeutender gewesen, als die angeführten Verlustziffern besagen, denn eine große Anzahl Leute, die durch die gehabten Anstrengungen, durch Mäße, Kälte und Hunger jeden Halt verloren hatten, verließ die Marschkolonnen und zerstreute sich in die umliegenden Ortschaften. Die ersten Flüchtlinge erreichten Löwenberg bereits in den Vormittagsstunden des 27., in mehr oder weniger großer Unordnung folgten größere und kleinere Haufen. Von hier aus wandte sich nun die Masse des 5. Korps und die Trümmer des 11., sowie Teile des 2. Kavalleriekorps, da das Hochwasser in den Nachmittagsstunden ein Überschreiten des Bobers bei Löwenberg nicht mehr gestattete, nach Bunzlau, wo sie in der Nacht zum 28. östlich der Stadt eintrafen und lagerten.

Östlich Löwenberg verbrachten einzelne Abteilungen die Nacht bei Blagwitz und Lang-Neundorf, während eine Arrieregarde bei Neuwiese den Ost- rand des Hainwaldes besetzt hielt. Die von Hengersdorf über Goldberg nach Bunzlau zurückgegangenen Teile der Franzosen hatten demnach vom Abend des 26. bis in die Nacht zum 28. hinein rund 52 km zurückgelegt, eine bei dem Zustande der Truppen und der Grundlosigkeit der Wege gewiß hervorragende Marschleistung. Widerstandsfähig waren allerdings diese Truppen nicht mehr, hätte eine energische Verfolgung seitens des Korps Langeron, wie sie die vom Oberkommando erlassenen Befehle forderten, stattgefunden, hätte im besonderen die Masse der russischen Kavallerie den Feind zu überholen und sich an geeigneten Abschnitten vorzulegen getrachtet, so würden die Verfolger weit mehr erreicht haben, denn die Auflösung der Franzosen war eine derartig hochgradige, daß Langeron am 28. unter anderem dem Oberkommando berichtete: „Die Anzahl der von allen Seiten eingebrachten Gefangenen, Kanonen, Munitionswagen und Bagagen ic. ist so groß, daß ich mich vielleicht nicht imstande befinde, darüber genauen Rapport abzustatten. Übrigens ist der Feind in solcher Veroute, daß die leichten Truppen beinahe hinreichen und ich nicht zweifeln, daß noch viele Gefangene von denselben eingebracht werden, jedoch hat selbiger die Höhen zwischen Lauterstein und Neuwiesen noch heute Morgen mit Kanonen besetzt gehabt.“

Die auf den Höhen des linken Ragbach-Ufers, in der Gegend von Kroitzsch, nach der Schlacht verbliebenen Teile der Franzosen begannen bei Tagesanbruch am 27. den Rückzug, zu dessen Deckung die Division Delmas vom 3. Korps und Teile vom 2. Kavalleriekorps Kroitzsch die südlich gelegene Ragbach-Brücke und die Höhen nördlich dieses Dorfes besetzt hielten. Unter dem Schutze dieser Stellung sollten auch die aus der Linie Schmochwitz—Liegnitz zurückgehenden Divisionen Albert und Ricard des 3. Korps sich auf die Straße Liegnitz—Hainau setzen. Die Trümmer des 11. Korps und Teile vom 2. Kavalleriekorps flossen über Adelsdorf—Hartmannsdorf—Mittlau auf Bunzlau ab; die Auflösung war auch hier groß, die Abgänge an Mannschaften, die sich in die Dörfer zerstreuten, um ihren Hunger zu stillen oder vor Ermüdung liegen blieben, sehr bedeutend.

Als sich gegen 10 Uhr preußische Kavallerie dem Dorfe Kroitzsch näherte, ging die Division Delmas über Rothkirch auf Hainau zurück unter dem Schutze mehrerer Regimenter des 2. Kavalleriekorps und reitender Artillerie, gegen die sich die unterlegene preußische Kavallerie auf ein Plänklergefecht beschränkte und über Rothkirch hinaus nur mit einigen 50 Pferden folgte, als die französische Kavallerie, von einer starken gemischten Arrieregarde aufgenommen, in der Richtung gegen die Liegnitz—Hainauer Straße abzog. Bei der Räumung von Kroitzsch fielen den Preußen in und bei dem Dorfe eine große Anzahl Gefangener, einige 60 Bagagewagen und Schlacht-

vieh in die Hände. Hainau wurde am Nachmittag zuerst von Bagagen, Artillerie und Teilen der Division Souham erreicht. Bis zum Abend folgte der Rest des 3. Korps in gleicher Auflösung und Unordnung, so daß es dem Streifkorps des Obersten Nachmanoff, das nur aus einer Landwehreskadron und 80 Kasaken bestand, gelang, der französischen Kavallerie in der Gegend von Hainau verhältnismäßig hohe Verluste zuzufügen, denn sie verlor 150 Mann an Toten und Verwundeten und 1 Offizier, 30 Mann an Gefangenen, während das Streifkorps nur 10 Mann einbüßte. Auch das Streifkorps des Majors v. Falkenhausen hatte in dieser Gegend einen nicht minder auffallenden Erfolg und zwar gegen Truppen einer intakten Division zu verzeichnen. Es hatte am 26. das von der Division Marchand in Hainau zurückgelassene hessische I. Bataillon Leibgarde eingeschlossen und ihm dabei 2 Offiziere und 83 Mann an Gefangenen abgenommen. Am Abend des 26. kehrte die Division Marchand von Liegnitz nach Hainau zurück, befreite jenes Bataillon und trat am frühen Morgen des 27. den Abmarsch nach Bunzlau an, das sie infolge erheblicher Schwierigkeiten beim Überschreiten des Bobers bei Thomaswaldbau erst gegen 9 Uhr abends erreichte, gefolgt von nur einer Landwehreskadron und einigen Kasaken unter Falkenhausen, dem 35 Mann als Gefangene in die Hände fielen.

Waren die Marschleistungen des Korps Langeron am 27. schon nicht beträchtlich, so müssen sie bei den Korps Nord und Sacken als ganz unerheblich bezeichnet werden. Die vordersten Truppen Nord's, die mit der Verfolgung betraute Brigade Horn und drei Regimenter der Reservekavallerie, waren über Wildschütz nicht hinausgekommen, hatten also noch nicht ganz eine Meile zurückgelegt, während die Avantgarde Sackens bis Liegnitz vorging, mithin nur eine gute Meile marschiert war.

Am 28. zogen diejenigen französischen Abteilungen, die die Nacht östlich Löwenberg bei Plagwitz, Lauterfeisen und Neuwiese verbracht hatten, nach Vernichtung einer großen Anzahl von Fahrzeugen auf Bunzlau ab, da sich eine Überbrückung des Bober bei Löwenberg als unausführbar erwiesen hatte. Eine solche war dagegen der Division Marchand bei Bunzlau geglückt. Hier gingen am Morgen diejenigen Teile des 5. und 11. Korps und des 2. Kavalleriekorps über, die am Tage vorher über Löwenberg Bunzlau erreicht hatten, und wandten sich weiter auf Siegersdorf, wo die beabsichtigte Überschreitung des Queis infolge des Hochwassers unterbleiben mußte. Diesen Teilen hatte sich die Division Marchand angeschlossen. Am frühen Morgen war das 3. Korps von Hainau auf Bunzlau aufgebrochen, nachdem man daselbst die Brücke über die schnelle Deichsel abgebrochen hatte. Eine Arriergarde: 6 Bataillone, einige Kavallerie und 2 Geschütze, deckte diesen Abzug gegen die verfolgende Kavallerie Raglers und Karpows, indem sie zuerst auf den Höhen von Kreibau und später bei Thomaswaldbau Stellung nahm.

Gegen Abend ging sie in eine neue Stellung bei Gnadenberg zurück, behielt aber Thomaswaldbau mit dem Nachtrupp besetzt.

Wie wenig widerstandsfähig die geschlagenen französischen Korps waren und in welcher hochgradiger Auflösung sie sich befanden, ergibt sich am deutlichsten aus den unverhältnismäßig hohen Zahlen von Gefangenen, die der preussischen Kavallerie, zum Teil ihren ganz schwachen Patrouillen, mühelos in die Hände fielen. Leutnant Stiege vom 2. Leib-Husarenregiment, das am Morgen von Hohendorf in Richtung Gröbzigberg vorgegangen war, um die sich zahlreich zwischen Bober und Ragbach heruntreibenden Versprengten des Feindes aufzuheben, nahm mit 15 Mann 144, ein Gefreiter mit nur zwei Husaren 50 Franzosen gefangen. Bei Adelsdorf erbeutete das Regiment 6 Geschütze, deren Bedeckung, 100 Lanciers und etwas Infanterie, beim Erscheinen der schwarzen Husaren ohne weiteres die Flucht ergriff, und in Groß-Hartmannsdorf, wo das Regiment Bivak bezog, machte es 150 Franzosen, die sich in jenem Dorfe bereits einquartiert hatten, zu Gefangenen. Rittmeister Eriksen, der mit 60 Husaren nördlich des Gröbzigberges über Georgenthal auf Warthau vorgeritten war, stieß in erstgenanntem Dorfe auf französische Einquartierung und griff einige 50 Infanteristen auf. Der Brigade Horn waren an diesem Tage 500 Gefangene in die Hände gefallen.

Ebenso bezeichnend für die „Deroute“ der französischen Armee sind Wendungen aus Meldungen des Obersten v. Ragler von jenem Tage. Um 9 Uhr vormittags meldete er aus Hainau an Jork und Blücher: „Der Feind flieht so schnell, daß es mir nicht möglich ist, ihn mit den ermüdeten Pferden meiner Kavallerie einzuholen. Er hat heute früh um 6 Uhr Hainau verlassen und ist gestern von früh 9 Uhr bis abends um 10 Uhr in der größten Unordnung, das heißt: Kavallerie, Infanterie, alles durcheinander, hier durchgeflohen. . . . Ich bin eine halbe Stunde nach dem Rittmeister v. Schwanefeld in Hainau eingetroffen, weil ich mit einigen Kasaken vorritt, um dieser Hasenhege beizuwohnen. . . .“, und einen um 5³⁰ nachmittags aus Wolfshain an Jork erstatteten Bericht schließt er mit den Worten: „Alle Aussagen der Einwohner stimmen darin überein, daß der Feind in Unordnung retiriert ist. Nur die Arrieregarde ist geordnet, wie ich mich davon überzeugt habe.“ Die gleiche Schilderung von dem Zustande der flüchtenden französischen Armee findet sich in der bereits früher angeführten Meldung Langerons an das Oberkommando vom 28.

Während die Verfolgten an diesem Tage Marschleistungen von 30 bis 40 km aufzuweisen hatten, blieben diejenigen der Verfolger zum Teil erheblich dahinter zurück. Das Korps Sacken erreichte mit der Avantgarde die Gegend zwischen Hainau und Wolfshain (28 km), mit dem Gros Liegnitz (9 km), die Kasaken streiften bis Kreibau. Vom Korps Jork gelangte die Brigade Horn, um 4 Uhr vormittags von Wildschütz aufbrechend, um 1 Uhr nachmittags nach Hainau (16 km), das Gros über Goldberg

nach Leifersdorf und Ulbersdorf (22 km), einzelne Teile desselben reichten über Goldberg hinaus bis nach Hochlitz zurück. Die Avantgarde des Korps Langeron war von Pilgramsdorf nach Lauterzeifen (10 km) gelangt, zu ihrer Unterstüßung rückte das 6. Infanteriekorps nach Pilgramsdorf, während die übrigen Teile noch östlich Goldberg verblieben. Die preußische Kavallerie unter Ragler hatte von Wildschütz über Hainau Wolfshain (30 km), das 2. Leib-Husarenregiment von Hohendorf Groß-Hartmannsdorf (24 km) erreicht, die beim Korps Jork, bisher noch verbliebene Reservekavallerie war nach Neudorf (24 km), südlich des Gröbzigberges, vorgegangen.

In der Nacht zum 29. hatte endlich der Regen nachgelassen, und es war wieder gutes Wetter eingetreten. Als um 3 Uhr vormittags die Arriergarde des 3. französischen Korps die Abteilung, die bis dahin Thomaswaldau besetzt gehalten hatte, auf Gnadenberg heranzog, folgte dieser der Oberst v. Ragler mit 2 Eskadrons und einigen Kasaken und nahm ihr 600 Mann ab. Bei Gnadenberg auf überlegene französische Kavallerie (6 Eskadrons mit 3 Geschützen) stoßend, mußte Ragler vorläufig halten, um das Herankommen der ihm folgenden Kräfte: Kavallerie der russischen Avantgarde, Brigade Horn, Infanterie der russischen Avantgarde, abzuwarten. Die Generale v. Horn und Wassiltschikow erkundeten gemeinsam die feindliche Stellung, die sich von Neu-Schönsfeld bis Looswitz erstreckte, und beschloßen, von einem Angriff abzusehen, da sie die ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte für zu schwach hielten. In diesem Sinne meldete Horn um 11 Uhr vormittags an Jork und wies darauf hin, daß wenn von seiten des Korps an diesem Tage ein Angriff auf den rechten feindlichen Flügel bei Looswitz noch möglich sei, seine Brigade und die Avantgarde Sackens in der Front angreifen würden. „In diesem Falle“, schloß das Schreiben, „würden wir eine glänzende Affaire machen, die Sache kann in $\frac{1}{4}$ Stunde entschieden sein.“ Zum Glück für die östlich Bunzlau verbliebenen Teile des 3. Korps und die Trümmer vom 5. und 11. Korps, die immer noch an diesem Tage aus der Gegend von Löwenberg heranzustießen, glaubte General Jork, in Anbetracht der Verfassung seiner Truppen, auch nicht mit Teilen in der von Horn angedeuteten Richtung vorgehen zu können.

Ein solches Vorgehen würde, voraussichtlich wenigstens, an diesem Tage zu einer Entscheidung auch wohl nicht geführt haben, denn die Entfernung von Leifersdorf nach Looswitz betrug beinahe einen Tagemarsch. Es rückte sich eben jetzt, daß das Korps Jork am 27. und 28. im ganzen nur 22 km zurückgelegt hatte. Ein gleicher Vorwurf kann dem General v. Sacken nicht erspart bleiben. Nachdem er an den beiden vorangegangenen Tagen nur ganz unbedeutende Marschleistungen zu Wege gebracht hatte, trifft er am 29. um 3 Uhr nachmittags in Hainau ein, findet hier einen die Verhältnisse bei Gnadenberg schildernden Bericht seines Avantgardenführers Wassiltschikow vor, aber anstatt zu handeln, schreibt er an Blücher, er sei bereit, mit seinem

ganzen Korps zu seiner Avantgarde zu stoßen, wenn es General Wassiltschikow für nötig erachten würde. Auf diese Weise entgingen die noch östlich Bunzlau befindlichen Teile der französischen Armee, die hier ohne jede Verbindung mit den nach dem linken Bober-Ufer übergegangenen Kräften waren, einer Katastrophe, die vielleicht schon eingetreten wäre, wenn Horn und Wassiltschikow selbst mit unterlegenen Kräften angegriffen hätten, wozu bei der offensichtlich hochgradigen Auflösung der französischen Armee alle Berechtigung vorlag. Auch die preußische Reservekavallerie unter Oberst Jürgasch und das 2. Leib-Husarenregiment unter Major Stößel stießen, über Warthau in der Richtung auf Bunzlau vorgehend, auf überlegene französische Kavallerie und vermochten infolge ihrer eigenen Schwäche und wegen der abgetriebenen, halb verhungerten Pferde dem Feinde keinen Abbruch zu tun. Stößel meldete an York: „Euer Excellenz würden gewiß noch Tausende von Gefangenen machen, wenn mehrere Kavallerieregimenter vorrückten,“ und „der Feind scheint *coûte que coûte* Stand halten zu müssen, weil er die angeschwollenen Gewässer nicht passieren kann“.

Wie gering die Widerstandskraft und der innere Halt der französischen Armee war, bewies auch das Schicksal der Division Puthod vom 5. Korps. Diese stand am 27. bei Grunau, nördlich Hirschberg und sollte sich auf Befehl Macdonalds über Zobten an die zurückgehende Armee heranziehen. Dicht gefolgt von der russischen Kavallerie unter Jussufowitsch, die ihr bereits eine beträchtliche Anzahl Gefangener abgenommen hatte, rückte die Division am 28. auf dem rechten Ufer des Bobers, den sie vergeblich bei Hirschberg und Rähn zu überschreiten versucht hatte, nach Zobten und bezog hier und in Hohendorf Bivak. In der Frühe des 29. brach sie, da auch bei Zobten ein Uferwechsel nicht möglich war, über Hölz—Plagwitz nach Löwenberg auf, um dort den Fluß zu überschreiten. Bei Plagwitz wurde sie jedoch, nachdem sich ein großer Teil der Truppen noch vor dem Zusammenstoß mit den Verbündeten zerstreut hatte, mit leichter Mühe von Teilen des Korps Langeron gänzlich vernichtet.*) An dem Kampfe hatte auch das Leib-Husarenregiment teilgenommen, das auf die Nachricht von einem Gefechte bei Löwenberg ohne Zögern herbeigeeilt war. Im ganzen fielen 115 Offiziere, darunter der General Puthod, 3000 bis 4000 Mann und 16 Geschütze in die Hände der Verbündeten, eine große Anzahl Franzosen, die sich durch Schwimmen über den Bober zu retten versuchte, kam in den Fluten um.

Vergebens hatte vom linken Flußufer aus eine Brigade der Division Ledru der bedrängten Division Puthod zu helfen gesucht. Ledru war am 28. von Spiller in die Gegend von Greiffenberg gelangt und hatte am 29.

*) Die 13 Bataillone der Division Puthod zählten bei Beginn der Feindseligkeiten 11 885 Mann, von diesen kehrten nur 254 Mann über den Bober zurück.

zur Aufnahme Puthods eine Brigade nach Löwenberg vorgefandt, die sich im wesentlichen darauf beschränken mußte, das Durchschwimmen des Flusses durch die Kasaken zu verhindern. Ledru verblieb am 29. bei Greiffenberg, um den Rückzug der Armee von Bunzlau über den Queis zu decken. Die Division Marchand hatte früh morgens den Bober bei Siegersdorf überschritten und gelangte am Nachmittag nach Lauban, wo sie nach einem Marsche von 14 km auf den Höhen des linken Queis-Ufers Stellung nahm, Lauban, Naumburg und Berthelsdorf mit je einem Bataillon besetzt haltend. Auf seiten der Verbündeten verblieb das Korps Jorck in der Gegend Ulbersdorf—Leifersdorf, die bisher östlich Goldberg noch befindlichen Teile des Korps Langeron schlossen nach Lauterzeifen auf. Erwähnt sei noch, daß es dem unermüdblichen Wittmeister v. Schwanefeld mit 50 Husaren unter großen Schwierigkeiten geglückt war, bei Baubendorf den Bober zu überschreiten. Er wandte sich über Klitschdorf auf Waldbau, nachdem er in einer Meldung an Horn auf die verzweifelte Lage der Franzosen östlich Bunzlau hingewiesen hatte.

Am 30. August 1 Uhr vormittags räumten die Franzosen bei Bunzlau das rechte Bober-Ufer und gingen in eine Stellung bei Tillendorf zurück, wobei die Stadt schwach besetzt blieb. In dem sich am Morgen entspinrenden Gefechte um den Besitz der Bober-Brücke, deren gründliche Zerstörung ungreiflicher Weise unterlassen worden war, entwickelten die französischen Truppen zum ersten Male wieder nach der Schlacht an der Ragbach eine bemerkenswerte Widerstandskraft und Zähigkeit, so daß es den Verbündeten erst nach hartem Kampfe gegen 11 Uhr vormittags gelang, die französische Arrieregarde aus ihrer Stellung bei Tillendorf zurückzuwerfen. Gegen 2 Uhr nachmittags gingen die Franzosen, die sich gedeckt in dem westlich dieses Dorfes gelegenen Walde wieder gesammelt hatten, zur Offensive über, warfen die Tillendorf besetzt haltenden Bataillone der Verbündeten wieder aus dem Dorfe hinaus und drangen sogar über die Bober-Brücke vor. Erst nach einem vielfach hin- und herschwankenden Kampfe wichen die Franzosen auf das linke Bober-Ufer zurück und zogen unbehelligt auf Siegersdorf ab, während sich die Verbündeten, denen dieses hartnäckige Gefecht 362 Mann gekostet hatte, darauf beschränkten, eine neue Unternehmung des Feindes gegen die Bober-Brücke zu verhindern. Tillendorf wurde von Horn, Bunzlau von Wassiltschitow besetzt, während die gegen 5 Uhr nachmittags eintreffenden Gros der Korps Jorck und Sacken auf dem rechten Bober-Ufer neben der Stadt Bivaks bezogen.

Auf französischer Seite war es auch gelungen, zwei Divisionen des 11. Korps (Gérard und Charpentier) nach Überschreitung des Bober bei Bunzlau, in der Gegend von Ottendorf, wieder zu sammeln und zu ordnen. Um ein Nachdrängen des Feindes über Löwenberg zu verhindern, waren sie von neuem gegen den Bober nach jener Stadt vorgegangen und hatten da-

selbst gegen 8 Uhr morgens Aufstellung genommen, so daß es dem Korps Rangeron unmöglich wurde, den beabsichtigten Brückenschlag auszuführen. Gegen 4 Uhr nachmittags zogen die Franzosen unter Belassung kleinerer Postierungen am Bober auf Raumburg ab. Rangeron verblieb mit seinem Korps bis zum anderen Tage, da Brückenschläge bei Löwenberg, Zobten und Dippelsdorf mißglückten, auf dem rechten Bober-Ufer bei den genannten Orten. Von der Division Ledru ging die, wie erwähnt, tags zuvor gleichfalls nach Löwenberg vorgeschobene Brigade in eine Stellung bei Seiffersdorf (östlich Lauban) zurück, während die beiden anderen in Greiffenberg und Gegend verblieben. In dieser Stadt wiesen die Franzosen einen Angriff der Avantgarde St. Priestis ab, die nach einem Verluste von 68 Toten und über 100 Verwundeten auf Ottendorf zurückging, während das Gros dieses Generals Spiller erreichte. Hatten so die zunächst am Feinde befindlichen Teile der geschlagenen französischen Armee ihre Widerstandsfähigkeit und ihren inneren Halt einigermaßen wiedergefunden, so schien die Auflösung der weiter vom Gegner entfernten Teile immer noch hochgradig zu sein, wie man aus nachstehender Meldung des Mittmeisters Schwanensfeld, der am 30. morgens bereits bis Görlitz gelangt war, schließen kann: „Die französische Armee scheint gänzlich aufgelöst; der Kommandant von Görlitz hat den Flüchtlingen die Tore geschlossen, und vor der Stadt liegen gegen 7000 Mann in chaotischer Unordnung. . . .“

Auch die beiden russischen Streifkorps, Madatow und Nachmanow, hatten im Rücken der flüchtenden Armee Erfolge zu verzeichnen, es gelang ihnen, die Reisse-Brücken zwischen Görlitz und Penzig abzubrechen, für deren Erhaltung von den Franzosen keinerlei Vorsorge getroffen worden war. Östlich Görlitz griff das preussische Streifkorps des Majors v. Voltenstern in einem in der Nacht zum 31. ausgeführten Überfalle des von den Franzosen belegten Ortes Pfaffendorf 51 Mann und 72 Pferde auf.

Am 31. marschierte die Division Marchand, nachdem sie eine Brigade zur Verbindung mit dem in der Gegend von Zittau stehenden Korps Boniatowski nach Ostritz entsandt hatte, nach Görlitz. Das 3. Korps hatte in der Nacht zum 31. den Queis bei Raumburg und Siegersdorf überschritten, die Übergänge abgebrochen und bei den genannten Orten Stellung genommen. In der Richtung auf Siegersdorf folgte Saden, der der feindlichen Aufstellung gegenüber mit der Avantgarde bei diesem Orte, mit dem Gros bei Paris Bivak bezog. Hinter dem Sadenschen Korps folgte die Avantgarde Nord's auf Raumburg, das sie gegen 4³⁰ nachmittags besetzte. Das Gros des Korps traf erst bei Einbruch der Nacht östlich Raumburg ein und dehnte sich bis Herzogswaldau aus. Weiter südlich hatten stärkere Kräfte der Franzosen auf Lauban, schwächere auf Marklissa den Rückzug hinter den Queis fortgesetzt. Die am Tage vorher nach Seiffersdorf gelangte Brigade der Division Ledru ging um 6 Uhr vormittags auf Lauban zurück, während die

beiden anderen um 3³⁰ vormittags Greiffenberg räumten und in eine Stellung bei Markliffa, auf dem linken Queis-Ufer abmarschierten. Bei Lauban waren bereits am 30. zwei Divisionen, 3000 Reiter und 24 Geschütze des 5. Korps unter Lauriston eingetroffen, nachdem sie bei Bunzlau den Bober überschritten hatten. Auch die Division Gérard vom 11. Korps hatte bei Lauban wieder Front gemacht. Hier, wie bei Markliffa waren die Queis-Übergänge von den Franzosen zerstört worden. Langeron überschritt von 8 Uhr vormittags an bei Löwenberg und Dippelsdorf den Bober und ließ die Avantgarde unter Rudsewitsch auf Lauban folgen, das Gros bei Seiffersdorf Lager beziehen. Nach Abzug der Franzosen aus Greiffenberg war die Avantgarde des Generals St. Priest zum Teil auf Markliffa gefolgt, zum Teil hatte sie sich auch auf Lauban gewandt; das Gros rückte in Greiffenberg ein.

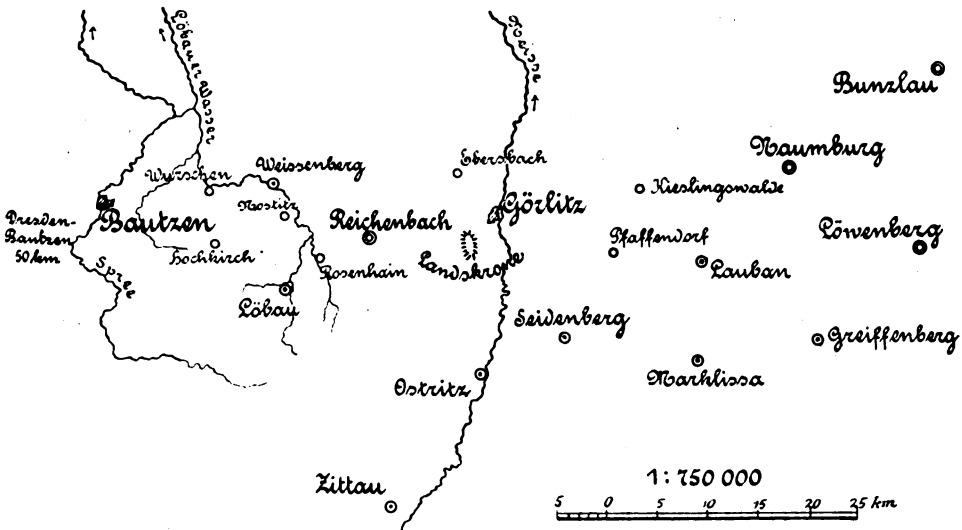
In der Nacht zum 1. September räumte die französische Armee ihre Stellungen am Queis und vereinigte sich bei Görlitz hinter der Meisse, auf den Höhen des rechten Ufers östlich der Stadt verblieb nur eine Brigade der Division Ledru und etwas Kavallerie. Von Görlitz aus setzten einzelne Teile den Rückzug auf Bautzen fort, während eine schwächere Abteilung sich in nördlicher Richtung auf Rothenburg wandte. Die Division Marchand ging von Görlitz und Ditzsch auf Reichenbach zurück. Ragler und Karpow folgten mit der Kavallerie bis Hennesdorf, mit der Infanterie ihrer Avantgarden bis Hochkirch. Die Avantgardenkavallerie Langerons war über Lauban den Franzosen nach der Meisse gefolgt, seine Infanterie verblieb in der Stadt. St. Priest erreichte mit dem Gros Markliffa, während die Avantgarde, in westlicher Richtung vorgehend, mit dem Haupttrupp nach Seidenberg gelangte. Die Gros der drei Korps der Verbündeten verblieben an diesem Tage auf dem rechten Queis-Ufer.

Während die Arrieregarden der französischen Armee nunmehr geordnet und widerstandsfähig zurückgingen, so daß ihnen die Verbündeten, da nur ihre Kavallerie dem Feinde zu folgen vermocht hatte, keinen Schaden mehr zufügen konnten, scheint man bei den am weitesten vom Feinde ab befindlichen Teilen des geschlagenen Heeres noch immer nicht der eingerissenen Unordnung und Auflöfung Herr geworden zu sein. So hatte das Streifkorps Falkenhausens im Vereine mit den Husaren Schwanefelds einen ziemlich erheblichen Erfolg im Rücken des Feindes zu verzeichnen. Es überfiel am Morgen des 1. September Girsbigdorf (westlich Görlitz), das von 570 Franzosen belegt war. Nur 60 bis 70 Mann entkamen, 2 Offiziere, 53 Mann, 150 Pferde und 1 Geschütz fielen dem Streifkorps in die Hände, das diesen Erfolg mit nur 1 Toten und 30 Verwundeten bezahlt hatte.

Von Görlitz brach die französische Armee in der Nacht zum 2. September unter dem Schutze einer 8000 Mann starken Arrieregarde nach Reichenbach auf. Nachdem man die Stadt gegen Mittag durchschritten hatte, setzte

die Armee auf den Straßen über Weissenberg und Löbau den Rückzug hinter das Löbauer Wasser fort, hinter dem sie, am 3. mit Arrieregarden bei Wurfschen und Hochkirch stehen bleibend, das Eintreffen der durch Napoleon von Dresden aus in Marsch gesetzten Verstärkungen abwartete. Die Schlesische Armee war am 2. mit den Gros ihrer Korps bis in die Linie Hochkirch—Kieslingswalde—Pfassendorf, am 3. bis in die Linie Ebersbach—Landstrone gefolgt, während die Kavallerie ihrer drei Avantgarden, die am 2. zu einem Avantgardenkorps zusammengefaßt wurden, zwar am Feinde zu bleiben, ihm aber aus Mangel an Artillerie- und Infanterieunterstützung Abbruch nicht zu tun vermochte. Nachdem im Laufe des 4. der Kaiser Napoleon mit dem Garde- und dem 1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg, denen das 6. Korps nachrückte, zur Bober-Armee östlich Bauzen gestossen war, wandte sich das

Skizze 5.



Blatt. Die Franzosen waren nunmehr wieder zur Offensive befähigt, der die Schlesische Armee, die an diesem Tage bis in die Linie Weissenberg—Nostitz—Rosenhain gelangt war, aus guten Gründen auszuweichen beschloß.

Nach den geschilderten Ereignissen auf dem Rückzuge der französischen Armee dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß sie und zwar lediglich infolge der Minderwertigkeit der ihr angehörenden Truppen eine nennenswerte Gefechtskraft überhaupt nicht mehr besaß und nur durch den Zuzug frischer Truppen an die sich ihre Trümmer angliedern konnten, wieder Halt gewann.

Die Verluste der französischen Bober-Armee in den Tagen vom 26. August bis 4. September lassen sich auch nicht annähernd feststellen, sie sind sicherlich ganz außerordentlich hohe gewesen, wie man aus den Angaben,

die in dem Blücher'schen Tagesbefehle vom 1. September darüber enthalten sind, und einem Rapporte über die Stärke des 5. französischen Korps am 1. September schließen kann. Blücher sagt in jenem Befehle: „103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, 1 Divisionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andere Offiziere, 2 Adler und andere Trophäen sind in Euren Händen.“ Nach jenem Rapporte hatte das 5. Korps in den Tagen vom 15. August bis zum 1. September 17 000 Mann und 546 Pferde verloren, allerdings war diese besonders hohe Einbuße wohl hauptsächlich durch die beinahe vollständige Vernichtung der Division Puthod verursacht worden.

Das 2. Leib-Fusarenregiment erbeutete allein in den Tagen vom 27. bis 29. August: 7 Kanonen, 36 Pulverwagen, eine große Anzahl Feldschmieden und andere Truppenfahrzeuge, mehrere hundert Pferde und machte außerdem 26 Offiziere und 1335 Mann zu Gefangenen.

Wenn man bedenkt, daß die seit unseren letzten Feldzügen außerordentlich verbesserten Feuerwaffen alle jene die moralischen und physischen Kräfte der Truppen aufzehrenden Einflüsse in wahrscheinlich ungeahnter Weise steigern werden, im besonderen auch die Verluste an Führern der unteren Grade, die für die Aufrechterhaltung von Zucht, Ordnung und Gehorsam wohl am unentbehrlichsten sind, so wird man die Lehre ziehen müssen, daß man nur mit einer zu vollkommenstem Gehorsam und strengster Mannszucht erzogenen Truppe eine Schlacht verlieren kann und trotzdem noch nicht alles verloren zu geben braucht. Damit wird auch der wohl sehr verbreiteten Ansicht entgegengetreten, daß eine einmal geschlagene Truppe in ihrem Gefechtswerte stets so herabsinkt, daß man ihr, wenigstens für die allernächste Zeit, eine größere Kampfleistung nicht mehr zutrauen kann.

Man wird bei den gewählten Beispielen aus den Feldzügen von 1866 und 1870/71 allerdings mit Recht einwenden, daß der Feind sich jeder Verfolgung enthalten hat und nur dadurch die zurückgehende Truppe vor Vernichtung bewahrt worden ist. So bereitwillig auch zugegeben werden muß, daß ein ganzer Erfolg meist nicht auf dem Schlachtfelde selbst, sondern erst durch eine rücksichtslose und unermüdlige Verfolgung zu pflücken ist und, wie man in allen Armeen übereinstimmend der Ansicht ist, in einem Zukunftskriege gepflückt werden soll, so wird man andererseits doch nicht verkennen dürfen, daß auch die Schwierigkeiten der Verfolgung gegen früher nicht unwesentlich gewachsen sind. Der Sieger hat zunächst wohl meist auch die mindestens gleich großen Anstrengungen hinter sich, einen langen Anmarsch und Aufmarsch, stundenlange, verlustreiche, die Verbände der Truppen, namentlich der Infanterie, durcheinandermischende und auflösende Kämpfe. Bei der zu erwartenden großen räumlichen Ausdehnung von Zukunftsschlachtfeldern

ist es ferner zweifelhaft, ob die oberste Leitung sich gerade an der Stelle befinden wird, wo die ersten Anzeichen des beginnenden Rückzuges beim Gegner in die Erscheinung treten, und nur von ihr kann eine wirkungsvolle, von den Flanken her gegen die Rückzugsrichtung des Feindes angelegte Verfolgung eingeleitet werden, denn bekanntlich läuft der Verfolgte immer schneller als der Verfolgende, ein direktes Hinterherlaufen führt daher selten einen durchschlagenden Erfolg herbei. In den modernen Feuerwaffen, besonders in den gesteigerten Schußleistungen der Feldartillerie, besitzt zudem der Weichende ein Mittel, die unmittelbare Verfolgung recht schwierig zu machen und auf längere Zeit hinauszuschieben, selbst stark erschütterte Infanterie vermag sich in Örtlichkeiten oder günstigen Geländeabschnitten, wie die Beispiele von Weißenburg und Spicheren beweisen, recht lange und erfolgreich zu behaupten.

Man darf sich der Hoffnung hingeben, daß die Truppenführung aus der Vergangenheit gelernt hat, für die Zukunft die Rückzugsstraßen derart freizuhalten, daß Vilder, wie sie die angeführten Beispiele geben, nicht mehr die Regel sein werden. Der Sieger steht gleichfalls stundenlang unter den Gefahren und Aufregungen des Kampfes, nimmt dieser durch das Weichen des Gegners ein Ende, so pflegt meist der großen Nervenanspannung eine ebenso große Abspannung zu folgen, man ist leicht geneigt, sich des Sieges zu freuen, und scheut sich, die Größe der bereits gebrachten Opfer noch mehr zu steigern, man will den erschöpften Menschen und Tieren Ruhe und Erholung gönnen. Es bedarf keines Beweises, wie verkehrt diese Anschauung, wie falsch eine solche Humanität ist, und doch sind alle diese Gefühle zu menschlich, als daß man behaupten könnte, sie würden in Zukunft nach einer Waffenentscheidung nicht mehr mitsprechen. Das Wort von Clausewitz, daß sich nach einem vielleicht teuer erkauften Siege „das ganze Gewicht des sinnlichen Menschen mit seinen Bedürfnissen und Schwächen an den Willen des Feldherrn hängt“, steht immer noch dem Worte Napoleons I. entgegen von dem Verfolgen „l'épée dans les reins“. Ob daher eine Verfolgung in letzterem Sinne immer eintreten wird, ist mindestens zweifelhaft, ganz bestimmt aber, daß eine an eiserne Disziplin gewöhnte Truppe die Gefahr, die durch einen solchen Rückzuge erwächst, viel besser überstehen wird, als eine solche ohne Gehorsam. Junge, ungeübte Truppen ohne das in Fleisch und Blut übergegangene Gefühl des unbedingten Gehorsams auch unter den schwierigsten Verhältnissen, werden sich vor einer energischen Verfolgung sehr bald in alle Winde zerstreuen.

Mißverstanden würden, wie ausdrücklich betont werden soll, die vorstehenden Ausführungen sein, wenn man etwa aus ihnen den Schluß und den Trost ziehen wollte, daß ein Rückzug nicht immer eine nach jeder Richtung hin bedenkliche und gefährliche Sache sei; an dem Streben, den Sieg mit allen Mitteln und mit Einsetzung auch der letzten Kräfte zu erzwingen, soll

nicht gerüttelt, sondern nur die Auffassung vertreten werden, daß, wenn die Entscheidung auch einmal ungünstig ausfällt, noch kein Grund vorhanden ist, an der ganzen Sache zu verzweifeln, sofern nur die Armee in Führern und Truppen gut ausgebildet und zu unerschütterlichem Gehorsam erzogen ist.

Nach zwei Richtungen sind demnach die angeführten Beispiele aus der Kriegsgeschichte belehrend, sie beweisen einmal, wie wenig der Gefechtswert einer guten Truppe durch eine verlorene Schlacht an sich beeinträchtigt wird, und andererseits sind sie eine Mahnung, dem Siege eine rücksichtslose, die völlige Vernichtung der geschlagenen Kräfte anstrebende Verfolgung anzuschließen, um die Opfer einer neuen Schlacht zu vermeiden.

Im Frieden wie im Kriege, zum Siege und zum Ertragen einer Niederlage, zum Verfolgen und für den Rückzug, zu jeder Leistung einer Truppe bleibt die unerläßliche Vorbedingung der Gehorsam; ihn jederzeit und überall mit allen Mitteln zu pflegen und zu stählen, ist gerade in unseren Tagen, wo das Gefühl für Unterordnung zu schwinden scheint, eine der ersten Pflichten der Truppenausbildung. Eine in diesem Geiste erzogene Truppe wird für alle Wechselfälle des Krieges am besten gerüstet sein und auch in den Zeiten des Unglücks in den Händen einer guten Führung nicht versagen.





Gr. & L. Paus

Graf Albrecht v. Roon, Königlich Preussischer General-Feldmarschall.

Von

v. Gofler,

früherzeit Major im Kriegsministerium, jetzt General der Infanterie, Staats- und Kriegsminister.

(Unveränderter Neuabdruck des dritten Beihftes zum Militär. Wochenblatt 1879.)

Mit dem Bildnis des General-Feldmarschalls.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Jugendzeit.

Albrecht Theodor Emil v. Roon wurde am 30. April 1803 zu Pleushagen bei Kolberg in Pommern geboren. Der Vater hatte in jüngeren Jahren in der Armee gedient und lebte nun mit dem Titel eines königlich preussischen Leutnants a. D. und herzoglich braunschweigischen Kammerjunkers als Rittergutsbesitzer auf Pleushagen; Albrecht war der jüngste Sohn aus seiner dritten Ehe mit Ulrike v. Borke.

Pleushagen liegt fern von den großen Verkehrsstraßen in dem ehemaligen Fürstentum Ramin; die Feldmark wird ihrer ganzen Länge nach im Norden von der Ostsee begrenzt. Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts war das Rittergut Eigentum der Familie v. Damitz gewesen; für 3000 Taler ging es in den Besitz der Familie v. Roon über, von welcher bisher kein Mitglied in Pommern angefaßen gewesen war.

Pleushagen war ein einsamer Ort, um so einsamer für den Knaben, als er der Geschwister als Spielgefährten entbehrte, denn alle waren in frühesten Jugend gestorben. Aber das Leben in Pleushagen war nicht einförmig; das ewig wechselnde Meer erfrischte die Sinne und machte sie für großartige Eindrücke empfänglich. Das Meer sollte auch dem Kinde die ersten kriegerischen Bilder zeigen; denn am Schlusse des Jahres 1805 kreuzten englische Kriegsschiffe an der pommerschen Küste und sperrten den Hafen von Kolberg.

Bei diesen vorüberziehenden Bildern blieb es jedoch nicht; Pleushagen wurde vielmehr direkt in das Kriegslieben hineingezogen, als im Jahre 1807 Kolberg von den Franzosen belagert wurde. Wenn auch das Kind die Be-

deutung der Ereignisse noch nicht verstehen konnte, so haften doch einzelne Eindrücke, und es liegt eine wunderbare Vorbedeutung darin, daß in den Jahren der Erniedrigung Albrecht v. Noon an der Stelle des Vaterlandes zu suchen ist, an welcher Preußens Ruhm und Ehre unverfälscht bewahrt wurde. An dem Tage, an welchem der Knabe sein viertes Lebensjahr vollendete, übernahm der Major v. Gneisenau die Verteidigung von Kolberg.

Nach abgeschlossnem Waffenstillstande verließen die letzten Belagerungstruppen Anfang Juli 1807 die Kolberger Gegend und behielten nur von Körlin und Treptow an der Rega an die Provinz Pomniern besetzt. Dem Waffenstillstande folgte am 19. Juli 1807 der Friede, seine Bedingungen vermehrten nur die Erschöpfung des Landes.

Auch in Pleushagen wurden die Sorgen wohl schwer empfunden, doch der Sohn entwickelte sich kräftig in dem freien ländlichen Leben. Ein regelmäßiger Schulunterricht fand nicht statt, sei es, daß der Vater ihn noch für unnötig hielt, sei es, daß die Gelegenheit tatsächlich mangelte; denn in Pleushagen gab es weder Kirche noch Schule. Als der Knabe acht Jahre alt war, starb der Vater. Die gebeugte Mutter verließ mit dem Sohne den einsamen Ort und zog nach Alt-Damm zu ihrer Mutter, der verwitweten Majorin v. Borke.

Dieser Entschluß der Mutter war für die Entwicklung Albrechts v. Noon segensreich; denn die Großmutter war eine tatkräftige Frau, die von dem Enkel Fleiß und Gehorsam forderte. Albrecht wurde nunmehr in den Elementar-Wissenschaften unterrichtet und machte rasche Fortschritte. Zu einer ungestörten gleichmäßigen Fortbildung kam es jedoch nicht; die Not der Zeit machte sich aufs drückendste geltend. Alt-Damm hatte im Jahre 1812 schwer unter dem Durchmarsch der französischen Kolonnen nach Rußland zu leiden und blieb in Gemeinschaft mit Stettin von einer starken Truppenmacht, teils aus Franzosen, teils aus Holländern bestehend, besetzt. Hatten bei dem Durchmarsch Einquartierungen und Lieferungen bereits die Mittel der Stadt und ihrer Bewohner fast erschöpft, so mußte nun auch ferner der Unterhalt der Besatzung — trotz des Vertrages vom 24. Februar 1812 — preußischerseits bestritten werden.

Als für das Vaterland die Stunde der Befreiung schlug, wurde die Lage der Bewohner von Alt-Damm nur schlimmer; die Franzosen waren entschlossen, die Festung zu verteidigen, und Mitte Februar 1813 wurde der Belagerungszustand erklärt. Anfang März erschienen die Kosaken in der nächsten Umgebung der Stadt, in den folgenden Tagen rückten preußische und russische Truppen unter Befehl des Generals v. Tauenzien heran und Stettin und Damm wurden eingeschlossen. Bis zum 8. Juni gab es eine Reihe von Scharmützeln, dann trat infolge abgeschlossenen Waffenstillstandes eine zehnwöchentliche Ruhe ein.

Die Not der Einwohner war groß; schon beim Beginn der Belagerung

hatte es an Lebensmitteln gefehlt, die Meze Kartoffeln hatte beispielsweise 4 Groschen gekostet. Jetzt, Anfang Juni, kostete bereits das Pfund Rindfleisch 12 Groschen, ein Huhn 1 Taler 20 Groschen, das Quart Milch 10 Groschen, das Pfund Butter 3 Taler, und auch der Waffenstillstand brachte keine Erleichterung, da die Einführung von Lebensmitteln nicht gestattet wurde.

Frau v. Borke mit ihren beiden Schülern litt unter der allgemeinen Noth; aber wenn auch die Entbehrungen ihre Kräfte aufrieben, der Geist der preussischen Patriotin behielt seine Spannkraft. Am 3. August, dem Geburtstage König Friedrich Wilhelms III., brachte sie am geöffneten Fenster in Gegenwart der auf der Straße befindlichen Franzosen ein Hoch auf den König aus; sie hatte sich mit ihrem letzten Gelde Wein gekauft, um auf die Gesundheit ihres geliebten Monarchen zu trinken.

Am 20. August wurden die Feindseligkeiten wieder eröffnet, Damm wurde lebhaft beschossen, namentlich von den auf dem Dammischen See befindlichen sechs schwedischen Kanonen-Schaluppen. Abrecht v. Roon kam in ernste Lebensgefahr; er wurde durch einen Splitter einer vor ihm auf dem Straßenpflaster platzenden Bombe — zum Glück unbedeutend — verwundet. Hunger und Krankheit nahmen mehr und mehr überhand; auch die französischen Soldaten waren dem Elend preisgegeben, sie nahmen die Lebensmittel, wo sie sie fanden, und auch der Garten der Frau v. Borke entging der Plünderung nicht. Der Enkel schützte das Eigentum seiner Großmutter nach besten Kräften, und mit einem auf einem Besenstiel befestigten Bajonett bewachte er den gefährdeten Garten. Erst am 5. Dezember schlug die Erlösungstunde; Stettin und Damm kapitulierten, die Besatzung wurde kriegsgefangen auf das rechte Weichselufer geführt.

Die Großmutter erlebte die Befreiung nicht; die 72jährige Frau erlag den Entbehrungen der Belagerung.

Aus den nächsten Lebensjahren Abrechts v. Roon ist ein wichtigeres Ereignis nicht zu verzeichnen; der Knabe verblieb vorläufig in Alt-Damm und fand in dem Herrn v. Blandenburg-Zimmerhausen einen gütigen Beschützer. Er wurde zur Aufnahme in das Kadettenkorps angemeldet und im November 1816, als er sich in Berlin bei dem Hauptmann v. Frankenberg im Grenadier-Regiment Kaiser Alexander aufhielt, mit 32 anderen Exspektanten nach Kulm einberufen. Am 8. November 1816 erfolgte seine Aufnahme in das Kulmer Kadettenhaus.

Diese Anstalt befand sich in der Reorganisation. Sie war mit dem Kulmer Lande im Frieden zu Lissit an Polen abgetreten worden und erst vom 1. Juni 1815 an wieder unter preussische Verwaltung gekommen. Der bisherige Direktor, Major v. Lurski, war vorläufig beibehalten worden, dagegen wurden die aus dem Königreich Polen gebürtigen Zöglinge größten-

teils entlassen, und als im November 1816 die einberufenen 33 Exspektanten eintrafen, war nur noch ein Bestand von 35 Kadetten vorhanden.

Das aus der polnischen Zeit übernommene Lehr- und Erziehungs-Personal entsprach den Anforderungen keineswegs. Von den fünf Gouverneuren waren vier kenntnislos und unmoralisch; das ganze Lehrpersonal bestand schließlich in einem Professor, dem Tanzmeister, dem Zeichenlehrer und dem Fechtlehrer.

Trotz dieser schwierigen Verhältnisse wurde die Ausbildung der Kadetten stetig gefördert; die beiden am 25. Oktober 1816 von Berlin dorthin beorderten Kompagniechefs, die Hauptleute v. Schelha und v. Chappuis, wachten als väterliche Freunde ihrer Zöglinge über ihre sittliche und wissenschaftliche Erziehung; die wesentlichsten Fortschritte der Anstalt datieren jedoch erst vom 29. Januar 1818, als dieselbe von dem neu ernannten Direktor, Major v. Wohyna, übernommen wurde. Das eifrige Streben und die Befähigung des Kadetten v. Koon entgingen dem Scharfblick des Majors v. Wohyna nicht, und als er am 3. Juni 1818 eine Ehrentafel stiftete, auf welcher die besten Kadetten verzeichnet wurden, wurde der Unteroffizier Abrecht Theodor Emil v. Koon an erster Stelle eingetragen.

Im Mai 1818 verließen 35 Kadetten das Kulmer Institut, um ihre Erziehung in Berlin zu vollenden.

Trotz der vielen Störungen im Unterricht und der mangelhaften Aufsicht durch ihre Erzieher waren gerade unter diesen Zöglingen so viele tüchtige wie noch nie vorher. Die Zensuren ihrer Erzieher, Kompagniechefs und des Direktors bezeichnen zwölf als besonders begabt und für die Aneignung von Kenntnissen äußerst eifrig; unter den drei fähigsten wird Abrecht v. Koon genannt. Major v. Wohyna schrieb dem 15jährigen v. Koon ins Zeugnis: „er verspricht unendlich viel.“

Die besonders empfohlenen 12 Kulmer Kadetten kamen in die zweite Klasse der Berliner Anstalt; sie blieben durch Fleiß und sittliche Führung hervorragende Zöglinge.

Das Hauptinstitut zu Berlin befand sich zu dieser Zeit gleichfalls noch im Stadium der Reorganisation. Oberstleutnant v. Brause, der vormalige Gouverneur des Prinzen Wilhelm, hatte am 23. September 1817 das Kommando sämtlicher Kadetten-Anstalten und insbesondere das des Berliner Hauses übernommen. Sein Einfluß auf die Kadetten war ein tiefgehender und von den segensreichsten Folgen. In welchem Sinne er seine Aufgabe auffaßte, beweist die Ansprache, mit welcher er am 25. August 1818 die vom Könige vollzogene Instruktion — behufs definitiven Abschlusses der begonnenen Reorganisation — publizierte.

„Nach einer Zeit“ — so sagte er — „in welcher die höhere Lebensanschauung darniederlag, Trübsale und Erschütterungen durch die Mensch-

heit gingen, wird es doppelt heilige Pflicht aller Lehrer und Erzieher, in dem aufblühenden Geschlechte alle edlen Keime sorgsam zu pflegen. Der Beruf eines jeden Lehrers und Erziehers fordert hauptsächlich, eine Gefinnungstüchtigkeit der Schüler zu gründen, sie *m o r a l i s c h* u n d *c h a r a k t e r v o l l* zu machen.“

Das ganze Leben Abrechts v. Roon ist nur eine Betätigung der Wahrheit dieser Grundsätze gewesen.

Die Zeit in Berlin trug übrigens zur Stählung seines Charakters dadurch wesentlich bei, daß sich innerhalb des Kadettenhauses politische Gegensätze bemerklich machten. Die Entstehung derselben war nicht auf die Zöglinge selbst zurückzuführen, sondern die Anschauungen der Gouverneure, junger unlängst von den Universtitäten entlassener Männer, wirkten verwirrend auf die Gemüter; die damals in akademischen Kreisen herrschende Geistesrichtung lief den militärischen Anschauungen zuwider. Mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens wandte sich der Kadett v. Roon von diesen Verirrungen ab, und die angeregten Zweifel trugen nur dazu bei, ihn in seinen strengen Ansichten von soldatischer Treue und Loyalität um so fester und sicherer zu machen.

Mit dem Jahre 1820 endete sein Aufenthalt in dem Berliner Kadettenhause; am 9. Januar 1821 wurde v. Roon mit einem Patent vom gleichen Tage als Sekondeleutnant zum 14. Infanterieregiment berufen und am 28. Februar vereidigt.

Die Leutnantszeit.

Das 14. Infanterieregiment (3. Pommerisches) stand damals mit dem Stabe und dem Füsilierbataillon in Stargard, mit dem 1. Bataillon in Königsberg in der Neumark, mit dem 2. Bataillon in Soldin. Leutnant v. Roon wurde dem Füsilierbataillon zugeteilt; nach der Rangliste war er der 35. Sekondeleutnant, von seinen Regimentskameraden hatten 25 das Eiserne Kreuz.

Roons Persönlichkeit war auffallend stattlich und militärisch. Seine Größe betrug 5 Fuß 10 Zoll bei vollem Ebenmaß in der Figur; seine Züge waren ausdrucksvoll, das Auge klar und durchdringend, die Stirn hoch und scharf begrenzt. Der junge Offizier war auf seine eigenen Kräfte angewiesen; das elterliche Vermögen war verloren gegangen, und Pleushagen hatte verkauft werden müssen. Sehr bald verlor er auch die Mutter, welche seit Jahren von einer Gemütskrankheit befallen war.

Dem Dienst widmete sich v. Roon mit der ihm eigenen strengen Pflichttreue; ein Kommando (vom 15. April bis 15. Juni 1822) zur Verwahrung der Strafanstalt in Naugard unterbrach die Einförmigkeit des Garnisonlebens. Aber seinem eifrigen Streben genügte die einfache Erfüllung seiner Pflichten als Frontoffizier nicht; fleißig arbeitete er an seiner wissenschaftlichen

Fortbildung, meldete sich zur allgemeinen Kriegsschule in Berlin und wurde 1824 nach glücklich bestandnem Examen zu derselben einberufen.

Dieses Institut (die jetzige Kriegsakademie) war für diejenigen Offiziere bestimmt, welche, nachdem sie sich bereits gründliche Kenntnisse auf anderen Anstalten erworben hatten, diese über alle Teile des Kriegswesens erweitern und vervollkommen wollten, um sich dadurch auch zu den höheren und außergewöhnlichen Verhältnissen des Dienstes geschickt zu machen.

Mit eisernem Fleiß suchte v. Roon dieser hohen Bestimmung der allgemeinen Kriegsschule gerecht zu werden. Er trieb alle Militärwissenschaften mit Eifer, mit Vorliebe Kriegsgeschichte, und wendete außerdem ein eingehendes Studium der Geographie, Geschichte und den Naturwissenschaften zu. Zugleich besuchte er einige fezzelnde Vorlesungen der Universität, vorzüglich von Ritter und Raumer, und legte so die fernere Grundlage zu den wissenschaftlichen Leistungen, durch welche er schon wenige Jahre darauf in den weitesten Kreisen bekannt wurde.

Während seines Kommandos zur allgemeinen Kriegsschule erfolgte am 14. Januar 1826 seine Versetzung zum 15. Infanterieregiment mit einem Patent vom 24. Dezember 1820; v. Roon wurde der 13. Sekondeleutnant. Das Regiment stand mit dem Stabe, dem 1. und 2. Bataillon in Minden, mit dem Füsilierbataillon in Bielefeld. Nach beendigtem Kursus begab sich Leutnant v. Roon 1827 zu seinem neuen Truppenteil nach Minden. Das Regiment beteiligte sich im August 1827 am Korpsmanöver bei Münster, im nächsten Jahre am Brigade- und Divisionsmanöver bei Minden.

Bereits am 12. Oktober 1828 wurde Leutnant v. Roon nach Berlin zurückberufen und zwar als Erzieher beim dortigen Kadettenhause, und mit diesem Kommando beginnt die wissenschaftliche Periode in Roons reichbevegtem Leben.

Generalmajor v. Brause war noch Kommandeur des Kadettenkorps; ihm zur Seite stand seit dem 30. August 1825 als besonderer Studiendirektor der Professor Karl Ritter, einer der hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit und der frühere Lehrer Roons. Zwischen Beiden entwickelte sich ein inniges geistiges Verhältnis und von Ritter selbst ist Roon als derjenige seiner Schüler bezeichnet worden, welcher wie keiner mit gleicher Tiefe in seine Ideen eingedrungen ist.

Ritter hatte zuerst in der 1. Klasse des Kadettenhauses persönlich geographische Vorträge gehalten; als er wegen Überhäufung mit wissenschaftlichen Arbeiten hiervon Abstand nehmen mußte, beauftragte er Leutnant v. Roon mit der Fortsetzung seiner Vorträge und stellte ihm dann die Aufgabe, die Ausarbeitung eines bezüglichen Leitfadens zu übernehmen.

Dieses Vertrauen des berühmten Lehrers verdoppelte die Arbeitskraft des begabten jungen Offiziers und in 7—8 Monaten bei 12 Stunden täglicher Arbeitszeit wurde sein erstes Werk „Grundzüge der Erd-, Völker- und

Staatenkunde“ verfaßt. Die Aufgabe war geschickt und vollständig gelöst; im August 1832 wurde das Werk herausgegeben.

Wie wohlthuend berührt die Denkweise des Verfassers in seiner Vorrede zur ersten Auflage! „Der Verfasser“ — schreibt er — „betrachtete indes sein geringes Wissen, überhaupt seine Befähigung zu einem solchen Unternehmen nicht als sein Eigentum, sondern gleichsam nur wie ein Darlehn, welches er der wohlwollenden Güte und Freundlichkeit seines berühmten Lehrers verdanke, über welches er nicht verfügen könne und dürfe, wolle er sich nicht in die Reihe Derer stellen, auf die man Schillers Worte anwenden könnte: ‚Wenn die Könige bau’n, haben die Kärrner zu thun.‘

Sein Entschluß wurde daher einzig und allein durch des Meisters Billigung und freundliche Aufmunterung bestimmt, eine Aufmunterung, welche um so ermutigender war, als derselbe aus seiner Stellung als Studiendirektor der Kadettenanstalten die Bedürfnisse derselben genau kannte, als solcher die ersten, unsicheren Schritte des Verfassers auf der schwierigen Laufbahn des Lehrers geleitet, und früher und später und zu allen Zeiten sein wohlwollender Führer, sein belehrender Ratgeber bei allen Bestrebungen gewesen war, welche derselbe auf dem interessanten Gebiete der Erdkunde zu eigener Belehrung unternommen hatte.“

Carl Ritter ehrte das Erstlingswerk seines jungen Freundes durch ein besonderes Wortwort.

Wenn auch das Buch ursprünglich für den Unterricht im Kadettenhause bestimmt war, gewann es doch mit seinem Erscheinen allgemeine Verbreitung. Es wurde zum unentbehrlichen Leitfaden für den geistvolleren geographischen Unterricht überhaupt und erlebte in wenigen Jahren mehrere Auflagen.

Eine Umarbeitung der Grundzüge fand in den Jahren 1837—1840 statt, sie bildeten von da an — in drei starken Bänden — einen Leitfaden in der Hand der Lehrer.

Am 20. Juli 1831 wurde v. Roon Premierleutnant; am 17. Juli 1832 trat er zu seinem Regiment zurück, und machte mit demselben im August und September bei Minden und Münster das Manöver mit.

Bei diesen regelmäßigen Friedensübungen blieb es jedoch nicht, sondern am 3. November erging der Befehl, daß die Linientruppen des VII. und VIII. Armeekorps sofort auf die Kriegsstärke treten und die Festungen Wesel und Köln armiert werden sollten.

Den Grund zu dieser Maßnahme bildete der unterm 22. Oktober 1832 geschlossene Vertrag zwischen Frankreich und England, durch Anwendung von Zwangsmaßregeln die Räumung der von Holland und Belgien besetzten gegenseitigen Gebiete herbeizuführen. Da gegen die Ausführung dieses Vertrages eine Weigerung von Seiten Belgiens nicht stattfand, sollte Hol-

land, welches sich ablehnend verhielt, durch Waffengewalt zur Nachgiebigkeit gezwungen werden.

Rußland, Österreich und Preußen verweigerten dieser Maßregel ihre Zustimmung und letzteres entschloß sich, ein Observationskorps an der belgischen Grenze aufzustellen.

Das Observationskorps wurde in der Stärke von 17 Bataillonen, 2 Schützen-Abteilungen, 16 Eskadrons, 9 Batterien unter dem Befehl des Generals der Infanterie v. Müßling zwischen Aachen und Cleve versammelt. Das Hauptquartier war in Arefeld.

Das 15. Infanterieregiment wurde dem Observationskorps zugeteilt, seine Kompletierung stieß jedoch auf Schwierigkeiten und erst am 25. November traf es bei Wesel ein; die Offiziere bekamen die halbe Feldzulage und doppelte Tischgelder. Dem Premierleutnant v. Roon wurde die Auszeichnung zu teil ins Hauptquartier berufen zu werden und der Kommandierende würdigte den jungen Offizier seines besonderen Vertrauens.

Inzwischen hatte am 15. November eine französische Nordarmee (etwa 66 000 Mann) die belgische Grenze überschritten und war am 21. vor der von den Holländern besetzten Zitadelle von Antwerpen eingetroffen. Außerdem stand eine französische Ostarmee (etwa 43 000 Mann) an der Maas und Mosel.

Die Ereignisse bedingten nicht ein Heraustrreten des Observationskorps aus seiner zuwartenden Rolle. Die Belagerung von Antwerpen nahm ihren regelmäßigen Verlauf und am 23. Dezember kapitulierte die Zitadelle.

Nachdem am 5. Januar 1833 die französische Nordarmee Belgien wieder geräumt hatte, wurde am 10. Januar die Auflösung des Observationskorps verfügt. Das 15. Infanterieregiment marschierte in seine Garnison zurück und setzte sich wieder auf den Friedensfuß. Vor seinem Rücktritt zum Regiment erhielt Premierleutnant v. Roon Gelegenheit, sich durch den Augenschein von den Resultaten der Belagerung von Antwerpen zu überzeugen und konnte somit diese Begebenheit, die damals die Aufmerksamkeit von fast ganz Europa fesselte, in ihren Details studieren.

Noch in demselben Jahre wurde v. Roon zum topographischen Bureau in Berlin kommandiert und widmete sich mit voller Hingebung den ihm zufallenden Arbeiten, die seinen vorausgegangenen Studien und seiner Neigung so vollkommen entsprachen. Trotzdem fand er noch Zeit, schriftstellerisch tätig zu sein und veröffentlichte im Jahre 1834 sein bekanntes Werk „Anfangsgründe zur Erdkunde“. Es war für den Gebrauch der Schüler bestimmt und entsprach diesem Zweck in vollendeter Weise; noch nach 34 Jahren fand eine Neubearbeitung desselben durch den Verfasser, nunmehrigen Kriegsminister, statt.

Während sonst eine dreijährige Prüfungszeit Regel war, erfolgte schon am 30. März 1835 Roons Kommando zum Großen Generalstabe; er wurde

zunächst mit Vorträgen an der Allgemeinen Kriegsschule betraut und las über Taktik und Geographie.

Seine praktische Generalstabstätigkeit begann mit einer Reconnozierungsreise nach Schlesien, woselbst bei Papsdorf die Königsrevue für das VI. Armeekorps abgehalten wurde, der sich dann die Truppenversammlung bei Kalisch angeschlossen.

Sein Aufenthalt in Schlesien war von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben, denn er lernte hier eine ihm bis dahin unbekannte Verwandte, Anna Rogge, Tochter des Predigers Rogge zu Groß-Linz bei Liegnitz, kennen und gewann ihr Herz. Die Hochzeit war im nächsten Jahre und bezeichnete den Anfang eines ungetrübten glücklichen Familienlebens.

Am 30. März 1836 wurde v. Moon zum Hauptmann im Großen Generalstabe befördert.

Die Generalstabszeit.

Chef des Generalstabes der Armee war zu diesem Zeitpunkt der Generalleutnant v. Krauseneck; der Generalstab hatte einen Etat von 45 Offizieren.

Die Tätigkeit des Hauptmanns v. Moon blieb vorläufig eine pädagogische. Als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule wirkte er bis zum Jahre 1841 und versah nebenher noch bis zum 30. September 1837 die Funktionen eines Examinators bei der Ober-Militärexaminationskommission.

Im Laufe dieser Jahre verfaßte v. Moon noch zwei größere wissenschaftliche Arbeiten, in welchen er die Geographie vom militärischen Gesichtspunkt behandelte. Der erste Aufsatz „Militärische Länderbeschreibung von Europa“ wurde 1837 in der Handbibliothek für Offiziere veröffentlicht; jedoch ist von dieser Länderbeschreibung nur der 1. Teil erschienen. Eine Arbeit ähnlicher Art war eine Monographie „Militärgeographie der iberischen Halbinsel“, die 1839 erschien.

In demselben Jahre wurde v. Moon von einer schweren Krankheit betroffen, die ihn fast der militärischen Laufbahn entrissen hätte; denn während seine Kräfte noch geschwächt waren und völlige Genesung in weiter Aussicht stand, wurde ihm in Rücksicht auf diesen Zustand die Stelle eines Direktors der Ritterakademie zu Liegnitz angeboten. v. Moon blieb jedoch seinem Berufe treu und der Gebrauch eines Seebades, sowie eine im Jahre 1840 unternommene Reise nach der Schweiz und Italien stellten seine Gesundheit wieder her. Hieran schloß sich im nächsten Jahr eine Reconnozierungsreise durch Böhmen, Mähren und Ungarn und eine Generalstabsübungsreise nach Schlesien.

Am 12. April 1842 wurde er zum Major befördert und gleichzeitig zum Generalstabe VII. Armeekorps versetzt. Nach kurzem Aufenthalt in Münster wurde er schon am 17. November 1842 wiederum als Lehrer bei der Allgemeinen Kriegsschule nach Berlin zurückberufen und blieb, am 1. April 1843

wieder definitiv zum Großen Generalstabe versetzt, bis zum Jahre 1846 in dieser Stellung.

Neben seinen Vorträgen auf der Allgemeinen Kriegsschule wurde ihm auch seit 1843 der besonders ehrenvolle Auftrag zu teil, den Prinzen Friedrich Karl von Preußen Königl. Hoheit in der Geographie und Taktik zu unterrichten.

Major v. Roon mußte dem ihm hierdurch zu teil gewordenen Vertrauen so völlig entsprechen, daß er ausersehen wurde, auch die weitere wissenschaftliche Ausbildung dieses hochbegabten jungen Prinzen zu überwachen, und wurde, nachdem er noch vorher kurze Zeit dem Generalstabe des IV. Armeekorps angehört hatte, am 3. Februar 1846 unter Aggregation beim Generalstabe der Armee definitiv zum militärischen Begleiter Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl ernannt. Der Prinz bezog die Universität Bonn, und während seines zweijährigen Aufenthalts daselbst war Major v. Roon bei allen Vorlesungen gegenwärtig, welche der Prinz sowohl mit anderen Studenten öffentlich als allein hörte; auch begleitete er seinen Erlauchten Schutzbefohlenen auf den Reisen, welche während der Ferien durch die Rheinprovinz, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Italien gemacht, sowie bei den Besuchen, welche bei solchen Gelegenheiten einzelnen Höfen abgestattet wurden.

Aus dieser Zeit datiert auch der Beginn einer engen Freundschaft, welche v. Roon mit dem Professor Berthes zu Bonn verknüpfte; zwischen beiden entwickelte sich ein reger persönlicher und brieflicher Verkehr, welcher bis zu dem im Jahre 1867 erfolgenden Tode des Professors Berthes andauerte.

Im Jahre 1848 hatte Prinz Friedrich Karl seine Universitätsstudien vollendet; insofgedessen trat Major v. Roon am 13. März zum Generalstabe zurück und wurde, nach vorübergehender Zuteilung an den Großen Generalstab, am 16. Mai desselben Jahres zum Generalstabe des VIII. Armeekorps nach Koblenz versetzt. Am 22. August 1848 erfolgte seine Ernennung zum Chef des Generalstabes dieses Korps.

Die Zeit, zu welcher Major v. Roon diese verantwortliche Stellung übernahm, war eine ernste; die Gärung war allgemein und frech erhob an einzelnen Stellen der Aufstand das blutige Haupt. Der junge Chef des Generalstabes versah seine Pflichten — unbeirrt von politischen Schwankungen und wechselnden Tagesmeinungen — im Geiste echt preussischer Treue und soldatischer Straffheit; seine Person trat um so mehr in den Vordergrund, als die Stelle des kommandierenden Generals nicht besetzt war und die Funktionen desselben von dem jedesmaligen ältesten Divisionskommandeur, von denen jedoch keiner in Koblenz selbst in Garnison stand, wahrgenommen wurden.

Eine ernste Aufgabe brachte das Jahr 1849. In Baden war ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen, der auch die Rheinpfalz mitergriff; eine pro-

visorische Regierung wurde eingesetzt und ein Volksheer von etwa 30 000 Mann unter dem Polen Mieroslawski versammelt. Die Bundesfestung Rastatt fiel in die Hände der Insurgenten, Landau wurde von ihnen berannt.

Zur Niederwerfung des Aufstandes wurden zwei preußische Armeekorps und ein aus Bundesruppen kombiniertes Korps (das sogenannte Neckarkorps) bestimmt; der General der Infanterie, Prinz von Preußen Königliche Hoheit, übernahm den Oberbefehl.

Major v. Roon wurde zum Chef des Generalstabes des I. Armeekorps der Operationsarmee am Rhein ernannt; sein kommandierender General war Generalleutnant v. Girschfeld I. Das Korps hatte eine Stärke von 23 Bataillonen, 1 Jägerkompagnie, 1½ Pionierkompagnien, 15 Eskadrons, 50 Geschützen (etwa 19 000 Mann), und wurde in vier Divisionen eingeteilt.

Das II. preußische Armeekorps (etwa 15 000 Mann) stand unter dem Befehl des Generalleutnants v. der Gröben, das Neckarkorps (etwa 15 000 Mann) unter dem des Generalleutnants v. Peuder.

Die Operationen entwickelten sich in der Art, daß das I. Armeekorps in der Zeit vom 13.—19. Juni die Rheinpfalz vom Feinde säuberte, Landau entsetzte und am 20. bei Germersheim auf das rechte Rheinufer überging. Hier strebte es die Vereinigung mit den beiden anderen Korps an, die inzwischen die Neckarlinie forciert hatten und in südlicher Richtung vordrangen. Es kam zu einer Reihe ernster Gefechte (bei Waghäusel und Wiesenthal, Ubstadt, Durlach und an der Murg), welche schließlich die völlige Zerspaltung des Insurgentenheeres herbeiführten. Auf dem Felde der Ehre trafen auch Lehrer und Schüler wieder zusammen; Prinz Friedrich Karl Königliche Hoheit, machte den Feldzug beim I. Armeekorps mit und gab bei Wiesenthal das Beispiel glänzendster Tapferkeit. Der Feldzug vollendete sich in der Weise, daß das I. Armeekorps und das Neckarkorps die flüchtenden Feinde bis zur Schweizergrenze verfolgten, während das II. Armeekorps sich der Festung Rastatt bemächtigte.

Major v. Roon erwarb sich die volle Anerkennung seines Erlauchten Oberbefehlshabers, und diese hier angebahnte nähere persönliche Bekanntschaft war für das Vaterland von den segensreichsten Folgen.

Nach Beendigung der Operationen marschierte der größere Teil der Truppen in die Heimat zurück; nur ein kombiniertes Armeekorps unter dem Generalleutnant Roth v. Schredenstein verblieb in Baden. Major v. Roon übernahm im Oktober wieder seine Stellung als Chef des Generalstabes VIII. Armeekorps zu Koblenz; er war nunmehr der drittälteste Major im Generalstabe geworden, als unmittelbaren Vordermann hatte er den Major Freiherrn v. Moltke.

Die Ruhe war jedoch nur eine scheinbare, vielmehr verschärften sich die politischen Gegensätze innerhalb Deutschlands mehr und mehr, so daß schließlich ein Krieg Preußens gegen die verbündeten Staaten Österreich, Bayern

und Württemberg unvermeidlich schien. Am 6. November 1850 erging der Befehl zur unverzüglichen Mobilmachung der Armee. Das VIII. Armeekorps konzentrierte sich bei Koblenz; es setzte sich vorläufig aus 2 Linien-, 12 Landwehrbataillonen, 3 Linien-, 16 Landwehreskadrons, 7 Batterien zu 8 Geschützen und 1 Pionierabteilung zusammen, alle übrigen Linientruppen waren zu den Korps in Baden und Kurhessen und zu einem bei Kreuznach befindlichen Detachement abkommandiert (1 Eskadron außerdem in Mainz).

Zu einer kriegerischen Tätigkeit kam es jedoch nicht; bereits im Januar 1851 wurde die Demobilmachung befohlen.

Für den Oberstleutnant v. Noon, der am 26. September 1850 zu diesem Dienstgrad befördert worden war, trat in dieser Zeit ein entscheidender Wechsel in seinem militärischen Verhältnis ein; er wurde am 26. Dezember 1850 zum Kommandeur des 33. Infanterieregiments ernannt.

Die Kommandeurzeit.

Das 33. Infanterieregiment (1. Reserve regiment) stand in Thorn; es bestand aus 2 Bataillonen und war, wie alle Reserve regimenter, im Mobilmachungsfall zur Besetzung von Festungen bestimmt; sein drittes Bataillon wurde in diesem Falle aus Landwehrmannschaften gebildet.

Oberstleutnant v. Noon traf am 25. Januar 1851 in Thorn ein; seine erste Tätigkeit war, das Regiment auf den Friedensstand zurückzuführen. Bereits im nächsten Monat wechselte das Regiment die Garnison, es wurde nach Königsberg i. Pr. verlegt und trat unter den Befehl der 1. Division.

Auch der Aufenthalt in seiner neuen Garnison war nur von kurzer Dauer, denn es erhielt am 25. August Befehl, noch vor Schluß des Jahres seine Garnison in Köln zu nehmen. Die sämtlichen Reserve regimenter (Nr. 33 bis 40) wurden im westlichen Deutschland versammelt und bildeten die Besatzungen beziehungsweise Teile derselben von Köln, Trier, Luxemburg, Mainz und Saarlouis.

Am 19. Oktober trat das Regiment seinen Marsch nach dem Rhein an; Bromberg wurde durch Fußmärsche erreicht, von dort an wurde der Weitermarsch mit der Eisenbahn fortgesetzt. Am Vormittage des 30. Oktober kam das Regiment in Berlin an und wurde auf dem Stettiner Bahnhof von Seiner Majestät dem Könige besichtigt. Die Stabsoffiziere und Hauptleute wurden zur Königlichen Tafel befohlen. Am 1. November traf das Regiment in Köln ein und trat mit diesem Tage in die Reihen des VIII. Armeekorps.

Dank dem unermüdelichen Eifer seines Kommandeurs, der am 2. Dezember 1851 die Beförderung zum Oberst erhielt, errang das Regiment in dem neuen Verbands rasch eine ehrenvolle Stellung. Bei Besichtigungen und größeren Übungen wurde dem Regiment und seinem Kommandeur volle Anerkennung zu teil und Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen, der als Militärgouverneur in der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen zu

Koblenz residierte, würdigte Oberst v. Roon seines dauernden gnädigen Vertrauens.

Eine interessante Episode aus der Zeit in Köln bildete für v. Roon das Kommando zur Begleitung des Generalleutnants v. Sircsfeld bei Begrüßung des damaligen Präsidenten der französischen Republik im Juli 1852.

Mit schwerem Herzen sah das Regiment seinen Kommandeur am 26. Juni 1856 scheiden, an welchem Tage Oberst v. Roon zum Kommandeur der 20. Infanteriebrigade zu Posen ernannt wurde; am 15. Oktober 1858 avancierte er zum Generalmajor. Die ihm unterstellte 20. Infanteriebrigade wurde aus dem 10. Infanterieregiment und dem 19. Landwehrregiment gebildet. Ersteres stand in Posen und Rawitsch, letzteres setzte sich aus den Landwehrbataillonen Polnisch-Lissa, Schrimm und Protoschin zusammen. Die einzelnen Landwehrbataillone zerfielen in einen besoldeten Stamm, 1. und 2. Aufgebot.

Inzwischen war im Oktober 1857 Seine Majestät der König so ernstlich erkrankt, daß der Prinz von Preußen Königl. Hoheit vom 24. Oktober ab die oberste Leitung der Staatsgeschäfte und am 9. Oktober 1858 die Regentschaft übernahm.

Von dieser höchsten Stelle erhielt im Juni 1858 Generalmajor v. Roon die Aufforderung, eine Denkschrift über eine eventuelle Reorganisation der Armee auszuarbeiten; die Gelegenheit hierzu brachte eine persönliche Meldung in Babelsberg.

v. Roon unterzog sich des ihm gewordenen Allerhöchsten Auftrages mit der ihm eigenen Energie und Gewissenhaftigkeit. In der Stille eines Badeaufenthaltes zu Kolberg — ohne andere Hilfsmittel, als seine reiche Dienst-erfahrung, sein umfassendes Wissen und sein logisch geschultes Denkvermögen — entstand eine umfangreiche Denkschrift über die Reorganisation der Armee und bereits unterm 21. Juli wurde dieselbe als Immediateingabe an Allerhöchster Stelle eingereicht.

Die wesentlichsten Gründe, welche in der Denkschrift für die Reorganisation der Armee geltend gemacht wurden, waren folgende:

Die Landwehr (selbstverständlich in der damaligen Organisation) sei eine *p o l i t i s c h* falsche Institution, die dem Ausland nicht imponiere und die Freiheit der eigenen Politik behindere. Sie sei aber auch zugleich eine *m i l i t ä r i s c h* falsche und schwache Institution in Rücksicht ihrer Zusammen-
setzung und der ihr zugewiesenen Bestimmung.

Zur Beseitigung dieser Übelstände sei vor allem notwendig:

1. Verstärkung der Kadres an Offizieren und Unteroffizieren und
2. Vermehrung des Präsenzstandes an Gemeinen, bei gleichzeitiger innigster Verschmelzung der Linie mit der Landwehr.

Um ersteres (d. h. die Herstellung festerer Rahmen in größerer Zahl) zu erreichen, sei namentlich eine Vermehrung der Erziehungs- und Bildungs-

anstalten für Offiziere und Unteroffiziere erforderlich; in letzterer Beziehung sei die Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit und die Aushebung einer größeren Anzahl Rekruten als bisher unentbehrlich.

Ein eigentümlicher Vorschlag war der sogenannter Doppelbataillone, d. h. die Infanteriebataillone sollten bei der Mobilmachung in zwei zerlegt und, um dies zu ermöglichen, bereits im Frieden auf 896 Köpfe gebracht werden.

Seine Königliche Hoheit der Prinzregent prüfte die v. Roon'sche Denkschrift auf das gründlichste, namentlich auch im Vergleich mit denjenigen Vorschlägen, welche ihm seitens des Kriegsministeriums vorgelegt waren, sprach dieselben mit dem Generalmajor v. Roon, der inzwischen am 22. November 1858 als Kommandeur der 14. Division nach Düsseldorf versetzt war, persönlich durch und befahl unterm 8. Januar 1859 die Berufung einer Kommission, um über die Reorganisation in Beratung zu treten.

Siezu kam es jedoch vorläufig nicht, denn die politische Situation wurde eine so ernste, daß es nicht geraten schien, den westlichen Nachbar, der sich zum Kriege rüstete, auf die Schwächen der diesseitigen Heeresorganisation aufmerksam und das Vertrauen der eigenen Armee wankend zu machen.

Als sich im April mit Sicherheit übersehen ließ, daß der Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und den verbündeten Staaten Frankreich und Sardinien unvermeidlich wäre, wurde am 20. April die Kriegsbereitschaft des III., VII. und VIII. Armeekorps und der gesamten Linientavallerie befohlen; bereits neun Tage später wurde die Kriegsbereitschaft auf die ganze Armee ausgedehnt. Den raschen Erfolgen der französisch-italienischen Waffen gegenüber schienen jedoch diese Sicherheitsmaßregeln nicht ausreichend und am 14. Juni verfügte Seine Königliche Hoheit der Prinzregent die Mobilmachung des Garde-, III., IV., V., VII. und VIII. Armeekorps; auch bei den drei übrigen Korps wurden die Feldstellen besetzt. Die mobilen Armeekorps (ausgenommen das Gardekorps) sollten am Rhein konzentriert werden; der Generalfeldmarschall Freiherr v. Wrangel wurde mit der oberen Leitung beauftragt. Dem Generalleutnant v. Roon (seine Beförderung zu diesem Dienstgrad war am 31. Mai 1859 erfolgt) wurde bei der Mobilmachung das Kommando der 14. Infanteriedivision übertragen. Die Division bestand nach der Ordre de Bataille aus dem 16. und 17. Infanterieregiment, dem 16. und 17. Landwehrregiment, dem 7. Jägerbataillon, dem 11. Husarenregiment, der 3. Fußabteilung 7. Artillerieregiments, der 7. Pionierabteilung und einer Feld-Telegraphieabteilung. In der Zeit vom 2. bis 13. Juli wurde die gesamte Division in und bei Köln versammelt.

Der überraschende Friede von Villafranca änderte plötzlich die Situation. Die Konzentration am Rhein wurde aufgegeben; die Landwehrtruppen kehrten in die Stabsquartiere, die Ersatztruppen in ihre Formationsorte zurück, die ausgerichteten Linientruppen bezogen weitläufige Kantonnements.

Unter dem 16. Juli wurden ausgedehnte Beurlaubungen befohlen; die Mannschaften der Landwehr 1. Aufgebots und des fünften Jahrganges der Reserven wurden entlassen. Am 1. August trat die Demobilmachung ein, jedoch wurde die Kriegsformation vorläufig beibehalten. Generalleutnant v. Roon blieb in dem Verhältnis als Kommandeur der 14. Infanteriedivision; erst vom 13. Oktober ab trat er in seine frühere Stellung zurück.

Ehe die bei Köln kantonnierenden Truppen der Division den Rückmarsch nach ihren Garnisonen antraten, hatten sie die Ehre, am 1. August von Seiner Königl. Hoheit dem Prinzregenten besichtigt zu werden.

Inzwischen waren die Pläne bezüglich Reorganisation der Armee von neuem aufgenommen worden und am 2. September erging an v. Roon der Befehl, sich sobald als möglich nach Berlin zu begeben, um mit dem Kriegsminister, General der Infanterie v. Bonin, über die Ausführung der Reorganisation in Beratung zu treten.

Generalleutnant v. Roon traf am 10. September in Berlin ein und nahm von den umfangreichen Vorarbeiten, welche seit zwei Jahren im Kriegsministerium für die Heeresreform eingeleitet und durchgeführt waren, eingehende Kenntnis. Hierauf fanden anhaltende Beratungen über das Detail der weiteren Ausführungen der Reformprojekte statt und Mitte Oktober konnten die Vorarbeiten als abgeschlossen betrachtet werden.

Am 20. Oktober wurde das Kommando des Generalleutnants v. Roon aufgehoben; er kehrte jedoch nicht nach Düsseldorf zurück, sondern begleitete Seine Königl. Hoheit den Prinzregenten auf seiner Reise nach Breslau, um über die Resultate der Vorarbeiten mündlich ausführlichen Bericht zu erstatten. Sobald Seine Königl. Hoheit nach Berlin zurückgekehrt war, befahl er unterm 28. Oktober 1859 den Zusammentritt einer Kommission von erfahrenen Generalen, welche noch über verschiedene die Organisation der Armee betreffende Punkte ihre Ansicht aussprechen sollten.

Bereits am 31. fand die erste Sitzung der Kommission statt, und zwar bestand sie aus folgenden Mitgliedern:

- Generalfeldmarschall Freiherr v. Wrangel als Vorsitzender,
- General Fürst Radziwiłł,
- v. Werder,
- Prinz August von Württemberg Königl. Hoheit,
- v. Schaff,
- Generalleutnant Prinz Friedrich Karl Königl. Hoheit,
- v. Steinmetz,
- v. Roon,
- Generalmajor Prinz Friedrich Wilhelm Königl. Hoheit,
- v. Alvensleben II.

Letzterer führte das Protokoll; als Kommissarius des Kriegsministeriums wurde der Chef der Armeeabteilung, Oberstleutnant v. Hartmann, deputiert.

An demselben Tage fand noch eine Verstärkung der Kommission durch Ernennung des Generalleutnants v. Schlemmüller, der Generalmajors v. Bialke und v. der Mühlbe und des Obersten und Kommandeurs des Kaiser Alexander Grenadierregiments, v. Clausewitz, zu Mitgliedern statt.

Die Fragen, über welche Seine Königliche Hoheit der Prinzregent die Ansicht der Kommission vernehmen wollte, waren folgende:

1. Ist eine Reorganisation der Armee nach den vorgelegten Umrissen wünschenswert und ins Leben zu rufen?
2. Ist dieselbe dahin auszuführen, daß bei der Infanterie die Garde-, Linien- und Reiterregimenter die bisherige Zahl ihrer Bataillonskadres und zwar in reduzierter Größe verdoppeln, bei der Kavallerie die Landwehr-Kavallerieregimenter eingehen, und dafür eine entsprechende Anzahl Garde- und Linien-Kavallerieregimenter errichtet werden?
3. Wird ein Bataillonskadre in seiner Reduktion zu 18 Offizieren und 482*) Unteroffizieren und Gemeinen plus einer Handwerkersektion von 20 Handwerkern stark genug sein, um in sich zu derselben Höhe der taktischen Ausbildung und des militärischen Geistes gelangen zu können, auf welcher die jetzigen Bataillonskadres stehen?
4. Sollen die neuen Linien-Kavallerieregimenter unterweilt formiert werden oder ist successive dazu überzugehen, indem man zunächst die jetzt bestehenden Linien-Kavallerieregimenter von 5 Schwadronen auf 6 augmentiert?

Die Protokolle der Sitzungen wurden sofort Allerhöchsten Orts zur Vorlage gebracht und nach Beendigung der Beratungen nahm Seine Königliche Hoheit der Prinzregent noch mit einzelnen Mitgliedern der Kommission, zu denen auch Generalleutnant v. Roon gehörte, besondere Rücksprache. Hiernach arbeitete Seine Königliche Hoheit den ganzen Reorganisationsentwurf persönlich durch und schloß denselben am 28. November definitiv ab.

Es handelte sich nun darum, den Mann zu wählen, welcher nach seinem Wissen und Können am meisten befähigt sein würde, die Vertretung der Königlichen Grundsätze in den weiteren Stadien der Beratung und Ausführung zu übernehmen; die Wahl fiel auf den Generalleutnant v. Roon, und nachdem der bisherige Kriegsminister, General der Infanterie v. Bonin, das Kommando des VIII. Armeekorps übernommen hatte, wurde v. Roon, der inzwischen nach seiner Garnison Düsseldorf zurückgereist war, am 5. Dezember 1859 zum Staats- und Kriegsminister ernannt. Er war damals der jüngste patentierte Generalleutnant der Armee.

*) Per Kompagnie 4 Offiziere, 13 Unteroffiziere, 3 Spielleute und 104 Gemeine.

Die Ministerzeit.

Mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortung übernahm v. Koon den wichtigen Posten, und seine ganze Lebenskraft setzte er ein, um das Vertrauen seines Herrschers zu rechtfertigen und das Werk, welches über die Zukunft des Vaterlandes und des Heeres entscheiden mußte, in seinem Sinne zu vollenden.

Die nächste Aufgabe war, für die Reorganisation die gesetzliche Basis zu schaffen und sich über die praktische Durchführung derselben schlüssig zu machen. Die Arbeiten wurden so gefördert, daß bereits am 10. Februar 1860 die bezüglichen Gesetzentwürfe dem Hause der Abgeordneten vorgelegt werden konnten.

Der erste dieser Gesetzentwürfe behandelte die Verpflichtung zum Kriegsdienste und die hieraus resultierende Stärke und Zusammensetzung des Heeres, der zweite beantragte die Bewilligung der Mittel für die Übergangsperiode und für den Unterhalt der reorganisierten und verstärkten Armee.

Der Kriegsminister begründete in klarer sachlicher Rede die Vorlagen und wies namentlich darauf hin, daß es kein spezifisch gouvernementales Interesse gewesen sei, welches dieses Reformprojekt ins Leben gerufen habe, sondern daß die beabsichtigte Reform unerläßlich wäre, um das nationale Interesse mit Ehre und Erfolg wahrnehmen zu können.

Leider hatten die Führer der liberalen Partei im Abgeordnetenhause wie in der Nation selbst kein richtiges Verständnis für die wahre Bedeutung der beabsichtigten Veränderungen im Heereswesen; ein fast 50jähriger Friede hatte die Überzeugung von der Notwendigkeit steter Schlagfertigkeit des Heeres in den Hintergrund treten lassen. Die vom Abgeordnetenhause niedergesetzte Kommission zur Beratung der Militärvorlagen verhielt sich ablehnend; sie stellte finanzielle Bedenken in den Vordergrund, tadelte die veränderte Organisation der Landwehr und forderte die Herabsetzung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit.

Trotz dieser prinzipiellen Verschiedenheiten wurden von beiden Häusern des Landtages die Mittel für die Durchführung der Reorganisation in provisorischer Form bis zum 30. Juni 1861 bewilligt.

Nachdem diese Grundlage gewonnen war, gelang es der unausgesetzten Tätigkeit und unermüdblichen Arbeitskraft des Kriegsministers, die Reform im Laufe des Jahres 1860 zum vorläufigen Abschluß zu bringen. Folgende Neuerrichtungen beziehungsweise Erweiterungen von Formationen fanden statt:

A. Bei der Infanterie.

1. Errichtung von 9 Bataillonen als dritte Bataillone der bisherigen 9 Reserve-Infanterieregimenter;
2. Errichtung von 4 Garde- und 32 Linien-Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen, in Stelle der bisher bestandenen und im Kriegsfalle

zu mobilisierenden 4 Garde- und 32 Provinzial-Landwehr-Infanterieregimenter;

3. Errichtung einer Schulabteilung;
4. Erweiterung der Militär-Schießschule;
5. Verstärkung der Jägerbataillone.

B. Bei der Kavallerie.

1. Errichtung von 2 Garde- und 8 Linien-Kavallerieregimentern;
2. Erweiterung der Militär-Reitschule.

C. Bei der Artillerie.

1. Formierung der Artillerieregimenter zu 3 Fußabteilungen und einer reitenden Abteilung;
2. Verstärkung der Kopfzahl bei den Batterien und Kompagnien.

D. Bei den Pionieren.

Verstärkung der bisherigen Pionierabteilungen zu 3 Kompagnien auf Pionierbataillone zu 4 Kompagnien.

E. Beim Train.

1. Errichtung einer Traininspektion;
2. Verstärkung der 9 Trainstämme auf 9 Trainbataillone zu 2 Kompagnien.

F. Außerdem.

1. Errichtung eines dritten Divisions- und eines dritten Kavalleriebrigadekommandos beim Gardekorps;
2. Verstärkung sämtlicher Divisionsstäbe durch Intendanturabteilungen.

Die neuen Truppenteile wurden vorläufig als kombinierte Regimenter formiert; am 4. Juli 1860 erhielten sie — mit allen übrigen Truppenteilen der Armee — neue Benennungen, am 18. Januar 1861 Fahnen und Standarten.

Im Oktober 1860 begleitete v. Roon Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten zu der Monarchen-Zusammenkunft in Warschau und erhielt dajelbst von Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland den Weißen Adler-Orden, von Seiner Majestät dem Könige von Sachsen das Großkreuz des Albrecht-Ordens.

Am 2. Januar 1861 erreichte die Regentschaft ihr Ende; der Tod erlöste den Königlichen Dulder von seinen namenlosen Leiden und Seine Majestät König Wilhelm I. bestieg den preußischen Königsthron.

Der Beginn dieses Jahres brachte dem Minister v. Roon eine Erweiterung seines Wirkungskreises. Unterm 5. März 1861 bejahl Seine Majestät der König die Auflösung der im Jahre 1853 gestifteten Admiralität, die Errichtung eines Marinedepartements, welches eine für sich bestehende Behörde bilden und einem der Staatsminister neben seinem eigentlichen Ressort als

Marineminister unter Übernahme der ministeriellen Verantwortlichkeit für die Marineverwaltung übertragen werden sollte, und die Übertragung dieses Departements an den Staats- und Kriegsminister v. Roon. Die definitive Ernennung zum Marineminister fand am 16. April 1861 statt, nachdem v. Roon bereits seit dem 15. Januar den Chef der Marineverwaltung einweilen vertreten hatte; dieselbe energische Hand, welche das Fundament zur Größe des Heeres gelegt hatte, sollte nun auch die Grundlagen für das Aufblühen der Flotte schaffen.

Ein schwerer Kampf stand dem Kriegsminister noch bevor, ehe das Abgeordnetenhaus seinen Widerspruch gegen den definitiven Abschluß der Reorganisation fallen ließ. Zwar wurden im Jahre 1861 die erforderlichen Mittel als einmalige außerordentliche Ausgaben zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft des Heeres bis zum Schlusse des Jahres bewilligt, im nächsten Jahre aber sämtliche Mehrkosten für das Heer abgelehnt. Wenn auch durch einen derartigen Beschluß die gesetzliche Regelung der schwebenden Fragen verzögert wurde, so konnte damit doch in der Sache selbst nichts geändert werden, denn ein Verzicht auf die Reorganisation wäre gleichbedeutend mit dem Aufgeben der Machtstellung Preußens überhaupt gewesen. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß, je länger der Konflikt dauerte, um so leidenschaftlicher die Sprache, um so schärfer die Gegensätze wurden. In dieser traurigen Zeit des sogenannten Militärkonflikts stand der Minister v. Roon fest und unbeirrt auf seinem gefährvollen und verantwortlichen Posten. Mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit kämpfte er für das Werk seines Königs; Gottesfurcht und Königstreue gaben ihm Kraft zum Streit und Mut zum Aussharren. Unererschütterlich war auch das Vertrauen, das sein Herrscher ihm schenkte, und in diesem Bewußtsein schlug v. Roon alle Angriffe ab, verwahrte sich gegen parlamentarische Übergriffe und trotzte den Beleidigungen. Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, auf die Einzelheiten dieser Kämpfe einzugehen; der Streit zog sich mehrere Jahre hin, ohne daß im Lande eine bemerkenswerte Aufregung hervorgerufen wäre, und erst die glorreichen Ereignisse des Jahres 1866 brachten die glückliche Beilegung der Zwistigkeiten.

Auch die Bemühungen für eine raschere und umfassendere Hebung der Flotte scheiterten an dem Widerstande des Abgeordnetenhauses; die im Jahre 1862 beantragte Bewilligung von Geldern zur Beschaffung dreier großer Panzerschiffe, sowie zur kräftigeren Fortsetzung der begonnenen Schiffsbauten und zur Anlegung eines Kriegshafens auf der Insel Rügen wurde abgelehnt, ein Verfahren, das sich in dem späteren Kriege gegen Dänemark auf das bitterste rächte.

Abgesehen von dieser parlamentarischen Tätigkeit, sorgte v. Roon mit unermüddlicher Pflichttreue für das Wohl und die Kriegstüchtigkeit der Armee.

Die Anfertigung und Verausgabung von Zündnadelgewehren und gezogenen Geschützen wurde unausgesetzt gefördert. Auch den deutschen Bundes-

genossen wurde die bessere Bewaffnung nicht vorenthalten, vielmehr wurden allmählich die Kontingente von Altenburg, Anhalt, Bremen, Koburg, Samburg, Lippe-Deimold, Lübeck, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Meiningen, Oldenburg, Reuß, Rudolstadt, Sonnershausen, Waldeck und Weimar mit Büchsen- und Gewehren, sowie die Kontingente der größeren Bundesstaaten mit gezogenen Geschützen ausgerüstet. Mit Sachsen-Koburg-Gotha, Altenburg und Waldeck wurden Militärkonventionen abgeschlossen.

Hohe Ordensdekorationen gaben öffentlich Zeugnis von der anerkannten Tüchtigkeit des preussischen Kriegsministers.

Im Herbst 1861 begleitete v. Roon seinen Kriegsherrn zur Königsrevue über das VII. und VIII. Armeekorps bei Düsseldorf und Köln; es waren über 50 000 Mann Linientruppen versammelt; unter ihnen die neuen Regimenter. Zu Brühl (am 20. September) erhielt v. Roon den Roten Adler-Orden 1. Klasse mit Schwertern am Ringe. Im Oktober folgte er seinem Könige nach Königsberg und wohnte der Krönungsfeier bei; hier vereinigten sich zum ersten Mal die Repräsentanten der gesamten neugeschaffenen Armee. Was der Herrscher und seine Kriegsminister im Geiste gebildet hatten, kam jetzt durch die Anwesenheit der Generalität, der Kommandeure, der Fahnen und Standarten zur lebendigen großartigsten Darstellung. Der denkwürdige Krönungstag (18. Oktober) brachte dem Minister v. Roon als sichtliches Zeichen königlicher Gnade den Kronen-Orden 1. Klasse.

Bereits das Frühjahr 1862 lieferte den Beweis der gesteigerten Schlagfertigkeit der Armee. Es galt, den Kurfürsten von Hessen zur Nachgiebigkeit gegen die berechtigten Forderungen der preussischen Regierung zu zwingen. Am 10. Mai wurde die Kriegsbereitschaft des IV. und VII. Armeekorps und einzelner Gardetruppen befohlen; die Infanteriebataillone sollten mit 800 Köpfen, die Kavallerie in der Friedensstärke, die Batterien mit vier Geschützen und sieben Fahrzeugen ausrücken. Bei dem eventuellen Vormarsch sollte der General der Infanterie v. Schack den Oberbefehl übernehmen. Vom Garde-, III. und VIII. Armeekorps wurden Truppen zum Nachschube bestimmt. Am 21. Juni wurde der Befehl zum Abmarsch gegeben; die Bewegungen wurden jedoch am 23. wieder sistiert, da der Kurfürst von Hessen den Forderungen Seiner Majestät des Königs nunmehr in allen Punkten nachgegeben hatte. Am 26. Juni wurde die Marschbereitschaft aufgehoben; durch besondere Ordre vom 25. Juni wurde die Allerhöchste Anerkennung in Betreff der für die Marschbereitschaft getroffenen Anordnungen ausgesprochen.

Als Ende Januar 1863 im Königreich Polen Unruhen ausbrachen, zeigte sich in den sofort getroffenen Schutzmaßregeln das energische Handeln des Kriegsministers. Entsprechend seinen Vorschlägen wurden das I., II., V. und VI. Armeekorps einem gemeinsamen Oberbefehl unterstellt; das I. und VI. Armeekorps und die 4. Division zogen sämtliche disponiblen Reserven der Infanterie ein, beim Garde- und V. Armeekorps wurde ein Teil der

Infanterieregimenter komplettiert. Die Entlassung der Reserven erfolgte, sobald die Ausbildung der Rekruten beendet war.

Dank den getroffenen Schutzmaßregeln blieb das preußische Gebiet von der Insurrektion und ihren traurigen Folgen verschont. Zur Erinnerung an diesen dem Vaterlande geleisteten Dienst wurde später (am 26. März 1864) dem bisherigen Brückenkopf zu Posen der Name „Fort Roon“ beigelegt.

Als am 17. März 1863 das fünfzigjährige Stiftungsfest der Landwehr gefeiert wurde, erhielt v. Roon als dauernden Beweis königlicher Guld das Groß-Romthurkreuz des Hohenzollernschen Hausordens. Im Herbst war der Kriegsminister bei der Königsrevue des Garde- und III. Armeekorps, sowie der Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Truppen bei Budow anwesend; die neuformierten Truppen zeigten sich den älteren ebenbürtig.

Das Jahr 1864 brachte den ersten blutigen Waffengang; im Bunde mit Oesterreich erklärte Preußen an Dänemark den Krieg. Den getroffenen Vereinbarungen gemäß wurde eine Streitmacht von 60 000 Mann mit 166 Geschützen aufgeboten; und zwar stellte Preußen 37 000 Mann mit 110 Geschützen, Oesterreich 23 000 Mann mit 56 Geschützen. Von den zwölf mobilgemachten preußischen Infanterieregimentern zählten acht zu den neuformierten. Die große Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher die Mobilmachung der preußischen Truppen, ihre Zusammenziehung und Beförderung nach dem Kriegsschauplatz sich vollzog, bildete einen erfreulichen Gegensatz zu den Mobilmachungen früherer Zeiten. Hierzu kam, daß unter den Komplettierungsmannschaften sich nur 3000 Landwehrleute befanden, während nach den früheren Einrichtungen 20 000 derselben hätten einberufen werden müssen.

Die Armee bestand die Probe glänzend, die Organisation, die Ausbildung, die Bewaffnung bewährten sich in jeder Hinsicht. Als am 18. April die Düppeler Schanzen mit Sturm genommen waren, reiste am 20. Seine Majestät der König nach Schleswig, um seine braven Truppen zu sehen und ihnen persönlich zu danken. In seiner Begleitung befanden sich der Kriegsminister v. Roon und der Generaladjutant Freiherr v. Manteuffel, seine treuen Helfer und Mitarbeiter bei der Neugestaltung der Armee. Als Chef des Ostpreußischen Jüsilierregiments Nr. 33 kehrte v. Roon nach Berlin zurück; zu Flensburg, am 23. April, wurde ihm diese hohe Auszeichnung zuteil. Am 10. Mai führte er zum erstenmal das Regiment auf dem Neumarkt zu Köln vor seinem Kriegsherrn vorbei.

Den siegreichen Kämpfen in Sütlund machte der Waffenstillstand vom 20. Juli ein Ende; der definitive Friede wurde am 30. Oktober zu Wien unterzeichnet. Die Verdienste des Kriegsministers hinsichtlich Vorbereitung und Durchführung dieses glorreichen sechsmonatlichen Feldzuges wurden durch die am 16. November (dem Tage der Ratifikation des Friedens) erfolgende Verleihung des Großkreuzes des Roten Adler-Ordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe öffentlich anerkannt. Seine Majestät der

König sorgte auch mit der ihm eigenen Güte persönlich dafür, daß v. Roon dem am 7. Dezember stattfindenden feierlichen Einzuge der 6. Division in Berlin bereits mit der Kriegsdenkmünze geschmückt bewohnen konnte.

Außerdem sprach ein gnädiges Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich vom 19. Dezember dem Generalleutnant v. Roon in warmen Worten den Dank des Kaiserlichen Alliirten aus. „Lieber Generalleutnant v. Roon!“ — lautet daselbe — „Wenn Ich auf die Leistungen und Erfolge der alliirten Truppen im Lauf des letzten siegreichen Feldzuges zurückblide, kann es Mir nicht entgehen, daß als Grundlage dieser glücklichen Operationen die rasche Truppenbeförderung, die gute Verpflegung und die reichlichen Nachschübe wesentlich zur Erreichung des Endzweles beitrugen.

Das Verdienst solcher auch Meinen Truppen zu Gute gekommenen Leistungen gebührt größtentheils Ihrer vorsorglichen und energischen Leitung des Ihnen anvertrauten Kriegsministeriums. Es gereicht Mir daher zum besonderen Vergnügen, Ihnen, lieber Generalleutnant, Meine Anerkennung und Dankbarkeit hierfür auszudrücken“ zc.

Aus den Ereignissen des Jahres 1864 bleibt noch zu erwähnen, daß am 2. September v. Roon mit einer Mission zum Besuche des Lagers von Châlons und des Kriegshafens von Cherbourg betraut wurde und auf diese Weise die französische Kriegsmacht aus eigenem Augenschein kennen und beurteilen lernte. Die Achtung, welche er sich auch hier beim Kaiser der Franzosen erwarb, drückte sich in der Verleihung des Großkreuzes des Ordens der Ehrenlegion aus.

Die Hoffnung, daß im Hinblick auf die errungenen kriegerischen Erfolge das Abgeordnetenhaus seinen Widerspruch gegen die Reorganisation aufgeben würde, verwirklichte sich nicht. Die parlamentarischen Debatten des Frühjahrs 1865 gaben jedoch dem Kriegsminister Gelegenheit, mit glänzender Beredsamkeit die neuen Heeresinstitutionen nochmals zu erläutern und zu rechtfertigen. Auch die beantragte Anleihe von 10 Millionen Talern für Marinezwecke wurde vom Abgeordnetenhause abgelehnt.

Diese Äußerungen der Parteileidenschaft konnten die Regierung in ihrer Sorge für die Sicherheit und Wohlfahrt des Landes nicht beirren.

Durch die Errichtung selbständiger Festungsartillerieregimenter wurde die Reorganisation der Armee vollendet; für die Marine wurden schwere Gußstahlgeschütze beschafft, eine Panzerfregatte wurde in Bestellung gegeben.

Die in Holstein und Schleswig stehenden Truppen wurden in einem Übungslager bei Lockstädt zusammengezogen, bei Merseburg fand eine Königsrevue über das IV. Armeekorps und die benachbarten deutschen Kontingente statt.

Inzwischen wurde das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich immer gespannter; der Zeitpunkt zum Ausbruch des Krieges rückte mit Sicherheit heran. Ruhig und wohlbedacht vollendete der Kriegsminister die Mobil-

machungsvorbereitungen. Am 29. und 31. März 1866 wurden die ersten Sicherheitsmaßregeln getroffen, am 3. Mai wurde die Kriegsbereitschaft, wenige Tage darauf die Mobilmachung befohlen, am 5. Juni standen 8½ Armeekorps operationsfähig an der böhmischen und sächsischen Grenze; im westlichen Deutschland wurde eine Westarmee (die spätere Mainarmee) zusammengezogen, ein Reservekorps konzentrierte sich in Berlin. Eine Feldarmee von 326 000 Kombattanten — vorzüglich bewaffnet und ausgerüstet — bildete das Werkzeug, welches der Kriegsminister den Zwecken der obersten Heeresleitung zur Disposition stellen konnte.

Am 8. Juni wurde v. Roon zum General der Infanterie befördert, am 30. ging er im Gefolge Sr. Majestät des Königs nach dem Kriegsschauplatz ab, am 3. Juli war er Zeuge des herrlichen Sieges bei Königgrätz. Das preußische Heer bewährte sich in dem neuen gewaltigen Kampfe in allen seinen Teilen und Waffen, sowie in allen seinen Einrichtungen so glänzend, wie es die kühnsten Erwartungen kaum zu ahnen gewagt hatten.

Aber die Reorganisation bestand noch eine zweite ernste Probe, denn als bei den Friedensverhandlungen die Befürchtung eines neuen großen Krieges in westlicher Richtung aufstieg, konnte der Kriegsminister mit gutem Gewissen Sr. Majestät dem Könige den Rapport abtatten, die Armee sei hierzu bereit; denn es standen, als der Friede zu Nikolsburg geschlossen wurde, 664 000 Mann unter den Waffen. Am 28. Juli, bei Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, erhielt General der Infanterie v. Roon zu Nikolsburg den Schwarzen Adler-Orden; am 4. August erfolgte die Rückkehr nach Berlin.

Neue aufreibende Arbeiten erwarteten den Kriegsminister; es handelte sich um die Demobilmachung der Armee und die Gliederung der Wehrkraft der neu erworbenen Provinzen. Am 26. August wurde die neue Ordre de Bataille genehmigt, infolge welcher die Armee in ein Garde- und 12 Armeekorps eingeteilt wurde; am 27. September wurde die Neuformation von 16 Infanterieregimentern, 3 Jägerbataillonen, 8 Dragoner-, 4 Husaren-, 4 Ulanenregimentern, 3 Feldartillerieregimentern, 3 Pionierbataillonen und 3 Trainbataillonen verfügt.

Am 10. November wurde die Formierung fünfter Eskadrons bei den alten Kavallerieregimentern und die Auflösung der noch bestehenden 12 Landwehr-Kavallerie-Regimentsstämme angeordnet.

Hand in Hand mit diesen rein militärischen Arbeiten gingen die Verhandlungen mit der Landesvertretung; sie hatten einen segensreichen Erfolg, der innere Friede wurde wiederhergestellt. Für die Ausgaben der vergangenen Jahre wurde unterm 14. September Indemnität bewilligt und die Ermächtigung zu den durch den Krieg gegen Oesterreich und in Deutschland veranlaßten außerordentlichen Ausgaben unterm 28. erteilt.

Für das Jahr 1867 kam ein regelmäßiges Staatshaushaltsgesetz zustande; der Sold der Mannschaften wurde um 6 Pfennig pro Mann und Tag

erhöht, zur Verstärkung der Marine ein bedeutender Zuschuß aus der Kriegskontribution bewilligt.

Die Gesundheit des Ministers hatte unter den Anstrengungen und Aufregungen seines Amtes ernstlich gelitten; ein sechswochentlicher Urlaub zur Wiederherstellung derselben wurde ihm unterm 2. Oktober bewilligt, jedoch erst mit Hilfe eines dreiwöchentlichen Nachurlaubs gelang die zeitweilige Genesung.

Als am Neujahrstage 1867 Se. Majestät der König sein 60jähriges Militärdienst-Jubiläum feierte, befand sich auch General v. Roon unter der versammelten Generalität; ein königlicher Gänbedruck und die Worte: „Sie sind mir viel gewesen!“ belohnten den treuen Diener. Ein fernerer Beweis königlicher Guld wurde ihm am 12. Februar durch Verleihung einer Dotation von 300 000 Talern zuteil.

Die mit Frankreich hinsichtlich Luxemburg drohenden Verwickelungen erforderten die angestrengteste Tätigkeit des Kriegsministers betreffs Beschleunigung des Reetablissemens der Armee. Ein neuer Mobilmachungsplan wurde aufgestellt.

Mit fast sämtlichen norddeutschen Bundesstaaten wurden Militärkonventionen geschlossen; es entstand eine einheitliche, gleichmäßig bewaffnete und ausgebildete deutsche Armee; das alte Bundesheer mit seinen zehn gemischten Armeekorps gehörte endgültig der Vergangenheit an.

Die Formation der Landwehr fand ihren Abschluß, der Erlaß einer Landwehrordnung legte die Dienstverhältnisse des Beurlaubtenstandes klar. Ein detaillierter Plan stellte die Erweiterung der Bundeskriegsmarine und die Herstellung der Küstenverteidigung fest.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes schuf für das Kriegswesen eine neue Basis; die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres wurde bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 normiert.

Die Dienstverpflichtung regelte im speziellen das Wehrgesetz vom 9. November. v. Roon konnte sich an den parlamentarischen Debatten nur wenig beteiligen; sein Hals- und Nervenleiden hatte seine ganze Konstitution aufs ernstlichste erschüttert, nur noch einmal nahm er am 18. Oktober in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter das Wort, um die Annahme der gesetzlichen Befugnis, daß Reservisten auch zu notwendigen Verstärkungen des Heeres einberufen werden dürften, zu empfehlen. Am 20. Oktober konnte er den Abdruck des nach so langen Kämpfen festgestellten Wehrgesetzes Seiner Majestät dem Könige vorlegen.

So war das große Werk vollendet, der schwere Kampf siegreich zu Ende geführt. Was v. Roon für das Vaterland geleistet, können keine Worte besser ausdrücken, als diejenigen, welche sein erhabener Kriegsherr ihm schrieb.

Das Königl. Handschreiben, d. d. Baden, den 21. Oktober 1867, lautet:

„Soeben empfangen Sie Ihr Schreiben von gestern mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach achtjährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn Sie Ihnen dafür Meinen Dank aussprechen, so weiß ich aber auch, wem Sie diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn Sie den Weg nachgehen, den dies Werk gegangen ist, seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg, bis es nun vollendet ist, so sieht man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen.

Empfangen Sie also nun nochmals Meinen herzlichsten und tiefgefühlten Dank für Alles, was Sie in den 8 Jahren mit Hingebung Ihrer Gesundheit geleistet haben, um dies so nöthige Ziel endlich zu erreichen u.

Mit treuester Dankbarkeit

Ihr
ergebener König
gez. Wilhelm.“

Auch Seine Königl. Hoheit der Großherzog von Baden ließ es sich nicht nehmen, seine Anerkennung und Wertschätzung des Generals v. Koon öffentlich kundzutun. Er verlieh ihm das Großkreuz des Badischen Militär-Verdienstordens von Großherzog Karl Friedrich und schrieb ihm hierbei:

„Werthgeschätzter Herr General!

Die vielen Beweise freundlichen Entgegenkommens und thatkräftiger Fürsorge, welche Euer Exzellenz mir und meiner Regierung in den verschiedensten Fragen der militärischen Interessen des Großherzogthums gegeben haben, verpflichten mich, Ihnen dafür eine öffentliche Kundgebung der Dankbarkeit und Anerkennung anzubieten. Euer Exzellenz kennen zwar den Grund meiner Gefinnungen Ihnen gegenüber und sind daher überzeugt, daß auch ohne äußeres Zeichen derselben meine Dankbarkeit für alle Ihre freundliche Bereitwilligkeit, uns zu helfen und unsere militärischen Aufgaben zu erleichtern, eine recht aufrichtige ist.

Sie werden es aber wohl gerne erkennen, daß ich es als eine werthe Pflicht betrachte, Ihnen öffentlich kundzugeben, welche Bedeutung ich den Leistungen des Entgegenkommens beimesse, die Sie in Erfüllung Königl. Wohlwollens uns in so freundlicher Weise zu Theil werden ließen.

Empfangen Sie daher hiermit das Großkreuz des Badischen Militär-Verdienstordens von Großherzog Karl Friedrich und nehmen Sie dabei die Versicherung entgegen, daß ich mich glücklich schätze, den Kriegsminister unter die ersten Mitglieder dieses Ordens zählen zu dürfen, dem die preussische Armee und somit Deutschland stets dankbar bleiben muß für die Kraft und Ausdauer, womit er das hohe Ziel anstrebte und verfolgte,

welches nun auch im Süden von Deutschland zur Geltung kommen soll. Möchte es Euerer Erzellenz noch recht lange Zeit möglich sein, Ihrem verehrten König und dem Vaterlande zu dienen. Mit diesem Wunsch bleibe ich in besonderer Werthschätzung

Euer Erzellenz

wohlgeneigter

gez. Friedrich Großherzog von Baden."

Die innige Freude über diese gnädige Anerkennung seiner amtlichen Tätigkeit wurde dem Minister v. Noon durch die zunehmende Verschlechterung seiner Gesundheit getrübt. Seine Ärzte drangen auf längere Enthaltung von den Geschäften und einen die rauhere Jahreszeit überdauernden Aufenthalt in einem milderen Klima, sofern überhaupt seine fernere Erhaltung gesichert werden sollte. Mit schwerem Herzen hat er um einen längeren Urlaub und erhielt denselben durch eine überaus gnädige Kabinettsordre vom 20. Dezember bewilligt. Die Vertretung übernahmen Generalleutnant v. Podbielski und Kontreadmiral Zachmann. Wohl fand der Kranke im Süden Linderung, aber erst ein achtwöchentlicher Nachurlaub setzte ihn in den Stand, Mitte 1868 die Geschäfte wieder zu übernehmen. Am 16. Juni wurde ihm der besondere Auftrag, den Kanzler des Norddeutschen Bundes für die Dauer seiner Abwesenheit in Angelegenheiten des Heeres und der Marine zu vertreten.

Unter den militärisch wichtigen Errungenschaften dieses Jahres sind zu nennen: die Stiftung der Festungsartillerieabteilungen Nr. 9, 10 und 11, der Erlaß der Militär-Ersatzinstruktion für den Norddeutschen Bund und die Publikation des Quartierleistungs-Gesetzes vom 25. Juni.

Das Jahr 1869 lieferte neue Beweise, wie hoch Allerhöchsten Orts v. Noons staatsmännische Einsicht geschätzt wurde. Am 14. Februar wurde er zum Bevollmächtigten beim Bundesrate des Norddeutschen Bundes, am 1. Mai zum Vorsitzenden des Bundesrats für den deutschen Zollverein ernannt und am 14. August mit der Vertretung des Bundeskanzlers auch in denjenigen Bundesangelegenheiten beauftragt, bei welchen es sich nicht speziell um Militärangelegenheiten handelte.

In militärischer Hinsicht wurde die Vervollkommnung der gemeinsamen Seerescheinrichtungen gefördert, mit Baden militärische Freizügigkeit hergestellt. Im Herbst wurde beim I. und II. Armeekorps Königsrevue abgehalten.

Die Marineanleihe wurde erweitert und im Juni der Kriegshafen an der Jade, nunmehr Wilhelmshaven genannt, eröffnet; in dreizehnjährigem Kampfe hatte deutscher Fleiß den Elementen die Erfüllung einer großen nationalen Aufgabe abgerungen.

Die Gesundheit des Ministers blieb schwankend; Seine Majestät gestattete ihm insolgedessen, die Geschäfte, soweit solche nicht seine persönliche

Anwesenheit in Berlin bedingten, von seinem neu erworbenen Gute Gütergoß bei Potsdam zu führen.

Im Frühjahr 1870 konnte die Organisation des Bundesheeres als abgeschlossen betrachtet werden; ihre Tüchtigkeit sollte in kurzem durch die plötzliche Verwickelung mit Frankreich auf eine furchtbare Probe gestellt werden. Mitten im tiefsten Frieden trat an die Militärverwaltung die Aufgabe heran, die sofortige Mobilmachung der ganzen Armee auszuführen. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli wurde der Befehl zur planmäßigen Mobilmachung des gesamten norddeutschen Heeres erteilt; der 16. wurde als erster Mobilmachungstag festgesetzt; am 23. begann bereits der Massentransport nach der westlichen Grenze. Mobilmachung und Aufmarsch wurden ohne jede Störung vollendet, eine Tatsache, die mit Rücksicht auf die Stärke der zu formierenden und zu bewegenden Truppenmassen, und auf die Kürze der Zeit, in welcher die Aufgabe gelöst werden mußte, einzig in der Kriegsgeschichte dasteht. Im Monat August betrug die Totalsumme der aufgebotenen deutschen Streitkräfte 1 183 389 Mann und 250 373 Pferde.

Der Kriegsminister machte den Feldzug gegen Frankreich im großen Hauptquartier Seiner Majestät des Königs mit; unter ihm fungierte als Chef des Stabes der Oberstleutnant Hartrott, als zweiter Adjutant war ihm sein dritter Sohn, der Premierleutnant v. Roon vom Garde-Füsilieregiment, beigegeben. Am 31. Juli reiste General v. Roon nach dem Kriegsschauplatz ab, am 11. August überschritt er die französische Grenze. Den Schlachten bei Gravelotte, Beaumont und Sedan, sowie der Belagerung von Paris, wohnte er als Augenzeuge und treuer Ratgeber seines Königs bei. Am 21. August erhielt er das Eisene Kreuz 2. Klasse, am 22. September das 1. Klasse, am 28. Oktober den Orden pour le mérite. Ein tiefer Schmerz traf sein väterliches Herz, als sein zweiter Sohn, der als Batteriechef beim Garde-Feldartillerieregiment stand, bei Sedan zum Tode getroffen wurde.

Am 9. Januar 1871 feierte v. Roon zu Versailles sein 50jähriges Dienstjubiläum; es war ein festlicher Tag für die Armee und für die ganze Nation. Größere Festlichkeiten verbot die Rücksicht auf den leidenden Zustand des Jubilars; denn nur sein eiserner Wille hielt den ermatteten Körper aufrecht. Schon am frühen Morgen sandte Seine Majestät einen schriftlichen Glückwunsch mit Allerhöchstseinem Porträt. Die Ordre lautete wörtlich:

„Sie vollenden an dem heutigen Tage eine 50jährige Dienstzeit, auf die Sie mit Stolz und mit Freude zurückblicken dürfen. Das ernste Streben Ihrer Jugend, die strengste Pflichterfüllung während Ihrer ganzen Dienstzeit und Ihr redlicher ehrenhafter Sinn haben Sie erreichen lassen, was Wenigen beschieden ist: die höchsten Ehrenstellen der Armee und das Bewußtsein, Ihrem Könige und Ihrem Vaterlande die wesentlichsten

Dienste geleistet zu haben. Mit solchen Gefühlen ist es eine schöne Feier, die Sie heute begehen. Ich spreche Ihnen Meinen herzlichsten Glückwunsch zu derselben aus, und Ich danke Ihnen gleichzeitig warm und aufrichtig, daß Sie Mir manches Jahr, oft in sehr bewegter Zeit, — immer treu und fest — mit Rath und That zur Seite gestanden haben. Ich wünsche, daß Mein Porträt, welches Ich Ihnen zu dem heutigen Tage bestimmt habe, Sie immer daran erinnert, daß Ihr König jederzeit Ihre Dienste in dankbarem Gedächtniß behalten wird. Möge der Lenker aller unserer Schicksale zu Meinem herzlichsten Wunsche für Sie auch Seinen Segen geben und es gnädig so fügen, daß Ich und die Armee noch recht lange in dem Besitze Ihrer Dienste bleiben können.

Hauptquartier Versailles, den 9. Januar 1871.

Ihr

dankbarer König

gez. Wilhelm.“

Um 10 Uhr erschien der greise Monarch selbst — mit Helm und Schärpe — in der Wohnung seines Ministers und beglückwünschte und umarmte den Jubilar. Seiner Majestät folgte Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, später Graf Bismarck und Graf v. Moltke.

Wie ein echter Soldat hielt v. Moos trotz der schwindenden Kräfte treu auf seinem Posten aus, bis der Sieg entschieden war, und erlebte als herrlichsten Triumph die Kaiserproklamation zu Versailles.

Was derselbe während des Feldzuges durch sein Organisationstalent geleistet und wie er die Wehrkraft Norddeutschlands anzuspannen gewußt hat, ergibt sich aus folgenden Zahlen.

Es wurden aufgestellt (abgesehen von Bayern, Württemberg und Baden) in dem Kriege 1870/71:

A. Kommandobehörden und Stäbe.

- 1 großes Hauptquartier,
- 5 Oberkommandos,
- 9 Generalgouvernements,
- 17 Generalkommandos zc.,
- 13 stellvertretende Generalkommandos,
- 46 Divisionskommandos zc.,
- 118 Infanterie-Brigadefkommandos (einschließlich stellvertretende),
- 38 Kavallerie-Brigadefkommandos und Inspektoren der Eskadrons,
- 28 Artillerie-Brigadefkommandos,
- 13 Kommandos der Korpsartillerie,
- 9 Kommandos der Belagerungsartillerie,
- 4 Kommandos von Ingenieur-Belagerungsstrains zc.

B. Truppen.

- 118 Linien-Infanterieregimenter,
- 118 Ersatzbataillone,
- 20 Jägerbataillone,
- 18 Jäger-Ersatzkompagnien,
- 76 Linien-Kavallerieregimenter,
- 16 Reserve-Kavallerieregimenter,
- 76 Ersatzeskadrons,
- 14 Feldartillerieregimenter,
- 39 Reservebatterien,
- 37 Reserve-Munitionskolonnen,
- 14 Artillerie-Ersatzabteilungen,
- 34 Festungsartillerie-Abteilungen (einschließlich des Detachements der Artillerie-Versuchskompagnie),
- 13 $\frac{1}{4}$ Pionierbataillone,
- 13 Pionier-Ersatzkompagnien,
- 33 Festungs-Pionierkompagnien,
- 22 Trainbataillone zc.,
- 14 Train-Ersatzabteilungen,
- 43 Landwehrregimentsstäbe,
- 166 Landwehrbataillone,
- 72 Garnisonbataillone,
- 60 unberittene Landwehr-Depoteskadrons.

C. Besondere Formationen.

- 170 Feldlazarette,
- Feld-Telegraphenformationen,
- Feld-Eisenbahnformationen,
- Luftschiffer-Detachement,
- Feld-Photographiedetachement,
- Torpedodetachement,
- Zentral-Pferdedepot,
- 16 Gouvernements erobertes Festungen.

D. Administrationen.

- 1 Generalintendantur,
- 5 Armeecintendanturen,
- 4 Etappenintendanturen,
- 15 Korpsintendanturen,
- 13 Provinzialintendanturen,
- 54 Divisions- zc. Intendanturen,
- 4 Intendanturen für Generalgouvernements,
- 1 Feld-Oberproviantamt,

- 19 Feld-Hauptproviantämter,
- 53 Proviantämter,
- 15 Feld-Bäckereiämter,
- 16 Kriegskassen,
- 1 Feld-Oberpostamt,
- 4 Armee-Postämter,
- 15 Feld-Postämter,
- 54 Feld-Postexpeditionen.

Trotz dieser Fülle von neuen Organisationen und Formationen entstand infolge der klaren Gedanken und Anordnungen dessen, der sie schuf, nirgends Verwirrung. v. Roon war ein Mann, der die großartigen Verhältnisse und riesigen Dimensionen vollkommen beherrschte. Die Armee blieb in ausgezeichnete Verfassung, und hierfür sprach Seine Majestät der Kaiser am 22. März 1871 durch besondere Ordre seine ganze Anerkennung und Dankbarkeit aus. Als Beweis derselben erhielt der Minister den Stern der Großkomthure des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern.

Am 16. Juni, dem denkwürdigen Tage des Einzuges der Truppen in Berlin, erfolgte die Erhebung v. Roons in den Grafenstand — erblich im Mannesstamme seines Geschlechts nach dem Rechte der Erstgeburt.

Am Jahrestage der Schlacht von Sedan empfing er von Seiner Majestät zwei eroberte Geschütze als Geschenk. Der schönste Lohn war ein Allerhöchstes Handschreiben vom 24. Dezember, welchem eine Bronzestatuette Seiner Majestät beigelegt war.

„Ich muß“ — lautet dasselbe — „am Schlusse des Jahres, das uns nach zwei blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, — der Hand gedenken, die die Waffe schärfte mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen Meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen, der nie aufhören wird, sich Ihrer Mühen zu erinnern!

Ihr dankbarer treu ergebener König

gez. Wilhelm.“

Die Geschäftslast, welche nach der Beendigung des Krieges dem Kriegsminister erwuchs, war eine kolossale. Die Demobilmachung der Armee, die Regelung der Okkupation, das Reetablisement, die Organisation des Reichsheeres, die Feststellung eines neuen Gewehr- und Geschützsystems, der Entwurf und die Vertretung der notwendigen neuen Reichsgesetze erforderten ungewöhnliche Anstrengungen.

Eine Erleichterung erwuchs dem Minister aus der Trennung des Marine-ressorts vom Kriegsministerium. Auf seinen Wunsch entband ihn Seine Majestät der Kaiser am 31. Dezember unter warmer Anerkennung seiner

Verdienste von der Stellung als Marineminister; am 1. Januar 1872 wurde eine besondere Behörde, die Kaiserliche Admiralität, für die Verwaltung der Kriegsmarine geschaffen.

Am 28. Januar 1872 wurde Graf v. Roon zum Mitgliede des Herrenhauses auf Lebenszeit berufen; Seine Majestät setzte dem bezüglichen Schreiben eigenhändig hinzu:

„und wähle Ich dazu den heutigen Tag, an welchem vor einem Jahre die Ruhe der Waffen eintrat, welche letzteren Sie so sorgfältig zu so großen Erfolgen vorbereiteten.“

Am 2. März erhielt der General von der durch das Reichsgesetz vom 22. Juni 1871 zur Verfügung gestellten Dotationssumme 300 000 Taler.

Auch an sonstigen Beweisen hoher Verehrung mangelte es nicht.

Die Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums überreichten ihm am 18. Januar als Erinnerungsgeschenk an sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum sein lebensgroßes Porträt, von Professor G. Graef gemalt. Das Bild stellte den Gefeierten in würdiger Weise dar, einfach im Überrock, die linke Hand am Degengriff, die rechte auf den Tisch gestützt. Im Hintergrunde blüht man auf den Schloßplatz von Versailles und sieht preußische Fahnen unter dem Reiterstandbilde Ludwigs XIV. vorbeiführen. General Graf Roon hatte selbst einmal hervorgehoben, welchen tiefen Eindruck es auf ihn gemacht, als er dort in Versailles den preußischen Fahnenmarsch beim Abbringen der Fahnen gehört habe.

Die Bürgerschaft der Stadt Gotha wählte ihn zum Ehrenbürger.

Die Anhaltische Eisenbahngesellschaft hat darum, einer neuen Lokomotive den Namen „v. Roon“ beilegen zu dürfen. Der Minister bewilligte es lachend und schrieb an den Rand des betreffenden Schreibens: „Der Schalk stichelt auf meine notorische Dämpfigkeit.“

Im Juli reiste Graf v. Roon zu einer mehrwöchentlichen Kur nach Marienbad, nachdem noch vorher das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich die gesetzliche Sanktion erhalten hatte. Die gehoffte Genesung fand er jedoch nicht; er fühlte, daß sich seine Kräfte mehr und mehr erschöpften, und mit Beginn des Winters hat er um seinen Abschied.

Seine Majestät konnte sich jedoch von seinem treuen, seinem Herzen so nahestehenden Diener nicht trennen.

„Nachdem Ich“ — lautete der Bescheid — „Ihnen auf das Mir vorgelegte Abschiedsgesuch bereits eingehender geschrieben habe, lehne Ich dasselbe hierdurch ab, indem Ich Ihnen gleichzeitig ausspreche, daß Ich auf die Fortsetzung Ihrer Mir seit vielen Jahren geleisteten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Dienste unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen ganz besonderen Werth lege. Sie werden — dessen halte Ich Mich versichert — nicht anstehen, Ihre Kräfte auch ferner dem Dienste des Vaterlandes zu opfern; Mein Dank dafür wird um so größer sein, als Ich leider nicht

verkennen kann, daß Sie es mit Anstrengung und im Kampf mit Ihrer Gesundheit thun werden.

Berlin, den 16. Dezember 1872.

gez. Wilhelm.“

Aber Seine Majestät war bestrebt, seinem Kriegsminister die möglichste Erleichterung in seinen dienstlichen Funktionen zu gewähren; behufs Entlastung von den laufenden Geschäften gab er ihm in dem Generalleutnant v. Kameke einen verantwortlichen Vertreter. Die Allerhöchste Ordre war vom 1. Januar 1873 datiert und lautete:

„Nachdem Ich den Reichskanzler Fürsten v. Bismarck auf seinen Antrag von der Stellung als Präsident Meines Staats-Ministeriums entbunden habe, finde Ich Mich bewogen, Ihnen diese Stellung zu verleihen, Sie gleichzeitig von der des Kriegsministers zu entheben, vermag Ich jedoch nicht, indem Ich Werth darauf lege, daß Sie als Kriegsminister und „Vorsitzender des Ausschusses für Landheer und Festungen“, mit der oberen Leitung und Vertretung der Armee-Angelegenheiten auch ferner betraut bleiben. — Da Ich gleichwohl ermesse, daß es Ihnen, bei dem Ihnen nunmehr übertragenen Voritze im Staatsministerium und der daraus für Sie erwachsenen Geschäftsvermehrung nicht möglich sein würde, die Pflichten als Kriegsminister in dem bisherigen Umfange zu erfüllen, so finde Ich Mich gleichzeitig veranlaßt, den Chef des Ingenieurcorps und der Pioniere und Generalinspekteur der Festungen, Generalleutnant v. Kameke, mit dem Titel und dem Range eines Staatsministers zum Mitgliede des Staatsministeriums zu ernennen, mit der Bestimmung, den Geschäften des Kriegsministeriums, in Uebereinstimmung mit Ihnen, verantwortlich vorzustehen und Sie als Kriegsminister überall wo es nöthig ebenso zu vertreten“ u. s. w.

Gleichzeitig verlieh ihm Se. Majestät die höchste militärische Würde des preussischen Heeres.

„Ich habe bereits manches neue Jahr“ — begann das Schreiben — „mit dem Gefühle dankbarer Erinnerung und lebhafter Anerkennung für die Dienste begonnen, welche Sie in dem verfloffenen Jahre Mir und Meiner Armee geleistet hatten. — In diesem Jahre hege Ich dieses Gefühl besonders lebhaft, indem Ich Mich der Aufopferung erinnere, mit der Sie nicht allein Ihre bisherigen Dienstpflichten wieder übernommen, sondern denselben noch neue und schwere hinzugefügt haben. — Es ist daher Mein Wunsch, Ihnen heute einen besonderen Beweis Meiner großen Werthschätzung Ihrer Dienste und Ihrer Person zu geben, indem Ich Sie hierdurch, unter Belassung in Ihren bisherigen Dienstverhältnissen, zum Generalfeldmarschall ernenne. — Nehmen Sie Meinen herzlichsten Glückwunsch zu dieser wohlverdienten höchsten Ehrenstelle in der Armee und die

Bestätigung, daß es Mir eine große Freude gewesen ist, Ihnen dieselbe übertragen zu können.

Berlin, den 1. Januar 1873.

Ihr treu ergebener König
gez. Wilhelm."

Dem Minister gingen aus Anlaß dieser Gnadenauszeichnungen von so vielen Freunden, Bekannten und Unbekannten aus dem Lande und aus der Armee Glückwünsche zu, daß er öffentlich seinen Dank aussprechen mußte, weil die Abstattung des Dankes an jeden Einzelnen der großen Zahl wegen nicht möglich war.

Soweit seine Kräfte es irgend gestatteten, beteiligte sich der Feldmarschall an allen wichtigen militärischen und gesetzgeberischen Arbeiten. Hierzu gehörten unter anderen die Gesetze, betreffend die Geldmittel zur Umgestaltung zc. der Festungen, über die Kriegseinkünfte und über die Wohnungsgeldzuschüsse; als letzte wichtige Sache zeichnete er den Entwurf des Reichsmilitärgesetzes.

Durch Beweise seiner besonderen Gnade suchte Se. Majestät der Kaiser auch ferner den Lebensabend seines Paladins zu verschönern. Erneute Gelegenheit hierzu bot die Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht von Sedan. Die erste bezügliche Ordre war vom 1. September datiert:

„Nachdem Ich beschloffen habe, daß die im Bau befindlichen Forts bei Straßburg ihre Namen nach denjenigen Männern erhalten sollen, welche sich um die Erfolge des letzten Krieges besonders verdient gemacht haben, erfülle Ich eine Pflicht des wärmsten Dankes und der lebhaftesten Anerkennung, indem Ich bestimme, daß das Fort Nr. 3 künftig den Namen „Fort Roon“ führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie an dem heutigen Erinnerungstage der denkwürdigen Schlacht von Sedan hiervon zu benachrichtigen.

Berlin, den 1. September 1873.

gez. Wilhelm."

An diese Ordre schloß sich die vom 2. September an:

„Für Ihr langjähriges Wirken als Kriegsminister kann es kein schöneres und erhabenderes Fest geben, als dasjenige, welches wir heute feiern. In drei Kriegen, unter immer größer werdenden Anforderungen sind unsere Fahnen von Sieg zu Sieg gegangen — das ist ein sichtbares Zeichen, daß Gottes Segen auf Ihrem Wirken als Kriegsminister geruht hat und daß der warme Dank, den Ich Ihnen heute aus vollem Herzen ausspreche, ein wahrhaft verdienter ist; mögen Sie eine äußere Bethätigung desselben darin erkennen, daß Ich Ihnen hierdurch den Schwarzen Adlerorden in Brillanten verleihe.

Berlin, den 2. September 1873.

gez. Wilhelm."

Der 1. November brachte dem Grafen v. Noon den Feldmarschallstab. Aber die Hand, die ihn halten sollte, wurde immer matter. Zwar war noch einmal der Versuch gemacht worden, durch einen dreimonatlichen Urlaub v. Noons Gesundheit wieder herzustellen, aber im Winter konnte man sich der Überzeugung nicht mehr verschließen, daß die Kraft zur Führung der Geschäfte nicht mehr ausreichte. Am 9. November wurde ihm der erbetene Abschied bewilligt.

„Ich kann Mich leider der Ueberzeugung nicht verschließen“ — schrieb Se. Majestät — „daß Ihr wiederholtes Gesuch um Uebertritt in den Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch, unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegsminister, mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. — Sie tragen in diesem Verhältniß auch ferner die aktiven Dienstzeichen und verbleiben auch in der Liste der aktiven General-Feldmarschälle, so wie in Ihrem Verhältniß als Chef des Ostpreussischen Füsilierregiments Nr. 33, damit Sie der Armee, auf deren Ehrentafeln Ihr Name für alle Zeiten steht, auch durch ein äußeres Band angehören, so lange Sie leben. — Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für Alles, was Sie in Ihrer langen Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor allem aber nehmen Sie hier nochmals Meinen Königlichem Dank entgegen für Ihre Leistungen für Mich und Meine Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegsminister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Umsicht, Konsequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegsinstitutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen. — Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegsminister in ehrender und dankbarer Erinnerung zu behalten. — Als Andenken an den schweren Augenblick unserer Trennung sende Ich Ihnen Meine Büste in Marmor.

Berlin, den 9. November 1873.

gez. Wilhelm.“

Die Endzeit.

Den Ovationen, welche dem Feldmarschall bei seinem Scheiden zugebracht waren, ging er aus dem Wege; sein Gesundheitszustand forderte seine sofortige Abreise nach dem Süden. Aber wenigstens ließen es sich die Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums nicht nehmen, ihrem scheidenden Chef eine Ehrengabe zu widmen; sie bestand in einer 95 cm hohen blauen Porzellanvase, welche auf der Vorderseite die Ansicht des Kriegsministerial-Gebäudes vom Garten her zeigte und auf der Rückseite eine kurze Widmung trug. In einem zum Geburtstage des Feldmarschalls abgesandten Gratulationschreiben wurde derselbe um Annahme des Ehrengeschenkens gebeten. Seine Antwort lautete:

„Lugano, 6. Mai 1874.

Euer Excellenz haben mich durch das „im Namen der Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums“ an mich gerichtete Gratulationschreiben vom 23. v. M., welches ich an meinem Geburtstage in Ballanza vorfand, eben so sehr überrascht als erfreut, ja gerührt und beschämt. — Ich las und lese die warmen Worte der Anhänglichkeit und Ergebenheit, der Anerkennung und Theilnahme mit wahrer innerlichster Herzensbewegung und danke Ew. Excellenz sowie allen Mitgliedern des Kriegsministeriums aufs innigste für dieses werthe Dokument, welches neben den von unseres gnädigen Königs Guld empfangenen Anerkennungschreiben für alle Zeiten zu den Schätzen meiner Familie gehören wird.

Dasselbe ist mir ein neues Symptom der oft erkannten freien Hingebung tüchtiger Männer, der wohlgeordneten Harmonie zwischen Haupt und Gliedern der thatkräftigen Institution, der ich — dank Ihrer selbstlosen Mitwirkung — 14 Jahre lang vorzustehen die Genugthuung hatte: jener bewundernswerthen Institution, welche, ebenso ein Produkt als ein Hebel der großartigen historischen Entwicklung unseres geliebten Vaterlandes, sich fort und fort zu ergänzen, zu verjüngen und zu erneuern hat, um in alter Treue, mit ungeschwächten Kräften dem großen Zwecke ihres Daseins dienen zu können. Diesem Zwecke — das Heer, den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesamten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern: — d i e s e m Ziele nah und näher zu kommen, als der eigentlichen Aufgabe jedes preußischen Kriegsministers, war mein Streben während des großartigsten Abschnittes meiner nun beendeten langen Dienstlaufbahn. Darin durch das nicht nur unermüdete und aufopfernde, sondern auch verständnißvolle und erfolgreiche Mitwirken so vieler ausgezeichneten Männer in Krieg und Frieden unterstützt, gehoben und gefördert worden zu sein, gehört zu den befriedigendsten Erinnerungen meines nun geschäftslosen Alters. —

Eben diese innerliche Gemeinsamkeit des Wirkens und Strebens hat aber — wie mir jüngst neu bewiesen — ein Band geflochten, das zu meiner Freude die offizielle Gemeinsamkeit überdauert. Der nicht erloschenen innerlichen Verbindung auch ein äußerliches Denkmal zu setzen, haben sich meine lieben Freunde und getreuen Mitarbeiter in oft recht schwerer Noth bewogen gefunden, mit dem schriftlichen Ausdruck ihrer liebenswürdigen Sympathien, eines mir bestimmten, eben so sinnigen als erwünschten Geschenkes zu gedenken, welches mir — wie Ew. Excellenz es aussprechen — mit der Abbildung des Kriegsministeriums auf einer Vase ein Erinnerungszeichen an die Stätte meines persönlichen Strebens und Schaffens, nämlich auch alle die Treue und Liebe, alle die unermüdlige Selbstentfagung und geistige Kraft zurückrufen wird, denen ich innerhalb dieser Stätte jederzeit zu begegnen und mich zu erfreuen hatte.

Daher nehme ich auch dieses Zeichen der werthen Anhänglichkeit der Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums mit herzlichster Befriedigung dankend an, und bitte schließlich Ew. Excellenz, nachdem Sie Sich in so überaus verbindlicher Weise als Organ der Herren Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums erwiesen haben, den Letzteren nunmehr auch diesen Ausdruck meines aufrichtigen Dankes und meiner nie erlöschenden Sympathien in der Ihnen geeignet scheinenden Weise gütigst mittheilen zu wollen.

Genehmigen Ew. Excellenz die gern wiederholte Versicherung meiner fortdauernden freundschaftlichen Verehrung und Ergebenheit.

Der Generalfeldmarschall.

(gez.) Graf v. Roon.“

An den Königlichen Staats- und
Kriegsminister, Generalleutnant,
Herrn v. Rameke Excellenz, Berlin.

In den folgenden Jahren lebte Graf Roon auf den Rittergütern Trobnitz und Döbschütz bei Reichenbach oder auf Neuhof bei Koburg; Gütergoß hatte er verkauft.

Zu den Verhandlungen des Herrenhauses, sowie bei sonstigen wichtigen Anlässen kam er nach Berlin, soweit es seine Gesundheit gestattete.

Als er sich im Februar 1879 wieder nach der Residenz begab, erkrankte er infolge asthmatischer Beschwerden. Er hatte sich in seinem gewohnten Hotel (Hotel de Rome) ein Zimmer geben lassen, von welchem er das Palais seines Kaisers sehen konnte. Der Einzutritt einer Lungenentzündung wandelte das Krankenlager in ein Sterbelager um; seine Familie sammelte sich um ihn, und am 21. Februar nahm Se. Majestät von seinem treuen Diener den letzten Abschied. Unerwartet und unangemeldet trat der hohe Herr an das Bett seines ehemaligen Kriegsministers, der, den Kaiser auch sogleich erkennend, seine Hand mit beiden Händen ergriff und mit dem Rufe: „Ma-

jestät, welche Freude!“ ihm für sein Kommen dankte. „Ich habe Ihnen viel, viel zu danken!“ erwiderte Seine Majestät und nahm mit Tränen in den Augen einen herzbewegenden Abschied von dem Kranken. Am 23. Februar in der ersten Nachmittagsstunde wurde Feldmarschall Graf Albrecht v. Roon aus dieser Zeitlichkeit abberufen. Noch am Abend des Sterbetages wurde die sterbliche Hülle nach der Garnisonkirche übergeführt.

„Echt und recht in Tat und Tat“, war der Wappenspruch des Verewigten gewesen; sein ganzes Leben hatte diesen Spruch zur lebendigen Wahrheit gemacht. Seine Zeit war in Unruhe gewesen, oft schien kaum ein Ausweg aus dem Wirrsal der Begebenheiten und Zustände, aber unerschütterlich hatte er die gerade Bahn verfolgt, welche seine Treue gegen Gott und seinen König ihm vorschrieb, und auf dieser geraden Bahn führte er das Heer und mit ihm das Vaterland zum Ruhm und zur Größe. Ehre dem Manne, der sein Leben diesem hohen Ziele weihte; mit leuchtender Schrift bleibt allezeit sein Name auf den Ehrentafeln der Armee!

An Auszeichnungen, welche ihm im Leben zu teil geworden, ist noch nachzutragen, daß er den Ehrentitel eines Dr. phil. führte; mehrfach war er zum Abgeordneten für das Abgeordnetenhaus und den Reichstag gewählt worden. Anfang 1873 hatte ihm der Mikado von Japan als Geschenk ein japanisches Schwert gesandt.

Bei seinem Regiment, dem Ostpreussischen Füsilierregiment Nr. 33, hatte Graf Roon in warmer Verehrung gestanden; mit Stolz blickte er selbst auf die Kriegstaten dieses Regiments, das 1870/71 5 Eiserne Kreuze 1. Klasse und 333 Eiserne Kreuze 2. Klasse erworben hatte.

Für Errichtung eines Kriegsdenkmals trug er seinerzeit 500 Taler bei und gründete einen Unterstützungsfonds von 2000 Talern; Ende 1872 schenkte er dem Offizierkorps seine Büste. Dankbar widmete 1877 das Offizierkorps seinem Chef die Geschichte des Regiments.

Seiner Majestät dem Kaiser und Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen wurde der Heimgang des Verewigten durch dessen ältesten Sohn, Oberst Graf Waldemar v. Roon, unmittelbar nach erfolgtem Ableben gemeldet. In tiefer Bewegung gab Se. Majestät erneut seinem Danke Ausdruck für das, was der Verstorbene in Bezug auf die Reorganisation der Armee und die Wehrkraft des Vaterlandes geleistet. Dieses Gefühl sprach sich auch auf das Lebendigste in der Allerhöchsten Kabinettsordre vom 24. Februar aus, durch welche eine Armeetrauer um den verstorbenen Feldmarschall angeordnet wurde. Dieselbe hatte folgenden Wortlaut:

„Ich erfülle mit Meiner Armee eine Pflicht des schuldigen Dankes, indem Ich, um das Andenken des gestern verstorbenen hochverdienten Generalfeldmarschalls Grafen v. Roon zu ehren, hierdurch bestimme, daß 1) sämtliche Offiziere der Armee für ihn den Trauerflor am linken Unterarm auf acht Tage, vom 26. d. Mts. ab, anlegen; 2) diese Trauer bei den Offizieren des Ostpreussischen Füsilierregiments Nr. 33 zehn Tage und

3) bei den Offizieren des Kriegsministeriums — dem der gefeierte Name des Verewigten aus hochbelegter Zeit ganz besonders angehört — vierzehn Tage dauert. Das Kriegsministerium hat hiernach das Erforderliche bekannt zu machen.

Berlin, den 24. Februar 1879.

gez. Wilhelm.“

An das Kriegsministerium.

Am 26. Februar 11 Uhr vormittags fand die kirchliche und militärische Trauerfeier für den Feldmarschall Grafen v. Roon in der königlichen Garnisonkirche zu Berlin statt. Se. Majestät der Kaiser war durch Erkältung an der persönlichen Teilnahme verhindert; Ihre Majestät die Kaiserin, Seine Kaiserliche und königliche Hoheit der Kronprinz, sowie Ihre königlichen Hoheiten der Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Alexander und Prinz August von Württemberg wohnten derselben bei.

Die Trauerrede hielt der General-Superintendent Dr. Büchsel, der langjährige Freund des Heimgegangenen. Als Grundzug des Verstorbenen hob er die Treue gegen Gott, den König und seine Familie hervor und schloß mit den herzbelegenden Worten:

„Und wie heute Ehre und Liebe diesen Sarg reich geschmückt haben und Kampfes- und Kriegsgenossen diesem Treuen das Geleit geben, so gebe Gott dem Könige und dem Vaterlande allezeit Männer, die treu zu Gott stehen, Männer, die allezeit wie der Kriegsminister Roon nicht nur Gottes Wort lieben, sondern deren Streben und Trachten ist, wie es das seine war, die Reinigung als Christ, um allezeit treu und bereit zu stehen, wie Roon es stand, mit Gott für König und Vaterland.“

Auf dem königlichen Leichenwagen wurde die sterbliche Hülle des Feldmarschalls mit militärischen Ehren nach dem Görlitzer Bahnhof gebracht; der Kommandeur des Ostpreussischen Füsilierregiments Nr. 33, Oberst v. Wülcknitz, trug den Feldmarschallstab dem Sarge voraus, die Ordenskissen wurden von Stabsoffizieren des Kriegsministeriums getragen.

Dichte Menschenmassen hielten die Straßen, welche der Leichenzug passierte, zu beiden Seiten besetzt; ihre würdige Haltung war der beste Tribut ihrer Achtung für den Verstorbenen. Ein sich unmittelbar anschließender Eisenbahnzug führte den Sarg über Görlitz nach R e i c h e n b a c h , und am nächsten Tage erfolgte die feierliche Beisetzung in der Familiengruft zu Grobnitz.

Der Hauptinhalt des Lebens Albrechts v. Roon läßt sich in den Worten zusammenfassen:

„Er war das leuchtende Vorbild eines preussischen Soldaten.“

Die sibirische Eisenbahn und das russische Arbeitsfeld in Ostasien.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 26. November 1902

von

Taubert,

Oberleutnant im Feldartillerie-Regiment Nr. 22, kommandiert zur Kriegsakademie.

(Mit einem Blatt Skizzen in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Während seit 1900 die Aufmerksamkeit sich dorthin lenkte, wo unsere Truppen mit denen der anderen Nationen zu gemeinsamer Aktion in Petschili standen, vollzog sich in aller Stille die Kulturarbeit eines großen Volkes fast zur Vollendung: die sibirische Bahn.

Die Literatur aller Nationen hat sich bereits seit Jahren mit Untersuchungen dieses großen Bahnbaues befaßt, noch ehe dieser selbst vollendet war. Meine Ausführungen bringen nun eine Beschreibung, wie die Bahn aussieht. Im übrigen schließe ich meinen Vortrag eng an die bekannte Schrift des verewigten Grafen Jord v. Wartenburg „über das Vordringen der russischen Macht in Ostasien“ an.

Das russische Reich mußte eine von fremden, störenden Einflüssen freie Verbindung seines sehr in der Hebung begriffenen Besitzes am stillen Ozean mit dem fruchtbaren sibirischen Westen und Europa herstellen, und zwar über Land, da der Seeweg zu weit und der freie Verkehr bei politischen Entwicklungen mangels offener Häfen und Straßen, auch Kohlenstationen gestört, wenn nicht gar gänzlich unterbunden werden konnte.

Im Februar 1891 befaß daher ein kaiserlicher Ukas die Weiterführung der Bahn Samara—Slatoust bis Tscheljabinsk, und am 24. Mai desselben Jahres tat der jetzige Zar damals als Großfürst-Thronfolger in Wladiwostok den ersten Spatenstich am jenseitigen Endpunkt zur Einweihung des endgültig beschlossenen Werkes. Die kürzlich erfolgte Inspektionsreise des Finanzministers Witte kann man wohl als einen gewissen Abschluß des Bahnbaues betrachten.

Maßgebend für die Linienführung war der kürzeste Weg und die Wichtigkeit der zu durchschneidenden Gebiete. Im Verhältnis zur Länge der

Strecke sind größere Kunstbauten selten. An Gebirgen sind eigentlich nur der Ural, das Jablonoi-Gebirge, das große Schingan-Gebirge und schließlich die bergige Tiao-tung-Halbinsel zu passieren. Die schwierigsten Stellen sind am Baikalsee und im großen Schingan-Gebirge, wo sich auch die einzigen Tunnel auf der ganzen Strecke befinden. Die großen Stromsysteme machten oft erhebliche Brückenbauten erforderlich. Sümpfe sind fast ausnahmslos umgangen worden. Die ganze Strecke ist eingeleisig in russischer Normalspur hergestellt. Ausweichgleise sind genügend vorhanden, werden aber vermehrt. Ein zweites Geleise scheint vor der Hand nicht beabsichtigt zu sein, denn alle Brücken, die bereits zum größten Teil fertig aus Eisenkonstruktion hergestellt sind und auf gemauerten Pfeilern ruhen, sind nicht zur Aufnahme eines zweiten Geleises eingerichtet. Sie sind sämtlich nach einem Prinzip gebaut, mit Spannweiten zwischen 84 m und 130 m.

Da die Brückenbahn überall so hoch über den Wasserspiegel gelegt wurde, daß die Schiffe darunter passieren können, erfolgt die Zuführung der Geleise deshalb häufig auf erheblichen Dämmen. Gleichzeitig finden wir an den großen Strömen auch zu beiden Seiten des Damms auf beiden Ufern Schienengleise an dem Strome heruntergeführt, welche die Verbindung zwischen dem Schiffs- und Eisenbahnverkehr herstellen. Als Schienenmaterial war anfangs eine leichtere Schiene als die sonst im russischen Eisenbahnbetriebe übliche gewählt. Da diese sich für größere Schnelligkeiten jedoch bald als ungeeignet herausstellte, verwendete man bereits bei den neu zu erbauenden Strecken, z. B. der chinesischen Ostbahn, Schienen des üblichen Profils. Bei den schon vollendeten Strecken ist die Umlegung im Gange, und zwar hat man zunächst an den Kurven begonnen, um bei größeren Geschwindigkeiten das Herauspringen der Wagen aus dem Geleise zu vermeiden. Die Züge werden auf provisorischen Nebengeleisen, ähnlich wie hier bei der Straßenbahn, um die Baustelle herumgeführt. Ferner suchte man der geringen Tragfähigkeit der Schienen, wo es erforderlich war, dadurch aufzuhelfen, daß man eine vermehrte Anzahl von Schwellen unterzog, oft drei pro Meter. Die Kosten der Anlage haben sich aus diesen Gründen bedeutend vermehrt.

Die Eingeleisigkeit und die Wahl der Schienen sind Fehler. Erstens ist die Bahn schon heute bei höchster Anspannung nur in der Lage, zehn Züge täglich nach jeder Richtung zuzulassen, und nicht mehr im stande, den Güter- und Personenverkehr, welcher einen ganz ungeheuren Umfang angenommen hat, zu bewältigen. Zweitens hätte man unbedingt dem sich jetzt entwickelnden modernen Schnellverkehr durch die Wahl einer noch stärkeren Schiene bereits Rechnung tragen müssen.

Die Ursache dieser Tatsachen hat man wohl in der beschränkten Leistungsfähigkeit der russischen Industrie zu suchen, die mit den Erfordernissen für diesen Riesenbau im Wachstum nicht gleichen Schritt gehalten hat.

Eine fernere Einschränkung legte ein kaiserlicher Ukas auf, welcher bestimmt, daß das erforderliche Material im Inlande zu beschaffen ist. Soweit dies äußerlich erkennbar, ist es auch geschehen. Ins Auge fällt nur als fremdes Material eine Anzahl amerikanischer Lokomotiven.

Zum Bau wurde Militär überall gleichmäßig verwendet. Ferner wurden westlich des Baikal-See europäische und sibirische Arbeiter genommen, während zum Bau der Bahn östlich des Baikal-Sees Eingeborene angestellt und auch besonders aus China (Schantung) große Arbeitermassen herangezogen wurden. Vorübergehend wurden auch Sträflinge verwendet; die schlechten Erfahrungen jedoch mit diesen Arbeitern veranlaßten die Regierung bald davon Abstand zu nehmen.

Die Wasserversorgung bot im wesentlichen keine Schwierigkeiten, wohl aber mußte dafür Sorge getragen werden, daß auch im Winter genügender Vorrat an Wasser für die Lokomotiven warm auf den Stationen bereitstand. Die Wassertürme wurden deshalb mit Heizvorrichtung versehen. Feuerungsmaterial ist westlich des Baikal Kohle, östlich Holz, welches der Urwald dazu liefert.

Die Versorgungsstationen sind gleichzeitig Maschinenwechselstellen und Verpflegungsstationen für Auswanderer, Truppen u.; große Schuttdächer, unter denen Tische und Bänke stehen, bezw. große Hallen sind vorhanden. Maschinenwechsel findet innerhalb 24 Stunden drei- bis viermal statt.

Der Oberbau der Bahn erforderte eine sorgfältige Untersuchung der Bodenverhältnisse, namentlich hinsichtlich der vielfachen Sümpfe und ferner auch in Anbetracht des Regens und Abfluß des geschmolzenen Schneewassers. So finden wir längs der ganzen Linie Abzugsgräben und Sammelbecken für das Abflußwasser in gewissen Abständen die Bahn begleiten.

Der Vertrag der russisch-chinesischen Bank mit China 1896 ermöglichte es der russischen Regierung, von der ursprünglich geplanten Führung der Strecke über Stretensk, Chabarowsk nach Wladiwostok abzuweichen, und den Bau geradliniger durch die chinesische Mongolei und Mandchurei weiterzuführen. Die Strecke Karimskaja—Wladiwostok wurde 1897 begonnen. Die Wirren in China veranlaßten die russische Regierung, den Bau zu beschleunigen und so entstand die Linie bereits erheblich früher als veranschlagt.

Außerdem wurden noch, durch die tatkräftige Mitwirkung des Militärs, die nach Süden führende Linie der chinesischen Ostbahn von Kharbin nach Port Arthur, und als Zweiglinie dieser Bahn die Verbindungslinie zwischen der chinesischen Eisenbahn Peking—Shanghai von Jnko über Niutschwang gebaut. Letztere Linie ist vor wenigen Wochen*) dem öffentlichen Verkehr übergeben worden, während die Übergabe des übrigen Teiles der chinesischen

*) Die Zeitangaben beziehen sich durchweg auf den November v. Jß.

Ann. d. Ned.

Ostbahn in Kürze zu erwarten ist. Der Verkehr ist auf allen diesen Strecken aber bereits zugelassen, so daß seit ungefähr vier Monaten eine Reise von Moskau nach Peking möglich ist.

Rußland hat dieser Bahn in dem Abkommen mit China den Namen „die ostchinesische Bahn“ gegeben. Es ist das nur eine schmeichelhafte Konzeption, die es China in dem Titel gemacht hat. Auch die erste Stelle des Direktors, die den Chinesen in der Organisation vorbehalten ist, ist nur eine Scheinstellung, denn in Wahrheit führt der russische Vizepräsident die gesamte Verwaltung. Die russische Behörde bestellt und besoldet auch das Beamtenpersonal, ebenso wie auch die russische Regierung die Betriebs- und Unterhaltungskosten der Linie trägt.

Die Compagnie internationale des Waggons-lits unterhält augenblicklich zweimal wöchentlich einen durchgehenden Verkehr von Moskau bis Irkutsk. Diese Züge sollen später bis Peking weitergeführt werden. Außerdem verkehren wöchentlich noch zwei russische Postschnellzüge. Die Anzahl dieser Züge wird demnächst vermehrt. Jenseits des Baikalsees führen vom Baikalsee bis zur mandschurischen Grenze russische Anschlußschnellzüge. Von hier ab steht der Rest der Linie noch unter militärischer Kontrolle.

Die Länge der Bahn, die Dauer der Reise und die wechselnden Anforderungen machen häufig Änderungen in der üblichen Zugzusammenstellung erforderlich. Gelegentlich wird auch an Auswandererzüge ein Kirchenwagen gehängt. In den übrigen Zügen sind mitunter besondere Arrestantenwagen zur Beförderung der Sträflinge und bei den durchlaufenden Personenzügen fehlt selten ein besonders eingerichteter Sanitätswagen.

Wir steigen auf dem Bahnhof der Moskau—Kursker Eisenbahn in den Transsibirien-Express ein. Übermorgen früh haben wir Samara erreicht. Die Wolga passiert der Zug auf der längsten Eisenbahnbrücke der Strecke (Alexander-Brücke 1425 m; die Graudenzler Brücke, im Vergleich hierzu, 1092 m). Einen Tag weiter sind wir in Tscheljabinsk. Wir haben den Ural überschritten. Ein Teil der Strecke im Ural wird ähnlich der bekannten Schwarzwald-Bahn in Serpentinaen geführt. Fünf Tage später treffen wir in Irkutsk ein, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, (etwa 50 000 Einwohner, Museum, Theater, große öffentliche Bauten).

Besonders beachtenswert auf dieser letzten Strecke ist die zweitlängste Brücke über den Ob von 975 m Länge und 130 m lichten Spannweiten (im Vergleich hierzu: die Rhein-Brücke bei Köln von nur 400 m). Wir passierten auf dieser Strecke während dreier Tage die Taiga, das große sibirische Wald- und Sumpfsgebiet. Am demselben Tage, wenige Stunden später, erreichten wir den Baikalsee bei der Station Baikal. Die Umgehungsbahn um den See ist noch in Arbeit. Wir müssen den Zug daher hier verlassen und auf einem der beiden Eisbrecherdampfer über den See setzen. Nach 4½ bis 5 Stunden wird das jenseitige Ufer bei der Station

Angara erreicht. In Angara treffen wir auf den russischen Schnellzug; mit diesem fahren wir tags darauf von Wiffowaja weiter. Dann passieren wir das Jablonoi-Gebirge, und zwei Tage darauf langen wir auf der Station Manschuria, der Grenzstation Sibiriens, an. Hier ist Zollrevision.*) Von hier ab laufen den Rest der Strecke vorläufig nur Wagen 2. und 3. Klasse, so daß wir auf eine besondere Schlafgelegenheit verzichten müssen. In der Nacht passieren wir Chailar, den Ausgangspunkt eines neuen russischen Bahnprojektes nach Peking. Zwei Tage nachher sind wir in Tsitsikar und von dort in einem Tage in Kharbin (Sungari). In Kharbin ist wieder Zugwechsel. In wiederum zwei Tagen erreichen wir Port Arthur, oder auch Wladiwostok (schlechter Anschluß), oder über Jnko in drei weiteren Tagen Peking am Abend.

Diese Zeiten sind annähernd fahrplanmäßig gegeben. Die Reise dauert mithin 17 Tage bis Port Arthur oder Wladiwostok, bzw. 20 Tage bis Peking, gegenüber einer Dampferfahrt von etwa 45 Tagen bis Latu. Die Fahrgeschwindigkeiten schwanken zwischen 40 km auf der westsibirischen (eine Geschwindigkeit, die von einigen unserer großen Transatlantiker überholt wird) und 15 km auf den östlichen Strecken pro Stunde. Daß sie noch erheblich zu steigern sind, zeigt die Heimkehr des japanischen Prinzen Komatsu, dessen Extrazug die ganze Strecke von Petersburg bis Port Arthur (Ende August) in 14 Tagen durchlief. Die Geschwindigkeiten werden gesteigert, sobald die stärkeren Schienen verlegt sind; und auf der ostchinesischen Bahn, der man Ende August/Anfang September noch die Eile der ersten Anlage anmerkte, wenn der Ausbau beendet ist. Eine Verbindungsgeschwindigkeit Basel—Berlin—Eydtkuhnen würde für die Reise von Moskau nach Port Arthur nur $6\frac{1}{2}$ Tage erfordern.

Im ganzen finden sich nur noch zwei absolute Unterbrechungen:

1. bei Niutschwang, wo die Brücke über den etwa 500 m breiten Liao-ho noch in den ersten Stadien des Baues ist, und
2. am Baikal.

Der Plan, die Verbindung der Strecken am Baikalsee lediglich durch Trajekt herzustellen, stellte sich schnell als dürftig heraus.

Die beiden Trajekt-Dampfer können den Verkehr nicht bewältigen. Dieser aber wird mit Einsetzen des Winters trotzdem unterbrochen. Selbst die gleichzeitige Einrichtung dieser Dampfer als Eisbrecher kann die Schifffahrt nicht lange offenhalten, denn die Leistungsfähigkeit ist begrenzt. Sie können brechen Eis von der Stärke von 14 Zoll ohne Schwierigkeit, Eis von drei Fuß Dicke mit drei Schiffslängen Anlauf, jedoch höchstens bis zu einer halben Schiffslänge Bruch.

*) Es ist das eine Folge der vertragsmäßigen „offenen Tür“. Rußland behandelt die Mandschurei daraufhin als Ausland.

Der eine der beiden Dampfer ist zur Aufnahme von Waggons gebaut. Es werden jedoch nur ausdrücklich als Durchgangs- und Eilgut bezeichnete Ladungen in Waggons übergesetzt. Personen müssen den Zug verlassen. Für den Winter hatte man in Vorschlag gebracht, Schienen über das Eis zu legen. Die Möglichkeit muß sich erst in diesem Winter herausstellen. Ich glaube, es ist nicht ausführbar, weil das Eis niemals eine Ebene darstellen wird, sondern durch die verschiedenartigen Strömungen sich in Schollen und Bruchstücken übereinander schiebt und dann immerhin für die Verlegung von Gleisen Schwierigkeiten bereitet. Ferner ist mancher von den Schlitten, die im Winter Waren und Personen über das Eis schafften, in den plötzlich sich öffnenden Rissen des Eises verschwunden. Eine Überführung von Eisenbahnzügen dürfte demnach doch eine gewisse Gefahr in sich tragen. Diese Mittel sind jetzt nur noch ein Notbehelf, denn die Regierung hat den Bau einer Umgehungsbahn um das Süden des Sees bereits begonnen. Im Oktober d. Js. hoffte man bereits mit den erforderlichen Durchbrüchen fertig zu sein. 1904 soll die Strecke dem Verkehr übergeben werden. Die Schwierigkeiten, die sich hier dem Bau entgegenstellen, sind ganz ungeheuer. Steil, oft fast senkrecht steigen die Felsen aus dem See heraus, ohne auch nur einen schmalen Uferstrich zu lassen. Der Raum für den Bahnkörper muß daher förmlich in den Felsen gehauen werden. So wird dann diese ganze Strecke von etwa 230 km Länge entweder auf aus dem Gestein gehauenen Galerien am Ufer entlang geführt oder durch Tunnel geleitet, deren Anzahl so groß ist, daß im Verhältnis auf je 1 km Strecke ein Tunnel zu verzeichnen sein wird. Die Kosten dieser Anlage sollen 220 Millionen Rubel betragen. Schließlich ist noch im Schingan-Gebirge ein etwa 3 km langer Tunnel im Bau. Die Stelle wird augenblicklich in Serpentinaen (siehe Skizze 2) überwunden.

Der Stationsabstand auf der Strecke westlich des Baikal-Sees beträgt im Durchschnitt 12 km, östlich des Baikal-Sees 20,5 km. Die Gesamtlänge der Bahn von Moskau bis Port Arthur ist 8726 km mit rund 600 Stationen und Haltepunkten. Wagenmaterial scheint gegenüber früheren Angaben jetzt mehr vorhanden zu sein.

Die Bahn leistet nur 10 Züge täglich nach jeder Richtung mit mäßigen Geschwindigkeiten. Den Ansprüchen, heute kurz vor ihrer Vollendung, zeigt sie sich schon nach wenigen Monaten nicht mehr gewachsen. Bis zu drei Monaten mußten Getreidesendungen auf den Stationen im Laufe dieses Sommers lagern, ehe sie abtransportiert werden konnten. Die Bahn wird in Zukunft wohl den Karawanenverkehr etwas entlasten, ohne diesem aber Abbruch zu tun. So lange sie nun von diesem Binnenhandel im Reiche so vollkommen in Beschlag genommen wird, gebriecht es ihr an der physischen Leistungsfähigkeit um in die internationale Arbeitsbewältigung und Arbeitsleistung wirksam eingreifen zu können. Die Bahn wird deshalb vorläufig

die Bedeutung einer Welthandelsstraße nicht erlangen, geschweige denn den Schiffsverkehr um Indien beeinträchtigen.

Der großen Welt bringt die Bahn eine schnellere Postverbindung nach Ostasien und die Anlage eines Überlandtelegraphen (Große Nordische Telegraphen-Kompagnie, Dänische Gesellschaft), der Rußland, Frankreich und Deutschland unabhängig macht von den englischen Kabeln und in Kürze fertig ist.

Innerpolitisch aber für Rußland ist die Bahn von hoher Bedeutung. Nicht nur, daß sie der Besiedelung der anbaufähigen Gebiete und deren Versorgung mit Erzeugnissen der Industrie und mit Menschen zu übernehmen im stande ist, wird sie im Austausch hiergegen die Erträge des Bodens dem Mutterlande zuführen und hierdurch ausgleichend wirken.

Trotz ihrer beschränkten Leistungsfähigkeit bietet sie militärisch die Möglichkeit, Truppen und deren Bedarf vom Osten zum Westen und vom Westen zum Osten herüberzuziehen, eine Notwendigkeit, die gestiegen ist mit dem Einrücken in die Mandschurei, wo für Rußland eine zweite Verteidigungsfront im Anwachsen ist.

Angeichts des wirtschaftlichen Ausgleiches der Bedürfnisse und des militärischen Standpunktes ist es erklärlich, daß jetzt bereits eine zweite Bahn von Petersburg über Perm, Tobolsk nach Nikolajewsk projektiert wird.

Es ist wiederholt an mich die Frage gerichtet worden, ob sich die Kosten der Bahn rentieren werden (ohne die Umgebungsbahn rund 1 Milliarde). Frachtsätze und Tarife werden freilich den Kostenaufwand in absehbarer Zeit nicht einbringen, aber die Mandschurei, ein Gebiet größer als Deutschland, fällt durch die ostchinesische Bahn tatsächlich an Rußland, gleichgültig, ob ihre politische Zugehörigkeit noch nicht in allem aufgelöst ist. Die Ausnutzung dieses großen und reichen Gebietes, welches in absehbarer Zeit auch mit Zweigbahnen durchzogen sein wird, sichert Rußland Werte, die jenen Kostenaufwand der Bahn bei weitem überragen. Und daß Rußland bestrebt ist, diese Werte zu halten, selbst mit Gewalt, das zeigen die Bauten, die es ausführt, das rastlose Schaffen, um zu einem Abschluß zu gelangen und die allmähliche Anhäufung von Machtmitteln zu Wasser und zu Lande.

Die Mandschurei umfaßt ein Gebiet von 750 000 qkm mit über 12 Millionen Einwohnern. Sie zerfällt in drei Provinzen: Die Amurprovinz, Kirin und Mugden. Kirin und Mugden sind am stärksten bevölkert. Die Stammbevölkerung sind die Mandschuren, die ehemaligen Eroberer Chinas. Heute sind sie mit Chinesen so durchsetzt, daß diese etwa 60 pCt. der Gesamtbevölkerung ausmachen. Es wird vorwiegend Ackerbau getrieben. Die breiten Flußniederungen der Ströme, besonders aber des Sungari und Lia-ho, sind außerordentlich fruchtbar. Viehreichum, Wildbestand und große Wälder sind wertvolle Objekte. Vor allem aber ist die Mandschurei wie Sibirien reich an Erzen, besonders an Gold (siehe Plan), dessen Abbau nun nichts mehr

im Wege steht. Die Mandſchurei wurde ebenso wie China von schlechten Beamten verwaltet. Das Volk hat sich seit langem an den Gedanken einer russischen Invasion gewöhnt. Russische Herrschaft erscheint ihm ein unabweisbares Geschick. Nachdem es Rußland nun gelungen ist, seine Pläne bis zu einem gewissen Grade zu verwirklichen, findet es auch ein offenes Entgegenkommen in der Bevölkerung. Auch schon seit Jahren, und das ist besonders merkwürdig, sind neben den chinesischen Münzwerten die russischen und sogar Papiergeld im Umlauf. (Ein bereitetes Zeugnis für die agitatorische Tätigkeit der erst 1896 gegründeten russisch-chinesischen Bank.)

Wir befinden uns in dem folgerichtigen Stadium einer beginnenden Gebietserweiterung, wie wir sie aus der Vorgeschichte des russischen Vordringens in Ostasien verfolgen können:

1851 stellte Murawiew ein besonderes Heer am Baikal für das Gebiet am Amur auf.

1856 wurden die Amurländer besetzt und einverleibt.

1859 wurden die Transbaikal-Kasaken am Amur zwangswise angesiedelt und ihnen noch einige Tausend bestrafte Soldaten beigegeben. Aus allen zusammen entstand das Amur-Heer;

oder:

1860 setzte sich eine Truppenabteilung am Stillen Ozean fest. Noch in demselben Jahre erfolgte die Einverleibung des Hinterlandes und die Gründung von Wladiwostok.

1862 war bereits das Ussuri-Heer formiert;

heute:

1896 erwirbt Rußland die Liao-tung-Halbinsel mit Port Arthur, das Land für die Eisenbahn nach Wladiwostok und sofort beginnt hier der Ausbau.

1900 Eindringen in die Mandſchurei, Bau der Verbindungsstrecken nach Port Arthur und Shanhaitwan. Beginn der Ansiedelung längs der Bahn. Es fehlt nur noch die endgültige Abtretung und die Formierung des Mandſchurischen Heeres.

Vor dem Eintritt in die Mandſchurei empfiehlt es sich einen Blick auf die allgemeine Situation in Ostasien zu werfen.

Mit dem Vordringen in die Mandſchurei ist Rußland an einem Punkte angelangt, wo sein Vormwärtsdrängen den Interessen der anderen Großmächte zuwiderläuft. Es zeigte ihm dies schon die gemeinsame Aktion der Mächte in China. Wäre diese nicht erfolgt und hätte Rußland allein die Unruhen in Chili niedergeworfen, so wäre es gar nicht unwahrscheinlich gewesen, wenn auch noch das nördliche Chili in die russische Machtssphäre mit hineingezogen worden wäre. Ließen doch schon Gerüchte, daß der chinesische Hof nicht mehr nach Peking zurückkehren wolle, sondern beabsichtige, die Regierung nach Kailfeng weiter südlich zu verlegen. So gab Rußland aber Petschili auf und zog seine Truppen zurück. Jedoch hat es auch hier schon für später vorgesorgt,

indem es die Konzession zum Bau einer Bahn nach Kalgan und Peking*) erwart; ferner erwarben die Russen eine Niederlassung in Tientsin, und schließlich blieb das Marinearsenal bei Tongku, wo sie jetzt successive ihre Schiffe ausbessern oder umbauen, in ihren Händen. Russisches Geld und russische Versprechungen haben China längst zum Freunde gemacht.

England trat vor kurzem aus seiner Isoliertheit heraus und verbündete sich mit Japan. Es drückt nun diesem an sich wirtschaftlich schwachen Staat die Mittel zum weiteren Ausbau seiner Flotte und seines Heeres in die Hand, und Japan wird dafür den Kampf mit Rußland aufnehmen müssen: Korea ist der Brennpunkt. Korea darf sich Rußland nicht entgehen lassen, wenn es sich nicht der eben gewonnenen Freiheit auf dem Meere wieder begeben will. Die Entfernung zwischen Korea und Schantung ist so gering (200 Werst), daß Korea in feindlichen Händen Rußland den Weg aus dem Gelben Meere in den Ozean geradezu absperrt. In allen Punkten hat Rußland sich bisher Japan gegenüber in Korea auf Grund eines Ergänzungsvertrages von 1896 passiv verhalten. Anders die Japaner. Eine japanische Bahn verbindet Schemulpo mit Seoul, das koreanische Heer, leidlich organisiert, steckt in japanischen Uniformen und trägt japanische Waffen. In Seoul, Schemulpo und Fusan liegen japanische Garnisonen, in allen Häfen sind diese japanische Kolonien, und bald werden längs der ganzen koreanischen Küste japanische Leuchtfeuer den Schiffen den Weg weisen. Grund genug für ein Einschreiten der Russen.

Aber in Japan ist den Russen auch ein mächtiger Gegner im Osten entstanden. Der auf vereintes Wirken von Frankreich, Rußland und Deutschland erfolgte zweite Friede von Chimonoseki (1896), welcher Japan um die schönsten Früchte seines glücklichen Sieges brachte,**) die Besetzung des Gebietes von Port Arthur durch Rußland und die Vereitelung eines japanischen Festsetzens in Korea haben das japanische Volk tief empört. Heute betrachtet der Japaner den Russen als seinen ausgesprochenen Feind. Der glückliche Krieg gegen China 1894/1895, die Erfolge im Jahre 1900/1901 in Petchili haben sein Selbstbewußtsein gestärkt. Japan steht Rußland mit einer Armee, gut ausgebildet, bekleidet und bewaffnet gegenüber, von der 250 000 Mann für den Kontinent verfügbar sind. Die Marine, in stetem Wachstum begriffen, mit 105 Fahrzeugen (897 Geschützen), ist tüchtig. Fortifikatorisch gegenüber einem Angriff zur See ist eine große Arbeit vollbracht. Das Bündnis mit

*) Abweichend von dem alten Projekt Maimatſchin—Kalgan—Peking (Wassermangel). In Kalgan wird gebaut. Von der Bahn laufen Gerüchte um, daß sie bereits bis 120 km nördlich Kalgan für Bauzüge befahrbar ist. Durch diese Linie fällt aber die östliche Mongolei an Rußland. Diese Bahn und die ostchinesische aber umflammern dann das Gebiet, welches man wohl für spätere Grenzerweiterungen ausersehen bezw. bezeichnen muß.

**) Liao-tung-Halbinsel und Teile Koreas u. A.

England und der hierin liegende äußerliche Beweis der Anerkennung Japans als Großmacht hat einen großen Eindruck im Volke hinterlassen, und wie stark und innerlich gefestigt sich dieses Volk jetzt schon glaubt, das zeigt am besten, daß es von seiner Kraft schon abgibt und nicht nur Korea durch Kolonisation, sondern auch China mit Instruktoren versieht. Japan verfolgt aber nicht nur den Zweck, auf das Festland überzugreifen, sondern ein Hinarbeiten auf Zusammenschluß der gelben Rassen gegen das Vordringen der westlichen Mächte, auch Rußlands, ist erkennbar. Es siegt oder fällt mit seinen Zielen. Jedenfalls aber wird Rußland, wenn es 1904 auf einem durchgehenden unbedrohten Schienenstrang seine Truppennachschübe sicher heranziehen kann, allmählich einen Druck auf Japan auszuüben beginnen, sobald es sich stark genug glaubt.

Da auch China nicht unberührt bleiben wird, so wird dieser Zeitpunkt wiederum die Mächte zum Schutze ihrer Interessen auf den chinesischen Boden führen.

Demgegenüber sieht es militärisch heute in der Mandschurei wie folgt aus:

Japanische Quellen beziffern die Stärke der Russen in der Mandschurei auf 130 000 Mann. Ich meine, man neigt Rußland gegenüber leicht zu Überschätzungen und glaube nicht, daß mehr als ein starkes Armeekorps in China und der Mandschurei versammelt war. Vor den Wirren standen noch etwa 2000 Mann an der nördlichen Bahn und etwa 12 000 Mann im Pachtgebiet (vergl. Schoen, Ziele Rußlands in Asien). Das Amur- und Ussuri-Heer wurden nur zum Teil aufgeboten für die Wirren. — Die Infanterie macht einen guten Eindruck, die Kavallerie besteht nur aus Kosaken auf kleinen chinesischen Ponys. Die Artillerie, von der nur 9 Batterien mit Schnellfeuergeschützen bewaffnet sein sollen, ist dürftig bespannt, was man daraus ersehen kann, daß die Russen jedes nur irgend brauchbare Pferd von den abziehenden Kontingenten in China aufkauften. Es mögen auf diese Weise etwa 1000 große Pferde nach der Mandschurei gebracht sein. Die Flotte kann man zuzüglich einiger Transportschiffe auf etwa 50 Fahrzeuge beziffern. Diesen Angaben gegenüber ist Japan bedeutend überlegen. Aber jedes Transportschiff und jeder aus Sibirien eintreffende Transportzug bringt den Russen Verstärkung.

Augenblicklich mußte Rußland dem Drängen der Mächte nachgeben und seine Truppen aus der Mandschurei zurückziehen. Es geschieht dies nach dem Pachtgebiet und nach der Küste. An der Bahn jedoch bleiben die Schutzwachen stehen, wie es im Vertrage mit China vorgesehen ist. Die Centrale dieser Aufstellung ist Harbin. Die Schutzwachen bestehen vorwiegend aus Kosaken zu Fuß und zu Pferde nebst Geschützen. Damit behält Rußland dennoch das Land in den Händen. Die Zurückziehung der anderen Truppen ist bedeutungslos, da sie jederzeit auf der Eisenbahn wieder herangezogen

werden können. So liegen denn an der ganzen Bahn entlang, in Abständen von 4 bis 5 km, größere oder kleinere Kasakenposten, zum größten Teile in gut gemauerten Unterkünften untergebracht. Nur noch wenige lagern ausgesprochen in Zelten. Frauen und Kinder sind überall hin gefolgt und pulsiert längs der Bahn bereits ein absolut kernrussisches Leben. Damit hat auch an der Bahn entlang die Besiedelung begonnen. Vor wenigen Tagen wurden diese Schutzwachen dem Kommandeur des Amur-Bezirks (General Subotitsch) unterstellt.

Wladiwostok wird bereits seit Jahren zu einem Kriegshafen ausgebaut. Port Arthur, der vorläufige Endpunkt der Bahn (schon früher eine chinesische Befestigung), ist mit allen Mitteln der Fortifikation verstärkt. Die Einfahrt ist nur 250 m breit. Im Hafen ist eine Werft zum Bau von Torpedobooten in voller Tätigkeit. Der Hafen jedoch ist zu klein, um den Handelsschiffen und der wachsenden Kriegsflotte Raum zu bieten. Deshalb wird Port Arthur in kürzester Frist als Handelshafen geschlossen und der Handel nach der Bucht von Talienwan, welche mit der Bahn bereits verbunden ist, abgelenkt werden. In dieser Bucht von Talienwan aber liegt nun der Punkt, der neuerdings die Kritik der ganzen Welt herausfordert — Dalny.

Dalny ist von allem, was Rußland im Osten bisher geleistet hat, der Glanzpunkt seines Arbeitsgebietes. Er ist der erste eisfreie*) Hafen mit allen sich daran knüpfenden Hoffnungen Rußlands. Es macht den Eindruck, als ob alle Erfahrungen, alle Arbeitskraft und alle Mittel auf diesen einen Punkt konzentriert werden. Dalny hat, wenn auch in erster Linie als Handelshafen gedacht, auch militärisch seine Bedeutung, denn die Bucht ist groß genug, um neben den Handelsschiffen die ganze russische Flotte zu bergen. Durch Port Arthur an sich schon geschützt, wird es auch selbst noch mit einigen Hafenbefestigungen versehen werden. Zunächst wird mit Schluß von Port Arthur Dalny der definitive Endpunkt der ganzen Bahn. Die Handelshäuser Port Arthurs beginnen schon jetzt mit der Verlegung ihrer Geschäfte, und die ersten Landversteigerungen haben in diesem Monat stattgefunden. Im Jahre 1898 wurde mit dem Bau der Anlage des Hafens begonnen, und schon heute nach vier Jahren stehen wir vor einem erstaunlichen Resultat. Allerdings sind die verwendeten Mittel enorm zu nennen (160 Millionen Mark).

Dalny ist eigentlich eine auf des Zaren Befehl entstehende Stadt, gedacht als internationale Ansiedelung, nach dem Vorbilde von St. Francisco, unter der Annahme, daß die Verlegung des Endpunktes der sibirischen Bahn dorthin überseeische Unternehmungen in Bezug auf Dampferlinien und Austausch von Handelsprodukten mit dem Hinterlande auf sich ziehen würden.

*) Durch eine warme Meeresströmung an der koreanischen Küste. 15 cm-Eis ist bisher als stärkstes beobachtet worden.

Ein einheitlicher, für die ganze Bebauung aufgestellter Plan hat eine Einwohnerzahl von einer Million Menschen mit 10 000 Beamten vorgesehen. Die Eisenbahn wird bis auf den Quai hinaufgeführt, woselbst in der Mitte die Hauptstation liegt, und führt im weiteren in ihren Zweiglinien bis auf die Piers, also bis an die Dampferanlegestellen.

Fertig ist bereits ein großer Teil der russischen Beamtenstadt, der größere Teil des Straßennetzes mit Pflasterung, Trottoirs, Kanalisation, Anpflanzungen und Lichtanlagen. Die Quais sind aus Kunststeinen erbaut und in das Meer hineingerückt worden. Die Piers gehen so weit in das Meer hinaus, daß sie eine beträchtliche Wassertiefe zu beiden Seiten haben und gleichzeitig ihre Länge das Anlegen mehrerer großer Überseedampfer beiderseitig gestattet. Ferner weist die Hafenanlage zwei Trockendocks auf, eins von 120 m, das andere von 300 m Länge. Das Öffnen und Schließen der Schleusen sowie das Auspumpen erfolgt elektrisch. Die Kraft wie das Licht liefert die elektrische Centrale (1000 Pferdestärken) für die ganze Stadt. Eisenarbeiten, Maschinenzusammensetzungen zc. erfolgen in Dalny in einem großen, eigens für die Bauausführungen hergestellten Eisenwerke nordwestlich der Stadt.

Dem Wohle der Arbeiter und ihren sozialen Bedürfnissen sind große, geschmackvolle Wohnhäuser und ein großartiges Arbeitervereinshaus zu Versammlungszwecken zugedacht. Die öffentlichen Parks sind angebaut. Diese Arbeiten liegen vollendet vor uns. Den Chinesen, die der europäischen Stadtanlage haben weichen müssen, wird südwestlich, getrennt von der übrigen Stadt, eine neue Chinesenstadt mit allen ihren Bedürfnissen aufgeführt. An alle Bauten und Anlagen kann man einen absolut vorurteilslosen Maßstab anlegen. Das ganze Vorgehen bei der Anlage dieser Stadt, die Überlegungen, die aus jedem Bau sprechen, fallen sofort ins Auge und mit einem gewissen Stolz wird der Fremde in zuvorkommendster Weise durch die Straßen von Dalny geführt.

Verschiedentlich wird diese ganze Schöpfung als ein verfehltes Unternehmen hinsichtlich der großen Handelsbedeutung von Niutschwang bezeichnet. Aber die Kritiker vergessen stets, daß Niutschwang im Winter vereist und im Sommer wegen seiner Barre ebenso wie Taku für größere Schiffe nur zur Flutzeit zugänglich ist. Dalny aber ist Winter und Sommer offen, besitzt gute Ein- und Ausladevorrichtungen und ist schließlich Endpunkt einer aus einem reichen Hinterlande herausführenden einzigen Bahnlinie, und die russische Regierung wird alles daran setzen Dalny zu fördern. Wo solches geschaffen wurde, werden die Erwartungen wohl vorher gründlich erwogen sein. Aber auch Niutschwang wird deshalb nicht vernachlässigt werden, das zeigen weitläufige Anlagen auf dem rechten Ufer des Liaoho hart an der Mündung, die mit Ladeschuppen und Rampen versehen sind und in Verbindung mit der Bahn stehen.

Seit etwa 2 Jahrzehnten macht sich im russischen Volke mit dem Bekanntwerden der reichen Schätze Sibiriens und Ostasiens ein ausgesprochener Drang nach dem Osten bemerkbar. In den letzten Jahren sind nahezu eine Million Menschen freiwillig über den Ural gewandert, sei es, daß die Heimat ihnen nicht mehr ihr tägliches Brot gab oder Abenteuerlust sie überkam. Bisher entzogen sich diese Strömungen unserem weiteren Verfolgen. Heute können wir aber offener in das Werk der großen russischen Staatsmaschine in Ostasien hineinschauen. Und ich möchte sagen, daß man den Eindruck gewinnt, daß Rußland, hasternd auf zahllose Erfahrungen in allen seinen Gebieten, sich hier als ein Meister der Organisation zeigt. Der gewaltige Druck der Russifizierung, dem gegenüber schon die Völker Zentralasiens stetig zurückwichen, dem gegenüber das ansässige Volk in Finland sich beugen muß, dem das Deutschtum in den Ostseeprovinzen zum Opfer fällt, löst sich hier in der Mandschurei und überhaupt in Ostasien in zahllose bis in das Kleinste hineingehende Äußerungen von Erfahrungen auf und zeigt sich uns als eine werdende Kulturarbeit, wie sie planmäßiger und zielbewußter nicht gedacht werden kann.

Im Verfolgen der Vorgänge da draußen bietet sich auch für uns Deutsche ein reiches Studium mit dem Eintreten Deutschlands in kolonialen Besitz. Es werden dort draußen Fragen angeschnitten, die auch uns eng berühren, z. B. Auswanderung, Zwangsansiedelung, Deportation, Verhinderung von Grund- und Bodenspekulationen, der Verkehr mit den Eingeborenen, die Regelung ihrer rechtlichen Stellung, vor allem aber in religiöser Beziehung. Aber auch in anderer Hinsicht verdient Rußland volles Interesse, denn es tritt als erste westliche Macht ein in den kulturellen Kampf gegen die gelbe Rasse, die hier am Stillen Ozean mit 450 Millionen Menschen sitzt. Man rühmt der gelben Rasse nach, durch ihre ungeheueren Zähigkeit zahllose Völkerschaften in sich förmlich aufgesogen zu haben, so daß ihre Unterschiede gänzlich verschwunden sind. Was bisher noch keinem Volke der Erde gelungen ist, gelang den Chinesen: Ein vollständiges Absorbieren des Judentums. In historischer Folge ist es den Chinesen immer wieder gelungen, ihre jeweiligen Unterdrücker wieder zu überwinden, ein Vorgang, wie er sich in jüngster Zeit den Mandschuren gegenüber abgespielt hat. Ob sich das russisch-slavische Element stärker erweist als das chinesische, das muß die Zeit lehren. Jedenfalls ist man sich der Schwierigkeit der Aufgabe voll bewußt und befinden wir uns hier in einem Arbeitsgebiet der russischen Nation, auf welches Regierung und Volk ihr ganzes Schwergewicht legen. Hier wird die Auseinanderetzung der atlantischen mit der pacifischen Welt beginnen. Geht Rußland aus den bevorstehenden Kämpfen siegreich hervor, dann wird es zu der asiatischen Macht, zu der es sich berufen fühlt und zu der es anwächst und „Asien den Asiaten“ wird sein Schlagwort.

Zeitgemäße Feldgeschütze.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Februar 1903

von

Scherbening,

Major im Generalstabe der 3. Division.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Als der Allerhöchste Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs vom März 1897 bekannt wurde zur Bewaffnung der deutschen Feldartillerie mit dem Material 96, und gleichzeitig die Nachricht durchdrang, daß die Ausführung dieses Befehls dank umsichtiger Maßnahmen in kurzer Zeit vollendet sein werde, da ging ein Gefühl der Befriedigung durch die Armee und das Land. Das Bewußtsein im Vorsprung zu den anderen Armeen ein Geschütz zu besitzen, das volle Ausnutzung der neuen kraftvollen Treibmittel gewährleistete, gab den Anhängern des ewigen Weltfriedens neue Zuversicht auf dessen Erhalten. Der Armee und besonders der Feldartillerie gab es neues Vertrauen zu den Mitteln zum Erreichen des Erfolges. Wer aber schweren Herzens in den Staatsäckel oder als Steuerzahler in den eigenen greifen mußte zur Bestreitung der Kosten der neuen Waffen, der tröstete sich mit dem Gedanken, daß nun auch für längere Zeit diese Frage erledigt sei und erhebliche Staatsmittel sobald nicht wieder für die Feldartillerie in Anspruch genommen würden.

Heut, kaum fünf Jahre nach der Einführung des neuen Materials, sieht man im Gegensatz zu dieser Hoffnung eine mächtige Bewegung durch die Fachpresse aller Länder gehen, darauf gerichtet, jenes Material 96 für veraltet und minderwertig zu erklären. Das wachsende Interesse und Verständnis für technische Fragen in breiten Schichten des deutschen Volkes, verbunden mit dem Interesse des Steuerzahlers an den Staatsausgaben und dessen Ausnutzung durch die politischen Parteien hat den Streit der Meinungen aus der Fachliteratur in die Tagespresse hinübergetragen.

Gewichtige Stimmen erheben sich mit dem Ruf nach neuen Kanonen, da unsere jetzigen Feldgeschütze von Haus aus unterlegen seien, seitdem unser Nachbar und Gegner *κατ' ἐξοχήν* sich ein neues Feldartilleriematerial ganz anderer Art geschaffen wie das deutsche Material 96. Die Erkenntnis der finanziellen Ergebnisse der Fertigung brauchbarer Geschütze durch mehrere Fabriken — ebenso für den Erzeuger wie für den verbrauchenden Staat — hat das Entstehen neuer Fabriken begünstigt, die nun im Wettbewerb den wenigen großen Weltfirmen ihr Monopol streitig machen.

Der Wettbewerb der Technik hat neue Waffen erstehen lassen und bietet diese nach seiner Angabe in völlig fertigem kriegsbrauchbaren Zustand dar. Er sucht die Notwendigkeit ihrer Einführung zu beweisen durch den Hinweis auf die Ohnmacht der bisherigen gegen die anderwärts eingeführten.

Ist diese Ohnmacht wirklich vorhanden? Setzt die Böe, der Ortan der französischen Feldartillerie wirklich die deutsche so völlig von dem Gefechtsfeld hinweg, daß wir schleunigst nach neuen Waffen greifen müssen, um bestehen zu können? Stellen die von der Technik dargebotenen Waffen wirklich ein sicher kriegsbrauchbares Mittel dar, so daß die Entscheidung jetzt fallen kann. Muß also der Staat jetzt zur Einführung eines Schnellfeuergeschützes in Rohrrücklauf-Kassette mit Schuttschilden schreiten?

Die Beantwortung der Fragen verlangt die getrennte Betrachtung der Teile, deren Zusammenwirken die Leistung der Waffe ergeben: des Rohres und seiner ballistischen Leistung, des Kassettenbaus, der Leistung als Geschütz und dessen Bedung.

Will man sich aber bei Betrachtung der Frage nicht von mancherlei neuen Erscheinungen beirren lassen, so muß man festhalten an den Aufgaben der Feldartillerie, wie sie sich nach sorgfältiger Prüfung ihres Gefechtszweckes und ihrer Eigenart ergeben. Ihre Aufgaben liegen in Wirkung und Beweglichkeit begründet. Ihr Wirkungsbereich liegt in erster Linie vor dem der Infanterie und greift in den wirksamen Bereich des Infanteriegewehres nur über, soweit es die Selbstverteidigung erfordert.

Ihre Wirkung muß sie durch wirksame Einzelschüsse erstreben, nicht durch eine Masse von Schüssen, die im einzelnen weniger wirksam sind, da in gleichen Zeiten sich annähernd dieselbe Schußzahl wirksamer und weniger wirksamer Geschosse verschießen läßt. Das wirksamere Geschöß wird zwar in einzelnen Fällen einen Überschuß an Kraftaufwand bedeuten, dafür aber in allen Fällen anwendbar sein.

Die Wirkung muß durch Steigerung der Feuergeschwindigkeit in entscheidenden Augenblicken in kürzester Zeit herbeigeführt werden können.

Die Beweglichkeit muß ein schnelles Erreichen jeder Stellung auch bei langen Bewegungen ohne Straßen, einen schnellen Übergang aus der Bewegung zur Feuerbereitschaft und leichte Handhabung des Geschützes beim Schießen wie bei kurzen Bewegungen zu geringen Änderungen der Stellung gestatten.

Diese Anforderungen werden seit langer Zeit an die Feldartillerie gestellt. Der zahlenmäßige Ausdruck der grundlegenden Begriffe hat sich geändert und immer höhere Werte fordern lassen, die Natur der Forderungen ist dieselbe geblieben.

Die Verwendung und Kampfformen der Truppen haben sich in neuester Zeit nicht geändert. Sie erfordern nach wie vor ein Geschöß der Feldartillerie von guter Tiefenwirkung, das gerade dadurch imstande ist, ein einfacheres

Schießverfahren anwenden zu lassen und kleinere Beobachtungsfehler des Schießenden und Stellungsänderungen des Zieles auszugleichen.

Die Einführung von stärkeren Deckungsmitteln bei der Feldartillerie lenkt den Kampf nicht von dieser ab auf die Infanterie. Wird der Kampf der Artillerien durch wirksamere Geschütze und stärkere Deckungen auch heißer, vielleicht langwieriger, so kann doch nur in einheitlichem Zusammenwirken der zur Feuerentscheidung bestimmten Waffen der Weg zum Erfolg gesehen werden.

Zu der Zeit des Aufbaues des Rohres 96 führte das allgemeine Streben nach Steigerung der Leistungsfähigkeit des Geschützes dazu, für Feldgeschütze wesentlich höhere Anfangsgeschwindigkeiten als die bisherigen — bis 800 m — zu fordern. Der Technit des Rohrbaues war es durchaus möglich, solche Anfangsgeschwindigkeiten zu erreichen. Man übersah aber bei diesen Forderungen, daß die hohe Anfangsgeschwindigkeit allein noch keineswegs eine große Endgeschwindigkeit des Geschosses bedingt, besonders auf größeren Entfernungen. Durch geeigneten Geschosbau muß erst dafür gesorgt werden, daß dem Geschos auch ein möglichst großer Teil der hohen Anfangsgeschwindigkeit bleibt.

Das Zweite, was bei der Forderung nach hohen Anfangsgeschwindigkeiten übersehen wurde, war, daß jede Steigerung der Kraftwirkung auf das Geschos auch eine solche auf Rohr und Lafette hervorbringt. Sie vermehrt damit den Rückstoß und meist auch das Gewicht der Lafette. Beides widerstrebt den Forderungen der Beweglichkeit und leichten Handhabung und findet darin sehr bald eine Grenze.

Mit einem gewissen Erstaunen wurde von der Welt bei dem Streben nach großen Anfangsgeschwindigkeiten das deutsche Material 96 aufgenommen, das nur eine geringe Steigerung der Anfangsgeschwindigkeit gegen die bisherige aufwies. Die nähere Prüfung ergab aber bald, daß man trotz dieser geringen Erhöhung der Anfangsgeschwindigkeit es verstanden hatte, ein wesentlich leistungsfähigeres Geschütz einzuführen. Die Richtigkeit des gewählten Weges wird wohl deutlich dadurch gekennzeichnet, daß seither die übertriebenen Anforderungen an Anfangsgeschwindigkeiten auch anderwärts, z. B. auch in Frankreich, zurückgegangen sind. Man fordert jetzt im allgemeinen Anfangsgeschwindigkeiten, die nur wenig über die des Materials 96 hinausgehen. Ein weiteres Zeugnis für die Richtigkeit des deutschen Rohrbaues ist, daß trotz der vielen seither geschehenen Neukonstruktionen verschiedener Systeme noch kein brauchbares Feldgeschütz gebaut worden ist, das bei ungefähr gleichen Gewichtsverhältnissen erheblich bessere ballistische Leistungen aufzuweisen hat wie das Rohr 96.

Das französische Feldgeschütz 97 zeigt bei etwas geringerem Geschosgewicht eine wesentlich höhere Anfangsgeschwindigkeit. Aber auf den Hauptkampferfernungen sind die Endgeschwindigkeiten und bestrichenen Räume nicht mehr erheblich von denen des Materials 96 verschieden. Die höhere Anfangs-

geschwindigkeit konnte nur mit großer Gewichtsvermehrung des Geschüzes erkaufte werden. Die französischen Fabriken, die vor allem mit den großen deutschen in Wettbewerb treten, haben seither kein wirksameres Geschütz gebaut.

Auch die neuesten in Deutschland gebauten Feldgeschütze, die zur Einführung an Stelle des Materials 96 vorgeschlagen werden, zeigen bei gleichen Gewichten keine erheblichen Verbesserungen der ballistischen Leistung. Bei etwas höherer Anfangsgeschwindigkeit, meist um 500 m, nähern sich die Endgeschwindigkeiten auf 3000 m jedoch schon bedeutend, die bestrichenen Räume sind fast gleich, die Treffwahrscheinlichkeit ist die gleiche.

In dem Kampf der Geister um ein neues Feldgeschütz hat auch das Rohr und seine ballistische Leistung bisher keine wesentlichen Meinungsverschiedenheiten hervortreten lassen.

Nicht zur Erhöhung der ballistischen Leistung, sondern zur allgemeinen Gewichtsverleicherung des Geschüzes ist unter anderen für eine Neubewaffnung eine erhebliche Herabsetzung der Seelenweite vorgeschlagen worden. Da die Grundlage dieses Vorschlages darauf beruht, im Interesse einer weitreichenden Deckung mit der zulässig geringsten Wirkung sich zu begnügen, kann dieses System bei Betrachtung hoher ballistischer Leistungen nicht in Vergleich gestellt werden.

Auch in Bezug auf die mögliche Feuergeschwindigkeit, soweit sie von Einrichtungen des Rohres und Verschlusses abhängt, zeigen die seither erfolgten Neubauten in den Vorrichtungen für schnelles Laden und Abfeuern keine erheblichen Verbesserungen, keine grundlegenden Änderungen. Verbesserungen geringfügiger Art, wie sie die fortschreitende Technik stetig hervorbringt, lassen sich fast stets auch für das Material 96 nutzbar machen.

Daraus ergibt sich, daß das Rohr 96 nach seiner ballistischen Leistung und nach der Feuergeschwindigkeit, soweit sie von Einrichtungen des Rohres abhängt, nicht nur bei seiner Einführung durchaus auf der Höhe stand, sondern auch jetzt noch nicht erheblich von anderen übertroffen wird.

Eine andere Entwicklung zeigt der Lafettenaufbau seit Einführung des Materials 96. Hierin hat die Technik neue Systeme ausgebildet. Der Lafettenbau stellt einen der Hauptpunkte dar, um den sich jetzt der Kampf für eine Neubewaffnung erhebt. Die neuen Lafetten haben Einrichtungen zur Hemmung des Rücklaufes. An sich sind diese Bestrebungen keineswegs neu. Daß der Rücklauf des Geschüzes und das stete Vorbringen eine starke Mehrarbeit und einen erheblichen Kräfteaufwand der Bedienung verlangte, hat man lange schon als Übelstand empfunden. Man glaubte aber diesen Kräfteaufwand leisten zu können auch bei Verlusten an Bedienungsmannschaften, besonders, nachdem man durch Bremsseinrichtungen der Räder die Größe des Rücklaufes beschränkt hatte. Dringender wurde die Forderung nach Beseitigung des Rücklaufes, nachdem die Einführung rauchschwacher Treibmittel die Rauchentwicklung beseitigt hatte, die bis dahin ein gerichtetes Schnellfeuer aus einem Geschütz verhinderte. Die Technik lieferte die Mittel, das Geschütz

außerordentlich schnell laden zu können und hatte die Ruchmittel vervollkommenet. blieb nun das Geschütz in der ihm gegebenen Richtung fest, so war ein tatsächliches Schnellfeuer auch des einzelnen Geschützes möglich.

Noch nach einer zweiten Richtung hatte die Einführung der neuen Treibmittel diese Frage beeinflusst. Die größere Kraftwirkung dieser Mittel auf das Geschöß vergrößerte in gleichem Maße auch die Wirkung auf Rohr und Lafette. Wenn auch die mildere Art der Wirkung der langsamer verbrennenden Pulver an sich den Stoß auf die Lafette verringerte und so keine festere und deshalb schwerere Lafette verlangte, so blieb doch die größere Kraft und damit der größere Rücklauf. Vervollkommnung der Einrichtungen zu dessen Hemmung erschien damit von großer Bedeutung.

Zur Zeit der Einführung des Materials 96 hatten die Bestrebungen noch keine kriegsbrauchbaren Mittel hierfür gezeitigt. Die Grundlagen der jetzigen Entwicklung waren zwar damals schon vorhanden; sie wurden auch einer eingehenden Prüfung und praktischen Erprobungen unterworfen, erwiesen sich aber nicht als brauchbar. Ein Abwarten der weiteren Entwicklung war aus anderen Gründen nicht angängig, so beschränkte man sich darauf, den Rücklauf im allgemeinen mit dem bekannten Mittel der Rabbremfen zu mäßigen, ihn für Zeiten großer Feuergeschwindigkeit durch einen festen Sporn auszuschließen, und nahm die Notwendigkeit des jedesmaligen Richtens in den Kauf. Auch hierbei gelang es, eine gegen früher gesteigerte Feuergeschwindigkeit zu erzielen.

Bei den weiteren Arbeiten an der Vervollkommnung der Schnellfeuergeschütze ergab sich, daß ein Feststellen des Rohres in der Schießstellung bei der für eine ausreichende Wirkung auf das Geschöß notwendigen Kraft nicht ausführbar war. Man mußte diese Kraft in einer Bewegung sich verbrauchen lassen und nur Einrichtungen treffen, daß das Rohr wieder in die Schießstellung zurückkehrte, so genau, daß ein Nachrichten nicht mehr erforderlich war. Die Erfüllung dieser Forderung hat in mannigfacher Entwicklung zu zwei Grundrichtungen des Lafettenbaues geführt. Die eine läßt Rohr und Lafette die Bewegung ausführen, die andere will nur dem Rohr die Bewegung gestatten. Beide Arten verlangen Einrichtungen zur möglichsten Beschränkung der Rückwärtsbewegung und zum Wiedervorbringen des bewegten Teiles in die frühere Stellung.

Bei den Lafettenrücklauf-Geschützen hat die bewegende Kraft eine fast dreimal so große Last zu bewegen, als wenn das Rohr allein bewegt wird. Die Last beschränkt daher schon selbst den Rücklauf. Die weiteren Einrichtungen können weit einfacher sein als bei der geringeren Last. Sie bestehen in einem Sporn, der an der Lafette beweglich durch eine Federeinrichtung so mit ihr verbunden ist, daß die beim Schuß zurückgehende Lafette die Feder spannt. Die hierfür notwendige Arbeit verbraucht die nach Bewegen der großen Last noch übrige Rückstoßkraft. Das natürliche Entspannen der

Jeder bringt die Lafette in die frühere Stellung. Nach der Einrichtung werden diese Lafetten als Federsporn-Lafetten bezeichnet.

Wesentlich zusammengesetzter sind die Rohrrücklauf-Lafetten. Die nur etwa ein Drittel des Gewichts des Geschützes betragende Last des auf glatten Schienen zurückgleitenden Rohres verbraucht bei der Bewegung einen so geringen Teil der Rückstoßkraft, daß mechanische Federn nicht zum Verbrauch des übrigen Teiles ausreichen. Nach mancherlei anderweiten Versuchen wendet man jetzt fast ausschließlich die Flüssigkeitsbremse hierfür an. Sie besteht aus einem mit trögflüssigem Öl gefüllten Hohlzylinder, in dem ein durchlöcherter Kolben bewegt wird. Hierbei muß das Öl durch die feinen Löcher sich durchzwängen. Die dazu erforderliche Arbeit genügt, die Rückstoßkraft auf einem Weg des Rohres von 1 bis 1,6 m zu verbrauchen. Gleichzeitig werden hierbei die Einrichtungen zum Wiedervorbringen gespannt, die dabei einen weiteren Teil der Rückstoßkraft verbrauchen. Diese Einrichtungen bestehen jetzt fast immer aus starken Spiralfedern. Da das Rückfließen des Öls durch Ventile erleichtert wird, ist die für das Vorbringen erforderliche Kraft natürlich erheblich geringer als die für den Rücklauf verbrauchte. Bei dem französischen Feldgeschütz wird zum Vorbringen Preßluft verwendet, die, in einem zweiten Zylinder befindlich, bei dem Rücklauf noch mehr zusammengedrückt wird. Diese Einrichtung arbeitet beim Schuß ebenso sicher wie die Federn. Sie gewährleistet aber nicht das notwendige Erhalten der Luft im Ruhezustand in einer Pressung von 12 kg auf 1 qcm und macht die ohnehin schon sehr zusammengesetzte Maschinerie noch verwickelter und anfälliger. Sie gilt heut, wenige Jahre nach der Einführung, wenigstens bei allen Sachverständigen außerhalb Frankreichs als überlebt. Die Federvorbringer übertreffen sie in Einfachheit und Sicherheit. Selbst der getreue Verbündete Frankreichs, der sich bei seinem Bau eines neuen Feldgeschützmaterials mehr und mehr dem französischen Vorbild angeschlossen, hat diese Preßlufteinrichtung verworfen. Auch in Frankreich selbst scheint man sich der Erkenntnis der Nachteile nicht verschlossen zu haben und befürwortet einen Ersatz durch Federvorholer. Neuere Geschütze französischer Fabriken haben aber ebenfalls noch Preßluftvorbringer.

Gegeneinander haben die beiden Lafettensysteme manche Vorteile und Nachteile. Dem festen rüden Aufbau der Federsporn-Lafetten haftet der Nachteil an, daß bei der Bewegung der ganzen Lafette doch leicht kleine Veränderungen der Richtung entstehen, die ein Nachrichten notwendig machen. Ein dauerndes Verbleiben der Bedienung unmittelbar an der Lafette ist nicht möglich, da sie der Bewegung Raum geben muß. Dem Nachteil des künstlichen aus vielen Teilen zusammengesetzten Aufbaues der Rohrrücklauf-Bremsen und Vorbringer steht das größere Feststehen der Lafette selbst gegenüber. Damit ist die Möglichkeit gegeben, die Bedienung dauernd unmittelbar an der Lafette zu belassen und daher an dieser Deckungseinrichtungen für die Bedienung in Form von Panzerschilden anzubringen und auszumügen. Gerade letztere

Eigenschaft gibt der Rohrrücklauf-Lafette einen Vorzug gegen die anderen neueren und die bisherigen Arten, wenn man einen solchen Schutz für notwendig hält. Der Streit über diese Notwendigkeit ist der zweite Hauptpunkt in dem Kampf der Geister für ein neues Feldgeschütz.

Einige Bilder bringen die verschiedene Bewegung eines Geschützes bisheriger Art mit starrem Sporn und eines Rohrrücklauf-Geschützes zur Anschauung.*) Es sind einzelne charakteristische Bilder aus kinematographischen Aufnahmen von Krupp'schen 7,5 cm Geschützen, die mir in zuvorkommendster Weise von der Fabrik zur Verfügung gestellt sind. Bei dem Geschütz mit starrem Sporn sieht man das Springen der Lafette deutlich. Bei dem Rohrrücklauf-Geschütz sieht man neben den gut sichtbaren Einzelheiten des Baues das Zurückgleiten des Rohres. Aus der Stellung der Nadspeichen in den ersten Bildern ist die geringe Rückwärtsbewegung der Lafette selbst ersichtlich.

Vor dem Eingehen auf die Schutzschilde sollen noch einige Fragen der Rohrrücklauf-Lafetten betrachtet werden und zwar:

1. ob diese Einrichtung eine Erhöhung der Leistung ohne Gewichtsvermehrung der Lafette gestattet,

2. wie weit mit ihr eine Erhöhung der Feuergeschwindigkeit verbunden ist,

3. ihre Kriegsbrauchbarkeit.

Zunächst bringen die Einrichtungen zur Hemmung des Rohrrücklaufes selbst eine Gewichtsvermehrung mit sich. Da aber durch die Bremse ein bis zu gewissem Grade elastisches Zwischenmittel zwischen dem Stoß des Rohres und der Lafette eingeschoben ist, können an die Festigkeit der Lafette, besonders gegenüber derjenigen mit starrem Sporn, geringere Anforderungen gestellt werden. Dadurch kann an der Lafette sonst an Gewicht gespart werden, und es läßt sich für die gleiche Leistung des Rohres die Lafette auch mit Rohrrücklaufsbremsen annähernd in demselben Gewicht herstellen wie eine 96. Die Tätigkeit der Bremse beruht aber weiter darauf, daß ihr einer Teil sich mit dem Rohr bewegt, der andere mit der Lafette feststeht. Je größer der Rückstoß ist, desto mehr Arbeit wird von der Bremse verlangt und desto fester muß also auch die Lafette stehen. Dieses Feststehen muß wieder durch ihr Gewicht und durch einfache möglichst selbsttätige Einrichtungen wie Sporn und Schießbremse erreicht werden. Genügen diese nicht, so muß man durch weitere Einrichtungen die Lafette feststellen und hat dann neben vermehrtem Gewicht eine erschwerte Bedienung, die beim Abproben und jedem Zielwechsel sich störend geltend macht. In diesem notwendigen Feststellen der Lafette liegt also auch bei den Rohrrücklauf-Lafetten die Grenze für die Erhöhung der Leistung. Das französische Geschütz hat die höhere Anfangsgeschwindigkeit nur dadurch erreichen können, daß das Geschütz zum Schießen durch Nadschube

*) Der Herr Vortragende erläuterte hier und an anderen Stellen seine Darlegungen durch Bilder, die mir leider nicht wiedergeben können. Ann. d. Med.

festgestellt wird. Es hat die angeführten Nachteile des größeren Gewichtes und der erschwerten Bedienung in den Kauf genommen, damit aber einen zu hohen Preis dafür bezahlt. Die jetzigen Geschütze beschränken die Leistung auf eine dem deutschen 96 Material gleiche oder wenig höhere und vermeiden so die angeführten Nachteile. Die Rohrrücklauf-Lafetten gestatten also damit an sich unter sonst gleichen Verhältnissen keine wesentlich höhere Leistung des Geschützes als die bisherigen Lafetten.

Für die Feuergeschwindigkeit gegenüber dem Material 96 kommt in Betracht, daß ein Vorbringen des Geschützes nach dem Schuß fortfällt. Bei Anwendung des Sporns war zwar auch bei Material 96 ein Vorbringen nicht notwendig. Hier fanden aber bei jedem Schuß durch Springen der Lafette und geringe Rückbewegungen so erhebliche Richtungsveränderungen statt, daß jedesmal ein Nachrichten erforderlich war. Nach den Angaben und Versuchen der Fabriken wird bei den jetzt von ihnen vorgeschlagenen Geschützen ein solches Feststehen der Lafetten erreicht, daß ein Nachrichten nicht notwendig ist. Ein Vergleich der von ihnen erschossenen Treffbilder von Schnellfeuer mit und ohne Nachrichten der Geschütze, ergibt auch keine erheblichen Unterschiede in der Größe der Streuungen.

Das Feststehen der Lafetten hängt aber wesentlich von der Bodenbeschaffenheit ab, im besonderen davon, ob der Lafettenschwanz eine feste Auflage, der Sporn festes Widerlager findet. Loser Akerboden, leichter Sandboden, ebenso Fels können dem Sporn meist nicht genügendes Widerlager geben und führen so, besonders bei einer Reihe von Schüssen, erhebliche Richtungsänderungen herbei; je genauer das Geschütz schießt, desto größeren Einfluß haben auch kleine Richtungsänderungen. Solange es also auf ein genaues Schießen und nicht nur auf ein Streuen ankommt, wird auch bei Rohrrücklauf-Lafetten stets ein Nachrichten erforderlich sein, wenn nicht besonders günstige Umstände das völlige Feststellen des Geschützes herbeiführen. Trotz dieses notwendigen Nachrichtens aber ergeben die Rohrrücklauf-Geschütze eine Erhöhung der Feuergeschwindigkeit gegenüber dem Material 96 um einige Schuß in der Minute.

Die Bedeutung der Feuergeschwindigkeit des Feldgeschützes darf aber nicht überschätzt werden.

Schon die Angaben der Fabriken über die Schußleistungen der Geschütze in einer Minute müssen mit gewisser Vorsicht aufgenommen werden. Nicht als ob in die Richtigkeit der Angaben Zweifel zu setzen wären, aber Schußzahlen von 16 bis 28 Schuß in einer Minute sind Parforceleistungen mit dem für solche Schaustellungen eingespielten Fabrikpersonal unter besonders vorbereiteten günstigen Umständen. Sie lassen sich mit demselben Geschütz und dem Personal einer gut ausgebildeten Batterie bei kriegsmäßigem Schießen schon auf dem Schießplatz nicht, viel weniger noch im Ernstfall erreichen. Sie sind aber auch gar nicht notwendig.

Erfahrungsgemäß steigert sich die Wirkung in Bezug auf die getroffenen Mannschaften nach wenigen Schüssen durchaus nicht mehr im Verhältnis der Zahl der Schüsse. Diese schlechtere Verwertung der Munition bei längerem Schnellfeuer würde ohne Bedeutung sein, wenn der Aufwand an Munition überhaupt nutzbringend wäre. Die Wirkung einer richtig eingeschossenen Batterie mit 4 bis 6 Bz. Lagen ist aber so groß, daß eine Fortsetzung des Feuers mit möglichst großer Geschwindigkeit bald nur noch geringe Erhöhung der Zahl der getroffenen Mannschaften herbeiführt und damit eine Munitionsverschwendung. Mit der Steigerung der Feuergeschwindigkeit ist im allgemeinen schon bei gewöhnlichem Feuer eine Steigerung des Munitionsverbrauches verbunden, daher um so größere Aufmerksamkeit auf das Haushalten mit der Munition geboten. Schon die Ausnutzung der Feuergeschwindigkeit des Geschüzes 96 mit seinen 10 Schuß in einer Minute wird daher nur ausnahmsweise in einem Schnellfeuer von einer Minute Dauer gerechtfertigt sein. Werden aber nur wenige Schuß jedes Geschüzes im Schnellfeuer abgegeben, so sind die Unterschiede in dem hierfür erforderlichen Zeitaufwand bei Geschütz 96 und den Rohrrücklauf-Geschützen doch wohl zu gering, als daß sie für eine Neubewaffnung ausschlaggebend sein könnten.

Die Steigerung der Feuergeschwindigkeit ist aber zugleich ein Maßstab für die Erleichterung und Vereinfachung der Bedienung auch im gewöhnlichen Feuer. Mit jeder solchen Erleichterung gewinnt die Mannschaft an körperlicher und geistiger Ruhe für die ihr noch verbliebenen Verrichtungen und damit ist mittelbar eine Verbesserung der Bedienung verknüpft. Aber auch unmittelbar muß sich die Erleichterung der Tätigkeit der Mannschaften geltend machen, sobald Verluste eintreten. Selbst bei gut ausgebildeten Batterien müssen diese eine Abnahme der Feuergeschwindigkeit herbeiführen, die naturgemäß um so weniger und später sich geltend macht, je einfacher und leichter die Bedienung ist. Hierin sind zweifellos die Rohrrücklauf-Lafetten den bisherigen überlegen, und damit liegt hierin in Bezug auf Feuergeschwindigkeit der Hauptvorteil der Rohrrücklauf-Lafetten, der zwar allein noch nicht für die Notwendigkeit einer Neubewaffnung entscheidend sein kann, der aber wesentlich ins Gewicht fällt.

Trotz der Erleichterung der Bedienung dürfte es kaum angezeigt sein, bei Rohrrücklauf-Geschützen die Zahl der Bedienungsmannschaften unter die bisherige zu verringern. Die Anzahl der Mannschaften ist nicht allein durch die Verrichtungen in der Feuerstellung bedingt, sondern ebenso auch durch die für einen schnellen Uebergang aus der Bewegung in die Feuerbereitschaft. Hierin ist aber durch das System des Rohrrücklaufs keine Erleichterung geschaffen.

Die Grundbedingung der Einführung von Rohrrücklauf-Geschützen aber ist, daß sie mit Sicherheit als kriegsbrauchbar und ebenso als unempfindlich gegen langjährigen Friedensgebrauch anzusehen sind.

Gegen unmittelbare Verletzungen durch Kugeln und Sprengstücke sind die Einrichtungen in hohem Grade schon durch ihre Lage unter dem Rohr und zwischen den starken Gleitbahnen des Rohres geschützt.

Die Zweifel an der Kriegsbrauchbarkeit sind in den Einrichtungen selbst begründet. Die Flüssigkeitsbremsen stellen freilich kein völlig neues Mittel dar, sie sind seit langer Zeit bei schweren Geschützen in Anwendung. Bei Feldgeschützen aber ist diese infolge der Beschränkung des eigenen Gewichtes sowie des Raumes, den sie einnehmen dürfen, ferner infolge der Verbindung mit dem Vorbringer und schließlich durch die Anforderungen des Fahrens der Lafette doch eine erheblich andere als bei den schweren Geschützen. Ihre komplizierte Zusammensetzung läßt zunächst Zweifel an der Kriegsbrauchbarkeit entstehen. An sich ist diese Zusammensetzung selbstverständlich kein Grund, eine Vorrichtung für kriegsunbrauchbar zu erklären, wenn deren Anwendung einfach und leicht ist oder sich wie bei der Bremse mechanisch ohne weitere Bedienung vollzieht. Solche Apparate sind aber auch ohne jede Bedienung sicherlich recht empfindlich. Bei gutem soliden Bau, besonders bei einzelnen Probestücken, können sie erfahrungsgemäß eine sehr große Festigkeit auch gegen Gewaltversuche aller Art besitzen. Ihre Empfindlichkeit tritt meist erst bei Massenanfertigungen und bei längerem Gebrauch zu Tage, wenn selbst ohne meßbare Abnutzungen der einzelnen Teile Lockerungen und Undichtigkeiten eintreten, die in der Gesamtheit die Grundlage zu Unregelmäßigkeiten geben.

Daß die Franzosen selbst in das sichere Arbeiten ihres Rohrrücklauf-Geschützes noch ein gewisses Mißtrauen setzen, geht doch aus der Zuteilung je eines Schlossers zu jedem Geschütz auch in der Feuerstellung hervor. Sie rechnen also mit Vorkommissen, die in erster Linie nur an dem Rücklaufmechanismus eintreten können.

Seit Einführung des französischen Materials sind nun freilich Fortschritte gemacht worden.

Die jetzt von deutschen Fabriken vorgeschlagenen Lafetten sind sehr weitgehenden Erprobungen unterworfen worden. Unter möglichst schwierigen Gelände- und Witterungsverhältnissen sind Fahrversuche über Tausende von Kilometern, also etwa der Jahreskilometerleistung eines eingeführten Geschützes entsprechend, in Verbindung mit Schießen auf hartem Boden und unter möglichst nachlässiger Behandlung der Geschütze, schließlich unter Beschießen des Geschützes als Ziel gemacht worden. Nach den in die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten haben sich hierbei keine Vorkommissen ergeben, die eine besondere Empfindlichkeit des Systems erkennen ließen. Zwei Bilder eines so erprobten Geschützes können diese Dauerhaftigkeit veranschaulichen. Das eine gibt das Geschütz vor dem Versuch, das andere dasselbe Geschütz, nachdem es nach einer eigenen Schußleistung von fast 1000 Schuß selbst mit Schrapnells auf 2000 m und mit dem Infanteriegewehr auf 350 und 450 m beschossen ist. Auch nach dieser Beschießung ergab das sofortige weitere Schießen des Geschützes keine Anstände. Danach sind für die Kriegsbrauchbarkeit und auch für die Dauerhaftigkeit gute Anzeichen vorhanden. Trotzdem

genügen diese Versuche für die Heeresverwaltung eines Großstaates nicht. Die finanzielle Bedeutung und die Verantwortung für die Schlagfertigkeit der Armee erfordern, daß nur durch eigene Versuche Erprobtes und lange Dauer Versprechendes eingeführt wird. Wie weit die Versuche der deutschen Heeresverwaltung mit den neuen Geschützen mit den Angaben der Fabriken übereinstimmen, ist bisher weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Daß aber die neue Entwicklung mit Aufmerksamkeit verfolgt wurde, mußte jedem klar sein, der die bisherige Entwicklung unserer Bewaffnung kennt und weiß, daß z. B. auch alsbald nach Einführung des Geschützes 73 an die Neukonstruktion eines Geschützes gegangen wurde. Die Tatsache der seit über zwei Jahren bestehenden Versuche mit dem neuen, in seiner Form so auffallenden, scheinbar doppelläufigen Geschütz ließ sich nicht verheimlichen, wenn auch die Ergebnisse unbekannt blieben. Mittelbar aber ließen sich aus den bis in die neueste Zeit andauernden Änderungen und Verbesserungen seitens der Fabriken Schlüsse ziehen, daß diese Versuche noch kein endgültiges Ergebnis hatten. Diese Änderungen erstrecken sich, abgesehen von den rein technischen Einzelheiten, hauptsächlich auf Herbeiführen einer größeren Sicherheit des Arbeitens der Rücklaufbremse und des Vorbringers und auf Gewichtsverminderung, um allen Anforderungen innerhalb des Gewichtes des Materials 96 zu genügen. Das sichere Arbeiten gerade der Rücklaufbremse ist von größter Bedeutung. Während bei Eintreten von Beschädigungen an anderen Teilen meist noch mit Anwendung feldmäßiger Hilfsmittel ein Weiterschießen möglich ist, macht ein Versagen der Bremse das Geschütz unbrauchbar. Daß das ganze System hierin noch entwickelungsfähig ist, erscheint nicht zweifelhaft. Es geht das auch aus der von den Fabriken oft als Vorzug und Beweis der Sicherheit des Arbeitens angeführten Tatsache hervor, daß eine Verminderung der Bremsflüssigkeit bis auf ein Drittel des normalen Bestandes und ebenso der Bruch einer der Vorholfedern keinerlei Nachteil in dem ganzen Arbeiten zur Folge hatte. Daraus folgt einerseits, daß man doch mit solchen Vorkomnissen rechnet, andererseits erscheint aber auch die Frage naheliegend, ob nicht mit dem jetzigen Bestande eine zu große Sicherheit verbunden ist, wenn solche Störungen keinen Einfluß ausüben. Mit der zu großen Sicherheit wäre auch unnötiges Gewicht verbunden.

Wenn nun auch die Fortschritte der Technik dauernd Änderungen und Verbesserungen an diesem neuen Apparat hervorbringen und weiter hervorbringen werden, die zunächst naheliegenden Zweifel an der Kriegsbrauchbarkeit sind nach den bisherigen Ergebnissen nicht mehr in dem Maß berechtigt, daß ein solches System *a limino* abzulehnen wäre.

Aber die technische Ausführung des Systems bedarf noch weiterer Erprobung auf möglichst breiter Grundlage. Dazu gehören Truppenversuche.

Wir können als sicher annehmen, daß solche in kürzester Zeit eintreten werden, sobald die Erprobungen im einzelnen ein zu solchen Versuchen geeignetes Muster ergeben haben werden.

Vor einigen Tagen*) durchlief die Tagespresse die Nachricht, daß die Neubewaffnung entschieden sei und daß die Firmen Krupp und Ehrhardt sowie das staatliche Artillerie-Konstruktionsbureau je einen Teil der Anfertigung übertragen erhielten. In dieser Form ist die Nachricht zweifellos falsch. Sie läßt sich wohl nur dahin deuten, daß tatsächlich die Versuche im einzelnen zu einem gewissen Abschluß geführt haben, und daß nun die beiden in Deutschland in Frage kommenden Privat-Geschützfabriken sowie die staatliche technische Anstalt den Auftrag erhalten haben, für Versuche in größerem Maßstab das notwendige Material zu liefern.

Die neuesten Geschütze der beiden Privatfabriken — abgesehen von dem auf anderer Grundlage stehenden 5 cm Granatgeschütz der Fabrik Ehrhardt — unterscheiden sich in Bezug auf den Bau der Rohrrücklaufs-Einrichtungen nur in technischen Einzelheiten voneinander. Deren größerer oder geringerer Vorzug läßt sich theoretisch nicht beurteilen. Dazu bieten nur praktische Erprobungen die Grundlage. Augenscheinlich hat auch die Militärtechnik selbst ein Modell geschaffen, das gleichzeitig mit den anderen erprobt werden soll.

Selbst wenn diese Versuche die völlige Kriegsbrauchbarkeit der Rohrrücklauf-Lafette ergäben, so würden deren Unterschiede gegen Material 96 allein noch nicht die Frage einer sofortigen Umbewaffnung in Fluß gebracht haben, wenn sie nicht die Grundlage für die Ausrüstung der Feldartillerie mit Schutzhilden wären.

Nur wenn die Lafette ganz oder nahezu ganz feststeht, lassen sich derartige Deckungen auch lohnend ausnützen.

Die Frage der Schutzhilde ist erst mit den Vorbereitungen zu ihrer Einführung bei der französischen Feldartillerie ernsthaft erwogen und seither in immer weitergehender Weise erörtert worden. Heut vertreten gewichtige Stimmen im Inland und Ausland die Notwendigkeit solcher Deckungen und folgern daraus auch diejenige der Rohrrücklauf-Lafette. Die letztere Folgerung ist für den jetzigen Stand der Technik ohne weiteres zuzugeben. An Geschützen bisheriger Art lassen sich zwar Schutzhilde genügend haltbar befestigen, aber ihr Wert ist gering, sobald bei jedem Schuß die Bedienung die Deckung verlassen muß, um der Bewegung des Geschützes Raum zu geben. Die Notwendigkeit der Einführung von Schutzhilden wird davon abhängen, welchen Schutz sie gewähren, und inwieweit diese Deckung die Wirkung nicht beeinträchtigt.

Grundsätzlich wird man zunächst feststellen können, daß das Mitführen einer Deckung die moralischen Eigenschaften einer Truppe nicht ungünstiger beeinflussen kann als das Auffuchen oder Anlegen solcher Deckung an Ort und Stelle. Die Bedienung des Geschützes nach Einführung solcher Schutzhilde mit dem zeitweise notwendigen Verlassen der Deckung stellt dabei nicht solche Anforderungen an den einzelnen Mann, wie sie beim Vorgehen der kämpfenden Schützenlinie aus der Deckung heraus gestellt und doch auch erfüllt werden.

*) D. h. Ende Januar d. Jz.

Das mutvolle Vorwärtsgen der Feldartillerie hängt von dem Verhalten des Truppenführers, des Batterieführers und der ungeschützt bleibenden Fahrer ab. Die sichere Bedienung des Geschützes braucht selbst dann nicht zu leiden, wenn ein einzelner Kanonier mehr als notwendig den schützenden Schild auszunutzen bestrebt ist. Weniger als bei den anderen Waffen ist zur erfolgreichen Wirkung für die Feldartillerie ein unmittelbares Herangehen an den Feind erforderlich.

Den Geist offensiver Verwendung können Schutzhilde der Feldartillerie nicht nehmen, aber auch nicht geben.

Für die Deckung, die Schutzhilde gewähren, kommt bei bestem Material ihre Größe, Stärke und Lage in Betracht. In der Stärke von 3 bis 4 mm schützt ein solcher Schild aus zähem Stahl gegen Bleikugeln des Schrapnells und gegen die eingeführten Infanteriegeschosse von etwa 400 m ab; auch gegen Infanteriegeschosse besonderer Art, wie Stahldorn oder Stahlgeschosse, gibt er von etwa 500 m ab genügenden Schutz. Gegen Volltreffer aus Geschützen und große Sprengstücke wie Zünder und ähnliche läßt sich ein Schutz durch Panzerung bei Feldgeschützen überhaupt nicht erzielen. Es ist natürlich, daß sich der Kampf zwischen Panzer und Geschosß auch hier wieder entwickelt. Er findet aber bei Feldgeschützen beiderseits bald eine Grenze, die Stärke des Panzers an der Beeinträchtigung der Beweglichkeit des Geschützes, die Wirkung der Schrapnellkugel an der Forderung, daß das Schrapnell auch gegen andere, ungeschützte Ziele wirksam bleiben muß. Sonst würde die Einführung eines besonderen Geschosses gegen Artillerie die Munitionsausrüstung unzulässig verwickelt gestalten.

Die verschiedene Form der Schilde veranschaulichen drei Bilder. Das eine zeigt ein Krupp'sches 7,5 cm Geschütz mit einfachem Frontalschild, das andere ein ebensolches Geschütz mit Seitenpanzern. Der erstere Panzer wird zum Fahren nach vorn umgelegt, so daß die Rissen dann die Rücklehnen der Achssitze ergeben. Die Fahrstellung des letzteren ist aus dem dritten Bilde ersichtlich.

Die Mindestgröße des Schildes ist gegeben durch den Raum zwischen den Rädern in einer Höhe bis etwa Manneshöhe. Durch einen zusammenhängenden Schild in dieser Breite wird die Deckung wesentlich stärker erhöht als im Verhältnis der Gewichtszunahme gegenüber zwei getrennten Schilden. Daher ist der ganze Schild zweckmäßiger, er bedingt aber wieder Einrichtungen, um ihn beim Fahren zusammenklappen zu können.

Ein solcher Schild, 3 bis 4 mm stark, bringt ein Gewicht von 50 bis 60 kg mit sich, 5 mm stark von 75 kg. Daraus ergibt sich der Einfluß, den eine Erhöhung der Stärke auf die Beweglichkeit des Geschützes haben muß. Diese Gewichtsvermehrung ist der wesentlichste Nachteil, den die Panzer mit sich bringen.

Es ist die Forderung erhoben worden, daß die Panzerungen durch ihre Stärke einen Schutz gegen das wirksamste Infanteriefeuer bieten und durch

Seitenschilder auch gegen Flankenfeuer schützen sollen. Natürlich bringt dieser Panzer bei solcher Stärke und Größe ein Geschützgewicht mit sich, das weit über die Gewichtsverhältnisse der Geschütze bisheriger Seelenweite hinausgeht. In logischer Fortentwicklung des Gedankens wird daher für solchen Panzer die Forderung aufgestellt, mit der Seelenweite des Geschützes bis auf etwa 5 cm herunterzugehen, d. h. auf ein Maß, dessen Wirkung noch gerade für Erfüllung der Aufgaben der Feldartillerie genügen soll. Da diese Seelenweite einerseits dem Bau eines wirksamen Schrapnells erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellt, andererseits das Geschütz gerade zur Bekämpfung stark gepanzerter Feldgeschütze bestimmt ist, wird es nur mit Granaten ausgestattet. Die bisher veröffentlichten Schießergebnisse dieses 5 cm Granatgeschützes der Fabrik Ehrhardt genügen nicht, um der objektiven Prüfung ein vollgültiges Beweismaterial zu liefern für das Vorhandensein aller der Vorzüge, die dem Geschütz zugesprochen werden. Selbst wenn das Geschütz aber tatsächlich die behauptete Leistungsfähigkeit besitzen sollte, so erscheinen doch die Grundlagen, auf denen es aufgebaut ist — der starke Panzerschutz — noch nicht gerechtfertigt. Inwiefern die Einführung von Panzerungen eine Verwendung der Feldartillerie im Infanteriefeldfeuer auf näheren Entfernungen als die angeführten von 500 oder 400 m herbeiführen soll, ist nicht zu ersehen. Eine Steigerung der Wirkung wird keineswegs durch ein Herangehen auf unter 500 m herbeigeführt. Das Exerzier-Reglement der Feldartillerie verlangt schon jetzt ein Begleiten des Infanterieangriffs durch einzelne Batterien oder Abteilungen bis auf nächste für das eigene Feuer wirksamste Entfernung vorzugsweise zur moralischen Stärkung des Angriffs. Die Grundbedingung für ein solches Vorgehen und zwar ebenso der ungeschützten wie der Panzerbatterie, deren Bespannung ohne Panzerschutz bleibt, wird immer eine gewisse Deckung gegen das Infanteriefeldfeuer bei dem Vorkommen sein, sonst könnte der Eindruck der im Feuer des Feindes zusammenbrechenden Batterien weit eher den entgegengesetzten Erfolg als den der moralischen Stärkung herbeiführen. Sollte wirklich nun ein Gelände sich auffinden lassen, in dem die Batterien zwar auf 500 m und näher einigermaßen gedeckt herankommen können, in dem sie aber einige 100 m rückwärts keine Wirkung ausüben, so würde doch eine solche Ausnahme noch nicht eine Panzerung der gesamten Artillerie rechtfertigen, die notwendig ihre Wirkung herabsetzen muß. Außerdem muß eine auf so nahe Entfernung am Feind stehende Batterie sich nur auf den Kampf mit dem unmittelbar vor ihr stehenden Gegner beschränken. Jede Maschinengewehr-Abteilung würde größeren tatsächlichen und wohl ebenso großen moralischen Erfolg haben. Ihr Vorgehen unterliegt denselben, wenn nicht günstigeren Bedingungen. Weit eher wäre daher die Frage einer so wirksamen Panzerung für die Maschinengewehr-Abteilungen berechtigt. Ein Kampf der Feldartillerie Schulter an Schulter mit der Infanterie ist für beide Teile unerwünscht und stört beide an voller

Entfaltung ihrer Feuerkraft. Das einheitliche Zusammenwirken beider Waffen erfordert nicht eine solche räumliche Vereinigung.

Eher wäre das Hineinkommen der Feldartillerie in das wirksamste Infanterief Feuer in der Verteidigung denkbar, wenn Batterien, die zurückgehalten oder bei offener Überlegenheit des Angreifers aus dem Geschützkampf zurückgezogen, im letzten Augenblick in die Schützenlinie des Verteidigers geworfen werden. Ihr Hineinkommen unterliegt denselben Bedingungen wie das einer ungeschützten Batterie. Man kann aber zugeben, daß solche Batterien den Angriff zum Stoden bringen, entscheiden werden sie ihn wohl kaum. Sie haben nicht nur die Infanterie zu fürchten, sondern auch die nach erlangter Feuerüberlegenheit auf wirksamste Entfernung vorgeeilten Batterien des Angreifers. Auf etwa 1000 m Entfernung oder näherer bieten sie diesen Batterien mit ihrem Panzer ein Ziel, das selbst durch Volltreffer kaum mit einem Schuß zu verfehlen ist. Gegen solche schützt aber der Panzer nicht. Trotz des Schutzes gegen Infanterie werden sie ebenso schnell erledigt sein wie weniger geschützte Batterien, wohl aber wäre es möglich, daß bei einem wirksameren Geschütz der Angreifer nicht die Feuerüberlegenheit errungen, der Infanterieangriff gar nicht so weit herangekommen wäre. Der Schutz gegen wirksamstes Infanterief Feuer erscheint daher überhaupt nicht notwendig.

Die Ausdehnung der Schutzhilde zu Seiten- und Radpanzer erstrebt einen Schutz auch gegen Schrägfeuer. Dieser Schutz wird auch bis zu gewissem Grade erreicht. Es fragt sich aber, ob er notwendig ist, oder ob er im Verhältnis zu den Nachteilen, mit denen er erkauft wird, nicht einen strafbaren Luxus darstellt. Die besonderen Nachteile eines solchen Panzers liegen darin, daß mit der Größe auch die Sichtbarkeit wächst; ferner ist für das Zusammenklappen beim Fahren und Aufrichten zum Schießen eine Reihe von Vorrichtungen notwendig, die seine Gebrauchsfähigkeit besonders nach einer Beschießung in Frage stellen. Vor allem aber bringt er in der vorgeschlagenen, gegen wirksamstes Infanterief Feuer schützenden Stärke mit dem Gewicht von 230 kg eine Mehrbelastung des Geschützes mit sich, die eben dazu zwingt, um fast dasselbe Maß am Gewicht und damit an der Leistung des Geschützes zu sparen.

Die Seitenpanzer bringen nur den beiden unmittelbar hinter den Schutzhilden sitzenden Leuten erhöhte Deckung. Die weiter rückwärts stehenden zwei Mann werden nicht wesentlich besser geschützt. Auch ohne solchen Seitenpanzer sind die hinter den Schutzhilden sitzenden Leute gegen ein Schrägfeuer im Winkel von 25° geschützt, d. h. die feuernde Truppe muß etwa um die Hälfte ihrer senkrechten Entfernung von dem Ziel seitwärts stehen. Die Möglichkeit eines solchen Schrägfeuers wird sich im Gefecht für Infanterie nur ausnahmsweise ergeben und wohl auch für Artillerie die Ausnahme darstellen. Bei nicht unmittelbarem Gegenüberstehen der Artillerien in der beiderseitigen Schlachordnung werden die einzelnen Batterien im Interesse des eigenen Feuers in leichter Staffelung und Schrägstellung zur Gesamtfront,

sobald das Gelände es gestattet, sich so weit frontal zur Schußrichtung stellen, daß das Schrägfeuer ziemlich aufgehoben wird. Gegen reines Plattenfeuer schützt aber auch der weitreichende Panzer nicht. Damit scheint eine Herabsetzung der Leistung im Interesse eines solchen nicht unbedingt notwendigen Schutzes nicht begründet.

Verlangt man nur einen Schutz gegen Bleifugeln und Infanteriegeschosse auf mittleren Entfernungen, so lassen sich Schußschild-Geschütze von gleicher Seelenweite, Geschossgewicht und Anfangsgeschwindigkeit wie das Material 96 mit einer Gewichtsvermehrung von 10 bis 25 kg herstellen, bei 5 mm starken Schilden und etwas höherer Leistung mit 75 kg Mehrgewicht.

Die Wirkung gegen Schußsilde ist nun noch keineswegs gleichbedeutend mit der Wirkung gegen eine Schußschildbatterie.

Geht man zur Betrachtung der durch Schußsilde gewährten Deckung von dem einzigen bisher von einer europäischen Großmacht eingeführten Muster der französischen Feldartillerie aus, so darf man nicht verkennen, daß dieses Muster für eine Neueinführung jetzt schon überholt ist; die französischen Schilde sind nach heutiger Auffassung zu klein und liegen nicht an günstiger Stelle. Über ihre Stärke gehen die Angaben auseinander, jedenfalls genügt sie aber, um Durchschläger der bisherigen Schrapnellbleifugeln und von Infanteriegeschossen über 400 m zu verhindern.

Es ist bekannt, daß die französische Feldartillerie zur Erhöhung der Deckung der Bedienung den gepanzerten Munitionswagen hochgeklappt neben die Kanone mit 0,5 m Entfernung aufstellt.

Die Deckung erscheint zunächst eine außerordentlich hohe. Die nähere Untersuchung ergibt, daß nur die drei Mann hinter dem Munitionswagen, zusammen 45 pCt. der Batteriebesatzung, solange sie hinter dem Wagen bleiben, gegen Schrapnells völlige Deckung genießen. Die acht Mann unmittelbar hinter den Schußschilden, 20 pCt. der Bedienung, bieten eine geringe Trefffläche, die übrigen 35 pCt. an Lafettenschwänzen oder weiter ab von den Deckungen stehenden, darunter Batterieführer und Zugführer, genießen keine erheblich höhere Deckung als bei einer im Gelände gedeckt stehenden Batterie ohne Schußsilde. Beim Schießen muß nun ein gewisser Verkehr zwischen Munitionswagen und Geschütz über den offenen Raum hinweg stattfinden. Die Leute am Lafettenschwanz, die Geschütz- und Zugführer müssen bei Bewegungen mehr oder weniger aus der Deckung herauskommen, Ersatz für ausgefallene Mannschaften kommt heran; so ergibt sich, daß trotz der französischen Deckungsmittel noch etwa 50 pCt. der Besatzung der feuernden Batterie und darunter die für die Tätigkeit der Batterie entscheidenden Personen von Schrapnells erreichbar sind. Weiter kommt hinzu daß ein Teil der Sprengstücke des Schrapnells wie Zünder, Treibscheibe bei nicht zu großen Sprengweiten die Panzer der Geschütze und Munitionswagen selbst durchschlagen. Die Versuche unserer Schießplätze be-

stätigen bisher anscheinend diese Betrachtung. Die Verfahren zur Bekämpfung von Schuttschildbatterien sind schon im Vorjahr bei der Truppe erprobt worden. Die hierbei gemachten Erfahrungen können natürlich noch keine endgültigen sein, sie zeigen aber eine auffallende Übereinstimmung der Zahl der getroffenen Mannschaften mit den Berechnungen der Möglichkeit des Treffens.

Versuche anderer Artillerien und von Fabriken beweisen ebenso, daß bei günstiger Lage der Sprengpunkte auch ohne Durchschlagen der Schilde mit Kugeln gegen Schuttschildbatterien recht gute Wirkung erzielt werden kann. Wirkungen von 75 pCt. getroffener Mannschaften, die nach vorliegenden Schießlisten mit 20 Bleikugelschrapnells gegen Schuttschildbatterien erreicht sind, mögen besonders günstige Friedensergebnisse sein, sie zeigen aber jedenfalls eine recht beachtenswerte Möglichkeit des Treffens.

Für die Wirkung im Kriege wird man hier ebenso einen Divisor anzusetzen haben, wie bei der Wirkung gegen ungeschützte Batterien. Im Verhältnis zu dieser wird dadurch nichts geändert. Es ist also ein Widerspruch mit den Tatsachen, wenn man das Schrapnell mit Bleikugeln als nahezu ohnmächtig gegen Schuttschildbatterien bezeichnet.

Der Technik gelang es inzwischen, auch Schrapnells mit Füllkugeln aus Stahl von etwa gleichem Gewicht wie die bisherigen Kugeln zu bauen, die noch auf 3500 m Schuttschild von 3 mm Stärke durchschlugen. Die Wirkung einer solchen Beschießung sollen vier Bilder zeigen. Es sind die Bilder einer Zielbatterie von vier Geschützen nach französischem Muster, die mit Stahlschrapnells und Bleikugelschrapnells beschossen ist. Man erkennt die Anschläge der Bleikugeln, von denen keine die Panzer durchschlug, von den Stahlkugeln durchschlugen etwa 75 pCt. der auftreffenden. Die erreichte Wirkung war 84 pCt. getroffene Mannschaften. Trotz dieses Erfolges scheint dies bisher aber doch nicht der Weg zu sein, der allgemein zum Ziel führt. Zunächst erscheinen die Zweifel berechtigt, ob auch über 3500 m hinaus noch bei der abnehmenden Endgeschwindigkeit oder auf geringeren Entfernungen bei größeren Sprengweiten die Durchschlagkraft ausgereicht hätte. Wenn die Führung auch anstreben muß die Feldartillerie von vornherein nicht auf Entfernungen in den Kampf treten zu lassen, die erheblich über die angeführte Entfernung von 3500 m hinausgehen, so würde doch eine Beschränkung des Wirkungsbereiches gegen Schuttschildbatterien eine unzulässige Beschränkung der Verwendung überhaupt bedeuten. Geringe Verstärkungen der Schuttschilde, die noch innerhalb der zulässigen Gewichtsgrenzen lägen, würden jedenfalls auf größeren Entfernungen ein Durchschlagen verhindern und auch auf mittleren Entfernungen Gewichte und damit Größen der Füllkugeln verlangen, die die Wirkung des Schrapnells gegen lebende Ziele zu weit verringern. Bei der schon angeführten Wirkung der bisherigen Schrapnells hat sich ein unmittelbares Bedürfnis für solche Stahlschrapnellkugeln auch nicht mehr herausgestellt.

Verbesserungen des Schrapnells sind keineswegs ausgeschlossen sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit der Füllkugeln wie der Entwicklung seiner Sprengladung zu größerer Annäherung an die Brisanzgranate. Der Gedanke, der Wunsch nach solcher Verbesserung wird in den Erörterungen der Frage der Schuttschildbekämpfung vielfach laut. Bisher ist es der Technik fast stets gelungen, die Bedürfnisse der Bewaffnung zu befriedigen. Ob es ihr auch gelingen wird, den schwer zu vereinigenden Forderungen nachzukommen und ein Geschöß zu bauen, das als Brisanzgranate und als Schrapnell und beides mindestens mit $\frac{1}{2}$ verwendbar wäre, ist nicht zu übersehen.

Für die augenblickliche Beurteilung der durch Schilde gewährten Deckung ist freilich die Aussicht auf mögliche Verbesserungen der Geschosse ohne Bedeutung. Für die Entscheidung über Einführung von Schilden müssen sie doch in Betracht gezogen werden.

Naturgemäß ist die Wirkung der Brisanzgranate von gleicher Seelenweite als Volltreffer von erheblich höherer Wirkung gegen das Material als das Schrapnell, die Wirkung gegen lebende Wesen zeigt keine so erhebliche Überlegenheit.

Der größeren Wirkung steht gegenüber, daß für das Erreichen von Volltreffern ein zeitraubendes und keineswegs leichteres Einschließen notwendig ist, und daß damit die Wirkung später eintritt, außerdem ist die Wahrscheinlichkeit des Treffens überhaupt geringer als bei dem Streugeschöß mit Tiefenwirkung. Es wird daher immer wertvoll bleiben, mit dem Schrapnell gegen Schuttschildbatterien schießen zu können.

Das Schießen mit Schrapnells Brennzünder stellt nun keineswegs so erheblich höhere Anforderungen an das Verständnis und die Überlegung des Schießenden als ein Schießen mit Aufschlagzündern.

Beobachten und dementsprechend die Entfernung ändern muß der Schießende in beiden Fällen, im Brennzünderschießen außerdem noch die Sprengpunkte heben oder senken. Nach Art des deutschen Verfahrens stellt dieses Regeln verhältnismäßig nicht wesentlich höhere Anforderungen an das Verständnis des schießenden Offiziers als sie im Einzelgefechts-Schießen an jeden Infanteristen gestellt werden.

Das Brennzünderschießen gegen Schuttschildbatterien bringt keine erheblichen Änderungen des bisherigen, eigentlich groben, Verfahrens der Gabelbildung und des Streuens auf zwei Entfernungen mit sich. Will man grundsätzlich tiefe Sprengpunkte und damit zugleich von selbst kurze Sprengweiten erzielen, so würden geringe technische Änderungen am Zünder oder Aufsatz genügen, um ohne jede Mitwirkung des Schießenden die Sprengpunkte der Schrapnells näher als bisher an das Ende der Flugbahn zu verlegen. Bei solchen kürzeren Sprengweiten hat man Aussicht mit dem größeren Teil der Schrapnells als Streugeschosse zu wirken, mit den in der Streuung am weitesten liegenden als Volltreffern. Wird dann gleichzeitig noch mit einem

Teil der Batterien einer Artilleriemasse mit Brisanzgranaten die feindliche Artillerielinie bekämpft, so ist es durchaus möglich, auch gegen Schutzhildebatterien mit den jetzigen Geschossen und dem jetzigen Verfahren eine entscheidende Wirkung zu erzielen. Diese Wirkung kann bei der durch Schutzhilde gewährten Deckung nur nicht völlig in der gleichen Zeit erzielt werden wie gegen ungeschützte Batterien. In diesem Zeitunterschied liegt der einzige tatsächliche Vorteil, den Schutzhilde gewähren.

Unter sonst gleichen Umständen der Verwendung, Leistungsfähigkeit des Geschützes und des Schießverfahrens würde dieser Vorteil bei Einführung von Schutzhilden durch eine Feldartillerie auch ähnliche Deckungsmittel bei der anderen nach sich ziehen müssen.

Wird aber durch andere Umstände die bessere Deckung der gegnerischen Artillerie ausgeglichen, so ist der Kampf noch nicht von vornherein für die deutsche Feldartillerie ungünstig. Dann liegt für jetzt noch kein Zwang vor, die Schilde einzuführen. Alle die vielen zu der Änderung gehörenden Fragen können dann in reiflicher Erprobung entschieden werden. Wieweit Verwendung und Schießverfahren der Schutzhildartillerie der Franzosen diesen Ausgleich bringen, kann hier nur in wenigen Hauptpunkten berührt werden.

Das größere Gewicht des französischen Systems bringt es mit sich, daß Bewegungen besonders außerhalb der Wege langsamer als bei der deutschen Feldartillerie erfolgen. Das Einnehmen der Feuerstellung mit dem Auffahren des Geschützes neben den Munitionswagen geschieht langsamer und bietet größere Ziele. Die geringe Bedienungsmannschaft des französischen Geschützes mit Wagen, das notwendige Feststellen des Geschützes auf seine Radstühle verzögern den Übergang zum Feuern aus der Bewegung und umgekehrt, und der Rücklauf des Geschützes beim ersten Schuß verhindert bis dahin die volle Ausnutzung der Deckung der Schilde.

Die französische Feldartillerie sieht ebenso wie die deutsche ihre Hauptaufgabe in der Unterstützung des Kampfes der eigenen Infanterie. Die Vorbedingung hierzu ist das Niederkämpfen der feindlichen Artillerie. Während die deutsche Feldartillerie aber hierin schon grundsätzlich eine überlegene Geschützanzahl einzusetzen strebt, betont das französische Reglement die Notwendigkeit, nur die durchaus erforderliche Zahl einzusetzen. Nicht verwendete Batterien sollen bereitgestellt werden, feuerbereit oder aufgeproßt.

Eine zu zurückhaltende Beurteilung der notwendigen Zahl kann nun leicht zu einem dauernden Kampf mit Minderheiten gegen die Mehrheit führen. Die abgeproßt bereitstehenden Batterien sollen zwar jeden Augenblick zur Feuereröffnung gerüstet sein. Aber diese Feuereröffnung bedarf ebenso eines höheren Befehls wie das Umlenken des Feuers einer schon kämpfenden Batterie und wird daher nur dann schneller erfolgen, wenn das Ziel zufällig auch an dem Richtungspunkt der Geschütze erscheint.

Die deutsche Verwendung kennt zwar auch solche abgeprobt bereitstehenden Batterien, aber nur, wenn die geringe Größe des Zieles ein gleichzeitiges Einschießen aller Batterien verhindert oder erschwert. Zum Wirkungsschießen sollen diese Batterien ausgenutzt werden.

In dem Ausnutzen der Deckung des Geländes geht das französische Reglement trotz der Deckung durch Panzerungen erheblich weiter als das deutsche. Der Grund hierfür ist wohl die richtige Bewertung der Nachteile, die die größere Sichtbarkeit des Geschützes mit Munitionswagen und die erwähnten Schwierigkeiten des Stellungnehmens mit sich bringen.

In dem Streben nach überraschender Feuereröffnung stehen beide Reglements gleich. Das deutsche Reglement kennt auch alle die Ausnutzungen der Deckung wie das französische, läßt aber in ihrer Benutzung mehr freie Hand. In der Praxis der deutschen Artillerie könnte es aber zuweilen scheinen als ob das Vermeiden des Zeigens auch nur einer Helmkugel die Feldartillerie im Manöver zu häufig in Stellungen führt, die sie beim Scharfschießen lieber vermieden hätte. Ob diese Benutzung von Deckungen die Schießleistung deutscher Batterien beeinträchtigt, kann hier unerörtert bleiben; jedenfalls läßt die praktische Ausführung der Reglements den Unterschied in dem Wortlaut der Vorschriften weit weniger in Erscheinung treten, als man zunächst erwarten könnte. Bei Ausnutzung der Deckung kommt weiter in Betracht, daß die deutsche Feldbatterie viel leichter ihre Geschütze aus der Deckung herausbringen und zu direktem Feuer übergehen kann, als die französische Batterie mit den viel schwereren Geschützen und den für Mannschaften fast unbeweglichen Wagen.

In den meisten sonstigen Bestimmungen stehen beide Reglements auf den gleichen Grundanschauungen, wenn auch die Fassung der einzelnen Bestimmungen mehr nach der einen oder anderen Richtung abweicht.

Das Zusammenwirken der Infanterie und Feldartillerie wird als Grundlage für den Erfolg angesehen. Überall, wo es bei dieser Verwendung auf Beweglichkeit ankommt, liegt der Vorteil der Verwendung auf deutscher Seite.

Die Grundlage des französischen Schießverfahrens ist die Ausnutzung der großen Feuergeschwindigkeit des Geschützes 97, die, abgesehen von dem Lafettenbau, durch sinnreiche, für den Feldgebrauch wohl etwas zu komplizierte Richtvorrichtungen angestrebt ist. Im allgemeinen will man sich im Artilleriekampf mit einer Wabelbildung von 200 m begnügen; dann wird auf diesen beiden Entfernungen, der dazwischen liegenden und einer 100 m kürzeren, geschützweises Feuer von je zwei Schuß oder — wird hierbei zugleich ein Seitwärtsstreuen angewendet — von je drei Schuß abgegeben. Mit dieser rafale wird ein Raum von 100 bzw. bei Seitwärtsstreuen 200 m Breite und etwa 500 m Tiefe ziemlich gleichmäßig mit Feuer überschüttet, und zwar, da das geschützweise Feuer auf den vier Entfernungen ohne Zwischenkommando des Batterieführers abgegeben

wird, innerhalb sehr kurzer Zeit. Hält der Batterieführer es nicht für notwendig, so schnell zu dem Wirkungsschießen überzugehen, oder gestatten es seine Beobachtungen, so kann er auch die Gabel weiter verengen und das Feuer mehr in der Hand behalten durch Zurückhalten des geschützweisen Feuers.

Das Einschießen kann mit Vz. oder Bz. erfolgen, als Vorbereitung eines schnellen Bz.-Schießens wird es grundsätzlich auch mit Bz. und mit Salven von vier Schuß vorgenommen.

Es läßt sich sehr einfach berechnen, daß bei einem solchen Streuen über 500 m Tiefe eine deutsche ungeschützte Batterie von sechs Geschützen in wenigen Minuten etwa 33 pCt. getroffene Mannschaften haben kann. Dabei hat das Streuen über 500 m den Vorteil, daß auch kleinere Fehler in der Gabelbildung ausgeglichen werden.

Vergleicht man damit das jetzige deutsche Verfahren, so ergibt sich, gleiche Beobachtungsverhältnisse vorausgesetzt, daß das Bilden der für Schrapnell-schießen erwünschten 100 m Gabel mit ebensoviel Schuß erfolgen kann als in Frankreich mit Salven, deren Schüsse mit geringen Pausen abgegeben werden.

Diese Schußzahl, bei Bz.-Einschießen die Notwendigkeit des Zünderstellens und Ladens erst nach dem Kommando der neuen Entfernung, die Kontrolle der Gabel und das Regeln der Sprenghöhen bewirken, daß das Einschießen einer französischen Batterie voraussichtlich mehr Zeit erfordert als das einer deutschen. Dieser Unterschied ist natürlich keine Eigenheit der Schutzhildebatterie, sondern durchaus unabhängig davon eine Folge des Schießverfahrens, das auch bei anderen Batterien anwendbar wäre. Das französische Verfahren des Einschießens mit Bz. kann schon während desselben Wirkung ergeben. Ob dieser Vorteil geeignet ist, die Nachteile des langsameren Einschießens auszugleichen, oder sie überwiegt, kann nur durch eingehende Schießversuche festgestellt werden.

Nach deutschem Verfahren folgt nach dem Einschießen das Regeln der Sprenghöhen im Bz. Feuer. Gibt man der deutschen Batterie in den ersten zwei Minuten des Wirkungsschießens auf zwei Entfernungen — etwa der Dauer der französischen rafale avec fauchage entsprechend — nur 4 Schüsse pro Geschütz, eine Zahl, die auch bei den Entfernungsänderungen nicht hoch ist, so wird nach gleicher Berechnung wie für die französische Batterie auf den Quadratmeter treffbarer Fläche fast die doppelte Zahl Treffer entfallen (etwa 2, bei der rafale 1,25).

Sechs Geschütze von gleicher Trefffläche wie die deutsche Batterie würden dann in dem Raum von 100 m Frontbreite etwa 55 pCt. getroffene Leute haben. Eine Verringerung der treffbaren Fläche durch Schutzhilde auf 55 pCt. ergäbe etwa 30 pCt. getroffene Mannschaften. Bei einer Vereinigung des Feuers der sechs Geschütze nur auf vier feindliche Geschütze (Frontbreite 80 m) würde sich die Prozentzahl der getroffenen Personen noch etwas erhöhen.

Die Wirkungen von 30 oder 33 pCt. getroffener Mannschaften bedeuten keinen Unterschied. Die trotz der Schußzahl jedes Geschützes (des französischen zwölf, des deutschen vier) erheblich höhere Wirkung der deutschen Batterie wird herbeigeführt durch das Schießen mit sechs Geschützen und Streuen nur über 300 m Tiefe. Sie wird allerdings erkauft durch eine geringere Sicherheit ihres Eintretens, insofern als die Wahrscheinlichkeit, das Ziel überhaupt zu treffen, naturgemäß größer ist, wenn man auf eine Tiefe von 500 m streut, als wenn man nur 300 m mit Feuer überschüttet. Das richtige Abwägen zwischen der Sicherheit des Eintretens und der Größe der Wirkung ist ein wesentlicher Teil der Schießkunst und deren Ausdruck in Schießregeln. Wie man aber weder in großen Operationen der See noch in Bewegungen und Gefecht der Truppen mit Sicherheiten rechnet und ohne ein gewisses Wagen Erfolge erzielen kann, so wird auch beim Schießen ein durch wohlermogene Grenzen eingeschränktes Wagen seine Berechtigung in dem erreichten Gewinn finden.

Selbstverständlich sind die für die Wirkung angegebenen Zahlen nur Verhältniszahlen, da bei beiden die Einwirkung der Kriegsverhältnisse auf die schießende Batterie nicht in Rechnung gestellt ist. Sie zeigen aber, daß die französische rafale noch nicht mit so vernichtender Wirkung die deutsche Artillerie aus dem Felde setzt, wie vielfach behauptet wird.

Ein Blick auf den Munitionsverbrauch ist dabei geeignet zu zeigen, wie bald doch in der französischen Batterie ein Verkehr zum Munitionsersatz erforderlich werden kann. Mit einer solchen rafale und dem Einschießen vorher hat das französische Geschütz fast $\frac{1}{4}$ der Munition seines Wagens verbraucht. Das wäre ohne Bedeutung, wenn damit der nächste Zweck völlig erreicht wäre, das ist aber nicht der Fall. Sehr bald muß eine neue rafale eintreten. Die französische Batterie hat 108 Schuß für jedes Geschütz unmittelbar in der Gefechtsbatterie. Wenn zur Beleuchtung der hohen Zahl darauf hingewiesen wird, daß 1870 nur vereinzelt mehr Munition von deutschen Batterien an einem Tage verbraucht ist, so kann das kaum als Maßstab für ein Verfahren herangezogen werden, bei dem in den ersten fünf Minuten nach Auftreten der Batterie schon $\frac{1}{6}$ dieser Munitionsmenge verschossen ist.

Aus der kurzen Gegenüberstellung der Taktik und des Schießens geht hervor, daß die bessere Deckung durch Schußsilde bei der französischen Batterie vorläufig noch durch Nachteile des Geschützes und der Verwendung ausgeglichen wird.

Erst ein System der Ausrüstung und Verwendung, das diese Nachteile vermeidet und innerhalb der jetzigen deutschen Gewichtsverhältnisse liegt, würde einen Vorteil bedeuten, der zur gleichen Anwendung von Schußsilden zwingt.

Der Nachteil, daß Schilde die Sichtbarkeit erhöhen, läßt sich nicht vermeiden. Die Erhöhung der Sichtbarkeit ist aber, solange das Geschütz allein steht nur eine geringfügige.

Wesentlich erhöht wird die Sichtbarkeit der Batterie aber, wenn die gepanzerten Munitionswagen neben den Geschützen aufgestellt werden. Eine solche Aufstellung der Munitionswagen unmittelbar neben dem Geschütz vermehrt die Deckung der Bedienung des Geschützes und macht die Munitionsversorgung, solange der Wagen reicht, sehr einfach.

Dieser Munitionsvorrat am Geschütz ist aber auch eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Ein Volltreffer in den Wagen bringt den ganzen Vorrat zum Auffliegen. Er vernichtet dann nicht nur sein Geschütz, sondern zieht auch die beiden Nachbargeschütze um so mehr in Mitleidenschaft, je kleiner die Zwischenräume sind. Die Wirkung der Explosion einer Menge von etwa 40 bis 50 kg Sprengmunition kann man sich wohl vorstellen, aber auch die Schrapnells richten schon genügende Zerstörung an. Je mehr man nun versucht, bei der Bekämpfung einer Schuttschildbatterie kurze Sprengweiten der Schrapnells zu erreichen, desto häufiger werden hierbei auch Sprengpunkte hinter dem Ziel sich ergeben, von denen ein Teil als Volltreffer das Geschütz oder den Wagen trifft. Voraussichtlich wird bei der größeren Sichtbarkeit des Wagens dieser häufiger der Zielpunkt sein. Die häufigen Zufallstreffer in den Munitionswagen bei den Schießübungen scheinen diese Gefahr zu bestätigen. Gegenüber dieser Gefahr ist der durch den Munitionswagen erhöhte Schutz der Bedienung am Geschütz gegen Schrapnellkugeln und Sprengstücke von geringer Bedeutung. Er tritt doch nur gegen Schrägfeuer von einer Richtung her ein. Ein Umstellen des Wagens, wenn das Feuer von der anderen Seite herkommt, ist nicht ausführbar. Die Notwendigkeit eines solchen Schutzes auf beiden Seiten ist schon nicht sehr begründet noch weniger aber der auf einer Seite.

Das Aufstellen der Wagen neben dem Geschütz erschwert das Einnehmen der Stellung, besonders wenn man nicht die geübten Leute des Friedensstandes als Fahrer verwendet. Sehr vorteilhaft ist natürlich die sich möglichst gedeckt vollziehende Munitionsversorgung. Keine andere Art der Aufstellung kann eine gleiche Deckung gewähren. Sieht man aber von der der Geschützbedienung durch solche Aufstellung gewährten Deckung ab, so ist doch schließlich die Deckung des Munitionserfasses eine von der Annahme der Schuttschilde ganz unabhängige Frage. Nur durch Erhöhung der Feuergeschwindigkeit durch Annahme eines Rohrrücklauf-Geschützes steht sie damit in Zusammenhang. Dann ist aber der entscheidende Punkt, ob eine Aufstellung in größerer Entfernung noch die Sicherheit schnellen Munitionserfasses bietet. Wie schon vorher erwähnt, ist ein Schnellfeuer von über 8 bis 10 Schuß jedes Geschützes kaum zu erwarten. Bei der deutschen Art der Munitionsverpackung zu vier Schüssen in einem Korb würde also ein Bereitstellen von drei bis

vier Körben an der Lafette für solche Fälle genügen. Diese sind ohne Schwierigkeit schon bei Beginn des Schießens dort bereit zu stellen. Die Munitionsverpackung zu vier Schüssen begünstigt auch den laufenden Ersatz.

Wird den Leuten an dem Wagen selbst ein Schutz durch Schilde gewährt, so verringert sich die vorher angeführte Zahl von 33 pCt. getroffenen Mannschaften entsprechend. Der Verkehr von den Wagen zum Geschütz bleibt ohne Deckung. Solange man aber nicht jeden Mann im Kriege mit einem Panzer bekleiden kann, wird auch die Feldartillerie Verluste in den Kauf nehmen müssen. Daß diese im allgemeinen so groß werden könnten, daß die Munitionsversorgung der sonst noch kampffähigen Batterie leiden könnte, ist nicht zu erwarten. Auch bei den Munitionswagen spielt das Gewicht eine wesentliche Rolle. Jeder Schutz hieran bringt eine Gewichtsvermehrung, die meist durch Mindertransport an Munition wieder ausgeglichen werden muß. Die deutschen Munitionswagen mit ihrem verhältnismäßig geringen Gewicht könnten nötigenfalls noch eine Gewichtsvermehrung durch leichte Schutzsilde vertragen. Als solche könnten ein Schild an der Achse, beim Fahren hochgeklappt und ein Schild oben zum Hochstellen in Frage kommen.

Als Ergebnis dieser Betrachtungen läßt sich zusammenfassend nun ableiten:

1. Die Annahme wirklich deckender Schutzsilde bei der Feldartillerie einer europäischen Großmacht zwingt bei ungefähr gleicher Leistungsfähigkeit der Artillerien auch die anderen Großmächte dazu, sich einen gleichen Schutz zu verschaffen.

2. Die Überlegenheit der französischen Feldartillerie mit Schutzsilden ist nicht eine solche, daß sie zu sofortiger Einführung eines ähnlichen Schutzes drängt.

3. Der Schutz kann im Interesse der Wirkung nur in einem Schilde bestehen, der den Raum zwischen den Rädern bis höchstens Mannshöhe ausfüllt, möglichst weit nach hinten liegt und gegen Schrapnellkugeln und Sprengstücke deckt. Eine Stärke von 3 bis 4 mm genügt. Ihre Anwendung erlaubt noch die Beibehaltung des jetzigen Gewichts des Geschützes.

4. Die Schutzsilde verlangen bei dem heutigen Stand der Technik ein Rohrrücklauf-Geschütz.

5. Die technische Ausführung des an sich zweckmäßigen Gedankens des Rohrrücklaufs verlangt vor Einführung noch eingehende Prüfung durch Truppenversuche.

6. Die Munitionswagen müssen auch leichte Schutzsilde erhalten.

Auf das deutsche Feldartillerie-Material angewendet, würde für den Fall einer Änderung nach günstigem Ausfall der Versuche die Annahme einer als brauchbar befundenen Rohrrücklauf-Lafette mit Schutzsilden unter Beibehalt des Rohres und seiner Munition und Ausnutzung aller sonstigen

Fortschritte der Technik ein Feldgeschütz ergeben, das zwar nicht alle Fortschritte der Technik aufwies, das aber nach Leistung und Beweglichkeit durchaus zeitgemäß wäre. Die Annahme der Schutzhilde bei Kanonen bringt auch die für Feldhaubitzen mit sich. Die etwas anderen Bedingungen des Lafettenbaues, der Verwendung und des Schießens verschieben zwar die Grundlagen hier etwas. Doch ist die Anbringung auch hier möglich.

Für einen kurzen Blick auf die Folgen einer solchen Neubewaffnung seien nur zwei Hauptpunkte hervorgehoben: Die mögliche Bekämpfung durch Geschütze mit kleinen Seelenweiten und die Organisation.

Bei der ersteren Frage kann es sich nicht um Veränderungen von wenigen Millimetern handeln. Ob ein Geschütz von 7,3 oder 7,7 cm in der Gesamtleistung ein besseres Ergebnis erzielt, hängt von dem Zusammenwirken einer Reihe von technischen Einzelheiten ab, die im einzelnen in der Konstruktion abgeschlossen meist erst bei dem Zusammenwirken auf ihren vollen Wert erkannt werden können. Erhebliche Herabsetzungen der Seelenweite auf 6 cm oder darunter bringen aber auch eine Herabsetzung der Leistung des Einzelschusses mit sich. Da die Feuergeschwindigkeit innerhalb der hier in Betracht kommenden Grenzen von der Seelenweite unabhängig ist, läßt sich die Verminderung der Wirkung nicht durch die größere Zahl der Schüsse wieder ausgleichen. Im besondern wird die Wirkung des Schrapnells herabgesetzt, die gegen ungeschützte Ziele, wie Infanterie und Kavallerie, von größter Bedeutung ist. Ein Geschöß ohne Tiefenwirkung, das ein genaues Einschließen erfordert, kann auch bei guter Granatwirkung nicht das Schrapnell ersetzen. Auch gegen die durch Schutzhilde geschützten Batterien bietet das Schrapnell noch Aussicht auf Erfolg. Bei einem Schutz, der jede Wirkung des Schrapnells ausschloße, würde die Wirkung des größeren Geschützes die des kleineren erheblich übertreffen. Eine größere Wahrscheinlichkeit des Treffens ist mit der kleineren Seelenweite auf den Entfernungen des Artilleriekampfes nicht verbunden; also auch dann ist das größere Geschütz wirksamer. Der bei kleinerer Seelenweite mitzuführende größere Munitionsvorrat ist nicht von der großen ihm zugesprochenen Bedeutung, da für Erzielen der gleichen Wirkung wie mit dem größeren Geschütz auch ein größerer Munitionsvorrat notwendig ist.

Der Kampf des größeren aber leichter gepanzerten Geschützes mit einem kleineren aber schwerer gepanzerten Geschütz wird sich unter sonst gleichen Umständen günstiger für das größere gestalten.

Für die Organisation der Feldartillerie wird mit der Annahme des Rohrrücklauf-Systems erneut die Frage der Gliederung der Batterien zu vier oder sechs Geschützen aufgeworfen.

Man kann nicht bestreiten, daß eine kleinere Batterie leichter und sicherer im Gelände zu führen ist als eine größere. Leider wird die Batterie zu vier Rohrrücklauf-Geschützen nicht kleiner wie die bisherige, wenn man eine Vermehrung der Munitionswagen, die unmittelbar bei der Batterie notwendig

sind, zugleich damit befürwortet. Eine solche Vermehrung der Wagen müßte dann allerdings auch bei der Batterie zu sechs Geschützen eintreten. Es ließe sich aber ohne Änderung der jetzigen Organisation und Gliederung auch die Staffel der Batterie, die jetzt hinter der Abteilung folgt und der Feuerstellung bis 300 m fernbleibt, bis in die Feuerstellung führen und damit jedem Geschütz ein Munitionswagen zuteilen.

Im ungünstigsten Fall könnte sich durch das Heranziehen der Staffeln vor Verlassen einer Deckung die Feuereröffnung der Batterie um etwa $1\frac{1}{2}$ Minuten verzögern.

Das Belassen der Progen der Munitionswagen an diesen würde die Geschütze mit 88 Schuß in der Stellung versehen. Gelingt es durch prognenartige Einrichtungen das Angespann der Pferde zu bewirken, so würde sich das Loslösen der Pferde wohl ebenso schnell vollziehen lassen wie das jetzige Abprogen. Damit ließe sich auch bei Batterien zu sechs Geschützen eine Munitionsrate in der Feuerstellung schaffen, die zwar hinter der französischen von 108 pro Geschütz absolut zurücksteht, in Anbetracht des Schießverfahrens würde es aber eine relativ höhere sein.

Man kann weiter zugeben, daß eine Batterie zu vier Rohrrücklaufgeschützen in ihrer Leistung einer Batterie zu sechs bisherigen Geschützen gleichkommt. Man gewinnt dann also bei Beibehalt von sechs Geschützen einen erheblichen Zuwachs an Feuerkraft der einzelnen Batterie.

In dem höheren Verband kommt es aber nicht auf die Zahl der Batterien, sondern auf die Zahl der Geschütze an. Das Streben nach höchster Ausnutzung der Feuergeschwindigkeit der neuen Geschütze führt dazu, in entscheidenden Zeiten ein geschützweises Schnellfeuer loszulassen. Dann gibt die absolute Geschützzahl den Ausschlag und nicht mehr deren Gliederung in Batterien zu vier oder sechs Geschützen. Glaubt man also die Zahl der jetzigen Batterien zu sechs Geschützen dem Raum nach unterbringen zu können in Marschkolonne und in der Schlachtordnung, so würde es ein freiwilliger Verzicht nicht nur auf einen Zuwachs an Feuerkraft sein, wenn man die Geschützzahl in den höheren Truppenverbänden erheblich verringerte, sondern geradezu ein Verzicht auf zur Feuerüberlegenheit notwendige Mittel. Oft werden für die Unmöglichkeit, die Artillerie noch innerhalb zulässiger Gefechtsausdehnungen unterzubringen die Schlachten von 1870/71 als Beweismittel angeführt. Die Feldartillerie hat aber in den 30 Jahren in der Verwendung in Massen doch erhebliche Fortschritte gemacht. Das feste Zusammenhalten in Regimentern und Abteilungen, das Streben nach Deckung im Gelände und schließlich die Vervollkommnung der Nichtmittel für ein Schießen gegen verdeckte Ziele in Verbindung mit der Ausbildung hierin, läßt heute die Feldartillerie ohne Nachteil für ihre Wirkung Stellungen einnehmen, die sich 1870 als unmöglich erwiesen. Die Ereignisse von 1870 lassen sich also im allgemeinen hierfür nicht als Beweis verwenden. Das Zahlen-

verhältnis der Geschütze zu den Gewehren hat sich stetig vergrößert. Die Fortschritte in Bewaffnung und Verwendung der Artillerie gestatteten die Vermehrung, ohne daß sie ein Ballast wurde. Die veränderte Art der Waffe rechtfertigt auch eine Verschiebung der Zahl entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit und Bedeutung.

Die Steigerung der Feuerkraft des Gewehrs hat noch niemals den Gedanken gezeitigt, nun die Zahl der Gewehre innerhalb des Verbandes herabzusetzen. Wenn nun die Artillerie im Verhältnis zur Infanterie auch eine Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit erfährt, ohne auf die Verwendung der Infanterie einen nachteiligen Einfluß auszuüben, so wird die Infanterie und die höhere Führung den Gewinn annehmen, nicht aber freiwillig darauf verzichten.

Die Gliederung der bisherigen Geschützanzahl des Armeekorps in Batterien zu vier Geschützen würde allerdings die beste Organisation sein. Solange aber noch Geldmittel für Zwecke der allgemeinen Heeresorganisation, für dringend notwendig erachtete Truppen und Kommandobehörden und bei der Feldartillerie selbst für Bespannungen nicht in dem erforderlichen Maß verwendet werden können, solange kann die Artillerie auch mit der Gliederung der Batterie zu sechs Geschützen sich begnügen.

Die Fortschritte der Technik bringen es mit sich, daß auch eine Umbewaffnung mit Rohrrücklauf-Geschützen wieder nur für eine kurze Spanne Zeit die Feldartillerie mit völlig zeitgemäßen Geschützen versehen wird. Es ist nicht möglich, dauernd im Besitz des neuesten und besten Erzeugnisses der Waffentechnik zu sein. Aber in dem Streben nach bester Ausnutzung ihrer Waffe, in dem Können des rechtzeitigen Schießens vom richtigen Platz aus kann die deutsche Feldartillerie ihren Gegnern voranstehen. Dann wird es ihr auch mit jeder Waffe gelingen, der Infanterie den Weg zu bahnen, auf dem diese auch dann noch im blutigen Ringen die Entscheidung herbeiführt. Im gemeinsamen Wirken mit der Infanterie darf die Artillerie nicht an eigene Schonung denken, sondern muß festhalten an der bisherigen Losung: Wirkung geht vor Deckung!



Die Generale der Königlich Hannoverschen Armee und ihrer Stammtruppen.

Von

B. v. Poten,

Königlich Preussischem Oberst j. D.

Nachdruck verboten.
Überlegungsrecht vorbehalten.

Weber die im Jahre 1786 zu Celle (Zelle) in 2. Auflage erschienene „Geschichte der Einrichtung sämtlicher Chur- = Braunschweig- = Lüneburgischen Truppen“ von Hauptmann v. Wiffel noch die vom Generalleutnant L. v. Sichert (111) verfaßte, durch seine Söhne, die Generalmajore A. und R. v. Sichert zu Ende geführte „Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee“ (4 Bände, Hannover 1866 bis 1871, bezw. Hannover und Leipzig 1898) geben Auskunft über den Lebensgang der einzelnen Offiziere. Wiffel nennt, unter Beifügung der Vornamen, die Chefs der Regimenter seit deren Errichtung, die übrigen Stabsoffiziere seit späterer Zeit, vollständig seit 1729, und berichtet über die Veranlassung zu ihrem Ausscheiden aus dem Dienste, mitunter auch über ihren Tod; das Sichertsche Werk bringt von Zeit zu Zeit Auszüge aus den Ranglisten bis zum Hauptmann und Rittmeister hinunter und einen Nachweis der Veränderungen im Kommando der Truppen bis zum Regimente hinab, aber ohne die Vornamen zu nennen. Es ist daher schwer — bei Sichert mehr, bei Wiffel weniger — und oft unmöglich, die Laufbahn des Einzelnen zu verfolgen; von Herkommen und Diensteantritte gibt keine der genannten Quellen Nachricht.

Diese Lücken einigermaßen auszufüllen, ist Zweck der hier vorliegenden Arbeit. Ihren Mängeln muß die Dürftigkeit der Quellen zur Entschuldigung dienen. Es waren außer den genannten Werken, welche für das erste Jahrhundert der in Betracht kommenden Zeit fast allein zur Verfügung standen, hauptsächlich die von 1738 bis 1803 und von 1817 bis 1865 alljährlich erschienenen „Staatskalender“, seit 1838 „Staatshandbücher“ (im Texte als St. H. bezeichnet) und die im Archive des Königlich Preussischen Kriegsministeriums aufbewahrten Stammrollen der einzelnen Truppenteile, sie sind dort etwa seit dem Jahre 1792 fast vollzählig vorhanden. Außer ihnen gab über die Zeit der englisch-deutschen Legion (1803 bis 1816) und über

den späteren Lebensgang ihrer Offiziere bis zum Jahre 1837 ein Anhang B zum 2. Teile der „Geschichte der Königlich Deutschen Legion“ (Hannover 1832 bis 1837) von Major N. Rudlow Beamish (B. mit hinzugefügter Seitenzahl) zuverlässige Auskunft. An sonstigen mehrfach benutzten, im Texte durch Abkürzung kenntlich gemachten Quellen sind zu nennen:

Neue genealogisch-historische Nachrichten von den vornehmsten Begebenheiten von M. R.(anft), Leipzig 1738 bis 1765 (Manft, mit näherer Bezeichnung);

Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München, Leipzig 1875 bis 1902 (A. D. B. mit Angabe von Band und Seitenzahl);

Neuer Nekrolog der Deutschen, Ilmenau und Weimar, 1823 bis 1852 (N. Nekr., mit Angabe des Bandes);

B. Jacobi, Hannovers Teilnahme an der deutschen Erhebung 1813, Hannover 1863 (Jacobi, mit Angabe der Seitenzahl);

B. Hülfemann, Geschichte des Königl. Hann. 4. Infanterieregiments, Hannover 1863 (Hülfemann, mit Angabe der Seitenzahl);

H. Dehnel, Erinnerungen deutscher Offiziere aus den Kriegsjahren 1805 bis 1816, Hannover 1864 (Dehnel, mit Angabe der Seitenzahl);

B. v. L.(insingen)-G.(estorf), Aus Hannovers militärischer Vergangenheit, Hannover 1880 (B. v. L.-G., mit Angabe der Seitenzahl);

v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Berlin (v. Löbell, mit Angabe der Jahreszahl);

Militär-Wochenblatt, Berlin (Mil. Wochenbl. mit Angabe von Jahrgang und Nummer).

Die übrigen benutzten Quellen sind an den betreffenden Stellen nachgewiesen, außerdem wurden vielfach Nachrichten von den Familien sowie von Behörden erbeten und bereitwilligst erteilt.

Auf Grundlage dieser Hilfsmittel ist versucht, den Lebensgang und die soldatische Laufbahn aller derjenigen Offiziere zu skizzieren, welche in den Stammtruppen der Königlich Hannoverschen Armee und in letzterer selbst Generalsstellungen bekleidet haben. Zu diesen Offizieren sind auch solche gerechnet, welche Posten innehatten, die der Regel nach von Generalen bekleidet wurden, obgleich sie selbst nicht zu Generalen ernannt waren.

Die Truppen, aus denen die Hannoversche Armee hervorgegangen ist, zerfallen, die letztere eingerechnet, in sechs folgendermaßen gesonderte Gruppen:

A. Gesamthaus der Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg, 1633 bis 1642, in welcher diejenigen Generale vereinigt sind, welche ernannt wurden als, durch die Verhältnisse des 30 jährigen Krieges bewogen, sämtliche welfische Herzoge ihre Truppen dem gemeinsamen Kommando des Herzogs Georg von Calenberg unterstellt hatten;

B. Herzogtum Calenberg, seit 1692 Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg (Hannover), 1642 bis 1705, mit dessen Truppen im Jahre 1679 nach dem Tode des Herzogs Johann Friedrich dessen Nachfolger Herzog Ernst August, der demnächstige erste Kurfürst, welcher seit 1662 Bischof von Osnabrück gewesen war, diejenigen verschmolz, die im

C. Bistume Osnabrück von 1662 bis 1679 vorhanden gewesen waren und zu denen, als im Jahre 1705 sein Bruder Georg Wilhelm gestorben war, diejenigen kamen, welche im

D. Herzogtume Celle von 1642 bis 1705 bestanden hatten. Damit waren die Stammtruppen vereinigt, welche fortan die Armee des

E. Kurfürstentums Braunschweig-Lüneburg (Hannover), 1705 bis 1803, bildeten. Das letztere Jahr machte ihrem Bestehen ein Ende. Sie lebte aber wieder auf als, noch bevor das Jahr zu Ende ging, in England

F. Des Königs Deutsche Legion, 1803 bis 1816, (Text: R. D. L.) errichtet wurde, aus welcher, nachdem sie ihre Aufgabe zu Ende geführt hatte, im Vereine mit den seit 1813 im Vaterlande aufgestellten Neufformationen, die Armee hervorging, welche das

G. Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg (Hannover), seit 1814 Königreich Hannover von 1813 bis 1866 unterhielt.

Für die durch die vorgesezten Zahlen gekennzeichnete Reihenfolge der Namen hat das Dienstalter als Grundlage gedient, ihr striktes Innehalten kann aber nicht in jedem Falle verbürgt werden, weil im Anfange vielfach die Quellen zur Feststellung fehlen und später nicht selten noch nach dem Ausscheiden Beförderungen erfolgten, deren Einwirkung auf die Rangordnung zweifelhaft ist. Charakterverleihungen, welchen später Erteilung von Patenten folgte, sind außer acht gelassen.

Die verschiedenartige Bezeichnung der Regimenter — zuerst durch Namen, dann durch Ziffern — beruht darauf, daß die meisten von ihnen bis zum Jahre 1783 nach den Chefs genannt wurden und dann Nummern erhielten.

Da eigentliche Kriegsorden nicht bestanden, so sind von dergleichen Auszeichnungen nur die einzelnen Offizieren der Legion verliehenen Bathorden und die Guelfenorden (im Texte Bath. bezw. G.) verzeichnet worden, die in den ersten 10 Jahren nach der am 15. August 1815 erfolgten Stiftung ausgegeben wurden, weil in dieser Zeit mehrfach Offiziere, die den Orden nicht erhalten hatten, von dem ihnen statutenmäßig zustehenden Rechte Gebrauch machten, die Verleihung auf Grund hervorragender Leistungen selbst herbeizuführen, und weil der Lage der Dinge nach anzunehmen ist, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der in diesen Jahren zuerkannte Orden kriegerisches Verdienst belohnt hat.

Für die Schreibweise der Namen und die Beifügung von Adels Titeln sind die in den betreffenden amtlichen Veröffentlichungen angewendeten maßgebend gewesen; sie stehen mit den jetzt geltenden nicht überall im Einklange.

Die Teilnahme an Feldzügen konnte vollständig und zuverlässig erst seit dem 19. Jahrhundert nachgewiesen werden, die aufgenommenen früheren Angaben erheben diesen Anspruch nicht. Ebenso ist es mit den Nachrichten über Kriegsgefangenschaft und Verwundungen; von letzteren sind allgemein nur die als „schwere“ gekennzeichneten berücksichtigt. Die Teilnahme an Kriegen ist durch nachstehende Abkürzungen angedeutet:

| | | |
|----------|---|---|
| G. | = | Gibraltar, 1775 bis 1784, |
| M. | = | Mitteländisches Meer, 1807 bis 1814, |
| N. D. | = | Nördliches Deutschland, 1813 bis 1814, |
| N. | = | Niederlande, 1815, |
| N. u. W. | = | Niederlande und Waterloo, 1815, |
| D. | = | Dstsee, 1807, |
| D. G. | = | Österreichischer Erbfolgekrieg, 1743 bis 1748, |
| D. J. | = | Dstindien, 1781 bis 1792, |
| P. | = | Pyrenäische Halbinsel, 1808 bis 1813, |
| R. | = | Revolutionkrieg in den Niederlanden, 1793 bis 1795, |
| S. R. | = | Siebenjähriger Krieg, 1757 bis 1763, |
| S. F. | = | Südliches Frankreich, 1814, |
| Schl.-H. | = | Schleswig-Holstein, 1848 bzw. 1849, |
| Th. | = | Thüringen, 1866. |

Die am Schlusse abgedruckte Namenliste wird das Auffinden der einzelnen Persönlichkeiten erleichtern.

Bevor wir an die Aufzählung der den obengenannten Gruppen angehörigen Offiziere herantreten, müssen einige Fürsten aus dem Welfenhause genannt werden, die, ohne daß ihnen Generalspatente ausgemittelt wären, in höheren Kommandostellen an Kriegen teilgenommen haben, und zwar zuerst der als „Georg von Calenberg“ schon genannte.

1. Georg Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (Vater von 2 und 3), geb. 15. 2. 1582 zu Herzberg, gest. 2. 4. 1641 zu Hildesheim, auf welchen der Ursprung der späteren hannoverschen Armee zurückzuführen ist, weil von ihm errichtete Truppen die ersten nach Friedensschlusse im Dienste verbliebenen waren. (F. v. der Decken: Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, 4 Teile, Hannover 1833/34.)

2. Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (Sohn von 1, Bruder von 3), geb. 16. 1. 1624 zu Herzberg, gest. 28. 8. 1705 zu Wienhausen bei Celle, erhielt 1648 die Regierung der Fürstentümer Calenberg und Göttingen, vertauschte diese und seine Residenz Hannover 1665 mit der der celleschen Landesteile und dem Sitze zu Celle, kommandierte 1675/76 im Elsaß, an der Mosel und am Rhein gegen die Franzosen sowie hinterher im Bremischen gegen die Schweden, (F. v. der Decken: Feld-

züge des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, Hannover 1838; Heimbürger: Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Celle 1852).

3. Ernst August, der erste Kurfürst von Hannover, (seit 1692), (Sohn von 1, Vater von 4 und 5, Bruder von 2), geb. 20. 11. 1629 zu Herzberg, gest. 23. 1. 1698 zu Herrenhausen, von 1662 bis 1679 Bischof von Osnabrück, dann Herzog von Calenberg-Hannover; 1673 bis 1675 sowie 1688 und 1689 im Felde im Elsaß, an der Mosel und am Rhein persönlich tätig.

4. Georg Ludwig, Erb- später Kurprinz, demnächst Kurfürst und zuletzt König Georg I. von England, (Sohn von 3, Vater von 6, Bruder von 5), geb. 1. 5. 1660 zu Hannover, gest. 22. 6. 1727 zu Osnabrück, welcher 1685 in Ungarn gegen die Türken, von 1689 bis 1693 am Rhein und in Brabant sowie 1708/9 ebenda gegen die Franzosen focht.

5. Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, (Sohn von 3, Bruder von 4), geb. 17. 9. 1674, gest. 14. 8. 1728, von König Georg I. zum Herzog von York ernannt, 1715 zum Bischof von Osnabrück erwählt; erschien zuerst (als Generalmajor bezeichnet) im Jahre 1702 im Felde und nahm später ohne hervorzutreten unter Marlborough am Kriege teil.

6. Georg II. (Sohn von 4, Vater von 7), geb. 30. 10. 1683 zu Hannover, gest. 25. 10. 1760 zu Kensington, der Sieger in der Schlacht bei Dettingen am 27. 6. 1743.

7. Wilhelm August, Herzog von Cumberland (Sohn von 6), geb. 25. 4. 1721 (a. St.) zu London, bei Dettingen verwundet, am 11. 5. 1745 bei Fontenoy von Moritz von Sachsen geschlagen, dann siegreich gegen den Prätendenten Karl Eduard, den er bei Falkirk und bei Culloden schlug, am 2. 7. 1747 wieder unglücklich gegen Moritz bei Laffeld, bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges mit dem Oberbefehle des gegen Frankreich aufgestellten Heeres betraut, am 26. 7. 1757 bei Hastenbeck geschlagen und darauf wegen Abchlusses der Kapitulation von Zeven am 10. Sept. aller seiner militärischen Würden entkleidet, am 31. 10. 1765 zu London gestorben. (M. Campbell Maclachlan: W. A. Duke of Cumberland, London 1876.)

Die übrigen hier zu nennenden Glieder des Welfenhauses erhielten Patente und sind ihrem Dienstalter entsprechend eingereiht.

A. Gesamthaus der Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg. 1633 bis 1642.

8. Uslar, Thilo Albrecht v., geb. 13. 12. 1586 zu Waale bei Göttingen, ein versuchter Kriegsmann, welcher seit 1604 vielen Herren, zuletzt dem Landgrafen von Hessen-Cassel, gedient und zahlreiche Feldzüge mitgemacht hatte, stand, als im Jahre 1634 die Truppen sämtlicher Herzoge vereinigt wurden, im Dienste des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der ihn 1633 als kommandierenden General seiner Truppen berief

und ihm gleichzeitig ein Infanterie- und ein Kavallerieregiment gab. Herzog Georg von Calenberg ernannte ihn am 5./15. 9. 1633 zum *ÖR.* und zum Chef seines Leib-Kav. Regts. Uslar wurde aber schon am 4./14. 10. 1634 bei der Belagerung von Minden durch eine Falkenettugel getötet. (E. Frhr. v. Uslar-Gleichen, Beiträge zur Geschichte der Frhrn. v. U.-G., Hannover 1888, S. 251.) An seine Stelle trat

9. Ring, bisher *GM.* in schwedischen Diensten, welcher 1635, als Herzog Georg dem Prager Frieden beitrug und am 29. 7. 1635 das schwedische Generalat niederlegte, in den Dienst der letzteren Macht zurückkehrte.

10. Winkel, aus dem, erhielt 1636 als *GM.* das Celle'sche Leib-Regt. zu Hof und starb am 31. 3. 1639 als Kommandant auf dem Kalkberge zu Lüneburg.

11. Klizing, Hans Kaspar v., kam am 1. 5. 1639, als Herzog Georg bei seinen Verbündeten vorstellig geworden war ihm seiner Kränklichkeit wegen einen Generalleutnant beizugeben, nachdem er schon früher in der kurfürstlichen, dann in der brandenburgischen Armee gestanden hatte, die ihn als ihren ersten General betrachtet, als *ÖR.* mit einer Besoldung von monatlich 1500 Talern in die des Gesamthauses; er hatte 1641 glänzenden Anteil an den Kämpfen um Wolfenbüttel, nahm, über schlechte Behandlung seitens der Herzoge klagend, gleich nachher den Abschied, starb am 24. 6. 1644 und wurde zu Berlin beigesetzt. — A. D. B. XVI, S. 200.

12. Pitthan, Eouard de, trat 1631 als Oberst aus braunschweig-wolfenbüttelschen Diensten in die des Herzogs Georg, für welchen er ein Inf. Regt. („das weiße“) errichtete, erhielt 1641 an Klizing's (11) Stelle den Oberbefehl und kam, als die Herzoge 1642 mit dem Kaiser Frieden schlossen und die Regimenter teilten, in den Dienst des Herzogs von Celle.

B. Herzogtum Calenberg, seit 1692 Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg. 1642 bis 1705.

13. Görz, Staats v., erhielt 1646 als Oberst das rote Inf. Regt., war 1665 *GM.* und starb 1671.

14. Öffener, Georg Friedrich v., war 1665 *GM.* sowie Chef eines Kav. und eines Inf. Regts., welche beide 1679 abgedankt, aber sofort samt ihrem Chef von Herzog Georg Wilhelm von Celle übernommen wurden, aus dessen Dienste Öffener jedoch alsbald nach Hannover zurückkehrte, wo Herzog Ernst August ihn auch zum Droßt in Aerzen ernannte. Er wurde 1690 *ÖR.* und fiel an der Spitze eines Reuter-Regts., 72jährig, am 29. 7. 1693 in der Schlacht bei Neerwinden.

15. Bodewils, Heinrich v., ein Pommer, 1615 geboren, kam auf Empfehlung König Ludwigs XIV. im Jahre 1670 aus französischen Diensten in die des Herzogs Johann Friedrich, stellte für diesen eine Heeresmacht

von 15 000 Mann auf, behielt die Leitung aller militärischen Angelegenheiten auch als Herzog Ernst August, bisher Bischof von Osnabrück, 1679 seinem Bruder in der Regierung folgte und die von dort mitgebrachten Truppen mit den in Hannover vorhandenen vereinigte, und starb am 16. 7. 1696 auf einer Reise zu Hamburg. Seine kriegerische Tätigkeit im herzoglichen Dienste war nicht bedeutend, um so größer war die organisatorische. — *N. D. B. XXVI, S. 341.*

16. Flemming, Heino Heinrich (seit 1700 Graf) v., geb. 8. 5. 1632 in Hinterpommern, hatte in holländischen, kaiserlichen und brandenburgischen Diensten gestanden, als er 1676 als *GM.*, Kriegsrat und Droßt zu Osterode in hannoversche trat. In diesen hatte er 1679 das blaue *Inf. Regt.* Er ging 1682 als *GR.* in kursächsische Dienste, in denen er 1683 am Entsätze von Wien teilnahm, wurde 1687 General-Feldmarschall, kehrte 1691 nach Brandenburg zurück, spielte in den Kriegen der nächsten Jahre eine Rolle, verließ 1698 den Dienst und starb am 28. 2. 1706 zu Budow bei Berlin.

17. Rauchhaupt, Hans Christof v., Erbherr auf Drebnitz und Hohenthurm, befehligte 1648 als Major zwei Freikompanien Kavallerie, 1663 ein von den braunschweig-lüneburgischen Agnaten für den Türkenkrieg aufgestelltes *Reuter-Regt.*, erhielt während des Feldzuges das Kommando einer aus seinem eigenen, einem münsterischen und einem pfälzischen Regimente gebildeten Kavalleriebrigade, an deren Spitze er großen Ruhm erntete und wesentlich zum Siege bei Sankt Gotthard a. d. Naab am 1. 8. 1664 beitrug, ward 1684, weil er sich „obgleich sonst sehr brav, höchst ungesittet“ erwies (*Sichert I, 184*), pensioniert und stand noch 1698 auf Wartegeld.

18. Mont, du, erhielt 1682, aus spanischen Diensten kommend, als *GM.* das *Inf. Regt.* des *GM.* v. Flemming (16), wurde 1690 *GR.* und 1695 General-Feldzeugmeister, machte die Feldzüge von 1685 in Ungarn und seit 1688 den gegen Frankreich mit, kommandierte 1694 die hannoverschen Truppen auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden und starb 1697 zu Hameln.

19. Ohr, Hermann Philipp v., stand 1677 als Oberst mit einem osnabrückischen *Inf. Regt.* in Brabant im Felde, erhielt 1678 dasjenige, welches der Feldzeugmeister v. Uffeln (37) gehabt hatte, befehligte, nachdem er 1679 in den hannoverschen Dienst übernommen war, von 1685 bis 1687 in Griechenland drei von Herzog Ernst August der Republik Venedig zum Türkenkriege überlassene Infanterieregimenter, blieb, 1686 zum *GM.* befördert, als diese heimkehrten dort, nahm 1688 an der vergeblichen Belagerung von Negroponte teil, wurde 1690 Chef der neuerrichteten Fußgarde, rückte 1693 zum *GR.* auf, erhielt das *Drag. Regt.* des in der Nacht vom 1/2. 7. 1694 ermordeten Grafen Königsmard und starb im Februar 1703. — Seit Ende 1689 befand er sich bis zum Frieden von Ryswyk mehrfach auf den Schauplätzen des Krieges gegen Frankreich, wo ihn, wie schon in Griechenland, sein ränkeüchtiger Charakter, namentlich nach der Schlacht bei

Neerwinden am 29. 7. 1693, in Mißhelligkeiten mit anderen Offizieren brachte (Sichart, I. 534); zuletzt standen sämtliche Völker von Hannover, Celle und Holstein-Gottorp unter seinem Kommando. Als nach Friedensschluß sein Regiment reduziert wurde, erhielt er kein anderes, blieb aber im Genusse seiner Bezüge.

20. Sommerfeld, Karl Christian v. (Vater von 93), geb. 15. 10. 1650, kam 1679 als Oberstlt. aus dem osnabrückischen in den hannoverschen Dienst, kommandierte 1685 in Ungarn das Inf. Regt. v. Köbbing, dessen Chef er 1687 wurde, ward 1690 GM., 1695 GL., war 1705 General-Feldzeugmeister und starb 15. 10. 1711 zu Hameln. — Er befehligte 1693 die auf dem Kriegsschauplatze in Ungarn befindlichen braunschweig-lüneburgischen Truppen, mit denen er an dem mißlungenen Sturme auf Belgrad teilnahm, befand sich in gleicher Stellung 1694 am Rhein, 1695 bis 1697 sowie 1702 bis 1704 in den Niederlanden, wo er am 23. 11. 1702 beim Sturme auf Rüttich verwundet wurde, und ward am 2. 4. 1704 wegen Mißhelligkeiten mit dem General v. Bülow (23) abberufen.

21. Busche, Johann v. dem, geb. 27. 9. 1642 zu Jppenburg bei Osnabrück, kam mit dem Herzoge Ernst August aus Osnabrück, wo er 1676 als Oberstlt. in der Leibgarde-Komp. genannt wird, nach Hannover, befehligte dort seit 1680 die Leibgarde als Oberst, wurde 1690 GM. und fiel an ihrer Spitze am 29. 7. 1693 in der Schlacht bei Neerwinden.

22. Voigt, v., war 1677 Oberst im osnabrückischen Kav. Regt. v. Offen, erhielt 1686 das Regt. des verstorbenen Obersten v. Gordon, an dessen Spitze er 1690 als Brigadier nach Brabant zu Felde zog, wurde 1693 GM., war 1705 GL. und starb 1715.

23. Bülow, Runo Josua (seit 16. 12. 1705 Frhr.) v., war 1688 Major und Generaladjutant, wurde 1688 Oberst und Chef eines Drag. Regts., wogegen er seine Schloß-Komp. abgab, war 1696 GM., 1705 GL., wurde 1707 General d. Kav., 1728 General-Feldmarschall; erhielt 1712 auch die Fußgarde und starb 2. 7. 1733. — Trat zuerst in der Schlacht von Neerwinden am 29. 7. 1693 durch geschickte Leitung eines Fußgefechtes hervor, befehligte 1702 die Kavallerie unter General v. Sommerfeld (20), bereitete 1703 durch die Einschließung von Bonn die Einnahme der Stadt vor, befehligte 1704 das für England gestellte Hilfskorps, bewährte sich am 13. 8. 1704 in der Schlacht bei Höchstädt als tüchtiger Reiterführer, trat am 2. 4. 1704 an Sommerfelds Stelle an die Spitze des England überlassenen Hilfskorps, behielt dies Kommando bis 1712 das Verhältnis gelöst wurde, rückte dann mit den Truppen zur Reichsarmee an den Rhein, lehrte Ende 1713 mit ihnen in die Heimat zurück, führte 1719 ein Reichs-Ereutionskorps nach Mecklenburg und wurde hier am 6. März von dem, später in preussischen Diensten am 6. 5. 1757 bei Prag gefallenen General v. Schwerin geschlagen. Wird als hochfahrend und unverträglich geschildert, soll die Schuld am Zerwürfnisse mit Sommerfeld getragen haben, aber durch Hofgunst gehalten sein.

24. Bitry, de, war 1673 Oberst und Chef einer selbständigen Compagnie von 200 Mann, erhielt, als 1679 die osnabrückischen mit den hannoverschen Truppen verschmolzen wurden, ein neu errichtetes Drag. Regt. wurde 1690 Brigadier, gehörte 1692 mit seinem und einem ihm daneben unterstellten, der erlittenen Verluste wegen bald nachher aufgelösten Inf. Regt. zu einem von den Herzogen von Hannover und von Celle dem Kaiser für den Türkenkrieg überlassenen Korps und trat 1694, auf Grund eines von seinem Kriegsherrn behufs Erlangung der Kurwürde mit dem Kaiser abgeschlossenen Traktates, mit 2000 Mann in des letzteren Dienste. Sein Regiment wurde im Jahre 1700 aufgelöst.

25. Saint-Pol des Estangs, de, ging 1685 als Oberstlt. im Inf. Regt. du Mont nach Ungarn, erhielt 1686 das Inf. Regt. du Marteau, wurde 1694 Brigadier, nach dem Frieden von Ryswyk als G.M. Kommandant von Hameln und starb dort an den am 23. 5. 1706 in der Schlacht bei Ramillies erhaltenen Wunden. — Führte im April 1701 2000 Mann, von den Herzogen von Hannover und von Celle den Generalstaaten überlassene Hilfsstruppen nach den Niederlanden und befehligte diese dann im Spanischen Erbfolgekriege.

26. Montigny, Johann Karl v., kam 1679 aus dem osnabrückischen in den hannoverschen Dienst, in welchem er zunächst auf Wartegeld stand, errichtete 1682 das Reuter-Regt. Prinz Georg Ludwig, in dem er Oberst und Chef der Leib-Komp. wurde, erhielt 1686 das Reuter-Regt. Raugraf zur Pfalz, nahm mit diesem von 1689 bis 1697 an den Feldzügen gegen Frankreich teil, wurde im Juni 1694 Brigadier und nach Friedensschluß, als sein Regiment reduziert wurde, von neuem auf Wartegeld gesetzt.

27. Weyhe, Christian Ludwig v., war 1685 Oberstlt. in der Leibgarde, wurde 4. 9. 1688 Generaladjutant der Kavallerie, 1693 an Busche's (21) Stelle Chef der Leibgarde, war 1698 G.M., 1705 G.L. und starb 1708, nachdem er im vorhergehenden Jahre den Kurfürsten Georg Ludwig in das Feld begleitet hatte.

28. Sayn und Wittgenstein, Karl Ludwig Graf zu, gehörte seit 1689 während der Kämpfe gegen Frankreich dem Hauptquartiere des Kurprinzen Georg Ludwig als Generaladjutant und Hofmarschall an, führte 1693 ein Inf. Regt. zum Türkenkriege nach Ungarn und starb im August 1699 als G.M. und Kommandant zu Gimbed.

29. Herleville, d', war 1685 Kapitän im Inf. Regt. Prinz Maximilian Wilhelm, erhielt 1689 ein eigenes Regiment, wurde 1696 Brigadier, nach Friedensschlusse Kommandant von Hannover, war 1702 G.M. und schied 1705 mit dem Charakter als G.L. aus. — War 1702/3 in den Niederlanden unter Sommersfeld (20) G.M. der Infanterie und zeichnete sich hervorragend am 13. 8. 1704 in der Schlacht bei Höchstädt aus, wo der französische General Blansac mit 27 Bataillonen und 12 Schwadronen sich ihm ergab.

30. *Novelles, Graf v.*, war 1687 Oberstlt. im Reuter-Regt. v. Voigt, erhielt 1691 ein neu errichtetes Regiment, mit welchem er 1692 unter dem General-Feldzeugmeister Marquis v. Boisboudin (47) nach Ungarn marschierte, führte es 1695 nach den Niederlanden und fiel als *GM.* am 13. 8. 1704 in der Schlacht bei Höchstädt. — War 1702/3 unter General v. Sommerfeld (20) in den Niederlanden Brigadier der Kavallerie.

31. *Amstenradt, v.*, war 1676 Kapitän im blauen Regimente, kam 1686 als Major zum Regt. du Moulin, stand mit diesem seit 1690 in Brabant im Felde, wurde 1694 Oberst, nach der Heimkehr Chef des Regiments und Kommandant zu Wiedenbrück und nahm 1704 als Brigadier seine Entlassung. — War am 29. 7. 1693 in der Schlacht bei Neerwinden verwundet in Gefangenschaft geraten und hatte sich am 27. 7. 1695 beim Sturme auf Namur hervorgetan.

32. *Hülßen von Treuenfels*, scheint 1679 aus dem osnabrückischen Dienste als Kapitän nach Hannover gekommen zu sein, marschierte 1685 als Major im Inf. Regt. v. Köbbing und 1692 als Oberstlt. im Inf. Regt. v. Sommerfeld nach Ungarn in den Türkenkrieg, erhielt das Regiment des in der Schlacht bei Neerwinden am 29. 7. 1693 gefallenen Obersten v. Gordon, 1694 das des abgegangenen Obersten Grafen Löwenhaupt, wurde 1697 Kommandant zu Münden, war im Spanischen Erbfolgekriege Brigadier und ging 1705 in Pension.

33. *Schulenburg, Alexander* (seit 4. 12. 1713 *Frhr. v. der*), geb. 24. 9. 1662 zu Altenhausen bei Neuhalbensleben im Magdeburgischen, nahm als Freiwilliger von 1683 bis 1685 am Türkenkriege teil, trat nach Rückkehr der Truppen in das Land in den hannoverschen Dienst, rückte 1690 als Rittm. im Reuter-Regt. Erbprinz nach Brabant in das Feld, war dort 1692 Major in der Leibgarde, erhielt nach der Schlacht von Neerwinden (29. 7. 1693) als Oberst das Regt. des *GM. v. Dhr* (19), kam, als dieses nach dem Friedensschlusse von Ryswyk aufgelöst wurde, wieder zur Leibgarde, übernahm dann als *GM.* das Regiment des in der Schlacht von Höchstädt am 13. 8. 1704 gefallenen Grafen *Novelles* (30), wurde 1709 *GL.*, trat 1729 mit einer Pension von 2000 Talern in den Ruhestand und starb am 13. 1. 1753 zu Celle. — Befehligte im Spanischen Erbfolgekriege die Kavallerie, zuerst unter Saint-Pol (25) und seit 1705 unter Bülow (23), mit dem er wenig übereinstimmte, und diente unter diesem auch 1719 in Mecklenburg. — Danneil, Geschichte des Geschlechts v. der S., Salzwedel 1847, II. 560.

34. *Bothmer, Friedrich Johann* (seit 4. 11. 1713 *Graf*) v., geb. 11. 7. 1658 zu Bothmer an der Leine, war 1689 als Oberstlt. Chef eines in diesem Jahre errichteten celleschen Drag. Regts., 1693 Oberst, 1704 Brigadier, 1705 *GM.*, starb 9. 3. 1729 zu Kopenhagen als *GL.* und *Ambassadeur*. — Befehligte 1704 das cellesche Reichskontingent an der Donau, wurde am 13. August 1704 in der Schlacht bei Höchstädt verwundet.

35. Benz, v., war 1688 Rittm. im hannoverschen Reuter-Regt. v. Breidenbach, ging 1693 als Major im Regt. v. Voigt nach den Niederlanden, erhielt 1701 ein eigenes Regiment, erscheint 1702 im Spanischen Erbfolgekriege als Brigadier von der Kavallerie, wurde 1709 GM. und starb 1722.

36. Hammerstein, Alexander v., aus dem Hause Equorb, geb. 1660 zu Ohfen bei Hameln, war 1686 Generaladjutant bei den celleschen Truppen in Ungarn, erscheint 1693 in gleicher Stellung bei den hannoverschen Truppen in den Niederlanden, schückte dort in der Schlacht bei Neerwinden am 29. 7. 1693 den Kurprinzen (König Georg I.), dem er sein Pferd gab, vor der Gefangenschaft, wurde 1699 Oberst, 1704 Brigadier, 1705 GM., nahm am Spanischen Erbfolgekriege teil und starb 25. 8. 1720 zu Hannover. — Geschichte der v. Hammersteinschen Familie, Hannover 1856 [als Manuskript gedruckt].

C. Bistum Osnabrück.

1662 bis 1679.

Als im Jahre 1662 in Gemäßheit der Bestimmungen des westfälischen Friedens Herzog Ernst August, der spätere Kurfürst von Hannover, Bischof von Osnabrück geworden war, stand an der Spitze seiner Truppen als Feldzeugmeister

37. Uffeln, Johann Georg Frhr. v., in Hessen geboren, welcher 1676 den Dienst verließ und Kommandant von Hamburg wurde, nachdem der Herzog an jene Stelle den aus spanischen Diensten kommenden, bei der Belagerung von Trier ihm bekannt gewordenen Marquis Louvigny (38) berufen hatte. Er trat am 7. 8. 1679 als Kommandant in den Dienst der Stadt Hamburg, bezog als solcher ein Gehalt von 2800 Talern und starb dort am 14. 8. 1690 in einem Alter von 71 Jahren.

38. Louvigny, Johann Karl Marquis v. L. und Randos, trat bald als Gouverneur von Messina in das spanische Heer zurück und starb als Feldmarschall. Ihn ersetzte

39. Dffen, v., welcher 1673 Oberst und Chef eines Kav. Regts. war, an dessen Stelle er 1677 als GM. das Leibregiment erhielt. Er kam 1679 mit dem Herzoge nach Hannover, wurde 1690 GL. und starb 1692.

D. Herzogtum Celle.

1642 bis 1705.

40. Waldeck, Josias Graf v., geb. 31. 7. 1636, kam 1665 aus kaiserlichen Diensten in die des Herzogs Georg Wilhelm, führte 1668 3000 Mann im Solde der Republik Venedig nach Kandia (Kreta) und starb am 29. 7. 1669 an den bei der Verteidigung der Festung Kandia erhaltenen Wunden. — A. D. V., XL. 667.

41. Chauvet, Jeremias v., als Sohn eines Handwerkers zu Pfalz-
burg geboren, trat, nachdem er sich im Dienste Portugals und Frankreichs
einen Namen gemacht hatte, 1670 als Oberst und Chef eines Reiter-Regts.
in den celleschen, wird 1674 als GM. bezeichnet, wurde 26. 8. 1675 G.
und Geheimer Kriegsrat, woneben ihm ein Einfluß auf sämtliche Truppen
zugestanden ward, rückte 1685 zum General-Feldmarschall auf, befehligte 1690
ein im Dienste der Generalstaaten stehendes Korps am Mittelrhein, ging 1692,
weil er einige von Herzog Georg Wilhelm getroffene Anordnungen nicht
billigte und mit dem Minister v. Bernstorff zerfallen war, in das kursächsische
Heer, mit welchem er 1693 am Rhein-Feldzuge teilnahm, aus dem er aber
im Dezember desselben Jahres wieder ausschied, kehrte nach Celle zurück und
starb dort, vom Herzoge mit einer Pension begnadigt, am 13. 8. 1699. —
Er hatte sich am 4. 10. 1674 (n. St.) in der Schlacht von Ensisheim als
Reiterführer ausgezeichnet, am 11. 8. 1675 die Besatzung von Trier an der
Mitwirkung bei der Schlacht an der Conzer Brücke abgehalten, 1677 die
celleschen Hilfstruppen in den Niederlanden, 1685 und vielleicht auch 1683/84
im Türkenkriege in Ungarn und 1690 am Rhein befehligt.

42. Ende, Rudolf v., war 1674 Chef des Leib-Regts. (Infanterie),
mit dem er am 11. 8. 1675 in der Schlacht an der Conzer Brücke focht,
befehligte 1677/78 die dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg
nach Pommern gegen die Schweden gestellten Hilfstruppen und starb 1683.

43. Malortie, Jaques v., geb. 6. 1. 1648 in Frankreich, kam 1659
mit seinen Eltern nach Celle, wurde 1668 Kapitän, ging als solcher im
Inf. Regt. des Obersten v. Rasfeldt, 1668 unter Waldeck (40), nach
Randia, war 1670 in dem von dort zurückkehrenden Regimente v. Molleffon Major,
wurde 1674 Oberst, erhielt 1675 als GM. das Inf. Regt. des Obersten Joquet,
mit welchem er 1678 unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Branden-
burg auf Rügen landete, und starb 13. 3. 1684 als Kommandant zu Har-
burg. — E. v. Malortie, Historische Nachrichten der Familie v. M.,
Leipzig 1872.

44. Harthausen, Arnold Ludwig v., war 1648, als Herzog Georg
Wilhelm die Regierung zu Hannover antrat, welche er 1665 mit der zu
Celle vertauschte, Oberstallmeister und Chef der Leibgarde zu Roß (Trabanten),
wurde in letzterem Jahre, als diese Truppe den Stamm des in Celle neu-
errichteten Leib-Regts. bildete, dessen Chef und 1677 GM., nahm 1679
seine Entlassung und starb am 15. 3. 1690 als Droßt zu Ahlden an der Aller.

45. Melleville, Andreas, ein Schotte, welcher eigentlich Melvill
hieß (Vater von 72), 1624 geboren, kam, nachdem er vielen Herren gebient
hatte, 1665 auf Empfehlung des Grafen Josias v. Waldeck (40) als Oberst,
Chef der Garde-Kompagnie und Kommandant nach Celle, erhielt dazu 1673
ein „ohnmondirtes“ Miliz-Regt., war 1680 GM. und starb 1706 als
Droßt zu Gifhorn. — Er wohnte 1671 der Belagerung von Braunschweig

bei, führte 1673 das genannte Regiment zum Kriege gegen Frankreich in das Feld, wo es sich in der Nacht nach der am 4. 10. 1674 (n. St.) bei Ensisheim geschlagenen Schlacht durch die den toten Feinden ausgezogenen Kleider zu einem uniformierten machte, ging 1683 seiner Blessuren wegen in Pension und schrieb in den Aufzeichnungen über sein Leben: „Ich möchte nicht wieder in dieser Welt von vorn anfangen“. — A. D. B., XXI. 303.

46. Lippe, Ferdinand Christian Graf zur L.=Detmold, erhielt 1675 das blaue Regiment, gab es 1677 ab und starb als G. im Oktober 1724.

47. Boisdavid, Anton Simon Marquis v., trat 1684 als G. und Chef des Inf. Regts. von Malortie (43) in den herzoglichen Dienst, „entschlug“ sich dessen, als 1705 die selleschen mit den hannoverschen Truppen vereinigt wurden, erhielt damals 1200 Taler jährlich „zu seinem Unterhalt“ und starb 1706 zu Celle. — Er gehörte zu den 1685 unter dem Erbprinzen Georg Ludwig zum Türkenkriege nach Ungarn gesandten Hilfstruppen, führte 1692 als General-Feldzeugmeister 6000 Mann sellesche und hannoversche Völker ebendahin, erwies sich als besonders umsichtig und tüchtig und verteidigte 1693 Raasdorf mit Erfolg gegen den dänischen Feldmarschall v. Wedel.

48. Beauregard, v., erhielt als Oberst das Reuter-Regt. des am 4. 10. 1674 (n. St.) in der Schlacht bei Ensisheim gebliebenen Oberst Feige und ging 1685 als G. mit den zum Türkenkriege ausrückenden Truppen nach Ungarn; 1690 wird sein Regiment als „vakant“ bezeichnet.

49. Lippe, Graf zur, zum Unterschiede von einem in braunschweig-wolfenbüttelschen Diensten stehenden Grafen Georg v. der Lippe als „junior“ bezeichnet, erhielt 1689 als G. ein neuerrichtetes Reuter-Regt., nahm in demselben Jahre unter dem Erbprinzen Georg Ludwig und 1690 unter Chauvet (41) an den Feldzügen am Rhein teil, wurde am 19. 9. 1691 in der Schlacht bei Leuze verwundet und wird dann nicht weiter erwähnt. Das nach ihm benannte Regiment ward 1697 aufgelöst.

50. Franke, v., erhielt 1671 ein vom Kurfürsten von Köln übernommenes Drag. Regt., nahm mit diesem 1674/75 an den Feldzügen gegen Frankreich im Elsaß und an der Mosel, 1683 am Türkenkriege in Ungarn, 1686 an dem Unternehmen gegen Hamburg und seit 1688 im Solde der Generalstaaten an den Kämpfen gegen Frankreich in den Niederlanden teil, wird in dem Bericht über die am 1. 7. 1690 geschlagene Schlacht bei Fleurus als Brigadier bezeichnet und ging 1691 ab.

51. Kettelhorst, Georg Friedrich v., wurde 1670, als das Inf. Regt. von Rasfeldt aus Randia zurückkehrte, bei diesem Kapitän, erhielt 1683 als Oberst das Regt. des G. v. Ende (42) und starb 1692 als G.

52. Carles, de, erhielt 1692 als Brigadier das Inf. Regt. des bei Meerwinden am 29. 7. 1693 gebliebenen Oberst du Four-Vibrac und starb 1706. — Wurde in der Nacht vom 21./22. 5. 1702 bei der Belagerung von Kaiserswerth schwer verwundet.

53. Motte = Chevalerie, Charles de la, geb. 1648, erhielt 1685 als Oberst ein Inf. Regt. und starb 12. 8. 1717 als GM. und Kommandant zu Lüneburg.

54. Bernstorff, Barthold Hartwig v., erhielt 1693 als Oberst das Inf. Regt. Dalberg des getheilten Regts. von Nettelhorst, rückte im April 1701 als Brigadier von der Infanterie in das Feld, befand sich beim Sturme auf den Schellenberg am 2. 7. 1704 in der Avantgarde, war 1705 GM. und wurde am 11. 7. 1708 in der Schlacht bei Dubenarde tödlich verwundet als er unter dem Herzoge von Argyle sechs Bataillone zum Angriff vorführte.

55. Ranzow, Detlev v., war 1685 Oberstlt. im Inf. Regt. von Rinstow, wurde 1691 dessen Chef, war 1705 GM., wurde 1709 G. und starb 24. 11. 1724 als Kommandant zu Stabe. — Ging im April 1701 als Brigadier von der Infanterie mit den den Generalstaaten von den Herzogen überlassenen Hilfstruppen nach den Niederlanden, focht 1702 und 1703 hier, 1704 in Bayern und seit 1705 wieder in den Niederlanden, folgte 1706 dem General de Saint-Pol (25) im Kommando der genannten Truppen und tat sich am 11. 7. 1708 in der Schlacht bei Dubenarde als Führer der Avantgarde sehr hervor.

56. Billers, de, 1685 Oberstlt. im Drag. Regt. von Franke, dessen Chef er 1691 wurde, war 1702 im Spanischen Erbfolgekriege Brigadier, wurde 28. 1. 1703 im Dorfe Gimmich an der Erft überfallen und gefangen genommen, erscheint aber bald darauf wieder im Felde, wurde 1705 GM. und starb 1708 zu Brüssel.

57. Saint-Laurent, Amaury de Farcy de, geb. 1652 zu Vitré in der Bretagne, trat 1674 als Pikener in den Dienst, machte 1685 als Fähnrich im Inf. Regt. von Rinstow den Türkenkrieg in Ungarn mit, kam dann als Kapitän zur Dragonergarde, wurde 1688 Major im Reuter-Regt. Chauvet, rückte 1701 als Brigadier von der Kavallerie mit dem den Generalstaaten überlassenen Hilfskorps in das Feld, wurde 1705 GM., 1712 G. und starb 5. 5. 1729 als Droßt zu Ebstorf bei Ülzen. — Wurde am 19. 9. 1691 im Treffen bei Leuze gefangen genommen, zeichnete sich am 23. 5. 1706 in der Schlacht bei Ramillies, wo er 18 Schwadronen führte, und am 11. 9. 1709 in der bei Malplaquet aus, wo er dem mit dem Kommando von 30 Schwadronen betrauten jungen Prinzen d'Auvergne beigegeben war, erwarb sich ein Verdienst, indem er zwischen Bülow (23) und den ihm unterstellten Generalen vermittelte, und machte unter jenem 1719 den Zug nach Mecklenburg mit. — Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande, Hannover 1791, S. 586.

58. Luc, de, war 1685 Oberstlt. im Inf. Regt. Boisdauid, welches er am 1. 8. 1693 als Oberst erhielt, war 1705 GM. und starb 1707, nachdem er im Winter 1704/5 den Schauplatz des Spanischen Erbfolgekrieges

verlassen hatte, in welchem er 1702 als Brigadier von der Infanterie in den Niederlanden und am 2. 7. 1704 beim Sturme auf den Schellenberg genannt wird.

59. Bocage, du, befand sich als Oberst und Chef der Dragonergarde in den Winterquartieren 1674/75 in Schwaben, befehligte 1697 in den Niederlanden die sämtlichen celloischen Truppen und ward 1705 als GM. mit vollem Gehalte pensioniert.

60. Courgelon, de, wurde 1705 als GM. und Chef der eine Schwadron starken Garde du Corps mit vollem Gehalte pensioniert.

61. Fréchapelle, de la Croix de, war 1685 Major im Reuter-Regt. Beauregard, erhielt 1694 das Reuter-Regt. Brennecke, war 1705 Brigadier der Kavallerie beim holländischen Hilfskorps und ging 1711 als GM. in Pension.

62. Gauvain, v., ging 1685 als Kapitän im Inf. Regt. Boisdauid nach Ungarn, erhielt 1702 als Chef das eine Bataillon des geteilten Regts. La Motte, war 1705 Brigadier der Infanterie beim englischen Hilfskorps, wurde 1709 GM., 1724 GL. und starb 1727.

E. Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg (Hannover). 1705 bis 1803.

63. Starcke, war 1688 Kapitän in dem aus Morea zurückgekehrten hannoverschen Inf. Regt. des GM. v. Ohr (19), kam mit diesem 1690 zur Fußgarde, erhielt 1698 als Oberst ein von ihm selbst errichtetes Regt., welches er 1705 auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden führte, wurde hier im nämlichen Jahre Brigadier beim holländischen Hilfskorps unter General de Saint-Pol (25) und starb 1708 am Rhein.

64. Gohr, v., ward 1676 Kapitän im hannoverschen weißen Inf. Regt., ging 1685 als Major in dem für die Republik Venedig aufgestellten Regt. Prinz Maximilian Wilhelm nach Morea, wurde nach der Rückkehr Oberstlt. im Regt. Raugraf zur Pfalz, kam 1690 als Oberst zur neuerrichteten Fußgarde (19), wurde 1693 Chef des Regts. Bremer und starb als GM. an den am 11. 9. 1709 in der Schlacht bei Malplaquet erhaltenen Wunden.

65. Klinkowström, Balthasar (seit 17. 3. 1690 v.), geb. 22. 8. 1656 in Schwedisch-Pommern, war 1689 bei der Rückkehr der hannoverschen Truppen aus Morea Kapitän im neuen Prinzenregimente, wurde 1690 Major und Chef einer zum Kriege gegen Frankreich aufgestellten Freikompanie, welche zu der durch GM. v. Ohr (19) gebildeten Fußgarde kam, war im Feldzuge des Jahres 1692 in Brabant Oberstlt. und Generaladjutant des Kurprinzen, wurde 1700 Oberst, machte 1700/1 unter König Karl XII. von Schweden den Krieg in Livland mit, erhielt 1703 das Regiment des Obersten Schlägel,

wurde 1711 GM. und starb 1719 als GL. und Kommandant von Hameln. — Befehlige seit 1707 das zur Reichsarmee gestellte Kontingent. — G. v. Klindowström, Geschichte derer v. K., Cassel 1859, S. 64.

66. Breidenbach, Georg Heinrich v., war 1688 Major im hannoverschen Drag. Regt. v. Bülow, erhielt 1705 das Leibregiment, wurde 1709 Brigadier, 1716 GM. und starb am 10. 3. 1728 als GL.

67. Coseriz, v., war 1685 Kapitän im hannoverschen Inf. Regt. du Mont, 1692 Major im Regt. v. Sommerfeld, 1896 Oberstlt. im Regt. v. Gohr, erhielt 1705 als Oberst das Regt. v. Hülßen (32), wurde 1711 Brigadier und starb 1719 als GM. zu Göttingen. — Rief im Spanischen Erbfolgekriege eine Anzahl Soldaten Zimmermannsgeräte mitzuführen, was andere Regimenter nachahmten.

68. Hitzfeld, Johann Leopold v., war 1685 Kapitän im hannoverschen Inf. Regt. v. Siegelberg, 1696 Oberst in der Fußgarde, erhielt 1706 das Regiment des Brigadiers de Carles (52), wurde 1711 selbst Brigadier, 1723 GM. und starb 1725.

69. Breuil, Jaques, du, erhielt 1702 als Oberst das eine Bataillon des getheilten celleschen Inf. Regts. La Motte (53), wurde 1714 GM. und starb 1723 zu Moskau.

70. Hahn, v., war 1685 Kapitän im celleschen Drag. Regt. v. Franke, dessen Chef er 1708 nach dem Tode des GM. v. Billers ward, wurde 1711 Brigadier und starb 1716.

71. Hardenberg, Hildebrand Christof v., geb. 1. 7. 1668, kam aus braunschweig-wolfenbüttelschen Diensten 1697 als Major zur hannoverschen Leibgarde zu Pferde, deren Kommando er 1708 erhielt, wurde 1716 GM., 1729 GL., 1735 General und starb am 4. 4. 1737. — Wolf, Geschichte des Geschlechts v. H., II. 183, Göttingen 1823.

72. Melleville, Georg Ernst v. (Sohn von 45), erhielt 1707 ein aus der Teilung des Inf. Regts. de Luc (58) hervorgegangenes Regiment, wurde 1714 Brigadier, 1723 GM., 1727 GL., 1735 General en chef und starb am 14. 1. 1742 zu Celle.

73. Welling, wurde 1715 Brigadier und der erste Chef der kombinierten Artillerie, als welcher 1734 Brückmann (115) ihm folgte.

74. Chalou gen. v. Gehlen, Moriz, 1701 Oberstlt. im Regt. v. Voigt, erhielt 1711 als Oberst das Drag. Regt. des Obersten v. Schlütter, starb 1715 als Brigadier. — Am 13. 8. 1704 in der Schlacht bei Höchstädt verwundet.

75. Belling, v., 1698 Oberst im hannoverschen Regt. d'Herleville (29), dessen Chef er 1705 wurde, starb 1719 als Brigadier.

76. Ledlenburg, v., 1696 Oberstlt. im hannoverschen Regt. du Mont, wurde 1704 Oberst und Chef des Regiments des Gen. v. Amstenradt (31) und starb 1718 als Brigadier zu Münden.

77. Reck, Otto v., erhielt 1704 als Oberst das cellesche Inf. Bat. Lozin, dessen Chef am 2. 7. desselben Jahres beim Sturme auf den Schellenberg gefallen war und welches 1705 als Regiment aufgestellt wurde, ward 1719 *GM.* und scheint 1724, als Oberst v. Wrangel (95) sein Regiment erhielt, gestorben zu sein.

78. Campe, Christian Wilhelm v., aus dem Hause Ifenbüttel, geb. 1668, trat 1687 in den Dienst, war 1698 Kapitän im hannoverschen Regt. v. Gohr, erhielt 1711 das Regt. des verstorbenen Oberst v. Hodenberg, wurde 1719 Brigadier, 1725 *GM.*, 1735 *GL.*, 1742 General en chef und starb zu Hannover am 24. 5. 1747. — J. H. Steffens, Geschichte des Geschlechts v. Campe, Celle 1783, S. 149.

79. Lucius, Bernhard Ludwig, war 1711 Oberstlt. im Inf. Regt. v. Stallmeister, erhielt 1714 das Regt. des verstorbenen Oberst v. Diepenbroick, wurde 1725 Brigadier, 1727 *GM.*, starb 22. 1. 1737 als Kommandant zu Stade.

80. Wurmb, Ludwig Heinrich v., geb. 3. 6. 1677 zu Groß-Turra in Schwarzburg-Sondershausen, Herr auf Gula bei Naumburg a. S., war 1711 Oberstlt. im Inf. Regt. v. Klindowström, erhielt 1717 das Regt. des in württembergische Dienste getretenen Oberst v. Boldewin, wurde 1725 Brigadier, 1734 *GM.*, 1737 *GL.*, 1740 pensioniert, am 29. 4. 1744 Kommandant von Hamburg mit einem Jahresgehalt von 3000 Talern und Nebeneinkünften und starb dort in dieser Stellung am 29. 12. 1762. — Sp. E.

81. Schlütter, v., erhielt 1710 das Reuter-Regt. v. Elz, 1711 das Drag. Regt. v. Fréchapelle (61), wurde 1728 *GM.* und starb 1731.

82. Hasberg, Georg Werner v., war 1689 Kapitän in dem celleschen Drag. Regt., welches 1690 der Oberstlt. v. Bothmer (34) erhielt, 1711 Oberst im Regt. v. Bülow, erhielt 1713 das Reuter-Regt. des verstorbenen Oberst v. Grote, wurde 1722 Brigadier, 1729 *GM.*, 1735 *GL.*, 1737 General, starb im Mai 1738. — Wurde am 13. 8. 1704 in der Schlacht bei Höchstädt verwundet.

83. Pontpétin, Jaques du, Bruder des Generals d'Amproux (92), 1668 in der Bretagne geboren, Page am Hofe zu Celle, 1690 Fähnrich im Inf. Regt. La Motte, wurde 1696 in die Drag. Garde versetzt, befehligte im Spanischen Erbfolgekriege das Reuter-Regt. v. Penz (35), erhielt 1715 das Drag. Regt. des Brigadiers Chalon gen. v. Gehlen (74), wurde 1728 Brigadier, 1731 *GM.*, 28. 6. 1735 *GL.*, 1741 General en chef der Kavallerie und starb am 4. 12. 1756 als Gouverneur von Stade. — Ward am 23. 5. 1706 bei Ramillies und am 11. 7. 1708 bei Dudenarde verwundet, befehligte 1733/34 die hannoverschen Truppen am Rhein, 1742 ein in englischem Solde stehendes Korps von 16 500 Mann, welches zuerst nach Brabant ging und 1743, auf 23 000 Mann verstärkt, am 27. Juni bei Dettingen focht, übergab dann das Kommando an den *GL.* v. Wendt (85) und kehrte in das Land zurück. — Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande, Hannover 1792.

84. Rhoeden, August Friedrich v., geb. 25. 7. 1668 zu Lautenthal im Harz, trat bei der Artillerie in den Dienst, machte als Korporal den Feldzug von 1685 in Ungarn mit, wurde 1687 Fähnrich im Inf. Regt. v. Nettelhorst, 1690 Leutnant, 1695 Kapitän, 1703 Major, 1706 Oberstlt., erhielt 1717 das Regiment des Obersten Knöbel, wurde am 19. 2. 1722 Brigadier, 1. 7. 1734 GM., 1741 als GL. pensioniert und starb 8. 5. 1742 als Kommandant zu Harburg. — v. Rhoeden, Geschichte des Geschlechts v. Rhoeden, Verden 1864.

85. Wendt, Franz Karl v., geb. 1675, war 1711 Oberstlt., 1714 Oberst im Reuter-Regt. Saint-Laurent (57), erhielt 1716 das Drag. Regt. v. Hahn (70), wurde 1723 Brigadier, 1732 GM., 17. 1. 1735 GL., 1740 General, trat 1743 an die Stelle des Generals du Pontpietin (83), wurde im Mai 1745 durch den General v. Jfen (98) ersetzt und starb 18. 5. 1748. — Ranft, 1748.

86. Behr, Johann Vincenz v., geb. 18. 9. 1669 zu Wustrow in Mecklenburg-Schwerin, war 1698 Kapitän im hannoverschen Inf. Regt. Saint-Pol, 1711 im Inf. Regt. Rescour, 1714 Oberstlt. in der Fußgarde, erhielt 1717 das Inf. Regt. des Obersten Niemeier, wurde 1725 Brigadier und starb als GM. am 10. 3. 1736 zu Moskau. — Sp. E.

87. Schulzen, Johann Christian v., war 1714 Oberstlt. im Reuter-Regt. v. Voigt, welches er 1715 erhielt, wurde 4. 5. 1728 Brigadier, 22. 6. 1735 GM., 1739 GL. und starb 17. 2. 1750 zu Stade über 80 Jahre alt. — Ranft, 1751.

88. Busche, Ernst August v. dem, geb. 30. 10. 1681 zu Zppenburg bei Osabrück, war 1698 Major im hannoverschen Leib-Regt. (Reuter), 1711 Oberstlt. in der Leibgarde, erhielt 1722 das Regiment des Generals v. Penz, 1733 das des GM. v. Bülow (23), wurde 1729 Brigadier, 1735 GM., 1740 GL., 1757 General und starb 20. 9. 1761. — Hatte 1707 den Kurfürsten Georg Ludwig als Generaladjutant in das Feld begleitet.

89. Wallmoden, v., wurde 1732, als das Ingenieurkorps von der Artillerie getrennt ward, dessen erster Chef und blieb es bis 1743, wo Lütlich (33) ihm folgte.

90. Schwaan, Erich Philipp v., war 1711 Kapitän im Inf. Regt. des Obersten v. Boldewin, erhielt 1718 das Inf. Regt. des Brigadiers v. Tecklenburg (76), wurde 1735 GM. und starb 2. 2. 1738.

91. Löw von Steinfurt, Lothar Franz, geb. 1671, war 1711 Oberstlt. im Reuter-Regt. Frechapelle, erhielt 1729 das Drag. Regt. des Generals Grafen Bothmer (34), wurde 1731 Brigadier und starb 12. 5. 1735 zu Cassel auf einer Reise. — Notizen über die Familie der Freiherrn von Löw, Darmstadt 1868.

92. Amproux, Louis d', Bruder des Generals du Pontpietin (83), war 1711 Oberstlt. im Inf. Regt. v. Red, erhielt 1729 das Regiment des

Generals Lucius (79), wurde 1735 Brigadier und starb am 4. 2. 1738 als Kommandant auf dem Kalkberge bei Lüneburg.

93. Sommerfeld, Georg Friedrich v. (Sohn von 20), geb. 16. 3. 1687, war 1711 Oberstlt. im Inf. Regt. Belling, wurde 1719 Oberst und Chef des Regiments des verstorbenen GM. v. Klindowström (65), 1735 Brigadier, 1738 GM., 1740 GL., 1746 General, erhielt 1749 die Fußgarde und starb am 12. 10. 1760 zu Hannover. — Stand 1742 beim Korps des Generals du Pontpétin (83), mit welchem er am 27. 6. 1743 bei Dettingen focht, 1744 bei dem des Generals v. Wendt (85) in den Niederlanden, 1745 am Rhein an der Spitze eines selbständigen Korps von 16 000 Mann, 1746 wieder in den Niederlanden, wo er nach Itens (98) Abgange Höchstkommandierender der kurfürstlichen Truppen wurde und bis zum Ende des Krieges blieb, befehligte 1755 ein nach England gesandtes Hilfskorps, war aber bei Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1757 nicht mehr felddienstfähig und so schwach, daß er die von ihm in seiner Stellung als kommandierender General der sämtlichen Truppen zu erlassenden Befehle bis zu seinem Ende mittelst eines Stempels unterzeichnete.

94. Druhtleben, Johann August v. (Oheim von 158), geb. 17. 9. 1680, kam als Kapitän aus braunschweig-wolfenbüttelschen Diensten, erhielt 1721 das Inf. Regt. des Obersten v. Leslie, wurde 1735 Brigadier, 1739 GM., 29. 1. 1742 GL. und starb 7. 8. 1748 zu Helmond in Brabant. — Führte 1743 acht Infanterieregimenter aus dem Heimatlande zum Korps des Generals du Pontpétin (83), welche aber erst nach der Schlacht von Dettingen bei diesem eintrafen. — Ranft, 1748.

95. Wrangel, Johann Georg v., war 1711 Major im Inf. Regt. v. Klindowström, 1714 Oberstlt., erhielt 1724 das Inf. Regt. v. Red (77), wurde 26. 6. 1735 Brigadier, 7. 7. 1740 GM., im Februar 1743 GL. und starb im Juli 1746 in Livland. — Ranft, 1746.

96. Kanow, Christian v., war 1711 Major im Inf. Regt. v. Coseritz, erhielt 1724 das Inf. Regt. des Generals Detlev v. Kanow (55), wurde 1735 Brigadier und starb 1739 zu Lüneburg.

97. Behr, Wilken Friedrich v., geb. 3. 7. 1677 zu Hoya, zuerst Freiwilliger im cellechen Drag. Regt. v. Bothmer, 1703 Kapitän im Inf. Regt. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, 1711 Major im Regt. Diepenbroick, 10. 6. 1719 Oberstlt. im Regt. Lucius, 1728 Oberst und Chef des Regiments des Obersten Gimbeck, 28. 6. 1735 Brigadier, 4. 7. 1739 zu Hoya gestorben. Kurz nach seinem Tode traf ein Generalspatent für ihn ein. — Sp. G. — Bogell, Versuch einer Geschichte der Herren v. Behr, Celle 1815, S. 114.

98. Iten, Johann Georg v., war 1711 Kapitän im Inf. Regt. v. Gauvain, erhielt 1733 die Fußgarde, wurde 28. 6. 1735 Brigadier, 7. 7. 1739 GM., im Januar 1742 Gouverneur von Hannover, im

Februar 1743 *GR.* und starb 17. 4. 1749 zu Hannover. — War 1719 General-Adjutant des Reichs-Exekutionskorps unter General v. Bülow (23) in Mecklenburg, 1742 beim Korps des Generals du Pontpétin (83), übernahm im Mai 1745 in den Niederlanden das Kommando des bis dahin vom General v. Wendt (85) befehligten Korps, wurde aber im Frühjahr 1746 in das Land zurückgerufen, worauf Sommerfeld (93) an seine Stelle trat.

99. Vincke, Jdel Jobst v., kam mit einem 1717 von Herzog Ernst August als Bischof von Osnabrück errichteten Inf. Regt., dessen Chef er 1722 geworden war, 1728 in die kurfürstliche Armee, wurde 1735 Brigadier und starb am 29. 5. 1740. War der Großvater von 307.

100. Soubiron, Johann v., geb. 12. 3. 1673, Page des Herzogs Georg Wilhelm, 1688 in den Dienst getreten, war 1711 Major im Inf. Regt. v. Reck, erhielt 1729 das Regt. Sebo, wurde 1735 Brigadier, 1740 *GM.*, 1745 *GR.*, 1749 Kommandant von Lüneburg, starb dort am 2. 3. 1754. — Ranft, 1754.

101. Saunay, Georg v., war 1711 Major in der Leibgarde zu Pferde, erhielt 1729 das Leibregiment, wurde 1736 Brigadier, 1740 *GM.*, 1745 *GR.* und starb 28. 2. 1746 zu Aachen.

102. Pauli, war 1711 Major im Drag. Regt. v. Hahn, wurde 1714 Oberstlt., kam 1724 als Oberst zum Ingenieurkorps, war 1729 General-Quartiermeister, wurde 1735 Brigadier, 1740 *GM.*, 1745 *GR.* — Hatte den Spanischen Erbfolgekrieg von Anfang an mitgemacht und zog noch 1757 mit dem Herzog von Cumberland in das Feld.

103. Weddig, Friedrich v., war 1714 Major im Reuter-Regt. v. Hasberg, wurde 1729 Oberstlt., 1732 Oberst und Chef des Regts. v. Horn, 1738 des Drag. Regts. v. Harling, 1739 Brigadier und starb 25. 6. 1740 zu Herzberg.

104. Monroy, Ludwig August v., war 1711 Major im Inf. Regt. du Breuil, erhielt 1733 das Regt. v. Mauw, wurde 1742 Brigadier, 1743 *GM.* und starb an einer am 27. 6. 1743 in der Schlacht bei Dettingen erlittenen Verwundung. Ihm selbst und seinem in des Vaters Regimente als Leutnant dienendem Sohne waren durch die nämliche Kanonenkugel je ein Bein abgerissen.

105. Bothmer, August Friedrich v., war 1724 Kapitän im Inf. Regt. v. Campe, wurde 1729 Major in der Garde, erhielt 1737 das Regiment des Obersten v. Quernheim, ward 1742 Brigadier, 1743 *GM.* und starb 22. 11. 1743.

106. Klinkowström, Friedrich Wilhelm, (seit 17. 3. 1690 v.), [Nesse von 65], geb. 8. 12. 1686, kam 1705 aus dem französischen Regimente Royal Suedois als Kapitän in das Inf. Regt. v. Klinkowström, wurde 1717 Major in der Fußgarde, 1729 Oberstlt. im Regt. v. Ranzow, 6. 4. 1734 Oberst und Chef des Regiments eines abgegangenen Veters Bernhard Christof v. R.

1742 Brigadier, 26. 7. 1743 *GM.*, 21. 8. 1747 *GL.* und starb am 16. 11. 1750 als Kommandant zu Stade. — *Sp. G., D. G.* — Quelle f. 65, S. 73.

107. Hammerstein, Christian Ludwig v., aus dem Hause Lorzen, geb. 18. 11. 1682 zu Quakenbrück, ging 1701 als Volontär nach Brabant, wurde 10. 1. 1703 Kornet, 20. 2. 1704 *lt.*, 2. 3. 1707 Rittm. in der Leibgarde, 1. 1. 1715 Major im Regt. v. Schulzen, erhielt 22. 10. 1733 als Oberst ein Drag. Regt., welches v. dem Busche (88) abgab, wurde 3. 3. 1742 Brigadier, 8. 1. 1743 *GM.*, 16. 8. 1747 *GL.* und starb 22. 12. 1759 als Kommandant zu Lüneburg. — Hatte am Spanischen und am Österreichischen sowie am Siebenjährigen Kriege teilgenommen. — Quelle f. 36, S. 362.

108. Montigny, Johann Karl v., war 1711 Rittm. im Reuter-Regt. v. Penz, 1729 Major im Regt. Walter, erhielt 1732 das Regt. Rathmann, wurde 1742 Brigadier, 1743 *GM.*, 1747 *GL.* und starb am 16. 7. 1754.

109. Maider, Christian Julius v., war 1729 Kapitän im Inf. Regt. Lucius, erhielt 1734 das Regt. v. Behr, wurde 1742 Brigadier, 1743 *GM.* und starb im Juni 1746.

110. Zastrow, Ludwig v., um 1680 in Pommern geboren, kam 1707 aus französischen in die kurfürstlichen Dienste, war 1711 Kapitän im Inf. Regt. v. Klindowström, 1714 Oberstlt., erhielt 25. 2. 1737 das Regiment des *GM.* Lucius (79), wurde 20. 1. 1743 Brigadier, 2. 5. 1744 *GM.*, 26. 8. 1747 *GL.*, 15. 2. 1757 General der Infanterie und starb 29. 1. 1761 zu Stade. — Er hatte sich am 11. 5. 1745 in der Schlacht bei Fontenoy bei der Deckung des Rückzuges sehr hervorgetan und war im Siebenjährigen Kriege nach dem Abgange des Herzogs von Cumberland bis zur Ankunft des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Oberbefehlshaber, verließ aber im Frühjahr 1758 das Heer. — *D. v. Zastrow, Die Zastrowen, Berlin 1872; A. D. D. XLIV, 720.*

111. Grote, Ernst August Wilhelm v., geb. 31. 12. 1694 zu Güstrow oder Schnega bei Rüchow, war 1711 Major im Drag. Regt. v. Bülow, 1714 Oberstlt. im Drag. Regt. v. Bothmer, wurde 1737 Kommandeur der Leibgarde, 1743 Brigadier, 1744 *GM.*, 28. 8. 1747 *GL.* und starb 9. 9. 1753 zu Hannover. — *Sp. G., D. G.* — *Emmo Frhr. Grote, Geschichte des gräflich und freiherrlich Grote'schen Geschlechts, Berlin 1891.*

112. Winkler, Heinrich Julius v., war 1729 Major im Drag. Regt. v. Schulzen, 1737 Oberstlt., wurde 1738 Oberst und Chef des Reuter-Regts. v. Weddig und ging 1742 als Brigadier in Pension.

113. Schulenburg, Ernst August v. der, aus dem Hause Altenhausen, geb. 14. 8. 1692, war 1714 Kapitän im Inf. Regt. de Lueur, wurde 1726 Oberstlt. im Inf. Regt. v. Druchtleben, 1735 Oberst, erhielt 1738 das Regiment des *GM.* v. Schwaan (90), wurde 1743 Brigadier und starb 3. 9. 1743 zu Frankfurt a. M. — *Sp. G., D. G.* — Quelle f. 33, S. 568.

114. Middachten, Georg Ernst v., Page des Herzogs Georg Wilhelm, 1711 Kapitän im Inf. Regt. v. Ranzow, 1717 Major, wurde 12. 9. 1728 Oberstlt. im Inf. Regt. v. Wrangel, 13. 10. 1735 Oberst, erhielt 1738 das Regiment des Brigadiers d'Amproux (92), wurde 1743 Brigadier, 23. 3. 1744 GM., 27. 8. 1747 GL. und starb 5. 2. 1751.

115. Brückmann, Johann Jakob, aus fremden Diensten gekommen, war 1729 Oberstlt. in der Artillerie, 1734 Oberst und ihr Chef, wurde 1743 Brigadier, 11. 1. 1745 GM. und starb 2. 11. 1750 zu Harburg, 71 Jahre alt. — Zeichnete sich 27. 6. 1743 in der Schlacht bei Dettingen sowohl persönlich wie durch die vortreffliche Beschaffenheit seiner Waffe sehr aus. — Ranft, 1750.

116. Böselager, Christian v., kam 1728 als Major im Inf. Regt. v. Vinde aus dem Osnabrückischen Dienste, erhielt 1739 das Regiment des Brigadiers v. Behr (97), wurde 1743 Brigadier, 1745 GM., ging 1751 mit dem Charakter als GL. in Pension und wurde Droßt zu Quakenbrück. — D. G.

117. Maybell, Otto v., Pövländer, welcher aus französischen Diensten kam (Water von 244), war 1714 Kapitän in der Fußgarde, 1729 Major im Inf. Regt. v. Quernheim, erhielt 1739 das Regiment des Brigadiers v. Ranzow (96), wurde 2. 3. 1744 Brigadier, 1745 GM., 26. 9. 1747 GL. und starb 3. 12. 1748 zu Stade. — Sp. G., D. G. — Ranft, 1748; Deutscher Herold, Berlin 1877, S. 143.

118. Staffhorst, Joachim Christian Ludwig v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Berward, wurde 1743 Major im Regt. v. Marxel, 1746 Oberstlt. im Regt. v. Krough, erhielt 1755 das Regt. v. Hattorf, ging 1756 mit dem Charakter als GM. in Pension und starb 1776 zu Osnabrück. — D. G.

119. Zepelin, Johann Friedrich v., geb. 2. 9. 1695 zu Hostrup bei Apenrade, 1710 in den Dienst getreten, wurde 1. 9. 1729 Rittm. in der Leibgarde, 1737 Major, 3. 11. 1747 Oberstlt. im Drag. Regt. v. dem Busche, erhielt 15. 11. 1755 das Leib-Regt., 1757 die Leibgarde, wurde in demselben Jahre GM., ging 27. 4. 1759 mit dem Charakter als GL. in Pension und starb 28. 9. 1777 zu Ulzen. — Sp. G.; D. G.; S. R. — Fromm, Geschichte der Familie v. Zepelin, Schwerin 1876.

120. Schulenburg, Georg Ludwig Graf v. der, aus dem Hause Fehlen, geb. 23. 7. 1719, war 1748 Major in der Leibgarde, 1753 Oberstlt., daneben Vize-Oberjägermeister, wurde, als er im Mai 1757 ein nach ihm genanntes Jägerkorps errichtete, zum GM. ernannt, erbat im Auftrage König Georgs II. den Herzog Ferdinand von Braunschweig als Oberbefehlshaber. Am 10. 12. 1757 bei Gimke im Handgemenge verwundet, am 13. 4. 1759 bei Bergen, wo er an des gefallenen Prinzen Osenburg Stelle das Kommando des linken Flügels übernahm, kontusioniert. Trat am 10. 7. 1759, weil er sich für zurückgesetzt bei den Beförderungen hielt, von

seiner Stellung als Kommandeur, in welcher Freitag (176) ihm folgte, in sein Hofamt zurück und starb 30. 10. 1774. — Quelle s. 33.

121. Grotthaus, Ernst Philipp v., war 1737 Rittm. im Leib-Regt., wurde 1745 Major in der Leibgarde, 1748 Oberstlt., 1755 Oberst, 1757 Chef des Reuter-Regts. des Obersten Roscher (147), 1759 GM., ging 28. 4. 1761 mit dem Charakter als GL. in Pension. — D. E.; S. R.

122. Spörcken, August Friedrich v., geb. 28. 8. 1698, trat 1715 als Fähnrich beim Inf. Regt. v. Gauvain in den Dienst, kam 1716 als Leutnant zur Fußgarde, wurde 1719 Kapitän, 1728 Major, 1733 Oberstlt., 1740 Oberst und Chef des Inf. Regts. v. Melleville (72), 1745 Brigadier, 1747 GM., 1754 GL., 1758 Gen. d. Inf., 1764 General-Feldmarschall und kommandierender General der gesamten Truppen, starb zu Hannover in der Nacht vom 12./13. 6. 1778. — v. Sichert, III 1, S. 96. — Wohnte 1734/35 als Freiwilliger dem Feldzuge am Rhein bei, nahm dann im Österreichischen Erbfolgekriege an denen am Main und in den Niederlanden teil, wo er am 11. 5. 1745 in der Schlacht bei Fontenoy schwer verwundet wurde, und machte den ganzen Siebenjährigen Krieg mit, in dessen Geschichte sein Name besonders in den Schlachten bei Krefeld, Minden, Langensalza und Wilhelmsthal genannt wird. Da er nächst Herzog Ferdinand der dienstälteste Offizier war, so befehligte er mehrfach eine von der Hauptmasse abgeforderte sogen. „kleine Armee“. — Als kommandierender General erwarb er sich mancherlei Verdienst um die Wohlfahrtseinrichtungen der Armee.

123. Brede, Friedrich Franz v., geb. 1683 in Westfalen, war 1714 Kapitän im Drag. Regt. v. Bülow, 1729 Major im Reuter-Regt. v. Hasberg, wurde 1732 Oberstlt. im Regt. v. Weddig, erhielt 1740 das Regiment des Obersten v. Malortie, wurde 1745 Brigadier, 1747 GM. und starb am 11. 5. 1754. — Sp. E.; D. E. — Ranft, 1754.

124. Krough, Christian Ludwig v., war 1714 Kapitän in der Fußgarde, 1729 Major im Inf. Regt. v. Wurmb, 1737 Oberstlt., erhielt 1740 das Regiment des Brigadiers v. Vinde (99), wurde 1745 Brigadier, 1747 GM. und starb 29. 11. 1752. — Sp. E.; D. E.

125. Adelefsen, Otto Heinrich v., war 1729 Major in der Leibgarde, erhielt 1740 das Reuter-Regt. des Obersten v. Weddig, wurde im Juli 1745 Brigadier, 14. 9. 1747 GM. und starb 4. 3. 1751 zu Adelefsen bei Göttingen im 59. Lebensjahre. — Sp. E.; D. E.

126. Bloß, Johann Heinrich (seit 1753 v.), war 1729 Major im Inf. Regt. d'Amproux, wurde 1732 Oberstlt. im Regt. v. Campe, erhielt 17. 5. 1741 das Regiment des Obersten v. Grote, wurde 1745 Brigadier, 15. 9. 1747 GM., 1748 Kommandant zu Göttingen, 1754 GL. und starb im Juli 1764 zu Göttingen, nachdem er mehr als 60 Jahre lang von der Pike auf gedient hatte. — Sp. E.; D. E.; S. R. — Ranft, 1765.

127. Borch, Ernst August Friedrich v. der, kam 1728 mit dem Inf. Regt. v. Vinde aus dem osnabrückischen Dienste, wurde 1729 Kapitän in der

Fußgarde, 1737 Oberstlt., erhielt 1742 das Regiment des Obersten v. Diepenbroick, wurde 1746 Brigadier, 1747 G.M. und starb 1752 zu Hannover. — D. E.

128. Platen-Hallermund, Georg Ludwig Graf v., geb. 1705, war 1729 Kapitän in der Fußgarde, 1735 Major, 1742 Oberstlt., erhielt 1745 das Leib-Regt. (Kab.), wurde 1750 G.M., 1753 Chef der Leibgarde, ging im März 1757 mit dem Charakter als G.L. in Pension und starb 1772.

129. Münchow, Gustav v., war 1729 Kapitän im Inf. Regt. v. Zastrow, wurde 1734 Major, 1740 Oberstlt., erhielt 1746 als Oberst das Regiment des G.M. v. Maider (109) und ging 1753 mit dem Charakter als G.M. in Pension.

130. Oberg, Christof Ludwig v., geb. 26. 3. 1689 zu Oberg im Stifte Hildesheim, wurde 11. 12. 1709 Fähnrich, 14. 2. 1711 Leutnant, 16. 6. 1719 Kapit. Lt., 10. 10. 1720 Kapitän im Inf. Regt. v. Schwaan, 31. 12. 1731 Major, 2. 12. 1735 Oberstlt. im Regt. v. Druchtleben, 10. 10. 1743 Oberst und Chef des Regts. v. der Schulenburg (113), 23. 5. 1754 G.M., 20. 1. 1758 G.L., ging 1759 in Pension und starb, kurz vor seinem Tode als Gen. d. Inf. charakterisiert, am 13. 9. 1778 zu Oberg. — Wurde schon vom Herzog von Marlborough, dessen Ordonnanzoffizier er bei Malplaquet war, mit einer Dose beschenkt, nahm 1737/38 als Freiwilliger unter Lacy am Türkenkriege teil, führte 1758 die Vorhut des Herzogs Ferdinand von der Elbe an den Rhein, trug wesentlich zum Siege von Krefeld bei, ward aber am 10. 10. 1758 in Gemeinschaft mit dem landgräflich hessencasselschen General Prinzen Dienburg bei Lutternberg geschlagen. — Sp. E.; D. E.; S. R. — N. D. B. XXIV 90.

131. Freudemann, Georg Friedrich v., war 1729 Major im Inf. Regt. v. Druchtleben, wurde 1735 Oberstlt. im Regt. Monroy, erhielt 1744 als Oberst das Regiment des G.M. v. Bothmer (105), wurde 1746 Brigadier, 1754 G.M. und ging 1756 mit dem Charakter als G.L. in Pension. — Sp. E.; D. E.

132. Hugo, Georg Eberhard v., war 1729 Kapitän im Inf. Regt. d'Amproug, wurde 1735 Oberstlt. im Regt. v. Klindowström, erhielt 1745 das Regiment des Obersten v. Maruel, wurde 1754 G.M. und ging 1756 mit dem Charakter als G.L. in Pension. — D. E.

133. Lüttich, Johann Christian v., wurde 1754 Oberst und Chef des Ingenieurkorps, 1754 G.M. und ging 1758 in Pension.

134. Heimbürg, Friedrich Martin v., aus dem Hause Goltern, geb. 1690, war 1729 Rittm. im Reuter-Regt. v. Schlüter, wurde 1732 Major im Regt. Rathmann, 1740 Oberstlt. im Regt. v. Winger, kam 1742 zum Drag. Regt. v. dem Busiche, erhielt 1746 als Oberst das Regiment des Generals v. Launay (101), wurde 1754 G.M., im April 1757 G.L., ging in demselben Jahre in Pension, starb 1766. — Sp. E.; D. E.

135. Brund, Heinrich Joachim v., war 1729 Kapitän im Inf. Regt. v. Schwaan, 1737 Major im Regt. v. Rindowström, erhielt 1745 als Oberst das Regiment des Obersten v. Hugo, wurde 1754 G.M., 1758 G.L., verließ dann die Feldarmee und starb 1767 als Kommandant von Hameln. — Sp. G.; D. G.; S. R.

136. Kielmansegge, Georg Ludwig (seit 1723 Graf) v., geb. 22. 8. 1705 zu Hannover (Großvater von 294, 295, 325 u. 363), 12. 7. 1723 Fähnrich in der Fußgarde, 31. 5. 1726 Kapitän, 8. 12. 1733 Major, 27. 3. 1739 Oberstlt. im Inf. Regt. v. Bothmer, 1745 Oberst und Chef eines der Regimenter, in welche das Regt. Bourdon geteilt wurde, 27. 5. 1754 G.M., 21. 1. 1758 G.L., 9. 6. 1776 mit dem Charakter als Gen. d. Inf. pensioniert, 14. 5. 1785 zu Hannover gestorben. — Wohnte 1734 als Volontär den Ereignissen am Rhein bei, nahm teil am Österreichischen Erbfolgekriege und wird im Siebenjährigen Kriege viel genannt als Führer größerer Heereskörper. — Familienchronik der Herren v. Kielmansegg, Leipzig und Wien 1872, S. 128, Nr. 109.

137. Hardenberg, Christian Ludwig v., geb. 3. 11. 1700, trat als Fähnrich beim Inf. Regt. v. Druhtleben aus sardinischen Kriegsdiensten in die hannoverschen, wurde 1728 zur Fußgarde versetzt, war 1737 Kapitän, wurde 1739 Major, 1742 Oberstlt., 1748 Oberst und Chef des Inf. Regts. v. Druhtleben (94), 1757 G.M., 1759 G.L., 1776 Gen. d. Inf., 14. 4. 1778 Feldmarschall, nach Spördens (122) Tode Chef der gesamten deutschen Truppen und starb 26. 11. 1781 zu Hannover. — Bei seiner am 8. 12. 1781 im Erdbegräbnisse zu Bühle bei Nörten stattgehabten Beisetzung befehligte G. D. Scharnhorst, damals Fähnrich im 8. Kav. Regt. (Dragoner), den Leichenkondukt. — S. hatte den Polnischen Thronfolgekrieg, die Feldzüge von 1743 bis 1747 gegen Frankreich und den Siebenjährigen Krieg mitgemacht. Seiner Tätigkeit während des letzteren wird zuerst bei der von ihm geleiteten, am 31. 12. 1757 durch Kapitulation beendeten Belagerung von Harburg, zuletzt in dem Gefechte auf dem Johannisberge am 30. 8. 1762 Erwähnung getan, in welchem er an des verwundeten Erbprinzen von Braunschweig Stelle den Oberbefehl übernahm. — Wolf, s. 71; W. v. Hassell, Das Kurfürstentum Hannover, Hannover 1894, S. 124.

138. Wangerheim, Georg August v. (Vater von 245), geb. 9. 11. 1706, trat 1722 als Fähnrich in landgräfllich hessen-casselsche Dienste, in denen er am 13. 9. 1732 Stabskapitän im Regt. Prinz Friedrich ward, war 1737 Kapitän in der hannoverschen Fußgarde, wurde 12. 10. 1741 Major, 1745 Oberstlt., 1751 Oberst und Chef des Regiments des General v. Böselager (116), 1757 G.M., 1759 G.L., 25. 5. 1772 Gen. d. Inf. und starb 24. 9. 1780 zu Hannover. — Hatte als Volontär am Polnischen Thronfolgekriege und dann am Österreichischen Erbfolgekriege teilgenommen; trat im Siebenjährigen Kriege zuerst hervor, als er nach dem Abschlusse der Kapitulation von Zeven

die braunschweigischen Truppen an der Rückkehr in ihr Land verhinderte, hatte später an der Spitze größerer Abteilungen vielfach selbständige Aufgaben zu erledigen und verdiente sich in der Schlacht bei Kresfeld am 23. 6. 1757 den besonderen Dank des Herzogs Ferdinand. — Geschichte der Frhrr. v. Wangenheim, Göttingen 1874 [als Manuskript gedruckt].

139. Hermanns, Christian Gustav, war 1737 Kapitän in der Artillerie, wurde 1743 Major, 1748 Oberstlt., 1750 Chef, 1752 Oberst, ging 1757 mit dem Charakter als GM. in Pension und starb 1770 zu Hannover. — D. E.

140. Bothe, Johann Arnold, war 1729 Major im Drag. Regt. du Pontpétin, wurde 1740 Oberstlt., 1748 Oberst, erhielt 1751 als Oberst das Reuter-Regt. des Obersten v. Bruchhausen, ging im März 1757 mit dem Charakter als GM. in Pension. — D. E.

141. Ledebur, Friedrich Johann v., geb. 21. 5. 1697 zu Arenshorst bei Osnabrück, war 1729 Kapitän in der Fußgarde, wurde 1735 Major, 1742 Oberstlt., erhielt im August 1748, nach dem Tode des Obersten v. Hohorst, das zum Regiment erhobene I. Bat. des Regiments Bourdon, wurde 23. 1. 1757 GM., kehrte im Herbst desselben Jahres krank aus dem Felde zurück und starb 5. 1. 1758 zu Stade. — D. E.; S. R.

142. Hodenberg, Joachim Christof v., wurde 1735 Major im Inf. Regt. v. Bothmer, 1741 Oberstlt. im Regt. v. der Schulenburg, erhielt 1747 als Oberst das Regiment des Gr. v. Maydell (117), wurde 1757 GM. und starb an den in der Schlacht bei Hastenbeck am 26. 7. 1757 erhaltenen Wunden. — D. E.; S. R.

143. Diemar, Heinrich Adolf Jakob v., war 1729 Kapitän im Drag. Regt. v. Bülow, wurde 1734 Major im Reuter-Regt. v. Weddig, 1742 Oberstlt., kam 1744 zum Leibregimente, wurde 1751 Oberst und Chef, trat im März 1757 mit dem Charakter als GM. in Pension.

144. Pöllnitz, Friedrich Moriz Frhr. v., war 1729 Rittm. im Reuter-Regt. Walter, wurde 1734 Major im Regt. v. Hasberg, 1744 Oberstlt., erhielt 1748 als Oberst das Regiment des versetzten Obersten v. Behr und ging im März 1757 mit dem Charakter als GM. in Pension. — D. E.

145. Grote, Otto Frhr. v., geb. 13. 11. 1709 zu Breefe bei Lückow, 17. 11. 1726 Fähnrich im Inf. Regt. v. Schwaan, 4. 4. 1729 Lt., 30. 7. 1732 Kapitän, 20. 9. 1741 Major, 31. 3. 1745 Oberstlt., erhielt 22. 7. 1751 als Oberst das Inf. Regt. des Gr. v. Widdachten (114), wurde 1757 GM., trat 2. 1. 1759 mit dem Charakter als Gr. in Pension, erhielt 1766 das Kommando des Rakeburgischen Garnisonregiments, welches er aber in demselben Jahre wieder abgab und starb 22. 8. 1771 zu Breefe. — D. E.; S. R. — Quelle s. 111.

146. Breidenbach, Johann Ernst Ludwig v., war 1729 Rittm. im Reuter-Regt. v. Horn, wurde 1738 Major, kam 1742 zur Leibgarde, wurde 1745 Oberstlt., 1747 Oberst und Chef des Reuter-Regiments des bei Laffeld

gefallenen Obersten v. Hardenberg, 1753 mit dem Charakter als *GM.* pensioniert und starb 21. 1. 1755 zu Friedberg in Hessen im 55. Jahre.

147. Roscher, Johann Friedrich, war 1737 Rittm. im Reuter-Regt. v. Hammerstein, wurde 1742 Major im Regt. v. Diemar, 1746 Oberstlt., 1753 Oberst, 1754 Chef des Regiments des *GM.* v. Brede (123), ging im März 1757 mit dem Charakter als *GM.* in Pension, erhielt 1773 das Rakeburgische Garnisonregiment und starb 1776. — *D. E.*

148. Pandesberg, Arthur v., wurde 1743 Major im Inf. Regt. v. Sommerfeld, 1746 Oberstlt. im Regt. v. Block, 1755 Oberst, ging 1756 mit dem Charakter als *GM.* in Pension, war 1761/2 Chef des Calenbergischen Landbataillons und starb 1776 zu Wormsthal bei Bückeburg. — *D. E.*

149. Zandre, Karl Friedrich v. B. di Caroffa, war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Sommerfeld, wurde 1742 Major im Inf. Regt. v. Høhorst, 1746 Oberstlt., erhielt 1754 als Oberst das Regiment des *GR.* v. Soubiron (100), ging 1757 mit dem Charakter als *GM.* in Pension. — *D. E.*

150. Kneesebeck, Ernst Friedrich v. dem, aus dem Hause Colborn, geb. 1701, war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Wrangel, wurde 1742 Major im Regt. v. Campe, 1745 Oberstlt. im Regt. v. Bülow, erhielt 1756 als Oberst das Regt. des *GR.* Freudemann (131), ging 1758 mit dem Charakter als *GM.* in Pension. — *D. E.; S. R.*

151. Cheusses, Wilhelm v., war 1729 Kapitän im Inf. Regt. v. Sommerfeld, 1737 Major im Regt. v. Monroy, wurde 1741 Oberstlt. im Regt. v. Sommerfeld, erhielt 1746 als Oberst das Regiment des *GR.* v. Wrangel (95) und ging 1757 mit dem Charakter als *GM.* in Pension. — *D. E.*

152. Hauß, Franz Christian v., war 1729 Kapitän im Inf. Regt. v. Druchtleben, wurde 1735 Major im Regt. v. Binde, 1741 Oberstlt., erhielt 1746 als Oberst das Regiment des *Gen. en chef.* v. Campe (78), zog 1757 als *GM.* mit zu Felde, wird hier zuletzt 1758 beim Vormarsche gegen den Rhein genannt, ging dann in Pension, blieb aber als Kommandant von Hameln tätig, erhielt 1766 das 2. Hamelnsche Garnisonregiment, wurde 1768 *GR.* und starb im August 1771. — *D. E.; S. R.*

153. Jsenbart, Philipp, war 1737 Kapitänlt. im Ingenieurkorps, 1747 Kapitän, wurde 1747 Major, 1753 Oberstlt., 1758 Oberst und Chef und starb 1759 zu Lippstadt. — *D. E.; S. R.*

154. Diepenbroick, Gustav Wilhelm v., 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Ranzow, 1741 Major im Regt. v. Maider, 1745 Oberstlt. im Regt. v. Brundt, erhielt 1748 das Regiment des versetzten Oberstlt. v. Schilden, 1750 als Oberst das Regiment des verstorbenen Obersten v. Horn, wurde 1757 *GM.*, ging, nachdem er an den beiden ersten Feldzügen des Siebenjährigen Krieges rühmlichen Anteil genommen hatte, am 6. 4. 1759 mit dem Charakter als *GR.* in Pension und starb 1771 zu Lüneburg. — *D. E.; S. R.*

155. Dachenhausen, Johann Christof v. (Bruder von 162), geb. 18. 7. 1692, war 1729 Kapitän im Drag. Regt. v. Bülow, wurde 1734 Major, kam 1735 zum Reuter-Regt. v. Hammerstein, wurde 1744 Oberstlt., 1751 Oberst, 1753 Chef des Drag. Regts. des verstorbenen Obersten v. Behr, 1757 GM. und starb am 1. 5. 1758 zu Hankensbüttel im Lüneburgischen. — D. E.; S. R.

156. Ecklin, Gerlach Friedrich v., war 1737 Kapitän im Drag. Regt. v. dem Busche, wurde 1745 Major im Reuter-Regt. v. Hammerstein, 1747 in das Regt. v. Adeböfen versetzt, 1748 Oberstlt., 1755 Oberst, 1757 Chef des Leib-Regts., 1758 GM. und starb im April des nämlichen Jahres. — D. E.; S. R.

157. Zastrow, Christian Friedrich Nikolaus v. (Neffe von 110), 1705 geboren und 1721 aus französischen Diensten als Fähnrich zur Fußgarde gekommen, war 1737 Kapitän, wurde 1742 Major im Regt. v. der Borch, 1745 Oberstlt. im Regt. v. Horn, erhielt 1757 als Oberst das Regiment des GM. v. der Borch (127), wurde 1758 GM., 1759 GL. und starb 1773 zu Göttingen. — Im Siebenjährigen Kriege vielfach in höheren Stellungen verwendet; hervorgetreten namentlich durch die tapfere, am 25. 7. 1759 mittelst Kapitulation beendete Verteidigung von Münster, worauf er kurze Zeit Kriegsgefangener war. — (Quelle s. 110).

158. Druchtleben, Wilhelm Ludwig v. (Neffe von 94), war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Druchtleben, wurde 1742 Major, 1747 Oberstlt., erhielt 1753 als Oberst das Regiment des GM. v. Münchow (129), wurde 1758 GM., ging am 16. 1. 1759 in Pension, erhielt 1766 das Hageburgische Garnisonregiment und starb 1773. — Wird bei vielen Kämpfen des Siebenjährigen Krieges rühmend erwähnt.

159. Post, Joachim Wilhelm v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Schwaan, wurde 1743 Major im Regt. v. Nettelhorst, 1746 Oberstlt. im Regt. v. Hugo, 1755 Oberst, 1756 Chef des Regiments des verstorbenen Oberst v. Hammerstein, 1758 GM., 1761 mit dem Charakter als GL. pensioniert, erhielt 1766 das 1. Hameln'sche Garnisonregiment und starb im Dezember 1782. — Im D. E. und im S. R. mehrfach mit Auszeichnung genannt.

160. Bock, Johann Friedrich v., aus dem Hause Wülfigen, war 1737 Kapitän im Drag. Regt. v. Harling, wurde 1745 Major, erhielt 1747 die Eskadron Grenadiere zu Pferde, wurde 1748 Oberstlt., erhielt 1757 als Oberst das Drag. Regt. des Gen. d. Kav. du Pontpétin (83), wurde 1758 GM., 9. 12. 1760 GL. und starb 6. 4. 1766. — Sein Hauptehrentag im Siebenjährigen Kriege war der 30. 11. 1759, an welchem er bei Fulda mit vier Schwadronen fünf auf dem Rückzuge begriffene Bataillone niederritt.

161. Heden, Ernst Friedrich v., aus dem Hause Stammen, geb. 28. 11. 1713 (Bruder von 189), war 1737 Rittm. im Reuter-Regt. v. Schulzen,

wurde 1747 Major im Reuter-Regt. v. Hammerstein, 1753 Oberstlt., erhielt 1757 das Regiment des GM. Bothe (140), 1759 das Drag. Regt. des verstorbenen GM. Maximilian v. Breidenbach (166), wurde 1758 GM., 1761 GL., am 20. 3. 1761 bei Grünberg (Burggemünden) tödtlich verwundet und starb am 22. desselben Monats in der Gefangenschaft. — D. E.; S. R.

162. Dachsenhausen, Karl Gustav v. (Bruder von 155), geb. 1696, war 1737 Kapitän im Drag. Regt. v. Wendt, wurde 1744 Major im Regt. v. dem Busche, 1748 Oberstlt. im Regt. v. Behr, 1754 Oberst und Chef des Reuter-Regts. des verstorbenen GL. v. Montigny (108), 1758 des Drag. Regts. seines verstorbenen Bruders und GM., am 20. 9. 1759 pensioniert, starb 1770 zu Syke. — D. E.; S. R.

163. Hohenberg, Ernst Wilhelm v., war 1737 Rapt. Lt. in der Leibgarde, wurde 1748 Major im Leib-Regt., 1753 Oberstlt. im Reuter-Regt. Bothe, erhielt 1757 als Oberst das Regiment des verstorbenen Obersten v. Schlütter, wurde 1759 GM., 1761 GL., starb 1770 zu Wiedenhausen bei Walsrode. — Am 15. 2. 1761 im Treffen bei Langensalza verwundet und gefangen. — D. E.; S. R.

164. Dreves, Karl Heinrich v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Druchtleben, wurde 1747 Major im Inf. Regt. v. Horn, 1748 Oberstlt. im Regt. v. Oberg, erhielt 1757 als Oberst das Regiment des GM. v. Scheusses (151), wurde 1759 GM. — Hatte am Österreichischen Erbfolgekriege und am Siebenjährigen Kriege teilgenommen, und sich in letzterem namentlich durch die Einnahme von Osnabrück am 28. 7. 1759 ausgezeichnet; bei der Belagerung von Cassel wurde ihm zur Last gelegt, daß er durch mangelhafte Wahrnehmung des Dienstes in den Laufgräben das Gelingen eines am 7. 3. 1760 von der Besatzung unternommenen Ausfalles verschuldet habe. Da ihm freigestellt wurde, ob er den Spruch eines Kriegsgerichts abwarten oder den Abschied nehmen wolle, wählte er das letztere und ging 1761 in Pension.

165. Breidenbach, Georg Karl v., war 1747 Rittm. in der Leibgarde und Brigademajor, wurde 1750 Major im Reuter-Regt. v. Schlütter, 1753 Oberstlt., erhielt 1757 als Oberst das Regiment des pensionierten Oberst v. Gilten, 1759 das des pensionierten GM. v. Dachsenhausen (162), wurde in demselben Jahre GM., 1760 GL. und am 14. 2. 1761 bei einem von ihm geleiteten Unternehmen gegen Marburg erschossen. Die französische Besatzung bereitere ihm ein glänzendes Leichenbegängnis. Herzog Ferdinand beklagte seinen Tod um so mehr „als er niemand habe, der ihn vollständig ersetzen könnte“.

166. Breidenbach, Maximilian Johann Christian v., war 1737 Kapitän im Drag. Regt. du Pontpietin, wurde 1747 Major, 1751 Oberstlt., erhielt 1757 als Oberst zuerst das Reuter-Regt. des Obersten v. Diemar, dann das des GL. v. Heimbürg (134), wurde 1759 GM. und starb am 7. 9.

desselben Jahres zu Hannover. — Befestigte den guten Ruf, welchen ihm gleich nach Beginn des Siebenjährigen Krieges sein selbständiges Eingreifen in den Gang der Schlacht bei Hastenbeck am 27. 6. 1757 eingetragen hatte, durch seine nachfolgende Tüchtigkeit.

167. Penz, Siegfried v., war 1747 Major im Drag. Regt. v. Wendt, wurde 1753 Oberstlt., 1757 Oberst und Chef des Regiments des Obersten Maximilian v. Breidenbach (166) und ging 1758 mit dem Charakter als GM. in Pension.

168. Halberstadt, Hans Jürgen v., war 1737 Kapitän in der Fußgarde, wurde 1745 Major im Regt. v. der Borch, 1748 Oberstlt., erhielt 1750 das Regiment des versetzten Oberst v. Diepenbroid, 1757 das des GM. v. Zandre (149), wurde 1759 GM., ging am 29. 12. 1761, nachdem er bis dahin im Siebenjährigen Kriege mit vieler Auszeichnung gefochten hatte, in Pension und starb 1776 zu Lüneburg. — D. G.; S. R.

169. Luchner, Nikolaus (seit 22. 4. 1778 Frhr., 31. 3. 1784 Graf v.), geb. 12. 1. 1722 zu Cham in der Oberpfalz, 1741 in ein bayerisches Inf. Regt. getreten und 1745 mit einem von Bayern den Generalstaaten überlassenen Hus. Regt. in die Dienste der letzteren gekommen, ward am 1. 5. 1757 als Major mit dem Auftrage angestellt ein Hus. Regt. zu errichten, welches anfangs nur 106 Pferde zählte, im Laufe des Krieges aber auf den Stand von vier Schwadronen gebracht wurde, während L. selbst 1758 zum Oberstlt., im selben Jahre zum Oberst, 1759 zum GM., 1761 zum GL. aufstieg. Am 30. 6. 1763 trat er in französische Dienste, wurde Marschall und, nachdem er schon während des Krieges in Holstein sich angekauft hatte, dänischer Graf, befehligte in den Kriegen der französischen Republik zuerst die Rhein-, dann die Nord-Armee, und wurde zu Paris am 4. 1. 1793 guillotiniert. — Er hatte sich in hannoverschen Diensten nicht nur als Parteigänger einen angesehenen Namen gemacht, sondern war auch in immer wachsendem Umfange zur Führung größerer Armeedivisionen und zur Erfüllung wichtiger Aufgaben verwendet. — Militär-Wochenblatt 1893, 10. Beihft; A. D. B. XIX, S. 359.

170. Braun, Anton Ulrich, der Sohn eines 1689 aus Danzig an die Spitze der cölleischen Artillerie berufenen Offiziers, welcher nach der Vereinigung mit der hannoverschen nicht mehr genannt wird, diente in der nämlichen Waffe, wurde 1748 Major, 1752 Oberstlt., 1757 Oberst und Chef, 21. 9. 1759 GM., 25. 4. 1770 GL. und starb im Dezember 1780. — Seine Dienste wurden von Herzog Ferdinand namentlich nach der Schlacht von Minden am 1. 8. 1759 anerkannt. — D. G.; S. R.

171. Bremer, Friedrich Christian (Vater von 264), war 1747 Rittm. im Reuter-Regt. v. Hammerstein, wurde 1749 Major im Regt. v. Malortie, 1754 Oberstlt. im Regt. v. Schlütter, erhielt 1758 als Oberst das Regiment des GM. v. Dachsenhausen (162), wurde 1761 GM., 1762 GL., 1777

Gen. d. Kav. und starb im Dezember 1781 zu Giffhorn. — Hatte sich im Siebenjährigen Kriege einen angesehenen Namen gemacht und war für Auszeichnung im Treffen bei Wilhelmsthal am 24. 6. 1762 zum *GL.* befördert.

172. Heise, Otto Wilhelm, war 1747 Rittm. im Reuter-Regt. v. Behr, wurde 1751 Major im Reuter-Regt. v. Diemar, 1754 Oberstlt., erhielt 1758 als Oberst das Regiment des verstorbenen *GM.* v. Eckölln (156), ging 1761 mit dem Charakter als *GM.* in Pension und starb 1771 zu Bremen. — *D. G.; S. R.*

173. Beltheim, Adrian Dietrich v., war 1747 Rittm. im Reuter-Regt. v. Schulzen, wurde 1754 Major im Regt. Breidenbach, kam 1753 zum Regt. v. Heden, wurde 1756 Oberstlt. im Regt. v. Dachsenhausen, erhielt 1759 als Oberst das Regiment des Obersten Georg Karl v. Breidenbach (165), wurde 28. 8. 1761 *GM.* und starb am 7. 5. 1765 zu Walsrode. — *D. G.; S. R.*

174. Walthausen, Georg v., war 1747 Kapitän im Drag. Regt. v. Adelebsen, wurde 1754 Major im Regt. v. Heimbürg, kam 1756 zum Regt. du Pontpétin, wurde hier 1757 Oberstlt., erhielt 1759 als Oberst das Regiment des verstorbenen *GM.* v. Heden (161), dem er auch 1761 als Chef des von diesem damals übernommenen Regiments folgte, wurde 28. 8. 1761 *GM.*, 1775 *GL.* und starb 14. 11. 1776 als Kommandant zu Göttingen. — Zeichnete sich namentlich aus, als er am 23. 7. 1761 den glücklichen Ausgang des Gefechts bei Lutterberg herbeiführte. — *D. G.; S. R.*

175. Dindlage, Gerhard Jobst Daniel v., aus dem Hause Schulenburg, geb. 10. 4. 1712, war 1747 Kapitän im Inf. Regt. v. Soubiron, wurde 1750 Major im Regt. v. der Borch, 1757 Oberstlt. im Regt. Rielmannssegge, 1759 Oberst, ging 1761 mit dem Charakter als *GM.* in Pension und starb 19. 9. 1793 zu Osnabrück. — *D. G.; S. R.*

176. Freytag, Wilhelm v., geb. 17. 3. 1720 zu Estorf bei Nienburg a. d. Wejer, diente in der Infanterie, nahm als Leutnant und Kapitän am Österreichischen Erbfolgekriege teil, kam 1757 zu dem vom General Grafen v. der Schulenburg (120) errichteten Jägerkorps, dessen Organisation und Führung zumeist ihm oblag, zu dessen Chef er 1760 ernannt wurde und dessen Leistungen ihm große Anerkennung eingetragen haben. Nach Friedensschluß formierte er aus diesem und den übrigen vorhandenen leichten Truppen zwei Dragonerregimenter, erhielt 1766 als Gen. Adj. den Vortrag beim Könige in London, wurde nach v. Hedens (189) Abgange kommandierender General aller kurfürstlichen Truppen, führte 1793 das nach den Niederlanden gesandte Korps in das Feld, kehrte, am 6./7. 9. 1793 bei Hondshoote verwundet, in das Land zurück und starb am 2. 1. 1798 zu Hannover. Er war 28. 8. 1761 *GM.*, 1772 *GL.*, 17. 2. 1783 Gen. d. Kav., 26. 2. 1793 Feldmarschall geworden. — *A. D. B.* VII, 374; *B. v. L.* — *G.*, S. 343; *W. v. Haffell*, S. 129 (vergl. 137).

177. Wallmoden, Johann Ludwig v. (seit 27. 4. 1781 Graf, seit 17. 1. 1783 Graf v. W.-Gimborn), ein natürlicher Sohn König Georgs II.

(Water von 277), geb. 22. 4. 1736 zu Hannover, kam 1758 zum Stabe des Herzogs Ferdinand, wurde am 25. 9. 1759 — in der betreffenden Ordre als „Kammerrat“ bezeichnet — Oberst und Chef der Leibgarde, 28. 8. 1761 *GM.*, 3. 5. 1772 *GL.*, 18. 2. 1783 *Gen. d. Kav.*, 2. 5. 1798 Feldmarschall. Er hatte sich im Siebenjährigen Kriege als tüchtiger Offizier gezeigt, war dann lange Jahre Gesandter in Wien, später in Hannover neben seiner militärischen Tätigkeit Oberstallmeister, nach v. Freytag (176) Höchstkommmandierender, schloß als solcher am 5. 7. 1803 die Elb-Konvention und starb 10. 10. 1811 zu Hannover. — *S. R.*; *N.* — *N. D. B.* XL, 756; *W. v. Hassell*, Das Kurfürstentum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preussischen Okkupation im Jahre 1806, Hannover 1894, S. 148.

178. Huth, Heinrich Wilhelm v., geb. 17. 8. 1717 zu Costewitz in Sachsen, zuerst in landgräflich hessen-casselschen Diensten, 1762 *GM.* und Chef des Ingenieurkorps, nach Friedensschluß in die dänische Armee getreten, als *GL.* am 6. 5. 1806 zu Kopenhagen gestorben. — *S. R.* — *Dansk biografisk Lexikon udgivet af C. F. Bricka*, Kjøbenhavn 1895, VIII, 180.

179. Chevalerie, Georg Ludwig von la, geb. 20. 10. 1711, war 1738 Fähnrich im Inf. Regt. v. Melleville, 1747 Kapitän im Inf. Regt. v. Horn, wurde 1749 Major im Regt. v. Spörcken, 1757 Oberstlt. im Regt. v. Oberg (150), dessen Oberst und Chef er 1759 wurde, 1762 *GM.*, starb am 16. 5. 1768 als Kommandant zu Lüneburg. — Die Beförderung zum *GM.* dankte er seinem Verhalten in der Schlacht bei Wilhelmsthal am 24. 6. 1762. — *D. G.*; *S. R.*

180. Beltheim, Karl August v., 1747 Rittm. im Reuter-Regt. v. Hammerstein, wurde 1757 Major in der Leibgarde und im nämlichen Jahre Oberstlt., 1761 Oberst, 1763 Chef des Reuter-Regts. des Obersten v. Behr, 1765 des Obersten Adrian Dietrich v. Beltheim (173), 1768 *GM.*, 4. 9. 1777 *GL.* und starb 1781 zu Pyrmont. — *D. G.*; *S. R.*

181. Ahlesfeldt, Siegfried Ernst v., war 1747 Kapitän in der Fußgarde, wurde 1751 Major, 1757 Oberstlt., 1759 Oberst und Chef des Inf. Regts. des bei Drechmünden gefallenen Oberst v. Fersen, 1762 *GM.*, 24. 5. 1772 *GL.*, 26. 2. 1788 *Gen. d. Inf.* und starb 1792 zu Rastenburg als Chef des 13. Inf. Regts. — Hatte am 16. 7. 1761 wesentlich zur Entscheidung der Schlacht bei Bellinghausen beigetragen und war für sein Verhalten in der Schlacht bei Wilhelmsthal am 24. 6. 1762 zum *GM.* befördert. — *D. G.*; *S. R.*

182. Jonquières, Wilhelm v. (Water von 301), geb. 29. 5. 1719 zu Celle, war 1747 Rittm. im 1. (Leib-)Regt., wurde 1754 Major im Regt. v. Dachsenhausen, 1757 Oberstlt. in der Leibgarde, 1759 Oberst, 1761 Chef des Leib-Regts., 1766 *GM.*, 3. 9. 1777 *GL.*, wurde im Mai 1803 pensioniert und starb 3. 12. 1803 zu Plate bei Lüchow. — *D. G.*; *S. R.*

183. Stralenheim, Heinrich August v., war 1737 Kapitän in der Fußgarde, wurde 1745 Major, 1748 Oberstlt., ging 1758 mit dem Charakter

als Oberst in Pension, erhielt 1766 als *GM.* das Harburgische Garnisonregiment und starb 1779. — *D. G.; S. R.*

184. Scheitler, Johann Heinrich v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Wurmb, wurde 1744 Major im Regt. v. Hohenberg, 1747 Oberstlt. im Regt. de Cheusses, 1755 Oberst, 1756 Chef des Regiments des als *GM.* pensionierten Oberst v. Staffhorst (118), 1759 *GM.*, 13. 4. 1762 *GR.* und starb 3. 7. 1781 als Kommandant zu Minden. — In der Geschichte des Siebenjährigen Krieges mehrfach hervorgetreten, aber nicht zu verwechseln mit seinem Sohne Albrecht v. S. (*A. D. B. XXX, 729*), welcher von 1758 bis 1763 ein nach ihm benanntes Korps leichter Truppen befehligte und 1789 als Oberst und Chef des 4. Kav. Regts. starb. — *D. G.; S. R.*

185. Stolzenberg, Friedrich Ludwig v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Soubiron, wurde 1744 Major im Regt. v. Klinkowström, 1747 Oberstlt. im Regt. v. Hauß, 1755 Oberst, 1756 Chef des Regiments des *GM.* v. Hugo (132), 1759 *GM.*, ging am 29. 9. desselben Jahres mit dem Charakter als *GR.* in Pension, erhielt 1769 das 2. Hameln'sche Garnisonregiment und starb 1777. — *D. G.; S. R.*

186. Behr, Jobst Heinrich v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Soubiron, wurde 1745 Major im Regt. v. Brund, 1748 Oberstlt. im Regt. v. der Borch, 1757 Oberst und Chef des Regiments v. Hohenberg (163), 22. 9. 1759 *GM.* und starb 1776 zu Lüneburg. — *D. G.; S. R.*

187. Schele, Johann Daniel Viktor v., war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Vinde, wurde 1745 Major im Regt. v. Spörden, 1749 Oberstlt. im Regt. v. Hammerstein, 12. 7. 1757 Chef des Regiments des Obersten v. Fabrice, 29. 6. 1759 *GM.*, 20. 1. 1761 *GR.* und starb am 27. 11. 1774 zu Osnabrück. — Sein Name wird während der ganzen Dauer des Siebenjährigen Krieges mit Anerkennung genannt. — *D. G.; S. R.*

188. Bod, Ernst Wilhelm v., wurde 1746 Major im Inf. Regt. de Cheusses, 1751 Oberstlt. im Regt. v. Diepenbroick, 1758 Oberst und Chef des Regts. des *GM.* v. Ledebur (141), 1759 *GM.*, 24. 4. 1770 *GR.*, 1784 Gen. d. Inf., 1786 pensioniert, blieb aber Kommandant von Stade und starb dort 1790. — *D. G.; S. R.*

189. Reden, Johann Wilhelm v. (Bruder von 161), geb. 3. 3. 1717 zu Hannover, wurde 1746 Major in der Fußgarde, 1751 Oberstlt., 1758 Oberst und Chef des Regts. des als *GM.* pensionierten Oberst v. dem Riesebeck (151), 1759 *GM.*, 24. 12. 1762 *GR.*, 1781 Gen. d. Inf., 20. 4. 1784 Feldmarschall. — War während der ganzen Dauer des Siebenjährigen Krieges erster Gen. Adj. des Herzogs Ferdinand und als solcher mit der Leitung des gesamten inneren Dienstbetriebes betraut, wurde 1781 nach dem Tode des Feldmarschalls v. Hardenberg (137) kommandierender General sämtlicher kurfürstlichen Truppen, trat von diesem Posten angesichts des bevorstehenden Krieges am

18. 9. 1792 zurück und starb zu Hannover am 8. 1. 1801. D. G.; S. R. — A. D. B. XXVII, 515; W. v. Hassell, S. 125 (vergl. 137).

190. Laffert, Ernst Werner v., aus dem Hause Lehßen, geb. 25. 4. 1704, war 1739 Kapit. Lt. im Inf. Regt. v. Montroy, wurde 1747 Major im Regt. v. Druchtleben, 1753 Oberstlt. im Regt. v. Hardenberg, 1759 Oberst und Chef des Regiments des G. v. Grote (145), ging 1762 mit dem Charakter als G. M. in Pension und starb 1774 zu Lüneburg. — Trat besonders bei der durch ihn geleiteten Verproviantierung von Dillenburg im Januar 1761 hervor. — D. G.; S. R.

191. Rhoaden, Karl Ludwig v., geb. 15. 9. 1706, war 1737 Kapitän im Inf. Regt. v. Sommerfeld, wurde 1747 Major im Regt. v. Maydell, 1751 Oberstlt. im Regt. v. Fabrice, 1758 Oberst und Chef des Regiments des G. v. Diepenbroick (154), ging 1762 mit dem Charakter als G. M. in Pension und starb am 2. 9. 1765. — D. G.; S. R. — Quelle s. 184.

192. Schulenburg, Alexander Jakob v. der, geb. 23. 1. 1710 zu Altenhausen bei Neuhalbensleben im Magdeburgischen, trat 1725 beim Inf. Regt. v. Druchtleben in den Dienst, wurde 1733 Leutnant, 1742, nachdem er als Freiwilliger den Feldzug am Rhein von 1734/35 mitgemacht hatte, Kapitän im Inf. Regt. v. Münchow, 1748 Major im Regt. v. Horn, 1756 Oberstlt. im Regt. v. Wangenheim, 1758 Oberst, 1759 Chef des Regiments des G. M. v. Druchtleben (158), ging 1763 mit dem Charakter als G. M. in Pension und starb am 23. 10. 1775 zu Emden bei Neuhaldensleben. — D. G.; S. R. — Quelle s. 33.

193. Wurmb, Wilhelm Christoph Siegmund v., kam 1759 als Oberst mit dem von Hannover übernommenen Inf. Regt. Sachsen-Gotha in den kurfürstlichen Dienst, wurde 1761 G. M., 2. 9. 1777 G., ging 1793 in Pension.

194. Mecklenburg, Karl Ludwig Friedrich, Prinz von M.-Strelitz (Bruder von 195), geb. 10. 10. 1741, wurde 1755 Major, 1760 Oberstlt., 1761 Oberst und Chef des Regiments des in der Schlacht bei Bellinghausen am 16. 7. 1761 gefallenen Oberst v. Sance, 1762 G. M., 4. 2. 1763 G., 1776 an Stelle des verstorbenen G. M. v. Spörcken Chef der Fußgarde, 18. 11. 1782 Gen. d. Inf., erhielt 1786 die erbetene Dienstentlassung mit dem Charakter als Feldmarschall und einer Jahrespension von 2000 Talern (F. Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover 1806 bis 1813, Hannover 1893, I 16), kam 1794 zur Regierung und starb am 6. 11. 1816 als erster Großherzog. — Während des Siebenjährigen Krieges hatte er dem Stabe des Herzog Ferdinand angehört und 1762 den Grafen Wilhelm von Lippe-Wückeburg nach Portugal begleitet. — Er war der Vater der Königinnen Luise von Preußen und Friederike von Hannover.

195. Mecklenburg, Ernst Prinz von M.-Strelitz (Bruder von 194), geb. 7. 8. 1742, wurde 1762 Oberst und Chef des Inf. Regts. des Obersten

v. Rhoeben (191), 1763 *GM.*, 25. 5. 1772 *GL.*, 27. 2. 1788 *Gen. d. Inf.* und schied 8. 10. 1802 mit dem Charakter als Feldmarschall mit einer Jahrespension von 6000 Talern (vergl. 195) aus.

196. Plessen, Runo Burchard v., war 1729 Kapitän im *Inf. Regt. d'Amproux*, 1747 Major im *Regt. v. Zastrow*, wurde 1756 Oberstlt. im *Regt. v. Hausß*, 1758 Oberst, 1759, nachdem Oberst v. Rinstow an der am 13. 4. 1759 in der Schlacht bei Bergen erhaltenen Wunde gestorben war, Chef dieses Regiments, 1763 *GM.* und starb 1764. — *D. G.*; *S. R.*

197. Beyso, Friedrich August v., war 1747 Kapitän im *Inf. Regt. v. Oberg*, wurde 1757 Major im *Regt. v. Zastrow*, 1759 Oberstlt. im *Regt. v. Plessen*, 2. 3. 1763 Oberst, erhielt 1766 das Diepholz'sche und, nachdem er 1767 *GM.* geworden war, 1768 auch das Cellesche Landregiment.

198. Otten, Christian, war 1737 Kapitän im *Inf. Regt. v. Behr*, wurde 1746 Major im *Regt. v. Zastrow*, 1752 Oberstlt., 1758 Oberst, 1761, nach dem Tode des *GM. v. Zastrow* (157) Chef dieses Regiments, 1768 *GM.* und starb 18. 12. desselben Jahres zu Hanau.

199. Meding, Ernst August v., auf Horst und Barum im Fürstentume Lüneburg, geb. 12. 1. 1710, war 1747 Kapitän im *Inf. Regt. v. Zastrow*, wurde 1752 Major, 1757 Oberstlt. im *Regt. v. Druhtleben*, 1759 Oberst im *Regt. v. Wangenheim*, 1760 Oberst und Chef des Regiments des *GM. v. Spörden* (122), welcher die Fußgarde erhalten hatte, 1768 *GM.*, 4. 9. 1777 *GL.*, ging 1792 in Pension und starb 28. 12. 1794 zu Eimbeck. — *D. G.*; *S. R.*

200. Behr, Johann Friedrich v., geb. 7. 7. 1716 zu Stellichte bei Walsrode, war 1747 Rittm. im *Reuter-Regt. v. Montigny*, wurde 1756 Major im *Reuter-Regt. des Obersten Karl Gustav v. Dachsenhausen* (162), 1757 Oberstlt. im *Regt. v. Gilten*, 1759 Oberst, 1761 Chef des Regiments des verstorbenen Oberst v. Walthausen (174), 1768 *GM.* und starb 27. 7. 1776 zu Buxtehude. — *D. G.*; *S. R.* — Quelle s. 97.

201. Wense, Ludwig Moriz v. der, geb. 30. 3. 1717, diente zuerst in der Fußgarde, wurde 1747 Kapitän im *Inf. Regt. v. Böselerager*, 1753 Major im *Regt. v. Wangenheim*, 1758 Oberstlt., 1763 Oberst und Chef des Regiments des Obersten v. Behr, 1766 Chef des Lüneburgischen Landregiments, 1768 *GM.* und starb am 24. 10. 1770 auf der Buntenburg bei Lüneburg. — War am 2. 7. 1747 in der Schlacht bei Laffeld verwundet, hatte sich am 20. 8. 1760 bei der Einnahme des Schlosses zu Bentheim und namentlich am 21. 9. 1762 im Gefechte bei der Brücker Mühle ausgezeichnet — Stammbaum des Geschlechtes v. der Wense, 1881 [als Manuskript gedruckt].

202. Bremer, Alexander v., war 1747 Rittm. im *Reuter-Regt. v. Hammerstein*, wurde 1757 Major und im nämlichen Jahre Oberstlt. im *Regt. v. Heden*, 1761 Oberst und Chef des Regiments des pensionierten *GL.*

v. Grotthaus (121), 21. 4. 1770 GM., 5. 9. 1777 GL., ging 1793 in Pension und starb 1798 zu Stade. — D. E.; S. R.

203. Einsingen, Christoph Karl v. (Bruder von 221), geb. 24. 4. 1703, war 1747 Kapitän in der Fußgarde, wurde 1751 Major, kam 1753 zum Regt. v. Soubiron, wurde 1758 Oberstlt., 1761 Oberst und an Stelle des GM. v. Halberstadt (168) Chef, 22. 4. 1770 GM., erhielt 1776, als Prinz Karl von Mecklenburg (194) die Fußgarde übernahm, dessen Regiment, wurde 1783 GL., ging bald darauf in Pension und starb 6. 5. 1785 zu Hameln. — D. E.; S. R.

204. Goldacker, Burchard Rudolf v., war 1747 Kapitän in der Fußgarde, wurde 1751 Major, 1758 Oberstlt., 1760 Oberst, 1761 Chef des Regiments des ausgeschiedenen GM. v. Dreves (164), 1. 5. 1772 GM. und starb im Februar 1783 als Kommandant zu Lüneburg. — D. E.; S. R.

205. Sprengel, August Heinrich v., war 1747 Rittm. im Reuter-Regt. v. Hammerstein, wurde 1757 Major im Regt. v. Pöllnitz, 1758 Oberstlt. im Regt. v. Benz, 1761 Oberst und Chef des Regiments des pensionierten Oberst v. Jüngermann, 1. 5. 1772 GM., 7. 9. 1777 GL. und starb 1786. — D. E.; S. R.

206. Busche, Otto Ernst v. dem, geb. 14. 2. 1726, war 1747 Kapl. Lt. in der Leibgarde, wurde 1757 Major, 1758 Oberstlt., 1761 Oberst, 2. 5. 1772 GM., 1776 Chef des Drag. Regts. des GL. v. Walthausen (174), 1783 GL. und starb am 29. 7. 1787 zu Nörten. — D. E.; S. R.

207. Müller, Johann Vincent v., 1755 Kapitän im Drag. Regt. du Pontpietin, 1757 Major im Regt. v. Bod., 1758 Oberstlt. im Regt. Maximilian v. Breidenbach, 1761 Oberst und Chef des damals von General Ernst August v. dem Busche (88) befehligten Regiments, 3. 8. 1772 GM., starb am 2. 1. 1781. — War 1763 zum Exerzieroberst und 1780 zum Inspekteur der Kavallerie ernannt. — D. E.; S. R.

208. Estorff, Emmerich Otto August v. (Vater von 305), geb. 28. 10. 1722 zu Ebstorf bei Ülzen, wurde 31. 3. 1741 Kornett im Leib-Regt. zu Pferde, 30. 5. 1745 Leutnant, 10. 11. 1748 Kapl. Lt. im Regt. Adelebsen und Oberadjutant, kam 1750 zur Leibgarde, wurde 23. 11. 1753 Rittm., 1. 4. 1757 Brigademajor d. Kav., 27. 12. 1757 Major im Drag. Regt. v. Breidenbach, 24. 9. 1758 GM. und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, 10. 8. 1759 als er die Nachricht vom Siege bei Minden dem König nach England brachte, Oberstlt., 28. 12. 1761 Oberst und Chef der „andern Eskadrons des 1. Kav. Regts.“, 7. 12. 1762 General-Quartiermeister, 18. 4. 1766 Chef des Drag. Regts. v. Bod. (160), 4. 5. 1772 GM., 9. 9. 1777 GL., 1781 Inspekteur d. Kav., starb 19. 10. 1796 zu Northeim. — D. E.; S. R. — Mil. Wochenbl. 1899, Nr. 44.

209. Motte, August de la, 1757 Kapitän im Inf. Regt. v. Wangenheim, 1756 Major im Regt. v. Pleffen, 1758 Oberstlt. im Regt. v. Spörden,

1762 Oberst und Chef des Regiments des pensionierten GM. v. Laffert (190), 25. 5. 1772 GM., 1783 GL., starb 1788. — Schon im Siebenjährigen Kriege hervorgetreten, befehligte er die Brigade, welche von 1775 bis 1783 zur Besatzung von Gibraltar gehörte und bei der Verteidigung der Festung hohen Ruhm erwarb. — E. v. dem Rnefebeck (154), Geschichte der Churhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien, Hannover 1845; A. D. B. XVI, 573.

210. Scharnhorst, Andreas Wilhelm v., geb. 7. 3. 1717 in Alfeld, 1755 Kapitän im Inf. Regt. v. Zastrow, 1757 Major, 1759 Oberstlt. im Regt. v. Schele, 1762 Oberst, kam 1767 in das Regt. v. Ahlefeldt, 1775 in das Regt. v. Meding, wurde 1781 Chef des Regiments des pensionierten GM. v. Estorff (211), 3. 9. 1777 GM. und starb 1783 zu Stade. — D. E.; S. R.

211. Estorff, Rudolf v., geb. 6. 1. 1708 zu Reetz bei Lüneburg, wurde 1733 Leutnant, 1739 Rapt. Lt., 1741 Kapitän, 1745 Major im Inf. Regt. v. Sommerfeld, 1754 Oberstlt. im Regt. v. Hugo, 1758 Oberst, 1759 Chef des Regiments des pensionierten Obersten v. Brund (135), 1776 mit dem Charakter als GM. pensioniert, starb am 2. 9. 1779. — D. E.; S. R.

212. Wersebe, Hans Melchior v., 1747 Kapitän im Inf. Regt. v. Brund, 1753 Major im Regt. de Cheusses, 1758 Oberstlt. im Regt. v. Grote, kam 1762 zum Regt. v. Meding, wurde im selben Jahre Oberst, 1765 in das Regt. v. Estorff versetzt, ging 1776 mit dem Charakter als GM. in Pension, erhielt 1782 das Rakeburgische Garnisonregiment. — Hatte sich im Siebenjährigen Kriege an der Spitze eines Gren. Bats. viel Anerkennung erworben und war am 29. 9. 1762 im Gefechte bei der Brücker Mühle schwer verwundet. — D. E.; S. R.

213. Monroy, Georg v., 1747 Kapitän im Inf. Regt. v. Klinkowström, 1756 Major im Regt. v. Ledebur, wurde 1759 Oberstlt., 1762 Oberst im Regt. Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, ging 1770 mit dem Charakter als GM. in Pension, wurde Amtsvogt zu Beedenbostel bei Celle.

214. Friesenhausen, Ernst Wilhelm Philipp v., geb. 6. 5. 1722, 1740 Fähnrich in der Fußgarde, 1744 Leutnant, 1749 Rapt. Lt., 1761 Major im Regt. Otten, 1766 Oberstlt. im Regt. v. Neben, 1774 Oberst, 1777 GM., ging 1778 in Pension, lebte zu Detmold und starb 13. 11. 1784 zu Blomberg. — D. E.; S. R.

215. Stockhausen, Heinrich Ludwig v., geb. 30. 11. 1714, 1755 Kapitän im Inf. Regt. v. Hardenberg, wurde 1757 Major, errichtete 1759 aus Landleuten vom Solling und aus der Wesergegend ein Schützenbataillon, dazu 1760 eine Schwadron, welche, in einem Korps leichter Truppen vereinigt, gute Dienste leisteten und veranlaßten, daß St., zugleich mit Rücksicht auf sein eigenes Verhalten im Gefechte bei Wilhelmsthal am 24. 6. 1762 zum Oberst befördert wurde, kam 1763 in das Regt. Kielmanssegge, 1765

in das Regt. v. Mebing, wurde 4. 9. 1777 GM., 1781 Chef des Regiments des verstorbenen GL. v. Scheitherr (184), 23. 2. 1788 GL. und starb 4. 10. 1794 als Kommandant von Münden.

216. Sydow, Heinrich Bernhard v., geb. 1711 oder 1712, 1731 Fähnrich im Inf. Regt. v. Wrangel, 1741 Leutnant, 1745 Kapit. Lt., 1747 Kapitän im Regt. v. Spörden, 1757 Major im Regt. v. Oberg, 1759 Oberstlt. im Regt. v. La Chevallerie, 1763 Oberst, 5. 9. 1777 GM., 1782 Chef des Regiments des verstorbenen FM. v. Hardenberg (137), 24. 2. 1788 GL., starb 16. 1. 1789 zu Nienburg. — Befehligte die Brigade, welche von 1775 bis 1782 zur Besatzung der Insel Minorka gehörte. — Quelle s. 209. — D. G.; S. R. — Genealogie der Familie v. S., Berlin 1898.

217. Alten, Ernst Adam Rudolf v., geb. 1718, war 1757 Kapitän im Drag. Regt. v. dem Busche, wurde 1758 Major, 1763 Oberstlt. im Regt. v. Hohenberg, in demselben Jahre Oberst, 1766 in das Drag. Regt. v. Müller versetzt, 1778 mit dem Charakter als GM. pensioniert, starb 1791 zu Dunau bei Hannover.

218. Friedrichs, Kaspar, 1755 Kapit. Lt. im Reuter-Regt. v. Schlütter, kam im Mai 1757 zum Jägerkorps des GM. Graf v. der Schulenburg (120) und 1763 zum 9. Drag. Regt. Königin, wurde 1774 Oberst, 26. 6. 1778 GM., 1781 Chef des Drag. Regts. des verstorbenen GM. v. Müller (207), 25. 2. 1788 GL., 1793 pensioniert und starb 1795 zu Nienburg.

219. Plat, George Josua du, war 1755 Leutnant im Ingenieurkorps, zu dessen Chef er, 1757 Kapitän geworden, 1763 als Major ernannt ward, wurde 1761 Oberstlt., 1774 Oberst, 27. 6. 1778 GM., 26. 2. 1788 GL. und starb 1795 zu Hannover. — S. R.

220. Minnigerode, Johann Friedrich v., vom Melchiorhose zu Sillkerode auf dem Eichsfelde, 1758 Kapitän in der Fußgarde, 1759 Major im Ludwertschen Husarentorps, 1763 Oberstlt. im Drag. Regt. v. Bod, 15. 11. 1776 Oberst, 20. 2. 1779 GM., 1781 Chef des 10. Regts. Prinz von Wallis; starb am 27. 10. 1793 zu Tournay. — D. G.; S. R.; N. — M. N. Frhr. v. Minnigerode: Vivat, crescat, floreat gens M., Breslau 1875.

221. Einsingen, Johann Wilhelm v. (Water von 254), geb. 10. 2. 1724 zu Udra auf dem Eichsfelde, war bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Leutnant im Inf. Regt. v. Post, erhielt am 1. 8. 1757 eine Kompagnie beim Jägerkorps des GM. Graf v. der Schulenburg (120), kam 1763 als Major zum Inf. Regt. v. Block, wurde 1769 Oberstlt. im Regt. Prinz Ernst von Mecklenburg-Strelitz, 2. 10. 1776 Oberst, 21. 2. 1779 GM., 1783 Chef des Regiments des verstorbenen GM. v. Scharnhorst (210 seit 1783 Nr. 12), 1793 GL., starb 16. 5. 1795 zu Lüneburg. — D. G.; S. R.

222. Ramdohr, Georg Wilhelm v., 1755 Mittm. im Leib-Regt., 1759 Major im Reuter-Regt. v. Spörden, 1761 Oberstlt. im Regt. Bremer, 1776 Oberst, 28. 6. 1778 GM., 1781 Chef des Drag. Regts. des ver-

storbenen **Ul. Karl August v. Beltheim** (180), 27. 2. 1788 **Ul.**, starb 1797 zu Verden — **D. G.**; **S. R.**

223. **Hohart, Karl Philipp v.**, war 1747 **Kapt. Lt.** im **Inf. Regt. v. Mandell**, 1755 **Kapitän** im **Regt. v. Block**, 13. 10. 1760 **Oberstlt.** im **Regt. v. Post**, 1774 **Oberst** im **Regt. v. Plessen**, ging am 28. 1. 1778 mit dem Charakter als **GM.** in Pension und starb 1781 in Hameln. — **D. G.**; **S. R.**

224. **Bussche, Georg Wilhelm Daniel v. dem** (Vater von 306, 342 und 344), geb. 24. 7. 1726 zu Münden, 27. 7. 1743 **Fähnrich** im **Inf. Regt. v. Campe** (später **Haus**), 1747 **Leutnant**, 1750 **Kapt. Lt.**, 1755 **Kapitän**, 1759 **Major** im **Regt. v. Schele**, 14. 1. 1762 **Oberstlt.**, 1773 zum **Regt. Hardenberg** versetzt, 1776 **Oberst** und **Chef** des **Regts. Prinz Friedrich**, 29. 6. 1778 **GM.** und **Kommandant** zu **Osnabrück**, 1781 **Chef** des 7. **Inf. Regts.** und **Kommandant** zu **Hameln**, 28. 2. 1788 **Ul.** und **Inspekteur** d. **Inf.**, 13. 2. 1793 **Gen. d. Inf.**, fiel am 11. 12. 1794 als **stellvertretender Oberbefehlshaber** der kurfürstlichen Truppen beim Rückzuge aus den Niederlanden in einem Gefechte an der **Waal**. — **D. G.**; **S. R.**; **H.** — **W. v. Hassell**, **S.** 125 (vergl. 177).

225. **Taube, Jakob Johann Graf v.**, 1755 **Kapt. Lt.** in der **Fußgarde**, 1757 **Kapitän** im **Inf. Regt. v. Spörden**, 1759 **Major**, 1761 **Oberstlt.** in der **Fußgarde**, 1776 **Oberst**, 30. 6. 1778 **GM.**, 1783 **Chef** des 11. **Inf. Regts.**, 29. 2. 1788 **Ul.**, 1795 pensioniert, starb 1799 zu **Lübeck**. — Hatte im **Siebenjährigen Kriege** dem **Stabe** des **Herzogs Ferdinand** angehört, war aber mehrfach mit der Ausführung besonderer Aufträge betraut gewesen.

226. **Arentschildt, Karl Christof Friedrich v.**, geb. 27. 12. 1709 zu **Oldendorf** bei **Stade**, wurde 9. 8. 1732 **Fähnrich** im **Drag. Regt. v. Wendt**, 20. 1. 1741 **Leutnant**, 10. 2. 1747 **Kapt. Lt.**, 5. 9. 1747 **Kapitän** im **Drag. Regt. v. Dachenhausen**, 28. 6. 1757 **Major** im **Reuter-Regt. v. Sölln**, 30. 1. 1759 **Oberstlt.**, 6. 12. 1761 **Oberst** im **Regt. v. Jonquières**, 27. 5. 1777 mit dem Charakter als **GM.** pensioniert, erhielt am 22. 3. 1782 das **Harburgische Garnisonregiment** und starb 16. 9. 1792 zu **Achim**. — **D. G.**; **S. R.**

227. **Uslar, Karl Wilhelm August v.**, geb. 3. 3. 1722 zu **Rehungen** bei **Duderstadt**, 24. 10. 1741 **Fähnrich** im **Inf. Regt. v. Bourdon**, 7. 6. 1745 **Leutnant**, 3. 5. 1752 **Kapt. Lt.**, 30. 1. 1753 **Kapitän**, 19. 8. 1759 **Major** im **Inf. Regt. v. Scheitler**, 9. 7. 1761 **Oberstlt.**, 9. 1. 1776 **Oberst**, 13. 7. 1779 mit dem Charakter als **GM.** pensioniert, erhielt am 2. 3. 1782 das **Mündensche**, 1783 das 2. **Hamelnsche Garnisonregiment** und starb am 5. 8. 1789 zu **Hofgeismar**. — **D. G.**; **S. R.** — **Quelle** s. 8.

228. **Seebach, Christian Friedrich v.**, kam 1759 als **Kapitän** mit dem **Inf. Regt. Sachsen-Gotha** in den kurfürstlichen Dienst, wurde 1761 **Major**, 1772 **Oberstlt.**, 1777 **Oberst**, ging 1786 mit dem Charakter als **GM.** in Pension und starb 1791 zu **Göttingen**. — **S. R.**

229. Hammerstein, Hans Günther Karl v., aus dem Hause Vorten, geb. 17. 12. 1730, am 28. 1. 1746 Kornett im Reuter-Regt. v. Hammerstein, 13. 5. 1749 Leutnant, 10. 5. 1754 Rapt. Lt., 24. 4. 1757 Rittm., 3. 6. 1760 Major im Regt. v. Pöfingen, 24. 1. 1772 Oberstlt. im Regt. Alt-Bremer, 7. 12. 1777 Oberst, 1781 Chef des Regiments des verstorbenen G. Bremer (1783, Nr. 2), welches er 1793 an den Prinzen Ernst (251) abtrat, worauf er das 3. erhielt, wurde 31. 3. 1787 G. M., 3. 8. 1793 G. R. und starb 1795 zu Hannover. — S. R. — Quelle s. 36.

230. Ziegesar, Johann Friedrich v., war 1755 Rapt. Lt. im Drag. Regt. v. Dachenhausen, 1757 Kapitän, wurde 1761 Major im Drag. Regt. v. Bock, 1774 Oberstlt., 10. 12. 1777 Oberst, 1785 mit dem Charakter als G. M. pensioniert und starb 1800 zu Brinkum bei Bremen. — S. R.

231. Schmiedchen, Christian Friedrich, 1755 Rapt. Lt. im Reuter-Regt. v. Schlütter, 1757 Rittm., 1766 Major im Reuter-Regt. v. Bremer, 1. 10. 1775 Oberstlt., 22. 7. 1782 Oberst, 24. 2. 1788 G. M., 1793 pensioniert, lebte in Bremervörde.

232. Busche, Johann Friedrich v. dem, geb. 20. 3. 1732 zu Estorf bei Ulen, war 1755 Kapitän im Drag. Regt. v. dem Busche, wurde 1762 Major im Reuter-Regt. v. Behr, 30. 10. 1775 Oberstlt. im Regt. v. Sprengel, 22. 7. 1782 Oberst, 25. 2. 1788 G. M. und Chef des 5. Regts., 13. 12. 1793 G. R., starb 22. 11. 1795 zu Rienburg. — S. R.; R.

233. Deynhausens, Georg Ludwig Graf v., geb. 10. 5. 1734 zu Hannover, war 1757 Leutnant in der Fußgarde und Oberadjutant, 1759 Kapitän im Drag. Regt. v. Breidenbach, wurde 1761 Major in der Leibgarde, 4. 10. 1775 Oberstlt., 24. 7. 1782 Oberst, 26. 2. 1788 G. M., 1793 Chef des 7. Kav. Regts. (Drag.), 7. 8. 1795 G. R., starb am 1. 3. 1811. — S. R.; R.

234. Pufendorf, Georg Siegmund v., geb. 18. 8. 1715 zu Minden, war 1738 Fähnrich im Inf. Regt. v. Wrangel, 1755 Rapt. Lt. im Regt. v. Staffhorst, wurde 1760 Major im Regt. v. Halberstadt, 1762 Oberstlt., 13. 1. 1776 Oberst, erhielt 1779 das Wendische Landregiment, 1788 das Cellesche und das Diepholzische, ward gleichzeitig zum Inspekteur aller Landregimenter ernannt und starb 1799 zu Döhren bei Hannover. — D. E.; S. R.

235. Dachenhausen, Johann Levin v., geb. 24. 3. 1729 zu Parchim, 1757 Rapt. Lt. im Drag. Regt. v. Dachenhausen, 1758 Kapitän, 2. 12. 1762 Major im Reuter-Regt. v. Behr, 2. 12. 1777 Oberstlt., 20. 6. 1783 Oberst, 18. 10. 1789 G. M., 1793 Chef des 6. Kav. Regts. (Drag.), starb 27. 1. 1803 zu Döhren bei Hannover. — S. R.; R.

236. Hugo, Ernst August v., 1761 Major im Inf. Regt. Hardenberg, 27. 10. 1776 Oberstlt., 1782 Oberst, 1787 Chef des 4. Inf. Regts., starb 1788. — S. R.

237. Mutio, Johann Friedrich v., 1757 Rapt. Lt. im Inf. Regt. v. Ledebur, 1761 Major im Inf. Regt. v. Craushaar, 1763 im Regt. Graf Kiel-

mansege, 4. 12. 1777 Oberstlt. im Regt. v. Scharnhorst, 1783 Oberst, 1788 Chef des 4. Regiments des verstorbenen GM. v. Hugo (236), 19. 10. 1789 GM., starb im Mai 1793 auf dem Marsche nach dem Kriegsschauplatz zu Biliborbe bei Brüssel. — S. R.

238. Bessel, Johann Christian Heimart v., 1757 Kapitän im Inf. Regt. v. Scheither, 1762 Major in der Fußgarde, 1776 Oberstlt. im Regt. v. Wangenheim, 1783 Oberst, 20. 10. 1789 GM. und Chef des 6. Regts., starb 1795 zu Raseburg. — S. R.

239. Malortie, Karl Gabriel Heinrich v., geb. im Dezember 1734, wurde 21. 7. 1752 Fähnrich bei der Fußgarde, 25. 5. 1756 Leutnant, 9. 2. 1759 Kapitän im Drag. Regt. v. Bock, 20. 11. 1763 Major, 9. 12. 1777 Oberstlt., 25. 6. 1783 Oberst, 21. 10. 1789 GM., 19. 3. 1793 GL., im nämlichen Jahre pensioniert, starb am 4. 4. 1798 zu Hannover. — Er hatte im Siebenjährigen Kriege dem Stabe des Herzogs Ferdinand angehört und von 1786 bis 1790 die Prinzen Ernst (251) und Adolf (259) auf die Universität Göttingen begleitet. — Quelle s. 43.

240. Bußmann, Johann Friedrich, war 1747 Leutnant in der Artillerie, wurde 1758 Kapitän, 1762 Major, 16. 11. 1773 Oberstlt. und Kommandeur, ging aber im nämlichen Jahre ab und ward Kommandant zu Harburg. — D. G.; S. R. — Ihm folgte:

241. Trew (spr. Treu), Viktor Lebrecht v., geb. zu Stade 1730, stand zuerst in Braunschweigischen Diensten, in denen er am 1. 8. 1750 Fähnrich, am 4. 6. 1757 Leutnant beim Inf. Regt. v. Zastrow wurde, trat 1. 3. 1758 in die Artillerie, wurde 6. 4. 1759 Kapt. Lt., 3. 10. 1760 Kapitän, 29. 6. 1766 Major, 9. 3. 1781 Oberstlt. und Kommandeur, 2. 7. 1784 Oberst und Chef, 22. 10. 1789 GM., 13. 5. 1798 GL., rückte 1803 in das Feld und ist bald nachher gestorben. — S. R.; R.

242. Beck, Johann v. der, 1757 Kapitän im Inf. Regt. Alt-Zastrow, 13. 4. 1762 Major im Regt. v. Block, kam 1765 zum Regt. v. Ahlefeldt, wurde 9. 10. 1781 Oberstlt., 28. 7. 1786 Oberst und Chef des 5. Inf. Regts., ging 1793 als GM. in Pension und starb 1794 zu Verden. — D. G.; S. R.

243. Wangenheim, Christian Ludwig v., kam als Hauptmann (Patent vom 31. 1. 1759) in letzterem Jahre mit dem Inf. Regt. Sachsen-Gotha, welches seit 1759 am Siebenjährigen Kriege teilgenommen hatte, in den Hannoverschen Dienst, wurde 1. 12. 1762 Major im Reuter-Regt. v. Behr, kam 1776 zum Regt. Bremer (1783, Nr. 2), wurde 11. 2. 1782 Oberstlt., 30. 7. 1786 Oberst, trat 1786 an die Stelle des Obersten Christof August v. Wangenheim (262) in Ostindien, kehrte im November 1792 in das Land zurück, wurde 28. 2. 1793 GM. und Chef des 9. Regts. Königin Leichte Drag. und starb 1. 5. 1794 zu Tournay. — S. R.; D. J.; R. — Quelle s. 138.

244. Maydell, Karl August v. (Sohn v. 177), geb. 1734 zu Stade, wurde 1747 Fähnrich in seines Vaters Inf. Regt., 1757 Leutnant, 1758 Kapl. Lt., 1759 Kapitän im Drag. Regt. Heise, 1762 Major im Leib-Regt., 1781 Oberstlt. im Drag. Regt. v. Hambohr, 10. 17. 1789 Oberst und Chef des 3. Kav. Regts., 27. 2. 1793 GM., 14. 5. 1798 GL. und starb 10. 6. 1802 zu Verden. — S. R.; R. — Quelle s. 117.

245. Wangenheim, Georg Philipp Wilhelm v. (Sohn von 138), geb. 24. 11. 1735 zu Hannover, diente in der Leibgarde, in welcher er am 16. 12. 1762 Major, 1781 Oberstlt., 17. 10. 1789 Oberst, 28. 2. 1793 GM. wurde, ward 1795 Chef des 4. Kav. Regts. und starb 1. 8. 1799 zu Walsrode. — S. R.; R. — Quelle s. 138.

246. Isenbart, Georg Friedrich, war 1757 Fähnrich im Ingenieurcorps, 1759 Leutnant, 1763 Kapitän, wurde 1768 Major, 1782 Oberstlt., 18. 10. 1789 Oberst, 1795 Chef, ging 1796 in Pension und starb 1798 als Kommandant von Harburg. — S. R.

247. Diepenbroick, August Ludwig Friedrich v., geb. 1738 in Westfalen, 1770 Major im Inf. Regt. v. Schele, 1782 Oberstlt., 1783 als solcher in das 11. Regt. versetzt, 19. 10. 1789 Oberst, 1791 Chef des 10. Regts., 1. 3. 1793 GM., 1796 Chef des 11. Regts., 16. 5. 1798 GL. und starb 29. 1. 1805 zu Lüneburg, wo er zuletzt Kommandant gewesen war. — Er befehligte 1803 beim Ausmarsche die Reserve und gehörte zu den am 4. Juli desselben Jahres durch den FM. Graf Wallmoden-Gimborn (177) nach dem Haidefruge berufenen Offizieren, welche die am 5. mit dem General Mortier abgeschlossene Elbkonvention billigten. — Am 18. 7. 1794 war er durch die Kapitulation von Neuport in französische Gefangenschaft geraten. — S. R.; R.

248. Oldershausen, Adolf August Wilhelm v., geb. 27. 4. 1737, 1763 Kapitän im Inf. Regt. Otten, 14. 8. 1770 Major im Regt. Sachsen-Gotha (später 9.), 1782 Oberstlt., 20. 10. 1789 Oberst, 1792 Chef und GM., war 1803 Kommandant zu Göttingen und starb 5. 5. 1806. — S. R.

249. Quernheim, Friedrich Ferdinand v., geb. 6. 10. 1729 zu Münden, trat 1748 in den Dienst, war 1763 Kapitän im Inf. Regt. v. Graushaar, wurde 15. 8. 1770 Major im Regt. v. Bock, 21. 8. 1789 Oberst im 3. Regt., 1792 GM. und Chef des 9. Regts., 24. 5. 1793 Kommandant zu Hamburg und GL., starb 3. 9. 1800 auf einer Reise zu Stade. — S. R.

250. Hammerstein, Rudolf v., aus dem Hause Loxten, geb. 30. 9. 1735 zu Loxten bei Quakenbrück, trat 1751 bei der Fußgarde in den Dienst, war 1763 Kapitän und Brig. Major, wurde 3. 4. 1771 Major im Regt. La Motte, 22. 10. 1781 Oberstlt., 22. 10. 1789 Oberst im 11. Regt., 1792 Chef des 6. Regts., 3. 3. 1793 GM., 17. 5. 1798 GL. und Kommandant zu Nienburg, starb am 4. 11. 1811 zu Schenkendorf bei Erxleben in der Altmark. —

Hatte am Kriege in den Niederlanden seit dem Frühjahr 1793 teilgenommen und führte seit dem Tode des Generals v. dem Bussche (224) das Kommando der Hannoverschen Truppen. Seine glänzendste Waffentat war die in der Nacht vom 30. 4. zum 1. 5. 1794 unter seinem Befehle ausgeführte Selbstbefreiung der Besatzung von Menin. Beim Ausmarsche im Jahre 1803 stand er an der Spitze des Hauptkorps und gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren. — S. R.; R. — Quelle s. 36.

251. Cumberland, Ernst August Herzog von, ein Sohn Königs Georg III. von England (Bruder von 259, Vater von 335), geb. 5. 6. 1771 zu London, trat 17. 3. 1790 als Rittm. beim 9. Drag. Regt. in den Dienst, wurde 23. 2. 1792 Oberst und Chef des 2. Kav. Regts., führte dieses 1793 nach den Niederlanden, stand hier mehrfach an der Spitze größerer Abteilungen, wurde 18. 8. 1794 GM., kehrte, als der Friede geschlossen war, nach England zurück, bestieg am 20. 6. 1837 den hannoverschen Königsthron und starb 18. 11. 1851 zu Hannover.

252. Klendke, Wilhelm Leopold v., aus dem Hause Hämelschenburg (Vater von 322), geb. 3. 12. 1731, war 1756 Leutnant im Inf. Regt. Graf Kielmansegg und während des Siebenjährigen Krieges im Freytagschen Jägerkorps, wurde dann Kapitän im Regt. Sachsen-Gotha, 22. 8. 1773 Major, 24. 10. 1781 Oberstlt., kam 1788 zum 1. Regt., wurde 1. 6. 1792 Oberst, 1793 mit dem Charakter als GM. pensioniert und starb am 8. 8. 1800 zu Hämelschenburg bei Hameln.

253. Scheither, Ludwig Heinrich August v., geb. 1738 zu Osterode, 1763 Kapitän im Inf. Regt. v. Ahlesfeldt, wurde 23. 8. 1773 Major, kam 1776 zum Regt. v. Wangenheim, wurde 26. 11. 1781 Oberstlt., 8. 6. 1792 Oberst., 19. 8. 1794 GM., 23. 1. 1795 Chef des 1. Regts. und Kommandant zu Münden, 3. 10. 1800 GL., erhielt 1803, als er an der Elbe angekommen war, das Kommando des II. Korps, gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren. — S. R.; R.

254. Einsingen, Bernhard Thilo Kurt Eitel v. (Sohn von 221), geb. im April 1736 zu Birkenfelde auf dem Eichsfelde, trat 1747 beim Inf. Regt. v. Graushaar in den Dienst, kam 1757 zum Jägerkorps, dann zum Luchnerschen Husarenkorps und 1. 7. 1763 als Kapitän zum 2. Leichten Drag. Regt. Prinz von Wallis (später 10.), wurde 16. 3. 1774 Major, 28. 10. 1781 Oberstlt., 4. 6. 1792 Oberst, 20. 8. 1794 GM., 4. 11. 1800 GL., kommandierte 1793 die Avantgarde, gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren und starb 18. 2. 1807 zu Schloß Ricklingen bei Hannover. — S. R.; R.

255. Zisenborff, Karl Gustav v., 1763 Kapitän im Inf. Regt. v. Hardenberg, 27. 8. 1776 Major, 31. 10. 1781 Oberstlt., 6. 6. 1792 Oberst, 1792 Chef des 2. Regts., 21. 8. 1794 GM., 1800 GL., starb 1802 zu Osnabrück. — S. R.; G.; R.

256. Hohorst, David Leopold v., 1763 Kapitän im Inf. Regt. Otten, 28. 8. 1776 Major im Regt. v. Scheither, 1. 11. 1781 Oberstlt., 7. 6. 1792 Oberst, 1793 Chef des 5. Regts., ging im Oktober 1797 mit dem Charakter als GM. in Pension und starb 1801 zu Verden. — War 1794 durch die Kapitulation von Mueport in Kriegsgefangenschaft geraten. — S. R.; R.

257. Bothmer, Georg Ludwig v., geb. 5. 10. 1733 zu Besbed, Amt Neustadt am Rügenberge, 1763 Kapitän in der Fußgarde, 20. 9. 1776 Major, 2. 11. 1781 Oberstlt., 8. 6. 1792 Oberst, 20. 11. 1793 Chef des 4. Inf. Regts., 23. 8. 1794 GM., 6. 10. 1800 GL., starb 10. 6. 1804 zu Stade, wo er Kommandant gewesen war. — S. R.; R.

258. Niemeier, Jakob Konrad, geb. 1732, war 1763 als Rittm. vom Luchnerischen Husarenkorps „noch nicht placiert“, kam 24. 6. 1766 als Kapitän zum Drag. Regt. v. Bod, wurde 26. 11. 1777 Major, 5. 11. 1781 Oberstlt., 11. 6. 1792 Oberst, 24. 8. 1794 GM., 1796 Chef des 8. Regiments (Drag.), 7. 11. 1800 GL., blieb 1803 beim Ausmarsche in seinem Standorte Northheim zurück. — S. R.

259. Cambridge, Adolf Friedrich Herzog von, ein Sohn Königs Georg III. von England (Bruder von 251, Vater von 336), geb. 24. 2. 1774 zu London, trat 17. 3. 1790 als Kapitän bei der Fußgarde in den Dienst, nahm als ihr Kommandeur von 1793 bis 1795 am Kriege in den Niederlanden teil, wo er am 7. 9. 1793 bei Hondshoote verwundet wurde, ward am 26. 3. 1794 GM., 24. 8. 1798 GL., war im Jahre 1803 Inspekteur der Kavallerie und der Infanterie, sollte damals den Oberbefehl übernehmen, verließ aber vor dem Abschlusse der Elbkonvention das Land, ward am 19. 12. 1803 zum obersten Chef von „des Königs Deutscher Legion“ ernannt, kehrte, am 26. 10. 1813 Feldmarschall geworden, nach Hannover zurück, wo er seit dem 16. 10. 1816 als General-Gouverneur, seit dem 22. 2. 1831 als Vizekönig, regierte bis nach dem am 20. 6. 1837 erfolgten Tode König Wilhelms IV. sein Bruder (251) als König Ernst August den Thron bestieg und starb am 8. 7. 1851 zu London.

260. Düring, Georg Albrecht, geb. 1731, war 1763 Kapitän im Inf. Regt. v. Bastrow, wurde 3. 12. 1777 Major, 9. 11. 1781 Oberstlt., 29. 11. 1793 Oberst, 1794 Chef des 9. Regts., 1796 mit dem Charakter als GM. pensioniert und Kommandant zu Haseburg, starb 16. 12. 1801 zu Horneburg bei Stade. — S. R.

261. Stedingk, Ludwig Wilhelm Adolf v., geb. 1735 zu Holzhausen in der Grafschaft Ravensburg, war 1763 Kapitän in der Fußgarde, wurde 8. 12. 1777 Major, 13. 11. 1781 Oberstlt. im Regt. v. Heden, 20. 8. 1794 Oberst und Chef des 3. Regts., 30. 10. 1798 GM., rückte 1803 nicht aus, lebte dann zu Hameln. — S. R.; R.

262. Wangenheim, Christof August v., geb. 23. 3. 1741 zu Hannover, wurde 1757 Kornett im Reuter-Regt. v. Heden, kam 1763 aus dem

Ludnerschen Inf. Regt. als Kapitän zum Leichten Drag. Regt. Königin (1783 Nr. 9), wurde 11. 12. 1777 Major, 1781 unter Beförderung zum Oberstlt. Chef des nach Ostindien bestimmten 16. Inf. Regts. (1783 Nr. 15), segelte 1782 ab, kam rechtzeitig zur Teilnahme an der Schlacht bei Cuddalore (13. 6. 1783) an, wurde am 30. 7. 1786 Oberst, kehrte wegen Mißheiligkeiten mit dem ältesten Offizier der entsandten Truppen, dem gleichfalls abgerufenen, unterwegs verstorbenen Oberst Reinbold, 1787 in das Land zurück, ging aus der Untersuchung gerechtfertigt hervor, trat 1788 in Pension, erhielt 1797 den Charakter als GM. und starb am 23. 6. 1830 als „Land- und Schatzrat“ zu Hannover. — S. R.; D. J. — Quelle s. 138.

263. Scheithar, Bernhard Friedrich Rudolf v., geb. 1740 zu Münden, war 1763 Kapitän im Inf. Regt. Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, wurde 6. 6. 1781 Major, kam 1784 zum 8. Regt., ward 17. 10. 1791 Oberstlt., 22. 8. 1794 Oberst, 1795 Chef des 13. Regts. (1802 Nr. 11), 31. 10. 1798 GM. und war 1803 Kommandant von Raseburg. — S. R.

264. Bremer, Georg Friedrich (Sohn von 171, Vater von 379), geb. 1734 zu Celle, 1763 Kapt. Lt. im Drag. Regt. v. Beltheim, 13. 11. 1766 Kapitän im Regt. v. Müller, 19. 1. 1781 Major, kam 1783 zum Regt. v. Estorff, wurde 22. 10. 1791 Oberstlt., 25. 8. 1794 Oberst, 1797 Chef des 5. Drag. Regts., 31. 11. 1798 GM., rückte beim Einmarsche der Franzosen nicht aus und starb am 30. 12. 1803 zu Verden. — S. R.

265. Bülow, Karl Gottlieb v., geb. 6. 7. 1741 zu Giffhorn, trat 1757 bei den Grenadieren zu Pferde in den Dienst, wurde 1758 Leutnant, 1760 Kapt. Lt., 20. 10. 1768 Rittm. in der Leibgarde, 20. 6. 1781 Major, 23. 10. 1791 Oberstlt., 26. 8. 1794 Oberst, 2. 11. 1798 GM. und Chef des 2. Kav. Regts., befehligte 1803 die Kavallerie des Reservekorps und starb 4. 3. 1821 auf dem Oberschloßgute zu Meyernaumburg in der Provinz Sachsen. — P. v. Bülow, Familienbuch, Berlin 1858; Ergänzung 1873.

266. Kuntze, Friedrich Christof, war 1757 Fähnrich im Ingenieurkorps, 1763 Kapt. Lt., wurde 7. 11. 1766 Kapitän, 24. 6. 1783 Major, 24. 10. 1791 Oberstlt., 22. 1. 1795 Oberst, 1796 Chef, 30. 11. 1800 GM., starb 1821 zu Hannover. — Während des Krieges in den Niederlanden General-Quartiermeister, gehörte 1803 zu den unter 247 bezeichneten Offizieren. — S. R.; M.

267. Plat, Johann Wilhelm du, war 1763 Kapt. Lt. im Inf. Regt. v. Kielmanssegge, 4. 7. 1766 Kapitän im Regt. Prinz Friedrich, 20. 4. 1786 Major, 30. 10. 1791 Oberstlt., 23. 1. 1795 Oberst und Chef des 7. Regts., Inspekteur d. Inf., was er bis 1801 blieb, 1. 12. 1800 GM., 1803 GL. und gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren. — S. R.

268. Saffe, Ernst v., war 1763 Kapt. Lt. im Inf. Regt. v. Zastrow, 10. 7. 1766 Kapitän, 23. 4. 1786 Major im 2. Regt., 2. 11. 1791 Oberstlt., 24. 11. 1796 Oberst und Chef des 10. Inf. Regts., 1800 GM., starb 1801 zu Lüneburg. — S. R.

269. Hake, Adolf Christof v., geb. 3. 9. 1747 zu Hannover, wurde 16. 4. 1762 Fähnrich in der Fußgarde, 4. 3. 1769 Leutnant, 30. 4. 1773 Rapt. Lt., erhielt 1774 eine Kompagnie im Inf. Regt. v. Wangenheim, wurde 25. 4. 1789 Major im 6. Regt., 26. 3. 1793 Oberstlt. und Flügel-Adj. des Höchstkommandierenden, General v. Freytag (176), aber schon bald durch einen vor Valenciennes erlittenen Sturz mit dem Pferde genötigt in das Land zurückzukehren, war für den Felddienst unbrauchbar, daher in der Kriegskanzlei verwendet, 4. 2. 1797 Oberst, 3. 12. 1800 GM., nach dem Aufhören der Fremdherrschaft Vizepräsident der Kriegskanzlei und Gen. d. Inf. 1823 pensioniert, am 21. 6. 1825 zu Hameln gestorben. — St. H. 1826; W. v. Hassell, Das Kurfürstentum Hannover, Hannover 1894, S. 134; A. v. Hake, Geschichte der Föhrn. v. Hake in Niedersachsen, Hameln 1887, S. 207.

270. Hattorf, Ernst Friedrich v., geb. 1739 zu Uslar, wurde im März 1757 Fähnrich im Drag. Regt. v. Heimbürg, November 1758 Leutnant, September 1761 Rapt. Lt., 15. 2. 1774 Rittm. im Regt. Alt-Bremer, 30. 8. 1788 Major im 5., 14. 11. 1793 Oberstlt. im 6. Drag. Regt., 9. 2. 1797 Oberst, 1798 Chef des 9., 4. 12. 1800 GM., 1803 Chef des 6. Drag. Regts., mit welchem er in das Feld rückte, starb 1. 4. 1807 zu Göttingen. — S. R.

271. Drechsel, Friedrich Karl v., geb. 12. 8. 1740 zu Battenberg in Hessen-Darmstadt, 1757 Fähnrich in der Fußgarde, 1760 Leutnant, 1772 Rapt. Lt., 12. 11. 1773 Kapitän, 21. 6. 1789 Major, 20. 11. 1793 Oberstlt., 1. 8. 1797 Oberst, 18. 8. 1799 Chef des 14. Regts., welches 1802 die Nr. 12 erhielt, 5. 12. 1800 GM., trat am 21. 1. 1806 als kommandierender Oberst des 7. Linien-Bats. in die R. D. L., wurde 4. 6. 1811 GL., 1815 Gen. d. Inf., 1816 Kommandant von Hannover und starb hier am 12. 1. 1827. — Wurde 10. 1. 1795 bei Elst an der Waal gefangen genommen, gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren, befehligte 1807 ein auf der Insel Hügen gelandetes Korps. — S. R.; R.; D. — B. 166; St. H. 1828; N. Nekr. V 2, Almenau 1829.

272. Wense, Ernst August v. der, geb. 1749 zu Elbingen bei Celle, wurde 18. 4. 1775 Kapitän in der Fußgarde, 23. 4. 1792 Major im 3. Inf. Regt., 26. 11. 1793 Oberstlt., 26. 3. 1799 Oberst, 30. 11. 1801 Chef des 10. Regts., 1803 GM., starb 29. 7. 1811 zu Celle. — S. R.; R. — Quelle s. 201.

273. Hassell, Jeremias v. (Bruder von 300, Vater von 434), geb. 13. 1. 1745 zu Eysfel bei Verden, kam am 13. 1. 1761 aus dem Georgianum als Fähnrich zur Fußgarde, wurde 6. 8. 1762 Leutnant, 18. 4. 1775 Rapt. Lt., 10. 4. 1776 Kapitän, 17. 3. 1791 Major, 28. 11. 1793 Oberstlt. im 4. Inf. Regt., 27. 3. 1799 Oberst, im Juni 1802 Chef des 5. Regts., 1803 GM., gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren, war nach dem Aufhören der Fremdherrschaft kurze Zeit Kommandant von Stade und starb am 22. 2. 1822 zu Gifhorn. — Hatte 1802 die Truppen befehligt, welche das Bistum Osnabrück in Besitz nahmen. — S. R.; R.

274. Schulte, Otto v., geb. 1744 zu Burg Sittensen im Amte Zeven, trat beim 7. Inf. Regt. in den Dienst, wurde am 31. 1. 1777 Rittm. in der Leibgarde, 20. 3. 1791 Major, 31. 12. 1793 Oberstlt., 29. 3. 1799 Oberst, 20. 8. 1799 Chef des 4. Kav. Regts., 1803 GM., gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren, trat 21. 1. 1806 als kommandierender Oberst des 2. Drag. Regts. in die R. D. L., schied 4. 8. 1810 aus und starb 2. 8. 1826 zu Burg Sittensen. — S. R.; N. — B. 142.

275. Schwarzburg-Sondershausen, Johann Karl Günther, Prinz von, geb. 24. 6. 1772 zu Sondershausen, wurde am 3. 10. 1789 Kapitän im 6. Inf. Regt., 3. 1. 1794 Major, 21. 8. 1795 Oberstlt. im 8. Regt., 12. 1. 1801 Oberst, 1802 Chef desselben Regiments, befehligte 1803 eine Brigade, gehörte zu den unter 247 bezeichneten Offizieren, erhielt 1823 den Charakter als GL. und starb am 16. 11. 1842.

F. Des Königs Deutsche Legion, 1803 bis 1816.

276. Vinzingen, Karl Christian (seit 17. 1. 1816 Graf) v., geb. 6. 1. 1742, wurde 1756 Kornett im Kav. Regt. v. Hammerstein, 1758 Sek. Lt. bei den Freytagschen Jägern zu Pferde, kam 1763 zum 9. Drag. Regt., wurde 1773 Pr. Lt., 9. 2. 1777 Kapitän, 1791 Major, führte als solcher 1793 das Regiment in das Feld, ward 26. 8. 1794 bei Goirle verwundet und gefangen, 21. 4. 1795 Oberstlt., 6. 1. 1801 Oberst, 18. 8. 1804 GM. und kommandierender Oberst des 1. Hus. Regts. der R. D. L., 4. 6. 1811 GL., 14. 3. 1815 General, 1. 3. 1816 Inspekteur d. Kav. und starb 5. 9. 1830 zu Herrenhausen. — Bath 2, G. 1. — S. R., N., D. — B. 38. — St. H. 1831; Spangenberg's Archiv 1831, 4. Heft; B. v. L. u. G., S. 378.

277. Wallmoden Gimborn, Ludwig Graf v., (Sohn von 177), geb. 6. 2. 1769 zu Wien, 2. 6. 1784 Sek. Lt. in der Leibgarde, 3. 10. 1790 als solcher in das preussische Drag. Regt. v. Tschirschy (Nr. 11), 23. 8. 1792 zu Wolfradt Hus. (Nr. 6), im August 1795 als Rittm., mit dem bei Kaiserslautern erworbenen Orden pour le mérite ausgezeichnet, 1796 als Rittm. im Hus. Regt. Vecsey in das österreichische Heer getreten, 21. 1. 1813 GL. und kommandierender Oberst des 1. Leichten Drag. Regts. der R. D. L., 1813/14 Oberbefehlshaber an der Niederelbe, 24. 6. 1814 ausgezeichnet, um in den k. k. österreichischen Dienst zurückzukehren, am 20. 3. 1862 als Gen. d. Kav. im Ruhestande zu Wien gestorben. — Bath 2, G. 1. — B. 142. — J. Hirtenfeld, Militär-Maria Theresia-Orden, Wien 1852; A. D. B. XL, 761; E. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Oesterreich, 52. Band, Wien 1885.

278. Decken, Friedrich (seit 17. 8. 1833 Graf) v. der, geb. 25. 5. 1769 zu Langwedel, 1784 Kadett im 13. Inf. Regt., 18. 6. 1789 Fähnrich, als solcher

1790 zur Fußgarde, 17. 3. 1791 Leutnant im 3. Inf. Regt., 26. 7. 1796 Kapitän im Generalstabe, 17. 4. 1801 Major, erhielt 28. 7. 1803 als Oberstlt. ein englisches Patent zur Werbung eines Korps von Ausländern, welches am 19. 12. 1803 mit dem von Major Halkett (291) errichteten Bataillone zur Bildung der R. D. L. vereinigt wurde, zu deren Gen. Adj. er 17. 11. 1803 ernannt war, blieb in dieser Verwendung und als kommandierender Oberst des Art. Regts. bis zur Auflösung der R. D. L., war 14. 10. 1805 Brig. Gen., 25. 7. 1810 GM., 4. 6. 1814 GL. geworden, führte 1815 ein hannoversches Reservekorps nach den Niederlanden, kehrte als Chef der Artillerie und des Jng. Korps in den hannoverschen Dienst zurück, wurde 6. 9. 1816 General-Feldzeugmeister, 15. 7. 1833 pensioniert und starb 22. 5. 1840 zu Hannover. — G. 1; R., D., N. — B. 18. — Die Familie v. der Decken, Hannover 1865, Note 5.

279. Drieberg, Ernst Georg v., geb. 1747 zu Hastedt bei Stade, trat 1766 beim Inf. Regt. des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz in den Dienst, wurde 25. 4. 1783 Kapitän, 6. 4. 1804 Major im 2. Gren. Bat., 6. 5. 1797 Oberstlt. im 9. Inf. Regt., 1. 4. 1804 Oberst im 5. Linien-Bat. der R. D. L., 1808 Brig. Gen., 9. 6. 1810 pensioniert und starb am 3. 1. 1832 zu Celle. — S. R., G., R., D. — B. 178.

280. Plat, Peter Josef du, geb. 16. 2. 1761 zu Jork im Alten Lande, trat 17. 9. 1774 als Kadett beim Inf. Regt. Prinz Friedrich in den Dienst, wurde 1776 Fähnrich im Jng. Korps, kam 1778 als solcher zum 9. Drag. Regt., wurde 13. 9. 1779 Sek. Lt. 26. 2. 1782 Pr. Lt., ging 1781 mit dem 15. Inf. Regt. nach Ostindien, wurde hier 26. 11. 1784 Kapitän, kam 1792 zurück, 30. 1. 1794 Major im 6. Inf. Regt., 9. 8. 1799 Oberstlt. im 1. Inf. Regt., trat 18. 9. 1804 in die R. D. L., wurde 1808 Brig. Gen., 18. 7. 1810 GM., war bei der Auflösung kommandierender Oberst des 8. Linien-Bats., erhielt 1823 den Charakter als GL. und starb 19. 3. 1824 zu Celle. — D. J., R., D., M. 1808—16. — B. 112. — St. H. 1825.

281. Beltheim, August v. (Sohn von 173), geb. 13. 7. 1754 zu Beyenrode bei Fallersleben, trat 1769 beim 5. Inf. Regt. in den Dienst, kam 2. 3. 1770 als Leutnant zur Leibgarde, wurde 11. 10. 1783 Kapitän im 7. Drag. Regt., 12. 2. 1794 Major, 23. 7. 1799 Oberstlt. im 1. Kav. Regt., 17. 4. 1804 Oberst im 2. Drag. Regt. der R. D. L., 1805 Oberst, 25. 8. 1809 Brig. Gen., 19. 5. 1810 kommandierender Oberst des 3. Hus. Regts., 25. 7. 1810 GM., war bei der Auflösung kommandierender Oberst des 2. Drag. Regts., 1816 als GL. pensioniert, gest. 15. 2. 1829 zu Hildesheim. — R. — B. 33. — N. Refr. V 2. Jmenau 1829.

282. Langwerth, Ernst Eberhard Runo L. v. Simmern, geb. 20. 7. 1757 zu Hannover, wurde 1769 Fähnrich bei der Fußgarde, 16. 9. 1777 Leutnant, 7. 12. 1784 Kapitän im 8. Inf. Regt., 26. 5. 1795 Major im 13., 19. 9. 1799 Oberstlt. in der Fußgarde, 14. 11. 1803 kommandierender Oberst des 1. Linien-

Bats. der K. D. L., 1808 Brig. Gen., fiel 28. 7. 1809 in der Schlacht bei Talavera de la Reyna, worauf ihm die englische Nation in der St. Pauls-Kathedrale zu London ein Denkmal setzte. — K., D., P. 1808/9. — B. 153. — A. D. B. XVII.

283. Löw von Steinfurt, Sigismund v., geb. 7. 11. 1757 zu Staden in der Wetterau, 1. 4. 1774 Fähnrich in der Fußgarde, 5. 10. 1778 Leutnant, 8. 12. 1787 Kapitän, 15. 8. 1794 Major, 8. 12. 1802 Oberstlt., 20. 12. 1804 kommandierender Oberst des 4. Linien-Bats. der K. D. L., 25. 7. 1810 GM., beim Rücktritte in den hannoverschen Dienst pensioniert, 11. 2. 1817 GL., 1838 General, gest. 16. 7. 1846 zu Löwenruhe bei Offenbach. — Bath 2, G. 2. — K., D., P. 1808—12. — B. 88. — St. J. 1848; N. Nekr. XXI. 2, Weimar 1848; vergl. 91.

284. Honstedt, August v., 26. 10. 1779 Sek. Lt. in der Fußgarde, 28. 11. 1784 Kapitän im 14. Inf. Regt., 14. 4. 1794 Maj., 16. 9. 1799 Oberstlt., kam 1803 als solcher zum 2. Inf. Regt., trat 15. 12. 1804 in die K. D. L., in welcher er 1808 zum Brig. Gen., 25. 7. 1810 zum' GM. befördert wurde und zuletzt kommandierender Oberst des 6. Linien-Bats. war, beim Rücktritte in den hannoverschen Dienst pensioniert, starb 31. 10. 1821 zu London. — G. 2. — D. J., K., D., M. 1808—16; P. 1812—13. — B. 101.

285. Alten, Karl August (seit 21. 7. 1815 Graf) v. (Bruder von 288), geb. 21. 10. 1764 zu Wilkenburg bei Hannover, kam 1776 als Page in das Georgianum, wurde 1781 Fähnrich in der Fußgarde, 15. 4. 1785 Leutnant, 18. 8. 1794 Kapitän, 30. 10. 1795 Major, 10. 8. 1802 Oberstlt., 16. 11. 1803 Kommandeur des 1. leichten Bats. der K. D. L., 22. 12. 1804 Oberst, 1808 Brig. Gen., 25. 7. 1810 GM., war 1815—18 kommandierender General des Okkupationskorps in Frankreich, wurde 26. 9. 1816 General, 4. 12. 1818 Inspekteur d. Inf., gest. 20. 4. 1840 als General-Inspekteur der Armee und Kriegsminister auf einer Reise zu Bozen. — Befehligte in den Kämpfen von 1808 bis 1814 vielfach größere aus englischen und Legionstruppen gemischte Abteilungen, sowie während des Feldzuges vom Jahre 1815 sämtliche Hannoverische und Legionstruppen. — Bath 2, G. 1. — K., D., P. 1808—13, S. 1809, S. J. 1813/14, N. u. W. — St. J. 1841; N. Nekr. XV 1, Weimar 1842.

286. Bock, Georg v., geb. 1755 zu Elze, wurde, nachdem er seit 1774 zuerst beim 5., dann beim 13. Inf. Regt. gestanden hatte, 29. 11. 1779 Sek. Lt. in der Leibgarde, 9. 12. 1783 Rittm., 13. 2. 1794 Major, 24. 7. 1799 Oberstlt., gehörte zu den Unterhändlern der am 3. 6. 1803 zu Eulingen abgeschlossenen Konvention, trat 21. 4. 1804 als kommandierender Oberst des 1. Drag. Regts. in die K. D. L., wurde 25. 7. 1810 GM. und ertrank am 21. 1. 1814 durch Schiffbruch bei der Überfahrt von Spanien nach England. — Unter seinem Kommando erfolgte am 23. 7. 1812 bei Garzia Hernandez der Angriff der beiden Drag. Regtr. der K. D. L., später Hannoverischen

Für. Regtr., welcher diesen das gleichnamige Motto eintrug. — R., P. 1812 bis 13, S. J. 1813. — B. 134.

287. Barsje, Adolf v., geb. 1749, wurde 2. 11. 1774 Leutnant im Inf. Regt. Prinz Friedrich, 28. 3. 1788 Kapitän, 17. 8. 1794 Major im 10. Inf. Regt., 19. 8. 1802 Oberstlt. im 9. Inf. Regt., trat 15. 11. 1803 in die K. D. L., wurde 21. 12. 1804 kommandierender Oberst des 2. Linien-Bats., 25. 7. 1810 GM., beim Rücktritte in den hannoverschen Dienst als GL. pensioniert, 19. 5. 1834 zu Hannover gestorben. — R., D., M. 1806/7, 1813/14. — B. 75.

288. Alten, Adolf Victor Christian Jobst v., (Bruder von 285), geb. 2. 11. 1755 zu Burgwedel bei Hannover, trat im April 1770 beim 2. Inf. Regt. in den Dienst, wurde 5. 8. 1774 Sek. Lt. in der Leibgarde, 15. 11. 1785 Rittm., 23. 7. 1794 Major, 3. 12. 1802 Oberstlt. im 4. Kav. Regt., trat 15. 11. 1803 in die K. D. L., in welcher er am 19. 12. 1804 zum Oberst, 25. 7. 1810 zum GM. befördert ward, wurde 1. 3. 1816 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 16. 4. 1818 GL., starb 23. 8. 1820 zu Dsnabrück als kommandierender Oberst des 2. Hus. Regts. — Schwer verwundet 22. 7. 1812 bei Salamanca. — G. 2. — R., D., S., P. 1811—13, R. u. W. — B. 45.

289. Hinüber, Heinrich v., geb. 1767 zu London, 1781 Fähnrich und im nämlichen Jahre Leutnant im 14. Inf. Regt., 6. 4. 1788 Kapitän, 26. 10. 1798 Major im 6., 9. 11. 1803 im 1., 18. 6. 1804 Oberstlt. und Kommandeur 3. Linien-Bats. der K. D. L., 1805 Oberst, 4. 6. 1811 GM., bei der Auflösung kommandierender Oberst des 3. Linien-Bats., 1. 3. 1816 Kommandeur der 3., 1. 4. 1820 der 2. Inf. Brigade, 17. 4. 1818 GL., 18. 2. 1831 Kommandeur der 2. Inf. Div., daneben Bevollmächtigter für das X. Armeekorps bei der Bundesversammlung zu Frankfurt, wo er am 2. 12. 1833 starb. — Bath 2, G. 2. — D. J., R., D., M. 1808—13, S. J., R. — B. 82. — St. H. 1835.

290. Dörnberg, Wilhelm v., geb. 14. 4. 1768 zu Hausen bei Hersfeld, hatte in landgräfllich hessen-casselschen Diensten an den Revolutionkriegen und in preussischen am Feldzuge von 1806 teilgenommen, war dann westfälischer Oberst und seit 28. 2. 1809 Kommandeur des Garde-Jäger-Bats., seit 25. 9. 1809 Kommandeur des Hus. Regts. im braunschweigischen Korps gewesen, trat 1. 1. 1812 als GM. in die K. D. L., bei deren Auflösung er kommandierender Oberst des 1. Drag. Regts. war, wurde 1. 3. 1816 Kommandeur der 1. Kav. Brig., 18. 4. 1818 GL., 23. 9. 1831 pensioniert und starb 19. 3. 1850 zu Münster als hannoverscher Gesandter beim russischen Hofe. — Schwerverwundet am 18. 6. 1815 bei Waterloo. — Bath 2, G. 1. — R., D., R. u. W. — B. 27.

291. Falkett, Colin (Bruder von 313), hatte in holländischen Diensten die Revolutionskriege mitgemacht, war 1799 in das englische 3. Inf. Regt. (The Buffs), dann in die Brigade des Prinzen von Oranien getreten, erhielt

gleichzeitig mit v. der Decken (279) ein Patent zur Anwerbung eines Bataillons, mit welchem er als Oberstlt. am 19. 12. 1803 in die R. D. L. übergang, gehörte dieser, seit 1. 1. 1812 Oberst, 25. 3. 1814 Brig. Gen., 4. 6. 1814 GM., zuletzt kommandierender Oberst des 2. Leichten Bats. an, lehrte 1816 in englische Dienste zurück und starb 24. 9. 1856 als General und Gouverneur des Hospitals zu Chelsea. — Am 23. 10. 1812 verschaffte die ausgezeichnete Haltung der von ihm befehligten leichten Inf. Brig. der R. D. L. den beiden leichten Bataillonen und deren Nachfolgern das Motto „Venia de del Pozo“. Schwerverwundet am 18. 6. 1815 bei Waterloo. — Bath 2, G. 2. — D., S., P. 1808—13; S. F. 1813; N. u. W. — B. 63.

292. Ompteda, Christian v., geb. 26. 11. 1765 zu Ahlden a. d. Aller, 23. 5. 1780 beim Inf. Regt. Stockhausen in den Dienst getreten, wurde am 29. 12. 1787 Leutnant in der Fußgarde, 4. 10. 1793 Kapitän, trat 13. 11. 1803 in die R. D. L., wurde 4. 6. 1813 kommandierender Oberst des 5. Linien-Bats. und fiel 18. 6. 1815 bei Waterloo an der Spitze einer von ihm befehligten Brigade. — N., B., M. 1806/7, P. 1813, S. F. N. u. W. — B. 153; — L. Frhr. v. Ompteda, Ein englisch-hannoverscher Offizier vor hundert Jahren, Leipzig 1892; A. D. B. XXIV, 353.

**G. Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg (Hannover),
seit 1814 Königreich Hannover.
1813 bis 1886.**

293. Wellington, Arthur Herzog von, geb. 1. 5. 1769 zu Dangan-Castle in der Grafschaft Meath (Irland), 21. 6. 1813 FM., gest. 14. 9. 1852 zu Walmer-Castle bei Dover.

294. Rielmansegge, Ludwig Friedrich Graf v. (Sohn von 136, Bruder von 295, 325 und 363), geb. 17. 10. 1765, hatte von 1792 bis 1795 im Heeresverwaltungsdienste den Feldzügen in den Niederlanden beigewohnt, war 1803 Kriegsrath, wurde im Frühjahr 1813 GM. und ad latus des Kommandierenden der Hannoverian Levies (Jacobi, 198), des Generals Grafen Ludwig v. Wallmoden-Gimborn (277), seines Schwagers, diente aber nicht mit der Waffe, war dann bis 1838 Oberstallmeister und starb 30. 6. 1850 zu Gülzow im Herzogtum Lauenburg. — G. 1. — Quelle s. 136.

295. Rielmansegge, Friedrich Otto Gotthard Graf v., geb. 15. 12. 1768 (Enkel von 136, Bruder von 294, 325 und 363), nahm als Freiwilliger im landgräfl. hessischen Drag. Regt. Prinz Friedrich am Revolutionskriege teil, trat 1813 als Oberst und Chef an die Spitze eines durch den Jagdjunker v. Düring errichteten, dann nach R. benannten Jägerkorps, rückte 1815 als GM. und Kommandeur der 1. Inf. Brig. in das Feld, wurde 1. 3. 1816 Kommandeur der 1. Inf. Brig., 19. 4. 1818 GL.,

30. 3. 1827 daneben Kommandant von Hannover, 28. 2. 1831 als Kommandeur der 1. Inf. Brig. aus dem Frontdienste geschieden, 5. 6. 1839 General, starb 18. 7. 1851 zu Hannover. — G. 1. — Quelle s. 136.

296. Schmidt ab Altenstadt, Georg Ludwig Siegmund, geb. 19. 9. 1738 zu Hof (Bayreuth), 23. 5. 1757 Fähnrich im Drag. Regt. Heimbürg, 11. 12. 1777 Kapitän, 10. 11. 1792 Major, 22. 4. 1795 Oberstlt., 7. 1. 1801 Oberst des nämlichen Regiments, 1814 als GM. pensioniert, starb 6. 4. 1823 zu Göttingen. — S. R. — St. H. 1824; v. Sichert, IV. 93.

297. Reizenstein, Christof Karl, geb. 1743 zu Konradsreuth bei Bayreuth, trat 1758 bei den Grenadieren zu Pferde in den Dienst, 14. 2. 1777 Rittm. in der Leibgarde, 11. 11. 1792 Major im 5. Drag. Regt., 24. 4. 1795 Oberstlt. im 4. Kav. Regt., 8. 1. 1801 Oberst, 1815 als GM. pensioniert, starb 1820 zu Bassum, Amt Freudenberg. — G. 3. — S. R., R.

298. Wendstern, Ernst Joachim Gottlieb v., geb. 1752 zu Celle, 17. 6. 1768 Pr. Lt. im Drag. Regt. v. Sprengel, 12. 3. 1781 Kapitän im Drag. Regt. Prinz von Wallis, 26. 4. 1795 Oberstlt. im 7. Drag. Regt., 9. 1. 1801 Oberst, 1814 als GM. pensioniert, 1821 als Platzkommandant zu Hildesheim gestorben. — S. R., R.

299. Dzierzanowski, Janach Bogislav v., geb. 1743 zu Camierz, im späteren Südpreußen, war Page am braunschweigischen Hofe, trat 1760 beim Hus. Regt. Luckner in den Dienst und kam 1763 als Leutnant in das Drag. Regt. Prinz Wallis, wurde 11. 9. 1779 Kapitän, 9. 12. 1793 Major im 4. Kav. Regt., 28. 11. 1796 Oberstlt. im 2., 7. 12. 1802 Oberst, war 1803 Kommandeur der 2. Kav. Brig., wurde 1814 als GM. pensioniert und starb am 28. 6. 1831 als Kommandant zu Celle. — G. 3. — S. R., R. — St. H. 1832; Spangenberg's Archiv 1832, 4. Heft; Neuer Nekrolog IX, 1. Ilmenau 1833.

300. Hassell, Franz Wilhelm v. (Bruder von 273, Vater von 435), geb. 28. 3. 1752, 1767 Kadett in der Fußgarde, 1768 Fähnrich, 13. 12. 1773 Leutnant, 28. 2. 1782 Kapitän, 1792 Major im 5. Inf. Regt., 6. 12. 1796 Oberstlt., 1802 mit dem Charakter als Oberst ausgeschieden und Droßt des Amtes Ricklingen, 1814 Titulär-GM., 1815 Droßt des Amtes Ahlden, wo er 21. 3. 1827 starb. — 19. 7. 1793 durch die Übergabe von Nieuport in Gefangenschaft geraten, im selben Jahre ausgewechselt. — W. v. Hassell, Das Kurfürstentum Hannover, Hannover 1894, S. 439; St. H. 1828.

301. Hedemann, Hartwig Johann Christof (Vater von 446), geb. 24. 10. 1756 zu Schleswig, 9. 3. 1775 Fähnrich im Inf. Regt. v. Bock (1783 Nr. 4), 2. 5. 1787 Leutnant, 7. 10. 1793 Kapitän im Generalstabe, nach Beendigung der Revolutionskriege mit dem Charakter als Oberstleutnant ausgeschieden, Ende 1813 als Kommandant von Hannover wieder eingetreten, errichtete im Winter 1813/14 das leichte Feld-Bat. Calenberg, befehligte dann

vorübergehend eine Inf. Brig., wurde 4. 7. 1816 von neuem Kommandant von Hannover und starb als GM. in demselben Jahre.

302. Jonquières, Karl Friedrich v. (Sohn von 182), 1771 zu Celle geboren, 6. 4. 1784 Kornett im 2. Kav. Regt., 3. 2. 1794 Kapitän im 7. Drag. Regt., trat 20. 4. 1804 in das 2. Drag. Regt. der R. D. L., in welchem er 7. 5. 1810 Major wurde und bei der Auflösung Oberst war, erhielt 7. 9. 1816 den Charakter als GM. und starb 12. 12. 1831 zu Platte bei Lüchow. — 11. 8. 1812 bei Las Rosas gefangen. — Bath 3, G. 3. — R.; P. 1812; N. u. W. — B. 33.

303. Bennigsen, August Christian Ernst v. (Vater von 398), geb. 9. 1. 1765 zu Allendorf, hatte in hessischen und preussischen Diensten gestanden (Orden pour le mérite für Mainz 1793) und 1807 als Major den Abschied genommen, trat 1813 in den hannoverschen Dienst, errichtete ein nach ihm genanntes Bataillon, wurde 6. 6. 1814 Oberstlt., 18. 3. 1815 Kommandeur der 1. Brig. des Reservekorps und ertrank 1. 9. 1815 bei Ostende.

304. Arentschildt, Friedrich v. (Vater von 409), geb. 12. 6. 1755 zu Winsen a. d. Aller, trat 1770 beim 1. (Leib-) Kav. Regt. in den Dienst, wurde 16. 7. 1779 Pr. Lt., 14. 2. 1792 Rittm., erhielt 5. 2. 1794 eine Kompagnie im 10. Drag. Regt., wurde 17. 11. 1798 Major, 12. 11. 1803 als solcher im 1. Hus. Regt. der R. D. L. angestellt, in welcher er, am 22. 10. 1805 zum Oberstleutnant, 26. 1. 1814 zum Oberst befördert, bei der Auflösung kommandierender Oberst des 3. Hus. Regts. war, wurde 12. 3. 1816 GM. und Kommandeur der 2. Kav. Brig., starb 10. 12. 1820 zu Northeim als kommandierender Oberst des 3. Hus. Regts. — Das von ihm kommandierte 1. Hus. Regt. brachte, in Anerkennung der Leistungen der Schwadronen des Rittm. Ernst Poten (gest. 24. 6. 1838 als Oberstlt. und Kommandant zu Göttingen) und Georg Bergmann (gest. an seinen Wunden 17. 10. 1811) am 25. 9. 1811 das Motto „El Bodon“ aus dem Felde zurück. — Bath 2, G. 2. — R., D., P. 1809—13; S. J. 1813/14; N. u. W. — B. 50.

305. Estorff, Albrecht v. (Sohn von 208), geb. 4. 9. 1766 zu Beerffen bei Uelzen, 26. 8. 1775 Fähnrich im Drag. Regt. seines Vaters, 31. 8. 1781 Leutnant, 5. 6. 1787 Kapitän und Oberadjutant d. Kav., 1792 Kompagniechef im 10. Drag. Regt., 1794 Brigademajor d. Kav. und General-Quartiermeister, 24. 10. 1798 Major im 9. Drag. Regt., war 1803 Oberadjutant der Kavallerie, trat 19. 5. 1804 in die R. D. L., schied 20. 6. 1807 als Oberstlt. 3. Hus. Regts. aus, weil die westfälische Regierung mit Einziehung seines Grundbesitzes drohte, errichtete am 24. 3. 1813 das Lüneburgische Hus. Regt. (1866 Regt. Kronprinz-Drag.), wurde im Mai 1814 Oberst, 13. 3. 1816 GM., 28. 2. 1831 mit dem Charakter als GL. pensioniert und starb 19. 3. 1840 zu Beerffen. — G. 2. — R., N., N. u. W. — B. 147. — St. 5. 1841.

306. Busche, Louis v. dem (Sohn von 224, Bruder von 342 und 344), geb. 16. 3. 1772 zu Osnabrück, 7. 1. 1785 Fähnrich im 2. Inf.

Regt., 19. 3. 1793 Leutnant, 4. 2. 1794 Stabs-Kapt., Kompagniechef zuerst im 10., dann im 9., 14. 2. 1804 Major im 1., dann im 2. Linien-Bat. der R. D. L., 29. 3. 1809 Oberstlt. im 3., 20. 6. 1815 kommandirender Oberst des 5., 1. 3. 1816 GM. und Kommandeur der 2. Inf. Brig., 16. 1. 1831 GL., 28. 2. 1831 Kommandeur der 1. Inf. Brig., 1. 7. 1833 der 1. Inf. Div., 5. 6. 1841 GL., 10. 5. 1841 Gen. Inspekteur der Inf., 16. 6. 1848 mit dem Charakter als General pensioniert, 22. 8. 1852 zu Liethe bei Wunstorf gestorben. — Befehlige 1830/31 die Observations-Division in Göttingen. — Bath 3., G. 2. — R., D., P. 1808—13, S. F., N. u. W. — B. 95.

307. Binde, Ernst v., geb. 1768 zu Flammersheim im Herzogtum Berg (Enkel von 99), 4. 4. 1784 Sek. Lt. in der Leibgarde, 1. 2. 1794 Rittm., 13. 3. 1814 Oberst im Inf. Regt. Herzog von York, 16. 3. 1816 GM. und Kommandeur der 4. Inf. Brig., 28. 2. 1831 als Kommandeur 3. Inf. Brig. mit Charakter als GL. pensioniert, 16. 8. 1845 zu Ostenwalde bei Osnabrück gestorben. — G. 2. — R., N. u. W. — St. J. 1846; N. Refr. XXIII. 11, Weimar 1847.

308. Röttiger, August, geboren zu Stade 11. 12. 1766, 1. 5. 1783 Art. Kadett, 27. 4. 1792 Fähnr., 29. 11. 1793 Sek. Lt., 3. 9. 1794 Pr. Lt., 16. 9. 1801 Kapt., trat 8. 11. 1803 als solcher in die R. D. L., wurde 14. 12. 1805 Major, 25. 11. 1808 Oberstlt., 14. 6. 1814 Oberst, war bei ihrer Auflösung der älteste Offizier, wurde 1. 3. 1816 Kommandeur des Art. Regts., 6. 9. 1816 GM., 1. 5. 1831 GL., 1. 7. 1833 Direktor des Artillerie-Materials, 5. 7. 1848 mit dem Charakter als General pensioniert, starb 27. 10. 1851 zu Hannover. — G. 2. — R., D., N. D., N. u. W. — B. 19; N. Refr. XXIX. 2, Weimar 1853.

309. Congreve, William, Erfinder der nach ihm genannten Raketen, geb. am 20. 5. 1772, 27. 1. 1817 GM. à la suite der Artillerie, gest. am 16. 5. 1828.

310. Bodeker, Rudolf, geb. 1759 zu Westerhof bei Northeim, 24. 5. 1779 Fähnr. im Inf. Regt. von Heden (1783 Nr. 3), 22. 8. 1786 Sek. Lt., 3. 3. 1794 Kapt. im 10. Inf. Regt., 18. 9. 1803 Kapt. im 1. Linien-Bat. der R. D. L., 7. 7. 1804 Major, 25. 11. 1808 Oberstlt., 22. 10. 1810 Oberst, 1. 3. 1816 Kommandeur der 5. Inf. Brig., 14. 3. 1817 GM., 17. 1. 1831 zu Emden als Chef 10. Inf. Regts. gestorben. — Bath 3., G. 2. — G., R., D., M. 1806/7, P. 1808—13, S. F. 1813/14, N. — B. 69.

311. Martin, August David, geb. 1764 zu Hannover, 1780 Volontär im Ingenieurcorps, 1781 Fähnr. im 15. Inf. Regt., 7. 8. 1784 Sek. Lt., 11. 3. 1794 Kapt. im 4. Inf. Regt., 17. 1. 1805 Major im 1. Linien-Bat. der R. D. L., 26. 1. 1811 Oberstlt. 2. Linien-Bats., 1814 Oberst, 15. 3. 1817 GM., starb 4. 4. 1829 als Chef 6. Inf. Regts. und Gen. Adj. zu

Hannover. — G. 2. — G., R., D., P. 1808/9, S., N. D., N. — B. 63. St. S. 1830.

312. Best, Karl, geboren im Februar 1765 zu Hannover, trat als Kadett beim Inf. Regt. Prinz Friedrich (1783 1.) in den Dienst, wurde 1781 Fähnr. im 14., 8. 1. 1784 Sek. Lt., 24. 7. 1794 Rapt. im 12., 1. 10. 1803 Major im 2. Leichten Bat. der R. D. L., 15. 1. 1812 Oberstlt. im 8. Linien-Bat., 16. 3. 1814 Oberst und Kommandeur des Landw. Bats. Münden, 1. 3. 1816 Chef des 4. Inf. Regts., 16. 4. 1818 GM., 9. 5. 1820 Chef des 7. Inf. Regts., 27. 5. 1828 pensioniert, starb am 5. 12. 1836 zu Verden. — G. 2. — 13. 6. 1783 bei Cuddalore verwundet. — D. J., R., D., P. 1808/9, S., N. D., N. u. W. — B. 113; St. S. 1838.

313. Falkett, Hugh (seit 18. 6. 1862 Frhr. v.), geb. 30. 9. 1783 zu Musselburgh bei Edinburgh, Bruder von 291 und durch diesen, nachdem er seit 1798 im englischen Heere gedient hatte, am 17. 10. 1803 als Major in dem von ihm errichteten Bat. angestellt, welches als 2. Leichtes in die R. D. L. überging, wurde am 1. 1. 1812 Oberstlt., kam 6. 10. 1802 zum 7. Linien-Bat. und, nachdem er seit dem Sommer 1813 eine hannoversche Brigade befehligt hatte, am 17. 3. 1814 Oberst geworden war, am 1. 3. 1816 als Chef des 8. Inf. Regts. Hoya in den hannoverschen Dienst, wurde 29. 9. 1818 GM., am 1. 4. 1820 Kommandeur der 4., 1. 4. 1831 der 3., 1. 7. 1833 der 4. Inf. Brig., 1. 1. 1834 GL., 20. 4. 1836 Kommandeur der 2. Inf. Div., 1848 der 1., befehligte in diesem Jahre das X. Bundes-Armeekorps im Kriege gegen Dänemark, wurde 23. 9. 1848 General-Inspekteur d. Inf., erhielt bei seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienste durch einstimmigen Beschluß der Allgemeinen Ständeversammlung vom 18. 6. 1858 eine Pensionszulage von jährlich 2500 Talern und starb zu Hannover am 26. 7. 1863. — Bath 3., G. 2. — D., S., P. 1808—12, N. D., N. u. W., Schl. S. 1848. — B. 106. — E. v. dem Knefbeck (454), Leben ic., Stuttgart 1865; St. S. 1864; N. D. B. X, 412.

314. Beaulieu-Marconnay, Karl v., geb. 1776, war im Jahre 1803 Forstmeister beim Calenbergischen Ober-Forstamte und 1813 in westfälischem Dienste zu Misburg bei Hannover stationiert, trat am 24. 4. 1813 als Oberstlt. und Komdr. in das Kielmansseggesche (295) Jägerkorps, errichtete im November aus den Harzer Schützen das leichte Feldbataillon Grubenhagen, wurde am 19. 3. 1814 Oberst, 13. 3. 1815 Kommandeur der 2. Brig. des Reservekorps, trat 1818 als Chef des 5. Inf. Regts. mit dem Charakter als GM. in das Forstfach zurück, starb 10. 9. 1855 als Oberforstmeister a. D. zu Marienrode bei Hildesheim. — G. 2. — Jacobi 101; Hülfemann 11.

315. Berger, August v. (Vater von 420), geb. 26. 1. 1765 zu Celle, trat 1780 beim Inf. Regt. von Ahlefeldt (1783 Nr. 13) in den Dienst, wurde 21. 5. 1781 Fähnr., 14. 6. 1789 Lt., 13. 8. 1794 Rapt. und Oberadjutant, 1799 Komp. Chef, 18. 1. 1806 Major im 1. Linien-Bat. der

R. D. L., kam 21. 1. 1807 zum 7., schied 28. 9. 1810 mit Pension aus, errichtete im Frühjahr 1813 das Feld-Bat. Lauenburg, wurde im August Oberstlt. und Gen. Adj. bei Wallmoden (177), 1814 Oberst und Kommandeur einer Inf. Brig., 1815 Chef des Stabes bei Alten (285), 12. 12. 1818 GM. und Chef des 9. Inf. Regts., 1. 4. 1831 Kommandeur der 3. Inf. Brig., 24. 3. 1836 als GL. pensioniert, war 1838 bis 1843 Gesandter in Berlin und starb 4. 8. 1850 zu Hannover. — G. 2. — R., D., P. 1808/9, R. D., N. u. W. — B. 179. — St. S. 1851.

316. Hartmann, Georg Julius (seit 15. 5. 1856 v.), geb. 6. 4. 1774 zu Hannover, trat 1787 als Volontärkadett bei der Artillerie in den Dienst, wurde 1. 4. 1789 Kadett, 17. 3. 1793 Fähnr., 1. 1. 1794 Lt., 26. 4. 1795 Pr. Lt., 7. 6. 1803 Stabs-Kapt., 9. 11. 1803 Kapt. in der R. D. L., 12. 4. 1806 Major, 17. 8. 1812 Oberstlt., 3. 3. 1814 Oberst, 15. 12. 1818 GM., 1. 7. 1833 Kommandeur der Art. Brig., 15. 3. 1836 GL., 23. 5. 1850 pensioniert, 27. 5. 1852 General und starb 7. 6. 1856 zu Hannover. — 30. 4./1. 5. 1794 in Menin Kriegsgefangener. — B. 2, G. 2. — R., D., P. 1808—13, S. F., N. u. W. — B. 19. — v. Hartmann, General Sir Julius v. Hartmann, 2. Aufl., Berlin 1901.

317. Plato, Wilhelm v., geb. 1750, zuerst Fähnr. im Inf. Regt. Goldacker (1783 Nr. 11), 16. 10. 1773 Lt., 30. 12. 1786 Kapt., 4. 8. 1794 Major im 8., 16. 8. 1802 Oberstlt. im 1., 1814 Oberst und Kommandant von Nienburg, wo er am 30. 5. 1823 mit dem Charakter als GM. starb. — R., N. D.

318. Quentin, George, 8. 4. 1785 Sek. Lt. und Regimentsbereiter in der Leibgarde, 1791 ausgeschieden, dann Kornett im englischen 10. Fuß. Regt., erhielt 1816 den Rang als hannoverscher GM., 7. 9. 1838 als GL. und starb 7. 12. 1851, 91jährig, zu London. — St. S. 1852.

319. Ullenstein, Wilhelm v., geb. 1757 zu Celle, 29. 9. 1775 Fähnr. im Inf. Regt. Prinz Ernst (1783 Nr. 8), 28. 6. 1783 Lt., 8. 3. 1794 Kapt., 12. 1. 1805 Major im 4. Linien-Bat. der R. D. L., in welcher er bei der Auflösung seit 26. 10. 1810 Oberstlt. im 6. war, erhielt 1816 den Charakter als Oberst, 1820 den als GM. und starb 13. 2. 1852 zu Celle. — R., D., M. 1808—1816. — B. 101.

320. Einsingen, Christian Wilhelm v. (Vater von 392), geb. 17. 1. 1756 zu Northeim, 1774 Kadett im Inf. Regt. Goldacker (1783 Nr. 11), mit welchem er nach Minorca ging (216), 4. 12. 1777 Fähnr., 26. 6. 1789 Lt. in der Fußgarde, 2. 11. 1794 Kapt. im 10. Regt., 6. 10. 1803 in die R. D. L. getreten, aber erst 5. 5. 1805 beim 5. Linien-Bat. zum Dienst gekommen, 20. 6. 1806 Major im 6., 4. 6. 1813 Oberstlt. im 5., 1. 3. 1816 Oberst und Kommandeur 3. Garde-Bats. im 4. Inf. Regt., 1. 4. 1820 Chef 1. Inf. Regts., 25. 2. 1821 GM., 1. 4. 1831 Kommandeur 2. Inf. Brig., 1834 der 2. Inf. Div., 24. 3. 1836 mit dem Charakter als GL.

penfioniert, 14. 8. 1839 zu Göttingen geftorben. — Bath 3, G. 3. — R. D., M. 1813/14, P. 1812/13, N. u. W. — B. 95. — St. S. 1840.

321. Klende, August v., aus dem Hause Denigftedt, geb. 24. 12. 1776 zu Denigftedt im braunfchweigifchen Amte Thedinghaufen, 30. 12. 1793 Fähnr. im 6. Inf. Regt., 16. 3. 1801 Sek. Lt., trat 30. 4. 1804 in das 1. Leichte Bat. der R. D. L., aus welchem er, wie Eftorff (305) am 31. 11. 1811 als Rapt. ausfchied, und 20. 6. 1813 als Oberftlt. in das Leichte Bat. Lüneburg, befehligte fpäter eine leichte Inf. Brig., wurde 1. 3. 1816 Kommandeur des letztgenannten Bats. im 5. Inf. Regt., 7. 5. 1817 Oberft, 1. 4. 1820 Chef des 2. Inf. Regts. und farb am 24. 1. 1825 zu Ober-Neuland bei Bremen. — G. 2. — R., D., P. 1808/9, S., R. D., N. u. W. — B. 188. — Hülfemann 15, 136.

322. Gerber, Emanuel Chriftian Friedrich, geb. 13. 3. 1763 zu Lübeck, wurde 8. 11. 1782 Fähnr. im Inf. Regt. von Stockhaufen (1783 1.), 12. 7. 1791 Lt., 12. 5. 1801 Rapt., 24. 1. 1805 Major im 5. Linien-Bat. der R. D. L., 16. 10. 1810 penfioniert, trat aus Anlaß der Befreiungskriege von neuem in den hannoverschen Dienst und befehligte im Winter 1814/15 als Oberftlt. die 1. Leichte Brigade, wurde nach Friedensfchluß als Oberft penfioniert und farb am 25. 1. 1849 zu Delmenhorft. — R., D., P. 1808/9, N. D. — B. 178.

323. Klende, Karl Wilhelm Leopold v., aus dem Hause Hämelfchenburg (Sohn von 252), geb. 21. 12. 1767, trat 1782 in preußifche Dienfte, die er 1804 als Drag. Rapt. verließ, errichtete 1. 1. 1814 das Landw. Bat. Hameln, befehligte, zum Unterschiede von 321, in der Kriegsgliederung mit „junior“ bezeichnet, als Oberftlt. die 2. Linien-Brig., fchied 23. 3. 1815 mit dem Charakter als Oberft aus und farb am 27. 8. 1823 zu Hämelfchenburg.

324. Bussche, August Friedrich Philipp v. dem, geb. 4. 10. 1771 zu Horneburg, 5. 10. 1784 Kornett im 4. Kav. Regt., 31. 8. 1794 Rittm., trat 8. 10. 1803 in das 1. Hus. Regt. der R. D. L., kam 10. 12. 1805 zum 3., 4. 8. 1810 als Major zum 2., wurde 9. 3. 1813 auf Halbfold gefetzt, errichtete gleich darauf die Bremen und Verdensche Legion, aus welcher das alsdann von ihm befehligte gleichnamige Hus., später 1. Ulanen-Regt. hervorging, wurde 19. 3. 1814 Oberft, 27. 2. 1821 GM., 4. 2. 1830 penfioniert und Kommandant von Stade, erhielt 28. 2. 1836 den Charakter als GL., trat 20. 7. 1840 in den Ruheftand und farb 2. 8. 1844 zu Stade. — Das Motto „Barossa“, welches dem 2. Hus. Regt. verliehen wurde, dankte es zwei am 5. 3. 1811 durch den Major v. dem B. geführten Schwadronen. — G. 2. — R., D., P. 1808—12, N. D., N. u. W. — B. 140. — St. S. 1845. — Jacobi 206.

325. Kielmansegge, Ferdinand Graf v. (Sohn von 136, Bruder von 294, 295 und 363), geb. 14. 2. 1774 zu Rakeburg, trat 1791 bei

der Leibgarde in den Dienst, wurde 17. 1. 1792 *Sef. Lt.*, 4. 2. 1794 *Pr. Lt.*, 18. 5. 1801 *Rittm.*, 1813 *Major* im Süneburgischen *Fuß. Regt.*, 1814 *Oberstlt.*, 8. 5. 1817 *Oberst* und *Chef* des *Leib-Kür. Regts.*, 18. 10. 1826 *GM.*, 28. 2. 1831 *Kommandeur* 2. *Kav. Brig.*, 31. 10. 1831 der (einzigen) *Kav. Div.*, 17. 3. 1836 *GL.*, 1. 1. 1838 *Kommandeur* der 1. *Kav. Div.*, war 28. 10. 1840—47 *Kriegsminister*, wurde 26. 5. 1855 *General* und starb 19. 8. 1856 zu Hannover. — 23. 5. 1793 im Treffen bei *Famars* gefangen. — *N., N. D., N. u. W.* — *St. F.* 1856.

326. *Wissell*, August v., geb. 1769 zu *Diepenau*, 9. 10. 1789 *Jähnrich* im 7. *Drag. Regt.*, 9. 1. 1795 *Kapt.* im 6., 15. 10. 1803 *Rittm.* im 1. *Fuß. Regt.* der *R. D. L.*, welches er, seit 9. 12. 1813 *Oberst*, bei ihrer Auflösung als *Oberstlt.* kommandierte, 1. 3. 1818 *Oberst* und *Chef* des 2. *Ulan. Regts.*, 19. 10. 1826 *GM.*, 28. 2. 1831 *Kommandeur* der 4. *Kav. Brig.*, 16. 2. 1833 *penfioniert*, starb 30. 5. 1838 zu *Verden*. — *Bath* 3., *G.* 3. — *S., P.* 1811—1813, *N. u. W.* — *B.* 38.

327. *Gruben*, Philipp v., geb. 20. 8. 1766 zu *Gögdorf* im *Lande Röhdingen*, 1776 *Kadett* im 1. (*Leib-*)*Kav. Regt.*, 11. 7. 1780 *Kornett* im *Kav. Regt.* v. *Sprengel* (1783 *Nr. 4.*), 11. 8. 1789 *Pr. Lt.*, 23. 5. 1800 *Rittm.*, 22. 12. 1803 im 1. *Fuß. Regt.* der *R. D. L.*, 12. 1. 1813 *Major*, 10. 12. 1813 *Oberstlt.*, erhielt nach der *Schlacht* bei *Waterloo* das *Kommando* des *Cumberland Fuß. Regts.*, 1817 das des 4. *Fuß. Regts.*, wurde 20. 10. 1820 *Oberst* und *Chef* des 2. *Fuß. Regts.*, 20. 10. 1826 *GM.* und starb 15. 10. 1828 zu *Diepholz*. — *Bath* 3., *G.* 3. — *D., P.* 1809—13, *S. J., N. u. W.* — *B.* 39. — *St. F.* 1829; *N. Refr.* VI 2, *Almenau* 1830.

328. *Bülow*, Karl Ernst Heinrich v., geb. 25. 6. 1766 zu *Hutloh* bei *Stade*, 1783 *Sef. Lt.* in der *Leibgarde*, 23. 3. 1787 *Pr. Lt.*, 1793 *Rittm.*, 1795 *ausgeschieden*, 1805 *Landrat* im *Fürstentume Süneburg*, lebte in *Plate* bei *Lüchow*, trat 16. 1. 1814 als *Oberstlt.* bei der *Landwehr* von neuem in den *Dienst*, wurde 18. 3. 1815 *Kommandeur* der 3. *Brig.* des *Reservekorps*, übernahm nach *Friedenschlusse* das *Kommando* des *Landwehr-Bat.* *Lüchow* im 5. *Inf. Regt.*, ging 1. 4. 1820 ab und starb 8. 12. 1823 als *Schagrat* zu *Hannover*. — *N., N.* — *Hülsemann*, *S.* 114.

329. *Hohenlohe-Langenburg*, Ernst Christian Karl *Fürst* zu, geb. 7. 5. 1794, 8. 5. 1821 *Oberst à la suite*, 17. 12. 1827 *GM.* à la suite, gest. 13. 4. 1860 zu *Baden-Baden*.

330. *Dalrymple*, William, 28. 6. 1830 *GM.* à la suite, erscheint als solcher im *Staatshandbuche* zuletzt 1833.

331. *Stephenson*, Benjamin Charles, erscheint 1823 als *Oberstlt.*, seit 28. 6. 1830 als *GM.* à la suite und als solcher im *Staatshandbuche* bis 1838. — Ob identisch mit einem am 30. 5. 1788 ernannten *Sef. Lt.* *Stephenson* vom 9. *Drag. Regt.*, welcher am 6. 4. 1794 bei *Werdicq* verwundet wurde und bis 1794 im *Staatskalender* geführt ist.

332. Wheatley, Henry, 6. 7. 1830 *GM.* à la suite, 21. 3. 1852 zu London gestorben.

333. Bothmer, Ernst v., geb. 28. 6. 1770 zu Landesbergen bei Stolzenau, 3. 5. 1787 Fähnrich im 8. Drag. Regt., 3. 6. 1793 *Pr. Lt.* in der Leibgarde, 5. 7. 1800 *Rittm.*, 1813 als Major von neuem in den Dienst getreten, 11. 3. 1814 *Oberstlt.* und Kommandeur des *Feld-Bat. Hoya*, 1. 3. 1816 im 8. *Inf. Regt.*, 1. 4. 1820 im 9., 18. 2. 1821 *Oberst*, 18. 5. 1825 *Chef des 2.*, 23. 7. 1829 des 6., 16. 1. 1831 *GM.* à la suite, 16. 4. 1833 pensioniert, 9. 1. 1849 zu Hannover gestorben. — *N., N.*

334. Deeken, Hieronymus v. der, geb. 8. 2. 1781 zu Laaß im Lande Rehdingen, 13. 5. 1795 *Kornett* im 4. *Kav. Regt.*, 1. 5. 1801 *St. Lt.*, trat 14. 1. 1804 in die *R. D. L.*, aus welcher er, seit 8. 5. 1807 *Rittm.* im 3. *Fus. Regt.*, am 21. 7. 1810 aus denselben Gründen wie *Estorff (305)* schieb, 9. 4. 1813 *Major* im *Bremen und Verdenschen Fus. Regt.*, 17. 3. 1814 *Oberstlt.*, 20. 2. 1821 *Oberst* und *Chef des 3.*, 17. 1. 1831 *GM.* und Kommandeur der 1. *Kav. Brig.*, 1. 1. 1838 der 2. *Kav. Div.*, 5. 6. 1838 *OL.*, 5. 1. 1845 pensioniert, 8. 10. 1845 zu Verden gestorben. — *G. 3.* — *D., P.* 1808/9, *N. D., N. u. W.* — *B.* 144; *Familiengeschichte*, Nr. 29 (278).

335. Cumberland, Georg Prinz v., seit 17. 11. 1851 König Georg V., (Sohn von 251), geb. 27. 5. 1819 zu Berlin, 23. 4. 1828 *Oberst en second des Garde-Fus. Regts.*, 18. 1. 1831 *GM.*, 5. 5. 1838 *OL.*, gestorben 12. 6. 1878 zu Paris. — *Lh.*

336. Cambridge, Georg Prinz v., seit 1850 Herzog v. (Sohn von 259), geb. 26. 9. 1819 zu Hannover, 30. 4. 1828 *Oberst en second des Garde-Jäg. Regts.*, 19. 1. 1831 *GM.*, 6. 5. 1838 *OL.*, 16. 5. 1852 *Inhaber des nach ihm benannten Drag. Regts.*, 27. 5. 1855 *General.*

337. Braunschweig, Wilhelm Herzog von, geb. 25. 4. 1806, 8. 4. 1831 *Feldmarschall*, 16. 1. 1852 *Inhaber des Garde-Kür. Regts*, gest. 18. 10. 1884 zu Braunschweig.

338. Benoit, Gideon v., geb. 1769 zu Hannover, 1785 *Kadett* im 7. *Inf. Regt.*, 4. 7. 1788 *Fähnrich*, 10. 10. 1794 *Lt.*, 11. 5. 1806 als solcher im 8. *Lin. Bat.* der *R. D. L.* angestellt, ausgeschieden ohne zum Dienst gekommen zu sein, 28. 3. 1813 *Kapitän* im *Feld-Bat. Lauenburg*, 18. 3. 1814 *Oberstlt.*, 1. 3. 1816 *Kommandeur des Gren. Bat. Ostfriesland* im 10. *Inf. Regt.*, 20. 1. 1831 *Oberst*, 23. 2. 1831 *Kommandeur der 5. Inf. Brig.*, 16. 4. 1833 mit dem Charakter als *GM.* pensioniert, 5. 5. 1841 zu Verden gestorben. — *G. 3.* — *N., N. D., N. u. W.* — *P.* 191. — *Jacobi S.* 208.

339. Boß, Karl v., geb. 1773 zu Hannover, 24. 2. 1784 *Fähnrich* im 4. *Inf. Regt.*, 18. 2. 1793 *Lt.*, 1800 mit dem Charakter als *Kapitän* ausgeschieden, 4. 5. 1813 als Major von neuem in den Dienst getreten, 20. 3. 1814 *Oberstlt.* und *Kommandeur des Feld-Bats. Calenberg*, 1. 3. 1816

zum 6. Inf. Regt., 17. 12. 1828 Oberst und Chef des 2., 12. 1. 1831 GM., 1. 4. 1831 Kommandeur der 6. Inf. Brig., 20. 4. 1836 der 4., 5. 6. 1841 der 2. Inf. Div., 4. 6. 1843 GL., 1. 6. 1846 pensioniert, 15. 1. 1852 zu Celle gestorben. — R., R. D., N.

340. Knefeseck, August Friedrich Wilhelm v. dem, aus dem Hause Colborn, Vater von 454, geb. 18. 1. 1775 zu Böhme bei Walsrode, 18. 5. 1790 Fähnrich im 11. Inf. Regt., 26. 7. 1794 Pr. Lt. in der Leibgarde, 4. 6. 1801 Rittm., kam 16. 10. 1803 als solcher in das 1. Drag. Regt. der R. D. L., aus welcher er wie Estorff (305) am 7. 9. 1810 ausschied, 1813 Major im Bremen und Verdenschen Inf. Regt., 28. 3. 1814 Oberstlt. und Kommandeur des Landw. Bats. Celle, ging 21. 8. 1820, zum Ausreuter des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg gewählt, mit dem Charakter als Oberst ab, erhielt 26. 5. 1848 den als GM. und starb 10. 12. 1842 zu Lüneburg. — R., R. D., N. — B. 143. — St. S. 1844; N. Refr. XX 2, Weimar 1844.

341. Brückmann, Heinrich, hatte in der kurhannoverschen Infanterie als Offizier gedient und trat am 9. 11. 1803 in die nämliche Waffe der R. D. L., am 24. 1. 1804 aber in die Artillerie, in welcher er am 21. 3. 1804 Kapitän, 26. 11. 1808 Major, 4. 6. 1814 Oberstlt. wurde, kam 1. 3. 1816 in das hannoversche Art. Regt., wurde 18. 12. 1828 Oberst, 22. 1. 1831 GM., 1. 7. 1833 pensioniert und starb 27. 10. 1834 zu Stade. — G. 3. — R., D., N. D., N. — B. 19.

342. Bussche, Hans v. dem (Sohn von 224, Bruder von 306 und 344), geb. 27. 8. 1774 zu Nienburg, 19. 3. 1789 Fähnrich in der Fußgarde, 19. 3. 1753 Lt., 11. 7. 1800 Kapit., trat als solcher 20. 10. 1803 in das 1. Leichte Bat. der R. D. L., wurde 26. 6. 1811 Major, kam 1. 3. 1816 als Oberstlt. mit Patent vom 18. 6. 1815 in das 1. Inf. Regt., 1. 6. 1820 in das Garde-Jäg. Regt., wurde 20. 12. 1828 Oberst, 13. 5. 1829 Gen.-Adjutant, 23. 1. 1831 GM., 13. 6. 1838 Kommandeur der Leichten Inf. Brig., 5. 6. 1843 GL., 16. 6. 1848 mit dem Charakter als General pensioniert und starb 30. 9. 1851 zu Hameln. — Arm verloren am 18. 6. 1815 bei Waterloo. — Bath 3, G. 2. — R., D., P. 1808—13, S. J., N. u. W. — B. 57. — N. Refr. XXIX 2, Weimar 1853.

343. Müller, Georg, geb. 1767 zu Buztehude, 1781 Fähnrich im 15. Inf. Regt., 28. 5. 1787 Lt. im 3., 23. 5. 1801 Kapitän, trat als solcher 5. 5. 1804 in das 2. Lin. Bat. der R. D. L., in welchem er 18. 2. 1813 Major, 18. 6. 1815 Oberstlt. wurde, kam 1. 3. 1816 zum 8. Inf. Regt., 1. 4. 1820 zum 1., wurde 21. 12. 1828 Oberst, 19. 3. 1831 pensioniert und Kommandant zu Celle, 22. 7. 1834 GM., starb 21. 11. 1847 zu Celle. — Vermundet 5. 5. 1811 bei Fuentes d'Onoro. — Bath 3, G. 3. — D. J., R., M. 1806—7, P. 1808—11, N. D., N. u. W. — B. 76.

344. Bussche, Werner v. dem (Sohn von 224, Bruder von 306 und 342), geb. 7. 7. 1773 zu Osnabrück, 20. 4. 1793 Sek. Lt. in der Leibgarde,

13. 1. 1795 Pr. Lt. und Oberadjutant im Generalstabe, 7. 5. 1802 Rittm., trat 8. 11. 1803 in das 1. Hus. Regt. der R. D. L., in welcher er bei der Auflösung Major im 2. war, kam 1. 3. 1816 als Oberstlt. mit Patent vom 18. 6. 1815 in das Leib-Regt. (später Leib-Kür.) Regt., wurde 22. 12. 1828 Oberst und Chef des 2. Hus. Regts., 28. 2. 1831 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 1. 2. 1834 GM., 1. 8. 1836 pensioniert und Kommandant zu Osnabrück, wo er 4. 11. 1842 starb. — G. 3. — R., D., S., P. 1810—13, N. — B. 45.

345. Krauchenberg, Georg (seit 18. 6. 1832 Frhr. v.), geb. 12. 6. 1776 zu Celle, 1791 beim 3. Kav. Regt. in den Dienst getreten, 6. 9. 1794 Sek. Lt. im 10. Drag. Regt., trat 28. 1. 1804 in das 1. Hus. Regt. der R. D. L., in welcher er bei der Auflösung Oberstlt. mit Patent vom 18. 6. 1815 im 3. Hus. Regt. war, wurde 24. 12. 1828 Oberst, 28. 2. 1830 Inspekteur der Kavallerie, 1. 4. 1831 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 3. 1. 1834 GM., 1840 Kommandeur der 1. Kav. Div. und starb 14. 5. 1843 zu Hannover. — Bath 3, G. 3. — R., D., P. 1809—13, S. F., N. u. W. — B. 51. — N. Refr. XXI 1, Weimar 1845; A. D. B. XV 11, 61.

346. Baring, Georg (seit 18. 6. 1832 Frhr. v.), geb. 8. 3. 1773 zu Hannover, 21. 6. 1787 Kadett im 6. Inf. Regt., 1. 4. 1790 Fähnrich, 20. 11. 1794 Pr. Lt., 10. 11. 1803 Kapitän im 1. Leichten Bat. der R. D. L., 1. 4. 1814 Major im 2., 18. 6. 1815 Oberstlt., kam 1. 3. 1816 zum Garde-Gren. Bat. des 2. Inf. Regts., wurde 1. 4. 1820 Kommandeur des Garde-Gren. Regts., 26. 12. 1828 Oberst, 1. 7. 1833 Kommandeur des 2. Lin. Bats., 4. 1. 1834 GM., 12. 2. 1834 Kommandeur der 1. Inf. Brig., war daneben von 1832 bis 24. 2. 1845 Kommandant zu Hannover, 4. 6. 1846 G. und Kommandeur der 2. Inf. Div., starb 27. 2. 1848 zu Wiesbaden. — Verwundet am 8. 9. 1793 in der Schlacht bei Hondshoote. — Bath 2, G. 3. — R., D., S., P. 1808—9, 1811—13, S. F., N. u. W. — B. 63. — 1. und 2. Beiheft zum Mil. Wochenbl. 1898.

347. Aly, Wilhelm, geb. 1766 zu Rotentirchen bei Einbeck, 10. 10. 1787 Sek. Lt. im 9. Drag. Regt., 27. 5. 1793 Pr. Lt., 15. 6. 1804 Rittm. im 1. Hus. Regt. der R. D. L., 26. 1. 1814 Major, 18. 6. 1815 Oberstlt. im 2., als solcher in den hannoverschen Dienst, 27. 12. 1828 Oberst, 1. 4. 1831 Chef des 3., 5. 4. 1832 Kommandeur der 4. Kav. Brig., starb 26. 3. 1833 zu Osnabrück. — Verwundet 18. 7. 1812 bei Canizal. — B. 3, G. 3. — R., D., P. 1809—13, S. F., N. — B. 45.

348. Decken, Melchior Burchard v. der, geb. 13. 12. 1766 zu Langwedel bei Verden, 3. 1. 1783 Fähnrich im 3. Inf. Regt., 7. 9. 1791 Lt., 6. 5. 1802 Kapitän, trat 29. 11. 1803 in die R. D. L., in welcher er bei der Auflösung seit dem 4. 6. 1814 Major im 6. Lin. Bat. war, kam 1. 3. 1816 als Oberstlt. mit Patent vom 18. 6. 1815 zum 2. Inf. Regt., wurde 5. 12. 1818 Kommandant zu Hameln, erhielt 7. 8. 1832 den Charakter als

Oberst, 22. 7. 1834 den als *GM.*, wurde 16. 4. 1835 pensioniert und starb 4. 5. 1838 zu Hameln. — *N., D., M.* 1808—16; *P.* 1812—13. — *B.* 101.

349. Berger, Johann Samuel, geb. 1. 12. 1756 zu Celle, 1. 5. 1771 Kadett im Inf. Regt. Prinz Ernst, 18. 5. 1773 Fähnrich im Drag. Regt. v. Müller (1783 Nr. 7), 19. 3. 1788 Pr. Lt., 30. 11. 1793 Kapitän, 1814 Oberstlt. und Vorstand der Militär-Kleidungs-Kommission, erhielt 1. 8. 1823 den Charakter als Oberst, 19. 10. 1830 den als *GM.*, schieb 1831 aus dem Dienste und starb 9. 12. 1838 zu Hannover. — *N. Retr.* XVI 2, Weimar 1840.

350. Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Ernst Prinz v., geb. 28. 1. 1789, erhielt 1836 den Charakter als General und am 13. 4. 1838 die nachgesuchte Entlassung, starb am 19. 4. 1850. — *Neuer Retr.* XXIX 1, Weimar 1853.

351. Bothmer, Alexander v., geb. 27. 6. 1780 zu Osnabrück, trat nachdem er seit 1809 im k. k. Ulan. Regt. Schwarzenberg, zuletzt als Rittm., gedient hatte, 1813 als Kapitän in das Feld-Bat. Hoya, wurde 23. 9. 1813 Major, 18. 6. 1815 Oberstlt., 1. 3. 1816 Kommandeur des Leichten Bats. Hoya des 8. Inf. Regts., kam 1. 4. 1820 zum 9. Inf. Regt., wurde 17. 1. 1831 Oberst, 1. 4. 1831 Chef des 1. Inf. Regts., 1. 7. 1833 Kommandeur des 1. Leichten Bats., 1. 4. 1836 *GM.*, 20. 4. 1838 Kommandeur der 3. Inf. Brig., 6. 5. 1838 pensioniert und starb 1. 1. 1840 zu Osnabrück. — *N. D., N.* — *St. F.* 1841.

352. Düring, Ernst v., (Bruder von 375), geb. 6. 7. 1778 zu Hornsburg, trat 1793 beim 10. Inf. Regt. in den Dienst, wurde 20. 3. 1794 Fähnrich in der Fußgarde, 19. 4. 1801 Leutnant, 14. 11. 1803 Kapitän im 1. Leichten Bat. der *R. D. L.*, 5. 10. 1813 Major, kam 1. 3. 1816 mit Patent vom 18. 6. 1815 in das 4. (1820 5.) Inf. Regt., wurde 18. 1. 1831 Oberst und Kommandeur, 1. 7. 1833 des 5. Linien-Bats., 20. 4. 1836 *GM.* und Kommandeur der 2. Inf. Brig., 12. 5. 1838 der 3., 1. 6. 1845 pensioniert, starb 7. 4. 1851 zu Nottensdorf bei Stade. — *G. 3.* — *N., D., P.* 1808/9, *S., N. D., N.* — *B.* 63

353. Linzinger, Ernst v., (Sohn von 254), geb. 21. 7. 1775 zu Adenstedt bei Hilbesheim, 20. 4. 1790 Kadett im 9. Drag. Regt., 11. 11. 1791 Leutnant, 9. 8. 1801 Pr. Lt., 17. 11. 1804 Kapitän im 1. Hus. Regt. der *R. D. L.*, 14. 6. 1814 Major, kam 1. 3. 1816 als Oberstlt. mit Patent vom 18. 6. 1815 in das Garde-Hus. Regt., wurde 20. 1. 1831 Oberst und Kommandeur des 3., 3. 4. 1836 *GM.*, 13. 2. 1838 General-Adj., 6. 1. 1845 Kommandeur der 1. Kav. Div., 6. 5. 1846 *GL.*, 16. 6. 1848 mit dem Charakter als General pensioniert und starb am 22. 6. 1853 zu Hannover. — *G. 3.* — *N., D., P.* 1809—13, *N. D.* — *B.* 51. — *B. v. L.-G., S.* 428.

354. Decken, Arnold v. der, geb. 17. 7. 1779 zu Ritterhude bei Osterholz, im Februar 1794 Kadett, 26. 8. 1794 Fähnrich in der Fußgarde, 27. 4.

1802 Leutnant, 5. 1. 1814 Major im Landwehr-Bat. Bremerlehe, 28. 2. 1816 Oberstlt. im 7. Inf. Regt., 4. 4. 1832 Oberst und Kommandeur des 9., 1. 7. 1833 des 9. Linien-Bat., 4. 4. 1836 GM., 16. 1. 1838 Kommandeur der 2. Inf. Brig., 11. 4. 1848 pensionirt, 28. 5. 1856 zu Ritterhude gestorben.

355. Godburn, Sir James, großbritannischer Inspector of the Marines, erhielt am 23. 7. 1836 den Charakter als GM. und starb am 20. 2. 1852 zu London.

356. Hohenberg, Friedrich August v., geb. 14. 3. 1774 zu Hudemühlen bei Walsrode, 1790 in den Dienst getreten, 25. 4. 1791 Kornett im 1. (Leib-) Kav. Regt., 12. 4. 1794 Pr. Lt., 17. 2. 1814 Major im Landwehr-Bat. Neustadt am Hübenerberge, 2. 3. 1816 Oberstlt. und Kommandeur des Landwehr-Bats. Gifhorn im 4. Inf. Regt., 1. 4. 1831 Kommandeur des Regts., 5. 3. 1832 Oberst, 5. 5. 1838 GM., 1841 Kommandeur der 4. Inf. Brig., 5. 6. 1846 daneben Kommandant zu Osnabrück, 11. 4. 1848 pensioniert, 20. 6. 1862 zu Osnabrück gestorben. — N., N. — St. S. 1863.

357. Seweloh, Karl (bis 1824 als „Friedrich“ im Staatskalender aufgeführt), 1793 Fähnrich im Art. Regt., 5. 9. 1794 Sek. Lt., 1. 9. 1801 Pr. Lt., 4. 3. 1816 Oberstlt. und Chef des Ingenieurkorps, 7. 3. 1832 Oberst, 1. 7. 1833 pensioniert, 7. 6. 1848 zu Linden bei Hannover gestorben. — N.

358. Dammers, Wilhelm Heinrich, (Vater von 473), geb. 1765 zu Nienburg, 1776 in den Dienst getreten, 9. 6. 1785 Fähnrich im 3. Inf. Regt., 5. 4. 1794 Leutnant, 14. 9. 1804 Kapitän im 1. Leichten Bat. der R. D. L., 4. 6. 1814 Major im 3. Linien-Bat., 20. 6. 1815 im 1. Leichten Bat., 1. 3. 1816 im 2. Inf. Regt., 8. 3. 1816 Oberstlt., 1. 4. 1820 im 9., 8. 3. 1832 Oberst, 16. 3. 1833 pensioniert, erhielt 6. 6. 1838 den Charakter als GM. und starb am 3. 3. 1841 als Kommandant zu Nienburg. — N., D., M. 1808—14, N. — B. 57.

359. Kuckuck, August, geb. 18. 10. 1767 zu Verden, trat 1784 beim 2. Inf. Regt. in den Dienst, wurde 27. 12. 1793 Fähnrich, 1. 4. 1801 Sek. Lt., trat 15. 9. 1804 in die R. D. L., in welcher er bei der Auflösung seit 4. 6. 1814 Major im 5. Linien-Bat. war, 1. 3. 1816 Oberstlt. und Kommandeur des Landwehr-Bats. Minden im 1. Inf. Regt., kam 1. 4. 1820 in das 5., wurde 24. 8. 1821 Kommandant zu Hildesheim, 14. 5. 1832 Oberst, 6. 6. 1838 GM. und starb zu Hildesheim am 18. 7. 1841. — N., D., M. 1808—14, N. u. W. — B. 95. — St. S. 1842.

360. Arentschildt, Victor v., geb. 5. 5. 1778 zu Harburg, 1. 1. 1795 Artillerie-Radett, 22. 7. 1802 Sek. Lt., trat 13. 1. 1804 in die R. D. L., wurde 20. 7. 1805 2., 26. 11. 1808 1. Kapitän, 25. 10. 1813 Major, 9. 3. 1816 Oberstlt., 22. 11. 1819 mit dem Charakter als GM. pensioniert, 19. 8. 1839 Kommandant zu Minden und starb 20. 1. 1841 zu Göttingen. Stand von 1809 bis zu Ende des Krieges in portugiesischen Diensten. — N., D., P. 1808—13, S. F. — B. 20. — N. Refr. XIXI, Weimar 1843.

361. Protz, Victor (seit 15. 5. 1856 v.), geb. 21. 9. 1781 zu Hannover, 1. 4. 1795 Artillerie-Kadett, 22. 7. 1802 Sek. Lt., trat 20. 4. 1802 in das Ingenieurcorps der R. D. L., wurde 23. 3. 1805 Kapitän, 21. 2. 1815 Major, 10. 4. 1816 Oberstlt. und Generalquartiermeister-Leutnant, 9. 3. 1832 Oberst und Generalquartiermeister (1851 Chef des Generalstabes), 4. 6. 1838 GM., 5. 6. 1849 GL., 29. 5. 1855 General, starb 16. 2. 1857 zu Hannover. — Neben seinen militärischen Dienstgeschäften leitete er von 1817 bis 1843 den gesamten Wegebau, war von 1845 bis 1848 General-Adj. und von 1848 bis 1850 Kriegsminister. — D., N. D. — B. 17. — St. S. 1857; N. D. B. XXVI, 670.

362. Gadenstedt, Wilhelm v., geb. 2. 5. 1780 zu Gadenstedt bei Peine, trat 1809 beim k. k. Hus. Regt. Blantenstein in den Dienst, wurde bald Offizier und für Auszeichnung in der Schlacht bei Wagram Oberleutnant, machte den Krieg gegen Rußland mit, nahm dann den Abschied, wohnte als Freiwilliger im preussischen Heere der Schlacht von Baugen bei, trat am 2. 8. 1813 als Major im Bremen und Verdenschen Hus. Regt. in den hannoverschen Dienst, wurde 27. 2. 1817 Oberstlt. im 4. (Rüneburgischen), als dessen Kommandeur er am 1. 7. 1833 mit dem Charakter als Oberst, seit 1852 als GM. pensioniert wurde und starb am 25. 2. 1862 zu Gadenstedt. — N. D., N. u. B. — St. S. 1862.

363. Kielmansegge, Ernst August Wilhelm Ludwig (Enkel von 136, Bruder von 294, 295 und 325), geb. 5. 3. 1780 zu Raseburg, 28. 3. 1793 Fähnrich im 7. Drag. Regt., 2. 4. 1794 in der Leibgarde, 3. 1. 1804 Kapitän im 1. Hus. Regt. der R. D. L., 16. 2. 1811 pensioniert, erhielt 1819 den Charakter als Oberstlt., 1837 als Oberst, 17. 3. 1840 als GM., starb 14. 10. 1850 zu Hannover. — N., D. — B. 139. — Quelle s. 136.

364. Kronenfeldt, Karl v., geb. 1782 zu Neustadt am Rübberge, 8. 5. 1798 Fähnrich in der Fußgarde, 13. 5. 1803 Leutnant, trat 17. 12. 1803 in das 1. Linien-Bat. der R. D. L., in welcher er, nachdem er im 6. gestanden und am 6. 9. 1810 Kapitän geworden war, seit 14. 3. 1815 als Major im 1. Leichten Bat. stand, kam 1. 3. 1816 zum Garde-Gren. Bat. des 2. Inf. Regts., 1. 4. 1820 zum Garde-Gren. Regt., wurde 25. 2. 1821 Oberstlt., 1. 6. 1833 Kommandeur des Garde-Gren. Bat., 1. 4. 1836 Oberst, 1. 2. 1838 Kommandeur des Garde-Regts., 6. 1. 1839 GM., 1840 pensioniert und starb 24. 1. 1841 zu Hannover. — D., M. 1808—15, P. 1812/13. — B. 69.

365. Wigleben, Karl v., geb. 1777 zu Eisenach, 28. 5. 1795 Fähnrich in der Fußgarde, 29. 4. 1802 Sek. Lt., daneben Artillerieoffizier, trat 20. 3. 1804 in die Artillerie der R. D. L., wurde 23. 12. 1805 2., 11. 12. 1812 1. Kapitän, trat nach Auflösung der R. D. L. als Major mit Patent vom 6. 3. 1815 zu seiner Ursprungswaffe zurück, wurde Flügel-Adj. der Inf. und in dieser Stellung 12. 6. 1822 Oberstlt., 2. 4. 1836 Oberst, 18. 1. 1838 mit dem Charakter als GM. pensioniert und starb 29. 6. 1845 zu Hannover. — G. 3. — D., S., N. D. — B. 20.

366. *Nettberg, Karl Ludwig v.*, geb. 1777 zu Stade, 4. 2. 1794 Fähnrich im 2. Gren. Bat., 7. 4. 1801 Sek. Lt. im 3. Inf. Regt., trat 2. 5. 1804 in die Artillerie der R. D. L., wurde 9. 2. 1805 Pr. Lt., 12. 4. 1806 2., 25. 11. 1813 1. Kapitän, 17. 3. 1815 Major, 19. 7. 1824 Oberstlt., 26. 10. 1836 Oberst, 17. 1. 1838 mit dem Charakter als GM. pensioniert und starb 9. 3. 1845 zu Stade. — G. 3. — R., D., P. 1808—14, N. u. W. — B. 20. — St. S. 1846.

367. *Hattorf, Hans v.*, geb. 5. 5. 1782 zu Barsinghausen bei Hannover, 3. 6. 1794 Fähnrich im 5. Drag. Regt., 8. 2. 1804 Leutnant im 1. Drag. Regt. der R. D. L., 20. 1. 1807 Kapitän, 1. 3. 1816 Major mit Patent vom 17. 3. 1815 im Garde-Huf. Regt., 21. 7. 1824 Oberstlt., 15. 7. 1831 Kommandeur der Garde du Corps, 4. 4. 1836 Oberst, 20. 11. 1836 disponibeler Brigadier, 1. 1. 1838 Kommandeur der 1. Kav. Brigade, 2. 2. 1839 GM., 6. 1. 1845 Kommandeur der 2. Kav. Div., daneben 1. 3. 1845 bis 1. 10. 1848 Kommandant zu Hannover, 4. 11. 1848 Kommandeur der (einzigen) Kav. Div., 6. 6. 1849 GL., 7. 1. 1850 zu Hannover gestorben. — G. 3. — P. 1812/13, S. J., N. u. W. — B. 28.

368. *Solms-Braunsfels, Bernhard Prinz zu*, geb. 4. 8. 1800 zu Braunsfels, 18. 1. 1839 GM. à la suite, 5. 5. 1845 GL., 28. 5. 1855 General, am 24. 8. 1868 zu Braunsfels gestorben.

369. *Uslar-Gleichen, Friedrich Ludwig Claus v.*, geb. 22. 12. 1779 zu Ilten bei Hannover, 7. 1. 1795 Fähnrich im 7. Drag. Regt., 19. 5. 1801 Sek. Lt. in der Leibgarde, trat 9. 2. 1804 in das 1. Drag. Regt. der R. D. L., im welchem er bei der Auflösung seit dem 3. 1. 1809 Kapitän war, kam 1. 3. 1816 als Major mit Patent vom 17. 3. 1815 zum 2. Huf. Regt., wurde 22. 7. 1824 Oberstlt., 1831 Kommandeur, 1. 7. 1833 Kommandeur des 2. Drag. Regts., 5. 4. 1836 Oberst, 1. 1. 1838 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 1. 3. 1840 GM., 5. 8. 1846 pensioniert und starb am 17. 9. 1848 zu Verden. — G. 3. — P. 1812/13, S. J., N. u. W. — B. 28; Familien-geschichte Nr. 444 (vergl. 8).

370. *Hohnhorst, Georg v.*, geb. 2. 11. 1774 zu Gadenstedt bei Peine, 4. 5. 1792 Fähnrich im 8. Inf. Regt., 10. 7. 1795 Pr. Lt., trat 13. 6. 1804 in das 3. Linien-Bat. der R. D. L., in welchem er bei der Auflösung seit dem 13. 10. 1807 Kapitän war, kam als Major mit Patent vom 19. 5. 1815 zum 5. Inf. Regt., wurde 15. 10. 1825 Oberstlt. im 10., 27. 5. 1828 pensioniert und Kommandant zu Lüneburg, 6. 6. 1838 Oberst, 4. 5. 1842 GM. und starb 4. 1. 1843 zu Lüneburg. — D., M. 1808—14, N. u. W. — B. 83.

371. *Münter, Friedrich*, geb. 1780, 1791 Kadett, 28. 4. 1801 Fähnrich im 9. Inf. Regt., 4. 2. 1804 im 2. Linien-Bat. der R. D. L., 21. 1. 1806 Lt. im 6., 21. 9. 1810 im 7., 1. 12. 1813 Kapitän, 1. 3. 1816 Major mit Patent vom 28. 5. 1815 im 10. Inf. Regt., 27. 10. 1825 Oberstlt.

im 2., kam 22. 6. 1829 zum 9., wurde 1. 7. 1833 Kommandeur des 12. Linien-Bats., 1. 2. 1838 des 4. Inf. Regts., 8. 6. 1838 Oberst, war dann vom 27. 7. 1842 bis 8. 4. 1849 Kommandant zu Nienburg, wurde 31. 5. 1845 G.M. und starb dort am 15. 2. 1856. — D., M. 1808—16. — B. 108.

372. Gilsa, Friedrich v., geb. 1780 zu Siebertshausen in Hessen, 1. 1. 1794 Kadett im 10. Inf. Regt., 26. 4. 1794 Fähnrich, 10. 12. 1802 Sek. Lt. im 9., 19. 12. 1804 im 1. Leichten Bat. der K. D. L., in welchem er bei der Auflösung Kapitän war, kam 1. 3. 1816 als Major mit Patent vom 29. 5. 1815 zum 2. Garde-Bat. des 3. Inf. Regts., 1. 4. 1820 zum Garde-Jäg. Regt., wurde 10. 10. 1825 Oberstlt., 16. 4. 1833 pensioniert, 6. 7. 1833 Kommandant zu Gimbeck, 6. 6. 1838 Oberst, 1. 1. 1844 G.M., starb 5. 8. 1849 zu Gimbeck. — G. 3. — D., S., P. 1808—13, S. J., N. u. W. — B. 58; St. F. 1850.

373. Stolte, Wilhelm, geb. 1780 zu Walsrode, trat 1788 in den Dienst, wurde 9. 6. 1794 Fähnrich im 5. Inf. Regt., 21. 4. 1805 Leutnant im 2. Leichten Bat. der K. D. L., 24. 4. 1811 Kapitän, 1. 3. 1816 Major mit Patent vom 30. 5. 1815 im 9. Inf. Regt., 30. 10. 1825 Oberstlt. im 10., 16. 4. 1833 pensioniert, 28. 10. 1833 Kommandant zu Emden, 1. 4. 1838 zu Aurich, 10. 6. 1838 Oberst, 1. 6. 1845 G.M. und starb 25. 3. 1851 zu Aurich. Verwundet 27. 9. 1810 bei Busaco. — D., P. 1808—13, S. J., N. u. W. — B. 64.

374. Schlütter, Andreas v., geb. 1781 zu Stade, 30. 7. 1795 Kadett im 7. Inf. Regt., 30. 5. 1801 Fähnrich, 2. 2. 1804 im 1. Linien-Bat. der K. D. L., 21. 4. 1805 Leutnant, 24. 4. 1811 Kapitän im 2. Leichten Bat., 1. 3. 1816 Major mit Patent vom 29. 5. 1815 im 6. Inf. Regt., 28. 7. 1824 Oberstlt., 23. 12. 1833 pensioniert und Kapitän des Elbzoll-Wachtschiffes, welche Stelle er bis zu ihrem Eingehen im Jahre 1858 inne hatte, erhielt 10. 9. 1839 den Charakter als Oberst, 30. 7. 1845 den als G.M. und starb 24. 2. 1863 zu Stade. — G. 3. — D., P. 1808—12, N. D., N. u. W. — B. 70; St. F. 1863.

375. Düring, Georg v. (Bruder von 352), geb. 8. 10. 1780 zu Horneburg, 30. 3. 1794 Leutnant in der Fußgarde, 18. 3. 1804 im 1. Linien-Bat. der K. D. L., in welchem er bei der Auflösung, seit 21. 6. 1813, Major war, ging, nachdem er von 1809 bis 1814 dem Stabe Wellingtons angehört hatte und während des Wiener Kongresses Sekretär des englischen Bevollmächtigten Lord Londonderry gewesen war, in den englischen Civildienst über, aus welchem er 1832 als Konsul zu Triest schied, erhielt 27. 7. 1837 den Charakter als Oberst, wurde im September 1837 Privatsekretär des Königs Ernst August, 5. 7. 1841 G.M. und Generaladjutant, erhielt 5. 2. 1848 die erbetene Entlassung aus diesem Dienstverhältnisse, 21. 9. 1861 den Charakter als G.L. und starb 30. 3. 1872 zu Hannover. — G. 3. — H., D., M. 1806/7, P. 1808—13, S. F. — B. 79; W. v. Hassell, Geschichte des Königreiches Hannover, I 405, Bremen 1898.

376. **Poten, Friedrich** (seit 30. 3. 1827 Frhr. v.) (Bruder von 417 und 419), geb. 22. 11. 1779 zu Groß-Munzel bei Wunstorf, Januar 1790 Kadett, 19. 1. 1795 Leutnant im 10. Drag. Regt., trat 16. 1. 1804 als solcher in das 1. Hus. Regt. der K. D. L., wurde 4. 8. 1810 Kapitän im 3., kam 1. 3. 1816 als Major mit Patent vom 16. 8. 1815 zum 3. Hus. Regt., wurde 4. 10. 1825 Oberstlt. 1. Ulan. Regts., 1831 Kommandeur des Garde-Hus. Regts., 1. 7. 1833 des 1. Drag. Regts., 1. 1. 1838 Kommandeur der 4. Kav. Brig., 2. 1. 1839 Oberst, 2. 6. 1845 GM., 30. 9. 1845 pensioniert, starb 26. 10. 1845 zu Osnabrück. — R., D., N. D. — B. 51.

377. **Daniel, Ludwig**, geb. 5. 8. 1777 zu Münden, trat 1793 in den Dienst, wurde 19. 5. 1801 Fähnrich und Artillerieoffizier im 12. Inf. Regt., 21. 3. 1804 in der Artillerie der K. D. L., 9. 2. 1805 Leutnant, 26. 11. 1808 Kapitän 2., 16. 5. 1815 1. Klasse, 19. 12. 1817 Major, 16. 1. 1831 Oberstlt., 15. 7. 1833 pensioniert, 3. 1. 1839 Oberst und Kommandant zu Harburg, 3. 6. 1845 GM., 27. 5. 1855 GL. und starb 12. 8. 1856 zu Harburg. — G. 3. — R., D., P. 1808—13, S. F. — B. 20.

378. **Wiering, Georg**, geb. 1780 zu Bederkesa, wurde 16. 3. 1794 Fähnrich und Artillerieoffizier im 4. Inf. Regt., 20. 4. 1804 Leutnant in der Artillerie der K. D. L., 22. 3. 1805 Kapitän 2. Klasse, 23. 11. 1809 Kapitän 1. Klasse, 10. 1. 1818 Major, 18. 1. 1831 Oberstlt., 4. 1. 1839 Oberst, 4. 6. 1845 GM., 1. 1. 1851 Kommandeur der Art. Brig., 24. 5. 1853 pensioniert, starb 30. 8. 1857 zu Hannover. — G. 3. — R., B., N. D., N. u. W. — B. 21.

379. **Bremer, Karl** (Sohn von 264), geb. 1775 zu Osel, Amt Syke, 17. 9. 1789 Fähnrich im 7. Drag. Regt., 14. 2. 1801 Leutnant im 8., 20. 12. 1805 Leutnant im 3. Hus. Regt. der K. D. L., in welchem er bei der Auflösung seit 25. 5. 1810 Rittm. war, kam 1. 3. 1816 zum 3. Hus. Regt., wurde 2. 5. 1817 Major, 19. 1. 1831 Oberstlt. und Kommandeur des 2. Ulan. Regts., 1. 7. 1833 des 3. Drag. Regts., 5. 1. 1839 Oberst, 10. 2. 1840 Kommandeur der 2. Kav. Brig., starb 27. 1. 1842 zu Celle. — G. 3. — R., D., P. 1808/9; N. D., R. — B. 51.

380. **Bothmer, Bernhard v.**, geb. 7. 4. 1783 zu Landesbergen bei Stolzenau, 14. 2. 1800 Leutnant im 10. Drag. Regt., trat 30. 1. 1804 als Kornett in das 1. Drag. Regt. der K. D. L., in welchem er seit 28. 5. 1804 Leutnant, bei der Auflösung Kapitän war, wurde 1. 3. 1816 mit Patent als Major vom 16. 10. 1815 Oberadjutant der 1. Kav. Brig., dann in das 4. Hus. Regt. versetzt, 20. 1. 1831 Oberstlt., 1. 7. 1833 pensioniert, erhielt 12. 1. 1838 den Charakter als Oberst, 13. 12. 1851 als GM., 23. 7. 1862 als GL. und starb 5. 11. 1868 zu Hannover. — Verlor 18. 6. 1815 bei Waterloo ein Bein. — G. 3. — P. 1811/12, S. F., N. u. W. — B. 28.

381. **Meinecke, Georg Friedrich**, geb. 1775 zu Hannover, trat 1793 beim Ingenieurkorps in den Dienst, wurde am 9. 6. 1794 Kondukteur,

16. 6. 1804 Leutnant in der R. D. L., 17. 3. 1807 Pr. Lt., 24. 10. 1810 Kapitän 2. Klasse, lehrte 1. 8. 1816 als Kapitän 1. Klasse mit Patent vom 17. 10. 1815 in den hannoverschen Dienst zurück, wurde 12. 1. 1818 Titular-, 30. 1. 1833 wirklicher Major, 1. 7. 1833 Oberstlt. und Kommandeur, 1837 Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission und starb 5. 10. 1843 zu Frankfurt a. M. — D., P. 1808—14, N. 1815 mit dem königlich Preussischen II. Armeekorps. — B. 17.

382. Goeben, Quintus v., geb. 18. 2. 1782 zu Poggemühlen, Amt Bremervörde, kam, nachdem er Fähnrich im 4. Inf. Regt. gewesen war, 9. 4. 1798 als Kornett zum 2. Kav. Regt., trat 24. 12. 1805 in das 3. Inf. Regt. der R. D. L., wurde 2. 5. 1811 Rittm. und 1. 3. 1816 Major mit Patent vom 18. 10. 1815, kam 1821 zum 2. Ulan. Regt., wurde 22. 1. 1831 Oberstlt., 1. 2. 1838 Kommandeur der Garde du Corps, 30. 9. 1839 mit dem Charakter als Oberst pensioniert, erhielt 27. 5. 1852 den als GM. und starb 18. 2. 1867 zu Verden. — D., P. 1808/9, N. D., N. u. W. — B. 51.

383. Cleve, Urban, geb. 1781 zu Süplingenburg im Herzogtume Braunschweig, 1797 Kadett im 9. Drag. Regt., 28. 4. 1801 Leutnant, trat 20. 1. 1806 in das 2. Inf. Regt. der R. D. L., wurde 10. 7. 1811 Kapitän, kam 1816 als solcher mit Majorspatent vom 19. 10. 1815 zum 2. Inf. Regt., 31. 1. 1829 zur Garde du Corps, wurde 23. 1. 1831 Oberstlt., 1. 1. 1838 Kommandeur des Garde-Kür. Regts., 3. 3. 1840 Oberst, 3. 2. 1843 Kommandeur der 2. Kav. Brig., 5. 6. 1845 GM., 16. 6. 1848 pensioniert und starb 13. 1. 1855 zu Hannover. — G. 3. — D., S., P. 1810—1813, N. — B. 46.

384. Decken, Georg (seit 7. 2. 1835 Graf) v. der, geb. 23. 11. 1787 zu Derichsheil im Lande Kehdingen, 11. 2. 1804 Kornett im 1. Inf. Regt. der R. D. L., 27. 2. 1806 Leutnant, 11. 7. 1811 Kapitän, kam 1. 3. 1816 als Major mit Patent vom 20. 10. 1815 in das Garde-Inf. Regt., wurde 24. 1. 1831 Oberstlt., 1. 2. 1838 Kommandeur, 4. 3. 1840 Oberst, 6. 1. 1845 Kommandeur der 1. Kav. Brig., 4. 6. 1846 GM., 5. 5. 1851 GL. und Gen. Inspekteur d. Kav., 30. 5. 1855 Gen. d. Kav., 9. 5. 1859 pensioniert, starb 19. 8. 1859 in Schloß Kumpenheim bei Frankfurt a. M. — Verwundet 10. 12. 1813 bei Barouillet, am 27. 2. 1814 bei Orthes. — G. 3., — D., P. 1809—13, S. F., N. u. W. — B. 39; St. H. 1860; Familie (vergl. 278).

385. Schönehen, Wilhelm, geb. 1785 zu Uelzen, kam aus dem Georgianum am 12. 3. 1802 als Leutnant zum 9. Drag. Regt., trat 10. 11. 1804 als Kornett in das 2. Drag. Regt. der R. D. L., aus welchem er, seit 1. 2. 1809 Lt., 20. 9. 1811 Kapitän, am 1. 3. 1816 als Major mit Patent vom 23. 10. 1815 zum 3. Inf. Regt. kam, wurde 1. 4. 1831 Oberstlt. im Leib-Kür. Regt., 1. 1. 1838 Kommandeur des Königin Inf. Regts., 5. 3. 1840 Oberst, 30. 9. 1845 Kommandeur der 4. Kav. Brig., 5. 6. 1846 GM., 4. 10. 1849 Kommandeur der 2. Kav. Brig., 20. 5. 1856 mit dem Charakter

als *Ö.* pensioniert, starb 12. 3. 1876 zu Hannover. — *G.* 3. — *Þ.* 1812/13, *N. u. W.*, *Schl.-J.* 1848. — *B.* 52.

386. Wynecen, Christian (Bruder von 395), geb. 14. 3. 1783 zu Rüstje bei Stade, trat im März 1798 in das 11. *Inf. Regt.*, wurde 4. 5. 1802 *Fähnrich* im 8., 20. 12. 1803 im 1. *Leichten Bat.* der *R. D. L.*, 1. 3. 1805 *Leutnant*, 17. 12. 1813 *Kapitän*, kam 1. 3. 1816 als solcher mit *Majorspatent* vom 25. 10. 1815 zum *Garde-Jäger-Regt.*, in welchem er 18. 3. 1820 *wirklicher Major* wurde, 30. 12. 1831 *Oberstlt.*, 1831 bis 1. 2. 1838 *Kommandeur* des *Land-Drägerkorps* (*Gendarmerie*), dann *Kommandeur* des *Leib-Regts.*, 6. 3. 1840 *Oberst*, 5. 6. 1845 *Kommandeur* der 3. *Inf. Brig.*, 6. 6. 1846 *GM.*, 1848 *Kommandeur* der 2. *Inf. Div.*, 24. 5. 1852 *Ö.*, starb zu Verden 10. 9. 1853. — Befehligte im Winter 1848/49 ein zur *Aufrechterhaltung* der *Ordnung* nach *Thüringen* entsandtes *Korps* und im Jahre 1849 die in den *Elb-Herzogtümern* zum *Kriege* gegen *Dänemark* befindliche „*Hannoversch-Sächsische Division*“. — *G.* 3. — *D., S., Þ.* 1808—13, *S. J.*, *N. u. W.*, *Schl.-J.* 1849. — *B.* 58; *Dehnel S.* 72; *A. D. B.* XLIV, 398.

387. Hattorf, Georg v., geb. 24. 2. 1784 zu Völkershäusen in Hessen, 8. 8. 1801 *Fähnrich* im 6. *Drag. Regt.*, 3. 2. 1804 *Kornett* im 1. *Drag. Regt.* der *R. D. L.*, in welchem er am 15. 2. 1812 *Kapitän* wurde, kam 1. 3. 1816 mit *Majorspatent* vom 29. 10. 1815 zum *Garde-Kür. Regt.*, 1831 zum 3. *Fuß. Regt.*, 1. 7. 1833 zur *Garde du Corps*, wurde 3. 1. 1834 *Oberstlt.*, 1. 2. 1838 *Kommandeur* des 4. *Drag. Regts.*, 18. 10. 1839 der *Garde du Corps*, 28. 10. 1840 *Kommandant* zu Stade, 5. 6. 1849 pensioniert, starb 16. 3. 1861 zu Stade. — *G.* 3. — *Verwundet* 11. 8. 1812 bei *Majalahonda* und 18. 6. 1815 bei *Waterloo*. — *Þ.* 1808 bis 12, *S. J.*, *N. u. W.* — *B.* 28; *St. J.* 1861.

388. Holzermann, Ernst, geb. 1781 zu Heiligenlohe im Amte Ehrenburg, *Kadett* im 7. *Drag. Regt.*, 21. 1. 1804 *Fähnrich* im 2. *Leichten Bat.* der *R. D. L.*, in welchem er 26. 1. 1806 *Leutnant* und 22. 3. 1812 *Kapitän* wurde, kam 1. 3. 1816 mit *Majorspatent* vom 5. 11. 1815 zum 6. *Inf. Regt.*, 1. 4. 1820 als *Major* zum 2., 1. 7. 1833 zum 2. *Linien-Bat.*, 1838 zum 2. *Inf. Regt.*, wurde 13. 5. 1838 *Kommandeur* zu Hameln, 4. 1. 1834 *Oberstlt.*, 18. 10. 1843 *Oberst*, 3. 6. 1847 *GM.* und starb dort 11. 11. 1852. — *D., S., Þ.* 1808—13, *S. J.*, *N. u. W.* — *B.* 64.

389. Schweiger, August Friedrich, geb. 1778 zu Gimbeck, trat 1793 beim *Ingenieurkorps* in den *Dienst*, wurde 9. 6. 1794 *Kondukteur*, 13. 3. 1803 *Fähnrich* im 12. *Inf. Regt.*, 6. 2. 1805 *Leutnant* im *Ingenieurkorps* der *R. D. L.*, 7. 4. 1807 *Pr. Lt.*, 15. 7. 1812 *Kapitän* 2. *Klasse*, kehrte als *Kapitän* 1. *Klasse* in den hannoverschen *Dienst* zurück, wurde 1. 7. 1833 *Major*, 5. 1. 1834 *Oberstlt.*, 1837 *Kommandeur*, 1843 mit *Charakter* als *Oberst* pensioniert, starb 19. 5. 1848 zu Hannover. — *D., R. D., N.* — *B.* 18.

390. Kettberg, Leopold v., geb. 24. 7. 1785 zu Westerhof bei Northeim, 1. 10. 1800 Kadett, im 3. Inf. Regt. 12. 9. 1802 Fähnrich, 14. 9. 1804 im 1. Linien-Bat. der K. D. L., 2. 4. 1806 Leutnant, 18. 1. 1813 Kapitän, kam 1. 3. 1816 mit Majorspatent vom 2. 2. 1816 zum Gren. Garde-Bat. des 2. Inf. Regts., 1. 4. 1820 zum Garde-Gren. Regt., wurde 1. 3. 1835 Oberstlt. und Kommandeur des 10. Linien-Bats., 30. 4. 1836 des Garde-Jäger-Bats., 7. 10. 1843 des Garde-Regts., 22. 10. 1843 Oberst, 5. 6. 1846 Kommandeur der 1. Inf. Brig., 10. 6. 1846 GM., 1. 10. 1848 auch Kommandant zu Hannover, 23. 5. 1851 pensioniert, starb 30. 10. 1861 zu Hannover. — Verwundet 27. 2. 1814 vor Bayonne. — G. 3. — D., M. 1806/7, P. 1808—13, S. F., N. u. W. — B. 71; St. F. 1862.

391. Hohenberg, Ernst v., geb. 1787 zu Methem a. d. Aller, 27. 5. 1801 Fähnrich im 7. Drag. Regt., 22. 4. 1805 im 1. Linien-Bat. der K. D. L., in welchem er bei der Auflösung seit 22. 9. 1813 Kapitän war, kam 1. 3. 1816 mit Majorspatent vom 24. 2. 1816 in das Gren. Garde-Bat. des 2. Inf. Regts., 13. 4. 1820 in das Gren. Garde-Regt., wurde 16. 4. 1833 mit dem Charakter (Patent 1. 1. 1836) als Oberstlt. pensioniert, 6. 7. 1833 Kommandant zu Verden, 5. 6. 1847 Oberst, 5. 5. 1847 GM., 27. 5. 1855 GL., und starb zu Verden am 9. 4. 1858. — Verwundet 28. 7. 1809 bei Talavera. — G. 3. — D., P. 1808—13, S. F., N. — B. 71,

392. Einsingen, Karl v. (Sohn von 320), geb. 21. 1. 1792 zu Lüneburg, trat 7. 12. 1805 als Fähnrich in das 5. Linien-Bat. der K. D. L., wurde 14. 1. 1808 Leutnant, 16. 4. 1813 Kapitän, war durch seine am 28. 7. 1809 bei Talavera und am 27. 2. 1814 vor Bayonne erhaltenen Wunden für den Frontdienst untauglich, wurde 1833 Distriktskommissär zu Lüneburg, 1838 Kommandant zu Göttingen, erhielt 1830 den Charakter als Major, 18. 2. 1835 als Oberstlt., 20. 10. 1843 als Oberst, 27. 5. 1854 als GM., 27. 5. 1860 als GL. und starb 17. 4. 1870 zu Göttingen. — D., P. 1808—13, S. F. — B. 96.

393. Marschall, Gustav Frhr. v., geb. 1786 zu Geesthof bei Stade, 25. 4. 1800 Fähnrich in der Fußgarde, 5. 1. 1805 im 1. Leichten Bat. der K. D. L., in welchem er 28. 11. 1807 Leutnant, 26. 1. 1814 Kapitän wurde, kam 1816 mit Majorspatent vom 28. 2. 1816 in das Jäger-Garde-Bat. des 1. Inf. Regts., 18. 3. 1820 in das Garde-Jäger-Regt., 1825 in das 9. Inf. Regt., 1828 wieder in das Garde-Jäger-Regt., wurde 2. 1. 1836 Oberstlt. und Kommandeur des 2. Leichten Bats., 4. 5. 1844 Oberst, 1845 Kommandeur 4. Inf. Regts., 29. 3. 1848 der 3. Inf. Brig., 5. 6. 1848 GM., 24. 5. 1853 pensioniert, starb 6. 10. 1853 zu Hütloh bei Stade. — G. 3. — D., S. P. 1808—13, S. F., N. u. W., Schl.-F. 1848. — B. 58.

394. Osten, Wilhelm v. der, geb. 1782 zu Celle, trat im Februar 1801 beim 13. Inf. Regt. in den Dienst, wurde 27. 8. 1802 Leutnant in der Leibgarde, 10. 11. 1803 im 1. Hus. Regt. der K. D. L., kam 5. 11. 1808

zum 16. englischen Leichten Drag. Regt., war später Major auf Halbsold, erhielt 3. 8. 1836 den Charakter als Hannoverscher Oberstlt., 18. 10. 1839 als Oberst, 6. 7. 1849 als *GM.* und starb 24. 1. 1852 zu Rufford Abbey in Yorkshire. — *B.* 150.

395. Wynken, Friedrich (Bruder von 386), geb. 1782 zu Rüstje bei Stade, 1790 Kadett im 4. Inf. Regt., 26. 4. 1802 Fähnrich, trat 19. 2. 1803 als solcher in das 1. Leichte Bat. der *R. D. L.*, in welchem er am 1. 10. 1805 Leutnant, 18. 7. 1811 Kapitän wurde, gehörte bei der Auflösung dem ausländischen Veteranen-Bat. an, wurde durch eine schwere, am 14. 4. 1814 vor Bayonne erhaltene Wunde verhindert, ferner Dienst zu tun, ward jedoch vom 12. 12. 1847 bis 20. 11. 1848 Kommandant zu Celle, erhielt 1836 den Charakter als Major, 30. 3. 1837 den als Oberstlt., 1838 als Oberst, 1. 6. 1847 als *GM.*, 27. 5. 1862 als *GL.* und starb 10. 12. 1871 zu Celle. — *G.* 3. — *D.*, *P.* 1808--1813, *S. F.* — *B.* 120.

396. Ludowig, Wilhelm v., geb. 1787 zu Burtehude, war acht Monate Kadett im 8. Inf. Regt. gewesen, als er am 7. 7. 1804 als Fähnrich in das 1. Leichte Bat. der *R. D. L.* trat, wurde 28. 1. 1806 Leutnant, schied 23. 4. 1811 aus, trat 23. 5. 1813 beim Rielmannseggeßen Jägerkorps als Kapitän von neuem in den Dienst, kam 1. 3. 1816 zum Landwehr-Bat. Harburg des 5. Inf. Regts., wurde 17. 10. 1826 Major, 1. 8. 1828 in das 1. Inf. Regt., 1. 4. 1833 in das 2. Leichte Bat. versetzt, 2. 4. 1836 Major und Kommandeur, 1. 2. 1838 Kommandeur des 5. Inf. Regts., 3. 6. 1848 Oberst, 3. 5. 1848 Kommandeur der 2. Inf. Brig., 18. 3. 1849 *GM.*, 24. 5. 1855 mit dem Charakter als *GL.* pensioniert, starb 21. 6. 1870 zu Lüneburg. — Befehligte im Jahre 1849 die zum Kriege gegen Dänemark nach den Elb- Herzogtümern entsandte hannoversche Brigade (vergl. 386). — *G.* 3. — *D.*, *P.* 1808/9, *S.*, *N. D.*, *N. u. W.*, *Schl.-F.* 1849. — *B.* 191; Jacobi 202.

397. Wigendorff, Hartwig v., geb. 1783 in Tesdorf bei Lüneburg, wurde im Sommer 1799 Kadett im 13. Inf. Regt., 18. 8. 1801 Fähnrich, 19. 4. 1805 Kornett im 1. Drag. Regt. der *R. D. L.*, 28. 8. 1810 Leutnant, 13. 6. 1813 Kapitän, kam 1. 3. 1816 zum Garde-Kür. Regt., (später Garde du Corps), wurde 18. 10. 1826 Major 3. 4. 1836 Oberstlt., 1. 2. 1838 Kommandeur der Landgendarmarie, 4. 6. 1848 Oberst, 4. 6. 1849 *GM.*, 23. 5. 1851 Kommandant zu Hannover, wo er 7. 1. 1852 starb. — Verwundet 11. 8. 1812 bei Majalahonda. — *D.*, *P.* 1812/13, *S. F.*, *N.* — *B.* 29.

398. Bennigsen, Ernst Karl Gebhard (Sohn von 303), geb. 30. 10. 1789 zu Magdeburg, trat 13. 6. 1813 als Leutnant beim Bat. Bennigsen in den Dienst, wurde 13. 8. 1813 Kapitän, schied 1814 aus, trat 1815 beim Landwehr-Bat. Lüchow von neuem ein, kam am 1. 3. 1816 zum 5. Inf. Regt., wurde 18. 5. 1829 Major im 2., 1. 7. 1833 im 5. Linien-Regt., 1. 1. 1837 Oberstlt., kam am 8. 12. 1838 zum Garde-Regt., wurde 16. 8. 1840 Kommandeur, 1. 10. 1843 Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission, 14. 6.

1848 Oberst, 27. 5. 1854 *GM.*, 1. 3. 1855 pensioniert, erhielt 27. 5. 1865 den Charakter als *GL.*, starb 7. 4. 1869 zu Bennigsen, Kreis Springe. — *N. D.*; *N.*

399. Gotthard, Friedrich, geb. 8. 8. 1788 zu Zellerfeld, 1809 ausgehoben für das 6. westfälische *Inf. Regt.*, 1812 Leutnant, 1813 Kapitän in der Füsiliergarde (Orden der Ehrenlegion im russischen Feldzuge), 7. 1. 1814 Kapitän im leichten *Bat. Osnabrück*, 1. 4. 1820 im 8. *Inf. Regt.*, 11. 7. 1831 Major im 10., 1. 6. 1833 im 10. *Linien-Bat.*, 1836 Kommandeur des letzteren, 2. 2. 1838 Oberstlt. und Komdr. des 1. Leichten *Bats.*, 24. 8. 1842 des 3. *Inf. Regts.*, 15. 6. 1848 Oberst, 10. 9. 1849 bis 5. 10. 1861 Kommandant von Stade, 27. 5. 1855 *GM.*, 17. 1. 1864 zu Hannover gestorben. — Verwundet 18. 6. 1815 bei Waterloo. — *N. D.*, *N. u. W.* — *St. H.* 1864.

400. Rütgen, Konrad Friedrich, geb. 1790 zu Eime im Amte Lauenstein, ausgehoben für das 3. westfälische *Inf. Regt.*, 1811 Unterleutnant, 6. 1. 1812 Leutnant im Garde-Jäger-*Regt.*, 9. 1. 1814 Kapitän im Landwehr-*Bat. Hameln*, 1. 4. 1820 im 2. *Inf. Regt.* 2. 9. 1831 Major im 3., 1. 7. 1833 im 3. *Linien-Bat.*, 1. 2. 1838 Oberstlt. und Komdr. des 6. *Inf. Regts.*, 16. 4. 1848 Oberst, 17. 6. 1848 Kommandeur der 4. *Inf. Brig.*, 5. 6. 1850 *GM.*, 5. 12. 1854 zu Osnabrück gestorben. — *N. D.*, *N. u. W.*

401. Oldenburg, Nikolaus Friedrich Peter Großherzog von, geb. 8. 7. 1827, 10. 2. 1852 *GL.* und Inhaber des 2. *Inf. Regts.*, 27. 5. 1855 General, 13. 7. 1900 gestorben.

402. Sachsen-Altenburg, Joseph Herzog von, geb. 27. 8. 1789, 10. 2. 1852 *GL.* und Inhaber des 3. *Inf. Regts.*, 27. 5. 1855 General, 25. 11. 1868 gestorben.

403. Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz II. Großherzog von, geb. 28. 2. 1823, 22. 6. 1857 General und Inhaber des 6. *Inf. Regts.*, 15. 4. 1883 gestorben.

404. Anderten, Heinrich Friedrich August v., geb. 2. 2. 1775 zu Hannover, 1. 10. 1790 Fähnrich im 2. *Inf. Regt.*, 13. 4. 1794 Leutnant im 10., 19. 1. 1804 im 1. Leichten *Bat. der R. D. L.*, schied 23. 4. 1811 als Kapitän aus, errichtete 1813 das leichte Feldbataillon Osnabrück, blieb aber nur kurze Zeit im Dienste, erhielt 17. 3. 1840 den Charakter als Oberst, 12. 2. 1855 als *GM.* und starb 19. 7. 1861 zu Celle. — *N. D.*, *B.* 1808/9, *S.*, *N. D.* — *B.* 196.

405. Jacobi, Karl (seit 17. 5. 1866 v.), geb. 24. 6. 1790 zu Celle, Advokat zu Hannover, 13. 4. 1813 Sergeant im Leichten *Bat. Lüneburg*, in welchem er bald nachher Fähnrich, am 4. 5. 1813 Leutnant, am 23. 7. 1813 Kapitän wurde, kam nach dem Kriege zum Stabe der Armee, welchem er bis zum Jahre 1850 angehört hat, wurde 20. 10. 1826 Major, 4. 4. 1836 Oberstlt., 20. 10. 1843 Oberst, 1848 *Gen. Adj.*, 5. 5. 1849 *GM.*, war 3. 10. 1850 bis 28. 11. 1851 Kriegsminister, dann Bundeskommissar in

Bremen und Gesandter am Bundestage, wurde 27. 5. 1854 Kommandeur der 2. Inf. Div., 26. 5. 1855 *Ö.*, 18. 5. 1859 Kommandeur der 1. Inf. Div., 3. 12. 1860 General, 1862 pensioniert, starb 4. 7. 1875 zu Hannover. — *G. 3., N. D., N. u. W.* — Aus meinem Leben, Hannover [als Manuskript gedruckt]; *N. D. B. XIII.*, 100.

406. *Glern, Adolf Friedrich v.*, geb. 1791 zu Schwerin, kam 1813 aus der mecklenburgischen Gren. Garde als Leutnant in das Bat. Bremen und Verden, wurde 15. 4. 1814 Kapitän, 1. 3. 1816 in das 6. Inf. Regt., am 1. 7. 1833 zum 6. Linien-Bat. versetzt, 1. 1. 1837 Major im 2. Leichten Bat., 8. 11. 1840 Oberstlt., 1841 in das 6. Inf. Regt. versetzt, 1844 Kommandeur des 2. Leichten Bats., 1846 in das 4. Inf. Regt. versetzt, 1848 Kommandeur des letzteren, 31. 8. 1849 Oberst, 23. 5. 1851 pensioniert und Kommandant zu Lüneburg, erhielt 1855 den Charakter als *GM.* und starb 16. 5. 1859 zu Lüneburg. — *N. D., N. u. W., Schl.-B.* 1849. — *Hilfsmann* 133.

407. *Münster, Wilhelm Graf zu*, geb. 10. 1. 1787 zu Langelage bei Osnabrück, wurde 14. 7. 1806 Fähnrich im preussischen Drag. Regt. v. Brüjewitz, stand dann im Marwitzschen Freikorps und im Hus. Regt. v. Rudorf, nahm nach dem Frieden von Tilsit den Abschied, wurde 1808 Leutnant im westfälischen Garde-Chevaulegers-Regt., 1810 Rittm. im 1. Hus. Regt., 1811 im 2. Kür. Regt., in welchem er 1812 den Feldzug nach Rußland mitmachte, war während des Krieges 1813/14 Adjutant bei Dörnberg (290), errichtete eine Schwadron (Rittmeisterpatent vom 12. 2. 1814) für das Cumberland Hus. Regt. (1816 2. Ulan., 1833 2. Drag. Regt.), wurde 4. 1. 1838 Major, 16. 5. 1842 Oberstlt., 8. 2. 1843 Kommandeur der Garde du Corps, 5. 6. 1847 der 3. Kav. Brig., 1848 Oberst, 6. 6. 1850 *GM.*, 25. 5. 1851 Kommandeur der 1., 16. 3. 1855 mit dem Charakter als *Ö.* pensioniert, starb 23. 1. 1862 zu Düendorf bei Wunstorf. — *N. D., N. u. W.* — *St. B.* 1864.

408. *Pandesberg, Louis v.*, geb. 12. 3. 1787 zu Büdteburg, wurde 1805 Leutnant im kurhessischen Hus. Regt., 1807 im westfälischen Garde-Chevaulegers-Regt., 1810 Rittm., 1812 als solcher in Wilna gefangen, 19. 7. 1814 Rittm. im Cumberland Hus. Regt. (später 2. Ulan. Regt.), aus welchem er am 1. 7. 1833 mit dem Charakter als Major auschied, war vom 7. 9. 1838 bis 30. 4. 1843 Distriktskommissar zu Stade, wurde 20. 3. 1843 Oberstlt., 1. 5. 1843 Kommandeur der neuerrichteten Kadettenanstalt, 2. 5. 1849 Oberst, 20. 5. 1854 *GM.*, 20. 5. 1856 pensioniert, starb 20. 8. 1863 zu Hannover. — *N. D., N. u. W.* — *St. B.* 1864.

409. *Arentschildt, Arnold v.* (Sohn von 304), geb. 2. 8. 1789 zu Scharnebeck bei Osterholz, trat 1813 beim Bremen und Verdenschen Hus. Regt. in den Dienst, wurde 19. 4. 1813 Kornett, 3. 7. 1813 Leutnant, 26. 1. 1815 Rittm., kam 1. 2. 1838 als Major zur Garde du Corps,

wurde 8. 2. 1843 Kommandeur des Garde-Kür. Regts., 30. 7. 1843 Oberstlt., 6. 6. 1849 Oberst, 1. 3. 1851 GM., 27. 5. 1851 Kommandeur der 3. Kav. Brig., starb 28. 1. 1852 zu Celle. — N. D., N. u. W.

410. Hohenberg, Georg Wilhelm, geb. 4. 1. 1793 zu Hudemühlen, Amt Ahlden, trat 5. 8. 1813 als Leutnant in das Bat. Bennigsen (303), wurde 6. 1. 1815 Rittm. im Cumberland Hus. Regt. (später 2. Ulan. Regt. 1833 2. Drag. Regt.), 28. 5. 1838 Major im 4. Drag. Regt., 31. 7. 1843 Oberstlt. und Kommandeur des 2., 20. 10. 1845 des 3., 5. 6. 1847 der Garde du Corps, 20. 11. 1848 pensioniert und Kommandant zu Celle, erhielt 16. 12. 1851 den Charakter als Oberst, 13. 5. 1859 als GM., starb 28. 12. 1861 zu Celle. — N. D., N.

411. Lindemann, Julius, geb. 1789 zu Lüneburg, stud. jur., März 1813 bei Errichtung des Lüneburgischen Hus. Regts. Wachtmeister, 1. 4. 1813 Leutnant, 8. 3. 1815 Rittm., 29. 5. 1838 Major, 2. 6. 1844 Oberstlt., 5. 6. 1847 Kommandeur des Cambridge-Drag. Regts., 1. 12. 1851 Oberst, 14. 4. 1852 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 21. 5. 1854 GM., 20. 5. 1855 pensioniert, starb 22. 11. 1855 zu Celle. — N. D., N. u. W. — Jacobi 204.

412. Spörcken, Friedrich v., geb. 1790 zu Lüdersburg bei Lüneburg, trat als stud. jur. im März 1813 bei Errichtung des Lüneburgischen Hus. Regts. in den Dienst, wurde am 1. 11. 1813 Leutnant, 3. 4. 1815 Rittm., 1. 6. 1833 mit dem Charakter als Major pensioniert, 1. 4. 1837 Oberadjutant des Herzogs von Cumberland (am 20. 6. 1837 König Ernst August. übernahm 1839 die Leitung des Landgestütes zu Celle, erhielt 16. 2. 1851 den Charakter als Oberstlt., 27. 5. 1852 als Oberst, 27. 5. 1856 als GM., 21. 5. 1861 als GL., nahm als Oberlandstallmeister 1866 den Abschied und starb 25. 4. 1871 zu Celle. — N. D., N. u. W. — Jacobi 204.

413. Dachenhausen, Alexander v., geb. 14. 10. 1793 zu Stade, trat beim 1. westfälischen Kür. Regt. in den Dienst, wurde im November 1810 Leutnant im 1. Hus. Regt., 10. 5. 1812 Pr. Lt., machte den Feldzug nach Rußland mit, kehrte aber schon im Sommer krank in die Heimat zurück, trat 1813 beim Lüneburgischen Hus. Regt. ein, in welchem er 17. 4. 1813 Pr. Lt., 15. 4. 1815 Rittm. wurde, ward 2. 1. 1831 zum Garde-Hus. Regt. versetzt, hier 30. 5. 1838 Major, 3. 6. 1844 Oberstlt., 6. 1. 1845 Kommandeur, 2. 12. 1851 Oberst, 22. 5. 1854 GM., 27. 5. 1855 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 27. 5. 1856 der 2., 24. 5. 1858 GL., 18. 5. 1859 Kommandeur der Kav. Div., im Mai 1860 pensioniert, starb am 24. 7. 1873 zu Verden. — N. D., N. u. W. — Jacobi 204.

414. Diebitsch, Friedrich Wilhelm Adolf v., geb. 29. 8. 1790 zu Wejel, wurde 24. 6. 1804 Fähnrich in preussischen Diensten, 27. 10. 1809 im 7. Linien-Bat. der R. D. L., aus welchem er, 23. 6. 1811 Leutnant geworden, am 1. 3. 1816 als Kapitän mit Patent vom 27. 3. 1815 zum 4. Inf. Regt., 1. 7. 1833 zum 4. Linien-Bat. kam, wurde 13. 2. 1838 mit dem

Charakter als Major pensioniert, 10. 2. 1841 Kommandant zu Northheim, 19. 8. 1842 Oberstlt., 16. 12. 1851 Oberst, 27. 5. 1866 GM. und starb 1. 5. 1872 zu Northheim. — P. 1810—11, M. 1812—14, N. D., N. — B. 109.

415. Brandis, Eberhard (seit 10. 6. 1856 Frhr.) v., geb. 2. 9. 1795 zu Hildesheim, 1806 Kadett im 5. Linien-Bat. der R. D. L., 29. 9. 1807 Fähnrich, 1809 Leutnant, 27. 7. 1815 Kapitän, kam 1. 3. 1816 in das 3. Garde-Bat. des 4. Inf. Regts., 8. 4. 1820 in das 4. Inf. Regt., 1. 7. 1833 in das 12. Linien-Bat., wurde 9. 2. 1838 Major im Garde-Regt., 29. 7. 1843 Oberstlt., 1846 Kommandeur des 2. Leichten Bats., 15. 6. 1849 Oberst, 5. 6. 1851 GM. und Kommandeur der 1. Inf. Brig., 28. 11. 1851 Kriegsminister, 27. 5. 1855 GL., 4. 12. 1860 General und starb 13. 6. 1884 zu Schloß Ricklingen bei Hannover. — G. 3. — D., P. 1808—13, S. F., N. u. W., Schl.-F. 1848, Th. — B. 97; Mil. Wochenbl. Nr. 70, Berlin 1884; Dehnel S. 55.

416. Mecklenburg = Strelitz, Friedrich Wilhelm (seit 6. 9. 1860) Großherzog von, geb. 17. 9. 1819, 21. 6. 1857 GM. und Inhaber des 7. Inf. Regts., 20. 5. 1861 GL.

417. Poten, August (Bruder von 376 und 419), geb. 1. 10. 1789 zu Wunstorf, trat 1805 als Kadett beim 2. Drag. Regt. der R. D. L. in den Dienst, wurde 16. 5. 1806 Kornett, 13. 2. 1812 Leutnant, 15. 10. 1815 Kapitän, kam 1. 3. 1816 als Mittm. und Schwadronchef zum Leib- (später Garde-) Kür. Regt., in welchem er, am 21. 5. 1839 zum Major befördert, verblieb, bis er am 22. 10. 1845 Oberstlt. und Kommandeur des 2. Drag. Regts. wurde, kam in gleicher Stellung am 25. 6. 1848 zum Kronprinz-Drag. Regt., am 1. 6. 1851 zur Landgendarmarie, wurde am 3. 12. 1851 Oberst, 23. 5. 1854 GM., 25. 5. 1858 GL., 20. 12. 1858 pensioniert und starb 4. 3. 1867 zu Hannover. — P. 1812—13, S. F., N. u. W., Schl.-F. 1848, 1849. — B. 34.

418. Luttermann, Johann, geb. 1774 zu Hannover, diente seit 1792 als Gemeiner und Unteroffizier in der Infanterie, wurde 12. 7. 1799 Pr. Lt. und Regiments-Quartiermeister im 6. Drag. Regt., trat am 21. 1. 1806 als Leutnant in das 6. Linien-Bat. der R. D. L., wurde 1. 11. 1812 Pr. Lt. im Ingenieurcorps, 1. 5. 1816 Kapitän 2. Klasse, 3. 1. 1833 Kompagniechef, 23. 12. 1839 Major, 1843 Kommandeur, 3. 6. 1846 Oberstlt., 1848 Oberst, 1851 mit dem Charakter als GM. pensioniert und starb 9. 7. 1854 zu Hannover. — N., D., M. 1808—16, P. 1812—13. — B. 18; St. F. 1856.

419. Poten, Konrad (Bruder von 376 und 417), geb. 4. 10. 1792 zu Wunstorf, trat 16. 7. 1807 als Kadett beim 1. Hus. Regt. der R. D. L. in den Dienst, wurde 16. 3. 1810 Kornett, 14. 6. 1811 Leutnant, kam am 1. 3. 1816 als Stabsrittmeister mit Patent vom 25. 2. 1816 zum Leib-

(später Garde-) Kür. Regt., wurde 1831 Schwadronchef im 3. Hus. Regt., 1. 7. 1833 im 1. Drag. (1. 1. 1838 Garde-Hus.) Regt., 8. 3. 1840 Major im 3. Drag. Regt., 22. 9. 1846 Oberstlt., 5. 6. 1847 Kommandeur des 4. Drag. Regts., 25. 6. 1848 des Königin-Hus. Regts., 5. 12. 1851 Oberst, 24. 5. 1854 GM., 27. 5. 1855 Kommandeur der 1. Kav. Brig., 26. 5. 1858 GL., 5. 5. 1859 pensioniert und Kommandant zu Hannover, starb dort am 29. 6. 1863. — P. 1809—1813, S. F., N. u. W., Schl.-H. 1848. — B. 41; St. H. 1863.

420. Berger, Ludwig v. (Sohn von 315), geb. 20. 8. 1799 zu Badow in Mecklenburg-Schwerin, trat 1813 in das Bat. Lauenburg, in welchem er am 4. 4. 1813 Leutnant wurde, kam dann zum Feld-Bat. Verden und 1. 3. 1816 als Kapitän mit Patent vom 21. 4. 1816 in das 7. Inf. Regt., 1. 4. 1820 zum 9., 1. 7. 1833 zum 9. Linien-Bat., 1. 2. 1838 zum Leib-Regt., wurde 9. 3. 1840 Major im Garde-Regt., 23. 9. 1846 Oberstlt. und Kommandeur, 6. 12. 1851 Oberst und Kommandeur der 1. Inf. Brig., 27. 5. 1853 daneben Kommandant zu Hannover, 25. 5. 1854 GM., 27. 5. 1858 GL. und starb 24. 12. 1858 zu Hannover. — N. D., N. u. W.

421. Quistorp, Theodor v., geb. 7. 6. 1795 zu Borwerk bei Rastan in Schwedisch-Pommern, trat 4. 10. 1813 beim Bat. Lauenburg in den Dienst, wurde 28. 4. 1813 Leutnant, dann in das Feld-Bat. Verden versetzt, kam 1. 3. 1816 als Stabs-Kapt. mit Patent vom 22. 4. 1816 zum 1. Inf. Regt., in welchem er am 13. 2. 1818 Kompagniechef ward, 1. 6. 1833 zum 1. Leichten Bat., wurde 10. 4. 1840 Major und im September zum Garde-Regt. versetzt, 7. 11. 1843 Kommandeur des Garde-Jäg. Bats., 12. 10. 1846 Oberstlt., 27. 5. 1852 Oberst, 27. 5. 1853 Kommandeur der 3. Inf. Brig., 26. 5. 1854 GM., 14. 5. 1859 mit dem Charakter als GL. pensioniert und starb 29. 8. 1876 zu Liebenburg am Harz. — Verwundet 18. 6. 1815 bei Waterloo. — N. D., N. u. W. — B. v. Quistorp, Familiengeschichte, S. 314, Berlin 1901.

422. Pfannkuche, August, geb. 1794 zu Verden, trat 1809 als Kadett in die Artillerie der K. D. L., wurde 14. 10. 1810 Sek. Lt., 9. 12. 1813 Pr. Lt., 8. 3. 1816 Stabs-Kapt., 1828 Kompagniechef, 18. 6. 1840 Major, 20. 5. 1847 Oberstlt., 24. 5. 1853 Oberst und Direktor des Armeematerials, 27. 5. 1854 GM., 15. 5. 1859 GL., 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der preussischen Armee aufgenommen, starb 28. 2. 1869 zu Wandsbef. — P. 1812/13, S. F., N. — B. 23.

423. Brinckmann, Friedrich (Bruder von 422), geb. 12. 2. 1794 zu Hildesheim, 13. 6. 1806 Fähnrich im 8. Linien-Bat. der K. D. L., 10. 4. 1811 Leutnant, kam 1. 3. 1817 zum 3. Garde-Bat. des 4. Inf. Regts., wurde 24. 1. 1817 Stabs-Kapt., kam 1. 4. 1820 zum Garde-Gren. Regt., wurde 1826 Kompagniechef, 22. 4. 1841 Major im 3. Inf. Regt., 24. 3. 1848 Oberstlt. und Kommandeur, 28. 5. 1853 Oberst, 27. 5. 1854 Kommandeur der

2. Inf. Brig., 27. 5. 1855 *GM.*, 18. 5. 1858 pensioniert, starb 17. 3. 1859 zu Celle. — Verwundet am 18. 6. 1815 bei Waterloo. — *D.*, *M.* 1808 bis 1814, *N. u. W.*, *Schl.-F.* 1848, 1849. — *B.* 118.

424. Kieflugel, Bernhard, geb. 1785 zu Feinsen bei Hannover, 1805 Unteroffizier in der Artillerie der *R. D. L.*, 25. 11. 1809 Fähnrich im 2. Leichten Bat., 18. 11. 1813 Leutnant, kam 1. 3. 1816 zum Garde-Gren. Bat. des 2. Inf. Regts., wurde 26. 1. 1817 Stabs-Kapt., 1826 Kompagniechef im Garde-Jäg. Regt., 1. 9. 1841 Major im 2. Leichten Bat., 15. 4. 1848 Oberstlt. im 5. Inf. Regt., 5. 6. 1851 Kommandeur, 27. 5. 1853 Oberst, 27. 4. 1854 mit dem Charakter als *GM.* pensioniert und starb 11. 12. 1869 zu Hannover. — Verwundet 18. 6. 1815 bei Waterloo. — *G.* 3. — *D.*, *P.* 1808—1813, *S. F.*, *N. u. W.*, *Schl.-F.* 1849. — *B.* 65.

425. Wehner, Johann Friedrich Wilhelm, geb. 1796 zu Stade, war Kaufmann, wurde 26. 7. 1813 Fähnrich im Feld-Bat. Bremen, 7. 8. 1813 Leutnant, 16. 1. 1818 Stabs-Kapt., 1. 4. 1820 auf Wartegeld gesetzt, 1830 Kompagniechef im 8. Inf. Regt., 1. 7. 1833 im 11. Linien-Bat., 1. 2. 1838 im 6. Inf. Regt., 8. 11. 1843 Major im 2., 5. 7. 1848 Oberstlt. und Kommandeur des 1. Leichten Bats., 27. 5. 1855 Oberst, 27. 5. 1856 *GM.* und Kommandeur der 4. Inf. Brig., 16. 5. 1859 *GL.* und Kommandeur der 1. Inf. Div., 23. 5. 1864 pensioniert, starb 11. 9. 1876 zu Hannover. — *N. D.*, *N. u. W.*, *Schl.-F.* 1849. — Jacobi 216.

426. Sachsen-Altenburg, Ernst Herzog von, geb. 16. 9. 1826, 21. 5. 1860 *GL.* und Inhaber des 1. Jäger-Bats.

427. Schaumburg-Lippe, Adolf Fürst zu, geb. 1. 8. 1817, 18. 5. 1859 *GM.* und Inhaber des 2. Jäger-Bats., 27. 5. 1860 *GL.*, starb 8. 5. 1893.

428. Heise, Adolf, geboren im Juni 1790 zu Göttingen, 1806 beim 2. Linien-Bat. der *R. D. L.* in den Dienst getreten, 30. 11. 1807 Fähnrich, 17. 3. 1812 Leutnant, kam 1. 3. 1816 zum Gren. Garde-Bat. des 2. Inf. Regts., 1. 4. 1820 zum Garde-Gren. Regt., wurde 8. 8. 1820 Stabs-Kapt., 1. 7. 1833 Komp. Chef im Garde-Jäger-Bat., 14. 11. 1843 Major, 17. 3. 1847 mit dem Charakter als Oberstlt. pensioniert, erhielt 27. 5. 1857 den als Oberst, 18. 6. 1865 als *GM.* und starb 10. 7. 1866 zu Hannover. — *G.* 3. — Verwundet 18. 10. 1812 vor Burgos und 7. 10. 1813 an der Bidassoa. — *D.*, *P.* 1808—13, *S. F.*, *N. u. W.* — *B.* 81; Dehnel *S.* 1.

429. Meyer, Ernst Friedrich, geb. 1790 zu Lindhorst bei Harburg, war stud. jur., trat 24. 3. 1813 beim Lüneburgischen Hus. Regt. in den Dienst, wurde 1. 11. 1813 Kornett, 9. 3. 1814 Lt., 9. 3. 1820 Stabsritt., 1. 7. 1833 Schwadronchef, 14. 11. 1843 Major, kam 30. 9. 1845 zum Königin-Hus. Regt., wurde 8. 3. 1848 Oberstlt., 27. 5. 1851 Kommandeur des Kronprinz-Drag. Regts., 18. 4. 1856 Oberst, 27. 5. 1856 Kommandeur der 3. Kav. Brig., 27. 5. 1857 *GM.*, 17. 1. 1860 pensioniert und starb

2. 12. 1867 zu Osnabrück. — N. D., N. u. W., Schl.-J. 1848. — Jacobi S. 208.

430. Dehnel, Heinrich, geb. 31. 5. 1791 zu Patzschau i. Schl., trat 1805 als Bombardier in das 2. preussische Feldart. Regt., wurde 8. 12. 1806 zu Glogau Kriegsgefangener, 1. 8. 1809 Leutnant in der Artillerie des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Desl., 4. 6. 1812 Fähnrich im 3. Linien-Bat. der R. D. L., 1. 3. 1816 Pr. Lt. mit Patent vom 3. 7. 1815 im Art. Regt., 18. 1. 1821 Stabs-Kapt., 1. 7. 1833 Komp. Chef, 5. 5. 1844 Major, 9. 7. 1848 Oberstlt., 1. 8. 1849 pensioniert, erhielt 24. 5. 1861 den Charakter als Oberst, 18. 6. 1865 den als GM., trat 16. 4. 1868 in den Verband der preussischen Armee und starb am 17. 4. 1878 zu Hildesheim. — G. 3. — N. D., N. u. W., Schl.-J. 1849. — B. 86; Rückblicke auf meine militärische Laufbahn, Hannover 1859, mit einem [als Manuskript gedruckten] Nachtrage (Generalstabs-Bibliothek zu Berlin).

431. Hammerstein, Otto Frhr. v., aus dem Hause Lortzen (Bruder von 447), geb. 4. 2. 1799 zu Grabow im Amte Lückow, trat im Mai 1813 beim Bremen und Verden'schen Inf. Regt. in den Dienst, wurde 27. 8. 1813 Kornett im 1. Drag. Regt. der R. D. L., 13. 5. 1815 Leutnant, kam 1. 3. 1816 in das Garde-Kür. Regt. (1828 Garde du Corps), wurde 25. 4. 1824 Stabs-Mittm., 1. 7. 1833 Schwadronchef, 20. 10. 1845 Major im Garde-Kür. Regt., 13. 7. 1848 Oberstlt., 5. 5. 1851 Kommandeur, 22. 5. 1856 Oberst, 9. 5. 1859 GM. und Kommandeur der 1. Kav. Brig., 27. 5. 1860 GL. und Kommandeur der Kav. Div., 23. 5. 1864 pensioniert und starb 7. 11. 1884 zu Celle. — Verwundet 18. 6. 1815 bei Waterloo. — N. D., N. u. W. — B. 30.

432. Brindmann, Ernst (Bruder von 423), geb. 2. 9. 1799 zu Hildesheim, 7. 4. 1812 Fähnrich im 4. Linien-Bat. der R. D. L., 4. 3. 1813 Leutnant, kam 1. 3. 1816 zum 3. Garde-Bat. des 4. Inf. Regts., 1. 4. 1820 zum Garde-Gren. Regt., wurde 2. 12. 1825 Stabs-Kapt., 1. 2. 1838 Komp. Chef im Leib-Regt., 5. 6. 1846 Major, 14. 7. 1848 Oberstlt., 5. 6. 1851 Kommandeur, 26. 4. 1856 Oberst, 27. 5. 1858 Kommandeur der 2. Inf. Brig., 18. 5. 1859 GM. und Kommandeur der 4., 28. 8. 1861 mit dem Charakter als GL. pensioniert, starb 30. 9. 1874 zu Hannover. — N. u. W., Schl.-J. 1848, 1849. — B. 92.

433. Dammert, Anton Heinrich, geb. 1795 zu Hameln, trat 26. 9. 1813 beim Ingenieurcorps in den Dienst, wurde 15. 4. 1814 Sek. Lt., 7. 9. 1815 Pr. Lt., 2. 4. 1820 Stabs-Kapt., 1843 Komp. Chef, 24. 9. 1846 Major, 1. 8. 1848 Oberstlt., 30. 10. 1854 Kommandeur, 30. 4. 1856 Oberst, 11. 5. 1859 GM., 21. 9. 1861 GL., 17. 6. 1866 pensioniert und starb 8. 10. 1876 zu Hannover. — N. D., N., Schl.-J. 1848.

434. Gebjer, Wilhelm Theodor, geb. 1798 zu Mariastein bei Göttingen, 14. 2. 1814 Kornett im 1. Inf. Regt. der R. D. L., 5. 3. 1816

Sek. Lt. im Garde-Huf. Regt., 25. 5. 1821 Pr. Lt., 2. 2. 1826 Stabs-Rittm., 1. 1. 1838 Schwadronchef im Königin-Huf. Regt., 26. 9. 1846 Major, kam 5. 6. 1847 zum 3. Drag. Regt., 7. 6. 1848 zum Garde-Huf. Regt., wurde 2. 8. 1848 Oberstlt., 14. 4. 1852 Kommandeur des Cambridge-Drag. Regts., 4. 5. 1856 Oberst, 18. 5. 1859 GM. und Kommandeur der 2. Kav. Brig., 27. 1. 1860 der 1., 22. 9. 1861 GL., 27. 5. 1864 Kommandeur der Kav. Div., 27. 5. 1866 General, 17. 6. 1866 pensioniert, trat 15. 3. 1867 in den Verband der preussischen Armee und starb 10. 12. 1877 zu Hannover. — Befehlzte 1863/64 die hannoverschen Bundes-Erektionstruppen in Holstein, machte den Feldzug von 1866 nicht mit. — N. u. W. — B. 43.

435. Hassell, Wilhelm (Sohn von 300), geb. 15. 11. 1796 zu Verden, trat im November 1813 in das Feld-Bat. von Anderten (404), wurde 13. 9. 1814 Kornett im 1. Huf. Regt. der R. D. L. (1. 3. 1816 Garde-Huf. Regt.), wurde 1. 5. 1818 Sek. Lt., 10. 4. 1826 Stabs-Rittm., 1. 1. 1838 Schwadronchef im 3. Drag. Regt., 28. 9. 1846 Major, 1848 Direktor der Armee = Remontekommission, deren Geschäfte er schon seit 1838 besorgt hatte, 4. 8. 1848 Oberstlt., 8. 5. 1856 Oberst, 13. 5. 1859 GM., 23. 5. 1862 GL. und starb 27. 1. 1865 zu Hannover. — N. D., N. u. W. — B. 43, St.-H. 1865. Vergl. auch die bei 375 angegebene Quelle (S. 453).

436. Meyer, Hans Georg, geb. 1792 zu Göttingen, wohnte, auf der dortigen Universitäts-Reitbahn ausgebildet, im Gefolge des Herzogs von Sachsen-Coburg dem Kriege von 1813/14 bei, stand dann kurze Zeit im preussischen 11. Huf. Regt. (v. Ed., Regimentsgeschichte, Mainz 1894), wurde 6. 10. 1814 Pr. Lt. im Cumberland-Huf. Regt., 1819 in das Garde-Huf. Regt. versetzt, 27. 6. 1826 Rittm., 15. 3. 1832 Armeebereiter, 29. 9. 1846 Major, 5. 8. 1848 Oberstlt., 12. 5. 1856 Oberst, 14. 5. 1859 GM., 23. 5. 1862 GL. und starb 19. 11. 1863 zu Hannover, wo er neben seiner militärischen Stellung auch Stallmeister am königlichen Marstalle war.

437. Bolger, Karl Wilhelm, geb. 1797 zu Sulingen, trat im April 1813 beim Lüneburgischen Huf. Regt. in den Dienst, wurde 3. 5. 1813 Fähnr. im Leichten Bat. Lüneburg, 9. 7. 1813 Lt., kam 1. 3. 1816 zum 5., 1823 zum 3. Inf. Regt., wurde 24. 9. 1826 Stabs-Kapt., 1835 Komp. Chef im 8. Linien-Bat., 1. 2. 1838 im Leib-Regt., 1. 10. 1846 Major im Garde-Jäger-Bat., 6. 8. 1848 Oberstlt. im 2. Inf. Regt., 5. 6. 1851 Kommandeur des 4., 27. 5. 1855 Oberst und Kommandeur des 2. Leichten Bats., 16. 5. 1856 Oberst, 15. 5. 1859 GM. und Kommandeur der 1. Inf. Brig., starb 19. 12. 1860 zu Hannover. — G. 3. — Verwundet am 16. Juni 1815 bei Quatrebras. — N. D., N. — Hülfemann S. 141.

438. Tschirschnitz, Ernst Wilhelm (seit 15. 5. 1856 v.), geb. 1796 zu Fraustadt in Posen, trat im April 1813 in das zu Berlin gebildete Bat. v. Röhl, später Feld-Bat. Bremen, wurde 22. 6. 1813 Fähnrich, 13. 8. 1813

Leutnant, kam 1. 4. 1820 in das 6. Inf. Regt., wurde 26. 9. 1826 Stabs-Kapt., kam 1. 7. 1833 zum 12. Linien-Bat., 1. 2. 1838 als Komp. Chef in das 6. Inf. Regt., 1. 5. 1838 zur General-Adjutantur, an deren Spitze er, nachdem er schon früher vielfach und lange Zeit sich in Adjutantenstellungen befunden hatte, im Oktober 1850 trat und bis zum 17. 6. 1866, seit 1853 als Gen. Adj., blieb, wurde 13. 10. 1846 Major, 7. 8. 1848 Oberstlt., 27. 5. 1853 Oberst, 29. 5. 1855 GM., 25. 5. 1862 GL., 17. 6. 1866 mit dem Charakter als General pensioniert und starb am 22. 6. 1873 zu Dresden. — N. D., N. u. W. — Jacobi S. 216.

439. Hennings, Wilhelm v., geb. 1796 zu Plön, 7. 4. 1813 Fähnrich im Feld-Bat. Lauenburg, 14. 8. 1813 Leutnant, kam 1. 3. 1816 in das 6. Inf. Regt., wurde 28. 9. 1826 Stabs-Kapt., 29. 2. 1836 Komp. Chef im 3. Leichten Bat., 25. 7. 1847 Major, 16. 5. 1851 Oberstlt. im 7. Inf. Regt., 27. 5. 1854 Kommandeur des 3., 24. 5. 1856 Oberst, 11. 5. 1859 pensioniert, erhielt 27. 5. 1860 den Charakter als GM., 27. 5. 1862 als GL., wurde 27. 5. 1865 Kommandant zu Emden, 1866 zu Osnabrück und starb dort am 5. 3. 1871. — N. D., N. u. W., Schl.-H. 1848, 1849. — Jacobi S. 216.

440. Müller, Karl Friedrich, geb. 26. 11. 1796 zu Stade, trat 17. 6. 1813 in die Artillerie, wurde 10. 3. 1814 Sek. Lt., 4. 3. 1816 Pr. Lt., 15. 3. 1828 Stabs-Kapt., 11. 3. 1838 Komp. Chef, 1843 Major im Generalstabe (Patent am 30. 5. 1847), 19. 5. 1851 Oberstlt., war vom 10. 10. 1850 bis 28. 11. 1851 Generalsekretär des Kriegsministeriums, wurde 27. 5. 1853 Oberst und Kommandeur der Art. Brig., 1856 GM. (Patent am 20. 5. 1860), 27. 5. 1862 GL., 15. 3. 1867 pensioniert, hatte den Feldzug von 1866 nicht mitgemacht und starb am 24. 9. 1892 zu Hannover. — N. D., N. u. W., Schl.-H. 1848.

441. Grote, Georg Louis Frhr., geb. 11. 2. 1798 zu Hoya, trat im Herbst 1813 beim Feld-Bat. Grubenhagen in den Dienst, wurde 9. 1. 1814 Fähnrich im Landw. Bat. Hoya und mit diesem, seit 17. 3. 1814 Leutnant, am 1. 3. 1816 in das 7. Inf. Regt., wurde 29. 5. 1828 Stabs-Kapt., 1. 2. 1838 Komp. Chef im Garde-Regt., 17. 11. 1847 Major, 25. 5. 1852 Oberstlt. und Kommandeur, 21. 5. 1857 Oberst, 13. 5. 1859 Kommandeur der 3. Inf. Brig., 27. 5. 1861 der 1., 27. 1. 1862 der 1. Inf. Div., 27. 5. 1863 GL., 17. 6. 1866 pensioniert und starb 2. 8. 1881 zu Neuhof auf der Insel Wilhelmsburg. — N. D., N. u. W. — Vergl. 111.

442. Jäger, Karl Adolf, geb. 1794 zu Sittensen bei Zeven, war stud. theol., trat 1813 beim Bremen und Verdenschen Hus. Regt. in den Dienst, wurde 12. 8. 1813 Kornett, 28. 4. 1814 Pr. Lt., 22. 12. 1828 Stabs-Mittm., 1. 1. 1838 Schwabronchef im 4. Drag. Regt., kam 1842 in die Generaladjutantur, 1849 zum Stabe der Kav. Div., wurde 16. 5. 1848 Major, 27. 5. 1852 Oberstlt., 25. 5. 1855 mit dem Charakter als Oberst pensioniert, erhielt 27. 5. 1860 den als GM., 25. 5. 1864 als GL. und

starb 30. 8. 1874 zu Wilstorf bei Harburg. — Stand 1829 bis 1834 an der Spitze der während dieser Zeit bestehenden Kavallerie-Lehranstalt zu Stade. — *N., N. u. W.* — Jacobi S. 207.

443. Schulz, Christian Friedrich, geb. 1794 zu Celle, trat im April 1813 beim Bremen und Verdenschen Hus. Regt. in den Dienst, wurde 27. 3. 1814 Kornett, 4. 8. 1815 Leutnant, 6. 7. 1831 Stabs-Rittm., 1840 Schwadronchef im Garde-Hus. Regt., 19. 5. 1848 Major, kam 26. 5. 1851 zum Königin-Hus. Regt., wurde 2. 1. 1853 Oberstlt., 1. 3. 1855 Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission, 23. 5. 1857 Oberst, 27. 5. 1860 GM., 26. 5. 1864 GL., 15. 3. 1867 pensioniert und starb 19. 5. 1878 zu Hannover. — *N. D., N. u. W.*

444. Sichert, Heinrich Louis v., geb. 15. 6. 1797 zu Herzberg, wurde in der westfälischen Artillerie- und Genieschule zu Cassel ausgebildet, 16. 2. 1814 Fähnrich im 2. Linien-Bat. der R. D. L., 1. 3. 1816 im Gren. Garde-Bat. des 2. Inf. Regts., 1. 4. 1820 im Garde-Gren. Regt., 7. 5. 1821 Pr. Lt., 2. 6. 1836 Rapt. im Generalstabe, 4. 7. 1848 Major, kam 1. 1. 1849 zum 6. Inf. Regt., wurde 24. 5. 1853 Oberstlt., kehrte 1. 10. 1856 in den Generalstab zurück, wurde 27. 5. 1857 Oberst und Chef, 1858 GM. (Patent am 24. 5. 1860), 27. 5. 1862 GL., 17. 6. 1866 Divisionär (nominell), machte den Feldzug von 1866 nicht mit, wurde 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der preussischen Armee aufgenommen, starb 14. 4. 1882 zu Hameln. — *N. u. W.*, Schl.-J. 1848. — *B.* 80; *Mil. Wochenbl.* 1882, Nr. 44; v. Löbell IX.

445. Schwanewede, Friedrich v., geb. 2. 6. 1798 zu Frellsdorfermühlen im Bremenschen, trat 1814 beim Bremen und Verdenschen Hus. Regt. in den Dienst, wurde 16. 1. 1815 Kornett im Cumberland-Hus. Regt., 29. 3. 1820 Sek. Lt., 28. 6. 1828 Pr. Lt., 27. 12. 1831 Stabs-Rittm., 1842 Schwadronchef im Königin-Hus. Regt., 5. 7. 1848 Major, kam 4. 11. 1848 zum Cambridge-Dr. Regt., wurde 25. 5. 1853 Oberstlt., 27. 5. 1855 Kommandeur des Königin-Hus. Regts., 26. 5. 1857 Oberst, 26. 5. 1860 GM. und Kommandeur der 2. Kav. Brig., 24. 5. 1865 GL., 17. 6. 1866 pensioniert, blieb aber während des Feldzuges im Hauptquartiere und starb 26. 1. 1870 zu Hannover. — *N. u. W.*, Schl.-J. 1848, Th.

446. Hedemann, Ernst v. (Sohn von 301), geb. 14. 6. 1800 zu Hannover, trat 1814 als Kadett beim Leichten Feld-Bat. Calenberg in den Dienst, wurde 25. 5. 1815 Kornett im 2. Dr. Regt. der R. D. L. (später Garde-Kür. Regt.), 7. 3. 1818 Sek. Lt., 27. 1. 1831 Pr. Lt., 1. 3. 1832 Stabs-Rittm., 30. 12. 1839 Schwadronchef im 2. Dr. Regt., 12. 3. 1843 zum Garde-Kür. Regt., 18. 2. 1844 zur Garde du Corps versetzt, 12. 7. 1848 Major, 5. 5. 1849 dem Regimente aggregiert und im Hofdienste, zuletzt als Schloßhauptmann, verwendet, 26. 5. 1853 Oberstlt., 27. 5. 1857 Oberst,

27. 7. 1860 *GM.*, 10. 3. 1863 kassiert, 14. 2. 1864 in Celle gestorben. — *B.* 36.

447. Hammerstein, Alexander Frhr. v., aus dem Hause Vortzen (Bruder von 436), geb. 14. 3. 1797 zu Grabow im Amte Lüchow, trat im Juli 1813 in die russisch-deutsche Legion, wurde 9. 10. 1813 Kornett im 3. Inf. Regt. der *R. D. L.*, 3. 5. 1817 *Pr. Lt.*, 3. 3. 1832 Stabs-Rittm., 22. 10. 1845 Schwabronchef in der Garde du Corps, 15. 8. 1848 Major, 3. 5. 1853 Oberstlt., 27. 5. 1855, nachdem er seit 1849 der Generaladjutantur angehört hatte, Kommandeur des Garde-Inf. Regts., 5. 5. 1859 mit dem Charakter als Oberst pensioniert, 27. 2. 1862 *GM.*, 25. 5. 1862 *GR.* und starb 8. 9. 1876 zu Ebstorf bei Ülzen. — *N. D.*, *N. u. W.* — *B.* 54.

448. Meyer, Karl Eduard Georg Heinrich, geb. 1794 zu Hörter, 10. 1. 1814 Fähnrich im Landwehr-Bat. Bremervörde, 31. 10. 1814 *Pr. Lt.*, kam 1. 3. 1816 in das 6. Inf. Regt., 1. 7. 1833 in das 12. Linien-Bat., wurde 3. 2. 1838 Kapitän und Kompagniechef im 6. Inf. Regt., 7. 7. 1848 Major im 2., 27. 5. 1853 Oberstlt., 1. 10. 1856 Kommandeur des 4., 13. 5. 1859 Oberst und Rmdr. der 2. Inf. Brig., 20. 5. 1861 pensioniert und starb 25. 8. 1871 zu Celle. — *N. D.*, *N. u. W.*

449. Weste, Georg, geb. 22. 4. 1798 zu Döhren bei Hannover, trat 5. 9. 1813 beim Kielmanseggeschen Jägerkorps in den Dienst, wurde 1. 10. 1814 Kadett in der Artillerie, 15. 7. 1815 *Sek. Lt.*, 6. 4. 1818 *Pr. Lt.*, 12. 11. 1832 Kapitän 2. Klasse, 1. 2. 1838 Kompagniechef, 29. 8. 1849 Major, 19. 5. 1855 Oberstlt., 15. 9. 1859 Oberst, 27. 5. 1862 *GM.*, 15. 7. 1863 pensioniert und Kommandant zu Hannover und starb dort 27. 8. 1883. — Erhielt für Auszeichnung als Kadett in der Schlacht bei Waterloo die für Unteroffiziere und Mannschaften bestimmte Guelphenmedaille. — *N. D.*, *N. u. W.*, *Schl.-H.* 1849.

450. Rehtern, Adols, geb. 6. 11. 1797 zu Gittelde, 1. 8. 1814 Kadett in der Artillerie der *R. D. L.*, 24. 7. 1815 *Sek. Lt.*, 7. 4. 1818 *Pr. Lt.*, 8. 7. 1833 Kapitän 2. Klasse, 1840 Kompagniechef, 29. 8. 1849 Major, 29. 5. 1855 Oberstlt., 16. 5. 1859 Oberst, 6. 11. 1862 pensioniert und Kommandant zu Stade, als welcher er am 18. 6. 1866 kapitulierte, erhielt 27. 5. 1862 den Charakter als *GM.* und starb 28. 9. 1869 zu Campe bei Stade. — *B.* 25.

451. Bentheim, Ludwig Erbprinz von (seit 3. 11. 1866 Fürst), geb. 1. 8. 1812, 29. 7. 1844 Rittm. à la suite der Garde du Corps, 6. 12. 1849 Major, 27. 5. 1855 Oberstlt., 20. 5. 1859 Oberst, 27. 5. 1862 *GM.*, starb 28. 9. 1890.

452. Cöster, Winandus, geb. 6. 1. 1802 zu Nees bei Wesel, 29. 11. 1815 Kadett in der Artillerie der *R. D. L.*, 17. 4. 1818 *Sek. Lt.*, 27. 7. 1824 *Pr. Lt.*, 4. 9. 1838 Kapitän 2. Klasse, 1843 Kompagniechef, 17. 5. 1851 Major, 24. 5. 1855 Oberstlt., 17. 5. 1860 Oberst, 21. 5. 1863 *GM.*, 18. 3. 1865 pensioniert, starb 2. 7. 1876.

453. Ramdohr, Wilhelm Albrecht Andreas v., geb. 15. 5. 1800 zu Beedenbostel bei Celle, 4. 9. 1815 Fähnrich im 9. Inf. Regt., 10. 2. 1822 Sek. Lt., 23. 6. 1826 Pr. Lt., 15. 5. 1842 Kapitän 2. Klasse, 1844 Kompagniechef im 3., 1. 1. 1853 Major im Garde-Regt., 25. 5. 1857 Oberstlt., 15. 5. 1859 Kommandeur, 19. 5. 1860 Oberst, 27. 5. 1861 Kommandeur der 3. Inf. Brig., 22. 5. 1863 GM., 27. 5. 1865 G. und Komdr. der 2. Inf. Div., 17. 6. 1866 pensioniert, starb 25. 1. 1882 zu Celle.

454. Kneesebeck, Ernst Julius Georg v. dem, aus dem Hause Colborn (Sohn von 340), geb. 8. 12. 1809 zu Landesbergen bei Stolzenau, 12. 10. 1824 Sek. Lt. im 4. Inf. Regt., 4. 11. 1829 Pr. Lt., 1. 2. 1838 im Garde-Regt., 1840 im Generalstabe, 7. 11. 1842 Kapitän, seit 1847 im diplomatischen Dienste (zuerst Gesandter in München, seit 1864 in Wien), 26. 5. 1853 Major, 27. 5. 1856 Oberstlt., 21. 5. 1860 Oberst, 23. 5. 1863 GM., 14. 6. 1866 G., trat 14. 5. 1868 in den Verband der preussischen Armee und starb am 30. 9. 1869 zu Worms auf einer Reise. — A. D. V. XVI, 280.

455. Schomer, Friedrich, geb. 1803 zu Hannover, 1. 7. 1816 Kadett in der Artillerie, 1. 4. 1820 Sek. Lt., 10. 4. 1826 Pr. Lt., 27. 12. 1839 Kapitän, 1848 Kompagniechef, 1. 12. 1851 Major und (bis 1866) Generalsekretär im Kriegsministerium, 24. 5. 1854 Oberstlt., 23. 5. 1860 Oberst, 24. 5. 1863 GM., starb zu Berlin am 21. 11. 1876.

456. Kosebue, Christian August Meinhard, geb. 14. 3. 1795 zu Hoya, trat 1813 in den Dienst, wurde 18. 4. 1815 Fähnrich im 7. Inf. Regt., 14. 1. 1822 Sek. Lt., 30. 5. 1828 Pr. Lt., kam 1. 2. 1838 zum Leib-Regt., wurde 24. 3. 1843 Kapitän 2. Klasse, 1845 Kompagniechef, 31. 5. 1853 Major, 24. 5. 1858 Oberstlt., 13. 5. 1859 pensioniert, erhielt 21. 5. 1860 den Charakter als Oberst, 25. 5. 1863 als GM. und starb am 24. 1. 1880 zu Hannover.

457. Arentschmidt, Alexander v., geb. 14. 10. 1806 zu Lüneburg, 12. 11. 1822 Kadett im 1. Inf. Regt., 10. 10. 1824 Sek. Lt. im 3. (1838 2.), 31. 5. 1828 Pr. Lt., 23. 2. 1845 Kapitän 2. Klasse, 5. 6. 1847 Kompagniechef im 3., 18. 5. 1855 Major im 6., 25. 8. 1858 Oberstlt. und Komdr., 25. 5. 1860 Oberst, 27. 5. 1861 Kommandeur der 2. Inf. Brig., 26. 5. 1863 GM., 17. 6. 1866 G. und kommandierender General, trat 15. 3. 1867 in den Verband der preussischen Armee und starb am 14. 5. 1881 zu Hannover. — Schl.-F. 1848, 1849, Th. — Mil. Wochenbl. 1881, Nr. 44; v. Löbell, VIII; A. D. V. XLVI.

458. Brede, Hermann v., geb. 18. 8. 1813 zu Nettlingen bei Hildesheim, 1. 10. 1828 Kadett im Garde-Huf. Regt., 1. 4. 1830 Sek. Lt., 1. 2. 1840 Pr. Lt., 17. 10. 1845 Rittm. 2. Klasse, 1. 1. 1848 Schwadronchef im Kronprinz-Drag. Regt., 27. 5. 1855 Major in der General-Adjutantur, 1. 5. 1859 Oberstlt., 15. 5. 1859 Kommandeur des Cambridge-Drag. Regt.^s.

27. 5. 1860 Oberst und Komdr. der 3. Kav. Brig., 27. 5. 1863 GM., 17. 6. 1866 für die Dauer des Feldzuges Kommandeur der gesamten Kavallerie, 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der preussischen Armee getreten, 11. 5. 1887 zu Alvern bei Celle gestorben. — Schl.-J. 1848, 1849, Th. — v. Löbell XIV.

459. Slicher, Ludwig Johann Frhr. v., geb. 1809 zu Cassel, 7. 12. 1825 Sek. Lt. im Garde-Gren. Regt., 21. 5. 1829 Pr. Lt., 7. 11. 1842 Kapitän, 6. 6. 1851 Major (Patent am 4. 1. 1853), 26. 5. 1857 Oberstlt., 20. 5. 1860 Oberst, 3. 5. 1861 pensioniert, erhielt 27. 5. 1863 den Charakter als GM. und starb 9. 9. 1896 zu Hannover. — Seit 1. 1. 1841 bis zu seinem Ausscheiden im persönlichen Dienste der Könige Ernst August und Georg V. — Schl.-J. 1849.

460. Boddien, Leopold v., geb. 1809 zu Ludwigslust, 24. 9. 1826 Sek. Lt. im Garde-Gren. Regt., 13. 7. 1831 Pr. Lt., 19. 1. 1843 Kapitän, 1848 Kompagniechef, 27. 5. 1853 Major, 26. 5. 1857 Oberstlt., 22. 5. 1860 Oberst, 20. 5. 1861 pensioniert, erhielt 27. 5. 1863 den Charakter als GM. und starb am 3. 6. 1875 zu Dresden. War seit 13. 9. 1849 bis zu seinem Ausscheiden Adjutant bezw. Flügeladjutant des Kronprinzen, später König Georg V.

461. Beulwitz, Karl v., geb. 1807 zu Celle, 22. 10. 1822 Kadett in der Garde du Corps, 2. 10. 1826 Sek. Lt., 10. 2. 1838 Pr. Lt., 3. 7. 1847 Rittm. 2. Klasse, 1848 Schwadronchef im Garde-Kür. Regt., 26. 5. 1855 Major im Kronprinz-Drag. Regt., 5. 5. 1859 Oberstlt. und Komdr. des Garde-Huf. Regt., 26. 5. 1861 Oberst, 20. 9. 1863 GM., 27. 5. 1864 Kommandeur der 1. Kav. Brig., 17. 6. 1866 pensioniert, 29. 12. 1885 zu Hannover gestorben.

462. Hartmann, Karl, geb. 1794 zu Gimbeck, trat 1813 beim Landwehr-Bat. Calenberg in den Dienst, wurde 1. 8. 1814 Fähnrich im 1. Inf. Regt., 25. 12. 1821 Sek. Lt., 1. 10. 1823 Pr. Lt., kam 1. 6. 1832 zum Land-Dragonerkorps (später Landgendarmarie), wurde 24. 8. 1842 Rittm., 10. 12. 1858 Major, 27. 5. 1859 Oberstlt. und Kommandeur, 27. 5. 1863 Oberst, 20. 6. 1864 mit dem Charakter als GM. pensioniert und starb am 24. 12. 1866 zu Hannover.

463. Kneesebeck, August v. dem, aus dem Hause Colborn, geb. 1. 2. 1804 zu Dorum im Lande Wursten, 25. 3. 1822 Sek. Lt. im Garde-Jäger-Regt., 3. 1. 1828 Pr. Lt., 29. 5. 1845 Kapitän 2. Klasse, im Febr. 1848 Kompagniechef, im Juni in das 3. Leichte Bat. versetzt, 1. 9. 1855 Major im Garde-Jäger-Bat., 27. 5. 1857 Kommandeur, 6. 9. 1859 Oberstlt., 27. 5. 1861 Oberst und Komdr. der 3. Inf. Brig., 1862 der 2., 21. 5. 1863 GM., war 1863 Kommandeur der Infanterie des hannoverschen Bundes-Exekutionskorps in Holstein, wurde 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der Preussischen Armee aufgenommen und starb 31. 1. 1886 zu Verden.

— Schl.-F. 1848, 1849; Th. — Militär-Wochenblatt 1886, Nr. 16; v. Böbell, XIII.

464. Roques, Heinrich Louis v., geb. 1807 zu Leese im Amte Stolzenau, 27. 5. 1821 Kadett im 4. Inf. Regt., 8. 10. 1824 Sek. Lt., 20. 5. 1829 Pr. Lt., 22. 9. 1845 Kapitän 2. Klasse, 1848 Kompagniechef im 5., 25. 5. 1856 Major im 6., 9. 3. 1859 Oberstlt. und Komdr. des 4. Inf. Regts., 27. 5. 1862 beauftragt mit der Führung der 4. Inf. Brig., 18. 5. 1863 mit dem Charakter als Oberst pensioniert, starb 20. 10. 1893 zu Hannover. — Schl.-F. 1848, 1849. — F. Vogt, Aus dem alten Hannover, Hannover 1887.

465. Frese, Friedrich Ernst v., geb. 12. 12. 1802 zu Hinta bei Emden, 26. 5. 1821 Sek. Lt. in der Artillerie, 11. 1. 1831 Pr. Lt., 16. 1. 1843 Kapitän, 22. 1. 1854 mit dem Charakter als Major zur Disposition gestellt, 14. 5. 1859 Oberstlt., 27. 5. 1862 Oberst, 4. 8. 1863 GM., starb 18. 4. 1875 zu Fresenhaus bei Emden. — War von 1839 bis 1850 Adjutant des Kronprinzen, nachmals König Georg V.

466. Bothmer, Ludwig Friedrich Ernst v., geb. 3. 3. 1817 zu Rienburg, im Novbr. 1835 Kadett im Garde-Jäger-Regt., 6. 6. 1836 Sek. Lt., 8. 11. 1842 Pr. Lt., 20. 10. 1846 Kapitän 2. Klasse, 1848 Kompagniechef, 24. 5. 1857 Major im 2. Jäger-Bat., 20. 5. 1859 Kommandeur, 25. 5. 1859 Oberstlt., 27. 5. 1861 Kommandeur des Garde-Jäger-Bats., 27. 5. 1863 Oberst (Patent am 26. 5. 1864) und Komdr. der 4. Inf. Brig., 27. 5. 1865 GM., 15. 3. 1867 in die Preussische Armee getreten, starb, nachdem er am Kriege 1870/71 gegen Frankreich teilgenommen hatte, am 23. 9. 1873 als GL. und Gouverneur zu Köln. — Th.

467. Leonhart, Harry, geb. 1798 zu Wunstorf, 13. 5. 1812 Fähnrich im 1. Leichten Bat. der R. D. L., 25. 3. 1814 Leutnant, kam 1. 3. 1816 in das Garde-Jäger-Bat., wurde 13. 7. 1832 Kapitän 2. Klasse im 2. Leichten Bat., 1. 2. 1838 Kompagniechef im Leib-Regt., 1. 7. 1848 Major, 1851 mit dem Charakter als Oberstlt. pensioniert, erhielt 27. 5. 1859 den als Oberst, 27. 5. 1864 den als GM. und starb 25. 11. 1881 zu Hannover. — Wurde 18. 6. 1815 bei Waterloo verwundet. — R. D., R. u. W., Schl.-F. 1848. — B. 60.

468. Schlütter, Friedrich v., geb. 1797 zu Stade, 6. 5. 1813 Fähnrich im 3. Linien-Bat. der R. D. L., kam 1. 3. 1816 in das 2. Garde-Bat. des 2. Inf. Regts., 1. 4. 1820 in das Garde-Jäger-Bat., wurde 23. 10. 1820 Pr. Lt., 11. 2. 1838 Kapitän 2. Klasse im 2. Leichten Bat., 1840 Kompagniechef im Garde-Jäger-Bat., 24. 8. 1848 Major, 7. 7. 1854 Oberstlt. und Komdr., 1857 mit dem Charakter als Oberst pensioniert, erhielt 27. 5. 1864 den als GM. und starb 1. 10. 1878 zu Hannover. — R. D., R. u. W. — B. 86.

469. Ruhlmann, Franz, geb. 20. 11. 1806 zu Bothfeld bei Hannover, trat im Dezember 1821 in die Artillerie, wurde 29. 2. 1824 Sek. Lt. im

9. Inf. Regt., 3. 7. 1829 Pr. Lt., 1. 7. 1833 in das 12. Linien-Bat., 1. 2. 1838 in das Leib-Regt. versetzt, 8. 10. 1846 Kapitän 2. Klasse, April 1848 Kompagniechef im 5., 25. 5. 1857 Major im 6., 16. 5. 1859 Oberstlt. und Komdr. des 2. Inf. Regts., 27. 5. 1864 Oberst und Komdr. der 3. Inf. Brig., starb zu Berlin am 12. 3. 1865. — Sch.-H. 1848. — St. H. 1865.

470. Bülow-Stolle, Magnus Jdo Hanal Karl v., geb. 1812 zu Fredensborg auf der Insel Seeland, 26. 8. 1830 Sek. Lt. im 9. Inf. Regt., 1. 7. 1833 im 11. Linien-Bat., 1. 2. 1838 im Garde-Regt., 2. 1. 1843 Pr. Lt., 15. 11. 1847 Kapitän, 1848 Kompagniechef, 24. 5. 1858 Major im Leib-Regt., 22. 5. 1859 Oberstlt. und Komdr., 27. 5. 1861 zum Garde-Regt. versetzt, 27. 5. 1865 Kommandeur der 3. Inf. Brig., 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der Preussischen Armee getreten, 15. 11. 1886 zu Lüneburg gestorben. — Th.

471. Baug, Ludwig Peter Jeremias de, geb. 23. 4. 1808 zu Harburg, 1823 Kadett im 7. (1838 5.) Inf. Regt., 27. 1. 1827 Sek. Lt., 2. 5. 1841 Pr. Lt., 17. 11. 1847 Kapitän 2. Klasse, April 1848 Kompagniechef im 2., 25. 5. 1858 Major im 7. Inf. Regt., 23. 5. 1859 Oberstlt. und Komdr., 23. 5. 1866 Oberst und Komdr. der 2. Inf. Brig., 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der Preussischen Armee getreten, am 6. 5. 1881 zu Dresden gestorben. — Th.

472. Stolzenberg, Karl v., geb. 29. 5. 1809 zu Walsrode, 1. 8. 1823 Kadett in der Artillerie, 24. 6. 1827 Sek. Lt., 10. 7. 1848 Kapitän 2. Klasse, 1. 6. 1851 Kompagniechef, 8. 5. 1859 Major, 14. 5. 1860 Oberstlt., 17. 6. 1866 Oberst und Komdr. der Feldartillerie, 15. 3. 1867 pensioniert und in den Verband der Preussischen Armee getreten, am 5. 4. 1882 zu Hannover gestorben. — Th.

473. Dammers, Friedrich (Sohn von 358), geb. 6. 9. 1818 zu Nienburg, April 1835 Kadett im 9. Linien-Bat., 8. 9. 1835 Sek. Lt. im 6., 25. 9. 1844 Pr. Lt., 5. 11. 1849 Kapitän 2. Klasse, 1851 Kompagniechef im 3. Inf. Regt., 17. 5. 1859 Major, 28. 5. 1861 Oberstlt., 16. 6. 1866 Oberst und Gen. Adjutant. Bei Auflösung der Armee aus dem Militärdienste geschieden, erhielt er 1870 von König Georg V. den Titel als GM. und starb 15. 5. 1887 zu Dresden. — Sch.-H. 1848, Th. — v. Löbell, XIV; Erinnerungen und Erlebnisse des GM. Dammers, Hannover 1890.

474. Geyso, Viktor v., geb. 1840 zu Denniehausen im Amte Widdersen im Herzogthume Braunschweig, Juli 1830 Kadett im 2. Hus. Regt., 3. 5. 1832 Sek. Lt. im Leib-Kür. Regt., 17. 6. 1841 Pr. Lt. in der Garde du Corps, 15. 9. 1848 Mittm. 2. Klasse, Dezember 1851 Schwadronchef im Garde-Kür. Regt., 1853 zur Garde du Corps versetzt, 20. 5. 1859 Major im Garde-Kür. Regt., 27. 5. 1860 Kommandeur, 1. 6. 1861 Oberstlt., 17. 6. 1866 Oberst und Komdr. der Reserve-Kav. Brig., 15. 3. 1867 in den Verband der Preussischen Armee getreten, 14. 12. 1868 als Oberst,

aggregiert dem 6. Kür. Regt. pensioniert, am 26. 1. 1869 zu Dresden gestorben. — Th.

475. Cordemann, Ernst Ludwig Friedrich, geb. 14. 6. 1812 zu Lauenau, 21. 9. 1828 Kadett in der Artillerie, 5. 7. 1831 Sek. Lt., 13. 2. 1838 Pr. Lt., 1. 6. 1840 in den Generalstab versetzt, 3. 10. 1848 Kapitän, 1855 Major, 1859 Oberstlt., 17. 6. 1866 Oberst und Chef des Generalstabes, 15. 3. 1867 dem preussischen Großen Generalstabe überwiesen, im Februar 1868 pensioniert, 1870 für die Dauer des Krieges wieder eingetreten, 14. 2. 1871 als GM. charakterisiert, 18. 4. 1891 zu Coburg gestorben. — Schl.-J. 1848, 1849, Th. — v. Böbell, XVII.

476. Oppermann, Georg August (seit 16. 6. 1871 v.), geb. 19. 1. 1821 zu Stade, 19. 2. 1841 Sek. Lt. im Ingenieurkorps, 30. 5. 1843 Pr. Lt., 11. 11. 1853 Kapitän 2. Klasse, 1855 Kompagniechef, 27. 5. 1863 Major, 17. 6. 1866 Oberstlt. und Chef, 15. 3. 1867 in den Verband der Preussischen Armee getreten und, nachdem er im Stabe der Maas-Armee am Kriege von 1870/71 teilgenommen hatte, am 6. 5. 1880 als GM. und Inspekteur der 4. Ingenieurinspektion pensioniert, 26. 11. 1892 zu Hannover gestorben. — Th. — Mil. Wochenbl. 1892, Nr. 10; v. Böbell, XIX.

Damenliste.

(Die beigelegten Zahlen entsprechen den im Texte den Namen vorgesezten.)

- Adebessen, Otto Heinrich v. 125.
 Ahlesfeldt, Siegfried Ernst v. 181.
 Alten, Adolf Victor Christian Jobst v. 288.
 Alten, Ernst Adam Ludolf v. 217.
 Alten, Karl Graf v. 285.
 Aly, Wilhelm. 347.
 Amproug, Louis d'. 92.
 Amsternadt, v. 31.
 Anderten, Heinrich Friedrich v. 404.
 Arenschildt, Alexander v. 457.
 Arenschildt, Arnold v. 409.
 Arenschildt, Friedrich v. 304.
 Arenschildt, Karl Christof Friedrich v. 226.
 Arenschildt, Victor v. 360.
 Aring, Georg Frhr. v. 346.
 Barffe, Adolf v. 287.
 Beaulieu-Marconnay, Karl v. 314.
 Beauregard, v. 48.
 Beck, Johann v. der. 242.
 Behr, Jobst Heinrich v. 186.
 Behr, Johann Friedrich v. 200.
 Behr, Johann Vincenz v. 86.
 Behr, Wilken Friedrich v. 97.
 Belling, v. 75.
 Bennigsen, August Christian Ernst v. 303.
 Bennigsen, Ernst Karl Gebhard. 398.
 Benoit, Gideon v. 338.
 Bentheim, Ludwig Fürst zu. 451.
 Berger, August v. 315.
 Berger, Johann Samuel v. 349.
 Berger, Ludwig v. 420.
 Bernstorff, Barthold Hartwig v. 54.
 Bessel, Johann Christian Heimart v. 238.
 Best, Karl. 312.
 Beulwig, Karl v. 461.
 Block, Johann Heinrich v. 126.
 Bobart, Karl Philipp v. 223.
 Bocage, du. 59.
 Bod, Ernst Wilhelm v. 188.
 Bod, Georg v. 286.
 Bod, Johann Friedrich v. 160.
 Bod, Karl v. 339.
 Boddien, Leopold v. 460.
 Bodeder, Rudolf. 310.
 Böselager, Christian v. 116.
 Boisdavid, Anton Simon Marquis v. 47.
 Borch, Ernst August Friedrich v. der. 127.
 Bothe, Johann Arnold. 140.
 Bothmer, Alexander v. 351.
 Bothmer, August Friedrich v. 105.
 Bothmer, Bernhard v. 380.
 Bothmer, Ernst v. 333.
 Bothmer, Friedrich Johann Graf v. 34.
 Bothmer, Georg Ludwig v. 257.
 Bothmer, Ludwig Friedrich Ernst v. 466.
 Brandis, Eberhard Frhr. v. 415.
 Braun, Anton Ulrich 170.
 Braunschweig-Lüneburg, Wilhelm Herzog zu. 337.
 Breidenbach, Georg Heinrich v. 66.
 Breidenbach, Georg Karl v. 165.
 Breidenbach, Johann Ernst Ludwig v. 146.
 Breidenbach, Maximilian Johann Christian v. 166.
 Bremer, Alexander v. 202.
 Bremer, Friedrich Christian. 171.
 Bremer, Georg Friedrich. 264.
 Bremer, Karl. 379.
 Breuil, Jaques du. 69.
 Brindmann, Ernst. 432.
 Brindmann, Friedrich. 423.
 Brückmann, Johann Jakob. 115.
 Brückmann, Heinrich. 341.
 Brund, Heinrich Joachim v. 135.
 Bülow, Karl Gottlieb v. 265.
 Bülow, Karl Ernst Heinrich v. 328.
 Bülow, Runo Josua Frhr. v. 23.
 Bülow-Stolle, Magnus Jdohanakarl v. 470.
 Busche, August Friedrich Philipp v. dem. 324.
 Busche, Ernst August v. dem. 88.
 Busche, Georg Wilhelm Daniel v. dem. 224.
 Busche, Hans v. dem. 342.
 Busche, Johann v. dem. 21.
 Busche, Johann Friedrich v. dem. 232.
 Busche, Louis v. dem. 306.
 Busche, Otto Ernst v. dem. 206.
 Busche, Werner v. dem. 344.
 Busmann, Johann Friedrich. 240.
 Cambridge, Adolf Friedrich Herzog v. 259.

- Cambridge, Georg Prinz v. 336.
 Campe, Christian Wilhelm v. 78.
 Carles, de. 52.
 Chalou gen. v. Gehlen, Moriz v. 74.
 Chauvet, Jeremias v. 41.
 Cheuffes, Wilhelm v. 151.
 Chevalerie, Georg Ludwig de la. 179.
 Cleve, Urban. 383.
 Codburn, James. 355.
 Cöfster, Winandus. 452.
 Congreve, William. 309.
 Cordemann, Friedrich. 475.
 Coseriz, v. 67.
 Courgelon, de. 60.
 Cumberland, August Wilhelm Herzog v. 7.
 Cumberland, Ernst August Herzog v. 251.
 Cumberland, Georg Prinz v. 335.
 Dachenhausen, Alexander v. 413.
 Dachenhausen, Johann Christof v. 155.
 Dachenhausen, Johann Levin v. 235.
 Dachenhausen, Karl Gustav v. 162.
 Dactymple, William. 330.
 Dammers, Friedrich. 473.
 Dammers, Wilhelm Heinrich. 358.
 Dammert, Anton Heinrich. 433.
 Daniel, Ludwig. 377.
 Dedden, Arnold v. der. 354.
 Dedden, Friedrich Graf v. der. 278.
 Dedden, Georg Graf v. der. 384.
 Dedden, Hieronymus v. der. 334.
 Dedden, Melchior v. der. 348.
 Dehnel, Heinrich. 430.
 Diebitzsch, Friedrich Wilhelm Adolf v. 414.
 Diemar, Heinrich Adolf Jakob v. 143.
 Diepenbroid, Gustav Wilhelm v. 154.
 Diepenbroid, August Ludwig Friedrich v. 247.
 Dindlage, Gerhard Jobst Daniel v. 175.
 Dörnberg, Wilhelm v. 290.
 Düring, Ernst v. 352.
 Düring, Georg v. 375.
 Düring, Georg Albrecht v. 260.
 Drechsel, Friedrich Karl v. 271.
 Dreves, Karl Heinrich v. 164.
 Drieberg, Karl Georg v. 279.
 Druchtleben, Johann August v. 94.
 Druchtleben, Georg Ludwig v. 158.
 Dzierzanowsky, Hanach Bogislav v. 299.
 Ebern, Adolf Friedrich v. 406.
 Ende, Rudolf v. 42.
 Ernst August, Herzog zu Braunschweig
 u. L. 5.
 Ernst August, Kurfürst zu Braunschweig
 u. L. 3.
 Estorff, Albrecht v. 305.
 Estorff, Emmerich Otto August v. 208.
 Estorff, Rudolf v. 211.
 Flemming, Heino Heinrich v. 16.
 Franke, v. 50.
 Fröschapelle, de. 61.
 Frese, Friedrich Ernst v. 465.
 Freudemann, Georg Friedrich v. 131.
 Freytag, Wilhelm v. 176.
 Friedrichs, Kaspar. 218.
 Friesenhausen, Ernst Wilhelm v. 214.
 Gadenstedt, Wilhelm v. 362.
 Gauvain, v. 62.
 Gebser, Wilhelm Theodor. 434.
 Georg, Herzog von Calenberg. 1.
 Georg Wilhelm, Herzog von Celle. 2.
 Georg I., König von England. 4.
 Georg II., König von England. 6.
 Gerber, Emanuel Christian Friedrich. 322.
 Geyso, Friedrich August v. 197.
 Geyso, Victor v. 474.
 Gilfa, Friedrich v. 372.
 Goeben, Quintus v. 382.
 Görz, Staats v. 13.
 Gohr, v. 64.
 Goldader, Burchard Rudolf v. 204.
 Gotthard, Friedrich. 399.
 Grote, Ernst August Wilhelm Frhr. 111.
 Grote, Otto Frhr. 145.
 Grote, Louis Frhr. 441.
 Grotthaus, Ernst Philipp v. 121.
 Gruben, Philipp v. 327.
 Hahn, v. 70.
 Hafe, Adolf Christof v. 269.
 Halberstadt, Hans Jürgen v. 168.
 Halkett, Colin. 291.
 Halkett, Hugh Frhr. v. 313.
 Hammerstein, Alexander v. 36.
 Hammerstein, Alexander Frhr. v. 447.
 Hammerstein, Christian Ludwig v. 107.
 Hammerstein, Hans Günther Karl v. 229.
 Hammerstein, Otto Frhr. v. 431.
 Hammerstein, Rudolf v. 250.
 Hardenberg, Christian Ludwig v. 137.
 Hardenberg, Hildebrand Christof v. 71.
 Hartmann, Georg Julius v. 316.
 Hartmann, Karl. 462.
 Hasberg, Georg Werner v. 82.
 Hassell, Franz Wilhelm v. 300.

- Hassell, Jeremias v. 273.
 Hassell, Wilhelm v. 435.
 Hattorf, Ernst Friedrich v. 270.
 Hattorf, Georg v. 387.
 Hattorf, Hans v. 367.
 Hauß, Franz Christian v. 152.
 Harthausen, Arnold Ludwig v. 44.
 Hedemann, Ernst v. 446.
 Hedemann, Hartwig Johann Christof v. 301.
 Heimbürg, Friedrich Martin v. 134.
 Heise, Otto Wilhelm. 172.
 Hennings, Wilhelm v. 439.
 Herleville d'. 29.
 Hermanns Christian Gustav. 139.
 Hesse, Adolf. 428.
 Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Ernst Prinz v. 350.
 Hinüber, Heinrich v. 289.
 Hixfeld, Johann Leopold v. 68.
 Hobenberg, Ernst v. 391.
 Hobenberg, Ernst Wilhelm v. 163.
 Hobenberg, Friedrich August v. 356.
 Hobenberg, Georg Wilhelm v. 410.
 Hobenberg, Johann Christof v. 142.
 Hohenlohe-Langenburg, Ernst Christof Karl Fürst v. 329.
 Hohnhorst, Georg v. 370.
 Hohorst, David Leopold v. 256.
 Honstedt, August v. 284.
 Holzermann, Ernst. 388.
 Hülsen von Treuenfels, v. 32.
 Hugo, Ernst August v. 236.
 Hugo, Georg Eberhard v. 132.
 Huth, Heinrich Wilhelm v. 178.
 Jacobi, Karl. 405.
 Jäger, Karl Adolf. 442.
 Jiten, Johann Georg v. 98.
 Jonquieres, Karl Friedrich v. 302.
 Jonquieres, Wilhelm v. 182.
 Jsenbart, Georg Friedrich. 246.
 Jsenbart, Philipp. 153.
 Jffendorff, Karl Gustav v. 255.
 Kielmanssegge, Ernst Graf v. 363.
 Kielmanssegge, Ferdinand Graf v. 325.
 Kielmanssegge, Friedrich Otto Gotthard Graf v. 295.
 Kielmanssegge, Georg Ludwig Graf v. 136.
 Kielmanssegge, Ludwig Friedrich Graf v. 294.
 King. 9.
 Klende, August v. 321.
 Klende, Karl Wilhelm Leopold v. 323.
 Klende, Wilhelm Leopold v. 252.
 Klindowström, Balthasar v. 65.
 Klindowström, Friedrich Wilhelm v. 106.
 Klipping, Hans Kaspar v. 11.
 Knefede, August v. dem. 463.
 Knefede, August Friedrich Wilhelm v. dem. 340.
 Knefede, Ernst Friedrich v. dem. 150.
 Knefede, Ernst Julius Georg. 454.
 Kozebue, Christian August Meinhard. 456.
 Krauchenberg, Georg Frhr. v. 345.
 Kronensfeldt, Karl v. 364.
 Krough, Christian Ludwig v. 124.
 Kruud, August. 359.
 Kuhlmann, Franz. 469.
 Kunze, Friedrich Christof. 266.
 Laffert, Ernst Werner v. 190.
 Landesberg, Arthur v. 148.
 Landesberg, Louis v. 408.
 Langwerth von Simmern, Ernst. 282.
 Launay, Georg v. 101.
 Ledebur, Friedrich Johann v. 141.
 Leonhardt, Harry. 467.
 Lindemann, Julius. 411.
 Linsingen, Bernhard v. 254.
 Linsingen, Christian Wilhelm v. 320.
 Linsingen, Christof Karl v. 203.
 Linsingen, Ernst v. 353.
 Linsingen, Johann Wilhelm v. 221.
 Linsingen, Karl v. 392.
 Linsingen, Karl Christian Graf v. 276.
 Lippe, Graf jur. 49.
 Lippe-Detmold, Ferdinand Christian Graf jur. 46.
 Louigny, Johann Karl Marquis v. 38.
 Löw von Steinfurt, Lothar Franz. 91.
 Löw von Steinfurt, Sigismund. 283.
 Luc, de. 58.
 Lucius, Bernhard Ludwig. 79.
 Ludner, Nikolaus Graf v. 169.
 Ludowig, Wilhelm v. 396.
 Lütgen, Konrad Friedrich. 400.
 Lüttich, Johann Christian v. 133.
 Luttermann, Johann. 418.
 Maiber, Christian Julius v. 109.
 Malortie, Jaques v. 43.
 Malortie, Karl Gabriel Heinrich v. 239.
 Marschalk, Gustav Frhr. v. 393.
 Martin, August David. 311.
 Maybell, Karl August v. 244.
 Maybell, Otto v. 117.

- Medlenburg-Schwerin, Friedrich Franz II
 Großherzog von. 403.
 Medlenburg-Strelitz, Ernst Prinz von. 195.
 Medlenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm
 Großherzog von. 416.
 Medlenburg-Strelitz, Karl Prinz von. 194.
 Meding, Ernst August v. 199.
 Meinecke, Georg Friedrich. 381.
 Melleville, Andreas. 45.
 Melleville, Georg Ernst v. 72.
 Meyer, Ernst Friedrich. 429.
 Meyer, Hans Georg. 436.
 Meyer, Karl Eduard Georg Heinrich. 448.
 Mibbachten, Georg Ernst v. 114.
 Minnigerode, Johann Friedrich v. 220.
 Monroy, Georg v. 213.
 Monroy, Ludwig August v. 104.
 Mont, du. 18.
 Montigny, Johann Karl v. 26.
 Montigny, Johann Karl v. 108.
 Motte, Charles de la. 53.
 Motte, August de la. 209.
 Müller, Georg. 343.
 Müller, Johann Vincenz v. 207.
 Müller, Karl. 440.
 Münchow, Gustav v. 129.
 Münster, Wilhelm Graf zu. 407.
 Münter, Friedrich. 371.
 Nutto, Johann Friedrich v. 237.
 Nettelhorst, Georg Friedrich v. 51.
 Niemeyer, Jakob Konrad. 258.
 Noailles, Graf v. 30.
 Nöberg, Christof Ludwig v. 130.
 Deynhäusen, Georg Ludwig Graf v. 233.
 Offen, v. 39.
 Öffener, Georg Friedrich v. 14.
 Ohr, Hermann Philipp v. 19.
 Oldenburg, Peter Großherzog von. 401.
 Oldershausen, Adolf August Wilhelm v. 248.
 Ompteda, Christian v. 292.
 Oppermann, Georg August. 476.
 Osten, Wilhelm v. der. 394.
 Otten, Christian. 198.
 Pault. 102.
 Penz, v. 35.
 Penz, Siegfried v. 167.
 Pfannkuche, August. 422.
 Pithan, Edouard de. 12.
 Plat, Georg Josua du. 219.
 Plat, Johann Wilhelm du. 267.
 Plat, Peter Josef du. 280.
 Platen-Hallermund, Georg Ludwig Graf v.
 128.
 Plato, Wilhelm v. 317.
 Pleffen, Runo Burchard v. 196.
 Podewils, Heinrich v. 15.
 Pöllnig, Friedrich Moriz Frhr. v. 144.
 Pontpetin, Jaques du. 83.
 Post, Joachim Wilhelm v. 159.
 Poten, August. 417.
 Poten, Friedrich Frhr. v. 376.
 Poten, Konrad. 419.
 Protz, Victor v. 361.
 Pufendorf, Georg Siegmund v. 234.
 Quentin, George. 318.
 Quernheim, Friedrich Ferdinand v. 249.
 Quistorp, Theodor v. 421.
 Ramdohr, Georg Wilhelm v. 222.
 Ramdohr, Wilhelm Albrecht Andreas v. 453.
 Ranzow, Christian v. 96.
 Ranzow, Detlev v. 55.
 Rauchsaupt, Hans Christof. 17.
 Rechtern, Adolf. 450.
 Red, Otto v. 77.
 Reben, Ernst Friedrich v. 161.
 Reben, Johann Wilhelm v. 189.
 Reizenstein, Christof Karl v. 297.
 Rettberg, Karl Ludwig v. 366.
 Rettberg, Leopold v. 390.
 Rhoeden, August Friedrich v. 84.
 Rhoeden, Karl Ludwig v. 191.
 Rieftugel, Bernhard. 424.
 Röttiger, August. 308.
 Roques, Heinrich Louis v. 464.
 Roscher, Johann Friedrich. 147.
 Sachsen-Altenburg, Ernst Herzog von. 426.
 Sachsen-Altenburg, Josef Herzog von. 402.
 Saffe, Ernst v. 268.
 Saint-Laurent, de. 57.
 Saint-Pol des Eftangs, de. 25.
 Sayn-Wittgenstein, Karl Ludwig Graf v. 28.
 Scharnhorst, Andreas Wilhelm v. 210.
 Schaumburg-Lippe, Adolf Fürst zu. 427.
 Scheithar, Bernhard Friedrich Rudolf v. 263.
 Scheithar, Johann Heinrich v. 184.
 Scheithar, Ludwig Heinrich August v. 253.
 Schele, Johann Daniel Victor v. 187.
 Schlütter, v. 81.
 Schlütter, Andreas v. 374.
 Schlütter, Friedrich v. 468.
 Schmidt ab Altenstadt, Georg Ludwig Siegis-
 mund. 296.

- Schmiedchen, Christian Friedrich. 231.
 Schnehen, Wilhelm v. 385.
 Schomer, Friedrich. 455.
 Schulenburg, Alexander Frhr. v. der. 33.
 Schulenburg, Alexander Jakob v. der. 192.
 Schulenburg, Ernst August v. der. 113.
 Schulenburg, Georg Ludwig Graf v. der. 120.
 Schulte, Otto v. 274.
 Schulz, Christian Friedrich. 443.
 Schulzen, Johann Christian v. 87.
 Schwaan, Erich Philipp v. 90.
 Schwanevede, Friedrich v. 445.
 Schwarzburg-Sondershausen, Johann Karl
 Günther Prinz von. 275.
 Schweizer, August. 389.
 Seckl, Gerlach Friedrich v. 156.
 Seebach, Christian Friedrich v. 228.
 Semeloh, Karl. 357.
 Siehart, Heinrich Louis v. 444.
 Slicher, Ludwig Frhr. v. 459.
 Sprengel, August Heinrich v. 205.
 Solms-Braunsfels, Bernhard Prinz zu. 368.
 Sommerfeld, Georg Friedrich v. 93.
 Sommerfeld, Karl Christian v. 20.
 Soubiron, Johann v. 100.
 Spörden, August Friedrich v. 122.
 Spörden, Friedrich v. 412.
 Staffhorst, Joachim Christian Ludwig v. 118.
 Starde. 63.
 Stedingk, Ludwig Wilhelm Adolf v. 261.
 Stephenson, Benjamin Charles. 331.
 Stodthausen, Heinrich Ludwig v. 215.
 Stolte, Wilhelm. 373.
 Stolzenberg, Karl v. 472.
 Stolzenberg, Friedrich Ludwig v. 185.
 Stralenheim, Heinrich August v. 183.
 Sydow, Heinrich Bernhard v. 216.
 Taube, Jakob Johann Graf v. 225.
 Tecklenburg, v. 76.
 Trew, Victor Lebrecht v. 241.
 Tichitschnitz, Ernst Wilhelm v. 438.
 Uffel, Johann Georg Frhr. v. 37.
 Ulmenstein, Wilhelm v. 319.
 Uslar, Karl Wilhelm August v. 227.
 Uslar, Thilo Albrecht v. 8.
 Uslar-Gleichen, Friedrich v. 369.
 Vaug, Ludwig Peter Jeremias de. 471.
 Veltheim, Adrian Dietrich v. 173.
 Veltheim, August v. 281.
 Veltheim, Karl August v. 180.
 Villers, de. 56.
 Vinde, Ernst v. 307.
 Vinde, Jbel Jobst v. 99.
 Vitry, de. 24.
 Voigt, v. 22.
 Volger, Karl. 437.
 Walbeck, Josias Graf v. 40.
 Wallmoben, v. 89.
 Wallmoben-Gimborn, JohannLudwig Graf v.
 177.
 Wallmoben-Gimborn, Ludwig Graf v. 277.
 Walthausen, Georg v. 174.
 Wangenheim, Christian Ludwig v. 243.
 Wangenheim, Christof August v. 262.
 Wangenheim, Georg August v. 138.
 Wangenheim, Georg Philipp Wilhelm v. 245.
 Weddig, Friedrich v. 103.
 Wehner, Johann Friedrich Wilhelm. 425.
 Welling. 73.
 Wellington, Arthur Herzog v. 293.
 Wendstern, Ernst Joachim Gottlieb v. 298.
 Wendt, Franz Karl v. 85.
 Wense, Ernst August v. der. 272.
 Wense, Ludwig Moriz v. der. 201.
 Werbe, Hans Melchior v. 212.
 Weste, Georg. 449.
 Weyhe, Christian Ludwig v. 27.
 Wheatley, Henry. 332.
 Wiering, Georg. 378.
 Winkel, aus dem. 10.
 Winger, Heinrich Julius v. 112.
 Wiffel, August v. 326.
 Wigendorff, Hartwig v. 397.
 Wihleben, Karl v. 365.
 Wrangel, Johann Georg v. 95.
 Wrebe, Friedrich Franz v. 123.
 Wrebe, Hermann v. 458.
 Wurmb, Ludwig Heinrich v. 80.
 Wurmb, Wilhelm Christof Siegmund v. 193.
 Wynken, Christian. 386.
 Wynken, Friedrich. 395.
 Zandré, Karl Friedrich v. 149.
 Zastrow, Christian Friedrich Nikolaus v. 157.
 Zastrow, Ludwig v. 110.
 Zepelin, Johann Friedrich v. 119.
 Ziegefar, Johann Friedrich v. 230.

Die italienischen Alpini.

Von

G. v. Graevenitz,
Hauptmann a. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

In den Jahren 1898 und 1901 bin ich durch die Güte des italienischen Kriegsministeriums in die Lage versetzt worden, Alpintruppenteile im Hochgebirge aufsuchen zu dürfen und mir von ihrer Tätigkeit an Ort und Stelle eigene Anschauung zu erwerben. Ich weiß meinen Dank für dieses ganz besondere Entgegenkommen nicht besser auszudrücken, als wenn ich versuche, von Wesen und Erscheinung dieser so anziehenden italienischen Spezial- und Elitetruppe ein Bild zu geben. Bemerkung.

Die Truppe der italienischen Alpini ist eine verhältnismäßig junge, ihr Geburtstag ist der 15. Oktober 1872. Eine königliche Verfügung von diesem Tage ordnete die Aufstellung von 15 Alpinikompanien an, deren jede einen bestimmten Abschnitt der westlichen und östlichen Alpengrenze zugewiesen erhielt; sie bildeten damals so ziemlich die einzige Verteidigung dieser Grenzgebiete, denn die Mittel zu einer systematischen fortifikatorischen Verstärkung der Alpen standen dem jungen Nationalstaat damals noch nicht zu Gebot. Verbindet sich so die Schöpfung dieser echt italienischen Spezialwaffe mit den Erinnerungen an die Umwälzungen des Jahres 1870, an die Begründung des italienischen Einheitsstaates und mit dem Namen des damaligen Kriegsministers, des heutigen Generals z. D. und Senators Ricotti, so weisen die eigentlichen Ursprungszeiten und -gedanken der Waffe doch nach anderer Richtung hin. Nächst den Lehren der Jahrtausende, der Geschichte der Alpenübergänge seit Hannibal und der Völkerwanderung waren es die Erfahrungen des Jahres 1866 und besonders der trüben Tage nach Custoza, welche in dem damaligen Generalstabshauptmann Perrucchetti, dem jetzigen Kommandeur der Division Florenz, die Überzeugung erweckten, die so fürchtbar und gewaltig erscheinende Grenzscheide der Alpen biete ohne eine ihrer Natur angepasste militärische Grenzwehr keinen Schutz, es genüge auch nicht, dem Angreifer überhaupt Truppen entgegenzustellen, sondern lediglich eine aus der Alpenbevölkerung sich rekrutierende und für den Gebirgsdienst besonders ausgebildete Truppe müsse diesen Schutz übernehmen, ohne eine solche seien die Alpen, um mit Dante zu sprechen, mal vietate, schlecht gehütet. In jenen Geschichte.

Tagen nach Custozza erschienen Entsendungen von der Armee unmöglich, und so konnten die Österreicher fast ohne Opfer die steilen Paßwege des Tonale und Stelvio überschreiten, ins Adda- und Oglio-Tal vordringen und Truppen nachschieben: eilig zusammengeraffte Bataillone einer mobilen Nationalgarde vermochten ihren Vormarsch nicht aufzuhalten. Die vergeblichen Kämpfe Garibaldis im Trentino lieferten ähnliche Ergebnisse, und diese kriegsgeschichtlichen Lehren verdichteten sich in den Jahren 1867 bis 1871 bei Perrucchetti zu einer größeren in der „Rivista militare Italiana“ veröffentlichten Studie „Über die Verteidigung einiger Alpenpässe gegen Österreich und die Schweiz und Vorschläge zu einer militärischen Organisation der Alpenzone“. Die oben angeführte Verfügung Ricottis schloß sich in der Hauptsache den in dieser Studie entwickelten Grundzügen einer Alpentruppe an.

Trotz des schon in jener Zeit in Italien stark ausgesprochenen Widerstandes gegen „Elitetruppen“ schritt man in den nächsten Jahren in dem Ausbau der Alpentruppe rüstig fort. 1873 erfolgte in Verbindung mit der Neuordnung des Heeres eine Vermehrung der Kompagnien auf die Zahl von 24, die in sieben Bataillone zusammengefaßt wurden, 1878 unter dem Nachfolger Ricottis, General Mezzacapo, eine gleiche auf 36 Kompagnien in 10 Bataillonen. Die betreffende Verfügung vom 30. August entzog die Bataillone der bisher bestandenen Abhängigkeit von den Distrikten und machte sie, abgesehen von Verwaltung und Zahlmeisterwesen, zu selbständigen Truppenteilen. Sie sprach außerdem aus, daß die Kompagnien sich dauernd auf einer Kriegsstärke von 250 Köpfen befinden sollten. Damit war die Bildung von Alpinikompagnien zweiter Linie aus Mannschaften mit dreijähriger Dienstzeit erleichtert; was aber noch wichtiger war, die Mobilmachung der aktiven Kompagnien konnte in kürzester Zeit vor sich gehen, ein offensives Vorgehen in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung war ermöglicht, einer defensiv gedachten Einrichtung war der Stempel der Offensive aufgedrückt. Diese hohe Kopfstärke ist jedoch nur etwa sieben Jahre aufrecht erhalten worden, der Schöpfer der Truppe, General Ricotti selbst, setzte unter dem Druck der hohen Ausgaben für den Ausbau des Gesamtheeres und der nationalen Verteidigung, unter dem Zwange der sich allmählich aufdrängenden Ersparnistheorie 1885 den durchschnittlichen Friedensstand auf 125 Köpfe fest. Andererseits traten noch zweimal, 1882 unter dem Ministerium Ferrero und 1887 unter dem zweiten Ministerium Ricotti, Erweiterungen der Organisation und Erhöhungen der Kompagnienzahl erster Linie ein. 1882 wurde die Zahl der Kompagnien und Bataillone verdoppelt, ein Regimentsverband für je drei bezw. vier Bataillone geschaffen und den Regimentern ein Depot beigegeben; die Bataillone hatten den Namen des Alpenbezirks, aus dem sie sich rekrutierten, erhalten. 1887 wurde dann die Truppe auf die heute bestehende Zahl von 75 Kompagnien gebracht, die in 22 Bataillonen und 7 Regimentern mit je einem Depot vereinigt sind.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Versuch entgegenstellen, die tatsächliche Friedensstärke italienischer Truppenteile mit Sicherheit festzustellen, sind bekannt. Sie wird grundsätzlich geheim gehalten, die Ziffern der Sollstärke und der jedes Jahr vom Parlament bewilligten Durchschnittsstärke*) haben in dieser Beziehung keinen Wert, da die beschränkten Mittel des konsolidierten Budgets zu Verminderungen, vorzeitigen Entlassungen und dergl. zwingen, und die Einrichtung der Mindest- und Höchststärken in der Winter- und Sommerperiode des weiteren einen Überblick erschwert. Mir freundlichst zur Verfügung gestellte Angaben über den Friedensstand der Alpinitruppen in diesen verschiedenen Dienstzeiten beziffern ihn folgendermaßen:

1. Periode ohne Rekruten (also von Ende September bis Anfang März) 110 Köpfe,
2. Periode nach Einstellung der Rekruten Anfang März 170 bis 180 Köpfe,
3. Periode nach Einberufung von Reservisten für die Sommerübungen und Manöver etwa 200 Mann.

Die angestrebte durchschnittliche Stärke der Kompagnien von 140 Köpfen und ihre Verteilung auf Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sowie die entsprechenden Verhältnisse für Regiment, Bataillon und Depot ergibt die nachfolgende Tabelle:

| | Regiments-
stab | Bataillons-
stab | Kompagnie | Depot | 7 Regimenter
22 Bataillone
75 Kompagnien
7 Depots |
|--|--------------------|---------------------|-----------|-------|--|
| Kommandeure (Obersten) | 1 | — | — | — | 7 |
| Oberleutnants (Kommandeure der Depots und Schrift-
führer [relatori]) | — | — | — | 1 | 7 |
| Oberleutnants { Bataillonskommandeure und zur
Majore { Verfügung | — | — | — | — | 7 |
| | 1 | 1 | — | — | 22 |
| Hauptleute (Regimentsadjutanten, Kompagnieführer, beim
Depot und zur Verfügung) | 4 | — | 1 | 1 | 110 |
| Leutnants und Unterleutnants (Bataillonsadjutanten und
Kompagnieoffiziere) | — | 1 | 3 | — | 247 |
| Stabsärzte | 1 | — | — | — | 7 |
| Assistenzärzte 1. und 2. Klasse | — | 1 | — | — | 22 |
| Hauptleute als Rechnungsführer | — | — | — | 1 | 7 |
| Leutnants und Unterleutnants als Rechnungsführer | — | — | — | 3 | 21 |
| Summe der Offiziere | 7 | 3 | 4 | 6 | 457 |

*) Sie betrug für die Gesamtheit der stehenden Alpinitruppen:

| | | | | | | | |
|-------|-----|------------|--------|--------------------|---------------|-----|------------|
| 1875: | 103 | Offiziere, | 2 400 | Unteroffiziere und | Mannschaften; | 24 | Vierfüßer, |
| 1887: | 487 | „ | 9 575 | „ | „ | 179 | „ |
| 1898: | 464 | „ | 10 845 | „ | „ | 629 | „ |
| 1903: | 457 | „ | 11 000 | „ | „ | 629 | „ |

| | Regiments-
stab | Bataillons-
stab | Kompagnie | Depot | 7 Regimenter
22 Bataillone
75 Kompagnien
7 Depots |
|---|--------------------|---------------------|-----------|-------|--|
| Bureauoffiziere | — | — | — | 3 | 21 |
| Regiments- und Bataillonsfeldwebel | 1 | 1 | — | — | 29 |
| Kompagniefeldwebel | — | — | 1 | 1 | 82 |
| Unteroffiziere als Ordnungsgewalt | 1 | — | — | — | 7 |
| „ als Magazinverwalter | — | 1 | — | 1 | 29 |
| „ als Fehllehrer | 1 | — | — | — | 7 |
| „ als Rechnungsführer | — | — | — | 3 | 21 |
| „ als Hornisten | 1 | — | — | — | 7 |
| „ als Sappeure | — | 1 | — | — | 22 |
| Büchsenfchmiede | 1 | — | — | — | 7 |
| Sergeanten | — | — | 2 | 1 | 157 |
| Bataillonsfchreiber und Kompagnieunteroffiziere | 1 | 1 | 4 | — | 329 |
| Lazarettgehilfen | — | — | 1 | — | 75 |
| Zahlmeiftergehilfen | — | — | 1 | 6 | 117 |
| Korporale als Hornisten | — | 1 | — | — | 22 |
| „ als Sappeure | — | — | 1 | — | 75 |
| „ als Führer | 1 | — | 1 | — | — |
| „ als Fußfchmied | 1 | — | — | — | 7 |
| Korporale | — | — | 8 | 2 | 614 |
| Hornisten | — | — | 3 | 1 | 232 |
| Sappeure | — | — | 10 | — | 750 |
| Soldaten | 1 | 5 | 108 | 16 | 8 329 |
| Summe der Truppe | 9 | 10 | 140 | 31 | rb. 11 000 |
| Bierfüßer | 1 | 1 | 8 | — | 629 |

Truppen zweiter
und
dritter Linie.

Seit 1874 war die fchrittweife Erweiterung der Organifation der Truppen erfter Linie von der Aufftellung von Truppen zweiter und dritter Linie, von Alpenmobilmiliz und Alpenterritorialmiliz, begleitet; fie entfprechen etwa der Landwehr und dem Landfturm Ofterreichs und Deutschlands, der Territorialarmee und deren Referve Frankreichs. Die Zahl diefer Truppen nach Kompagnien und Stärke ift großen Schwankungen unterworfen gewefen. Es hatte das feinen Grund darin, daß der eine Kriegsminifter den Milizen eine Organifation geben wollte, in die fie hineinwachsen follten, ein anderer nicht mehr Einheiten aufftellen wollte, als dem zeitweiligen Mannfchaftsftande entsprach. Immerhin haben diefe Truppenteile unter dem in In- und Ausland fo oft beklagten häufigen Wechfel der italienifchen kriegsminifteriellen Anfchauungen wohl weniger wie andere Teile der Armee gelitten, weil der gute Wille, diefe fo fehr wichtigen Formationen auszubauen und zu ftärken,

stets vorhanden war. Aber seine Durchführung wurde und wird durch zwei besondere Umstände erschwert. Unter der sogenannten zeitweiligen Auswanderung aus Italien, welche die kräftigsten und tüchtigsten Elemente für den größeren Teil des Jahres nach der Schweiz, Frankreich, Ungarn, den Balkanstaaten u. entführt, die militärische Kontrolle sehr erschwert und eine glatte Mobilmachung in Frage stellt, leiden gerade Piemont, die Lombardei und Venetien in hohem Maße, die armen Gebirgsgegenden dieser Provinzen aber in ganz besonderer Weise. Italienischen Urteilen nach dürfte sich auch die Achillesferse der italienischen Formationen zweiter und dritter Linie, die Schwäche der Kadres, der Mangel an Unteroffizieren und namentlich Offizieren im Ernstfall insbesondere für die Territorialmiliz fühlbar machen. Für die jetzt bestehenden 38 Kompagnien der Mobilmiliz wird es voraussichtlich gelingen, durch überzählige Hauptleute, Offiziere des Hilfsdienstes und Ersatzoffiziere die nötigen Offizierkadres zu finden, aber für die aufzustellenden 75 Kompagnien resp. 22 Bataillone der Territorialmiliz fehlen nach Ausweis der letzten Rangliste 12 Bataillonskommandeure, 40 Kompagnieführer und etwa 100 Subalternoffiziere, deren Ersatz im Ernstfalle sehr schwierig sein wird. Fehlen doch für die Besetzung der Unteroffizier- und Offizierstellen der Territorialmiliz der Gesamtarree etwa 5500 Unteroffiziere und 4400 Offiziere. Auch wird bezweifelt, ob die besonderen Verhältnisse des Dienstes der Gebirgstruppen und deren ausschlaggebende Bedeutung für die ersten Phasen des Krieges nicht eine intensivere Ausbildung der Territorialmilizoffiziere der Alpentruppen dringend wünschenswert erscheinen lassen.

Jedenfalls haben diese Verhältnisse und Fragen einen wichtigen Programmpunkt bei den Beratungen der sieben Alpiniregimentskommandeure gebildet, die im Jahre 1900 in Rom unter Vorsitz des seitdem verstorbenen Inspektors der Alpentruppen, Generalleutnant Heusch, stattfanden. Erkennbare und einschneidende Folgen für die Organisation der Truppen und das Gesamtsystem der Alpenverteidigung haben sie nach zwei Richtungen gehabt. Der wachsenden Bedeutung der Truppe hatte es entsprochen, daß im Jahre 1887, dem ihrer letzten Vermehrung, eine selbständige Inspektion der Alpentruppen mit dem Sitz in Rom eingerichtet wurde, deren erster Inhaber der jetzige Generalleutnant und Senator Luigi Pelloux war. Direkt dem Kriegsministerium unterstellt, sollte sie die erforderliche Gleichheit der Alpentruppen in Bezug auf Organisation, Ausbildung und Mobilmachungsvorkehrungen gewährleisten. Dieses System der zentralisierenden Zusammenfassung hat im Zusammenhang mit jenen Beratungen insofern eine Abschwächung und Änderung erfahren, als seit dem März je zwei resp. drei Regimenter in Gruppen zusammengefaßt und Gruppentendanten in Generalstellungen unterstellt sind. Schon einmal in einem Nicottischen Gesetzentwurf war insofern eine Gliederung von Alpentruppen vorgesehen, als damals je ein Alpini- und ein Bersaglieriregiment zu einer Brigade vereinigt werden sollten; bei der jetzt

Gruppen-
einteilung.
Dislokation.

geltenden Gruppeneinteilung sind die Bersaglieri, die neuerdings den Infanteriebrigaden unterstellt sind, bei Seite gelassen. Ein Alpiniinspektorat ist im Grundsatz beibehalten worden, insofern der älteste Gruppenkommandeur die Funktionen des früheren Inspektors ausüben soll. Die Gehälter der neu geschaffenen Stellungen sind dadurch flüssig gemacht worden, daß König Viktor Emanuel III. seine casa militare um zwei Generale verringerte: so brauchte das Parlament nicht mit der gesetzgeberischen Genehmigung der Neueinrichtung befaßt zu werden. Die Einzelheiten der Gruppeneinteilung, die Dislokation der Regimenter, Bataillone und Kompagnien in der Winterperiode vom Ende des Manövers bis Ende März ergibt die folgende Tabelle:

| Gruppeneinteilung | Regimenter und ihre Garnison | Bataillone | Kompagnien | Wintergarnison |
|---|------------------------------|-------------------|-----------------|--|
| I. Gruppe
Stabsquartier
Cuneo.
Generalmajor
Ragni. | 1. Mondovi | Pieve di Teco | 2. 3. 8. | Dneglia |
| | | Ceva | 1. 45. 6. | Cuneo |
| | 2. Bra | Mondovi | 9. 10. 11. | Mondovi |
| | | Borgo S. Dalmazzo | 12. 13. 14. 15. | Je ein Bataillon
abwechselnd in Bra
Alba und Dronero |
| | 3. Turin | Binadio | 16. 17. 18. 19. | |
| | | Dronero | 20. 21. 22. 23. | |
| II. Gruppe
Stabsquartier
Turin.
Generalmajor
Frugoni
(mit den
Funktionen des
Inspektors
beauftragt) | 4. Ivrea | Pinerolo | 24. 25. 26. 27. | Je ein Bataillon ab-
wechselnd in Turin,
Pinerolo und Rivoli |
| | | Fenestrelle | 28. 29. 30. 37. | |
| | 5. Mailand | Grilles | 31. 32. 33. | |
| | | Susa | 34. 35. 36. | Susa |
| | 6. Verona | Ivrea | 38. 39. 40. | Ivrea |
| | | Aosta | 7. 41. 42. 43. | Aosta |
| | 7. Conegliano | Morbegno | 44. 45. 47. | Ein Bataillon
abwechselnd in
Bergamo und drei
in Mailand |
| | | Tirano | 46. 48. 49. | |
| III. Gruppe
Stabsquartier
Verona.
Generalmajor
Cocito | 7. Conegliano | Edolo | 50. 51. 52. | Ein Bataillon ab-
wechselnd in Bassano
und zwei in Verona |
| | | Bestone | 53. 54. 55. | |
| | 6. Verona | Berona | 56. 57. 58. 73. | Ein Bataillon ab-
wechselnd in Bassano
und zwei in Verona |
| | | Bicenza | 59. 60. 61. | |
| | 7. Conegliano | Bassano | 62. 63. 74. | Ein Bataillon ab-
wechselnd in Padua u.
zwei in Conegliano |
| | | Feltre | 64. 65. 66. | |
| | | Pieve di Cadore | 67. 68. 75. | |
| | | Gemona | 69. 70. 71. 72. | |

Schon die Verteilung der Stabsquartiere der Gruppen und der Regimenter läßt erkennen, daß der überwiegende Teil der Alpini die Front nach Westen, gegen Frankreich, hat. Nicht allein die politischen Verhältnisse nötigen dazu, sondern auch die Geländegegestaltung der Westalpen. Mit dem Friedensschluß von Villafranca ist Frankreich Herr der Höhenkämme der Seealpen

Cottischen und Graischen Alpen geworden. Sie fallen nach Westen, nach Frankreich zu, allmählich ab, die Wegbarkeit dieses Westabhanges ist ziemlich groß, er bietet Raum für ein ausgedehntes System permanenter Befestigungen, wie Frankreich es sich dort tatsächlich geschaffen hat. Nach Osten aber, nach Italien, weisen dieselben Alpen vielfach steile Abfälle, enge, die Wegbarkeit des Geländes nur in geringem Maße unterstützende Täler auf. Ein Blick auf die Karte*) lehrt auch, daß zahlreiche französische Anmarschstraßen und Schienenwege auf die italienische Grenze zuführen, daß sie aber jenseit derselben fast alle konvergierend auf Turin führen. Diese Verhältnisse, die hier nur gestreift werden konnten, geben dem Ausschnitt der Grenzzone Turin—Ventimiglia—Aosta für die italienischen Verteidigungs- und Mobilmachungs-vorkehrungen eine ganz besondere Bedeutung. Es spricht sich das in der strategischen Durchbildung des lombardischen Eisenbahnnetzes, in der starken Belegung dieses Grenzabschnittes mit Truppen und in der Zahl und Stärke der hier vorhandenen Sperrforts und Befestigungen aus. In dieser Beziehung kommen namentlich in Betracht: Tenda am Col di Tenda und Vinadio im Stura-Tal, weiter südöstlich und landeinwärts zum Schutz von Genua Nava und Zuccarello, dann Cesana, Fenestrelle und Perrero, die dem Vormarsch im Chivone-Tal auf Pinerolo sich entgegenstellen, dann die Werke des direkt auf Turin führenden Riparia-Tals, Bardonechia (Mont-Genis-Tunnel), Grilles und Susa, endlich die Forts Mont-Genis (Paß) und Barb. Diese Anlagen haben bedeutende Summen verschlungen und können ihrer Bauart nach als modern bezeichnet werden.

Es entspricht den geschichtlichen und auch den heutigen politischen Verhältnissen, wenn die Grenze gegen die neutrale Schweiz und das befreundete Österreich schwächer mit Truppen belegt und in erheblich geringerem Maße mit Befestigungen ausgestattet ist, als die Westgrenze. Geographisch allerdings erscheint Italien auch der Schweiz gegenüber im Nachteil: der als Keil sich in italienisches Gebiet hineinschiebende Kanton Tessin mit dem System der Gotthardbefestigungen würde in einem schweizerisch-italienischen Kriege eine vortreffliche Angriffsbasis für die Schweiz sein. Die Front gegen letztere haben eigentlich nur die drei Bataillone Morbegno, Tirano und Edölo des noch der zweiten Gruppe zugewiesenen 5. Alpiniregiments, während dem Bataillon Bestone die Deckung der rechten Flanke gegen den von der Etsch durchflossenen Zipfel des österreichischen Territoriums zufällt. Der italienisch-schweizerische Vertrag vom 25. November 1895 in Betreff des Simplon-Tunnels, der mehr als zur Hälfte seiner Länge auf italienischem Gebiet verläuft, spricht sich über den Bau von Befestigungen nicht aus, und deshalb ist bei Varzo und an der Crevola-Brücke nördlich Domodossola mit dem Bau

*) Italienische Generalstabskarte (carta corografica) 1:500000 oder Karten der Reiseführer Bäderer und Gsell-Zels.

von Forts begonnen worden, die sich gegen die Schweiz richten, wie die Befestigungen des Gottthard und speziell die bei Airolo sich gegen Italien wenden. Sonst aber weist die italienische Grenze gegen die Schweiz keinerlei Befestigung auf.

Österreich gegenüber nennt Italien ja nur ein strategisch unbedeutendes Stück des Alpengebiets sein eigen und ist also auch hier im Nachteil. Die Verteidigung der Friauler und Karnischen Alpen würde der dritten Alpini-gruppe anheimfallen, und für sie würden die Forts Rocca d'Anso westlich des kleinen Idro-Sees, Rivoli Veronese im Etsch-Tal und an der Bahn nach Verona, die Befestigungen des Astico-Tals und Valle dei Signori nördlich Schio und Vicenza, Primolano und Cismona nördlich Bassano, Cadore und Cordeville im Piave-Tal und Osoppo nördlich Udine in Betracht kommen. Italien verwendet auf die Modernisierung dieser Werke, die nach dem Kriege von 1866 entstanden und Ende der achtziger Jahre beendet sind, wenig Mittel, was von irredentistischer Seite oft genug beklagt worden ist.

Aufgaben
im Kriegsfall.

Die vorstehende kurze Übersicht von Grenzbefestigungen beansprucht nicht, irgendwie erschöpfend zu sein. Sie berücksichtigt nur Werke größeren Umfangs, die mit Festungsartillerie besetzt und den einzelnen Artilleriekommandos dieser Waffe unterstellt sind. Sie genügt einerseits, weil sie die Verteilung der Kräfte charakterisiert, andererseits, weil die Alpini nur insofern indirekt und in den ersten Tagen der Mobilmachung an der Verteidigung teilnehmen, als sie vorgeschobene Stellungen vor den Werken einnehmen. Die direkte Verteidigung dieser Forts, die im Frieden mit Kommandos der Fußartillerie belegt sind, fällt den Grenzschutztruppen des 1. bis 4. Korps, im besonderen den Divisionen Turin, Novara, Cuneo, Genua und Alessandria zu. Diese Divisionen sind seit einigen Jahren durch eine Reihe von Einrichtungen der Organisation, der technischen und artilleristischen Ausrüstung in den Stand gesetzt, sich im Kriege zu einer Art Gebirgsdivision zu formieren.*) Die Periode der italienischen strategischen Auffassungen, welche dem eindringenden Feinde erst am Ausgang der Alpen-Täler entgentreten wollte, gehört der Vergangenheit an, man ist zu der Überzeugung gelangt, daß ohne zwingende Gründe kein Fuß italienischen Bodens dem Gegner überlassen werden dürfe, daß die strategische Defensiv durch taktische Offensiv zu ergänzen sei. Demgemäß liegen die während der Mobilmachung von den Alpini einzunehmenden Stellungen der sogenannten difesa avanzata vorwärts der Sperrfortlinie und ihre Aufgaben sind defensiv-offensiver Natur. Denn gleichzeitig mit der schon erwähnten Aufgabe des indirekten Schutzes der Grenzforts und der Mobilmachung des Heeres liegt ihnen die strategische Aufklärung ob. Erst eine zweite

*) Für sie existiert auch die besondere „Vorschrift über die Bagage der Korps und Abteilungen, welche bestimmt sind, im Gebirge zu operieren.“

Phase des Krieges wird ihnen die neben dem Flankenschutz der in den Haupttälern operierenden Grenzdivisionen vornehmste Aufgabe zuweisen, die Durchführung des eigentlichen Hochgebirgskrieges. Festhalten der wichtigen nicht durch permanente Werke geschützten Stellungen, von Pässen, Straßenknotenpunkten, Hochebenen, Berggipfeln, beherrschenden Punkten über Seitentälern wird sich mit offensivem Vorgehen verbinden müssen, mit Vorstößen auf die feindlichen Kommunikationslinien, mit der Tätigkeit von Umgebungscolonnen im Sinne der österreichischen Kriegsführung in Bosnien und der Herzegowina, Überraschungen des Gegners zc. Solche Aufgaben und die sich aus ihnen für die Truppe und den einzelnen Soldaten ergebenden Anforderungen haben die Rekrutierung, Ausbildung, Ausrüstung und Unterbringung der Alpini im Gebirge zu ganz besonderen gemacht, sie zeichnen auch der Art und Weise der Mobilmachung und der Unterstützung der Alpini durch Gebirgsartillerie die Grundlinien vor.

Bereinzelt war früher in Italien die Anschauung vertreten, daß besondere Gebirgstruppen nicht erforderlich seien, daß vielmehr sämtliche für einen eventuellen Krieg im Gebirge in Betracht kommenden Truppen für ihn geeignet und ausgebildet sein müßten; man wies auch darauf hin, daß eine besondere Gebirgstruppe der Infanterie zu viel gutes Menschenmaterial entziehe. Solche Anschauungen sind als aufgegeben zu betrachten. Man hält allerdings wie in Frankreich und Österreich auch in Italien daran fest, alle Waffengattungen namentlich der Grenzkorps an die Forderungen des Gebirgskrieges zu gewöhnen und für sie auszurüsten, denkt aber dabei doch nur an ihre Verwendung auf den großen Talstraßen und mit geordnetem Verpflegungsanschub. An der Notwendigkeit einer besonderen Alpentruppe für den eigentlichen Hochgebirgskrieg rüttelt niemand. Selbst der radikale Heeresverminderungsvorschlag der sozialistischen Partei, der dem Parlament unterbreitet wurde, verlangte doch bei 64 Infanterieregimentern (anstatt jetzt 96) die jetzt bestehende Anzahl von sieben Alpiniregimentern (75 Kompagnien und sieben Depots), und der Vertreter der Zukunftsorganisation des italienischen Heeres als eines rein defensiven Werkzeugs der nationalen Verteidigung, Oberst Marazzi, verlangt selbstverständlich eine starke Erhöhung der Kopfzahl der Alpentruppen, d. h. von besonders ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen erster Linie, die durch besondere Verteidigungs- und Verproviantierungsmaßregeln zu unterstützen seien. Mit solchen Zugeständnissen und Forderungen ist eine weitere Frage entschieden: das namentlich aus politischen Gründen sonst in Italien befolgte System der das ganze Land umfassenden und zusammenschweißenden nationalen Rekrutierung kann für die Alpentruppen nicht zur Anwendung kommen. Zunächst erscheint es bei der heutigen kurzen Dienstzeit unmöglich, in der Ausbildung von Leuten Erfolge zu erreichen, denen das Gebirge etwas Fremdes ist. Es wäre des weiteren unklug, die Vorteile

Rekrutierung.

schneiderer Mobilmachung, größerer organisatorischer Klarheit und Einfachheit und geringerer Kosten einem allgemeinen, durch die Rekrutierung der reitenden Waffen sowieso durchbrochenen Prinzip zu opfern. Es wäre endlich unpraktisch, das ausgezeichnete muskel- und lungenstarke Menschenmaterial einer Gebirgstruppe, das die Schmuggler, Bergführer, Jäger, Hirten, Träger und Kohlenbrenner der Alpen liefern, nicht in vollem Umfang für die Verteidigung der Grenze heranzuziehen, das stark ausgeprägte Heimatgefühl, das die Verteidigung von Haus und Hof als etwas Selbstverständliches ansieht, die geschichtlichen Traditionen der Alpenverteidigung durch Alpenbewohner nicht auszunutzen. Solchen Erwägungen entspricht das in Italien im Gegensatz zu Frankreich und Österreich bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführte regionale Rekrutierungssystem. Es beläßt den Bergbewohner während seiner ganzen Dienstzeit in seiner Heimat und kommt in der Einteilung des gesamten Alpengebietes in 22 Rekrutierungsbezirke zum Ausdruck, welche den 22 nach ihnen benannten Bataillonen entsprechen. Sie liefern den Bestand an Rekruten im Frieden und füllen durch Reservisten die Kompagnien im Kriege auf. Auch die Kompagnien der Mobil- und Territorialmiliz formieren sich an den Standorten und Mobilmachungscentren der Bataillone erster Linie. Das regionale Rekrutierungssystem wurde nach Ansicht einzelner Sachverständiger sogar zu starr durchgeführt, man wünschte hier und da eine individuellere Anwendung; man meinte, daß der als Küchenjunge eines Hotels in San Remo herangewachsene junge Mann nicht ein so geeigneter Rekrut für eine Alpentruppe sei wie etwa der Holzfäller von Abetone im Apennin bei Pistoja. Und tatsächlich hat man sich denn auch neuerdings, namentlich unter dem Druck der schon erwähnten Verhältnisse der zeitweiligen und dauernden Auswanderung aus den Gebirgsgegenden,*) dazu entschlossen, auch aus den Apenninen Rekruten den Alpinibataillonen zu überweisen, um deren Kopfstärke nicht unter Rekrutenmangel leiden zu lassen.

Offiziercorpö.

Die hohen physischen Anforderungen, welche an das Mannschaftsmaterial der Alpini gestellt werden müssen, gelten natürlich in erhöhtem Maße für ihre Führer; neben ausdauernder in allen Verhältnissen sich bewährender Marschierfähigkeit wird man von dem eintretenden jungen Offizier große Sehschärfe verlangen müssen. Des weiteren wird man Liebe zum ernstesten Alpensport und zu dem Alpengelände, das seine Truppe im Ernstfalle zu verteidigen hat, bei ihm voraussetzen dürfen. Sie wird sich nach einigen Jahren in genaue Kenntnis dieses Geländes, namentlich des dem einzelnen Bataillon zugewiesenen Sektors, der Bewohner desselben, ihrer Denkart, namentlich ihres Dialektes u. umgesezt haben müssen. In dieser

*) Die dauernde Auswanderung des Jahres 1902 betrug 148 737, die zeitweilige 206 388 Personen, was eine Zunahme von 28 395 der dauernd Ausgewanderten und 1109 der zeitweilig Ausgewanderten gegenüber dem Jahre 1901 darstellt.

Beziehung sei das Wort eines italienischen Generals, der sein Savoyen kannte, angeführt: „Das Leben eines Menschen reicht nicht dazu aus, um wirklich gründlich eine Alpenzone von etwa 10 Geviertkilometern Umfang kennen zu lernen.“ Besondere, den Gebirgsverhältnissen angepasste körperliche Rüstigkeit muß auch in den Stellungen des Kapitäns und Bataillonskommandeurs noch verlangt werden. Seit dem Sommer 1901 steht ja etwa 1100 italienischen Kompagniechefs (bei einer Gesamtzahl von etwa 2100) ein Dienstpferd zu, denen der Alpentruppen auf ihren Wunsch ein Maultier. Aber — eigene Anschauung unterstützt darin das Urteil italienischer Kameraden — bei Aufenthalt und Märschen in der mittleren und oberen Gebirgszone, namentlich beim Abstieg, im Biwak, ist das Pferd lediglich ein Hindernis, und auch das als Tragtier unschätzbare und unersehbare Maultier entwertet nicht die Gewöhnung und das Vertrauen an und auf die eigenen Gliedmaßen. So gut wie man von dem deutschen Kompagniechef verlangt, daß er ein kilometerlanges sprungweises Vorgehen seiner Kompagnie zu Fuße mitmacht, so verlangen auch der italienische Alpini-Hauptmann, der Bataillonskommandeur und selbst höhere Vorgesetzte von sich, daß ihre Fuß- und Beinmuskeln und ihre Lungen stundenlangen Gebirgsklettermärschen gewachsen seien. Das Pferd würde sich für die Wintergarnison und den Winterdienst der Alpini einigermaßen einbürgern, wenn diese Periode, was nicht der Fall ist, einen ausgedehnten Gebrauch des Pferdes nötig machte, und wenn es nicht in der wichtigeren Dienstperiode des Sommers so häufig versagte. Das Maultier würde im Sommerdienst allgemein benutzt werden, wenn nicht erklärliche Rücksichten der Eitelkeit den Kompagniechef abhielten, es in der Wintergarnison, etwa in den Straßen von Mailand und Turin zu reiten. Die ganze Frage, die bei der Neuheit der Berittenmachung der Hauptleute noch nicht geklärt ist, muß übrigens auch vom Standpunkt der Verlängerung der Marschkolonnen beurteilt werden: fünf bis sechs Pferde (Bataillonskommandeur, Hauptleute, Adjutant) mehr in einer Bataillonskolonne sprechen gerade im Gebirgskriege wesentlich mit. Jedenfalls müssen also an die körperliche Rüstigkeit des Alpinioffiziers dauernd besondere Anforderungen gestellt werden, und sie lassen es wünschenswert erscheinen, daß der junge Offizier bis zum Bataillonskommandeur möglichst in seiner Spezialwaffe verbleibe; daß auch im Offizierkorps der einzelnen Bataillone möglichst wenig Wechsel eintrete, läßt die einmal gewonnene Kenntnis des Bataillonsbezirks wünschenswert erscheinen. Die Nachteile solcher Verhältnisse für den einzelnen liegen bei der Dürftigkeit der meisten Alpini-garnisonen des Winters, bei dem Mangel an geistigen Anregungen in sämtlichen Sommergarnisonen auf der Hand.

Mit dieser Unterbringung der Kompagnien und Bataillone in Winter- und Sommerquartieren, mit der Ausführung besonderer Übungen im Winter und Sommer — abgesehen von den Manövern — hängt die Ausbildung.

der Truppe eng zusammen, die nun ins Auge zu fassen ist. In den Winterquartieren vom 1. November bis Ende April vollzieht sich die dienstliche Ausbildung im allgemeinen in denselben Formen wie in den Garnisonen der Infanterie. Für die Ausbildung des einzelnen Mannes und der Truppe im Exerzieren, Schießen, Felddienst zc. sind für die Alpini die für die gesamte Infanterie geltenden Vorschriften und Reglements maßgebend; Grundzüge für die Verwendung der Truppe im Gebirgskrieg enthält die Vorschrift „Über den Gebrauch der drei Waffen im Kriege“. Auch die Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere der Reserve geschieht in der gleichen Weise wie bei der Infanterie durch Lehrzüge. *) Den theoretischen Unterricht über das dem Bataillon zugewiesene Alpengelände unterstützen Reliefdarstellungen, die von Offizieren gefertigt sind. In der Sommerperiode vom 1. Mai bis Ende Oktober bildet die kriegsmäßige Ausbildung im Gebirgskrieg eigentlich das einzige Übungsthema, Exerzierplätze und Scheibenschießstände sind in der Wintergarnison zurückgeblieben. Den Höhepunkt dieser praktischen Ausbildung für den Gebirgskrieg bezeichnen die etwa mit dem 15. Juli beginnende Zeit der Sommerübungen, welche den Manövern unmittelbar vorausgehen, und die Manöver selbst. Für die Sommerübungen beziehen die Kompagnien entweder Kantonnements in hochgelegenen Gebirgsdörfern oder, namentlich an der Westgrenze, spezielle Alpini-Unterkunftsräume hoch oben im Gebirge. Diese scheiden sich in solche, die nur kurze Zeit kleinere Abteilungen, Posten zc. aufnehmen sollen, und solche, die bei längerer Unterkunft größeren Truppenteilen einige Bequemlichkeit bieten und dann auch Magazine, Stallungen, Depots zc. enthalten müssen. Unterkunftsräume der ersteren Art sind einfach gewölbte und erdbedeckte Räume oder Hütten nach Köhlerart, scheunenartige Gebäude, ausgebaute Sennhütten zc. und werden von der Truppe selbst hergestellt. Die letzteren sind Kasernen allereinfachster Art. Von hier aus, inmitten des Gebiets, in welchem im Ernstfall dem Gegner jeder Schritt streitig gemacht werden soll, geht die Alpinikompagnie zunächst auf die praktische, geographische, topographische und militärische Erforschung des dem Bataillon zugewiesenen Verteidigungsabschnitts aus. Nur auf Grund solcher Studien können Übungsmärsche, Gefechtsdarstellungen, Übungen in der Anlage passagerer Befestigungen aller Art, in Festlegung von Entfernungen, in Herstellung und Zerstörung von Straßen, kann die Vorbereitung von Telegraphenlinien und Signalvorrichtungen auch für den Ernstfall den praktischen Wert haben, den sie besitzen soll. In dieser Periode finden natürlich auch die Schießübungen im Gelände statt. Welcher Wert auf die Schießausbildung der Alpini gelegt wird, geht daraus hervor, daß

*) Als besondere Dienstvorschrift für die Alpini wäre nur zu nennen diejenige „Über die Bagage für die Alpini“; ihr erster Teil behandelt Bau und Behandlung des Maultiers, den zwei- und vierrädrigen Karren, Zaum- und Sattelzeug der Zugtiere; der zweite Teil die Bagage der Truppen, Träger- und Tragtiertransporte.

für sie eine höhere Übungsmunitionsquote als für die Infanterie und die Bersaglieri ausgeworfen ist (145 scharfe und 72 Platzpatronen gegenüber 135 und 66). Den Offizieren fällt in dieser Periode noch insbesondere die Nachprüfung der Karte und die militärgeographische Beschreibung einzelner Abschnitte zu, welche den höheren Behörden vorgelegt wird, die im Gebirge so sehr schwierige Zeitberechnung von Märschen unter verschiedenen Umständen, die Erkundung und kartographische Festlegung von Vormarschlinien, Versammlungspunkten, Stellungen und sogenannten Operationspunkten. In Bezug auf letztere handelt es sich nicht um große Stützpunkte, verschanzte Lager, deren Auswahl und Befestigung dem Generalstab und der Genietruppe zufallen würde, sondern um die Sicherung und Verbindung der großen Talstraßen und der in ihnen operierenden Truppen. Mit anderen Worten, die Fragen sind zu beantworten: „Wohin werden bei dieser oder jener Eventualität Alpentruppen entsendet, welche Maßnahmen sind für ihre Versammlung an Ort und Stelle zu treffen, welche Vorkehrungen für Unterkunft und Verpflegung, Munitionsversorgung vorzusehen; sind Artilleriestellungen, Telegraphen- und Signalstationen einzurichten zc.“ Die Frage: „Sind diese kleinen Operationspunkte zu besetzen?“ scheidet aus. Befestigungen, selbst solche passagerer Natur, Defensivkasernen oder dergleichen würden dem Charakter der Freizügigkeit, der ungehinderten Offensive des Hochgebirgskrieges nach italienischer Auffassung Eintrag tun. In Verfolg dieses Gedankens bleibt es auch eine offene, von Fall zu Fall und eben gerade auf Grund sorgfältigen Friedensstudiums zu entscheidende Frage, ob und inwieweit sich in Verbindung mit diesen Operationspunkten Wegeanlagen empfehlen, die ja unter Umständen auch dem siegreich vorrückenden Gegner Vorteile bieten können, ob Brunnen, Depots und dergleichen anzulegen sind, wenn nicht ihre rechtzeitige Zerstörung zu gewährleisten ist. Das bisher als klassisch zu bezeichnende Werk über den Gebirgskrieg von Ruhn wünscht noch ein vollkommenes Straßensystem in allen für eine hartnäckige Verteidigung bestimmten Gebieten. Neuere italienische Schriftsteller, wie namentlich Barbetta, neigen mehr der gegenteiligen Auffassung zu.

Die Skizzierung des sommerlichen Dienststoffes der Alpini hat in den vorstehenden Zeilen einen Hinweis auf den weiten Bereich taktischer Fragen des Gebirgskrieges veranlaßt, hat an einem Beispiel auf deren engen Zusammenhang mit der Ausbildung der Alpini und ihres Offizierkorps hingedeutet. Es verbietet sich schon aus Raumrücksichten, auf diesem Wege weiter zu gehen, es mag aber erlaubt sein, gerade bei der Schilderung des Sommerdienstes der Alpini persönlichen Erinnerungen aus dem Sommer 1901 einen kleinen Raum zu gewähren.

Mein kriegsministerieller Paß gestattete mir einen Besuch des dem 5. Alpiniregiment (Mailand) angehörenden Bataillons Bestone, das ich in der Nähe seines Sommerstandorts Bestone im Ghesio-Tal nordöstlich Brescia

zu finden hoffte. Aber ich hatte die Rechnung ohne das sommerliche Zigeunerleben der Alpini gemacht. Beim Divisionsstab in Brescia erfuhr ich, daß das Bataillon augenblicklich etwa 40 km Luftlinie von seinem Standort entfernt in Ponte di Legno im oberen Oglio-Tal (Val Camonica) läge. Damit waren mir zwei volle übrigens sehr genussreiche Reisetage vorgezeichnet, die mich über das Nachtquartier Breno nach Edolo, dem Standquartier des gleichnamigen Bataillons des 5. Regiments brachten, dem nordwestlichen Nachbarn des Bataillons Vestone. Zu meiner lebhaften Befriedigung fand ich hier eine Kompagnie Alpini-Mobilmilizen, die dorthin für eine 20tägige Übung einberufen waren, und von denen ich mir so eine persönliche Anschauung zu bilden vermochte. Der Eindruck von den Mannschaften war der eines vorzüglichen Menschenmaterials, auf welches sich das Bataillon wohl verlassen kann. Die dem Jahrgang 1871 angehörigen Leute waren prächtige, vollentwickelte, sehnige Gestalten, und das Urteil ihrer der Linie und dem Ersatz (Jahrgänge 1871 bis 1876) entnommenen Offiziere ging dahin, daß sie für die besonderen Aufgaben der Alpini noch weit geeigneter seien als die jüngeren Mannschaften der Linienkompagnien. Man versicherte auch, daß die Einberufung zu dieser Übung hier numerisch ein vollkommen befriedigendes Ergebnis gezeitigt habe. Die seit einigen Jahren bestehende Einrichtung, daß die bedürftigen Familien einberufener Mannschaften tägliche Unterstützungen von 50 bezw. 40 Centesimos für die Mütter und 25 bezw. 20 Centesimos für noch nicht arbeitsfähige Kinder erhalten, wird in den armen Gebirgsgegenden natürlich besonders dankbar empfunden; wenigstens sprach ein Landwehrmann mir gegenüber seine besondere Befriedigung darüber aus. Die Kompagnie war zu dem Appell, dem ich bewohnte, in der Stärke von 320 Mann erschienen und in vier kriegsstarke Züge gegliedert; in ihnen sind Leute vereinigt, die in ihrer aktiven Dienstzeit in demselben Bataillon gedient haben. Im ganzen Grenzgebiet wird mittelst Einberufung eines Jahrgangs jedem der sechs Regimenter eine so formierte Kompagnie zugeteilt.

Eine Besichtigung der Kaserne, die sonst diejenige der aktiven jetzt ins Gebirge ausgerückten Kompagnie war, lieferte keine neuen bemerkenswerten Ergebnisse, sehe ich von dem brunnenartigen Raum für Sprengstoffe (93 Teile Gelatine und 7 Teile Schießbaumwolle) und dem aus Gründen der Leichtigkeit nicht mit festem Wagendach sondern nur mit Plandede geschützten Patronenwagen ab. Übrigens ist, wie erwähnt, die Kaserne für die Alpini im Sommer ein ziemlich vorübergehender Begriff, ihr Sommerquartier ist im allgemeinen das ärmliche Gebirgsdorf. Ponte di Legno, wohin ich von Edolo im Val Camonica weiter aufwärts strebte, ist ein solches Sommerquartier, das der deutsche Offizier und Soldat unbedenklich mit dem technischen Ausdruck „Schweinequartier“ belegen würde. Es ist ein eng und düster gebautes armes Dorf von etwa 1500 Einwohnern, auf dessen Dürftigkeit und Schmutz klembürgerliche sogenannte Sommergäste noch keinen hebenden und bessernden

Einfluß ausgeübt haben. Von dem einen Albergo sagte mein Reiseführer „nicht gerühmt“, von der anderen Locanda „ganz bescheiden“! Und in diesem Örtchen sind die vier Kompagnien des Bataillons Bestone mit 12 Offizieren für etwa zwei Wochen untergebracht. So erscheint es durchaus nicht als ungerechtfertigter Luxus, daß das Offizierkorps sich für seinen gemeinschaftlichen Mittagstisch aus der Wintergarnison Mailand einen Ökonomen herangezogen hat. Die Verpflegung an dieser „Mensa“, die in dem engen Zimmer des Finanzwachenhauses in der Diagonale hat gestellt werden müssen — wie ruft das deutsche Manövertage in die Erinnerung — ist dementsprechend gut und kräftig. Das Getränk spielt ja bei italienischen Offizieren nicht entfernt die Rolle wie bei uns. Jeder trinkt sein Halbes- oder Viertelliter-Schöppchen offenen roten Weins; der mit gewinnender Herzlichkeit und kameradschaftlicher Liebenswürdigkeit aufgenommene Gast findet regelmäßig einen ausgezeichneten, leicht moussierenden Conegliano-Flaschenwein vor seinem Gedeck. Über den zum Gedeck gehörigen Schoppen geht keiner der Offiziere hinaus, auch nicht in Sa. Catarina, einem eleganten Luftkurort, Hotel und Sommerfrische der guten Gesellschaft von Mailand im oberen Valtellin, wohin uns zwei Tage später das militärische Geschick führte. Also Offiziersverpflegung in Ponte di Legno gut! Aber die Unterkunft?! Und namentlich die Quartiere der jüngeren Kameraden?! — Schwamm drüber!

Noch berebter sprechen von dem ehernen Gesetz der Verzichtleistung auf jede Bequemlichkeit, unter dem die Alpinitruppen stehen, von den Entbehrungen des lange dauernden kriegsgemäßen Lebens im Frieden die Quartiere der Mannschaften. Als deutscher Offizier vom Kompagniebetrieb hätte ich z. B. bei dem einen Massenquartier zweifellos erklärt: „Hier können nicht 70 Mann liegen (wie es der Fall war), sondern höchstens 30, außerdem ist die vierfache Portion Stroh zu liefern, und endlich sind Decken für die Nacht zu beschaffen!“ Der italienische Offizier hatte das aus gutem Grunde nicht gesagt, denn wo nichts ist, da hat der Kaiser und auch der Kompagniechef der Alpentruppen sein Recht verloren; namentlich ist Stroh in jenen Alpengegenden natürlich eine landwirtschaftliche Delikatesse. So hat das à la guerre comme à la guerre für die Sommerdienstperiode der Alpentruppen nach vielen Richtungen hin eine sehr viel ernstere Bedeutung als etwa für unsere Herbstübungen. Was mich bei der Quartierbestätigung mit Verwunderung und peinlich berührte, war, daß in keiner Weise versucht war, Latrinen zu errichten. Der italienische Gebirgsdörfler kennt allerdings solchen Luxus nicht, sondern überläßt es dem Regen oder Schnee, reinigend oder verhüllend in der Umgebung seines Hauses zu sorgen, aber für die Truppen wären trotz der nicht zu verkennenden örtlichen Schwierigkeiten Einrichtungen primitivster Art doch wohl zu ermöglichen gewesen. Drängt sich uns doch gerade bei Besichtigungen italienischer Kasernen stets der Gedanke auf, welche wichtige erzieherische Aufgabe der Militärdienst bei einem Volke hat, dem

Streben nach Reinlichkeit und Gefühl für Sauberkeit der persönlichen Umgebung nicht im Blute liegen.

Einige Minuten vom Dorfe entfernt ist in einem vom Regen halb überschwemmten Feldweg ein Schießstand für die eingezogenen Reservisten eingerichtet. Über diesen Schießstand und über die Art und Weise, wie man dort die Schießübungen erlebte, hätte sich ein deutscher Kompagniechef wahrscheinlich die Haare ausgerauft. Hinter der schießenden Abteilung sammelt sich Dorfpublikum an und parlamentiert mit dem Offizier über die Benutzung des Feldweges; letzterer führt seine Liste mit Bleistift auf losem Blatt, das seinen Platz auf einem durch ein Stück Mannschaftszelt gegen den Regen geschützten Patronentasten hat. Bedingungen sind für die sechs von je zwei Mann abzugebenden Schüsse nicht vorgeschrieben, das Abkommen wird nicht gemeldet; das Ziel bilden zwei rechteckige am Waldrand ohne Kugelfang aufgestellte Ring Scheiben, dazwischen erhebt sich die aus Erde einfach aufgeworfene Deckung. Erst nach 12 Schuß kommen auf Flaggenzeichen die Anzeiger heraus und zeigen mit Flaggen summarisch die Trefferzahl an. Alles wird nach unseren Schießstandsbegriffen etwas salopp ausgeführt, der Mann nimmt auch nicht die Hacken zusammen, wenn er das Ergebnis meldet oder auf Fragen des Offiziers antwortet, aber es verläuft alles kriegsgemäß, die Einrichtungen sind praktisch und können in Ponte di Legno eben nicht andere sein, wenn man nicht einen Schießstand bauen will. Der aber würde Geld kosten, was dem Ministerium nicht zur Verfügung steht, und außerdem sieht das Bataillon das Dörflein vielleicht erst nach einigen Jahren wieder.

Der dritte Tag meines Aufenthalts war für die Übersiedlung aus dem Kantonnement Ponte di Legno im Oglio-Tal und in der Höhenlage von 1261 m über den Gavia-Paß (2334 m) nach Sa. Catarina (1746 m) im oberen Adda-Tal (Valtellin) bestimmt. Es handelte sich also um einen Gebirgsmarsch von bedeutender Ausdehnung in voller Ausrüstung der Truppe und der Bagage, wie er in der Sommerperiode das tägliche Brod der Alpini bildet. Mit der Ausdauer jedes einzelnen Mannes in solchen Gebirgsmärschen auch unter den schwierigsten und widrigsten Verhältnissen steht und fällt die Spezialtruppe der Alpini. Der Rekrut bringt ja im allgemeinen eine bedeutende Eignung dafür mit. Aber seine Anlagen müssen militärisch geformt und ausgebildet werden. Etwas anderes ist es, als Bergführer mit verhältnismäßig leichter Last und reichlicher Verpflegung dem Touristen voranzuschreiten, etwas anderes im Verbands der Kompagnie, des Bataillons, mit schmaler vielleicht auf die Neige gehender Ration und mit Gepäck und Ausrüstung tagelang in Märschen und Gefechten zu verbringen. Etwas anderes ist es für den Kohlenbrenner, im Sommer von seiner Arbeitsstätte meilenweit über die Paßhöhe zu Weib und Kind zurückzuwandern, etwas anderes als Patrouillenführer auf kaum begehbarem vereistem Ziegenpfade oder über

Gletscher hinweg mit der Verantwortung für das Leben von zwei anderen Kameraden einen Beobachtungsposten in der Flanke des Gegners zu gewinnen. Am Morgen des betreffenden Marschtages um 5 Uhr standen die Kompagnien wie sie gerade in den engen Straßen Platz hatten, das Bataillon in der Stärke von 450 Mann, zum Abmarsch bereit, ebenso die vereinigte Bagage des Bataillons, d. h. die neun im Frieden dem Bataillon zustehenden Maultiere mit ihrer nicht unbeträchtlichen Last an Kompagnie- und Offiziersgepäck, Rationen und Patronen. Diese braven Maultiere! Unzählbar nannte sie mit Recht ein italienischer Generalstabsoffizier, als sie am Abend in Sa. Catarina mit den eben empfangenen Bivakbedürfnissen an ihm vorbeitrotteten, nachdem sie den Gebirgsmarsch von 12 Stunden auf schlechtestem Wege hinter sich hatten, der an einer durch Geröll besonders erschwerten Stelle eigens für sie hatte ausgebeffert werden müssen.

Natürlich handelte es sich auch für den schwer bepackten Soldaten, für die älteren Offiziere des Bataillons um keine genußreiche Touristenpartie. Nur etwa 1½ Stunden war der Weg ein derartiger, daß er ein Marschieren in rechtsabmarchierten Reihen erlaubte, dann trat auf sogenannten Maultierpfaden (mulattiera) der Marsch zu Einem in sein Recht, und nach etwa ¼ Stunde, nachdem das ganze Bataillon sich zum Gänsemarsch aufgelöst hatte, trat dem von vorspringender Klippe es überschauenden Beobachter mit einem Schläge die ganze Eigenart des Gebirgskrieges entgegen. Auf wie zahlreiche Schwierigkeiten würde bei diesem auf der Karte so leicht zu entwerfenden Marsch im Kriegsfall Rücksicht zu nehmen sein! Ein Bataillon in der Kolonne zu Einem mit erweiterten Abständen, wie sie ein steiler mit Geröll übersäeter Gebirgsfußweg vorschreibt, erscheint dem Soldaten der Ebene gar nicht mehr wie eine militärische Marschform. Wie diese ohne die bald zurückbleibende Bagage etwa ein Kilometer lange Linie von Menschen lenken, die durch Überwindung der Wegeschwierigkeiten in Anspruch genommen sind? Was geschieht z. B. bei überraschendem Angriff von der Flanke? Von einer wirksamen Entsendung von Patrouillen während des Marsches in das durchaus unwegsame Gelände rechts und links des kaum erkennbaren Fußweges kann nicht gut die Rede sein, und der Aufmarsch einer Kompagnie erfordert allein etwa 8 Minuten. Bei solchen hier nur zu streifenden Lehren des Augenscheins und Erwägungen fällt auch das richtige Licht auf geistvolle aber nur am grünen Tisch und auf der Karte ausführbare Ideen, die aus den Alpini eine Kavallerie des Gebirges machen, ihnen die strategische Aufklärung im Rücken des Feindes zuteilen wollen.

Stundenlang geht es so weiter aufwärts um Felsen und über Geröll, an Schneefeldern vorbei und über Gletscherabflüsse, dann gegen 11 Uhr ist die Paßhöhe erreicht, die durch eine weite, flache, jedes Lebens entbehrende Einsenkung zwischen Gletschern und Schneespitzen und einen regungslosen Gebirgssee in ihrer Mitte bezeichnet wird. Jenseits erscheint im Nebel die

Schutzhütte des Monte Gavia, die Stätte des „grand' alt“ von 1½ Stunden, nachdem drei andere Ruhepausen von kurzer Dauer vorangegangen sind. Um die Hütte herum entfaltet sich das bekannte bunte und malerische Bild eines rastenden Truppenteils, das durch die ernste Gebirgsumgebung noch eigenartiger wird. Den Abschluß des einfachen Frühstücks der Mannschaften bildet Kaffee, der an einem Feuer von Alpenrosenholz gekocht wird; der poetische Strauch der hohen Gebirgsgegenden hat als fast nirgends fehlendes Brennholz militärisch große Bedeutung. In dem Innenraum der Schutzhütte entwickelt sich ebenfalls ein fröhliches Treiben. Die Last des mitgeführten Privatmaultieres des Offizierischökonomen erscheint in Gestalt von Brot, kalter Küche und Käse auf dem Holztisch, guten roten Wein liefert die Schutzhütte, die im Hochsommer für einfachen Osteriabetrieb eingerichtet ist, und man tafelt mit dem herrlichsten Appetit von der Welt und zusammen mit einigen männlichen und weiblichen Vertretern der seltenen Spezies italienischer Alpentouristen, darunter ein Abgeordneter, dessen Witzwort: „In der Kammer gibt es viel schlimmere Gletscherspalten als hier bei Ihnen im Gebirge“ lebhafteste Heiterkeit hervorruft.

Auch sonst umfaßt die Unterhaltung meist Themen, die dem Leben in den Alpen, dem Dienst der Truppe entnommen sind, oft geht sie absichtlich oder unabsichtlich in das Patois des Alpenbewohners über, in dem der richtige Alpinioffizier mit seinen Leuten verkehrt, und oft läßt sie erkennen, wie eng die Bande sind, welche den Vorgesetzten mit dem Untergebenen verbinden, wie das Bataillon, die Kompanie unter der Gemeinsamkeit der Interessen, der Entbehrungen und Mühen zu einer großen militärischen Familie wird, aber zu einer Familie, in welcher der einzelne ein nicht unbedeutendes Maß von Freiheit hat. Ich stimme dem wackeren, stets heiteren und angeregten, in Geologie und Botanik ebenso wie in Strategie und Taktik bewanderten Kapitano T., dem Typus des richtigen Alpinikompaniechefs, gern bei, wenn er mir sagt: „Sie wundern sich sicher, daß bei uns hier und dort die strenge militärische Form vernachlässigt wird, daß wir dem Mann eine individuelle Freiheit lassen, die Sie auch in anderen italienischen Truppenteilen nicht finden werden. Aber wenn ein Mann mit seiner vollen Gepäcckbelastung eine Gletscherspalte überschreiten soll, wenn wir ihn als Patrouille in die unwegsame Wildnis unserer Berge vorausschicken, muß die Fähigkeit in ihm entwickelt sein, sich selbst zu helfen und auf eigene Faust zu handeln.“

Der gegen 1 Uhr angetretene Abstieg ins Valtellin beleuchtet ein anderes schon vorher behandeltes militärisch-alpines Thema praktisch, die Frage: „Ist bei gleicher Entfernung der Aufstieg oder der Abstieg anstrengender und militärisch gefährlicher?“ Der Nebel hat jetzt die greifbare Form strömenden Regens angenommen, das Geröll ist glatt, der spärlich vorhandene Humus glitschig und nachgiebig geworden, von den Leuten wird jetzt vielfach der aus Eichenholz gefertigte Bergstock als Stütze benutzt, während er beim Aufstieg

durchgehends unter den um den Tornister gelegten Mantel gesteckt und zum Anheben des Gepäcks benutzt wird; übrigens dient er auch im Bivak und sonst als Zeltstübe. Die Kolonne hat sich noch mehr ausdehnen müssen, wenn nicht das Gewehr des abwärts steigenden Vordermanns den Hintermann belästigen soll, Überraschungen wären im Ernstfall namentlich von rückwärts her zu befürchten — kurz, man einigt sich darauf, den Aufstieg dem Abstieg militärisch vorzuziehen.

An die vorstehend in ihrem allgemeinen Charakter und in Einzelheiten geschilderte Periode des Sommerdienstes und der Sommerübungen schließen bei allen Alpinibataillonen sich die Herbstübungen, Manöver mit Gegenseitigkeit an, welche die Bataillone in der Regel aus dem Gelände ihres Verteidigungssektors heraus führen. Sie haben in den letzten Jahren in Bezug auf Truppenstärke und Ausdehnung gewonnen, die dabei gemachten Erfahrungen sind für wertvoll erklärt worden, und so soll der größere Rahmen dieser Übungen beibehalten werden. Es sei deshalb gestattet, den Verlauf der letzten großen Manöver an der Westgrenze kurz zu skizzieren. Es vereinigten sich bei Baldieri bei Cuneo das erste dort stehende Alpiniregiment, das zweite nördlicher bei Brà untergebracht, das fünfte und sechste, die zu diesem Behuf von der Ostgrenze herangezogen wurden, und die 108. Mobilmilizkompagnie, ferner neun Gebirgsbatterien, eine Batterie Feldartillerie, eine Schwadron Kavallerie, eine Geniekompagnie, je eine Sektion Mineure und Telegraphisten. Die Manöver teilten sich in drei Perioden, in Bataillonsmanöver mit Gegenseitigkeit vom 10. bis 15. August, in solche der Regimenter vom 15. bis 18. August und in große Manöver unter Teilnahme aller Waffen vom 18. bis 25. August. Der Kommandeur der ersten Gruppe der Alpini hatte so Gelegenheit, an Ort und Stelle des Ernstfalles für seine verantwortungsvolle Aufgabe des Schutzes der Westgrenze Erfahrungen zu sammeln, denn die Zusammenziehung einer größeren Zahl von Alpiniregimentern und anderen Spezialtruppen an besonders bedrohten Stellen der Grenze kann ja durch die Kriegslage sehr oft geboten erscheinen. Solchen Gesichtspunkten entsprach besonders die strategische Anlage der letzten Tage der großen Manöver. Die beiden großen Straßen, welche Cuneo über das westlich gelegene Borgo S. Dalmazzo mit der etwa 45 km entfernten Grenze in Verbindung setzen, sind im südlich führenden Tal der Roja bei Col di Tenda, im westlich führenden Tal der Stura bei Vinadio durch Sperrfortanlagen geschützt. Dazwischen aber schiebt sich nach Südwesten führend das kleinere Gesso-Tal: es entbehrt der Befestigung und sein Schutz ist also eine wichtige Aufgabe der mobilen Verteidigung. Es war nun allgemeiner Zweck der Übung, praktisch darzustellen, wie unter Einfluß von Wegsamkeit des Geländes, Fassungskraft der Straßen und anderer lokaler Verhältnisse sich hier die Abwehr eines von Südwesten erfolgenden Angriffs abspielen würde, wie die Verwendbarkeit der

Manöver.

einzelnen Straßen und Kommunikationen, der Gebrauch der einzelnen Waffen und Truppenteile sich gestalten würde. Die taktische Entwicklung vollzog sich am 21. und 22. August bei Valbieri, das schließlich dem Angreifer in die Hände fiel. Die hier kurz geschilderten Manöver sollen ebenso wie die des vorhergehenden Jahres die Überzeugung verstärkt haben, daß mit dem Bau permanenter Befestigungen an der Westgrenze genug geschehen sei, und daß ein weiterer Schutz der letzteren nur durch kriegsgemäße Ausbildung der Grenztruppen, durch Stärkung ihres offensiven Geistes, eventuell auch durch ihre Vermehrung anzustreben sei.

Winterübungen.

Nach etwa sechsmonatlichem Aufenthalt in kleinsten Gebirgsnestern, in Rantonnements und in Bivaks, fern aller modernen Civilisation, fern oft jeder Kultur, kehren die Alpinibataillone Ende Oktober in ihre am Fuße der Alpen gelegenen Wintergarnisonen, die mit Ausnahme von Turin (3. Regiment), Mailand (drei Bataillone des 5. Regiments) und Verona (zwei Bataillone des 6. Regiments) ja auch Kleinstädte ohne Komfort und geistige Anregung sind, und zum Winterdienst zurück. Dauerndes Verbleiben in der Garnison verbürgt aber auch diese Dienstperiode nicht. Seit einer Reihe von Jahren sind die Winterübungen im Hochgebirge zu einer stehenden Einrichtung der Alpentruppen geworden. Sie umfassen im allgemeinen 10 bis 12 Tage, sind an keinen bestimmten Termin gebunden und werden häufig zu einer Mobilmachungsübung ausgenutzt, ein Thema, dem in der italienischen Armee sonst wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Zweck dieser Winterübungen ist, das Studium des Verteidigungsabschnitts auch unter winterlichen Einflüssen zu ermöglichen, Offiziere und Truppe an den Winterkrieg im Hochgebirge zu gewöhnen und der letzteren die Überzeugung beizubringen, daß das Hochgebirge auch im Winter für kleinere Abteilungen gangbar ist und Lebensbedingungen gewährt. Entscheidend dafür ist neben längeren Unterkunftszeiten in vorbereiteten Schutzhäusern und Hütten (ricoveri alpini) die Möglichkeit von Bivakieren im Schnee resp. in Schneehütten (trane, capanne). Diese Möglichkeit wurde namentlich durch ausgedehnte Versuche und Übungen des Bataillons Bestone des 5. Regiments in den Alpi Orobie im Februar 1901, der sich durch besondere Kälte und Schneemengen auszeichnete, erwiesen. Es wurde festgestellt, wie lange der Bau von in den Schnee gegrabenen Höhlen unter Benutzung der einfachsten der Truppe im Hochgebirge zur Verfügung stehenden Instrumente dauert, wie groß ihre Stabilität und Haltbarkeit ist, namentlich aber, wie weit sich ihre Bewohnbarkeit erstreckt. Man erreichte hier bei nächtlichen Bivaks in Schneehöhlen, die für drei Mann eingerichtet waren, bei einer Außentemperatur von -10° eine Innenwärme von $+1$ bis 2° . Noch bessere Ergebnisse erzielte man mit Freimachung des Bodens von Schnee und Errichtung von doppelwandigen Zelten auf ihm, zwischen deren Wandungen Stroh gelagert wurde. In diesen mit acht

(anstatt sonst mit sechs) Mann belegten Zelten sank die Wärmtemperatur nicht unter $+5^{\circ}$. Gegen Erstarren der Füße diente eine Schicht Stroh, die das Berühren der Sohlen mit dem Boden verhindern mußte; auch erwies sich als praktisch, die Füße ohne Strümpfe in die mit Stroh ausgestopften Stiefel stecken zu lassen. Alles in allem genommen hat man sich bei diesen Versuchen des Bataillons Bestone also für den Gebrauch von Doppelzelten in Schneebivaks ausgesprochen, hat aber auch darauf hingewiesen, daß das gewöhnliche Truppenzelt, mit denen die Alpinibataillone ausgerüstet sind, den Anforderungen des verschneiten Hochgebirges in keiner Weise entspricht und daß besonders hergestellte Zelte, wie sie im Alpensport gebraucht werden, erforderlich erscheinen. Aus Friedensrückzichten und um Unglücksfälle zu verhindern, war Stroh und Brennholz in ausreichender Menge vorhanden und auch reichliche Kaffee- und Aquavitverteilungen fanden statt. Im Ernstfall möchte es nach allen diesen Richtungen hin auf Höhen über 1300 m doch recht hapern, und eine Bivaksnacht würde wohl manches Opfer fordern.

Wendete man bei den Winterübungen der Jahre 1900 und 1901 der Frage des Bivakierens im winterlichen Hochgebirge besondere Aufmerksamkeit zu, so sind in den ersten Monaten des Jahres 1902 abschließende Erfahrungen über den Gebrauch von Schneeschuhen (sci) für militärische Zwecke gesammelt. Bei ihnen kam es darauf an, festzustellen, ob die Schneeschuhe sich bei der Eigenart der italienischen Alpen überhaupt für militärischen Gebrauch eigneten, welche Vorzüge oder Nachteile sie anderen bisher in Gebrauch befindlichen Hilfsmitteln der Fortbewegung auf Schnee, namentlich den Radeetts gegenüber besäßen, und wie weit die Kompagnien event. mit Schneeschuhen auszurüsten seien. Die italienischen Alpen fallen wie erwähnt nach der Po-Ebene außerordentlich steil ab, sind von Schluchten und Schründen viel reicher durchsetzt als etwa der Abfall nach Frankreich und begünstigen also nicht gerade den Gebrauch der Schneeschuhe. Die Urteile über die Verwendbarkeit der letzteren standen sich nach Beendigung der Versuche noch ziemlich ungeklärt gegenüber. Es gab Enthusiasten, welche die Skis die „Fahrräder des Gebirges“ nannten und die ganzen Kompagnien damit gewissermaßen beritten machen wollten. Ruhigere Beurteiler, namentlich solche, die im praktischen Leben des Alpinidienstes standen, äußerten sich dahin, daß der Schneeschuh nur das Fortbewegungsmittel für einzelne Fälle und einzelne mit ihrem Gebrauch durchaus vertraute Leute sein könne. Diese letztere Beurteilung hat Recht behalten, soweit es auf die Entscheidung des Kriegesministeriums ankommt. Eine Verfügung desselben hat die Annahme des Skimodells Jacober (Glarus in der Schweiz) für die Alpiniregimenter angeordnet, aber es sollen nur drei Mann der Kompagnie in jedem Jahre damit ausgerüstet sein und nach einer Prüfung zu Skiläufern (sciatori) ernannt werden. Zu den mittelfst Patent zu Alpenführern (guide) ernannten Leuten, die sich durch gute Führung, Findigkeit und Gewandtheit auszeichnen,

und zu den mit Abzeichen bedachten tüchtigsten Steigern (*escursori*) treten nun also die *sciatori*, die übrigens der Zahl der *guide* entnommen werden sollen. Die Ausbildung im Schneeschuhlaufen soll vor den Winterübungen beendet sein, und während derselben sollen die *sciatori* im Aufklärungsdienst, im Sicherheitsdienst und zur Verbindung der Kolonnen während des Marsches, zur Besetzung wichtiger vorwärts gelegener Punkte und im Meldedienst Verwendung finden.

Uniformierung
und
Ausrüstung.

Der Gebrauch des Bergstocks, die Erwähnung von Eisklammern und Madetten leiten auf das Thema Uniformierung und Sonderausrüstung der *Alpini* über. Die *Alpini* tragen den schwarzen, konischen, kalabressischen Filzhut mit aufrecht stehender Krähenfeder (bei Offizieren Adlerfeder). Er zeigt vorn an Stelle des Infanterieabzeichens mit der Regimentsnummer eine Trophäe, die unserm Gardestern ähnelt. Der dunkle Waffenrock hat joppenartigen Schnitt, eine Reihe Knöpfe, hellgrünen Klapptragen und gleichfarbige Aufschläge und Biesen. Zwei vordere Schlitz erlauben, den schwarzen unterzuzschnallenden Patronenriemen durchzustechen und an ihm die zwei vorderen Patronentaschen zu befestigen; letztere können infolge ihrer praktischen Befestigung beim Schießen im Liegen abgenommen und ladegerecht auf den Boden gelagert werden. Die hellgrauen Hosen mit grünen Biesen werden in den bis zur halben Wade reichenden Gebirgsschnürschuhen getragen. An Stelle des Infanteriemantels tritt der kurze Umhängemantel mit Kapotte (*mantellina*). Die Uniform der Offiziere unterscheidet sich von derjenigen der Infanterie durch den Alpinihut mit der Adlerfeder und die grüne Farbe der Aufschläge; denn der 1895 bei ihnen eingeführte besondere Blusenrock (*giubba da campagna*) ist 1900 dem dem ganzen Heere verliehenen schwarzen Rock mit schwarzer Stickerei und verdeckter Knopfreihe gewichen, wie auch der Alpiniestiefel jetzt sämtlichen Infanterieoffizieren zugestanden ist.

Die beschriebene Uniform der *Alpini*, die seit 1887 auch diejenige der Alpinomobil- und Territorialmiliz ist, hebt die Truppe von der Masse der übrigen Infanterie ab und verleiht ihr ein spezifisches Gepräge. Sie wird, soweit sich das beurteilen läßt, gern getragen und entspricht auch im allgemeinen den Anforderungen einer militärischen Gebirgstracht, die außerordentlich vielseitig sind. So wird es ja z. B. schwer sein, einen Mantel zu schaffen, der auch eine Decke darstellt, beim Marschieren nicht durch zu große Länge hindert und trotz Wasserdichtigkeit nicht zu viel wiegt. Gegen den Ersatz des kleidsamen aber unpraktischen Alpinihuts mit einer gegen Kälte schützenden weichen und dann also wahrscheinlich unkleidsamen Kopfbedeckung würden die *Alpini* wohl selbst Protest einlegen. Dagegen scheint die in der Militärliteratur oft auftretende Klage der Berücksichtigung wert, daß für die Zeit der Winterübungen und auch schon im Herbst im Hochgebirge nicht genügend für wärmere Unterkleidung und Reserverbekleidungs-

stücke wie Fausthandschuhe, gestrickte Kopfstappen (cappuccio passa-montagna) gesorgt werde; kennt doch das Hochgebirge schon im August Fälle von starker Kälte und Neuschnee. Solche Vergünstigungen in Bezug auf Kleidung wären den braven Alpini um so mehr zu gönnen, als die reglementarischen Entschädigungen für besondere Anstrengungen und Übungsleistungen in Gestalt von Soldzulagen und besserer Beköstigung in Rücksicht auf die vorhandenen knappen Mittel keine sehr reichlichen sind und z. B. die Höhe der in Frankreich zugestandenem lange nicht erreichen.*) Die Waffenausrüstung des Alpini besteht aus dem Infanteriegewehr Mod. 91 (Repetiersystem Carcano) mit Haubajonett, die Patronenausrüstung im Frieden aus 90, im Kriege aus 162 in fünf bzw. neun Paketen verpackten Patronen; Unteroffiziere, Hornisten und Sappeure tragen im Frieden nur 72 Patronen. Der Tornister wiegt in gepacktem Zustande $17\frac{1}{2}$ kg. Die in ihm mitgeführten eisernen Rationen setzen sich aus zwei Rationen Fleisch zu je 200 g, zwei Portionen Zwieback zu je 500 g und zwei Portionen Salz zu je 15 g zusammen; sie werden in dem nur wenige Hilfsquellen gewährenden Gebirge oft die einzige Verpflegungsmöglichkeit bieten und geschlossene Abteilungen werden sich also im allgemeinen kaum weiter als zwei bis drei Tagemärsche von den Proviantstationen entfernen können. Zeltteile, Lagerdecke, Brodsack, Feldflasche mit Becher bringen das Gewicht, das der einzelne Mann auf den schwierigsten Märschen und Wegen zu tragen hat, auf etwa 27 kg, also das des deutschen Infanteristen. Die 25 m lange und 3 kg schwere um den Tornister gelegte Manilaleine, die bei schwierigen Passagen namentlich zur Beförderung der Gewehre und Tornister dient, wird abwechselnd getragen. An Schanz- und Werkzeug tragen außerdem die 10 Sappeure jeder Kompagnie, die im Winter durch den Bataillons-Sappeurunteroffizier ausgebildet werden und ausgesucht starke Leute sein müssen, einen Erdbohrer mit Zubehör, zwei Schaufeln, sechs Hacken, vier Gartenmesser, zwei Beile, eine Handsäge, Maßstab und Maßbänder; für den Krieg verdoppelt sich die Anzahl der Sappeurmannschaften und der mitgeführten Werkzeuge. Die Ausrüstung eines größeren Teils der Kompagnie mit Schanzzeug wird von mancher Seite lebhaft befürwortet, von anderer ebenso lebhaft bekämpft. Barbetta stellt z. B. die Frage: „Wenn wir uns entschließen sollten, die Last des Alpini um 1 kg zu vermehren, tun wir es dann mit einem Spaten oder mit dem entsprechenden Gewicht von Patronen und Lebensmitteln?“ und entscheidet sich ohne Bedenken für letztere Gewichtserhöhung. Für Erdarbeiten im Gebirge fehle sehr oft die Grundbedingung, die Erde; dagegen möchte er Spaten in größerer Anzahl den Unterkunftsräumen überwiesen sehen. Weitere Wünsche in Bezug auf Ausrüstung der Truppe und der Offiziere erstrecken sich auf zeitgemäße Laternen

*) Neuere seit dem 1. April d. J. geltende Bestimmungen haben inzwischen die berechtigten Wünsche nach dieser Richtung hin erfüllt.

für Nachtmärsche — das vorhandene alte Mobell wird für fast nutzlos erklärt — und Überweisung von Feldstechern bester Qualität an die Offiziere.

An besonderen Ausrüstungsstücken für Märsche auf Schnee und Eis kommen, sehen wir von den Skis ab, namentlich Racketts und Grappetts zur Anwendung. Erstere sind aus Eichen- oder Eschenholz gefertigte ovale Rahmen von etwa 2 Fuß Länge, die durch ein Netzwerk von Stricken ausgefüllt sind und mittelst Riemenvorrichtung an den Fuß angechnallt werden. Sie lassen auf frischem tiefen Schnee den Fuß nicht tiefer wie etwa 40 bis 50 cm einsinken, und ist z. B. das stets vor der Truppe marschierende Pionierkommando damit ausgerüstet, so bildet sich eine feste Bahn, auf der die Truppe ohne Rackett marschieren kann. Der Marsch mit Racketts ermüdet jedoch schnell und in hohem Maße, so daß ein häufiger Wechsel in ihrer Zuteilung eintreten muß. Die Grappetts sind starke Nägel, die je nach der Konstruktion auf Stahlbändern oder auf dem Stiefel angepaßten Stahlformen befestigt sind, und werden ebenfalls dem Stiefel unterchnallt. Sie geben auf vereistem Boden, wo die gewöhnliche Benagelung der Stiefel nicht mehr ausreicht, dem Fuß Halt.

Zur Ausrüstung des Bataillons gehört auch der allen modernen Anforderungen entsprechende optische Telegraphenapparat Faini, der Spiegel- und Lichtsignale abgibt; auf Ausbildung im Signal- und Telegraphendienst wird wie im gesamten italienischen Heer so besonders bei den Alpini Wert gelegt. Zur Ausrüstung der Kompagnien endlich gehört noch die bei allen Märschen mitgeführte Tragbahre, System Fröhlich. Daß eine einzige Tragbahre pro Kompagnie im Ernstfalle einen Tropfen auf einen heißen Stein darstellt, ist klar; die Vergung der Verwundeten durch die sechs Krankenträger*) der Kompagnie wird im Gebirgskriege immer ein dunkles Kapitel bleiben.

Mobilmachung.

Wenn zum Schluß unserer Betrachtungen über die Truppe der Alpini dem wichtigsten Kapitel, der Mobilmachung, näher getreten wird, so muß zunächst auf die schon berührte Friedensstärke (siehe S. 337f.) der Kompagnien von 110 Köpfen während sechs Monaten (wenn man für den März von den nicht ausgebildeten Rekruten absieht) und von 170 bis 180 Köpfen für drei Sommermonate hingewiesen werden. Diese Kopfstärken sind ja, wenn sie wirklich immer erreicht werden, im Verhältnis zu dem der anderen Infanteriekompagnien recht günstige zu nennen, für eine spezielle Grenztruppe

*) Das Krankenträgerpersonal (drei im Frieden, sechs im Kriege) wird mit besonderen Ansprüchen an Körperkraft aus dem Effektivstand der Kompagnie ausgesucht und verbleibt in demselben. Der Lazarettgehilfe wird in einem Militär Lazarett mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des Gebirges und dessen besondere Krankheitserscheinungen ausgebildet, die Krankenträger werden durch den Bataillonsarzt unterwiesen. Die Alpini weisen übrigens in Bezug auf Krankenzahlen gegenüber den anderen Infanterietruppen recht günstige Verhältnisse auf (1899: Alpini 549 pro Mille, Infanterie 821 pro Mille, Bersaglieri 965 pro Mille, Grenadiere 1036 pro Mille).

aber erscheinen sie doch zu gering, und deren Überführung auf Kriegsstärke wird keine ganz leichte Operation sein, wenn die Mobilmachung nicht gerade in die Hochsommermonate fällt, wo die Urlauber sich im Gebirge bei den Truppenteilen befinden. Diese Kriegsstärke beträgt für die Kompagnien 250 Köpfe, für ihren Train 44 Köpfe, und um für ihre Erreichung eine gewisse Sicherheit zu haben, werden in Friedenszeiten 330 Mann in den Listen geführt.

Die Mobilmachung der Kompagnie erfolgt in zwei Staffeln. Die erste, aus den bei der Fahne befindlichen Mannschaften und Offizieren bestehend, marschiert, wenn der Mobilmachungsbefehl die Kompagnie im Winterquartier traf, nach wenigen Stunden mit der Munitionsausrüstung des Mannes von 162 Patronen an die Grenze ab, bezw. nimmt, wenn der Befehl sie im Gebirge trifft, die vorgesehenen Stellungen der difesa avanzata ein. Die zweite, aus den Urlaubern bestehende Staffel, sammelt sich in jedem Fall im Winterstandort des Bataillons, wird hier eingekleidet und ausgerüstet und dann von einem zurückgehaltenen Begleitkommando der Kompagnie nachgeführt. Die Zusammensetzung des Trainpersonals der Kompagnie und seine Einteilung in drei Mobilmachungsstaffeln ergibt die folgende Tabelle:

| | Staffel | | | Insgesamt |
|---|----------|-----------|-----------|-----------|
| | 1 | 2 | 3 | |
| Truppe. | | | | |
| Offiziere, Unteroffiziere bezw. Gefreite | 1 | 2 | 1 | 4 |
| Begleitmannschaften | | 5 | 3 | 8 |
| Führer (aus Civilbevölkerung vorher verpflichtet) | 6 | 20 | 4 | 30 |
| Summe | 7 | 27 | 8 | 42 |
| Maultiere. | | | | |
| Für die Munition | 2 | 3 | | 5 |
| = Bagage und Effekten | 2 | 2 | | 4 |
| = Reserve-Lebensmittel | | 6 | | 6 |
| = Gebrauchsmittel (1. Ausstattung) | 2 | 3 | | 5 |
| = " (2. Ausstattung) | | 5 | | 5 |
| Reitmaultier | | 1 | | 1 |
| Zugmaultier | | | 10 | 10 |
| Summe | 6 | 20 | 10 | 36 |
| Wagen. | | | | |
| Patronenwagen | | | 2 | 2 |
| Reserve-Lebensmittelwagen | | | 1 | 1 |
| Gebrauch-Lebensmittelwagen | | | 1 | 1 |
| Summe | | | 4 | 4 |

Die erste Staffel begreift die dauernd vorrätig gehaltene Munition und Verpflegung und bricht mit der ersten Staffel der Kompagnie auf. Die zweite Staffel umfaßt die Reservenvorräte und begleitet die zweite Staffel der Urlauber. Diese beiden Staffeln setzen sich, wie die Tabelle erkennen läßt, nur aus Traglasten zusammen. Die dritte, aus bespannten Wagen gebildete Staffel, tritt zum Train des Bataillons, wenn nicht etwa die betreffende Kompagnie einen Sonderauftrag erhält, der sie dem Bereich des Bataillons entzieht. Einschließlich dieser dritten Staffel verfügt die mobile Alpin-Kompagnie über

- 6 Offiziere (einschl. 1 Militärarzt),
- 292 Offiziere und Mannschaften,
- 36 Maultiere (26 für Traglasten, 10 für die fünf Kompagniewagen),
- 318 Patronen pro Gewehr.
- 8 Tage Vorräte an Lebensmitteln und Futter.

Es erheben sich für die Mobilmachung der Kompagnie folgende Fragen:

1. Wird, namentlich in den sechs Winter- und Frühlingsmonaten, die erste Staffel der Kompagnie eine genügende Stärke besitzen, um, rechtzeitig an Ort und Stelle der vorgeschobenen Grenzstellungen gelangt, sich bis zum Eintreffen der zweiten Staffel zu behaupten, und zwar eventuell auch stärkeren feindlichen Kräften gegenüber?
2. Gibt die Trainzuteilung von 1 Offizier und 6 Maultieren mit Führern dieser ersten Staffel die nötige Bewegungsfreiheit und Stärke, um sie die Fülle von besonderen auch offensiven Aufgaben erfüllen zu lassen, welche einer Grenz- und Gebirgstruppe in den ersten Mobilmachungstagen zufallen?
3. Werden die Verhältnisse der dauernden und vorübergehenden Auswanderung die rasche und programmäßige Aufstellung und Entsendung der zweiten Mannschaftsstaffel an die Grenze gestatten?

Es steht zu hoffen, daß der Ernstfall diese Fragen mit Ja beantwortet. Was die Truppe, so wie sie ist, durch Anspannung aller Kräfte und Ausnutzung ihres vorzüglichen Menschenmaterials und ihrer kriegsmäßigen Ausbildung leisten kann, wird sie zweifellos leisten, und die Richtschnur von Offizieren und Mannschaften wird die Forderung sein, welche die „Vorschrift für die Verwendung der drei Waffen“ aufstellt: „im Gebirge muß man vor allem danach streben, sich die Initiative der Operationen zu sichern!“

Die Zusammenfassung der mobilen Bataillons- und Regimentsstäbe ergeben folgende Tabellen:

Bataillon:

| Stab. | | | Train. | | | |
|--|---------------------------------------|-----------|--------------------------------------|----------|-----------|----------------|
| | Offiziere
und
Mann-
schaften | Reittiere | Truppe | Staffeln | | Zus-
gesamt |
| | | | | 1. | 2. | |
| Oberleutnant oder
Major als Kom-
mandant . . . | 1 | 2 | Offizier als Kom-
mandant . . . | | 1 | 1 |
| Bataillons-Adjutant | 1 | 1 | Unteroffiziere und
Gefreite . . . | 2 | 5 | 7 |
| Bataillons-Fourier | 1 | | Führer | 4 | 5 | 9 |
| Bataillons-Sappeur-
Unteroffizier . . | 1 | | Begleitmannschaften | 2 | 13 | 15 |
| Bataillons-Schreiber | 1 | | Arbeiter, Ordnan-
zen | | 5 | 5 |
| Stabshornist . . . | 1 | | Summe | 8 | 29 | 37 |
| Gemeine | 5 | | Maultiere | | | |
| Summe | 11 | 3 | Tragmaultiere . . | 4 | | 4 |
| | | | Reitmaultiere . . | | 3 | 3 |
| | | | Zugmaultiere . . | | 4 | 4 |
| | | | Summe | 4 | 7 | 11 |
| | | | Wagen | | 2 | 2 |

Regiment:

| | | | | | | |
|--|-----------|----------|---|----|--|----|
| Oberst als Kom-
mandant . . . | 1 | 2 | Gemeine | 10 | | 10 |
| Regiments-Adjutant
(Hauptmann) . . | 1 | 2 | Maultiere für Ba-
gage und Lebens-
mittel | 7 | | 7 |
| Regiments-Adjutant
(Leutnant) . . . | 1 | 1 | | | | |
| Unteroffiziere . . | 3 | | | | | |
| Gemeine | 13 | | | | | |
| Summe | 19 | 5 | | | | |

Die erste einige Stunden nach der Mobilmachung zusammentretende Staffel des Bataillonstrains umfaßt die Bagage und das notwendigste Sprengmaterial, die zweite Staffel u. a. weiteres Sprengmaterial und -gerät, eine Feldschmiede und 200 Paar Reservestiefel.

Die Mobilmachung der Mobilmiliz- und Territorialmiliz-Kompagnien, wie diejenige der aktiven Truppen auf das klare und einfache System der regionalen Rekrutierung aufgebaut, liegt in den Händen der Regimenter; die Urlauber, die — wenn sie nicht ausgewandert sind — bei der Seßhaftigkeit der Bevölkerung im allgemeinen in ihrem Bataillonsbezirk wohnhaft geblieben sind, stellen sich zur Einleitung und Ausrüstung bei ihren Depots.

Aus jedem Bataillonsbezirk werden eine bezw. zwei Mobilmilizkompagnien aufgebracht, im ganzen 38, und ohne Rücksicht darauf, wie stark sie sind, dann zu einer oder zu zweien den aktiven Bataillonen zugeteilt, die je aus drei oder vier Kompagnien bestehen. Die Territorialmiliz stellt in entsprechender Weise 22 Bataillone auf. Für die Durchführung der Mobilmachung entscheidet auch bei den Truppen der zweiten Linie die Frage, ob das Regiment sich im Winter- oder Sommerquartier befindet.

Die schon berührte Schwierigkeit (S. 337) der Bezifferung italienischer Friedens-Truppenstärken sind auch für solche der Kriegsstärken vorhanden, die Verhältnisse der dauernden und vorübergehenden Auswanderung, welche besonders die Truppen zweiter und dritter Linie beeinflussen (siehe S. 338), treten hinzu, es hat deshalb nicht allzuviel Wert, wenn ein französischer Schriftsteller die Gesamt-Kriegsstärke der Alpini auf 45 000 Mann angibt. Jedenfalls aber kommen bei solchen Abschätzungen auch die sieben mit der Bemachung der Alpengrenze betrauten Bataillone der Grenz- und Finanzwache in Frage. Diese Truppe rekrutiert sich aus gebieten Unteroffizieren, ist insgesamt 23 Bataillone stark, schon im Frieden militärisch organisiert und in Bezug auf militärische Friedensausbildung und -ausrüstung der Oberaufsicht des Kriegsministeriums unterstellt. Diese sieben Bataillone ergeben für den Kriegsfall 5000 Mann ausgebildeter, an Ort und Stelle ihrer Verwendung gewöhnter mit dem Gewehr bewaffneter Leute. Je drei bis sechs Kompagnien treten mit dem Moment der Mobilmachung unter den Befehl eines aktiven Stabsoffiziers, die gesamte Truppe ist der Verfügung des militärischen Befehlshabers des betreffenden Grenzabschnitts unterstellt. Der von oben her gepflegte kameradschaftliche Zusammenhang der Alpini und der Finanziers kommt schon bei Gelegenheit der Friedensübungen zum Ausdruck, so namentlich im Winter, wo die hochgelegenen Stationshäuser der Finanzwachen oft auf Meilen die einzige Unterkunft bieten.

Gebirgsartillerie.

Eine Studie über die Alpini würde unvollständig sein, wenn nicht wenigstens mit einigen Worten und anhangsweise auf ihre Schwesterwaffe, die italienische Gebirgsartillerie, eingegangen würde. Seit ihrer Schöpfung im Jahre 1887 — als ihr ideeller Begründer kann Oberst Pietro Lanfranco bezeichnet werden — hat sie Schulter an Schulter mit den Alpini dem Ziele nachgestrebt, der Infanterie des Hochgebirges als Artillerie des Hochgebirges zur Seite zu treten. Diese tatsächliche Zusammengehörigkeit ist im Frieden durch Gemeinsamkeit der größeren und kleineren Übungen und Manöver, auch durch die Einführung von Alpini-Ausrüstungsstücken (Macketts, Kapuzen, Handschuhe) bei der Gebirgsartillerie zum Ausdruck gekommen, und sie hat dann einen Niederschlag darin gefunden, daß bei der Schaffung des Regimentsverbandes der Gebirgsartillerie im Jahre 1895 ihre Abteilungsstäbe in Stabsquartiere der Alpiniataillone gelegt sind. Das Regiment, das jetzt aus

fünf Abteilungen und 15 Batterien besteht, hat seinen Regimentsstab nebst Depot, die 3. und 4. Abteilung in Turin, die 1. Abteilung in Mondovi nahe der Grenze westlich Turin, die 2. Abteilung in Oneglia am Golf von Genua, die 5. kürzlich selbständig gemachte Abteilung des Veneto endlich in Conegliano. Dieser wie gesagt tatsächlich vorhandene Zusammenhang hat organisatorisch noch keinen Ausdruck erhalten, es bestehen in Italien keine straffen Zusammenfassungen von Gebirgstruppen wie in Frankreich, wo jedem Bataillon Alpenjäger eine Gebirgsbatterie, eine Abteilung Pioniere und eine solche der Grenz- und Zolltruppe für den Kriegsfall angegliedert ist. Es ist, soviel bekannt, eine noch schwebende Frage, ob in Italien die kürzlich erfolgte Zusammenfassung von je zwei Regimentern Alpini zu Gruppen im französischen Sinne durch Zuteilung von Gebirgsartillerie *ic.* ausgebaut und schon im Frieden organisatorisch vorbereitet werden soll. Bevor die Frage der Vorteile oder Nachteile solcher Gruppenbildung entschieden werden kann, muß natürlich die andere Frage bejahend beantwortet sein: „Ist die Gebirgsartillerie wirklich die Schwesterwaffe der Alpini, vermag sie taktisch und strategisch sich deren Kampfweise anzupassen?“ Diese Frage wird nicht ohne weiteres zu bejahen sein, wenigstens verneint sie ein Offizier der Waffe, Capitano Franzini in der „Rivista di Artiglieria e Genio“ bezw. in der „Rivista di Fanteria“ und führt aus, daß die Gebirgsartillerie unter Umständen und namentlich in Rücksicht auf den Train, den sie erfordere, die Verpflegungsschwierigkeit der Tragtiere der Geschütze *ic.* lediglich ein Hindernis für die Alpini bilden werde, deren Hauptaufgabe das Sehen, der strategische Aufklärungsdienst aus vorgeschobenen Stellungen sei; stelle sich doch das Gewicht dessen, was die Batterie zur Verpflegung von Mensch und Tier nur ihrer kämpfenden Teile mitzuführen habe, fast dem gleich, was ein ganzes Alpinibataillon mit sich führe. Dieser Auffassung traten zwei literarisch hervorragende Alpinioffiziere, Oberstleutnant Carpi und Hauptmann Barbetta entgegen und entwickelten, daß die verschiedenen offensiven und defensiven Aufgaben der Alpini, namentlich die Besetzung und Festhaltung der Mobilmachungsstellungen, die Mitwirkung der Artillerie unentbehrlich machten. Die einfache Tatsache, daß die gegnerischen Gebirgstruppen Artillerie mit sich führten, verböte es, wie Franzini es wolle, die eigene Gebirgsartillerie bei den Grenzdivisionen zurückzulassen und dort gemischte Artillerieregimenter*) zu formieren. Namentlich Carpi vertritt mit Wärme den Standpunkt, daß die Gebirgsartillerie das geleistet habe, leiste und leisten werde, was die Schwesterwaffe der Alpini von ihr verlange, und weist insbesondere auf die Belagerungsübung des Jahres 1899 bei Susa hin. Dort habe die Gebirgs-

*) Versuche mit solchen Regimentern, die sich aus Batterien mit Zugtieren und solchen auf Tragtieren zusammensetzten, sind früher gemacht worden, haben aber nicht die gewünschten Ergebnisse gebracht, was Franzini dem zuschiebt, daß sie unter falschen Voraussetzungen geschehen seien.

artillerie durch Stellungnahme auf dem anscheinend unersteigbaren Monte Cusale die überraschende Entscheidung des Kampfes gebracht. Carpi's einziges Zugeständnis seinem literarischen Gegner gegenüber ist, daß er den höheren Kommandobehörden die Verwendung der den Alpini zugeteilten Artillerie in jedem einzelnen Falle überlassen will.

Die interessante Frage einer engeren Verbindung der Gebirgsartillerie mit den Alpinitruppen konnte hier nur in ihren Hauptzügen gestreift werden, weil sie eben für Italien eine noch unausgetragene ist. Sie wird voraussichtlich eine neue Erörterung erfahren, wenn das jetzige veraltete 7 cm Hartbronze-Geschütz mit Flachkeil aus Stahl durch ein neues Stahlgeschütz mit dem Einheitskaliber 7,5 ersetzt sein wird. Tragproben mit einem solchen sind bereits im Mai 1902 durch eine Versuchsbatterie von sechs Geschützen bei Mondovi vorgenommen worden. Wie das bisherige wird auch das neue Geschütz in drei Traglasten zerlegbar sein, die auf Maultiere verladen werden, unter Umständen und namentlich bei Eröffnung und Abbruch des Gefechts aber auch durch Artilleristen dorthin transportiert werden müssen, wo das Maultier nicht hingelangen kann. Daß Versuche nach der Richtung bedeutend verringerter Gewichtsmenge von Erfolg begleitet sein werden, läßt die Notiz annehmen, daß der Oberst der Reserve Palma di Cesnola ein Geschütz konstruiert hat, das einschließlich Lafette nur 120 kg wiegt.

Ein kurzes Schlußwort mag mein auf eigene Beobachtung, Studien und mir freundlichst erteilte Auskünfte sich stützendes Urteil über die Waffe der Alpini zusammenfassen. Auf vorzügliches Menschenmaterial aufgebaut, von einem Offizierkorps geleitet, das in Bezug auf körperliche und geistige Fähigkeit und Liebe zur eigenen Waffe ein Eliteoffizierkorps genannt werden kann, von bestem Geist nationaler und regionaler Überlieferungen erfüllt, endlich, seit nun 30 Jahren von der Krone, dem Staat und dem Kriegsministerium mit all der Fürsorge umgeben, welche die ja allerdings nur beschränkten Mittel des Kriegshaushaltes gestatten, werden die Alpini im Ernstfall sicherlich das leisten, was Italien von ihnen erwartet, werden an ihrem Teile dazu beitragen, daß die schwierigen Aufgaben der italienischen Mobilmachung erfüllt werden können, und werden auch im weiteren Verlauf des Krieges den alten Wahlspruch italienischer Alpenbewohner, wenn sie zum Schwert griffen, hochhalten:

„Di qui non si passa!“

Rom, im Februar 1903.



Taktische Betrachtungen über den Angriff auf besetzte Feldstellungen.

Rachdruck verboten.
Überlehnungsrecht vorbehalten.

Die Kriegsgeschichte zeigt, daß der steten Verbesserung der Waffennwirkung eine stetig sich erhöhende Bedeutung der Feldbesetzung entspricht. Die vermehrte Schanzzeugausrüstung auch solcher Armeen, die, wie die deutsche die schärfste Betonung des Offensivgeistes als ihren bewährtesten Grundsatz festzuhalten entschlossen sind, beweist, daß man sich im gegebenen Falle die Vorzüge der künstlichen Deckungen keineswegs entgehen lassen wird. Wie zur Offensive, so kann man auch zur Defensive niemals zu stark sein. Sucht erstere ihre Stärke in der überlegenen Zahl, so sucht sie die letztere in der höchsten Steigerung der Waffennwirkung und der besten erreichbaren Deckung.

Der Angriff auf besetzte Feldstellungen bildet ohne Zweifel eins der schwierigsten Probleme der modernen Taktik, denn in solchen Kämpfen wird die Wirkung der heutigen Feuerwaffen auf das höchste Maß gesteigert. Die Schwierigkeiten des Angriffs sind deshalb mit den Leistungen der Feuerwaffen gestiegen. Immer größer werden die Räume, die der Angreifer im Wirkungsbereich des feindlichen Feuers zu durchschreiten hat. Zwar kommen auch dem Angriff die Fortschritte der Waffentechnik zu gute. Er vermag schon auf wesentlich größere Entfernungen als früher mit Aussicht auf Erfolg das Feuer zu eröffnen. Das ändert aber nichts daran, daß er stets ein günstigeres Ziel bietet als der Verteidiger. Weder Tapferkeit noch Überlegenheit an Zahl sichert ihm den Erfolg. Allein die aus richtigem Zusammenwirken der Waffen hervorgehende Feuerüberlegenheit bahnt den Weg zum Siege.

Sind solche Kämpfe zu vermeiden?

Zahlreich sind die Stimmen, welche den Kampf um besetzte Stellungen möglichst vermeiden wollen. Durch Erhöhung der Beweglichkeit der Armeen wollen sie grundsätzlich danach streben, den Gegner aus seiner Stellung herauszumanövrieren, um ihn dann in minder günstiger Lage anzugreifen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Strategie, bevor sie sich zum Angriff auf eine starke besetzte Stellung entschließt, oft erst überlegen wird, ob es möglich und zweckmäßig ist, den Gegner zum Verlassen seiner Stellung

zu zwingen. Das ist kein neuer Gedanke. Wir finden ihn aber in der Kriegsgeschichte selten ausgeführt. Das hat seinen Grund sicher nicht in mangelnder Umsicht oder Entschlossenheit des Angreifers. Oft ist es schon ein Erfolg der Strategie, daß sich der Gegner überhaupt zum Kampfe stellt, und man ergreift mit Freuden die Gelegenheit, ihn anzugreifen. Oft ist die strategische Lage für die Ausführung des Angriffs so günstig, daß es unzumutbar wäre, auf solche Vorteile wegen taktischer Schwierigkeiten zu verzichten. Nirgends erreicht man das Moltkesche Ideal der Strategie, die konzentrische Vereinigung des Heeres auf dem Schlachtfelde häufiger und gefahrloser, als wenn der Gegner unter Verzicht auf eigene Initiative in zentraler Stellung den Angriff erwartet. Sollen die Erfolge, die das Ausnutzen so günstiger Lagen verspricht, nicht an der Schwierigkeit der Ausführung scheitern, so müssen im Interesse einer energischen Kriegsführung die Angriffsmittel so entwickelt sein, daß sie die Schwierigkeiten zu überwinden vermögen. Das ist kraftvollere Kriegsführung als das Manövrieren.

Dem Versuche, den Feind aus seiner Stellung herauszumanövrieren, stellen sich bei der Ausführung mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Grundsätzlich befestigt der Verteidiger seine Stellung erst dann, wenn er annehmen kann, daß er in ihr angegriffen werden wird, wenn er also schon in so naher Berührung mit dem Angreifer steht, daß dieser seine Marschrichtung nicht mehr wesentlich ändern kann, ohne sich Blößen zu geben. Die Ausführung einer Umgebungsbeziehung ist um so schwieriger, je stärker die Truppenmassen sind, welche sie ausführen. Die heutigen Massenheere sind schwer zu leitende Körper. Umgehungen müssen von weit rückwärts her eingeleitet werden, soll nicht die Ausführung eine komplizierte und dadurch bei der Nähe des Gegners gefahrvolle werden. Beschränkt sich dieser nicht auf tote passive Verteidigung, so wird er solche Lagen durch energische Offensiv auszunutzen suchen. Gelingt der Umgebungsmanöver dennoch, so wird er oft allein seiner Zeitdauer wegen wirkungslos. Verschanzungen sind heute so schnell herzustellen, daß man beim Ansetzen großer Massen gar nicht weiß, ob diese nicht auf Verschanzungen stoßen werden, die vorher noch gar nicht vorhanden waren. Darauf muß die Truppe vorbereitet sein und über die Mittel verfügen, solche Verschanzungen ohne Zeitverlust anzugreifen.

Es folgt aus dem Gesagten, daß man das Hinausmanövrieren des Gegners aus seiner Stellung jedenfalls nicht zu einem allgemein gültigen Grundsatz der Kriegsführung machen darf. Es ist fraglich, ob das allzustarke Betonen, daß das wünschenswert sei, nicht eine Gefahr für die Energie der Kriegsführung bedeuten würde. Die neuere Kriegsgeschichte zeigt deshalb zahlreiche Kämpfe um befestigte Stellungen. Das wird auch in Zukunft nicht anders werden. Moltke sagt, daß im Kriege nur einfacher Erfolg verspricht. Einfach ist ein kunstvolles Manövrieren nicht.

Die Kriegsführung vor der Zeit Friedrichs des Großen zeigt das grundsätzliche Bestreben, den Angriff auf verschanzte Stellungen zu vermeiden. Die Heere lagen sich deshalb oft monatelang ohne Entscheidung gegenüber. Auch der große König wünschte ursprünglich ganz im Geiste seiner Zeit solche Stellungen nicht anzugreifen. Bald zeigt sich aber das Originale seiner Kriegsführung. Er sieht ein, daß er nur ausnahmsweise damit rechnen kann, daß sich ihm seine Gegner in dem damals günstigsten Angriffsgelände, der freien Ebene, unverschanzt zur Schlacht stellen, und er wird sich darüber klar, daß das Vorhandensein von starken Stellungen und Verschanzungen ihn nicht hindern dürfe, die Schlachtentscheidung grundsätzlich zu erstreben. Er befaßt sich daher eingehend mit der Durchführung solcher Kämpfe und gelangt dabei unter anderem auch zu der durchaus modernen Forderung der Artillerievorbereitung und der Verwendung von Wurfsteuer.

Anlage von befestigten Feldstellungen.

Wollen wir uns über die Grundsätze für die Durchführung des Angriffs klar werden, so müssen wir uns zunächst in großen Zügen ein Bild der Befestigungsanlagen entwerfen, die wir zu erwarten haben. Man darf daraus zwar nie ein Schema ableiten, es lassen sich aber doch die Ziele feststellen, die zu erreichen sind, ohne daß man die Wege bestimmt, auf denen sie erreicht werden sollen.

Die Grundzüge der Feldbefestigung sind bei allen modernen Armeen ähnliche, denn sie sind die Folgeerscheinung der heutigen Waffenwirkung. Die Feldbefestigung läßt sich ebensowenig wie die Taktik willkürlich ändern. Die Rücksichten auf eigene höchste Feuerwirkung und möglichst gute Deckung müssen, gegeneinander abgewogen, zum richtigen Ziele führen. Übermäßiges Betonen eines der beiden Gesichtspunkte würde dem Ganzen schaden.

Infanterie- und Artilleriestellung werden überall so weit auseinander gelegt, daß das gegen die eine gerichtete Feuer die andere nicht schädigt und die Infanterie des Angreifers möglichst nicht in den Artilleriekampf eingreifen vermag. Der größte Vorzug einer Infanteriestellung ist ein weites freies Schußfeld. Dem läßt sich natürlich nicht überall Rechnung tragen. Es gibt in einer weit ausgebreiteten Stellung immer Punkte, wo man sich mit einer weit geringeren Schußweite begnügen muß. Dem Artilleriefuerer sucht man die Infanteriestellung möglichst dadurch zu entziehen, daß man ihre Linien den Geländeformen anpaßt und die Brustwehr bedeckt. Man erreicht dadurch, daß solche Schützengräben außerordentlich schwer zu erkennen sind und nur von geübten Beobachtern mit besonders guten Gläsern aufgefunden werden. Taktisch unzweckmäßig würde es sein, Infanteriestellungen so anzulegen, daß sie zwar von der feindlichen Artilleriestellung aus nicht gesehen werden können, dafür aber auch nur ein geringes Schußfeld haben. Ein solcher Verzicht auf ein gutes Schußfeld würde allein schon einen Erfolg

der feindlichen Artillerie darstellen. Man würde außerdem der Infanterie des Angreifers gestatten, ohne Verluste bis auf so nahe Entfernung heranzugehen, daß ihr Feuer auch gegenüber den kleinen Zielen der Verteidigung eine gute Wirkung hat. — Größere Werke werden in der Infanteriestellung mit Recht wenig verwendet, weil sie leicht erkennbar sind und der Artillerie günstige Ziele bieten.

Hindernisse dürften im Feldkriege verhältnismäßig selten Verwendung finden. Sie sind nur da brauchbar, wo man auf offensive Tätigkeit von vornherein verzichtet. Ihre Herstellung nimmt lange Zeit, viel Kräfte und viel Material in Anspruch. Sie erleichtern dem Feinde oft das Auffinden der Stellung und verraten ihm deutlich die Absichten des Verteidigers.

Auf die umfangreiche Verwendung von Scheinanlagen haben die Erfahrungen des Burenkrieges unzweifelhaft sehr fördernd gewirkt. Die englische Artillerie hat sich, ebenso wie teilweise auch die Infanterie, vielfach so täuschen lassen, daß lange Beschießungen ohne allen Erfolg blieben. Die Infanterie mußte ohne Artillerievorbereitung angreifen und scheiterte. Daraus sowohl, wie aus Mißerfolgen bei Friedensübungen, geht hervor, wie außerordentlich solche Scheinanlagen dem Angreifer seine Aufgabe erschweren. Wir werden später darauf eingehen, wie sich der Angriff mit solchen Schwierigkeiten abzufinden hat. Hier möge nur darauf hingewiesen werden, daß man nicht in das Extrem fallen darf. Es ist nicht ratsam, die Erfahrungen des Burenkrieges ohne Kritik für unsere Verhältnisse zu übernehmen. Das Gelände begünstigte in Südafrika die Anlage von mehreren Verteidigungslinien hintereinander. Die Buren vermochten wegen ihrer hohen Beweglichkeit beschossene Stellungen schnell zu räumen, so daß diese zu Scheinanlagen wurden, unbesetzt aber schnell zu besetzen. Geringe Gewandtheit des Angreifers begünstigte ihr Verfahren.

Eine sehr ausgedehnte Verwendung von Scheinanlagen entspricht im allgemeinen nicht dem, was im Ernstfalle in der verfügbaren Zeit unter Berücksichtigung der stets gebotenen Schonung der Arbeitskräfte geleistet werden kann. Sie müssen taktisch richtig liegen und sorgfältig hergestellt sein, sollen sie nicht ohne weiteres als Scheinanlagen kenntlich und daher schädlich sein. Sie müssen auch im allgemeinen vor der eigentlichen Verteidigungslinie liegen. Wollte man sie hinter derselben anlegen, so würden durch ihre Beschießung die Deckungsgräben und Annäherungswege gefährdet werden.

Die Lage der Deckungsgräben ist vom Gelände abhängig. Zu weit vor der Verteidigungslinie dürfen sie nicht liegen, damit ihre Besetzung rechtzeitig dorthin gelangen kann. Dies Besetzen geht nicht schnell vor sich, weil das Vorgehen in den schmalen Annäherungswegen viel Zeit in Anspruch nimmt. Weiter als etwa 200 m werden die Deckungsgräben daher meist nicht hinter der vorderen Linie liegen, zu nahe hinter ihr ebenfalls nicht,

weil sie sonst durch das gegen die vordere Linie gerichtete Feuer getroffen werden.

Im allgemeinen verbindet man die Deckungsgräben mit der vorderen Linie durch Annäherungswege, wenn dazu Zeit vorhanden ist, so daß die Besatzung unversehrt und ohne Verluste durch Schrapnell- oder Gewehrfeuer verstärkt werden kann. Man nimmt dabei allerdings den Nachteil in Kauf, daß die Annäherungswege verhältnismäßig leicht zu sehen sind und so der Artillerie des Gegners das Auffinden der Stellung sehr erleichtern. Verzichtet man aus diesem Grunde auf Annäherungswege, so muß die Verstärkung der Besatzung im wirksamsten Feuer der gegen die Verteidigungslinie eingeschossenen Artillerie erfolgen. Es treten dadurch so starke Verluste ein, daß die Verstärkung oft unfähig sein wird, der Besatzung die wünschenswerte moralische Kraft zu längerem Aushalten zu verleihen. Wollte man, um diese Verluste zu vermeiden, die vordere Linie von vornherein mit ihrer vollen Besatzung versehen, so mehren sich die Verluste durch Artilleriefeuer, und die Stellung ist dann beim Vorgehen der feindlichen Infanterie wahrscheinlich vollkommen erschüttert. Man sieht, daß dem Verfahren des Verteidigers unter allen Umständen Schwächen anhaften, die ein geschickter Angreifer auszunutzen vermag.

Für die Artillerie werden nach Möglichkeit Schrapnelldeckungen angelegt, denn da ihr Hauptzweck die Abwehr des Infanterieangriffs ist, wird sie meist in nicht verdeckten Stellungen stehen müssen. Zum Artilleriekampfe würde sie zwar besser verdeckt stehen, dann müßte sie aber beim Vorgehen der feindlichen Infanterie einen zeitraubenden Stellungswechsel im gefährlichsten Augenblick vornehmen. Da man heute Artilleriekampf und Infanterieangriff nicht mehr als gesonderte Abschnitte des Kampfes ansieht, sondern beide sich gegenseitig unterstützen läßt, würde der Zeitpunkt zum Stellungswechsel bald gekommen und schwierig zu bestimmen sein.

Namentlich die Front der Stellung wird in der großen geplanten Schlacht eine ganz besondere Stärke haben, denn hier will der Verteidiger die Kräfte ersparen, die ihm die Führung der aktiven Verteidigung an der entscheidenden Stelle ermöglichen sollen. Die genaue Lage der Flügel läßt sich oft erst später bestimmen, weil dabei das Verhalten des Angreifers mit-spricht. Sehr günstig ist es für den Verteidiger, wenn die Geländegestaltung es ihm ermöglicht, sich von vornherein zu entschließen, wie er seinen Flügel verlängern, zurückbiegen oder staffeln will, wenn dort der umfassende, entscheidende Angriff erfolgt. Eine bloße Verlängerung der angegriffenen Front ist selten zweckmäßig. Übergroße Ausdehnung ist für den Verteidiger noch gefährlicher als für den Angreifer, weil er dann nicht mehr in der Lage ist, jeden Punkt seiner Stellung rechtzeitig zu unterstützen. Beispiele aus dem Burenkriege sind in dieser Beziehung für uns nicht maßgebend, weil wir nicht über derartig bewegliche Truppen verfügen.

Veranlaßt der feindliche Anmarsch Änderungen der Stellung, z. B. ein Zurückbiegen des Flügels, so wird man hier noch künstliche Verstärkungen meist vornehmen können. Es wird kaum jemals wieder der Fall eintreten, daß die beabsichtigten Arbeiten wie am 18. August 1870 auf dem entscheidenden Flügel bei St. Privat aus Mangel an Schanzzeug gar nicht oder doch nur unvollkommen zur Ausführung gelangen.

Angriffsartillerie.

Bevor auf eine Besprechung des Angriffs übergegangen wird, möge noch eine kurze Charakteristik der Angriffsartillerie gegeben werden, weil deren Haubitzbatterien eine neue Erscheinung bilden und beim Kampfe um besetzte Stellungen in den Vordergrund treten. Solche Batterien sind notwendig, weil den verstärkten Mitteln der Verteidigung auch verstärkte Mittel des Angriffs entgegengesetzt werden müssen.

Die Kriegsgeschichte, wie auch Friedensübungen haben gezeigt, daß Kanonenbatterien zur wirksamen Vorbereitung des Angriffs auf Schützengräben nicht ausreichen. Daran hat auch die Einführung der Sprenggranate nichts geändert, weil auch die leichteste Eindeckung deren Wirkung aufhebt. Man hat deshalb in allen modernen Armeen Feldhaubitzbatterien eingeführt. Dieses neue Kampfmittel verlangt bei der Verwendung eine seiner Eigenart entsprechende Berücksichtigung. Es ist notwendig, daß sich der Führer mit dem Wesen und der Leistungsfähigkeit dieser Waffe genau vertraut macht, um sie richtig verwenden zu können. Von der Verantwortlichkeit dafür entlastet ihn der ihm zur Seite stehende Artilleriesführer nicht.

Die leichte Feldhaubitze steht der Feldkanone an Beweglichkeit nur wenig nach. Sie muß, um im Gewicht nicht zu schwer zu werden, sich mit einer Geschosswirkung begnügen, die für die Mehrzahl der im Feldkriege vorkommenden Eindeckungen ausreicht. Sie soll also mit hoher Beweglichkeit ausreichende Wirkung verbinden und gleichzeitig auch der Schrapnellleistung der Kanone möglichst nahe kommen, während im Gegensatz dazu die Geschütze der schweren Artillerie die höchste für ein Feldgeschütz erreichbare Wirkung mit ausreichender Beweglichkeit verbinden sollen. Schon daraus geht hervor, daß leichte Feldhaubitzen und schwere Artillerie sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern sich ergänzen sollen.

Es kommen auch im Feldkriege ohne Zweifel Eindeckungen vor, die von der leichten Feldhaubitze nicht durchschlagen werden. Beweglichkeit und Geschosswirkung sind nun einmal Dinge, die sich widersprechen. Auch dürfte es zweifelhaft sein, ob das Geschosß nach dem Durchschlagen stärkerer Eindeckungen noch in allen Fällen genügende Wirkung gegen die Besatzung dieser Hohlräume ausübt. Eine Ergänzung der Wirkung der leichten Feldhaubitze ist deshalb notwendig. Man muß die volle Sicherheit haben, alle Stellungen auch dann sturmreif machen zu können, wenn der Verteidiger längere Zeit und

geeignete Hilfsmittel zu ihrer Herstellung verfügbar hatte. Der Truppenführer muß die Gewißheit haben, daß der Feind erschüttert ist, und diese Gewißheit vermögen ihm die leichten Feldhaubitzen nicht unter allen Umständen zu verschaffen. Infolgedessen werden schwere Geschütze auch zur Lösung der Aufgaben des Feldkrieges herangezogen. Der Streit darüber, ob es notwendig ist, dem Feldheere dauernd solche Geschütze zuzuteilen, ist als abgeschlossen zu betrachten, und es ist die Aufgabe dieser Batterien, ihre Tätigkeit nicht nur auf die Spezialverwendung beim Angriff auf starke befestigte Stellungen zu beschränken, sondern das Bestreben zu haben, möglichst vielseitig in allen Lagen des Krieges verwendbar zu sein. Sie entschädigen dadurch das Feldheer für die Mühe, die ihm unter Umständen durch das Mitführen schwerer Artillerie erwächst.

Von mehreren Seiten ist nach endgültiger Einstellung der schweren Artillerie das Beibehalten der leichten Feldhaubitze für unnötig erklärt worden. Man schlug vor, die Beweglichkeit ersterer so zu steigern, daß sie alle Aufgaben der leichten Feldhaubitze mit übernehmen könne. Diese Ansicht dürfte über das Ziel hinausgehen. Es werden häufig Fälle eintreten, in denen möglichst beschleunigtes Einsetzen von Haubitzenfeuer erforderlich ist. Dabei würde die Beweglichkeit der schweren Artillerie, namentlich bei schlechten Wegeverhältnissen, nicht immer ausreichen. Das Geschütz an Gewicht merklich herabzusetzen, würde nur dann möglich sein, wenn man an Wirkung unzulässig viel aufgibt. Das würde das Geschütz zum Beschießen permanenter Befestigungen, seinem zweiten Hauptzweck, ungeeignet erscheinen lassen. Auf letztere Aufgabe ganz zu verzichten, wäre unzweckmäßig, denn die Beigabe von schwerer Artillerie zum Feldheere soll dieses auch befähigen, schwächere oder isolierte permanente Befestigungen zu nehmen, ohne daß der Fortgang seiner Operationen aufgehalten wird.

Ein Vorzug der leichten Feldhaubitze gegenüber der schweren könnte darin gefunden werden, daß erstere beim Verfeuern gleichen Munitionsgewichts mehr als die doppelte Geschosßzahl mit in den meisten Fällen ausreichender Wirkung an das Ziel bringt, während der Treffer der schweren Feldhaubitze gegenüber den meisten feldmäßigen Stellungen einen Überschuß an Wirkung besitzt. Man darf aber dennoch daraus nicht den Schluß ziehen, daß beim Beschießen schwächerer Stellungen die leichte Feldhaubitze das Doppelte der schweren leistet. Zunächst bringt die schwere Batterie ein sehr viel höheres Munitionsgewicht in die Feuerstellung, weil ihre Munitionswagen dem Gewicht des Geschützes entsprechend schwerer beladen werden können. Sie hat also ein höheres Gesamtmunitionsgewicht einzusetzen. Ferner erzielt die leichte Batterie beim Beschießen von Infanteriestellungen nicht annähernd die Doppelte Feuergeschwindigkeit der schweren. Letztere bringt also in der gleichen Zeit sehr viel mehr Munitionsgewicht ans Ziel. Auch sind die Streuungen des leichten Geschützes stets größer als die des schweren. Ferner ist die Wirkung

der schweren Geschosse eine so intensive, daß sie einen Unterstand auch dann zerstören, wenn sie ihn nicht direkt treffen, sondern neben ihm innerhalb einer gewissen Zone einschlagen. Bei der leichten Feldhaubize ist diese Zone entweder gar nicht vorhanden oder doch sehr gering. — Endlich liegt noch ein Vorzug der schweren Feldhaubize darin, daß sie gegen alle schwächeren Verschanzungen ihr Geschöß ohne verzögerte Zündung verfeuern kann und auf diese Weise auch gegen Ziele außerhalb der Eindeckungen Splitterwirkung hat. Die leichte Feldhaubize muß gegen Schützengraben mit Eindeckungen stets mit Verzögerung feuern und wegen des dadurch bedingten tiefen Eindringens der Geschosse auf Splitterwirkung verzichten.

Alle diese Faktoren wirken dahin zusammen, daß auch beim Beschießen schwächerer Stellungen die Wirkung der schweren Feldhaubize meist die der leichten übertreffen dürfte.

Wenden wir uns schließlich zur Beweglichkeit beider Geschützarten. Die leichte Feldhaubize hat etwa das Gewicht des Feldgeschüzes 73 und dürfte daher in seiner Beweglichkeit auch hohen Anforderungen entsprechen. Sie eignet sich daher ganz besonders zu beschleunigtem Vorziehen auf das Gefechtsfeld, zu schnellem Stellungswechsel und zu seitlichen Verschiebungen innerhalb der Gefechtsfront, wenn an irgend einer Stelle ein verstärkter Einatz von Wurffeuer notwendig wird.

Über die Beweglichkeit der schweren Feldhaubize herrschen nicht überall klare Anschauungen. Absprechende Urteile haben ihren Grund vielfach in ungenügender Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. Die Marschgeschwindigkeit im Schritt entspricht auf Wegen und bei nicht zu ungünstigen Verhältnissen auch außerhalb derselben durchaus derjenigen der Infanterie. Schwierigkeiten treten nur in sehr tiefem Boden und auf sehr starken Steigungen ein, wo auch der Feldartillerie das Vorwärtskommen schwierig ist. Dennoch ist nur ausnahmsweise die Zuteilung von Infanterie zur Hilfeleistung notwendig. Der Grund dieser hohen Leistungen der schweren Batterien liegt in der Güte ihrer Bespannung. Die hierzu verwendeten schweren Pferde kalten Schlages sind im ruhigen schweren Zuge dem warmblütigen Pferde ganz außerordentlich überlegen. Solche Pferde sind bei der immer größeren Ausdehnung der Zucht des kalten Schlages bei der Mobilmachung stets in ausreichender Zahl vorhanden. Auf Straßen vermögen die schweren Batterien zu traben.

Der Zeitbedarf vom Eintreffen in der Feuerstellung bis zur Feuereröffnung ist ein geringer. Man kann annehmen, daß nur sehr wenig mehr Zeit gebraucht wird, als wenn Feldartillerie aus der gleichen Stellung feuern würde.

Anmarsch.

Dem Zusammenstoß mit dem Feinde wird im allgemeinen ein engeres Zusammenziehen der einzelnen Marschkolonnen der angreifenden Armee vorgegangen sein. Der Führer wird es jedoch meist vermeiden, die Armee

schon eng zu konzentrieren, um sich in der Wahl der Angriffsrichtung möglichste Freiheit zu wahren und sie zum Zwecke der Umfassung nicht wieder auseinanderziehen zu müssen. Bemerkt er die defensive Absicht seines Gegners, so wird ihn das um so mehr darin bestärken, sich die Vorteile des konzentrischen Zusammenwirkens der einzelnen Teile der Armee zu sichern. Gerade darin liegen unschätzbare Vorteile der Offensive gegenüber dem in zentraler Lage beharrenden Verteidiger.

Der Führer einer Armee muß sich meist schon sehr früh darüber klar werden, wohin er den Hauptnachdruck seines Angriffs zu richten beabsichtigt. Dort muß er seine Korps enger zusammenfassen, dorthin muß er auch seine Reserven dirigieren, wenn er nicht später viel Zeit verlieren will. Zwar zeigt das Beispiel vom 18. August 1870, daß man beim Angriff auf eine besetzte Stellung die Massen auch dann noch seitlich verschieben kann, wenn man schon in unmittelbarer Berührung mit dem Gegner steht. Solche Flankenbewegungen sind aber gegenüber einem Feinde, der sich nicht völlig passiv verhält, gefährlich und deshalb nur als Nothelfer anzusehen.

Für die Wahl der Angriffsrichtung dürften bei Armeen meist strategische Rücksichten von ausschlaggebender Bedeutung sein, weil genaue Nachrichten über die feindliche Stellung zu der Zeit, wo der Feldherr seinen Entschluß fassen muß, meist noch nicht vorhanden sein werden. In vielen Fällen ist schon die Anmarschrichtung dafür maßgebend. Kleinere Heereskörper sind dagegen in der Wahl der Angriffsrichtung viel weniger beschränkt. Sie sind deshalb in der Lage, taktische Schwächen des Gegners auszunutzen. — Zur Vorbereitung des entscheidenden Angriffs wird der Armeeführer schon während des Anmarsches eine überlegene Artilleriemasse zusammenzufassen suchen, um sie dahin zu dirigieren, wo er die Entscheidung herbeiführen will. Dazu eignen sich ganz besonders seine wirkungsvollsten schweren Batterien, die er vielleicht schon vorher teilweise zu seiner Verfügung zurückgehalten hat. Er verwendet sie ähnlich wie früher der kommandierende General seine Korpsartillerie. Ferner wird er vielleicht solchen Armeekorps, die den Nebenangriff zu führen haben, ihre leichten Feldhaubitzenabteilungen entziehen, um sie ebenfalls einheitlich am Punkte der Entscheidung einzusetzen. — Solche Maßnahmen dürfen möglichst nicht bis zum letzten Augenblick verschoben werden, weil Quermärsche bei den in der Nähe des Schlachtfeldes ohnehin überlasteten Straßen sehr störend sein würden. Oft wird nichts anderes übrig bleiben, als die Nacht zu solchen Märschen zu verwenden. Ihrer geringeren Beweglichkeit entsprechend wird man in erster Linie auf das Heranziehen der schweren Artillerie bedacht sein müssen.

Wenden wir uns zu kleineren Verhältnissen, der Division, so interessiert besonders das Eingliedern der Artillerie in die Marschkolonne beim Vormarsch gegen eine besetzte Stellung. Ihr Platz ist von der voraussichtlichen Verwendung abhängig und läßt sich durch allgemein gültige Regeln nicht fest-

legen. Für die Einleitung des Gefechts sind in erster Linie die Kanonenbatterien notwendig. Sie spielen auch die Hauptrolle im Artilleriekampfe. Sie werden also ihren Platz so nahe wie möglich hinter der Avantgarde erhalten. Da aber zum Artilleriekampf ein einheitliches und gleichzeitiges Einsetzen der gesamten Artillerie erwünscht ist, empfiehlt es sich, die Haubizbatterien unmittelbar folgen zu lassen. Der Führer muß sich beim Einsetzen der Artillerie schon über die Durchführung seines Angriffs klar geworden sein. Er weiß daher auch schon, wo er seine Haubizbatterien braucht, und kann ihnen gleichzeitig mit den Kanonenbatterien ihre Stellungen anweisen. Da dem Angriff der Infanterie eine lange Artillerievorbereitung vorhergeht, der Gegner aber auf eigene Offensive verzichtet hat, so dürfte in dieser langen Artilleriekolonnie eine Gefahr im allgemeinen nicht zu erblicken sein, wenn man sie durch kleine eingefügte Infanterieabteilungen sichert.

Man wird auch grundsätzlich das Bestreben haben, die schwere Artillerie so früh wie möglich in den Artilleriekampf eingreifen zu lassen, weil sie wegen ihrer sehr bedeutenden Wirkung gegen Feldartillerie, namentlich gegen Schildbatterien, geeignet ist, eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Gegenüber einer starken Stellung wird es sogar oft notwendig sein, mit der Eröffnung des Artilleriefeuers bis zum Eintreffen der schweren Artillerie zu warten, um sich keiner Teilniederlage der Feldartillerie auszusetzen. Dieser Forderung würde man nicht entsprechen, wenn man die schwere Artillerie am Ende der fechtenden Truppen marschieren ließe. Sie vermag zwar auf Straßen zu traben, kommt aber dennoch nur erheblich langsamer als die Feldartillerie vorwärts. Sieht man daher ihre Verwendung als notwendig voraus, so wird man ihr auch dementsprechend ihren Platz in der Marschkolonnie anweisen müssen, wenn man nicht unnötig Zeit verlieren will. Sie wird also unter Umständen in die Marschkolonnie der Feldartillerie einzugliedern sein.

Erkundung.

Von ganz besonderer Bedeutung für den Erfolg des Angriffs ist eine mit äußerster Sorgfalt durchgeführte Erkundung der feindlichen Stellung. Erst das Ergebnis dieser Erkundung bietet dem Führer die sichere Grundlage für die Durchführung des Angriffs. Die Mißerfolge der Engländer in Südafrika beim Angriff auf besetzte Stellungen beruhen in erster Linie auf der völligen Vernachlässigung der Erkundungstätigkeit. Lord Methuen lag mehrere Tage vor der Stellung von Magersfontein, ohne daß der ernsthafte Versuch gemacht worden wäre, Klarheit über die Anlage der feindlichen Stellung zu schaffen. Sein auf unrichtigen Voraussetzungen beruhender reiner Frontalangriff mußte deshalb scheitern.

Ein voller Erfolg der Erkundung ist, der Schwierigkeit der Aufgabe entsprechend, nur dann zu erreichen, wenn alle Organe der Aufklärung den Zweck der Erkundung kennen und zum gemeinsamen Ziel zusammenwirken.

Es kommt nicht nur darauf an, die allgemeine Linie des Verteidigers festzustellen, sondern auch darauf, seine Stellung im einzelnen genau festzulegen. Darauf müssen möglichst schon die ersten Patrouillen der Kavallerie ihr Augenmerk richten. Das wird ihnen dadurch erleichtert, daß sie in vielen Fällen den Feind noch bei der Ausführung seiner Arbeiten finden oder doch das Befestigen seiner Stellung sehen können. Solche Meldungen erleichtern die spätere Erkundung außerordentlich.

Ein wichtiges Organ der Aufklärung nicht nur für die spätere Schießtätigkeit der Artillerie, sondern auch für die Führung sind die mit der Kavallerie vorgehenden aufklärenden Offiziere der Artillerie. Für das Erkennen besetzter Stellungen besonders vorgebildet und mit guten Gläsern ausgestattet, vermögen sie von günstigen Punkten aus schnelle und sichere Nachrichten zu schaffen. Sie bleiben dauernd am Feinde und gewinnen gerade dadurch, daß die Beobachtung keinen Augenblick aussetzt, durch Ausnutzen aller gelegentlich eintretenden günstigen Momente ein immer klareres Bild über die Lage beim Feinde und die Anlage seiner Verschanzungen.

Von besonderem Wert ist es, von vornherein festzustellen, welche von den Befestigungsanlagen nur Scheinanlagen sind. Man wird also auf das Befestigen der Stellung und auf etwaige Bewegung in derselben zu achten haben. Gelingt es nicht, die wirkliche Verteidigungslinie mit Sicherheit festzustellen, so bleibt nichts anderes übrig, als durch das Vortreiben von Infanterie den Feind zum Befestigen seiner Stellung zu zwingen. Will der Feind in seiner Stellung nicht erkannt werden, so wird er jede Bewegung vermeiden. Dann werden bei straffer Disziplin der Besatzung auch die wenigen Beobachtungsposten, die hinter Deckungen, Büschen u. hervorspähen, nicht erkannt werden. Die Hoffnung, daß in einer besetzten Stellung stets einiges Leben zu erkennen sein werde, könnte zu Enttäuschungen führen, wenn der Gegner weiß, welcher Wert der absoluten Unbeweglichkeit beizulegen ist.

Zu einer gewaltsamen Erkundung wird sich der Führer indessen nur ungern und im äußersten Notfall entschließen. Allzuleicht tritt der Fall ein, daß die dazu bestimmte Truppe geopfert wird oder daß sich andere Truppen in diesen Kampf hineinziehen lassen. Es ist daher die Aufgabe der Artillerie, zunächst mit aller Energie alle anderen Mittel der Erkundung anzuwenden. Hat das nicht zum Ziel geführt, so sind die Opfer einer gewaltsamen Erkundung nicht zu vermeiden. Sie werden später beim entscheidenden Angriff gespart und bewahren vor schwerwiegenden Enttäuschungen. Die gewaltsame Erkundung darf aber dann möglichst nicht einen besonderen Gefechtsabschnitt darstellen und nicht mit einem Rückzuge der eingesetzten Truppen enden. Sie würde vielmehr die Einleitung des Infanterieangriffs zu bilden haben, so daß das einmal gewonnene Gelände nicht wieder aufgegeben wird, sondern auf diese Weise Stützpunkte für das spätere Vorgehen der Infanterie geschaffen

werden. Die Maßnahme darf also in der Ausführung nicht mit dem übereinstimmen, was man früher unter gewaltsamer Erkundung verstand.

Beim Kampf von Armeen um besetzte Stellungen steht als wichtiges Hilfsmittel der Erkundung meist ein Fesselballon zur Verfügung. Für kleinere Heereskörper bildet seine Verwendung wohl die Ausnahme. Der Ballon vermag über Truppenverteilung, Aufstellung und Verschiebung von Reserven u. d. Truppenführung oft sehr wertvolle und vor allem auch schnelle Nachrichten zugehen zu lassen. Der Artillerie erleichtert er das Auffinden und Beschießen verdeckter Batteriestellungen. Einfache Skizzen der feindlichen Befestigungsanlagen, die von oben leichter zu erkennen sind, klären manchen zweifelhaften Punkt auf und bilden oft eine sehr schätzenswerte Grundlage für die weitere Erkundung der Artillerie, weil sie das Auge auf die Gegend hinlenken, wo die schwer erkennbaren Ziele zu suchen sind. Zum Zwecke der Schußbeobachtung der Artillerie wird der Ballon wohl meist nicht verfügbar sein, wohl aber wird er ihr von Zeit zu Zeit Meldungen über die allgemeine Lage ihrer Schüsse zugehen lassen können.

Steigt der Ballon außerhalb des Schrapnellbereichs der Feldartillerie auf, so ist er wenig gefährdet und vermag doch wohl auch auf dieser Entfernung noch Erkundungen mit ausreichender Sicherheit durchzuführen. Sehr schwierig wird indessen seine Tätigkeit, wenn der Verteidiger über schwere Kanonenbatterien verfügt. So lange diese Batterien nicht niedergekämpft sind, wird er sich auf kurze Momente des Sehens beschränken müssen.

Wahl des Angriffspunktes.

Bei der Wahl des Angriffspunktes wird der Führer meist von dem Wunsche geleitet werden, die feindliche Stellung zu umfassen, weil dadurch am einfachsten und sichersten der Vorteil konzentrischer Waffenwirkung erreicht wird. Man muß sich aber darüber klar sein, daß eine wirkliche Umfassung des äußersten Flügels nur selten erreicht wird, da der Verteidiger kürzere Wege für seine Gegenmaßregeln hat, als der Angreifer zur Ausführung seiner Umfassung. Das stete Streben, zu umfassen, führt allzu leicht zu gefahrvoller übergroßer Frontausdehnung und zu einer Schwächung des Angriffs, die nirgends den gewünschten Erfolg erreichen läßt. Deshalb tritt die konzentrische Waffenwirkung meist nur am Bruchpunkte des zurückgebogenen Flügels ein. Die einzelnen Truppenteile in sich führen im übrigen einen reinen Frontalangriff. Dieser Bruchpunkt ist deshalb für die Entfaltung überlegener Waffenwirkung ganz besonders günstig. Hier helfen die Gegenmaßregeln des Verteidigers wenig, denn hier fehlt es an Entwicklungsraum. Hier wird er zuerst dem richtig geleiteten Feuer moderner Waffen erliegen. Hier wird deshalb auch der Angreifer die Masse seiner Artillerie, insbesondere seine Haubitzbatterien, einsetzen.

Fraglich dürfte es übrigens sein, ob grundsätzlich nur durch umfassenden Angriff ein Erfolg erzielt werden kann. Durchbruchversuche werden heute meist in Anbetracht der Wirkung unserer Waffen für von vornherein aussichtslos erklärt. Nun ist aber die feindliche Front niemals eine gerade Linie. Sie hat Vorsprünge und Einbuchtungen. Das Ausschlaggebende für den Erfolg eines Angriffs ist, wie wir gesehen haben, meist nicht die Umfassung, sondern die Möglichkeit überlegener Feuerwirkung. Ist die Geländegestaltung so, daß eine solche gegen einen Punkt der feindlichen Front entwickelt werden kann, erleichtert vielleicht außerdem das Gelände die Annäherung, so erscheint der Gedanke eines Durchbruchs nicht aussichtslos, wenn nur die benachbarten Teile der feindlichen Stellung so energisch angefaßt werden, daß sie sich nicht gegen den entscheidenden Angriff zu wenden vermögen. Gestattet die große Schußweite unserer Waffen dem Verteidiger, konzentrisches Feuer gegen einen Durchbruchversuch zu vereinigen, so gestattet sie umgekehrt auch dem Angreifer, dasselbe Feuer gegen die Einbruchsstelle zu richten. Insbesondere ist die Energie des Angriffs ganz außerordentlich durch die schwere Artillerie verstärkt worden. Es erscheint somit fraglich, ob sich die Verhältnisse gegenüber den napoleonischen Zeiten so wesentlich verschoben haben, daß ein Durchbrechen der feindlichen Front als grundsätzlich unmöglich angesehen werden müßte. Streng genommen ist ja der Entscheidungsstoß gegen den Bruchpunkt einer umfaßten Stellung auch ein Durchbruch unter besonders günstigen Verhältnissen.

Wegnahme vorgeschobener Stellungen.

Dem eigentlichen Angriff, oft sogar dem Aufmarsch, wird in vielen Fällen die Wegnahme vorgeschobener Stellungen vorhergehen müssen. Oft genügen dazu die Vortruppen, zuweilen wird aber auch das Heranziehen von Teilen des Gros, namentlich seiner Artillerie, nicht zu vermeiden sein.

Es fragt sich, ob man das Vorhandensein vorgeschobener Stellungen als Ausnahme oder als Regel anzusehen hat. Die Ansichten darüber sind so geteilt, daß ein kurzes Eingehen auf diese Frage angebracht sein dürfte. Die Nachteile solcher Stellungen sind bekannt. Das eigentliche Gefecht muß stets mit einem Rückzuge ihrer Besatzung beginnen, die zurückgehenden Truppen maskieren oft das Feuer der Hauptstellung und ermöglichen es so dem Angreifer, ohne Verluste bis auf wirksame Entfernung an die Hauptstellung heranzukommen. Es liegt außerdem die Gefahr vor, daß sich der Verteidiger dazu verleiten läßt, die vorgeschobenen Stellungen zu unterstützen und so das Gefecht in unbeabsichtigte Bahnen zu lenken.

Das sind ohne Zweifel schwerwiegende Bedenken, und die Besatzung der vorgeschobenen Stellung muß sehr geschickt verfahren, wenn sie sich weder zu kurz noch zu lange binden will. Dem steht aber gegenüber, daß man den Angreifer unter Umständen zu vorzeitigem Aufmarsch verleitet und dadurch

ihm einen Zeitverlust schafft, der vielleicht gar nicht wieder gut gemacht werden kann, daß man seine Artillerie oft in größerer Entfernung von der Hauptstellung abhält und ihr Feuer von dieser ablenkt und daß man schließlich beim Gegner Unklarheiten über seine Angriffsziele erweckt. Das sind Vorteile, die es doch bei günstigen Verhältnissen rätlich erscheinen lassen, auf vorgeschobene Stellungen nicht grundsätzlich zu verzichten, selbst auf die Gefahr hin, daß ihre Besatzung vernichtet wird. Die Erfahrungen aus dem Burenkriege zeigen, welchen Nutzen sie unter Umständen haben. Sehr leicht kann bei geschicktem Verhalten des Verteidigers der Fall eintreten, daß der Angreifer mit vielen Opfern einen wichtigen Punkt der feindlichen Stellung genommen zu haben glaubt, während er in Wirklichkeit vor der noch gänzlich unberührten Hauptstellung steht. Namentlich in den Fällen, wo der Zweck der Verteidigung Zeitgewinn ist, werden daher vorgeschobene Stellungen von Nutzen sein können.

Für den Angreifer folgt aus dem Gesagten, daß er bei seiner ersten Entwicklung vorsichtig sein muß, damit er nicht vor einer nur vorpostenartig besetzten Stellung aufmarschiert. Energisches Anpassen der Avantgarde wird sich daher in zweifelhaften Fällen nicht vermeiden lassen. Nachhaltigen Widerstand wird sie nicht finden. Meist wird den Verteidiger schon die Schwäche oder das gänzliche Fehlen seiner Artillerie verraten. Stößt ein solcher Angriff irrtümlich schon auf die Hauptstellung, so wird das bald bemerkt werden. Er hat dann wenigstens die Vorzüge einer gewaltsamen Erkundung und schafft volle Klarheit.

Weit vor der Hauptstellung liegende vereinzelte vorgeschobene Posten fallen ohne weiteres dem umfassenden Anmarsch zum Opfer. Viel Schwierigkeiten machen dagegen solche Posten, die aus der Hauptstellung wirksam unterstützt werden können. Sie müssen frontal angegriffen werden, weil man bei einer Umfassung selbst flankiert werden würde. Artillerieunterstützung des Angriffs ist daher sehr erwünscht. Stören sie den Aufmarsch der Artillerie nicht, so nimmt man sie wohl am besten erst gegen Schluß des Artilleriekampfes, wenn schon einige Batterien für diesen Zweck frei gemacht werden können.

Entwicklung der Artillerie.

Die Artillerielinie bildet das Gerippe der Schlacht, ihr gliedern sich die übrigen Truppen an. Sie muß daher bei einem Kampfe, dessen Erfolg so wesentlich vom richtigen Zusammenwirken der Waffen abhängig ist, durchaus nach einheitlichem Plan angesetzt werden. Vorbedingung des Erfolges ist das Einsetzen einer überlegenen Artilleriemasse an der Stelle, wo man die Entscheidung sucht. Bei der starken Ausrüstung moderner Armeen mit Artillerie wird sich indessen die sachgemäße Entwicklung so zahlreicher Batterien nicht immer ohne Schwierigkeiten durchführen lassen. Sehr häufig

wird sich ein starker Mangel an geeigneten Stellungen fühlbar machen. Hier ist es die Aufgabe des Führers, vermittelnd einzugreifen und alles dem gemeinsamen Zwecke dienstbar zu machen.

Ein vereinzelttes Auftreten von Teilen der Angriffsartillerie muß möglichst vermieden werden. Das gilt nirgends mit größerer Berechtigung als hier, wo ein in günstiger, künstlich verstärkter Stellung stehender Gegner sich auf das sorgfältigste vorbereitet hat, jeden auftretenden Gegner sofort mit Feuer zu überschütten. Allerdings wird sich in manchen Fällen die gleichzeitige Feuereröffnung nicht erreichen lassen. Da auch weniger günstige Stellungen ausgenutzt werden müssen, wird es unter Umständen die Aufgabe günstig aufgestellter Teile der Artillerie sein, durch Eröffnung des Feuers der übrigen Artillerie das Einnehmen ihrer Feuerstellung, vor allem das Herangehen auf wirksame Entfernung, zu ermöglichen. Ganz besonders eignet sich zu dieser Aufgabe die schwere Artillerie, weil sie ohne wesentliche Minderung ihrer Wirkung auf sehr viel größerer Entfernung als die Feldartillerie das Feuer zu eröffnen vermag und dennoch auch bei vereinzelttem Auftreten geringe Verluste erleiden dürfte, da sie schwer aufzufinden ist.

Stellungen mit gutem Schußfeld werden in erster Linie den Kanonenbatterien zuzuteilen sein. Für Haubitzbatterien sind verdeckte Stellungen geeigneter. Sie sind dazu besonders vorgebildet und sind auch bei freier Aufstellung dem Schrapnellfeuer einer Kanonenbatterie nicht gewachsen. Das Verhältnis verschiebt sich sofort zu ihren Gunsten, wenn sie aus verdeckter Stellung feuern. Es wird dadurch dem Gegner unmöglich gemacht, sich einzuschließen, und er ist zum Streuen, also zum Aufgeben eines bedeutenden Teils seiner Wirkung, gezwungen. Auch für Kanonenbatterien wird sich daher vielfach für den Artilleriekampf die verdeckte Stellung empfehlen, um die Vorteile auszugleichen, die der in künstlichen Deckungen stehende Gegner hat. Direktes Richten ist daher durchaus entbehrlich. Im langdauernden Artilleriekampfe vermag bei genügender Ausbildung eine indirekt richtende Batterie ebensoviel zu leisten wie eine direkt richtende.

Die verdeckten Stellungen für leichte Feldhaubitzen müssen möglichst so nahe an der Beobachtungsstelle liegen, daß die Feuerleitung direkt erfolgen kann. Schwere Artillerie ist in der Wahl ihrer Stellung weniger beschränkt, wenngleich auch hier geringe Entfernung von der Beobachtungsstelle zur Batterie ein sehr schätzenswerter Vorzug ist. Durch Fernsprech- und Zeichenverbindung ist indessen eine Feuerleitung auch auf große Entfernung möglich. Sie kann deshalb auch solche Stellungen ausnutzen, die für Feldartillerie ungeeignet sind. Es muß nur unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß ihnen eine geeignete Beobachtungsstelle zugewiesen wird. Dieser Punkt darf nicht dem Belieben überlassen werden, sondern muß vom Artillerieführer geregelt werden. Die zur Beobachtung geeigneten Punkte

sind oft auch gute Stellungen für Feldartillerie. Gegenseitige Störungen würden also leicht eintreten, wenn keine Entscheidung getroffen wird.

Die Stellungen für schwere Artillerie dürfen auch ohne merkliche Beeinträchtigung der Wirkung erheblich weiter rückwärts als die Linie der Feldartillerie liegen, wenn nur geeignete Beobachtungspunkte vorhanden sind. Ein Überschießen eigener Truppen läßt sich doch in großen Schlachten niemals vermeiden. Stellungen in und hinter Wäldern, in tief eingeschnittenen Tälern zc. sind besonders geeignet, weil dadurch die Schrapnellwirkung des Gegners vermindert wird. Die Anmarschwege für die schweren Batterien müssen möglichst verdeckt sein, da sie sich dem feindlichen Feuer nicht so schnell entziehen können wie die Feldartillerie.

Für die Reihenfolge der Bekämpfung der Ziele im Artilleriekampfe ist deren Gefährlichkeit maßgebend. Alle direkt richtenden Batterien, also die große Mehrzahl der Verteidigungsartillerie, stören die Entwicklung des Angriffs. Sie bilden daher das erste, zugleich das am einfachsten zu bekämpfende Ziel. Besonders unangenehm sind eingeschnittene schwere Kanonenbatterien. Sie zwingen den Angreifer schon auf großen Entfernungen zum Verlassen der Straßen und verzögern dadurch seine Entwicklung. Sie bilden außerdem einen sehr gefährlichen Gegner im Artilleriekampfe und müssen daher zuerst niedergekämpft werden. Zu ihrer Beschießung eignet sich besonders die schwere Artillerie. Ist deren Aufmarsch erfolgt, so wird die Entscheidung in dem nunmehr sehr ungleichen Kampfe sehr bald fallen. — Verdeckt stehende Verteidigungsbatterien werden zunächst wohl nur beschäftigt werden, denn es kommt darauf an, das erste Ziel mit möglichster Überlegenheit zu bekämpfen. Wollte man alle Ziele gleichmäßig beschießen, so würde das zu einer Zersplitterung der Wirkung führen.

Gegenüber dem gleichzeitig einsetzenden Feuer einer überlegenen Angriffsartillerie wird der Verteidiger meist nicht allzu lange im Feuer bleiben. Er wird es vorziehen, seine Artillerie nicht im aussichtslosen Kampfe nutzlos zu opfern, sondern sie zur Abwehr des entscheidenden Infanterieangriffs noch verfügbar zu haben. Verdeckt stehende Batterien werden dagegen aus häufig wechselnder Stellung eine um so lebhaftere Tätigkeit entfalten, um den Angreifer beim Bekämpfen der Infanteriestellung zu stören. Gegen sie muß nunmehr ein intensives Massen-Streufeuer eingesetzt werden. Durch Ballonmeldungen und seitlich herausgeschobene Beobachter wird es oft möglich sein, die Lage dieser Ziele zu bestimmen.

Besonders schwierig sind verdeckt stehende Haubitzbatterien aufzufinden und zu bekämpfen. Auf das Gelingen dieser Aufgabe kann nicht mit Sicherheit gerechnet werden. Indessen vermögen diese Haubitzbatterien, namentlich die schweren, dem vorgehenden Infanterieangriff aus ihrer verdeckten Stellung nur verhältnismäßig wenig zu schaden. Ein Stellungswechsel zum Übergang zum direkten Richten ist nur von leichten Feldhaubitzen schnell durchzuführen.

Diese können dann bekämpft werden, wenn sie sichtbar werden. Die schweren Batterien dagegen werden sich meist damit begnügen, die Artillerie des Angreifers weiter zu bekämpfen, um nicht in diesem gefährlichsten Moment durch Stellungswechsel eine große Feuerpause eintreten zu lassen. Da der Zweck des Artilleriekampfes darin liegt, die Durchführung des Infanterieangriffes zu ermöglichen, so folgt daraus, daß solche Batterien, die dem Infanterieangriff wenig Schaden zufügen, nicht unbedingt bekämpft zu werden brauchen. Der Angreifer wird sich daher damit zu begnügen suchen, solche Haubitzenstellungen, die der Angriffsartillerie besonders gefährlich werden, lebhaft zu bekämpfen, die übrigen aber nur zu beschäftigen. Verluste, die durch deren Feuer eintreten, müssen ertragen werden, damit der Gefechtszweck nicht gefährdet wird.

In der Praxis wird sich dennoch sehr häufig der dringende Wunsch fühlbar machen, die Haubitzenbatterien des Gegners wegen ihrer hohen Geschosswirkung zum Schweigen zu bringen. Eine umsichtige Feuerleitung wird daher von vornherein jedes Mittel zu benutzen suchen, ihre Stellung festzustellen oder doch wenigstens die Gegend, wo sie liegen, annähernd zu bestimmen. Sind auf diese Weise die Grenzen für das Streufeld möglichst eingengt, so läßt sich bei Einsatz starker Überlegenheit auch ein Erfolg erwarten. Grundsätzlich wird man sich nicht gern dazu entschließen, die Haubitzenbatterien zur Bekämpfung solcher Ziele einzusetzen. Man wird sie vielmehr möglichst frühzeitig zur Verschickung der Verschanzungen übergehen lassen. Man gewinnt auf diese Weise Zeit und verwendet die nicht allzu reichliche Munition dieser Batterien für ihre eigentliche Aufgabe. Es wird sich auch selten ein Gelände finden, in dem die natürlichen Deckungswinkel so groß sind, daß die Haubitzenstellungen nicht vom Schrapnell der Kanonen erreicht werden können. Je größer die Entfernungen sind, um so besser können die Schrapnells hinter die Deckungen fassen. Man wird also in erster Linie die Kanonenbatterien gegen die Haubitzenstellungen schießen lassen. Ist anzunehmen, daß deren Schrapnell-Regelwinkel das Ziel nicht erreicht, so werden am besten die leichten Feldhaubitzenbatterien eingesetzt.

Auf eine völlige Vernichtung der Verteidigungsartillerie wird der Angreifer meist nicht rechnen können, weil diese sich seiner Wirkung entzieht. Auch niedergelämpfte Batterien können ihre Verluste aus den Mannschaften der Staffeln ersetzen. Das Feuer der Verteidigungsartillerie wird daher im weiteren Verlauf des Kampfes immer wieder aufflammen und namentlich gegen die Infanterie des Angreifers gerichtet werden. Der Angreifer muß deshalb stets bereitstehen, neu auftretende feindliche Batterien möglichst schnell außer Gefecht zu setzen.

Verhalten der Infanterie während des Artilleriekampfes.

Der Artilleriekampf beginnt meist zu der Zeit, wo sich der Aufmarsch der Infanterie vollzieht. Er lenkt von diesem das Artilleriefeuer ab und

macht es möglich, die Aufmarschpunkte möglichst nahe an die feindliche Stellung heranzulegen, um so die Wege, welche die entwickelten Truppen zurückzulegen haben, zu kürzen.

Die Vorbereitungen zum Infanterieangriff sind zeitraubend und müssen deshalb möglichst in den Zeitraum des Artilleriekampfes gelegt werden. Einer Gefahr setzt man sich dabei nicht aus, da die Artillerie des Gegners intensiv im Artilleriekampfe beschäftigt ist. Ließe sie sich dazu verleiten, in diesem Zeitraume auch nur für kurze Zeit ihr Feuer auf die Infanterie zu richten, so würde die unmittelbare Folge ihr sicheres Unterliegen im Artilleriekampfe sein. Die Infanterie muß daher diese Lage dazu ausnutzen, Geländeteile zu durchschreiten, auf denen sie vom Artilleriefeuer geschädigt werden könnte. Nach Entscheidung des Artilleriekampfes werden immer Batterien des Verteidigers für solche Zwecke bereitstehen, während sie im Artilleriekampfe nicht entbehrt werden können, solange noch die Hoffnung besteht, die Feuerüberlegenheit zu erringen und damit endgültig den Kampf zu Gunsten des Verteidigers zu entscheiden. Zuweilen wird es der Infanterie möglich sein, günstige Geländegestaltungen dazu auszunutzen, in den Artilleriekampf unterstützend einzugreifen.

Unter den Vorbereitungen für den Infanterieangriff ist keineswegs das Bilden langer zusammenhängender Fronten zu verstehen. Der Angreifer wird vielmehr nur bestrebt sein, außerhalb des wirksamen Infanteriefeuers eingesehene Geländeabschnitte zu überwinden, an geeigneten Punkten auch Teile der Infanterie näher an die feindliche Stellung heranzuschieben, um Stützpunkte für die Durchführung des späteren Angriffs zu gewinnen.

Vorbereitung des Infanterieangriffs durch die Artillerie.

Ist die Feuerüberlegenheit im Artilleriekampfe erreicht, so ist es erwünscht, möglichst bald einen Teil der Artillerie zur Vorbereitung des Infanterieangriffs frei zu machen. Je früher das erfolgen kann, um so mehr Zeit wird erspart. Auf Zeitgewinn kommt es aber bei solchen Angriffen ganz besonders an.

Stets nimmt die erforderliche ausgiebige Artillerievorbereitung, der Schwierigkeit der Ziele entsprechend, viel Munition in Anspruch. Die Erschütterung der Infanteriestellung erfolgt im wesentlichen nur durch die Haubizen. Die Kanonen setzen während dieser Zeit das Bekämpfen der immer wieder auftretenden feindlichen Artillerie fort. Sie beschießen schwächere Teile der Verteidigungslinie, feindliche Reserven und können insbesondere dazu verwendet werden, solche Schützengräben, die von Haubizen bereits sturmreif gemacht sind, einschließlich der nach ihnen hinführenden Annäherungswege unter Feuer zu halten, um das Ergänzen ihrer erschütterten Besatzung zu verhindern.

Die Haubitzbatterien dürfen sich durch gegen sie gerichtetes Artilleriefeuer von der Erfüllung ihrer Hauptaufgabe, dem Beschießen der Infanteriestellung, nicht abhalten lassen. Solches Feuer haben sie mit Sicherheit zu erwarten, denn sie bilden in diesem Abschnitt des Kampfes den gefährlichsten Feind des Verteidigers. Daraus folgt, daß das Verbleiben der verdeckten Stellung auch für das Beschießen der Schützengräben erwünscht ist, weil dadurch allein die Wirkung des feindlichen Feuers so vermindert wird, daß sie ertragen werden kann. Ein Stellungswechsel zum Zwecke direkten Richtens würde daher, abgesehen von dem entstehenden Zeitverluste, auch taktisch kaum zu rechtfertigen sein.

Über die Breite der sturmreif zu machenden Stellung werden vom Führer genaue Befehle gegeben werden. Ist auch diese Breite von den Stärkeverhältnissen des Angreifers abhängig, so empfiehlt es sich doch, die Einbruchsfront nicht zu schmal zu wählen. Allerdings darf man auch nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, weil sonst an keiner Stelle eine ausreichende Wirkung erzielt wird. Als Anhalt für die Leistungsfähigkeit einer Haubitzbatterie wird man vielleicht annehmen können, daß ihre Munition dazu ausreicht, eine Front von etwa 200 m sturmreif zu machen. Mehrere Feldhaubitzen leisten vielleicht etwas mehr, leichte etwas weniger. Die Verhältnisse sind indessen so verschiedenartig, daß solche Zahlen stets eine sehr beschränkte Gültigkeit haben.

Ein sicherer Erfolg ist zu erwarten, wenn es der Artillerie gelungen ist, die Linie der Infanterieverteidigung aufzufinden und sich genau einzuschließen. Es folgt daraus, wie wichtig es ist, daß es der Infanterie gelingt, das Feuer des Verteidigers herauszulösen und so jeden Zweifel zu beseitigen. In der Schwierigkeit der Ziele liegt gerade die Hauptstärke des Verteidigers. Alles muß daher dazu beitragen, der Artillerie ihre Aufgabe zu erleichtern. Diese selbst wird ihre Beobachter bis in die vorderste Linie der Infanterie vorschicken und dadurch manches sehen, was sie von ihrer Beobachtungsstelle aus nicht erkennen kann. Sehr wertvoll werden ihr auch Mitteilungen anderer Truppen, z. B. der vorgeschobenen Infanterie, sein können, da viele Augen mehr sehen als wenige, wenn nur bei allen Truppen, die dazu in der Lage sind, die Überzeugung von der Wichtigkeit dieser Unterstützung verbreitet ist.

Die Zerstörung sämtlicher Unterstände ist zum Sturmreifmachen der Stellung nicht notwendig. Die Besatzung dürfte wohl ohne Zweifel als erschüttert anzusehen sein, wenn die Hälfte aller Unterstände getroffen ist. Oft wird ein noch viel geringerer Prozentsatz genügen. Die Lage der Infanterie in einer von Haubitzen beschossenen Stellung stellt sehr hohe Anforderungen an deren Nerven. Latenlos sitzt die Besatzung in ihren Unterständen, die, wie sie bald merkt, gegen Treffer der Artillerie nicht schützen.

Jeden Augenblick kann der Schuß einschlagen, der den Unterstand mit allem, was darin ist, vernichtet. Dazu kommt das betäubende Krachen der in der Nähe einschlagenden Geschosse, ihr giftiger Qualm. Rechts und links häufen sich die Verluste. Hört das Granatfeuer auf und besitzt die Besatzung dann noch die Energie, zur Abwehr des Infanterieangriffs die Brustwehr zu besetzen, so schlägt ihr vernichtendes Schrapnellfeuer entgegen. Sehr leicht bricht darunter der letzte Rest der moralischen Kraft zusammen, und die Besatzung ist nicht mehr in der Lage, den Angriff durch ruhiges wohlgezieltes Feuer abzuweisen.

Infanterieangriff.

Die Artillerie kann indessen den Verteidiger nicht aus seiner Stellung herauschießen. Nach wie vor gibt erst der Nahangriff die Entscheidung. Die Artillerie soll diesem nur das Erkämpfen der Feuerüberlegenheit ermöglichen. Ist es auch gelungen, die Besatzung durch Artilleriefeuer zu erschüttern, so weiß man doch nicht, ob der Verteidiger nicht neue Kräfte in die Stellung zu führen vermochte.

Schon während des Artilleriekampfes hat die Infanterie jede Gelegenheit benutzt, um sich an die feindliche Stellung heranzuschieben. Sie fährt in diesem Bestreben während der Beschießung der Infanteriestellung fort, um zu dem Zeitpunkte, wo der Angriff beginnen soll, vollständig entwickelt bereitzustehen. Die Infanterie des Verteidigers wird es in diesem Zeitpunkte kaum wagen, die Feuerlinie zu besetzen, um diese Entwicklung zu stören. Sie würde sonst der Angriffsartillerie ihre Aufgabe sehr leicht machen.

Dies Zueinandergreifen der Tätigkeit beider Waffen hat nicht nur den Zweck, Gelände zu gewinnen. Es ist auch für den Erfolg der Artillerievorbereitung von Bedeutung. Trennt man Artillerie- und Infanterieangriff zeitlich voneinander, so gibt man dem Gegner die Möglichkeit, seine Stellung während der Beschießung durch die Artillerie nur schwach zu besetzen und die eigentliche Besetzung erst vorzunehmen, wenn der Infanterieangriff ansetzt. Die Artillerie beschießt dann leere Schützengräben und verschwendet ihre Munition, ohne doch die für das Gelingen des Infanterieangriffs notwendige Erschütterung des Gegners erreicht zu haben. Derartige unwirksame Kanonaden finden wir in den ersten Schlachten des Burenkrieges vielfach. Sie waren nicht zum kleinsten Teile die Ursache der englischen Mißerfolge. Will man diese Gefahr vermeiden, so muß man dem Verteidiger mit dem Sturme drohen. Ist die Infanterie so entwickelt, daß sie jederzeit zum entscheidenden Angriff vorgehen kann, so wird der Verteidiger nicht länger zögern dürfen, seine Stellung ausreichend zu besetzen und seine Reserven heranzuziehen.

Ist die anzugreifende Stellung sturmreif, so muß der entscheidende Angriff ohne Zögern erfolgen, damit der Eindruck der Beschießung unmittelbar ausgenutzt wird und der Feind keine Zeit findet, sich zu erholen und zu verstärken. Das Vorgehen der Infanterie beginnt deshalb schon während des letzten Teils der Artilleriesvorbereitung.

Auf Grund der neuesten Kriegserfahrungen kann es zweifelhaft erscheinen, wie sich der Verteidiger in diesem Augenblick verhält. Seine Artillerie wird unter allen Umständen ihre gesamte Kraft rücksichtslos nur gegen die vorgehende Infanterie einsetzen. Nach früheren Erfahrungen konnte man annehmen, daß auch die Verteidigungsinfanterie ihr Feuer so früh wie möglich eröffnen würde. Sie kann dann damit rechnen, dem vorgehenden Angreifer schon erhebliche Verluste zuzufügen, bevor sie selbst ein lohnendes Ziel bietet. Der Angreifer wird dadurch gezwungen, sich selbst gegen schwach besetzte Schützengräben in langem verlustreichen Kampfe heranzuarbeiten. Dem steht aber der Nachteil gegenüber, daß sich der Verteidiger lange Zeit dem Schrapnellfeuer des Angreifers aussetzen muß und daß er auf jede Überraschung verzichtet.

In den Schlachten des Burenkrieges lernen wir indessen ein neues Verfahren kennen. Die Buren ließen in vielen Fällen die englische Infanterie unbeschossen bis nahe an die Schützengräben herankommen, um dann dem überraschten Gegner auf wirksamster Entfernung ein überwältigendes Schnellfeuer entgegenzuschleudern. Der moralische Halt der englischen Truppen brach infolgedessen nahezu momentan zusammen. Die vereinzelt Vorstöße, zu denen man sich ausrüstete, scheiterten. Zu einem Feuergefecht kam es meist nicht mehr, und das Schicksal des Angriffs war in kürzester Zeit entschieden. Der Erfolg dieses Verfahrens ist bestechend. Er beruht aber doch im wesentlichen auf den Schwächen des Angriffsverfahrens, der aus ungenügender Erkundung hervorgehenden Überraschung des Angreifers, seiner Überschätzung der eigenen Kraft und der ungenügenden Vorbereitung des Sturmes durch die Artillerie.

Dennoch ist es nicht ausgeschlossen, daß auch in europäischen Kriegen der Verteidiger erst dann das Feuer überraschend aufnimmt, wenn die feindliche Artillerie wegen Gefährdung ihrer Infanterie das Feuer nicht mehr auf die Schützengräben richten darf. Der Angreifer muß daher mit diesem Verfahren rechnen, seine Vorzüge abzuschwächen und seine Schwächen auszunutzen suchen. Es kommt darauf an, sich nicht überraschen zu lassen. Außerdem muß sich der Angreifer darüber klar sein, daß er, ohne den Gegner durch Infanteriefeuer völlig erschüttert zu haben, auch nicht die Strecke von wenigen 100 m zurückzulegen vermag. Die Truppe darf also nicht den Versuch machen, den Feind zu überrennen, sondern sie muß augenblicklich den Feuerkampf aufnehmen. Die Schützenlinie muß von vornherein so stark sein, daß sie die

Feuerüberlegenheit zu erkämpfen vermag. Man nutzt so das Schweigen des Gegners dazu aus, eine starke Schützenlinie ohne Verluste bis auf nahe Entfernung an die Stellung heranzuführen.

Man sieht, daß dem Verfahren auch bedenkliche Schwächen anhaften, und kann wohl annehmen, daß es unsere Taktik nicht ändern wird. Es ist auch durchaus logisch, daß die Verteidigung, deren Stärke auf der Leistung der Feuerwaffen beruht, deren Schußweite möglichst ausnützt.

Auf die Einzelheiten des Infanterieangriffs einzugehen, würde zu weit führen und zwecklos sein. Der erste Abschnitt dieses Angriffs hat den Zweck, eine starke Schützenlinie mit möglichst geringen Verlusten auf wirksame Entfernung an die feindliche Stellung heranzuführen. Ob sie das Feuer eröffnet oder nicht, hängt von den Umständen ab. Grundsätzlich erwünscht ist es, nicht früher zu feuern, als bis die zu erwartende Wirkung einigermaßen dem Munitionsverbrauch entspricht. Der Verteidiger wird dieses Heranzuführen der Infanterie mit rücksichtslosem Einsatz aller Kräfte zu hindern suchen. Seine Artillerie hat ihre letzte Kraft für diesen Zeitpunkt aufgespart. Die vorgehende Infanterie würde dadurch in kurzer Zeit große Verluste erleiden, wenn nicht ihre eigene Artillerie bereitstände, sofort mit Überlegenheit über die Verteidigungsartillerie herzufallen. Die Angriffsinfanterie wird in diesem Augenblick wohl am besten ihr Vorgehen einstellen und sich zu decken suchen. Der entstehende Aufenthalt dürfte nicht sehr lang sein, weil die Verteidigungsartillerie das unerwiderte Feuer der Angriffsartillerie nicht lange aushalten dürfte und sich schließlich doch gezwungen sehen wird, sich gegen letztere zu wehren. Sie wird sich dazu um so schneller entschließen, je ungünstiger das Ziel ist, welches die Infanterie ihr bietet. Das Vorgehen der Infanterie beginnt dann von neuem. Inzwischen entspinnt sich ein neuer heftiger Artilleriekampf, dessen Entscheidung indessen bei der Ungleichheit der Kräfte bald fallen dürfte. Ein gänzlich Erlöschen des gegnerischen Artilleriefeuers dürfte jedoch bis zum Schluß des Kampfes nicht eintreten. Es werden immer neue Batterien auftreten und auf diese Weise einen sehr erheblichen Teil der Angriffsartillerie binden. Letzterer nützt der eigenen Infanterie am meisten dadurch, daß sie das Artilleriefeuer von ihr abhält.

Das Bilden einer starken Schützenlinie auf wirksamer Entfernung wird wohl am besten so erfolgen, daß zunächst eine ganz dünne Schützenlinie unter Ausnutzung aller Deckungen des Geländes bis dahin vorgeht und allmählich verstärkt wird. Man vermeidet es auf diese Weise, dem Gegner ein lohnendes Ziel zu bieten, so daß dieser unschlüssig sein wird, wann er das Feuer aufnehmen und dadurch auch das feindliche Schrapnellfeuer gegen sich entfesseln soll.

Die Infanterie wird dann im Verein mit allen verfügbaren Batterien zunächst die Feuerüberlegenheit erkämpfen. Die Entscheidung darüber wird

bald fallen, wenn die Verteidigungsstellung vorher schon durch die Artillerie erschüttert war.

Beim weiteren Vorgehen der Infanterie wird die Artillerie grundsätzlich ihr Feuer solange wie möglich gegen die Schützengräben richten und dieses erst dann gegen das Gelände hinter der Stellung verlegen, wenn sie die eigene Infanterie gefährdet. Man wird mit dieser Feuerverlegung nicht allzu ängstlich zu sein brauchen, denn gerade in diesem Zeitpunkte, wo der Angreifer in raschem Zuge an die Stellung herangeht, ist die Unterstützung durch Artilleriefeuer besonders erwünscht und auch besonders wirksam. Sollten wirklich einzelne zurückfliegende Geschößsplitter in den eigenen Reihen Verwundungen verursachen, so spricht das doch gegenüber der Wirkung beim Gegner und vor allem gegenüber der moralischen Unterstützung der eigenen Infanterie nicht mit. Unsere Geschütze schießen heute mit solcher Präzision, daß selbst die schweren Feldhaubizen feuern dürfen, bis die Infanterie auf 200 bis 300 m an die Stellung herangefommen ist. Es ist auch nicht zu befürchten, daß dann nicht ein rechtzeitiges Einstellen oder Verlegen dieses Feuers mehr möglich ist. Der Befehl dazu ist durch Fernsprecher oder Sehzeichen nahezu eben so schnell wie mit der Stimme gegeben.

Zeitbedarf.

Es möge zum Schluß noch auf die voraussichtliche Dauer der Kämpfe um besetzte Feldstellungen kurz eingegangen werden. Vielfach findet man die Ansicht vertreten, daß die Durchführung eines solchen Angriffs dem belagerungsmäßigen Verfahren ähnlich sei und deshalb auch eine entsprechend lange Zeit beanspruche. Verfasser möchte das nicht als die Regel, sondern nur als ganz besondere Ausnahme ansehen. Der Angriff muß das Bestreben haben, so schnell wie möglich zum Ziel zu gelangen, weil er sich dadurch seine Aufgabe erleichtert. Einzelne Gefechtsabschnitte, wie Erkundung, Wegnahme vorgeschobener Stellungen und Artillerievorbereitung mögen mehr Zeit in Anspruch nehmen als beim geplanten Angriff gegen eine nicht besetzte Stellung. Dafür erfolgt vielleicht bei letzterem das Vorgehen der Infanterie langsamer. Wirken die Angriffsgruppen in richtiger Weise zusammen, wird grundsätzlich jeder Zeitverlust vermieden, so kann sich der Kampf selbst gegen starke Stellungen sehr wohl in einem Tage abspielen. Sehr unangenehm ist es unter allen Umständen, wenn man sich gezwungen sieht, mehr als einen Tag zu kämpfen. Ein großer Teil dessen, was man bereits erkämpft hatte, geht während der Nacht wieder verloren. Der Gegner wird die Nacht dazu benutzen, seine erschütterten Truppen durch neue zu ersetzen, seine Munition zu ergänzen, Batterien wieder kampffähig zu machen. Die Angriffsartillerie vermag das nicht zu hindern. Es würde ihr auch die Munition dazu fehlen, während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer gegen die feindliche Stellung

zu richten. Jedenfalls hat der Angreifer am neuen Tage einen großen Teil seiner Aufgaben noch einmal zu lösen. So günstig für die Durchführung des entscheidenden Infanterieangriffs die Benutzung der Morgendämmerung auch sein mag, so bedenklich ist sie doch von diesem Standpunkte aus. Der Angreifer kann nicht darauf rechnen, auf einen durch Artilleriefire erschütterten Gegner zu treffen.

Ist vorauszusehen, daß die Zeit zur vollen Durchführung eines Kampfes an einem Tage nicht mehr ausreicht, so ist es vielleicht am zweckmäßigsten, wenn man den ersten Tag nur zur Einleitung des Angriffs, insbesondere zur Erkundung, die Nacht zur Entwicklung benutzt, so daß die Durchführung dem nächsten Tage vorbehalten bleibt.



Die Schlacht von Kunersdorf am 12. August 1759.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1908

von

v. Eberhardt,

Oberst und Chef des Generalstabes X. Armee-corps.

(Mit einem Schlachtplan und zwei Übersichtsskizzen.)

Rachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Seitdem der verstorbene General der Infanterie und Generaladjutant weiland Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm des Großen v. Stiehle als Hauptmann im großen Generalstabe im Jahre 1859 eine kritische Untersuchung und Beleuchtung über die Schlacht bei Kunersdorf in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt veröffentlicht hatte, waren fast vier Jahrzehnte vergangen, ehe wieder ein nennenswerter Beitrag zur Geschichte jener blutigen Schlacht, der schwersten Niederlage des großen Königs, im Drucke erschien.

Erst in den 90er Jahren brachte die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges nach russischer Darstellung“ von Maslowski *) auch über diese Episode einige neue Gesichtspunkte, namentlich über die Zustände im russischen Hauptquartiere vor und nach der Schlacht. Die Schilderung der taktischen Einzelheiten erweist sich aber als recht oberflächlich und wenig zuverlässig.

Auch eine Abhandlung, welche Dr. Manfred Raubert im Jahre 1900 über die Schlacht bei Kunersdorf herausgegeben hat, stellt sich zwar als eine außerordentlich fleißige Arbeit dar, in der mit großer Gründlichkeit alle zu Gebote stehenden Quellen herangezogen sind, aber vom militärischen Standpunkte kann man dieser Abhandlung doch nicht durchweg zustimmen, da sie eine ganze Reihe sehr anfechtbarer Schlüsse und fehlerhafter Betrachtungen enthält. —

So ist denn heute noch die Stiehlesche Bearbeitung die zuverlässigste Quelle, auf deren Benutzung man bei einer Schilderung der Schlacht angewiesen ist; sie fußt auf den in den preussischen Archiven vorhandenen

*) Mit Autorisation des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. v. Drygalsti. Berlin 1893, 3. Teil.

Berichten, zeugt von hervorragendem militärischen Urtheile und konnte daher auch für den vorliegenden Vortrag in erster Linie als Grundlage dienen; nur unwesentliche Ergänzungen und Berichtigungen waren notwendig.

Ob es möglich sein wird, nach weiterer Benutzung der Wiener Archive, aus denen Herr Dr. Laubert bereits Akten zur Verfügung gestanden haben, bemerkenswerte neue Schlaglichter auf den Verlauf der Schlacht zu werfen, muß dahingestellt bleiben. Es wird sich bei der weiteren Bearbeitung der Geschichte des Siebenjährigen Krieges durch den preussischen großen Generalstab zeigen, was nach dieser Richtung hin noch etwa im Schoße der Archive bisher unbenutzt geruht hat.

Die kühne strategische Offensive, mit der König Friedrich II. in den Jahren 1757 und 1758 seine Feldzüge eröffnet hatte, war sowohl in Böhmen wie in Mähren gescheitert.

Die schweren Verluste der Armee im Verlaufe des letzten Jahres zwangen den König, von einer größeren Angriffsbewegung über die Grenzen Schlesiens und Sachsens hinaus Abstand zu nehmen. Aber er hoffte, mit dem Beginn des Frühjahrs 1759 einem Angriffe seiner Gegner völlig gewachsen zu sein; zunächst mußte er allerdings abwarten, nach welcher Seite hin der entscheidende Schlag geführt werden konnte.

Es war dem König bekannt, daß während des Winters zwischen den gegen ihn verbündeten Höfen Verhandlungen gepflogen wurden, die auf eine gemeinsame Operation, namentlich des russischen und österreichischen Heeres, abzielten. Aber die Vereinbarungen zogen sich in die Länge; es war zu schwierig, die verschiedenartigen Interessen der Verbündeten zu berücksichtigen. Des Königs Hauptgegner, Osterreich, hatte naturgemäß sein Augenmerk auf die Wiedereroberung Schlesiens gerichtet und beanspruchte hierbei die Mitwirkung Rußlands, während es zugleich die Zurückeroberung von Sachsen durch französische Truppen erstrebte. Sachsen hatte zwar gleichfalls seine Befreiung zum Ziele, wünschte aber die Entscheidung nicht im eigenen Lande, sondern möglichst auf einem anderen Kriegsschauplatz herbeizuführen. Frankreich war bereits des Krieges für Osterreichs Interessen überdrüssig und beabsichtigte nicht ohne weiteres dem Hause Habsburg Schlesien wiederzuerobern; auch Rußland, dessen eigentlicher Kriegszweck die Erwerbung eines Hafens an der preussischen Küste war, führte den Krieg nicht mit der nötigen Energie und schützte bei allen westlich der Weichsel geplanten Operationen Schwierigkeiten bei der Verpflegung seiner Armee vor.

Es kam hinzu, daß Daun, der sein Hauptquartier bis in den März hinein in Wien aufgeschlagen hatte, einer Schlacht mit seinem großen Gegner möglichst ausweichen und die Hauptarbeit den Russen überlassen wollte. Er hätte es gern gesehen, wenn diese ihm die geschlagene preussische Armee sozusagen in die Arme getrieben hätten.

König Friedrich II. war im großen und ganzen über die Erwägungen seiner Feinde unterrichtet. Er zog alsbald aus ihrem Zögern und ihrer Uneinigkeit Nutzen und beschloß, sich derartig aufzustellen, daß er sich, je nach der Lage, entweder gegen die Österreicher oder gegen die Russen wenden könne; zugleich sollten durch verschiedene Korps die feindlichen Magazine zerstört werden, um die Bewegungsfähigkeit der ihm gegenüberstehenden Armeen zu hemmen.

Mitte März 1759 wurde die Hauptarmee aus ihren Winterquartieren in Schlesien in Kantonnements zwischen Schweidnitz und Löwenberg — mit der Front nach dem Gebirge — zusammengezogen; Prinz Heinrich stand mit seiner Armee in Sachsen, General v. Fouqué in Oberschlesien, General Graf Dohna zur Beobachtung der Schweden in Mecklenburg und Pommern. Im westlichen Deutschland stand der Herzog von Braunschweig den Franzosen in Westfalen und Hessen gegenüber.

Von den Feinden des Königs hatte Daun seine Hauptkräfte bei Gitschin versammelt, die Reichsarmee sollte in Franken ihre Vereinigung bewirken; die Russen standen zu dieser Zeit noch in ihren Winterquartieren an der Weichsel.

Von den Unternehmungen gegen die Magazine des Feindes glückten diejenigen des Prinzen Heinrich und des Generals v. Wobersnow. Prinz Heinrich überraschte die Reichsarmee vollständig, zerstörte ihre Magazine in Bayreuth und Bamberg und nötigte sie zum Weichen auf Nürnberg; erst das Erscheinen eines österreichischen Korps in Sachsen zwang den Prinzen, dorthin zurückzukehren. Wobersnow ging von Schlesien aus nach Polen und zerstörte dort die von den Russen angelegten Magazine in Posen und an der Warthe. Dagegen mußte General Fouqué, der mit 20 000 Mann in Mähren eingefallen war, unverrichteter Sache nach Oberschlesien zurückkehren, da er auf den in starker Stellung stehenden österreichischen General de Bille gestoßen war.

Mittlerweile war zwischen dem österreichischen und russischen Kabinett eine Einigung über die Operationen erzielt worden; doch erst am 14. Juni unterzeichnete die Kaiserin Elisabeth in Peterhof einen Plan, nach dem die russischen Hauptkräfte auf Carolath vorgehen, dort Brücken über die Oder schlagen und alles zum Übergange vorbereiten sollten. Ein Überschreiten der Oder sollte aber erst stattfinden, wenn es augenscheinlich war, daß die russische Armee keine Gefahr lief, gesondert geschlagen zu werden, und wenn Daun die bestimmte Versicherung abgab, daß die Verpflegung der russischen Armee durch österreichische Magazine auf dem linken Oderufer vollständig gesichert sei. Falls Daun in eine Vereinigung bei Carolath nicht willige, so sollte sie unter denselben Bedingungen — möglichst am 18. oder 19. Juli — bei Kroffen stattfinden.

Langsam setzte sich die unter Befehl des Generals Grafen Soltikow stehende russische Armee nunmehr in Bewegung und ging zunächst an die Warthe vor.

Mit ihrer Beobachtung hatte der König schon Mitte Mai den General Graf Dohna beauftragt, der bei Landsberg a. W. etwa 28 000 Mann unter seinem Befehl vereinigte. Leider war Dohna aber nicht die geeignete Persönlichkeit, um die allerdings schwierige Aufgabe zu lösen, die ihm der König gestellt hatte. Er sollte Posen besetzen und die einzeln heranziehenden russischen Kolonnen vor ihrer Vereinigung schlagen. Mangel an Verpflegungstrains und schlechte Wege verlangsamten die Märsche Dohnas derartig, daß Soltikow ihm in Posen zuvorkam. Dann aber operierte dieser so geschickt, daß Dohna ihn auch am weiteren Vorrücken gegen die Ober nicht zu hindern vermochte und Mitte Juli bis Züllichau zurückmanövriert war, während die Russen ihm gegenüber lagerten.

Der König war außer sich über diesen Mangel an Entschlußfähigkeit; er verlangte unter allen Umständen eine Waffenentscheidung, da ihm daran liegen mußte, die Ober, eine seiner Hauptverkehrsadern nach Schlesien, nicht in den Machtbereich des russischen Heeres fallen zu lassen. Er entsandte am 19. Juli den Generalleutnant v. Wedel nach Züllichau, vertraute ihm den Oberbefehl „als Diktator mit besonderen Vollmachten“ an und berief Dohna ab. Die Instruktion Wedels gipfelte in dem Befehl: „bei erster Gelegenheit den Feind nach Meiner Manier zu attackieren“.

Die Lage in Schlesien hatte sich inzwischen gleichfalls verändert.*)

Feldmarschall Daun war aus Böhmen nach Schlesien vorgegangen und hatte bei Markt-Lissa ein Lager bezogen. Ihm gegenüber stand der König im Lager bei Schmottseifen in einer starken Stellung, in der er einen Abmarsch Dauns zur Vereinigung mit den Russen verhindern konnte, zumal Daun auf seine Magazine und rückwärtigen Verbindungen in Böhmen angewiesen war und in Schlesien keine Hilfsmittel gefunden haben würde. Da sich der österreichische Feldherr zu einem Angriff auf die Stellung des Königs nicht entschloß, andererseits aber verpflichtet war, den Russen entgegenzukommen, so entsandte er den General Laudon mit 12 000 Mann auf dem linken Neißeufer nach Rothenburg, den General Haddik mit 24 000 Mann nach Löbau. Daun behielt noch 50 000 Mann bei sich.

Hierdurch war auch der König zu Detachierungen gezwungen; der Prinz von Württemberg wurde mit 6000 Mann in die Gegend von Halbau entsandt, um Laudon zu beobachten, Prinz Heinrich, der mit 28 000 Mann bei Baugen gestanden hatte, sollte den Marsch Laudons in nördlicher Richtung begleiten. Er ließ den General Finc bei Baugen zurück und marschierte am 25. Juli nach Königswarttha.

*) Vergl. Übersichtsskizze 1 am Schluß des Festes.

Bei Landsküt standen sich Fouqué mit 13 000 Mann und der österreichische General de Ville mit 25 000 Mann gegenüber. Die Reichsarmee war bis Mitte Juli nach Sachsen vorgerückt; sie fand nur geringen Widerstand an den schwachen Besatzungen der Elbfestungen.

In diesem Augenblick traf beim Könige die Nachricht von der Niederlage Wedels bei Kay ein. Wedel hatte am 23. Juli die Russen auf ihrem Marsche nach der Ober angegriffen und war unter erheblichen Verlusten geschlagen worden. Immerhin war es ihm noch gelungen, bei Tschirzig die Ober zu überschreiten und am 24. bei Sawade auf dem linken Ufer unversorgt ein Lager zu beziehen.

Da die Österreicher bisher nichts getan hatten und auch nichts tun konnten, um Verpflegung für die russische Armee auf dem linken Oberufer sicherzustellen, so setzte Soltikow jetzt seinen Marsch auf Krossen fort, welches nach leichtem Gefechte von den russischen Vortruppen genommen wurde; diese wandten sich dann auf Frankfurt a. O., wohin nun auch die russische Armee folgte — weil sie angeblich mit Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Am 1. August wurde Frankfurt von dem russischen General Villebois besetzt, das schwache preussische Garnisonbataillon auf seinem Rückzuge nach Küstrin eingeholt und nach kurzem Widerstande gefangengenommen.

Für den König war nunmehr der Augenblick zum Handeln gekommen. Er zögerte nicht und beschloß, sofort selbst gegen die Russen vorzugehen, um ihnen möglichst noch vor ihrer Vereinigung mit den Österreichern eine Schlacht zu liefern. Der König mußte aber zu diesem Zweck alle verfügbaren Truppen aus Sachsen heranziehen, da er Schlefien unmöglich den Österreichern überlassen konnte.

Er befahl, Prinz Heinrich solle den General Finck mit 9000 Mann bei Baugen gegen Haddit stehen lassen und mit dem Rest nach Sagan marschieren. Von dort sollte der Prinz für seine Person in das Lager von Schmottseifen gehen, um an Stelle des Königs den Befehl daselbst zu übernehmen. Der Prinz war inzwischen am 26. Juli nach Hoyerswerda marschiert und wandte sich nunmehr auf Sagan.

Ebendorthin sollte sich auch der Prinz von Württemberg mit seinen Truppen von Halbau aus begeben.

Dem General v. Wedel wurde befohlen, die Ober zu decken, die Brücken bis Frankfurt abzuwerfen, die Übergangsmittel dem Feinde zu entziehen, Kanonen, Munition und Lebensmittel aus Glogau heranzuziehen und sich auf alle Weise zu reetablieren. Eigenhändig fügte der König hinzu:

„Mir hat es geahnt, das Ding würde schief gehen, Ich habe es Ihm auch gesagt, denn die Leute waren verblüfft — mehr nicht daran gedacht, sondern wo der Succurs zum ersten zustoßen kann, um von neuem draufzugehen.“

Nach Sagan sollte ferner Oberst v. Moller mit 20 schweren Geschützen und der Generalleutnant v. Seydlitz kommen.

Mit den hier am 30. Juli vereinigten 21 Bataillonen, 31 Escadrons und der schweren Artillerie beabsichtigte der König, möglichst unbemerkt von den Österreichern, die Vereinigung mit Wedel zu bewirken, um sich dann gegen Soltikow zu wenden. Er trat sofort den Marsch in nördlicher Richtung an.

Bei den Österreichern war inzwischen die Niederlage der Preußen bei Kay ebenfalls bekannt geworden; daraufhin hatte sich Haddik am 29. Juli mit Laudon bei Priebus vereinigt, und Daun glaubte nunmehr die Russen auf das linke Oderufer locken zu können, indem er ihnen die Korps der beiden Generale entgegen sandte. Er befahl, Laudon und Haddik sollten sich der Oder nähern und sich irgendwo mit Soltikow vereinigen. Wenn der König dann zu einer Teilung seiner Kräfte schreiten und nach der Oder abmarschieren würde, wollte Daun selbst mit den Hauptkräften der österreichischen Armee dorthin folgen.

Zimmer aber blieb seine Absicht, die ganze Operation nach Schlesien hineinzuspielen, und dies gelang ihm trotz aller Vorstellungen bei dem russischen Feldherrn nicht.

Soltikow blieb auf dem rechten Oderufer und versuchte Laudon zuerst bei Schieblo, dann bei Frankfurt zum Übergehen auf das rechte Ufer zu bewegen.

König Friedrich hatte schon am 1. August die Vereinigung der beiden österreichischen Generale und ihren Marsch auf Guben erfahren. Er beorderte daher jetzt auch Zind mit seinem Korps heran, „um die Leute zurückzujagen“. — Am 2. August trifft der König bei Guben die österreichische Avantgarde unter Haddik; es gelingt, sie unter Verlusten zu vertreiben. Haddik folgt aber nicht dem Laudonschen Korps in nördlicher Richtung, sondern wendet sich unbegreiflicherweise nach der oberen Spree und nimmt demnächst eine Aufstellung bei Spremberg.

Laudon hatte am 2. August, bei einer Zusammenkunft mit Soltikow, dessen Wunsch, die Österreicher sollten die Oder bei Fürstenberg überschreiten, abgelehnt und erklärt, daß er auf dem linken Oderufer zu verbleiben gedenke, um den Russen den Übergang zu erleichtern. Als Soltikow am 3. August abends in Frankfurt eintraf, fanden abermals Verhandlungen statt, bei denen Laudon die neuen Vorschläge Dauns befürwortete. Dieser hatte sich zu einer Offensivbewegung bereit erklärt, wenn die Russen auf dem rechten Oderufer bis Kroffen zurückmarschieren und dort den Fluß überschreiten würden. Dies lehnte Soltikow ab, er wollte sich unter keinen Umständen von seinen rückwärtigen Verbindungen durch die Oder trennen lassen. Ob er — wie Maslowski behauptet*) — sich Frankfurt als Basis gewählt

*) Maslowski, Der Siebenjährige Krieg, 3. Teil aberseht von A. v. Drygalsti, Seite 79.

hat, um Berlin als Operationsziel zu nehmen, mag dahingestellt bleiben; der Charakter des russischen Feldherrn spricht nicht für ein derartiges zielbewusstes Handeln.

Graf Peter Soltikow hatte im Juni 1759 erst den Oberbefehl über das gegen den König von Preußen im Felde stehende Heer übernommen; sein Vorgänger, Graf Fermor, blieb bei der Armee und begnügte sich mit dem Kommando einer Division. — Die Urteile seiner Zeitgenossen über den 60jährigen General Grafen Soltikow lauten nicht günstig, auch Laudon findet ihn „unfähig für einen schwierigen Posten“. Dennoch gelang es schließlich dem schlauen Sarmaten, den österreichischen General zu überreden, sich mit seinem Korps auf das rechte Oberufer zu begeben und hierdurch eine Vereinigung, wenigstens mit einem Teile der Verbündeten, zu bewirken.

Auf dem linken Oberufer blieben nur Vorposten, Kasaken und Kroaten. Die russisch-österreichische Armee bezog ein Lager auf den Höhen östlich von Frankfurt, zwischen der Oderniederung und der Frankfurter Forst. *) Der rechte Flügel dieser Stellung befand sich auf den Judenbergen, die Front nach Südosten gekehrt, folgte dem hügeligen Gelände über die Falkensteinberge nach dem großen Spitzberg und von hier nach dem Mühlberg, wo sich der linke Flügel befand. Die ganze Stellung wurde sofort befestigt, zahlreiche Redouten und Batterien angelegt, von denen einige auch die Front nach der Niederung hatten. Wolfsgruben und Astverhaue dienten zur Verstärkung der Werke.

Hier lagerte die russische Armee in einer Stärke von etwa 50 000 Mann, einschließlich 10 000 irregulärer Truppen; insgesamt 68 Bataillone, 36 Schwadronen und 240 Geschütze. Auf dem rechten Flügel standen die 1. Division unter Graf Fermor und die 2. unter dem Grafen Villebois; die 3. Division — Graf Rumjanzew — stand am großen Spitzberg, das sogenannte „neue oder Schuwalowsche Observationskorps“, unter dem Fürsten Galizin, hatte den Mühlberg besetzt.

Laudon war am 5. August bei Frankfurt über die Oder gegangen und lagerte mit seiner Infanterie gleichfalls auf den Judenbergen, Front nach der Oder zu. Die österreichische Kavallerie und die leichten Truppen bivaktierten in der Niederung am Nothen Vorwerk. Ein Knüppeldamm — so breit, daß drei Mann nebeneinander reiten konnten — war von hier aus quer durch den Händerbusch in der Richtung auf den Laudonsgrund hergestellt worden, so daß der Umweg durch die Dammvorstadt vermieden wurde.

Laudon verfügte über 16 Bataillone Infanterie und 5 Bataillone Kroaten, 34 Schwadronen und 48 Geschütze; im ganzen über etwa 18 500 Mann. Die Verbündeten zählten also zusammen 68 500 Mann mit fast 300 Geschützen.

*) Vergl. Plan von Runeräsdorf.

Die russische Artillerie bedarf besonderer Erwähnung. Sie war durch den erfinderischen General Grafen Peter Schumalow im Besitze recht guten Materials gelangt. Die sogen. „Geheimhaubitzen“, deren Kartätschwirkung eine größere war als die der anderen Kanonen, bewährten sich allerdings auf die Dauer nicht, aber die „Einhörner“, Universalgeschütze für Vollkugeln, Granaten und Bomben, waren den preußischen Geschützen jedenfalls überlegen.

Was im übrigen die Stärke des russischen Heeres ausmachte, war seine nationale Zusammensetzung, die hingebende, fast fatalistische Tapferkeit des Soldaten, die selbst bei einer mangelhaften Führung selten verlagte und hierdurch den zwar besser geschulten und besser geführten, aber aus oft unzuverlässigen Elementen aus aller Herren Länder zusammengesetzten Truppen König Friedrichs gefährlich werden konnte.

Wir haben den König am 2. August in Guben verlassen.*) Er hatte die Gegend von Müllrose zur Vereinigung mit den Truppen des Generals v. Wedel bestimmt. Am 3. August trifft er in Beeskow ein, von wo er an den Minister Grafen Zinckenstein schreibt: „Je viens d'arriver après des cruelles et terribles marches.“

Am 4. August werden, nach kurzem Gefechte, die Vortruppen Laudons bei Müllrose vertrieben, und der König bezieht dort südlich des Kanals ein Lager. Hier kommt am 6. Wedel an.

Da die Verbindungen mit Glogau durch die Stellung Haddiks bei Spremberg bedroht waren, hatte der König angeordnet, daß in Berlin Verpflegung sichergestellt und nach Fürstenwalde geschafft werden solle. Da diese aber noch nicht eingetroffen war, sah er sich genötigt, näher an Küstrin heranzugehen, um die Vorräte dieser Festung benutzen zu können. Er trat daher mit der Armee am 7. August in drei Kolonnen in nördlicher Richtung an und bezog auf den Höhen westlich Boossen und westlich Frankfurt ein Lager hinter dem Mühlgraben zwischen Boossen und Wulkow.**)

Zur Sicherung der Verbindung mit Küstrin wurde der Generalleutnant v. Seydlitz mit 7 Bataillonen und 25 Eskadrons nach Lebus entsandt; 10 Eskadrons hielten zwischen diesem Orte und Wulkow, woselbst der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, die Verbindung aufrecht.

In dieser Stellung langte am 9. August der General v. Finck mit seinem Korps — 9500 Mann Infanterie und 1600 Reitern — nach sehr anstrengenden Märschen an. Er wurde empfangen mit dem Viktoria-schießen für den Sieg bei Minden, den Herzog Ferdinand von Braunschweig am 1. August über die Franzosen erfochten hatte.

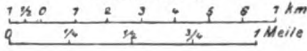
Der König verfügte jetzt über etwa 49 000 Mann.

*) Vergl. Übersichtskizze 1 am Schlusse des Heftes.

**) Vergl. nebenstehende Übersichtskizze 2.

Übersichtsskizze 2.

1 : 225 000.



a, a', b Schiff-Brücken der Preussen
c, d, e Schiff-Brücken der Russen



Wenn auch der König seine Gegner, was ihre Widerstandsfähigkeit anbetraf, wohl nicht unterschätzte, so blickte er doch mit Zuversicht und vollstem Vertrauen auf seine Truppen. Allerdings, die Infanterie war nicht mehr diejenige, die er bei Prag und Leuthen zum Siege geführt, und namentlich die Regimenter des Wobelschen Korps hatten durch die ungünstigen Operationen im Bosenschen und durch die verlorene Schlacht bei Kay viel an ihrem inneren Halt verloren. Noch aber war überall die Mannszucht vorhanden, das Offizierkorps voller Hingabe für den geliebten König und für den Dienst.

Die Manövrierfähigkeit der Infanterie war durchweg gut. Die Kavallerie war, nach des Königs eigener Anschauung, „in sehr gutem Stande“. In Seydlitz hatte sie einen Führer, auf den sie mit vollem Vertrauen sah.

So war der König vollauf berechtigt, in einem Schreiben an den Minister Grafen Findenstein aus Müllrose vom 4. August zu sagen: „Je souhaite de tout mon coeur de vous donner dans peu de temps une aussi bonne nouvelle que celle que je viens de recevoir,“ gemeint ist die Nachricht vom Siege bei Minden, aber — fügt er hinzu: „mais mes oursomanes ne sont pas des Français, et l'artillerie de Soltykow vaut cent fois mieux que celle de Contades“.

Und dem bald darauf eintreffenden Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der die näheren Ergebnisse der Schlacht meldete, sagte er: „Weil Ich im Begriffe bin, die Russen anzugreifen, so bleiben Sie so lange hier, bis ich Ihnen das Gegencompliment mitgeben kann.“

König Friedrich beabsichtigte anfänglich die Ober bei Lebus, unterhalb Frankfurt, zu überschreiten und das russische Lager östlich dieser Stadt anzugreifen, falls die Russen nicht abmarschieren würden. In letzterem Falle wollte er ihnen folgen und sie womöglich zum Kampfe stellen. Es ist kaum anzunehmen, daß die Schwerfälligkeit Soltikows die Preußen an dem Übergange bei Lebus gehindert hätte, zumal das ganze Bruchgelände, von der Ober bis zu dem östlichen Talrande, damals völlig ungangbar war. Immerhin mochte es dem König doch gewagt erscheinen, in so großer Nähe vom Feinde einen Brückenschlag auszuführen; auch hätte der Transport der von Küstrin heranzuführenden Rähne längere Zeit gedauert. So wurde denn weiter nördlich, zwischen Reitwein und Göriz, die Stelle für den Übergang gewählt.

Am 10. August besetzte Seydlitz Reitwein und schob das Infanterieregiment v. Bredow mit etwas Artillerie zum Schutze des Brückenschlages auf Prähmen und Rähnen auf das rechte Ufer hinüber.

In der Nacht zum 11. August wurden über die damals vorhandenen beiden — 175 und 50 Schritt breiten — Oderarme eine Schiffbrücke und eine Pontonbrücke geschlagen. Der König brach mit der Armee in der-

selben Nacht aus dem Lager bei Kroffen auf und marschierte in drei Kolonnen nach Reitwein ab, wo er gegen 3 Uhr morgens eintraf. Um diese Zeit war der Brückenschlag vollendet.*)

An dem Abschnitt bei Wüste-Kunersdorf verschleierte Generalmajor v. Wunsch mit 3 Freibataillonen und 5 Schwadronen vom Husarenregiment v. Malachowski diese Bewegung.

Die Truppen empfangen in Reitwein Brot und Fourage, die aus Küstrin dorthin geschafft worden waren. Es wurden sodann an der Brückenstelle sämtliche Zelte zurückgelassen, von der Infanterie die Ranzen, von der Kavallerie die Mantelsäcke abgelegt. Zur Deckung der Brücken und des Gepäcks ließ der König den Generalmajor v. Flemming mit je drei Bataillonen auf jedem Ufer zurück. Er selbst überschritt mit der Infanterie und Artillerie im Laufe des Vormittags den Strom, während Seydlitz mit der gesamten Kavallerie bei Detscher durch eine Furt ging.

Die Armee marschierte demnächst auf dem rechten Oberufer in südlicher Richtung weiter, vom Feinde völlig unbehelligt, aber natürlich beobachtet von den Kasaken und den leichten österreichischen Truppen.

Unter dem Schutze der weit voraus auflärenden Husaren v. Kleist, welche die umherstreichenden Kasaken vor sich hertrieben, erreichte gegen 1 Uhr nachmittags die Avantgarde den Nordrand der Bischoffsee Heide; rechts daneben standen die Husarenregimenter v. Kleist und v. Puttkamer und setzten Feldwachen gegen das Hühnerfließ hin aus. Der rechte Flügel der Infanterie lehnte sich an das Dorf Leissow, der linke Flügel hatte Bischoffsee vor der Front.

Die Kavallerie stand hinter dem linken Flügel des zweiten Treffens der Infanterie; die Reserve, unter dem Generalleutnant v. Zinck, verblieb rechts gestaffelt zwischen Trettin und Leissow, dies Dorf mit zwei Bataillonen besetzt haltend.

Das Grenadierbataillon v. Billerbeck wurde zum Schutze des königlichen Hauptquartiers nach Bischoffsee gelegt.

Es war etwa 1 Uhr nachmittags, als König Friedrich auf den Trettiner Höhen eintraf, um persönlich die Stellung seiner Gegner zu erkunden. Dort bot sich ihm folgendes Bild:**)

Die Niederung zwischen dem Trettiner Talrande und der Ober war im Jahre 1759 noch völlig sumpfig und trotz des heißen Sommers nur an wenigen Stellen passierbar. Außer dem Kezerdamm, welcher von der auf dem rechten Oberufer liegenden Dammvorstadt nach Trettin führte, bildete ein Damm von der Oberbrücke durch die Vorstadt nach den Juden-

*) Vergl. die Übersichtsskizze 2, Brücken a und b; Brücke a wurde nach dem Übergange abgebrochen und bei a¹ eingefahren.

**) Vergl. den Plan des Schlachtfeldes.

bergen hin den einzigen Übergang. Der letztere Damm fand seine Fortsetzung in den auf Kroffen und Keppen führenden Straßen und in dem damals sehr sandigen Wege am Nordrande der Judenberge und des Mühlberges. Dieser Weg führte über die Kleine Mühle nach der Bäcker- und Großen Mühle, über das Fühnerfließ nach Trettin und Bischofsee. Nördlich dieses Weges, also in der Niederung selbst, zog sich von der Dammvorstadt bis zur Kleinen Mühle der Händerbusch, von dort bis zur Großen Mühle der Elsbusch hin, beide von zahlreichen Gräben durchzogen und für geschlossene Truppen und Reiter ganz ungangbar.

In der Niederung am Nothen Borwerke war das Lager der österreichischen Kavallerie deutlich zu erkennen.

Dagegen verdeckten die Bäume des Händer- und Elsbuses den Fuß der vor ihnen liegenden Höhen. — Dem König erschien daher das ganze Gelände, von den Judenbergen bis zum Mühlberge, als eine zusammenhängende Hochfläche, auf der er die Verschanzungen des linken russischen Flügels und des zweiten Treffens wahrnahm. Ihm schien es, als ob diese die feindliche Front bildeten, was nach der ganzen Lage durchaus gerechtfertigt gewesen wäre. Über den Mühlberg hinweg waren der Kirchturm und der Rauch des von den Russen in Brand gesteckten Kurersdorf zu sehen; in dem Bäckergrund, zwischen dem Mühlberg und dem Pechstangenberg — so bezeichnet der König in seiner Relation den heutigen Kleistberg,*) weil wahrscheinlich dort ein Fanal stand — konnte man einen starken Astverhau erkennen.

Von dem Standpunkte des Königs war nicht zu sehen, wie das Gelände südlich und westlich Kurersdorf beschaffen war, namentlich war auch der Große Spitzberg durch den Mühlberg verdeckt und die südlichen Ausläufer der Judenberge, welche bastionsartig vorspringen — jetzt Falkensteinberge genannt — als besondere Erhebungen nicht zu erkennen. Verhängnisvoll für den König wurde es aber, daß weder der nach der Trettiner Höhe gerufene Major v. Linden vom Regiment Goltz, der in Frankfurt a. O. in Garnison gestanden hatte und als eifriger Jäger in der Umgegend Bescheid wissen wollte, noch zwei Förster über die Eigentümlichkeiten des Geländes richtige Auskunft geben konnten. So blieb der König vorläufig in Unkenntnis von der Unpassierbarkeit der Seenkette südlich Kurersdorf, deren sumpfige Umgebung nur an wenigen schmalen Stellen ein Überspringen möglich machte; er erfuhr nicht, daß die Hochfläche zwischen den Judenbergen und dem Mühlberge von mehreren tiefen, schluchtartigen Einschnitten durchzogen war, deren steile Händer einem Angriff von Osten her außerordentliche Schwierigkeiten bereiten mußten, und er erhielt endlich auf seine an die Förster gerichtete

*) Ein weithin sichtbarer Turm, „Kleisturm“ genannt, steht seit mehreren Jahren auf den Judenbergen, nördlich des Kirchhofs. Man hat von seiner Plattform aus einen guten Ueberblick über die Stellungen der Verbündeten.

Frage, ob die Oesterreicher vom Rothen Vorwerke her direkt auf die Judenberge marschieren könnten, eine verneinende Antwort, weil die Leute von der Herstellung des Knüppeldammes nichts wußten. Der König meinte, die Oesterreicher würden die Russen gar nicht unterstützen können, da sie doch durch die Dammvorstadt marschieren müßten und dort durch die russische Bagage bald aufgehalten werden würden.

Wer heutzutage das Schlachtfeld von Runersdorf besucht, kann sich nur schwer einen Begriff machen von der Bodengestaltung und der Beschaffenheit des Geländes, wie sie vor fast anderthalb Jahrhunderten von den Zeitgenossen geschildert werden. Der Händer- und der Elsbusch sind nicht mehr vorhanden; die Obniederung ist zwar noch immer für größere Truppenbewegungen unzugänglich, aber mehrere Wege führen jetzt in allen Richtungen hindurch. Die Einschnitte zwischen dem Mühlberg und den Judenbergen sind nicht mehr als Hindernisse für Infanterie, an den meisten Stellen auch nicht für Kavallerie zu betrachten; der Ruhgrund, der Tiefe Weg und der Laudonsgrund machen fast nirgends mehr den Eindruck von Hohlwegen. Der Triebsand auf diesen dünenartigen Erhebungen und eine fortschreitende Kultur haben die Schroffheiten der Hänge gerundet und an einzelnen Stellen, wie namentlich am Großen Spitzberge, wohl eine ganz andere Bodengestaltung herbeigeführt. Auch das damals so schwer zu überwindende Sumpfgelände südlich Runersdorf ist jetzt an vielen Stellen, und teilweise in breiter Front, zu durchschreiten.

Da dem König ein Angriff von Norden her gegen den von ihm irrthümlich für die Front gehaltenen Rücken der feindlichen Stellung unmöglich erschien, weil er seine Armee in der Niederung nicht entwickeln konnte, und weil ein Überschreiten des Hühnerfließes an der Bäder- und Großen Mühle mit der ganzen Armee wegen der Nähe des Feindes und dem Mangel an Entwicklungsraum untunlich war, so entschloß er sich zu einer Umgehung der feindlichen Stellung durch den Wald, um sie von Südosten her anzugreifen.

Nachdem er im Laufe des Nachmittags nach Bischofsee zurückgekehrt war, gab er am Abend des 11. August eine Disposition*) an die Generalität aus, nach welcher — „wofern der Feind in seinem Posten, worin er jetzt ist, stehen bleibt“ — die Armee am nächsten Morgen treffenweise links abmarschieren sollte. Der Abmarsch war durch die Truppen der Generalleutnants v. Zind und v. Schorlemmer zu verschleiern. Der König gibt für deren Verhalten zur Täuschung der Russen genauere Anweisungen. Zum übrigen hatte Zind um 6 Uhr morgens die Anhöhe von Bischofsee und die Trettiner Höhe mit Infanterie und Artillerie zu besetzen, durfte jedoch nicht eher attackieren, als bis die Armee zu feuern begonnen, — „es sei denn,

*) Nach dem Pirchischen Journal. Tempelhoff und Gaudy weichen in Kleinigkeiten ab.

daß der Feind seine Front verändert und Bewegungen machen würde, alsdann sucht er davon zu profitieren“. Schorlemmer sollte mit 21 Schwadronen die Infanterie unterstützen und ein Übergehen des Feindes über das Hühnerfließ verhindern.

Die Armee sollte in zwei Kolonnen links abmarschieren, der General v. Seydlitz mit seiner Kavallerie vor dem Anfang der zweiten Kolonne und des zweiten Treffens reiten, während der Prinz von Württemberg mit seinen Kürassieren und den Husaren v. Kleist dem rechten Flügel des ersten Treffens folgen sollte. Nach dem Aufmarsch der Armee hatte sich dann der Prinz von Württemberg hinter den rechten Flügel des zweiten Treffens in eine Linie zu setzen, die Husaren v. Kleist sollten die Infanterie überflügeln. General v. Seydlitz sollte auf dem linken Flügel mit seiner Kavallerie ebenso verfahren. Während des Marsches im Walde war der rechte Flügel der Armee etwas vor-, der linke aber zurückzunehmen.

Nach dieser Disposition kann man annehmen, daß auf dem rechten Flügel, unter dem Prinzen von Württemberg, 30 Schwadronen, auf dem linken Flügel, unter Seydlitz, 28 Schwadronen stehen sollten. *)

Bei Trettin verblieben auf dem rechten Ufer des Hühnerfließes 10 Schwadronen Alt-Platen-Drögoner und Mähring-Husaren, während 4 Schwadronen von Jung-Platen hinter dem rechten Flügel der Avantgarde standen.

In welcher Weise die schwere Artillerie in der Marschkolonne verteilt war, ist nicht festzustellen. Vermutlich waren außer den Regimentstkanonen, die sich auf dem rechten Flügel jedes Bataillons befanden, neun schwere Batterien zu je 10 Geschützen zwischen den Kolonnen der Infanterie eingeschoben; der Rest verblieb bei Find.

Auf dem linken Oberufer sollte der General v. Wunsch mit seinem Detachement auf Frankfurt vorgehen, die Stadt besetzen und während der Schlacht die Brücken und die Rückzugsstraße der Russen über die Oder bedrohen.

Der König hielt es nicht für ausgeschlossen, daß sich der Feind in der Nacht nach Keppen zurückziehen könnte, und gab für diesen Fall noch eine zweite Disposition aus, nach der er dem Gegner dann um 3 Uhr morgens in drei Kolonnen folgen wollte, um ihn in seiner vermutlichen Aufstellung in der Gegend von Keppen mit dem rechten Flügel anzugreifen. Die Kavallerie sollte als dritte, linke Flügelkolonne marschieren, in der

*) Stiehle nimmt an, daß die Drögoner v. Meinde zur Division Seydlitz gehört haben. Ich glaubte, sie bei der Division des Prinzen von Württemberg aufzuführen zu müssen, da der Prinz sich im Verlaufe der Schlacht gerade mit diesem Regiment vom linken nach dem rechten Flügel begibt; es erscheint mir wahrscheinlich, daß er dies mit einem unter seinem besonderen Befehl stehenden Regiment ausgeführt hat.

Reihenfolge und Bezeichnung: Division des Generals v. Seydlitz, Division des Prinzen von Württemberg, Division des Generals v. Schorlemmer. An einen nächtlichen Abmarsch der Russen über die Oder oder auf Krossen scheint der König nicht gedacht zu haben; die Bewegung nach Neppen wäre schwerlich ausführbar gewesen; man kann auch hier wohl annehmen, daß dem König nur höchst unvollkommene Karten zur Verfügung standen.

Im russischen Hauptquartier hatte allerdings bis zum 10. August noch die größte Unentschlossenheit geherrscht.

An diesem Tage berichtete Laudon, nach einem Kriegsrat bei Soltikow, an Daun, er sei der Meinung, „daß man sich dies Jahr von den Russen nichts mehr versprechen kann“. Indessen am Nachmittage des 10. berief Soltikow einen zweiten Kriegsrat, indem er — wahrscheinlich durch bestimmte Befehle seines Hofes oder durch Dauns Drängen bewogen — sich zum Aufbruche bereit erklärte. Soltikow verlangte aber, daß Daun sich näher an die Oder heranziehen müsse, er wollte sodann, nach Eintreffen von 60 schweren Geschützen aus Posen, am 16. August bei Krossen oder Schiedlo mit der russischen Armee über die Oder gehen. Da traf am Abend die Meldung von den Kasaken ein, daß die Preußen in Richtung auf Lebus in Marsch wären, und bald nach Mitternacht wurde auch der Brückenschlag und das Übersetzen von Truppen auf das rechte Oderufer gemeldet. Man mußte sich auf einen Angriff gefaßt machen. Ein Abmarsch angesichts der preussischen Armee scheint jetzt nicht mehr erwogen worden zu sein. Soltikow beschloß vielmehr, in seiner verschanzten Stellung den Preußen entgegenzutreten. Noch am 11. verlegte er sein Hauptquartier von Frankfurt nach der Kleinen Mühle und ließ sämtliche Verschanzungen nochmals inspizieren. Die gesamte Bagage wurde unter Bedeckung auf das linke Oderufer nach Tschekschnow geschoben, was um so leichter auszuführen war, als man außer den in der Skizze 2 bezeichneten Brücken bei c und d noch eine dritte Brücke e etwa in Höhe der Grundheide neben den festen Brücken geschlagen hatte. Auf Laudons Rat wurde am Nachmittage das Dorf Runersdorf in Brand gesteckt, damit es dem Gegner keine Deckung bieten könne. Es brannte bis auf die Kirche ab. —

Die preussische Armee verbrachte die Nacht vom 11. zum 12. ohne Zelte und ohne Feuer in ihrem Bivak. Außer dem in Reitwein empfangenen Brot waren Verpflegungsmittel nicht ausgegeben und in den ärmlichen Ortschaften, denen die Kasaken schon seit mehreren Tagen Besuche abgestattet hatten, werden schwerlich noch nennenswerte Vorräte zu finden gewesen sein.

Es war 2 Uhr morgens, als die Armee in aller Stille aufbrach und durch die Waldungen südöstlich Bischoffee in Richtung auf den Schweden-

damm marschierte. 46 400 Mann führte der König den 68 500 Verbündeten entgegen.)*

König Friedrich ritt mit den Kleist-Husaren auf die Walkberge, wo er bei dem erwähnten Fanal, gegenüber dem Mühlberg, Aufstellung nahm und mit Tagesanbruch das russische Lager erkundete. Bei ihm befand sich ein aus der Gegend stammender Soldat vom Regiment Goltz, den man am Tage zuvor in Arrest behalten hatte, damit er nüchtern sei! Von ihm sowie jedenfalls auch von den Patrouillen seiner Kavallerie erfuhr der König, daß sich südlich Runersdorf eine Seenkette befände, die ein Überschreiten mit aufmarschierter Armee nicht gestatte; er sah nun aber auch von hier, daß ein Durchziehen der Marschkolonnen zwischen den Seen und ein demnächstiger Aufmarsch westlich davon ausgeschlossen war, da er im Bereich der russischen Kanonen hätte ausgeführt werden müssen. Eine Fortsetzung der Umgehung bis südlich der Seen hätte die Armee immer weiter in den Wald geführt, sie vor die nunmehr als feindliche Front erkannte 3 km lange Stellung, zwischen dem Falkensteinberge und Runersdorf, gebracht und sie von dem Sindschen Korps bei Trettin völlig getrennt.

Die günstigen Batteriestellungen auf den Walkbergen und östlich Runersdorf haben den König wahrscheinlich auch bestimmt, von einer weiteren Umgehung Abstand zu nehmen, und so entschloß er sich zum Aufmarsch mit dem rechten Flügel am Hühnerfließ, in der Gegend der Mätschmühle, mit dem linken Flügel etwa am Faulen See.

Zu welcher Zeit der König diesen Befehl gegeben, und wo sich in jenem Augenblick der Anfang der Infanterie befunden hat, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Nach den Berichten muß man annehmen, daß ein großer Teil der Infanterie bereits die Engen am Scheibler- und Richtersee auf der Faulen- und Strohbrücke überschritten hatte, ihr Anfang sich etwas östlich des Runersdorfer Seenabschnittes befand. Das Ende der Marschkolonne, die mindestens 7 km lang war, muß noch östlich des Hühnerfließes gewesen sein. Da die Armee um 2 Uhr nachts aufgebrochen war und erst 8 bis 10 km zurückgelegt hatte, so wird selbst bei sehr langsamem Marsch der Anfang der Kolonnen bei Sonnenaufgang, zwischen 4 und 5 Uhr morgens, schon in der Runersdorfer Heide östlich der Seen angelangt sein.

Als nun hier der Befehl des Königs zum Aufmarsch eintraf, mußten ein großer Teil der Infanterie und die Artillerie auf den schmalen Waldwegen und Gestellen wieder Kehrt machen, da der Wald nicht überall gangbar war. Übereinstimmend wird in den Berichten hervorgehoben, daß es

*) Die Bataillone der Regimenter Treskow, Gablenz und Anhalt-Bernburg, welche an den Brücken zurückgelassen waren, zählten zusammen etwa 2600 Mann; sie müssen von der Gesamtkräfte der preussischen Armee in Abzug gebracht werden. Dagegen habe ich das Detachement Wunsch mit eingerechnet, wenn es auch in den Gang der Schlacht nicht eingegriffen hat.

namentlich viel Zeit erfordert hätte, die schweren Geschütze zu wenden; sie hätten hierzu abgespannt und von den Mannschaften umgedreht werden müssen. Nur durch diese großen Schwierigkeiten und Umständlichkeiten ist es zu erklären, daß erst nach 10 Uhr vormittags der Aufmarsch der Armee, und zwar mit der Avantgarde vor dem rechten Flügel des ersten Treffens, am Osthange der Walkberge, gedeckt im Walde, sich vollziehen konnte. Den linken Flügel des ersten Treffens und das zweite Treffen muß man noch im Anmarsche aus dem Walde und aus der Richtung von der Faulen- und Strohbrücke annehmen; es waren hier jedenfalls mehrfache Kreuzungen und Aufenthalte der Marschkolonnen entstanden, so daß diese Bewegung die Kräfte der Mannschaften bei der sich immer mehr steigenden Hitze des Tages sehr in Anspruch nahm. — Das Infanterieregiment Diercke wurde zur Bedeckung der Munitionskolonnen östlich des Hühnerfließes an der Drossener Straße belassen.

Auf Befehl des Königs hatte Oberst v. Moller bis um 11 Uhr vormittags je eine Batterie von zehn Zwölfpfündern auf dem Kleistberg und an der Frankfurt—Drossener Straße in Stellung gebracht, zunächst gedeckt durch die Husaren v. Kleist und die 4 Schwadronen Jung-Platen- Dragoner der Avantgarde.

Von der Kavallerie war die Division Seydlitz auf dem linken Flügel östlich der Runersdorfer Seen am Kleinen Spitzberge aufmarschiert; die Kavalleriedivision Prinz von Württemberg wurde, weil auf dem rechten Flügel kein Raum war, gleichfalls nach dem linken Flügel gezogen, wo ein Teil hinter der Division Seydlitz verblieb; mit dem Rest ging der Prinz bis an den Waldrand südlich des Großen Spitzberges vor.*)

Diese ganze Bewegung war den Russen nicht verborgen geblieben, aber Soltikow sah sich nicht veranlaßt, Gegenmaßregeln zu treffen. Er berichtet hierüber nach der Schlacht an die Kaiserin: „Der Feind rückte gegen unsern rechten Flügel an und indem er Miene machte, als ob er auf allen Seiten den Angriff machen wollte, war es nur seine Absicht, den Ort aus-
zusehen, wo er seine Attacke am besten anfangen könne.“

Endlich, um 11¹/₂ Uhr vormittags, konnte der König der Batterie auf dem Kleistberg den Befehl zur Eröffnung des Feuers geben. Es war das Zeichen auch für die anderen Batterien zum Beginn des Kampfes.

Die Finckischen Batterien, die auf dem Trettiner Spitzberg und östlich des Kranichluchses auf 2000 und 1700 Schritte eine zu geringe Wirkung

*) Daß beide Divisionen auf den linken Flügel gezogen wurden, ist außer allem Zweifel. Mir erscheint es aber wahrscheinlich, daß der Prinz von Württemberg nicht mit seiner ganzen Division bis an die Radbusch-Eichen gegangen ist, weil er später von hier aus nur mit dem Dragonerregiment v. Meinicke nach dem rechten Flügel reitet und weil das Kürassierregiment Markgraf Friedrich seiner Division mit Sicherheit vom Kleinen Spitzberg her über die Seengegegend zur Attacke vorgegangen ist. Vergl. S. 412 Anm.

hatten, wurden sehr bald näher an das Hühnerfließ vorgeschoben, und der König ließ noch eine Batterie auf dem Kleinen Spitzberg auffahren, so daß nunmehr 50 bis 60 schwere Geschütze ihr Feuer gegen die Verschanzungen auf dem Mühlberg vereinigen konnten.

Siergegen vermochten die Russen mit etwa 40 Geschützen vom Mühlberg zu antworten. Als nunmehr die preussische Avantgarde durch den Wald über die Walkberge vorging, überschütteten die Russen den Bäckergrund mit Granaten, wodurch ein Teil des Verhaues in Brand geriet und Lücken entstanden.

Trotz dieses Feuers führte aber Generalmajor v. Jung-Schenkendorff seine vier Grenadierbataillone durch die Lücken des Verhaues, ließ im toten Winkel der mit ungenügendem Schußfelde angelegten Verschanzungen am Osthange des Mühlberges wieder in Linie aufmarschieren und ging zum Sturme vor. Als die Grenadiere bis auf 100 Schritte heran waren, wurden sie mit Kartätsch- und Kleingewehrfeuer empfangen; sie gaben eine Salve ab, dann wurde mit gefälltem Gewehr die Brustwehr überstiegen.

Das russische Grenadierregiment des Observationskorps, welches hier stand, hatte bereits durch das Artilleriefeuer schwere Verluste gehabt. Es wurde jetzt nach kurzem Handgemenge zurückgeworfen. General v. Jung-Schenkendorff wandte sich nun gegen die russischen Batterien auf dem südlichen Hange des Mühlberges und nahm sie nacheinander. Die preussischen Grenadiere hatten nur etwa 200 Tote und Verwundete verloren.

Inzwischen war auch Generalmajor v. Lindstädt mit den vier anderen Bataillonen der Avantgarde durch den Bäckergrund vorgegangen, hatte den Mühlberg erstiegen und verlängerte die vordere Linie, indem er sich rechts neben die Schenkendorffschen Bataillone setzte. Auch das als Bedeckung bei der Batterie auf dem Kleistberg stehende I. Bataillon Markgraf Carl aus dem ersten Treffen hatte sich dem Vorgehen der Avantgarde angeschlossen, so daß jetzt neun Bataillone auf dem Mühlberg standen. Da hier zur Entwicklung einer solchen Zahl von Bataillonen zur Linie nicht Raum genug vorhanden war, so bildeten sie mehrere Treffen hintereinander. Einen Teil der Regimentsgeschütze hatten die tapferen Grenadiere auf den Berg heraufgezogen; sie fügten jetzt den weichenden Russen noch schwere Verluste bei. Leider gelang es nicht, die eroberten russischen Geschütze — und davon befand sich schon eine ganze Anzahl in Händen der Preußen — zu verwerten, weil man angeblich ihre Konstruktion nicht kannte.

Als infolge des glücklichen Angriffs die Batterien auf dem Mühlberg schwiegen, war Generalleutnant v. Finck mit seinen acht Bataillonen und der Kavallerie v. Schorlemmers angetreten und hatte bei der Großen Mühle das Hühnerfließ überschritten. Er ließ den linken Flügel seiner Infanterie hinter der Avantgarde auf dem Osthange des Mühlberges aufmarschieren und zog den rechten Flügel zwischen dem Nordhange dieses Berges und dem Elsbusch

bis in die Höhe des rechten Flügels der Avantgarde vor. Hierbei mußte das sumpfige Gelände am Fließ und Busch durchschritten werden. Hinter der Infanterie marschierte die Kavalleriedivision Schorlemmer auf.

Der König war inzwischen auf den Mühlberg vorgeritten. Er erkannte, daß es vor allem notwendig sei, die schwere Artillerie hierhin vorzubringen, und gab die entsprechenden Befehle. Es trafen aber nur vier Zwölfpfünder vom Finckschen Korps ein, bei denen sich der spätere General v. Tempelhoff, der Verfasser der Geschichte des Siebenjährigen Krieges, als Bombardier befand. Dieser schildert die Schwierigkeiten, an denen alle Versuche scheiterten, noch mehr schwere Geschütze auf den Mühlberg heraufzubringen. In dem tiefen Sande blieben die Geschütze stecken, und die bereits stark in Anspruch genommenen Pferde versagten; zudem war nunmehr der Bädergrund und das ganze Gelände nach dem Hühnerfließ zu durch die dort aufmarschierten Truppen sowie durch die Verwundeten und Gefangenen verstopft. Diese Verwirrung vermehrte sich noch im Laufe der Schlacht und hat jedenfalls viel dazu beigetragen, daß die Wiederherstellung der Linien nach dem Durchschreiten des Grundes Zeit und Mühe kostete.

So lange die Munition reichte — es waren nur 100 Schuß für jede Kanone vorhanden*) — hatte aber diese Batterie eine gute Wirkung gegen die auf Runersdorf und nach dem Kuhberg weichenden Russen. Fürst Galizin ließ seine Grenadiere hier durch die vier anderen Regimenter des Schuwalowschen Korps aufnehmen. Aber auch diese erlitten durch das preußische Artilleriefeuer schwere Verluste und wurden geworfen, als die Bataillone Jung-Schenkendorffs und Lindstädt's in ihrem Vorgehen verblieben. — Nach russischen Berichten wandten sich die Reste des sogen. Schuwalowschen Korps zum größten Teile in den Grund am Eisbusche und verschwanden völlig vom Schlachtfelde. Ein Teil wich indessen nach Runersdorf zurück, verfolgt und niedergehauen von den Jung-Platen-Dragonern und Kleist-Husaren, die der Avantgarde gefolgt waren. Aber an den von den Russen noch besetzten Trümmern des Dorfes mußten die preußischen Reiter kehrt machen.

Obgleich Soltikow nunmehr erkannt hatte, daß der König den linken russischen Flügel zum Angriffsziele genommen, ließ er die Truppen Galizins doch nicht unmittelbar unterstützen. Er ordnete aber an, daß die Divisionen des Zentrums — den rechten Flügel an die Befestigungen auf dem Großen Spitzberg gelehnt — in Richtung nach dem Kuhberg, mit der Front nach Osten, Aufstellung nehmen sollten. Dahinter ließ Laudon die österreichischen Regimenter in mehreren Treffen durch den nach ihm benannten Grund heranrücken und stellte einige Reiterregimenter am Fuße der Höhen hinter der Infanterie bereit. Nur die Division Fermor blieb vorläufig noch auf den Juden- und Falkensteinbergen.

*) Tempelhoff, Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland, 3. Teil.

Während sich diese Bewegungen vollzogen, griff Jind vom Talrande aus den Kuhberg umfassend an, und der rechte Flügel der Avantgarde ging gleichzeitig in der Front vor. Die Russen wichen über den Kuhgrund zurück, fanden aber auf dem Höhenzug zwischen diesem und dem Tiefen Wege Aufnahme.

Es war jetzt 2 Uhr nachmittags. Dem König war es gelungen, mit verhältnismäßig geringen Kräften — 17 Bataillonen — dem Gegner eine starke Stellung zu entreißen und ihm erhebliche Verluste beizubringen; gegen 70 russische Geschütze befanden sich in Händen der Preußen. Der Gegner war zu einem Aufmarsch gezwungen, der ihm nicht die volle Entwicklung seiner Kräfte zum Feuergefecht gestattete. Er hatte hinter sich die Oder, — in Frankfurt mußte inzwischen General v. Wunsch eingerückt sein und die Brücken in der Hand haben.

Aber deutlich erkannte man vor sich die starken Kräfte der Russen und Österreicher, die in dichten Massen, treffenweise hintereinander auf dem nach den Judenbergen terrassenförmig ansteigenden Gelände sichtbar waren.

Nach der Schilderung verschiedener Schriftsteller ritten in diesem Augenblick mehrere Generale zum König heran und rieten ihm, wohl im Hinblick auf die Ermüdung der Truppen und die große Hitze, die Schlacht abzubrechen und sich mit der Verteidigung der gewonnenen Stellung zu begnügen. Namentlich soll Jind darauf aufmerksam gemacht haben, daß der Feind sicherlich nicht wagen würde, die Preußen anzugreifen, vielmehr wahrscheinlich nur die Dunkelheit abwarten werde, um unter deren Schutz den Rückzug anzutreten.

Wenn man den Charakter Soltikows berücksichtigt und die Kampfweise der damaligen russischen Armee, die sie zur zähen Verteidigung wohl befähigte, zum Angriff auf einen unerschütterten Feind aber kaum verwendbar erscheinen ließ, so ist es wohl möglich, daß der russische Feldherr einen Angriff nicht gewagt haben würde, und daß es selbst dem Genie eines Laudon und seinen braven österreichischen Regimentern nicht gelungen wäre, die Verbündeten mit sich fortzureißen.

Der Gedanke aber, daß die Russen und Österreicher das Schlachtfeld geräumt haben würden, ist kaum wahrscheinlich. Dem König hätte also am nächsten Tage eine Fortsetzung des Kampfes bevorstanden, ob unter günstigeren Bedingungen, ist nicht anzunehmen, da Verpflegung schwerlich zu beschaffen gewesen wäre.

Für den König lag kein Grund vor, an dem glücklichen Ausgange der Schlacht zu zweifeln. Ihm steht der Endzweck jedes Kampfes — die Vernichtung des Gegners — vor Augen; bricht er das Gefecht ab, so gibt er die Schlacht verloren. Noch aber ist der größte Teil seiner Infanterie und die gesamte Kavallerie überhaupt nicht zum Gefecht gekommen, und es gilt Abrechnung zu halten mit dem Feinde, der Ostpreußen und Pommern ver-

wüstet hat und das Herz der Monarchie unmittelbar bedroht. Im Vollgefühl des entscheidenden Sieges, der ihm winkt, entsendet der König zu dieser Zeit reitende Boten nach der Hauptstadt mit der Nachricht von der bei Frankfurt gewonnenen Schlacht.

Dann aber erteilt er den Befehl zum Angriff auf Runersdorf und auf die Höhen westlich dieses Dorfes.

Das erste Treffen war inzwischen mit seinem rechten Flügel hinter der Avantgarde vorgerückt, das zweite Treffen lehnt sich rechts an die Wallberge an, während der linke Flügel beider Treffen im Vormarsch begriffen ist und sich noch östlich von Runersdorf, zum Teil östlich des Kleinen Spitzberges, befindet.

Es entwickeln sich zunächst wieder die in vorderster Linie kämpfenden Regimenter und Grenadierbataillone des Zindschen Korps und der Avantgarde zum Angriff über den Kuhgrund. General v. Zind versucht wieder vom Elsbusch aus zu umfassen, stößt am Hange auf das russische Regiment Sibirien, welches die Preußen aus nächster Nähe mit Gewehrfeuer empfängt, und erleidet namentlich von den russischen Batterien auf den Höhen westlich des Tiefen Weges, die den Höhenrand bestreichen, schwere Verluste. Die preußischen Bataillone führen hier ein hinhaltendes Feuergefecht, alle Versuche, die Stellung noch weiter rechts zu umfassen, mißlingen in Folge des ungangbaren Geländes im Elsbusch.

Die wiederholten Angriffe der neun Bataillone der Avantgarde, die nunmehr von der Brigade Thiele des ersten Treffens unterstützt werden, scheitern an dem tapferen Widerstand des österreichischen Regiments Baden-Baden und der österreichischen Grenadiere.

Dagegen gelingt es den Regimentern Zind, Prinz Heinrich und Knobloch den tapfer verteidigten Kirchhof und die Trümmer des Dorfes Runersdorf den Russen zu entreißen und die Verschanzungen unmittelbar östlich des Dorfes zu nehmen. Der rechte Flügel der auf dem Westhange des Kuhgrundes stehenden Österreicher ist bedroht, sie müssen unter erheblichen Verlusten über den Tiefen Weg zurückweichen.

„Die Hoffnung eines glücklichen Ausganges fing gegen 3 Uhr nachmittags an sehr klein zu werden“ — so berichtet der sächsische General v. Niedesfel an den König von Polen.

Aber wiederum ist es der Feldmarschallleutnant v. Laudon, der hier persönlich eingreift und bei dem russischen Oberfeldherrn mit seinen Vorschlägen Gehör findet. Er führt sechs österreichische Infanterieregimenter bis auf den vom Großen Spitzberg in nördlicher Richtung führenden Höhenzug vor, den Tiefen Weg vor ihrer Front lassend. Rechts von ihm verstärkt Soltikow die auf dem Großen Spitzberg kämpfenden Russen, und General Borosdin läßt in die dort angelegte Batterie Geschütze aus den rückwärtigen Verschanzungen vorbringen.

In der nur etwa 1200 m breiten Stellung stehen die Verbündeten in dichten Linien in mehreren Treffen hintereinander; die in vorderster Linie fechtenden Truppen werden sofort ersetzt, wenn sie sich erschossen haben oder durch starke Verluste erschüttert sind. Das verheerende Feuer namentlich von der Batterie auf dem Großen Spitzberg, läßt den Angriff der Brigade Knobloch scheitern. Aber die Gegenangriffe der Russen werden jedesmal von der preußischen Infanterie abgewiesen.

König Friedrich erkannte die Gefahr, die jene russische Batterie für das weitere Fortschreiten seines Angriffes hatte. Er läßt die eine zwölfpfündige Batterie vor dem linken Flügel der Infanterie bis an den Blanken See vorziehen,*) um die feindliche Artillerie wirksamer unter Feuer nehmen zu können. Auch auf dem Kuhberg und am Südostrande von Runersdorf wurden mit großer Mühe Batterien in Stellung gebracht; da hier aber nur Sechspfünder vereinigt werden konnten, war deren Wirkung nicht groß.

Dem linken Flügel der Infanterie befaßl der König „rechtsum zu machen und dicht östlich der Seen auf Runersdorf vorzurücken“.

Sobald die Brigaden mit ihrem Ende an dem Dorfsee vorbei waren, schwenkten sie links ein, gingen durch das Dorf und zogen sich mit halblinks neben die Brigade Knobloch; die hinteren Brigaden schoben sich wahrscheinlich hierbei in die vordere Linie ein, um diese wieder vorwärts zu reißen, wenn ein Stillstand eingetreten war. Trotz des mörderischen Feuers aus der Batterie des Großen Spitzberges gelingt es Teilen der Regimenter Fink, Prinz Heinrich und Goltz auf kurze Zeit bis in die Batterie einzudringen. Ein heldenmütiges längeres Ringen beginnt zwischen 3 und 6 Uhr sowohl hier wie auf dem rechten preußischen Flügel, wo General v. Fink immer von neuem seine Bataillone gegen den Nordrand der Höhen, westlich des „Tiefen Weges“, vorführt. Wohl gelingt es an einigen Stellen den Abhang zu erklimmen, aber von vernichtendem Feuer aus allernächster Nähe empfangen, bricht die Mehrzahl der Tapferen blutend zusammen; der Rest weicht in den Elsbusch zurück.

Vergebens sammeln die preußischen Generale die zurückgeworfenen Bataillone um ihre Fahnen. Die Generalleutnants v. Hülsen, v. Wedel, v. Ikenplitz, v. Fink, die Generalmajors v. Knobloch, v. Jung-Stutterheim und v. Ikenplitz brechen verwundet zusammen. Die Reihen der preußischen Bataillone lichten sich bedenklich, und schon verlassen auch Unverwundete die vorderste Linie. Der zersetzende Kampf lockert die Bande der Mannszucht. Zu Hunderten umdrängen die vom brennenden Durst gepeinigten Soldaten die Runersdorfer Teiche und das Hühnerfließ.

*) Vergl. auf dem Plan Stellungen b.

„Ich habe vor einen Trunk Wasser einen Gulden geben sehen; ich selber habe vier Groschen gegeben“, so schreibt nach der Schlacht der Fähnrich v. Desfeld vom Regiment Bülow an seine Mutter!

Vom Kuhberg aus, wo der große König seinen Standpunkt genommen hatte, war zu erkennen, daß der Angriff der Infanterie gegen den Großen Spitzberg keine weiteren Fortschritte machte. Der König konnte aber von hier aus nicht sehen, wie das Gelände südlich des russischen Lagers bis zum Waldrande hin beschaffen war. Wahrscheinlich nahm er an, daß sich hier ein günstiger Aufstieg auf die Höhen finden würde, um die dichten feindlichen Massen in Flanke und Rücken zu fassen. Schon einmal war es seiner Kavallerie gelungen — am Tage von Borndorf — durch überraschenden Angriff in die russischen Reihen Tod und Verderben zu tragen und der eigenen Infanterie Lust zu verschaffen. Er entsendet seine Adjutanten zu Seydlitz mit dem Befehl zur Attacke.

Der Überlieferung nach soll sich der General mehrfach geweigert haben, diesem Befehl nachzukommen, „weil es noch nicht an der Zeit hierzu sei“. Wenn sich diese Erzählung auch nicht beweisen läßt, so ist eine dahingehende Vorstellung des berühmten Reiterführers insofern nicht unwahrscheinlich, als Seydlitz von seinem Standpunkt auf dem Kleinen Spitzberg die großen Schwierigkeiten übersah, die sich einer Attacke auf die Höhen nach dem Überschreiten der Seeengen und bei dem schmalen Entwicklungsraum entgegenstellen würden.

Es ist auch deshalb nicht unwahrscheinlich, weil der Flügeladjutant v. Götzen berichtet, er sei zum Prinzen von Württemberg entsandt worden, um diesen nach dem rechten Flügel zu beordern. Der König mochte nach Seydlitz' Vorstellungen versuchen wollen, nun erst am Nordrande der Höhen entlang um den linken Flügel der Russen herum zu attackieren. — Als Götzen den Prinzen von Württemberg am Waldrande südlich des Großen Spitzberges trifft, ist dieser General „erfreut, von der Stelle, wo er, ohne etwas zu bewirken, von den Ästen der Bäume und der feindlichen Artillerie viel Schaden litt, fortzukommen“ und eilt mit dem Dragonerregiment Meinicke nach dem rechten Flügel zum König. Bevor er aber hier eintrifft, was bei dem erforderlichen Umwege und den verstopften Wegen sicherlich ziemlich lange gedauert hat, wird Götzen noch einmal vom König zur Kavallerie entsandt.

Inzwischen scheint Seydlitz aber bereits selbst den Befehl zum Vorgehen gegeben zu haben. Als er an der Spitze der vordersten Schwadronen zwischen dem Dorffsee und Blankensee hindurchsprengt, zerschmettert ihm eine Kartätschflugel den rechten Arm. Er muß das Schlachtfeld verlassen.

Obgleich Generalleutnant v. Platen hier anwesend war und den Befehl über die beiden Kavalleriegruppen übernahm, kam ein einheitlicher Angriff nicht zustande, aber auch günstige Augenblicke für ein sofortiges Eingreifen einzelner Schwadronen wurden verpaßt. Götzen schildert sehr anschaulich,

wie der Kommandeur des Kürassierregiments Markgraf Friedrich*) nach dem Überschreiten der Seeenge erst sein Regiment habe aufmarschieren lassen, ob- schon er ihn auf das dringendste aufgefordert habe, die österreichischen Grenadiere, welche mit dem Säbel in der Faust zur Verfolgung des ab- geschlagenen Infanterieregiments Wied aus den Verschanzungen vorgebrochen seien, mit den vordersten Jügen sofort zu attackieren. Als das Regiment endlich zur Attacke ansetzte, waren die Verfolger, die Gefahr erkennend, längst wieder umgekehrt, und das Kürassierregiment geriet in das feindliche Kartätsch- und Kleingewehrfeuer und mußte nunmehr mit einem Verlust von mindestens 200 Reitern und Pferden umkehren.

In dieser Weise wurde die Attacke der gesamten Kavallerieregimenter des linken preussischen Flügels ausgeführt. Sie stießen auf der ganzen Süd- front des russischen Lagers auf Wolfsgruben und Batterien und erlitten namentlich schwere Verluste durch das flankierende Feuer der Batterie auf den Falkensteinbergen.

Platen sammelt die gelichteten Schwadronen am Nordrande des Waldes westlich der Seen und wendet sich dann zur Attacke gegen die nunmehr unter Laudons persönlicher Führung aus den Verschanzungen und aus der Grund- heide vordringenden österreichischen Dragoner, sowie russischen Kürassiere und reitenden Grenadiere. Zwar gelingt es, den ersten Angriff abzuweisen; als Laudon ihn bald darauf wiederholt, werden die durch das Artilleriefeuer erschütterten preussischen Reiter geworfen. Da sich an den schmalen See- engen alles staut, geht ein Teil in Richtung auf Runersdorf zurück, bringt die eigene Infanterie in Unordnung und jagt dann weiter bis hinter das Hühnerfließ. Aber mehr als tausend preussische Reiter liegen hier auf diesem Teil des Schlachtfeldes blutend am Boden!

Mit der Niederlage der Kavallerie des linken Flügels ist das Schicksal des Tages besiegelt. Die völlig erschöpfte Infanterie ist gegen 6 Uhr nach- mittags nicht mehr in der Lage, den Kampf erfolgreich durchzuführen.

Zwar ist auf dem rechten Flügel jetzt der Prinz von Württemberg beim König eingetroffen. Er erhält die Zustimmung des Königs, gegen die linke feindliche Flanke zu attackieren, setzt sich an die Spitze der Meinde- Dragoner und reitet vom Westhange des Mühlberges am Talrande entlang im Trabe vor. Es gelingt ihm zunächst unbemerkt am Hange zu „glossieren“, dann aber kommt das Regiment in das Strichfeuer der russischen Batterien

*) Oberst v. Massow führte wahrscheinlich das Regiment am Tage der Schlacht. Es stand noch ein Oberleutnant v. Massow beim Dragonerregiment v. Rodow; doch befand sich dies bei der Kavalleriedivision Schorlemmer und griff erst gegen Ende der Schlacht am Mühlberg ein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Teil der Regimenter der Division Prinz von Württemberg östlich der Seenkette verblieben war, der Umstand, daß Göhen den Regimentsführer namentlich aufführt, dient meines Erachtens als Beweis hierfür.

süßlich Kleine Mühle. Doch der Prinz sprengt mit seinem Stabe den Hang herauf; — er sieht sich im Rücken der dort im Feuer stehenden feindlichen Infanterie und will den Befehl zur Attacke geben. Aber — die Dragoner sind ihm nicht gefolgt; die Verluste durch das Artillerief Feuer haben auch hier eine solche Verwirrung erzeugt, daß das Regiment sich zur Flucht in den Elsbusch gewandt hat. Der tapfere Prinz wird selbst schwer verwundet und entgeht nur durch sein schnelles Pferd der Gefangennahme.

Gleich darauf versucht General v. Puttkamer mit seinen weißen Husaren hier zur Attacke anzureiten. Er stirbt den Heldentod, und auch dieser Angriff scheitert.

Nun aber bricht Laubon noch einmal mit österreichischer Kavallerie zur Attacke vor. Während vier Grenadierkompagnien zu Pferde und ein Dragonerregiment die noch zwischen dem Tiefen Weg und dem Kuhgrund stehenden preussischen Bataillone niederreiten, attackiert das Dragonerregiment Kolowrat die im Grunde stehenden Reste der Finckschen Infanterie und treibt sie in den Elsbusch zurück. General v. Klitzing wird hierbei tödlich verwundet. Vergeblich wirft sich in der Front die Schorlemmer'sche Kavallerie entgegen; einem Teil derselben gelingt es zwar, das russische Regiment Nowgorod zu überreiten, doch scheitert der Angriff an dem Feuer der rückwärtigen Treffen.

Im Grunde nördlich des Kuhberges reiten die Leibkürassiere*) zur Attacke an, um ihre Infanterie zu entlasten, aber die Kolowrat- Dragoner und die von der Kleinen Mühle eintreffenden Tschugujew'schen Kasaken zersprengen das Regiment und nehmen einen großen Teil der in das Sumpfgelände Gerathenen gefangen.

Der königliche Feldherr befindet sich in der vordersten Linie seiner Infanterie. Eine Fahne vom Regiment Prinz Heinrich in der Hand, sucht er mit den Worten: „Wer ein braver Soldat ist, der folge mir!“ die Leute noch einmal vorwärts zu führen. Sein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde sind unter ihm verwundet. Vergebens ist sein Beispiel von Heldenmut.

Er reitet jetzt nach dem Mühlberg zurück, wo das Infanterieregiment Restwitz und einige Regimentsgeschütze den weichenden Preußen einigen Halt gewähren. Auch hier scheint der König nochmals das, was er an Truppen zu sammeln vermochte, zum Angriff vorgeführt zu haben, denn der russische General Stoffel schreibt: „Der Feind wurde bis auf die letztere Anhöhe des linken Flügels zurückgetrieben. Hier selbst aber rangierte des Königs von Preußen Majestät von neuem seine Infanterie, und zu der linken Seite seine Kavallerie, worauf seine zweite Attacke unter entsetzlichem Artillerie-

*) Nicht die Garbes du Corps (Nr. 13 der Kürassierregimenter), wie Laubert auf S. 50 angibt und Maslowski auf S. 109, sondern das Leib-Kürassierregiment (Nr. 3).

feuer den Anfang nahm und eine solche Wirkung tat, daß unsere Truppen, welche sich zum Teil verschossen hatten, wieder zu plündern anfangen.“

Jetzt hatte aber Soltikow auch die letzten Reserven von seinem rechten Flügel her herangezogen, und diese frischen Truppen nahmen nun auch die Trümmer von Runersdorf und gingen gegen den Mühlberg vor. Das bei den Munitionskolonnen verbliebene Infanterieregiment Diercke, welches in diesem Augenblick heraneilt und aus dem Walde bei den Walfbergen heraustritt, wird von der österreichischen Kavallerie, die Laudon zwischen dem Dorf- und Blantensee zur Verfolgung vorführt, umringt und zum größten Teile gefangen genommen.

Auch die auf dem Mühlberg noch ausharrenden Truppen werden allmählich in den Rückzug hineingezogen. In dem allgemeinen Wirrwarr hört bald jede Führung auf; die Brücken am Hühnerfließ sind verstopft, überall drängt die feindliche Kavallerie nach und nimmt namentlich die schwer beweglichen Geschütze fort.

Nur einer kann sich noch nicht von dem blutgetränkten Schlachtfelde trennen; unbeweglich steht dort auf dem Mühlberg — den Degen vor sich in den Sand gesteckt — König Friedrich. Der königliche Feldherr übersteht die furchtbaren Folgen der Katastrophe, — wenn seine Gegner ihren Sieg ausnutzen, ist alles verloren; umsonst das Ringen und die Siege der vorhergegangenen Jahre! Umsonst die Opfer, die er für Preußens Ruhm und Größe gebracht!

Und wie er im Herzen der Nachwelt lebt, als der unsterbliche Held, der kühn und stolz mit seiner Potsdamer Wachtparade den Kampf gegen das halbe Europa aufnahm, so sehen wir ihn an diesem Tage auch als den unerschrockenen Mann, der noch allein seine Brust dem Feinde bietet, als alles ihn verläßt; ein ragender Fels, den tosende Wellen umbranden.

„Vom Untergange bedroht, muß ich, mich dem Unheil stellend, denken, leben und sterben als König!“*)

„Herr Rittmeister, dort steht der König!“ so rief der Husar Belten**) dem Rittmeister v. Brittwig zu, der mit etwa 40 Zieten'schen Husaren am Mühlberg vorbei sprengte. Es gelang Brittwig, den König zum Besteigen eines Pferdes zu bewegen und ihn alsdann vor den herankommenden Kasaken zu schützen.

Auf der Trettiner Höhe hatte eine preussische Batterie eine Aufnahmestellung genommen. An ihrem Feuer kam die Verfolgung zum Stehen.

Zwar drängte Laudon auf eine energische Verfolgung und ließ österreichische Kavallerie vom Rothem Vorwerk gegen Trettin durch die Niederung

*) Friedrich der Große an Voltaire.

**) Hahn, Runersdorf; Anmerkung auf S. 110.

vorgehen; doch hinderten Alt-Platen-Drägoner und Möhrling-Husaren die feindlichen Reiter an einem Überschreiten des Rezer Dammes.

Soltikow aber, zufrieden mit dem Siege über den größten Feldherrn seiner Zeit, verzichtete auf eine weitere Ausbeute seines Erfolges, die leicht mit der völligen Vernichtung des preußischen Heeres enden konnte. Nur die Kasaken verfolgten noch auf dem rechten Odufer bis an die Brücken bei Görig die Zurückweichenden.

Dorthin hatte der König an den General v. Flemming den Befehl vorausgeschickt, er solle keinen Mann über die Brücken lassen. Auf diese Weise gelang es, dort wenigstens einen Teil der Mannschaften zu sammeln und Truppenverbände wiederherzustellen.

In einem Hause von Detscher verbrachte der König die Nacht.

Die Verluste der preußischen Armee betragen:

| | |
|---------------|---------------------------------|
| 87 Offiziere, | 5 969 Mann tot, |
| 406 " | 10 676 " verwundet, |
| 37 " | 1 334 " vermißt, |

im ganzen: 530 Offiziere, 17 979 Mann.*)

Außerdem gingen noch 26 Fahnen, 2 Standarten und 192 Geschütze verloren.

Aber auch die Verbündeten hatten schwere Verluste erlitten:

698 Offiziere, 16 239 Mann

bedeckten tot und verwundet das Schlachtfeld.

Die Ursachen der Niederlage bei Kunersdorf sind wohl in erster Linie in der völligen Erschöpfung der preußischen Infanterie zu suchen, die nach den anstrengenden, „grausamen“ Märschen der letzten Wochen und nach einer kurzen Bivaktnacht, ohne ausreichende Verpflegung, bei glühender Hitze, durch das aufreibende Hin- und Hermarshieren für einen so lange andauernden Kampf nicht mehr die genügende Ausdauer besaß.

Der Mangel an guten Karten und die Unterlassung einer ausreichenden Aufklärung des Geländes rächten sich hier.

Die Wahl der Angriffsfront und die Anordnungen des Königs für den Infanterieangriff kann man nur bewundern. Nachdem er am Vormittag erkannt hatte, daß der Angriff auf die feindliche Front — die der König zuerst mit einer gewissen Berechtigung für den Rücken der russischen Stellung hielt — durch die Geländeschwierigkeiten unmöglich sein würde,

*) Die Angaben über die Verluste schwanken; in der Berechnung bei Laubert, S. 92 ff., ist ein Rechenfehler enthalten, sowohl in der Summe der Vermißten der Infanterie, wo es 1113 statt 1095 und in der Gesamtsumme der Gemeinen, wo es 15 985 statt 15 967 heißen muß. Der Gesamtverlust beträgt mithin 18 509 Mann einschließlich 530 Offiziere. Durch Desertionen erhöhte sich der Verlust der Armee in der nächsten Zeit noch beträchtlich.

entschließt er sich zum Aufrollen dieser Stellung von der Flanke aus, und der rasche Erfolg seiner Avantgarde schien seiner Auffassung recht zu geben, daß hier die schwache Seite seiner Gegner zu suchen war.

Erst als im weiteren Verlaufe des Kampfes die Artillerie versagt, teils weil sie in dem tiefen Sande und in dem welligen Gelände stecken bleibt, teils weil der Munitionsnachschub nicht bewirkt werden kann, erlahmt der Angriff — und hier kommen wir zu einer weiteren Ursache für die Niederlage — zu dem heldenhaften und zähen Widerstand der Verbündeten. Waren die Anordnungen Soltikows rein defensiver Natur und trat seine persönliche Einwirkung während der Schlacht kaum in die Erscheinung, so scheinen — namentlich auch nach den russischen Berichten — seine Generale in vollem Maße ihre Schuldigkeit getan zu haben. Mit Ausnahme der auf dem Mühlberg stehenden Regimente des sogen. „neuen oder Observationskorps“, deren Ausbildung eine mangelhafte gewesen sein soll, hat sich die Truppe sehr tapfer geschlagen. Vielleicht kam ihr gerade zu statten, was für die preussische Infanterie ein Hemmnis war — die Tiefengliederung, hervorgerufen durch die schmale Entwicklungsfront, als der Angriff des großen Königs von der Flanke aus erfolgte. Einer Phalanx gleich, standen die dichten Massen der Russen, immer von neuem die vordere Linie ergänzend, während die Preußen nicht durchweg ihre volle Feuerkraft entfalten konnten und bei ihren Angriffen außerdem durch die Hohlwege und Befestigungen gehemmt wurden.

Die Überlegenheit um rund 20 000 Mann bei den Verbündeten hat in dem aufreibenden Kampf jedenfalls auch eine Rolle gespielt.

Der guten russischen Artilleriewirkung ist schon Erwähnung getan. Daß Laudon mit seinen österreichischen Regimentern wesentlich zu dem Siege der Verbündeten beigetragen hat, wird auch von den Russen zugegeben. Laudon selbst scheint überall, wo es notwendig war, persönlich eingegriffen zu haben. Wiederholt führt er die österreichischen Truppen auf die besonders gefährdeten Punkte und überrascht den König durch ihr Erscheinen. Die von dem österreichischen General angeordneten Kavallerieattacken sind, was ihren Zeitpunkt und ihr Ziel betrifft, mustergültig.

Man hat den preussischen Regimentern nachgesagt, sie hätten nicht alle ihre Schuldigkeit getan. Dem gegenüber braucht man wohl nur auf die Verlustziffern hinzuweisen.

Mit Ausnahme des Infanterieregiments v. Diercke, das gegen Ende der Schlacht zum großen Teile in Gefangenschaft geriet, hat kein Infanterieregiment und kein Grenadierbataillon weniger als 32 pCt. verloren, die Mehrzahl aber 50 pCt.; das Infanterieregiment v. Finck und das Grenadierbataillon v. Schwarz aber sogar 60 pCt., und hierbei können wohl die Verluste an „Vermißten“ mit im ganzen $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ pCt. kaum in Betracht kommen.

Von den preussischen Reitern war der sechste Teil tot oder verwundet; 12¹/₂ pCt. gehörten zu den „Vermissen“.

Wahrlich, diese Zahlen reden deutlich von einem Heldenmut, den wir bewundern müssen!

Mit solchen Truppen durfte König Friedrich es wagen, einen Feind in befestigter Stellung anzugreifen. Hätte das Schlachtenglück ihn nicht im Stiche gelassen, so winkte ihm ein Sieg, der die Vernichtung der feindlichen Armee zur Folge gehabt hätte.

Mit dem Rücken gegen die Oder gedrängt, auf deren anderem Ufer sich General v. Wunsch während der Schlacht bereits in den Besitz von Frankfurt gesetzt hatte und mit seinem Detachement die Brücken beherrschte, blieb den Verbündeten nur die Straße auf Krossen für den Rückzug übrig, und diese führte dann an der Front des Siegers vorüber. —

Die ganze Operation des Königs zur Schlacht zeigt eine große Ähnlichkeit mit dem Übergang der Ersten und Zweiten Armee über die Mosel in den Augusttagen vom Jahre 1870. Auch hier setzte man voraus, den Gegner wahrscheinlich im Abmarsch zu finden, und als er westlich Metz stand hielt, war man gezwungen, mit der Front nach der Mosel hin einzuschwenken. Die französische Armee wurde entscheidend geschlagen, und König Wilhelms Sieg führte zur Kapitulation von Metz.

Dem großen König blieb der Erfolg versagt.

Und dennoch können wir auch heute, am Gedächtnistage des Helden, diese verlorene Schlacht als — ein Ruhmesblatt in des Königs Vorbeeren flechten. Wenn schon sein geniales Handeln vor dem Zusammenstoß unsere Bewunderung erregt, so müssen wir noch mehr über seine Größe und über die Macht seiner Persönlichkeit in der nun folgenden schweren Zeit staunen. —

Wohl hat der König im ersten Augenblick gezwifelt an seinem Stern. Noch am Abend des 12. August schreibt er aus Detscher an den Minister Grafen Findenstein: „Je ne survivrai point à la perte de ma patrie. Adieu pour jamais!“ Er sieht die Verluste für bedeutender an, als sie sind, und vermag es nicht zu glauben, daß seine Gegner nicht zur völligen Vernichtung seiner Armee schreiten werden.

Aber schon am 13. morgens führt er die an den Brücken Gesammelten über die Oder zurück, vereinigt sich bei Reitwein mit der Brigade Flemming und dem Detachement Wunsch und bleibt zunächst hier stehen, um die zahlreichen Verwundeten und Versprengten noch heranzuziehen. Etwa 20 000 Mann sind am 13. abends bei Reitwein unter den Waffen.

Der König selbst war durch die Anstrengungen und Aufregungen erkrankt. Er übertrug den Oberbefehl über seine Armee, „während der Krankheit bis an meine Besserung“, dem General v. Finck und ernannte den Prinzen Heinrich zum Generalissimus.

Das Schreiben an letzteren fiel indes den Österreichern in die Hände und gelangte nicht zur Kenntnis des Prinzen. Es war gut, denn schon am 16. übernahm der König wieder den Befehl. *)

Seine Gegner waren fast völlig untätig geblieben. Soltikow feierte ein Siegesfest auf dem Schlachtfeld und ging erst am 16. August mit seiner Armee und den Laudonschen Truppen über Frankfurt auf das linke Oderufer, um in der Gegend von Tzicheskchnow—Poffow—Markendorf ein Lager zu beziehen. **)

Haddit war schon am 14. bis Müllrose heranmarschiert, aber dann bei Hohenwalde stehen geblieben, weil er die falsche Nachricht von einem Sieg der Preußen erhalten hatte.

Trotz dieser Verstärkung von etwa 12 000 Mann hinderten die Verbündeten den König nicht, als er auf die Meldung von ihrem Oderübergange gleichfalls am 16. aufbrach und von Reitwein nach Madlitz (nordöstlich Fürstenwalde) marschierte. Die tatsächliche, fast verzweifelte Lage der kleinen preussischen Armee war ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen; trotz seines Sieges scheute Soltikow vor dem Gedanken zurück, seinen großen Gegner noch einmal anzugreifen, und auch Daun ließ den günstigen Augenblick vorübergehen, wo ein gemeinschaftliches Handeln den Feldzug zugunsten seiner Kaiserin entschieden hätte.

Anders handelte König Friedrich. Am 18. August führt er die Armee in ein Lager bei Fürstenwalde. Hier steht er bereit, die Hauptstadt zu decken, falls die Russen dorthin vorgehen sollten.

Bis Ende des Monats hat er 33 000 Mann unter seinem Befehl wieder vereinigt, aber die Verbindung mit der Armee des Prinzen Heinrich ist auf Wochen gestört, und neue schwere Schläge stürmen auf ihn ein.

Und dennoch bleiben sein Mut und seine Tatkraft ungebrochen!

Man hört in neuester Zeit so oft behaupten, daß des großen Königs Offensivgeist im Laufe der sieben Kriegsjahre sichtlich abgenommen habe, daß er ebenso wie er auf eine strategische Offensive verzichten mußte, auch die Schlachtenentscheidung vermieden habe, weil es ihm an der notwendigen Überlegenheit fehlte und er genötigt war, seine Truppen möglichst zu sparen!

Nun, — Runersdorf ist wohl der schlagendste Beweis gegen solche Ansichten.

Und des Königs Mut war auch nach dieser Niederlage nicht gebrochen. Als wenige Wochen nach der Schlacht die Russen Anstalten machen, auf Glogau zu marschieren, schreibt der König an Fouqué: „Ich leide es

*) „Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte“, 6. Bd. 1. Hälfte. Leipzig 1893. Raubé, S. 252 ff.

**) Vergl. Ubersichtstafel 2.

nicht, daß man Glogau belagere. Eher schlage ich mich, komme daraus, was da wolle, — das ist der alten Ritter Denkart und auch die meinige!“

So spricht kein Zauberer, sondern der „offenste aller Feldherren“, wie Claufewitz den großen König nennt. Durch seine Willenskraft und Verantwortungsfreudigkeit wird er der Schrecken seiner Feinde! Und in der Tat — trotz Kunersdorf, trotz Dresden und Maxen — die Russen gehen nach Polen zurück, die Österreicher wagen keinen Angriff, und Schlesien und Sachsen — mit Ausnahme von Dresden — bleiben in der Hand des Königs.

So war auch am Schlusse des Feldzuges von 1759 König Friedrich Herr der Lage, weil er alle seine Gegner an Seelengröße weit überragte, weil er getreu blieb dem Grundsatz, den er selbst dem königlichen Feldherrn vorschreibt:

„Steh' nicht zurück das Schwert in seine Scheide,
Bis Deine ganze Absicht Du erreicht, —
Du tatest Nichts, bevor Du Alles tat'st!“*)

*) L'art de la guerre, chant troisième, freie Übersetzung von Carl v. Reinhard. Berlin 1853.

Quellen.

- Akten des Geh. Kriegsarchivs.
 Tempelhoff, Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland. III. Teil. —
 Berlin 1795.
 Kriete, Historisch-militärische Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf. — Berlin 1801.
 Seidel, Kurze Nachricht von der Schlacht bei Kunersdorf. — Frankfurt a. D. 1809.
 Oeuvres de Frédéric le Grand, 30 Bände; herausgegeben von Preuß. — Berlin
 1846 bis 1856.
 Hahn, Kunersdorf. — Berlin 1852.
 Beiheft zum Militär-Wochenblatt für das I. Quartal 1860: Die Schlacht bei Kuners-
 dorf. — Berlin 1859. (Arbeit des damaligen Hauptmanns Stiehle vom großen
 Generalstab.)
 Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. 6. Band, erste Hälfte.
 Leipzig 1893.
 Masłowski, Der Siebenjährige Krieg nach Russischer Darstellung. III. Teil. —
 Berlin 1893. (Mit Autorisation des Verfassers übersezt und mit Anmerkungen
 versehen von A. v. Drygalski.)
 Laubert, Die Schlacht bei Kunersdorf. — Berlin 1900.
-

es von Kui
t 1759.

Das Gefecht in und bei Lüneburg am 2. April 1813.

Ein Beitrag zur Erhebung Hannovers im Jahre 1813 und zur Geschichte des
hannoverschen Kronprinz-Drägerregiments

von

P. v. Trojchte,

Oberleutnant im 2. hannoverschen Drägerregiment Nr. 16, kommandiert zur Kriegsakademie.

(Mit drei Skizzen in Steindruck.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Das bislang nur wenig erforschte Gefecht von Lüneburg bietet in seiner Vorgeschichte, seinem Verlauf und seinen Folgen dem Geschichtskundigen jener Tage wie dem Soldaten manches Interessante und Lehrreiche.

Lüneburg war damals eine Stadt des französischen Kaiserreiches. Von hier aus wurde westlich der Elbe zuerst das deutsche Volk zu den Waffen gerufen. Die französischen Behörden wurden abgesetzt und verjagt. Russische, teils noch ferne Freikorps bildeten die einzige Unterstützung dieser nationalen Erhebung im westlichen Deutschland.

Vor diesen der russischen Armee weit vorausseilenden leichten Truppen waren die Franzosen auf die Weser zurückgewichen. Als sie die Schwäche des Verfolgers jedoch erkannten, drang ein Teil wieder gegen die Elbe vor und nahm Lüneburg mit Gewalt ein, um von dort die Hand auf Hamburg und die Niederelbe zu legen.

Blieben diese Truppen, die der französische General Morand führte — in jenem Chaos der Volksleidenschaften, wo die Zeit, wie Treitschke sagt, im Fieber lag —, im Besitz Lüneburgs, so war die Erhebung Hannovers und die der Bewohner an der Niederelbe mindestens sehr in Frage gestellt, Napoleon war, wenn dann auch Hamburg erobert war, Herr der Zugänge zur Nord- und Ostsee.

Die Tätigkeit der Freikorps, deren größte Tat die Erstürmung Lüneburgs und die Vernichtung der Division Morand war, hat der Sache der Freiheit damals einen kräftigeren Ansporn gegeben, als die begeisterten Proklamationen, die ganz Europa durchhallten, sie erschien der Mitwelt als eine Heldentat, eine herrliche Vorbedeutung für eine glückliche Zukunft.

Nicht minder interessant ist die militärische Seite. Der Oberst Cardinal v. Widdern nennt die Erstürmung Lüneburgs ein höchst merk-

würdiges Gefecht. Einer der Führer an jenem Tage, der russische General Czernitschew, drückt dies noch deutlicher in einem Bericht an den König von Preußen vom 7. April 1813 aus, indem er schreibt: „On aura de la peine à concevoir que 3500 hommes de bonnes troupes avec 12 pièces de canons et 300 chevaux, occupant une ville forte déjà par son local, entourée d'un rempart et d'un mur et dont le front de plus est défendu par une rivière profonde, aient été forcés et totalement détruits par environ 700 hommes d'infanterie, 2000 chevaux et 7 pièces d'artillerie.“ (Näheres siehe Anlage 1.)

Dies Ergebnis hat auch noch heute auf den ersten Blick etwas so Überraschendes, daß nur eine eingehende urkundliche Forschung dem Soldaten eine Erklärung bieten kann.

Die neueren Werke, in denen das Gefecht von Lüneburg behandelt wird, so die 1899 veröffentlichten „Betrachtungen über die Streifkorps im deutschen Befreiungskriege 1813“ vom Obersten Cardinal v. Widdern, und das 1901 erschienene Treuenfeldsche Werk „Das Jahr 1813 bis zur Schlacht von Groß-Görschen“ geben — aus Nichtkenntnis einer Anzahl von Urkunden — in Einzelheiten von den Ereignissen vor und während des Gefechts von Lüneburg eine teils lückenhafte, teils unzutreffende Darstellung.

In nachstehender Studie ist auf Grund des bedeutenderen gedruckten Materials, der Urkunden im geheimen Staatsarchiv und im Archiv des großen Generalstabes zu Berlin, des Staatsarchivs zu Hannover, der Familienakten der Herren v. Estorff und der in der städtischen Bibliothek zu Lüneburg aufbewahrten Originalnachrichten von 1813 versucht, eine berichtigende und ergänzende Schilderung des Gefechts vom 2. April zu geben. (Quellen siehe Anlage 2)

Lüneburg war das letzte Hauptquartier Mortiers gewesen. Von hier aus wurde die am 5. Juli 1804 zwischen diesem General und dem Grafen Wallmoden-Gimborn abgeschlossene, berüchtigte Elbkonvention eingeleitet, die das Kurfürstentum Hannover als solches vernichtete und die hannoversche Armee auflöste.

Fünf Jahre später — am 19. Mai 1809 — erschienen vor den Toren derselben Stadt Schillsche Husaren, um sie zur Erhebung aufzurufen. Es war ein vergebliches Bemühen, denn aus eigener Kraft konnte sich Hannover nicht mehr befreien.

Frankreichs Grenzen reichten bis zur Elbe, ja darüber hinaus bis zur Ostsee (siehe Skizze 1).

Ein sehr harter Druck lastete auf dem unglücklichen Lande. Berichte aus dem Jahre 1808 besagen, daß in Lüneburg „sich manche die Verarmung so zu Herzen gezogen haben, daß sie zum Selbstmord getrieben sind; wieder andere sind wahnsinnig geworden“.

Wenn so in seiner äußeren Erscheinung Hannover ganz danieder lag, hoffte man doch im geheimen immer noch auf Rettung. Man träumte von einem Wunder, das geschehen sollte. Zündstoff war genug gesammelt. Es bedurfte nur der Flamme, um ihn zu entfachen. —

Das Jahr 1812 ging zu Ende. Die Kunde von dem Untergang der großen Armee drang über die Elbe. York hatte eine Konvention mit den Russen abgeschlossen. Der Stein war ins Rollen gekommen.

Bei Feststellung des Kriegsplans zum Kampf gegen Napoleon rechneten die Verbündeten auf eine Volkserhebung an der unteren Elbe. Scharnhorst, der als Hannoveraner seine Landsleute wohl kannte, hatte zuerst die Entsendung von Streifcorps in die noch vom Feinde besetzten Länder vorgeschlagen. Sie sollten den patriotischen Sinn erwecken, die Waffenfähigen militärisch gliedern, die fremden Behörden absetzen und den Kern der Insurrektionstruppen bilden.

Die Verfolgung der Trümmer der großen Armee über die Grenze hinweg war durch Platow, Wittgenstein, Tschitschagow und Wassiltschitow übernommen. Die Avantgarde Platows führte der Generaladjutant des russischen Kaisers Graf Czernitschew.

Bei Danzig schon wurden zu dem von Scharnhorst angeregten Zwecke leichte Truppen unter Dörnberg, Tettenborn und Bentendorj abgezweigt. Die beiden letzten Generale operierten zunächst zeitweise unter Czernitschew.

Den Höhepunkt der gemeinsamen Tätigkeit jener Führer (Tettenborns nur indirekt) sollte die spätere Erstürmung Lüneburgs bilden.

Der Vizekönig von Italien, der die Ausnahme und Neugliederung der großen Armee leitete, mußte vor ihnen die Oberlinie räumen und suchte an der Spree haltzumachen. Als er aber sah, daß er sich auch hier nicht würde halten können, wich er auf die Elbe zurück und befahl dem in Stralsund befindlichen Gouverneur von Pommern, General Morand, Hamburg und die untere Elbe zu decken. (Vergl. Skizze 1.)

In Hamburg befand sich der französische General St. Cyr. Als er von dem Heranrücken von Kasaken hörte, vermutete er, daß auch die Avantgarde Wittgensteins nicht weit sei, und zog auf Bremen ab. Infolgedessen konnte Morand seinen Auftrag nicht erfüllen. Scharf gedrängt — unter Verlusten, besonders an Artillerie bei Eicheburg und am Zöllenspieker — überdritt er die Elbe und wandte sich ebenfalls nach Bremen. Tettenborn zog unter dem Jubel der Bevölkerung in Hamburg ein.

Die untere Elbe war in der Hand der Verbündeten. Es war nun die Frage, wie das Erworbene zu schützen sei.

Vorstell sollte Tettenborns leichten Truppen einen starken Rückhalt geben. Man hoffte außerdem, daß bald englische und schwedische Truppen landen würden. Diese konnten mit russischen und den noch zu schaffenden hannoverschen Truppen eine Armee bilden, als deren Führer der aus

London in Breslau eingetroffene General v. Gneisenau in Aussicht genommen war.

20. März 1813.

Am 20. März erließ Tettenborn einen Aufruf an die Bewohner des linken Ufers der Niederelbe, der ein begeistertes Echo weckte.

Um Hamburg bildeten sich fünf Herde einer nationalen Revolution. Magdeburg und Lauenburg östlich, Stade, Harburg und Lüneburg westlich der Elbe. (S. Skizze 1.)

Der erste deutsche Mann, der hier am 24. März 1813 zu den Waffen rief, war der königlich großbritannische Oberstleutnant a. D. Albrecht v. Estorff. Er begann in Lüneburg mit der Errichtung eines Husaren- und eines Jägerregiments.*)

Tettenborn übertrug ihm außerdem die Leitung und Weitergestaltung des Widerstandes der Bewohner des platten Landes. Er schrieb ihm hierüber einen Brief, der die damalige Lage klar kennzeichnet und daher als Anlage 3 beigelegt ist.

Estorff sollte danach in einer Stellung bei Hammelslohe dem Korps des wieder von Bremen anrückenden Generals Morand Troz bieten. In allen Dörfern sei Sturm zu läuten. Alle Männer sollten ihre Wohnsitze verlassen und, zu Bauernschaften vereint, unter einen Offizier gestellt werden. In der Nacht sollten sie dann den Feind von allen Seiten anfallen und bei Tage den Kampf den Kasaken und des Schießens kundigen Leuten überlassen.

Im übrigen karte Tettenborn den Oberstleutnant v. Estorff über die militärische Lage, soweit sie ihm selbst bekannt war, auf.

21. März.

Am 21. März hatte Eugen Magdeburg erreicht. Seine Aufgabe war nun, die Elblinie mit allen Kräften zu halten. Der General Victor sollte die Elbe von Torgau bis Wittenberg, der Vikar selbst in einer befestigten Stellung nordöstlich von Magdeburg, Davout endlich den linken Flügel von

*) Estorff war der Sohn des kurhannoverschen Generalleutnants, Generalquartiermeisters und Inspektors der hannoverschen Kavallerie, der sich um die hannoversche Armee große Verdienste erworben hatte. Die Errichtung erfolgte am Geburtstage und gleichzeitigen Krönungstage des Zaren Alexander. Das Husarenregiment ist das einzige der 1813 entstandenen hannoverschen Neubildungen der Kavallerie, das im Jahre 1866 bei der Auflösung dieser Armee noch bestand.

Die englisch-hannoverschen Herrscher ehrten es dadurch, daß sie ihm den Titel des jeweiligen Thronerben verliehen. Es wurde 1815 Husarenregiment des Prinzregenten (Georg IV.) von England, später Husarenregiment des Kronprinzen und seit der Thronbesteigung des Königs Ernst August Kronprinz-Drägerregiment. Sein letzter Chef — von 1851 ab — war der jetzige Herzog Ernst August von Cumberland.

Die Wahrung der Traditionen dieses Regiments wurde am 24. Januar 1899 dem 2. hannoverschen Drägerregiment Nr. 16, das seinen Standort in Lüneburg hat, zur Pflicht gemacht. In ihm verkörpern sich mithin die letzten Erinnerungen an die Befreiungsbewegung von 1813, soweit sie im hannoverschen Lande selbst zur Bildung von Reiterregimentern führte.

Lüderitz bis Stendal decken. Morand erhielt Befehl sofort von Bremen wieder vorzugehen und nach Bergedorf zu rücken, eine Bewegung also, die Estorff aufzuhalten Befehl erhalten hatte.

Die Verfolgung der russischen Truppen hatte somit an der Elbe eine Grenze gefunden. Benkendorf beobachtete von Züterbogl aus Wittenberg, Czernitschew von Genthin aus Magdeburg. (Vergl. Skizze 1.)

Man hat Tettenborn scharf angegriffen und gesagt, er sei tatenlos in Hamburg geblieben und nicht weiter nach Hannover vorgeedrungen. Immerhin wird man aber auch berücksichtigen müssen, daß Hamburg der Mittelpunkt für die ganze Erhebung an der Niederelbe war. Dort fanden die Besprechungen mit den Führern der neu zu errichtenden Regimenter statt. Der junge russische Oberst sollte Geld, Waffen und Ausrüstungen schaffen. Hierzu kamen die ungeklärten politischen Verhältnisse mit Dänemark sowie die Verhandlungen mit England. Jedenfalls geht aus den Akten des hannoverschen Staatsarchivs das unzweifelhaft hervor: untätig ist Tettenborn in Hamburg nicht gewesen.

Die Befreiungsbewegung in Hannover und an der Niederelbe erhielt jetzt ihren ersten Schlag. Das Korps Borstell, das ursprünglich für Hannover bestimmt gewesen war, bekam den Befehl, sich mit dem Korps Bülow zu vereinen. Einer der Freischarenführer, der General v. Dörnberg, dem Borstell ein Füsilierbataillon und $\frac{1}{2}$ reitende Batterie abgeben mußte, wurde statt seiner über die Elbe entsandt. Sein fliegendes Korps war aber trotz dieser nicht unbedeutenden Verstärkung ein bei weitem schwächerer Gefechtskörper als der des Korps Borstell.

Am 26. März hatte Dörnberg bei Bülow die Elbe überschritten, wurde aber von Truppen des Generals Montbrun, eines Unterführers Davouts, angegriffen und ging in der Nacht zum 27. wieder über die Elbe zurück.

26. März.

Am demselben Tage traf Vandamme in Bremen ein und gab somit den Operationen Morands einen festeren Rückhalt.

Morand war auf seinem Marsch nach Bergedorf in Tostedt halten geblieben, sei es, daß die Kasaken und Bauernhaufen Estorffs bei Rammelslohe ihn am Vorgehen hinderten, sei es, weil er von diesem Punkte Lüneburg, Harburg, Hamburg und Stade besser im Auge behalten und nötigenfalls schnell erreichen konnte.

Am 28. März versuchte eine von Süden her anrückende feindliche Ab- teilung*) von 150 bis 200 Reitern, Lüneburg zu überrumpeln, wurde aber von dort verjagt. Es ist möglich, daß Morand hiervon Kenntnis erhalten hat; jedenfalls brach er plötzlich von Tostedt auf und nahm den Weg auf Lüneburg**). (Vergl. Skizze 2.)

28. März.

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies vorausgeschickte Kavallerie Montbruns gewesen ist. Genaueres hat sich nicht feststellen lassen.

***) Nach dem sächsischen Gefechtsberichte ließ Morand ein eben eingetroffenes weiteres französisches Bataillon in Tostedt zurück.

Estorff mußte nach Tettenborns Brief die Vorposten Dörnbergs bei Salzwedel vermuten und hatte ihm Boten entgegengeschickt.

Die Verhältnisse bei den russischen Streifkorps hatten sich folgendermaßen gestaltet: Nachdem Tettenborn sich in Hamburg festgesetzt hatte, hatte Dörnberg sich mit Venkendorf und Czernitschew zu einer gemeinsamen Unternehmung vereinigt. Letzterer war — nach dem mißglückten Übersetzen Dörnbergs — seinerseits bei Bälow über die Elbe gegangen und hatte die feindlichen Vorposten zurückgeworfen. So gedeckt, hatte daraufhin Dörnberg die Elbe bei Lenzen überschritten.

Nunmehr rückten die beiden — richtiger drei Kolonnen, da Venkendorf nach dem Übergang über die Elbe einen anderen Weg wie Dörnberg nahm — gegen die Ilmenau, einem Flüsschen, das über Ülzen—Lüneburg unweit des Zollenspieker in die Elbe fließt, vor. Nach der russischen Quelle hat ein weiteres Seitendetachement, unter dem Obersten Wlassow, den nun folgenden Rechtsabmarsch durch einen Marsch von Seehausen nach Arendsee und später in Richtung Gelle gedeckt. Die Tatsache, daß die Vorposten Montbruns, die mit den vordersten Abteilungen Czernitschews im Kampfe gewesen waren, den anfangs zu ihrer Front gleichlaufenden Marsch nicht bemerkt haben, spricht sehr für die Wahrscheinlichkeit dieser Angabe (s. Skizze 2).

Nacht vom 30.
zum 31. März.

In der Nacht zum 31. war Venkendorf in Lüchow, Czernitschew in Wustrow.

Morand erreichte an diesem Tage Garlstorf, in dessen Nähe er die Nacht über biwakierte. Am Abend trafen in Lüneburg beim Oberstleutnant v. Estorff Nachrichten über den Anmarsch der russischen Generale ein. Estorff sandte sofort neue Boten, die den General v. Dörnberg zu höchster Eile anspornen sollten, und ritt selbst mit seinen Husaren in der Nacht Morand entgegen. Er erkundete das Lager bei Garlstorf, vermochte aber, selbst bei Unterstützung durch Kasaken, keinen ernsthaften Widerstand zu leisten, als Morand am 1. April den Weitermarsch auf Lüneburg antrat.

Die Einwohner konnten ebenfalls das Verhängnis nicht abwenden. Estorff riet ihnen geradezu ab, sich zu widersetzen, und ritt auf Dahlenburg dem General v. Dörnberg, den er nach den eingegangenen Meldungen von dorther erwarten mußte, entgegen.

Nacht vom
31. März zum
1. April.

Als in der Nacht vom 31. März zum 1. April Estorffs Boten*) Dörnberg getroffen hatten, hatte er ihnen gesagt, daß die Truppen am 1. unmöglich „aktionsfähig“ seien. Er hatte ihnen zwei Adjutanten mitgegeben. Allstündlich sollte gemeldet werden.

Als die Boten sich der Stadt näherten, erfuhren sie, daß mittlerweile Lüneburg vom Feinde genommen sei und trennten sich sofort, um den Generalen diese Nachricht zu überbringen.

*) Es waren dies der Avoué beim französischen Tribunale Dr. F. L. Meyer und der Buchhändler Wahlstab, beides Lüneburger Bürger.

Am 1. April abends traf Estorff mit dem General v. Dörnberg bei 1. April abends. einem Gehöft — Breitenstein genannt — zusammen. (Skizze 2.)

Aus eigener Anschauung konnte er diesen über die Lage aufklären. Nachdem die Stadt einmal in Feindes Hand war, mußte für Dörnberg zunächst ein Angriff aussichtslos scheinen.

Abgesehen davon, daß die Stadt mit Wällen und Gräben versehen war, mithin das Eindringen sehr erschweren mußte, war der Gegner dreimal so stark an Infanterie und hatte 12 bis 14 Geschütze gegen 8 auf Seiten der Verbündeten.

Morand hatte 3000 bis 3500 Mann und 80 bis 300 Reiter,*) Dörnberg 850 Mann und 2000 Reiter. Einer besetzten Stadt gegenüber konnte aber diese kavalleristische Überlegenheit kaum — wenigstens beim Angriff selbst — zur Geltung gebracht werden. Außerdem wurde Dörnberg, wie sich aus seinen späteren Anordnungen ergibt, durch die Verhältnisse gezwungen, noch einen erheblichen Teil der Kavallerie, eine Kompanie und ein Geschütz abzuzweigen. (Genauere Stärken siehe Anlage 4.)

Angeichts solch schwieriger Verhältnisse ist ein Zögern Dörnbergs durchaus begreiflich. Es muß die ganze Erfahrung und das Gewicht des in hannoverschen Militärkreisen so gut bekannten Namens Estorff dazu gehört haben, um die Generale — insbesondere den vorsichtigen Bentendorf — von der Möglichkeit eines Erfolges zu überzeugen. Das Verdienst, den Angriff auf Lüneburg mittelbar herbeigeführt zu haben, gebührt daher allein dem Oberstleutnant v. Estorff.

Einmal entschlossen — traf Dörnberg klar, sicher und bestimmt seine folgen schweren Anordnungen.

Er hatte seine Truppen nur zum geringsten Teile zur Hand. Die verschiedenen Zweigabteilungen — man könnte, um heutige Benennungen zu gebrauchen, sagen: das gemischte Detachement bei Breitenstein und die durch reitende Artillerie verstärkten Kavalleriebrigaden bei Bedensen und Ülzen — waren in einer Breite von 30 km auseinander gezogen. Es kam darauf an, sie im Vormarsch — der in der Nacht möglichst unbemerkt geschehen mußte — zu vereinen, dabei auf Stendal — Davout, Montbrun — zu beobachten und sich eine Rückzugslinie frei zu halten.

Die zahlreiche Kavallerie in ihrer Beweglichkeit forderte zu schnellem Handeln auf und gab durch weitgehendste Aufklärung den Unternehmungen Sicherheit gegen Überraschungen. War sie als Angriffswaffe gegen eine besetzte Stadt nur wenig zu verwerten, so war sie dagegen wohl zu einer Täuschung des Gegners zu verwenden, wenn sie ganz oder zum Teil von

*) Diese Zahlen werden sehr verschieden angegeben. Es ist anzunehmen, daß sich am 2. April nicht mehr als etwa 100 Reiter in der Stadt befunden haben. Die anderen sind wohl im rückwärtigen Etappendienst verwandt worden.

einer dem eigentlichen Angriff entgegengesetzten Seite gegen die Stadt voring und so die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog.

Die Sicherung der Rückzugslinie schien Dörnberg so wichtig, daß er später ein Achtel seiner Feuerkraft — eine Kompanie des Füsilierbataillons und ein Geschütz — nach Neetze schickte, um dort den Übergang über die Neetze frei zu halten, nachdem er vorher bereits eine Anzahl unbewaffneter Freiwilliger, die seinen Reitern folgten, nach Voigdenburg entsandt hatte, um dort Rähne herbeizuschaffen und einen vielleicht notwendig werdenden schleunigen Übergang vorzubereiten.

Nacht vom 1.
zum 2. April.

Dörnberg befahl dem Detachement Benkendorf in der Nacht von Bevensen nach Bilm, dem Detachement Czernitschew desgleichen von Ülzen über Bienenbüttel nach Bilm zu marschieren. Letzteres sollte im Marsch zwei Kasakenregimenter unter Weigade von etwas Artillerie abzweigen mit dem Auftrage selbständig südlich und westlich Lüneburg anzugreifen.

Dörnberg wollte um 1 Uhr aus dem Bivak über Barendorf (einem Orte halbwegs Breitenstein und Bilm) nach Bilm marschieren und ein Kasakenregiment bei Dahlenburg zur Beobachtung auf Stendal zurücklassen. Mit Tettenborn in Hamburg nahm er Verbindung auf.*)

Die näheren Befehle über Aufklärung, Verbindung mit dem Korps Borstell, Verpflegung zc. lassen sich heute nicht mehr wiedergeben, jedenfalls ist Dörnberg mit Meldungen durchweg gut bedient worden.

Die Verschleierung des Rechtsabmarsches der einzelnen Kolonnen durch den Marsch des Detachements Wlassow gelang vollkommen.

Es ist anzunehmen, daß Montbrun, der nach Morands Vernichtung am 4. April abends mit großer Übermacht in Lüneburg einzog, lediglich durch den Kanonendonner des achtsündigen Kampfes vom 2. April herbeigerufen ist.

Für Dörnberg entstand, nachdem die Vereinigung der Detachements angeordnet war, die Frage: Wie ist Lüneburg am besten anzugreifen? (Vergl. Skizze 3.)

Vorposten hatte der Gegner nicht ausgestellt; auf feindliche Patrouillen war man nicht gestoßen, Dörnberg konnte daher damit rechnen, daß er den Gegner völlig überraschen würde.

Lüneburg liegt ziemlich tief. Die umliegenden kleineren Höhen beherrschen das Gelände aber doch nicht so, daß das Innere der Stadt erfolgreich beschossen werden könnte. Die mittelalterlichen Festungswälle waren damals ebenso hoch oder höher wie die höchsten Erhebungen des Vorgeländes.

Bei einem Frontalangriff von Osten her über das Galgenfeld wurde die Truppe eingesehen, sowie sie dessen nach Westen abfallende Erhebung über-

*) Ein vom Oberstleutnant v. Estorff zu Tettenborn gesandter Kornett vom eben errichteten Regiment, namens Buhler, wurde auf dem Rückwege von den Franzosen, die mittlerweile Lüneburg wieder genommen hatten, abgefangen und ausgeraubt. Es glückte ihm aber später zu entkommen.

Schritt, desgleichen, wenn sie nach Süden ausholend die Höhen südöstlich der Ziegelei hinabstieg; sie konnte sich aber hier mit dem linken Flügel an die Almenau anlehnen.

In beiden Fällen erhielt sie auf 500 bis 700 Schritt — bei damaliger Geschüßwirkung eine günstige Entfernung — bereits aus überhösender Stellung Artilleriefeuer.

Die Hauptschwierigkeit bestand jedoch darin, daß zwei Engen der zwei Arme bildenden Almenau im feindlichen Feuer überwunden werden mußten.

Hinter den beiden Flußarmen lag ein hoher Wall, der dem Gegner vortreffliche Stützpunkte bot und nur durch je ein Tor — das Altenbrücker Tor südlich, das Küner Tor nördlich — zugänglich war. Ein hinter diesen Toren aufgestelltes Geschüß beherrschte die ganze Anmarschstraße.

Wurde der Gegner von den Wällen und Toren vertrieben, so fand er neue Stützpunkte in den östlichen Häusern der inneren Stadt und beherrschte von dort wiederum die Übergänge über einen weiteren Arm der Almenau.

Diesen großen Schwierigkeiten gegenüber bot das Gelände einige Vorteile in dem hohen und dichten Heidekraut, sowie nach Überwindung der ersten Engen in den vielen Gärten und Gartenhäusern, in denen sich die Truppe festsetzen konnte.

Einen besonderen Schutz gab ferner eine dichte Lindenallee, die damals zwischen den beiden äußeren Almenauarmen als ein Promenadenweg entlangführte. (Sie wurde im Mai von den Franzosen abgehauen, weil sie am Tage des Gefechts von Lüneburg das Schußfeld sehr beeinträchtigt hatte.)

Im Norden war nur ein trockener Graben vorhanden, doch fiel der dort sehr hohe Wall besonders steil gegen die Angriffsfront ab. Trotzdem war ein Angriff gegen den einzigen Zugang — das Bardowiefer Tor — nicht sehr schwierig, da die etwa 300 Schritt entfernten Gärten eine gute Deckung boten. Für Dörnbergs Infanterie war es jedoch nicht möglich, diese Front zu gewinnen, weil die Almenau ein unüberwindbares Fronthindernis für sie bildete. Im Kampfe selbst haben nachher zwei Kasakenregimenter unter Benkendorf die Almenau durchschwommen und sich die Vorteile des Geländes zunutze gemacht.

Ein Angriff von Süden her bot nur scheinbare Vorteile. Der so sehr viel stärkere Gegner, der in dem ebenen Gelände bald die feindlichen Bewegungen bemerkt hätte, wäre seinerseits zum Angriff übergegangen und auf freiem Felde überlegen gewesen. Die beiden Tore im Süden der Stadt — das Sülz-Tor und das Rote Tor — waren ihrer Lage nach von untergeordneter Bedeutung. Für Dörnberg schied die Möglichkeit eines Angriffs auf die Südseite aus demselben Grunde aus, wie ein Angriff vom Norden her ausgeschlossen war.

War man einmal in die innere Stadt eingedrungen, so war derjenige im Straßenkampf am meisten im Vorteil, der ortseingewessene Führer hatte.

Die altertümliche Bauart — die krummen Straßen und Gassen, die vielen Vorbauten und Friedhöfe mit hohen Mauern — konnte dem Kundigen im Nahkampf sehr nützlich sein.

War der Feind aus der Stadt gedrängt, so bildete die westliche starke Stadtmauer mit dem Neuen Tor für den Angreifer einen Besatzungsabschnitt, von dem aus er gute Gelegenheit fand, Gegenstößen Widerstand zu leisten, sobald der Gegner sich etwa wieder in den Besitz der Stadt setzen wollte.

Der Kalkberg lag vollständig außerhalb der Stadt. Der Graalwall, der die Stadt nach Nordnordwesten abschließt, konnte durch Artillerie zwar besetzt werden, immerhin waren die Geschütze bei einem etwaigen erneuten Angriff von Westen, wenn die Enge zwischen Kalkberg und Graalwall übermunden war, sehr gefährdet, da sich der stürmende Feind dann im toten Winkel befunden haben würde.

Auf Grund dieser Geländeverhältnisse, die der Oberstleutnant v. Estorff genau geschildert haben wird, wurde der spätere Angriffsbefehl gegeben.

Der Zeitpunkt des Angriffs war zwar ein ganz anderer, wie Dörnberg anfangs beabsichtigt hatte, denn auf dem nächtlichen Marsch hatte sich ein Teil der Truppen verirrt und traf erst am Morgen auf dem Sammelplatz ein.

Nachts 1 Uhr war das Detachement Dörnbergs aus dem Bivak angetreten und mußte dann stundenlang auf die anderen warten. Der Angriff verzögerte sich um fünf bis sechs Stunden.

Vielleicht dachte Dörnberg kaum noch an die Möglichkeit eines Gefechts.

2. April
9 bis 10 vorm.

Zwischen 9 und 10 Uhr gab er jedenfalls*) den bereits erwähnten Befehl, daß die 12. Kompagnie unter Hauptmann v. Schmalensee mit einer Kanone der reitenden Batterie Nr. 5 des Hauptmanns v. Reindorf nach Neeze abzurücken sollte, um den dortigen Flußübergang offen zu halten.

Endlich trafen die Truppen alle ein. Vom Süden der Stadt hörte man Schüsse.

Wenden wir uns nunmehr zur Lage des Generals Morand.

Seine Hauptaufgabe war die Deckung Hamburgs und der unteren Elbe gewesen. Nach seinem Rückzug auf Bremen hatte er den erneuten Befehl bekommen, auf Bergedorf vorzumarschieren. Auf dem Wege dahin war er drei Tage durch Kasaken und Bauernhausen unter Estorffs Leitung aufgehalten oder jedenfalls an einem Einblick in die Verhältnisse östlich der Elbe gehindert worden. Endlich, als Vandamme in Bremen eingerückt war, war er energisch auf Lüneburg vorgegangen und hatte die Stadt mühelos genommen. Er hatte nun wohl dieselbe Aufgabe, wie St. Cyr in Bremerlehe:**) Widerstände zu brechen und die Stadt zum alten Gehorsam zurückzuführen.

*) Nach dem Bericht des Majors v. Borcke an den General v. Borstell.

***) St. Cyr hatte sich von Bremen nach Bremerlehe gewandt und einen Volksaufstand gewaltsam unterdrückt. (Vergl. auch den als Anlage 3 gegebenen Brief des Generals v. Tettenborn.)

Dies war ihm ohne nennenswerte Verluste gelungen. Zwei Bürgerseute, die mit den Waffen in der Hand betroffen waren, hatte er erschießen lassen. Im übrigen war er milde aufgetreten.

Ob Morand in den nächsten Tagen weiter marschieren oder ob er vorläufig in Lüneburg bleiben wollte, ist ungewiß. An der Spitze von 3000 bis 3500 Mann konnte er alle Volksbewegungen westlich der Elbe gewaltsam unterdrücken.

Vor stärkeren Feldtruppen, die nur von Osten oder Nordosten kommen konnten, zog er sich entweder auf Wandamme in Bremen oder auf Montbrun in Richtung Magdeburg zurück.

Morand hielt jedoch für die nächste Zeit einen Angriff regulärer Truppen für völlig ausgeschlossen. Das schnelle Zurückweichen der Estorffschen Kasaken und halb uniformierter Reiter*) sowie die leichte Einnahme der Stadt hatten ihn ganz sorglos gemacht.

Solchen Feinden gegenüber hielt er es nicht für nötig, Vorposten auszustellen. Er ließ eine ständige Wache im Schloß (auf der Skizze 3 das Gebäude, das im Norden den Marktplatz begrenzt) aufziehen, bestimmte einen Alarmplatz und ordnete die Besetzung eines jeden Tores durch einen Offizier und 50 Mann an.**)

Ferner schickte er am Morgen des 2. April ein französisches Bataillon der 54. Kohorte nach Garlstorf zurück, um seine Rückzugslinie nach Bremen zu sichern. (Skizze 2.)

Nach mehrfachen Nachrichten hatte Morand am Tage des Einzugs für den nächsten Tag den einzelnen Kompagnien Appells auf dem Marktplatz angesetzt.

Von den zurückgegangenen Kasaken hatte man keine Nachricht. Dies beunruhigte den französischen General aber nicht weiter, obwohl einzelne Schüsse, die dann und wann an den Stadttoren fielen, bewiesen, daß die leichten Reiter nicht verschwunden waren. Dies Scharmügel war aber ein durchaus alltäglicher Zustand.

Plötzlich jedoch verstärkte sich das Feuer, man hörte sogar Kanonenschüsse im Süden der Stadt.

Es war dies die Kavallerie und Artillerie Pahlens, die hier ihrem Auftrage gemäß demonstrierend auftrat. Sie scheint ziemlich spät bemerkt worden zu sein. Um sie in der Flanke beschießen zu können, rückten zwei Geschütze Morands mit der vorhandenen Kavallerie aus dem Altenbrücker Tor und fuhren auf der Höhe***) südöstlich der Biegelei auf (siehe Skizze 3 a—a).

*) Der Estorff-Lusaren.

**) Der sächsische Bericht erwähnt bei der Verteilung der einzelnen Truppen die Besetzung des Sülz-Tores nicht, doch ist es durchaus unwahrscheinlich, daß dieses Tor außer acht gelassen worden ist. Im späteren Kampfe wird eine Besetzung daselbst in anderen Quellen auch besonders namhaft gemacht.

***) Diese Höhe wird auf alten Plänen der Stadt Lüneburg „der so genandte Feindes Berg“ genannt und zu den Erhebungen gezählt, „so der Fortification am schädlichsten sind“. Also hatte schon die mittelalterliche Taktik diese Höhe als einen besonders gefährlichen Punkt erkannt. Doppelt interessant ist es, daß gerade hier Morand seine erste empfindliche Schlappe an diesem Tage erhielt.

Dies bemerkte Dörnberg und ließ sogleich vier Kanonen dagegen in Stellung gehen und die feindliche Artillerie unter Feuer nehmen. Als diese, ganz verwirrt über den unerwarteten Angriff, noch umwenden wollte, ritten die Husaren unter dem Oberst Pedraga auf sie ein, nahmen die Geschütze und jagten die Reiter, welche nicht mehr zum Tore entkamen, in den Schierbrunnen hinein.*)

Nach diesem glücklichen Erfolg gab Dörnberg den Befehl zum Angriff, der in zwei Kolonnen**) auf die beiden Stadttore angetreten wurde.

Bei der ersten Kolonne befand sich als Ortskundiger ein alter Lüneburger, der Hauptmann v. Langrehr, bei der linken Kolonne ein Forstmeister v. Meding.

Die Hauptgefechtskraft der erstgenannten Kolonne gab das preussische Bataillon v. Borcke, die der zweiten Kolonne das russische Jägerbataillon unter Major v. Essen.

Oberstleutnant v. Estorff ritt im Stabe des Generals v. Dörnberg.

Auf etwa 500 bis 600 Schritt gegenüber den Toren fuhren die preussischen und russischen Geschütze auf.

2. April
10 bis 11 vorm.

Es war zwischen 10 und 11 Uhr vormittags. Die Besatzung der Tore, welche erst durch den Unfall in Verwirrung geraten war, verteidigte sich jetzt tapfer. Ihre Geschütze feuerten erst mit Kugeln und dann mit Kartätschen.

Frontal gestaltete sich der Angriff — trotz der Deckung der Lindenallee — außerordentlich schwierig. Es wurden zwei Züge des dritten Gliedes unter den Leutnants v. Baczkow und v. Bennigsen in der Front gegen das Lüneburger Tor geschickt. Ein Teil der rechten Angriffskolonnen aber, geführt durch einen Husaren des am 24. März in Lüneburg errichteten Regiments, namens Henning***), machte eine Umgehung über „Kloster Lüne“, den Artlenburger Weg entlang und warf sich plötzlich — voran der Leutnant v. Trüttschler — mit voller Gewalt über den zweiten Übergang der Almenau hinweg auf das Stadttor (siehe Skizze 3 b—b).

*) Diese Darstellung des ersten Gefechtsabschnitts ist dem Bericht eines Augenzeugen entnommen. Gewöhnlich wird der Verlauf so geschildert, als ob die französische Kavallerie und Artillerie eine Erkundung hätten machen wollen. Dies ist ganz unwahrscheinlich, da man dann nicht eine verhältnismäßig so starke Artillerie mitgenommen hätte. Auch wäre man wohl auf der großen Straße vorgegangen und hätte Aufklärer vor sich gehabt.

Ein so großer Verlust in aller kürzester Zeit kann nur durch eine vollständige Überraschung erklärt werden.

**) Die genaue Zusammenziehung der Kolonnen kann nicht mehr gegeben werden. Die allgemeine Verwendung der einzelnen Truppen ergibt sich im Verlauf des Gefechts selbst.

***) Husar Henning war der erste Freiwillige des späteren Kronprinz- Dragonerregiments. Er wurde für seine nützlichen Dienste am Gefechtsstage von Lüneburg auf dem Kampffelde von dem Oberstleutnant v. Estorff zum Wachtmeister ernannt.

Das Tor wurde genommen, und die Besatzung floh, scharf gedrängt von den nachfolgenden Preußen, in die Stadt.

Die halbe reitende preußische Batterie richtete nun ihr Feuer gegen das Altenbrücker Tor, bei dem der Angriff der Russen ins Stocken gekommen war.

Wenden wir uns nun wieder zu den Maßnahmen Morands.

Der französische General befand sich auf dem Marktplatz. Es ist wahrscheinlich, daß er, nach dem heftigen Feuer im Süden der Stadt, bald Meldung über die dort auftretende Kavallerie erhalten hat. Wo die Geschütze Pahlens aufgeföhren waren, hat sich nicht feststellen lassen (daher in der Skizze 3 nicht eingezeichnet). Jedenfalls ist anzunehmen, daß der Befehl zum Besetzen der Ziegeleiöhöhe von Morand ausgegangen ist.

Zur Unterstützung der Besatzung am Roten Tor schickte der französische General sofort 100 Mann zu dem gefährdeten Punkt.

Sehr bald trafen aber auch vom Sülz-Tor Meldungen über den Anmarsch stärkerer Kavallerie ein.

Kurz darauf hörte man Kanonenschüsse im Osten der Stadt.

Fast gleichzeitig meldete auch das französische auf Garlstorf entsandte Bataillon, es sei auf starke Kavallerie*) gestoßen und habe sich auf eine Höhe nordwestlich der Stadt zurückgezogen (siehe Skizze 3 b).

Während sich nun der Kanonendonner im Osten der Stadt verstärkte und im Süden schwieg, kam die Nachricht über die Niederlage im Südosten der Stadt.

Nicht lange, so meldete auch die Besatzung des Bardowiefer Tores, daß sich ihr gegenüber Kasaken befänden.

Morand war in vollständiger Unkenntnis über die Stärke des Gegners, sowie darüber, von wo dieser den Hauptstoß führen würde.

Zunächst hielt er das Rote Tor für den gefährdetsten Punkt und sandte eine weitere Unterstützung von 50 Mann dahin. Dann schickte er gleichmäßig zum Altenbrücker, Rümer, Bardowiefer und Neuen Tor je 100 Mann des sächsischen Regiments. An jedem Tor hatte er eine Kanone, hinter dem Altenbrücker Tor zwei aufgestellt (siehe Skizze 3 b).

Auf dem Marktplatz bildeten das 2. sächsische Bataillon Prinz Maximilian**) und zwei Haubizen eine Reserve.

Zimmer dringender wurden insbesondere die Bitten um Verstärkung vom Rümer Tor her, bis Morand sich endlich entschloß, mit zwei Kompagnien der Reserve selbst dorthin zu rücken.

*) Diese Meldung war übertrieben. Im Westen der Stadt war zu dieser Zeit nur ein Teil der Pahlenschen Kasaken. Da der russische Oberst auch die südlichen Tore bedrohte, wird er seine Brigade geteilt haben.

**) Aus diesem dem Cerinischen Buch über die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813 entnommenen, sehr genauen Angaben geht hervor, daß die Kosten der Verteidigung der Stadt selbst fast ausschließlich von den sächsischen Truppen getragen sind.

Aber auf dem Marsch dorthin stößt er bereits auf fliehende Soldaten, denen auf den Fersen die Preußen folgen, und wird in die allgemeine Flucht mit fortgerissen.

Die Verfolgung wogt durch die Lüneer Straße nach der Nikolaikirche. Auf dem dortigen Friedhof versucht sich ein Teil der Franzosen und Sachsen festzusetzen. Durch Nebengassen werden sie umgangen; sie weichen auf das Bardowieker Tor und den Marktplatz zurück. (Siehe die Erläuterung der Skizze 3.)

Auf dem Marktplatz gibt es einen kurzen Halt. Der Leutnant Kunze vom 2. sächsischen Bataillon hat eine Haubitze abproben lassen und feuert mit Kartätschen auf die nachdringenden Preußen.

Ein Teil derselben, unter den Leutnants v. Rugliensterna und v. Trott, dringt aber durch Nebengassen gegen das Neue Tor vor.

Eine Haubitze stürzt und versperrt den Weg. Mehrere Geschütze und Fahnen werden genommen. In Besorgnis, abgeschnitten zu werden, eilen die Flüchtenden zum Neuen Tor, dem einzigen Ausgang, der ihnen geblieben ist. Hier werden sie von dem französischen Bataillon und den 100 Mann, die Morand bei Beginn des Gefechts dorthin geschickt hatte, aufgenommen. Eine Anzahl wird in der Stadt gefangen.

Die auf das Bardowieker Tor Entwichenen werden indessen von den Jüsilieren unter den Leutnants v. Wilson und v. Stentsch verfolgt.

Die dortige Besatzung hatte schon vordem Verluste erlitten. Die von ihr gemeldete feindliche Kavallerie waren die Kasakenregimenter Bentendorfs gewesen. Während der Infanterie- und Artilleriekampf an den östlichen Stadttoren tobte, hatten diese die Almenau zwischen Lüneburg und „Kloster Lüne“ durchschwommen*) (siehe Skizze 3 b—b).

Die Sachsen hatten durch die Wärten hindurch, um sich Luft zu verschaffen, einen Vorstoß gemacht, sie hatten aber nach einem Verlust von 30 Mann zurückweichen müssen. Ein auf dem Bardowieker Walle ungünstig aufgestelltes Geschütz hatte sie nur wenig unterstützen können. Die Kasaken hatten sie nicht verfolgt, „sie setzten sich vielmehr“, wie ein Augenzeuge berichtet, „ins Heidekraut und begnügten sich mit einfacher Beobachtung“.

Die Verstärkung der Besatzung durch die Flüchtenden vom Lüneer Tor konnte ihr Schicksal nicht wenden. Sie wurde jetzt gleichzeitig heftig im Rücken angegriffen und aus der Stadt den Kasaken entgegendedrängt.

Auf freiem Felde hat sie sich später — von allen Seiten umringt — ergeben müssen.

Ein weiterer Teil der Borkeschen Jüsiliere kam der Altenbrücker Torbesatzung in den Rücken. Die russischen Jäger machten einen letzten kraft-

*) Damals befanden sich in dem Zwischengelände Wiesen, heute liegen dort vier Kasernen und der kleine Exerzierplatz des 2. hannoverschen Dragonerregime. 19 Nr. 16.

vollen Vorstoß. Der größte Teil der Besatzung wurde zur Ergebung gezwungen, nur wenigen gelang es, sich zum Roten Tor durchzuschlagen, dessen ziemlich starke Besatzung einen guten Rückhalt bot.

Dieser Posten hielt sich bis zuletzt und ergab sich erst, als ihm die Gefangennahme Morands bekannt geworden war.

Auf dem Marktplatz blieb unter dem Leutnant v. Kalkreuth eine Reserve der 3. Kompagnie der Jüsiliere zur Vermeidung von Rückschlägen zurück.

Der Besatzung des Süß-Tores scheint es gelungen zu sein,*) unbehelligt längs der Stadtmauer zu entkommen und sich mit Morand vor der Stadt zu vereinen (siehe Skizze 3 b—b).

Man sieht, daß die Infanterie nach der Erstürmung der Tore vollauf beschäftigt war. Sie konnte daher Morand nicht verfolgen. Dies geschah vielmehr zunächst durch ein Geschütz der reitenden Batterie Nr. 5 und ein russisches Geschütz, welche durch die Stadt zum Neuen Tor hinaus fuhren und den weichenden Feind unter Feuer nahmen.

Auch die Kavallerie war in der Verfolgung tätig. Bentendorf ging mit dem größten Teil seiner Kasaken um den Zeltberg herum in die Flanke und den Rücken Morands, Czernitschew jagte mit der ihm unterstellten Kavallerie und den Geschützen durch die Straßen der Stadt zum Neuen Tor.

2. April
1 Uhr nachm.

Es wird dies etwa 1 Uhr nachmittags gewesen sein.

Die Verfolgung der zuerst vorgegangenen Geschütze war besonders hitzig.

Das Tagebuch der reitenden Batterie Nr. 5 gibt an, daß der Gegner sich gejetzt habe und gegen die erwähnten Geschütze vorgegangen sei. Die Tirailleurs seien auf 200 Schritte herangekommen, ein Geschütz sei gestürzt. Im Zurückgehen sei das zweite Geschütz dann durch zwei andere russische Geschütze aufgenommen.

Dies müssen die Kanonen Czernitschew's gewesen sein. Seine Kasaken scheinen sich dann nach Südwesten — den Weg nach dem Steinbruch zu — gewandt zu haben. Sie umgingen auf diese Weise Morand im Süden.

Dieser sammelte den Rest seiner Truppen hinter der bereits erwähnten Höhe. Es werden dies etwa 1000 Mann und vier bis fünf Geschütze gewesen sein.

Etwa zwei Stunden hielt er dort. Mittlerweile wurde er auch im Norden von Bentendorfs Kavallerie umgangen. Nordöstlich von Reppenstedt ließ Pahlen seine Geschütze in Stellung gehen. So war Morand nahe daran von allen Seiten umzingelt zu werden.

Gegen 3 Uhr nachmittags ging er plötzlich zum Angriff auf den Westeingang der Stadt vor.

2. April
3 Uhr nachm.

Zwei Kompagnien in erster Linie, zwei links gestaffelt (gleichzeitig als Flankenschutz gegen die umhergeschwärmenden Kasaken), — zwischen beiden zwei

*) Wie ein Privatbericht angibt.

Geschütze, — so rücken die Trümmer des sächsischen Regiments, Morand mit hochgeschwungenem Hute voran, vor (siehe Skizze 3 c—c).

Der Angriff scheint auch zunächst Erfolg zu versprechen. Vor der Stadt befand sich eine große Anzahl von Bürgern, die sich den Abzug des Feindes ansehen wollten. Diese stürzen jetzt durch das Neue Tor zurück. „Durch die Straßen“, schreibt ein Bericht aus jener Zeit, „gellt der Ruf: »Infanterie soll kommen!«“ Es waren aber nicht mehr wie etwa 150 Füsilier vorhanden, die den Ansturm am Neuen Tor aushalten mußten.

Die Kavallerie versucht Luft zu schaffen. Aber ein Angriff der Sächsischen Husaren wird abgewiesen. Die vordersten Tirailleurlinien sind nur noch 300 Schritt vom Neuen Tor entfernt. Die Geschütze auf dem Graalwall, die bisher wacker gekämpft haben, sind in Gefahr abgeschnitten zu werden. Es konnte eine vollständige Wendung eintreten.

Doch jetzt erlahmt der Angriff. Das französische Bataillon ist zu weit zurück. Vergebens schickt Morand zwei Adjutanten, um es heranzuholen.

Der Abstand ist zu groß geworden. Die Sachsen müssen allein den letzten Angriff durchkämpfen und verbluten sich.

General Morand wird tödlich verwundet, sein Vertreter, der sächsische Oberst v. Ehrenstein, der einen Streifschuß erhalten hat, schickt einen Parlamentär an den General v. Dörnberg, um wegen Niederlegung der Waffen in Unterhandlungen zu treten.

Indessen dauert der Kampf fort. Das französische Kohortenbataillon will sich auf Reppenstedt zurückziehen.

Da dringen von allen Seiten Kasakenschwärme ein. Freund und Feind wogt durcheinander.

Einige Trommler schlagen zum Sturmschritt, andere Soldaten schreien: „Ne tirez pas, ne tirez pas!“

Die Truppen werden so eingekesselt, daß ihnen nur noch die Ergebung übrig bleibt.

Die Frage einer freiwilligen Waffenstreckung ist durch die Ereignisse überholt.

80 Offiziere, 2500 Mann Sachsen und Franzosen werden gefangen genommen, 12 Kanonen, 3 Fahnen und 30 Fässer Pulver erbeutet.*)

Die Zahl der Verwundeten und Gefallenen wird sehr verschieden angegeben. Sie schwankt zwischen 200 und 400 Mann bei den Verbündeten, der

*) Ein zeitgenössischer Bericht gibt — angeblich nach amtlichen Quellen — als gefangen an: Franzosen: General Morand, 22 Offiziere, 974 Unteroffiziere und Soldaten; Sachsen: 3 Stabsoffiziere, 53 Offiziere, 1766 Unteroffiziere und Soldaten, 142 Kranke, zusammen 2961 Mann.

Gegner soll „mehr als noch einmal so viele an Toten und Blessierten verloren haben“.*)

Vom Bataillon v. Borcke wurden allein fünf Offiziere teilweise sehr schwer verwundet, auf russischer Seite der Major v. Essen und Major Graf Buschkin, der bald nachher starb.

Die Gefangenen wurden sogleich über Poikzenburg abgeführt und dann weiter nach Berlin gebracht.

Am nächsten Tage meldeten Patrouillen — vielleicht vom Seitendetachement des Obersten Wlassow — das Herannahen einer starken Truppenmacht unter General Montbrun.

3. April.

Törnberg war zu schwach, um diesem alten Gegner Widerstand leisten zu können, und wich auf die Elbe hin aus.

In der Nacht zum 4. April marschierte Montbrun im Sturmschritt in Lüneburg ein.

Nacht vom 3.
zum 4. April.

Von da ab bis zum Gefecht an der Gührde war die Stadt abwechselnd in der Hand der Verbündeten oder der Franzosen. —

So erscheint es auf den ersten Blick, als ob das Gefecht von Lüneburg ohne jeden Einfluß auf den weiteren Gang der Ereignisse gewesen sei. Dennoch hat gerade dieser Sieg eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in politischer und militärischer Hinsicht gehabt.

Die unmittelbaren Folgen konnten nicht bedeutender sein. „So gründlich“, schrieb der deutsche Beobachter, „wird man nur selten geschlagen, denn das ganze Korps ist vernichtet; schnell und unerwartet, wie ein Mensch den der Schlag rührt.“ Hierbei kann nicht genug betont werden, wie sehr der Gegner an Infanterie und Artillerie überlegen war.

Blicken wir aber weiter. Trotzdem am 4. April Lüneburg von französischer Seite wieder genommen wurde, war Napoleon nicht Herr der ganzen Elblinie. Morands Auftrag — Bergedorf zu erreichen — war nicht erfüllt; Montbrun konnte seine Niederlage weder rächen, noch sonst seine Aufgabe übernehmen. Es bedurfte erst der Entsendung zweier so bedeutender Generale wie es Vandamme und Davout waren, um Hamburg, nachdem sich Lettenborn 72 Tage darin gehalten hatte, zu nehmen.

Alle Berichte und Denkschriften der Tage vom 5. bis 18. April 1813 von York, Gneisenau, Blücher und Lüd drücken eine Befürchtung und einen Wunsch aus:

Sie besorgen, daß der Bizekönig eine Offensivbewegung auf Berlin zu machen würde, und sie hoffen, daß die Hauptarmee schneller heranrücke, damit

*) Ein Bericht aus der Stadt Lüneburg spricht im ganzen von 130 Toten und 220 Verwundeten, wovon letztere in die Hospitäler geschafft seien. Wenn die Leichtverwundeten nicht mitgezählt sind, würden diese Angaben mit vorstehendem in Einklang zu bringen sein.

es dem Korps Wittgenstein möglich sei, den Unternehmungen Tettenborns und Dörnbergs eine feste Unterstützung zu geben.

Nach den siegreichen Gefechten von Lüneburg und Danniglow schwindet die Furcht vor einem Vorgehen Eugens auf Berlin. Die Truppen, die nach dem Norden — Lüneburg und Hamburg — entsandt wurden, fehlten Eugen bei Magdeburg. 3000 Mann waren tot oder gefangen, 6000 Mann standen am 6. April in Lüneburg. Dies wollte zu einer Zeit, in der ausgebildetes Soldatenmaterial teuer geworden war, etwas bedeuten.

Die Hoffnung auf ein schnelleres Heranrücken des Kutusoffschen Heeres sollte sich nicht erfüllen. Die Streikorps konnten nicht unterstützt werden, und als Dänemark auf Frankreichs Seite trat, England und Schweden mit Truppensendungen zögerten, konnte sich Hamburg auch nicht mehr halten. Nach dem 2. April aber war zunächst keine Gefahr mehr für die reiche Hansastadt vorhanden.

Die Freikorps dagegen hatten durchaus im Scharnhorstschen Sinne gewirkt. Die Begeisterung war geweckt, die alten Behörden waren eingesetzt. Jenseits der Elbe wurden die Truppenwerbungen*) fortgeführt, und die so entstehenden Verbände konnten später einen wesentlichen Teil des Korps Wallmoden bilden. Dies alles war der ursprüngliche Gedanke ihrer Errichtung und der ihnen gestellten Aufgaben gewesen.

Der Tag von Lüneburg bildet im Beginn des Feldzuges von 1813 den Höhepunkt der strategischen Verwendung größerer durch Beigabe von reitender Artillerie und Infanterie verstärkter Kavalleriekörper in der Bedrohung einer Flanke des Aufmarschgebietes; er zeigt die glückliche Verbindung einzelner gemischter Detachements mit zeitweilig verschiedenen Aufgaben zu einem großen Endzweck.

Vielleicht noch höher, weil mehr in die Augen springend, tritt die moralische Bedeutung des Sieges hervor.

Montbrun hatte nach der Wiedereinnahme Lüneburgs 106 Einwohner verhaften lassen. Militärisch richtig wäre nun ein furchtbares Strafgericht gewesen, er drohte auch mit „Dezimieren“; es unterblieb aber aus politischen Gründen. Ein Brief Dörnbergs aus Voitzenburg vom 5. April erklärte, daß er seinerseits die französischen Gefangenen genau so behandeln werde, wie Montbrun die Einwohner Lüneburgs.

So wurde Dörnberg zum zweiten Male — jetzt aus der Ferne — der Retter der Stadt.

Der französische General ließ eine Scheinuntersuchung führen. Sein Erlaß über deren Ergebnis entsprach jedoch keineswegs den Tatsachen. Vom französischen Standpunkte aus **w a r e n** die Lüneburger Rebellen und Landes-

*) Oberstleutnant v. Estorff warb in Hamburg weiter unter dem Motto: „Hier wirbt Georg Soldaten für seine deutschen Staaten.“

verräter. Es war nicht zu leugnen, daß sie sich am Kampfe beteiligt hatten. Der Pöbel hatte die Bagagen geplündert und die Gefangenen beschimpft. Nichts wird aber aus jener Zeit von irgend welchen Bestrafungen berichtet.

Trotz äußerer Heftigkeit haben sich auch die später eintreffenden Generäle Sebastiani und Davout sehr milde gezeigt. Zu Hinrichtungen oder Mißhandlungen ist es nie gekommen. Alles, was über „Blutbäder“ selbst in der neueren Literatur gesagt wird, ist wenigstens für die Lüneburger Gegend unzutreffend.

Den damaligen Machthabern kam es auch darauf an, die besetzten Städte und Orte in ruhiger Unterwerfung zu erhalten, nicht unnötig böses Blut zu machen und im übrigen möglichst viel an Geld, Ausrüstungsgegenständen und Arbeitskräften herauszupressen.

Für die Verbündeten war der Tag von Lüneburg der erste Sieg auf deutschem Boden. Wie 1806 hatten wieder Russen und Preußen Schulter an Schulter gekämpft. König Friedrich Wilhelm III. verlieh die ersten Eisernen Kreuze. Bom Jaren erhielt Czernitschew den St. Annen-Orden 1. Klasse, Dörnberg den St. Georgen-Orden 3. Klasse, Estorff später vom Prinz-Regenten von England das Kommandeurkreuz des Guelfen-Ordens; aber auch viele andere wurden zu Auszeichnungen vorgeschlagen. Zur Erinnerung an das Gefecht von Lüneburg wurde eine Denkmünze geprägt.

Auf die Nachricht des Sieges hin wurde Berlin am Abend festlich erleuchtet, der Postwagen mit der Kunde vom Lüneburger Tage in London herrlich geschmückt.

Die Namen „Dörnberg“ und „Lüneburg“ waren in aller Munde. In Cassel und Göttingen verließen viele Soldaten die Fahnen, um sich bei den neuen Regimentern anwerben zu lassen.

Es ist bezeichnend, daß sich an das Gefecht von Lüneburg im Volke die Erinnerungen an den Heldenmut einer Jungfrau Johanna Stegen*) knüpfen, und daß der Brief der Angehörigen**) eines in diesem Kampfe gefallenen preussischen Freiwilligen namens Haase, als das schönste Denkmal hingebungsvoller Vaterlandsliebe nicht nur für die deutsche, sondern auch fremde Nationen galt.

Der Bericht des Obersten v. dem Kneesebeck an den Gesandten v. Humboldt erwähnt Johanna Stegen ganz besonders. Der im Auszug als Fußnote angeführte Brief ist im Text des russischen Generalstabswerkes über das

*) Eine Lüneburger Bürgerstochter, die beim letzten Ansturm der Sachsen gegen das Neue Tor, den Preußen, unbeirrt durch die feindlichen Kugeln, aus den Taschen der gefallenen Franzosen und Sachsen Munition zutrug. Diese Tat ist in Lied und Sang später verewigt; Erinnerungszeichen an sie werden noch heute im Lüneburger Stadtmuseum aufbewahrt.

**) Der Schluß des Briefes, den der Vater an den Kommandeur schrieb, lautet: „Er starb fürs Vaterland, für die Unabhängigkeit Deutschlands, für die Ehre unserer Nation, für unsern geliebten König. Schwer ist unser Verlust; wir bedauern aber noch mehr, daß wir nur einen Sohn für die große, heilige Sache opfern konnten.“

Jahr 1813 aufgenommen. Die herrliche Gefinnung, die aus ihm spricht, erinnert an die schönsten sagenumwobenen Erzählungen altgriechischen Heldentums. —

Betrachten wir nun die Lehren des Gefechts vom 2. April.

Zunächst interessieren die Persönlichkeiten der beiden Führer.

Der Oberst Cardinal v. Widdern nennt Morand den bedeutendsten Divisionsgeneral des Korps Vandamme. Er war außerdem eine liebenswürdige, verbindliche Natur, ein treuer Diener seines Kaisers, tapfer und menschlich. Mit aller Strenge war er gegen jede Plünderung vorgegangen. Die Erschießung zweier mit den Waffen in der Hand getroffener Bürger war jedoch als warnendes Beispiel eine militärische und politische Notwendigkeit. Sonst hielt er auf strengste Mannszucht. Im Augenblick der Entscheidung war er aber nicht mehr Herr seiner Truppe. Doch führte er — den Soldaten ein leuchtendes Beispiel — furchtlos die vordersten Kolonnen an den Feind und starb den Heldentod für seinen Kaiser.*)

Dörnberg hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Er war die Seele des Casseler Aufstandes gewesen, mit dem Zweck den König Jérôme gefangen zu nehmen. Wider ihn war ein Steckbrief erlassen worden. Wurde er gefangen, konnte er kurzer Hand erschossen werden. Um so heller leuchtet die Größe seines Wagnisses. Er gehörte, wie auch Tettenborn, Graf Wallmoden und viele andere zu jenen heimatlosen deutschen Kriegeren, die in der Napoleonischen Zeit in fremden Diensten sich ihr Vaterland erst wieder neu erkämpfen mußten. Er hatte den Rang eines königlich großbritannischen Generalmajors und war gleichzeitig Kommandant eines kaiserlich russischen und königlich preussischen Truppenkorps.

Die taktischen Maßnahmen vor dem 2. April 1813 müssen im großen Rahmen betrachtet werden.

Sämtliche Führer der Streifkorps waren in Verbindung miteinander. Tettenborn in Hamburg stand auf dem gefährdetsten Posten. Durch die levée en masse unter einem bewährten alten Soldaten und der Mitwirkung einiger hundert Kasaken wurde der Gegner, bis er Verstärkung erhalten hatte, aufgehalten und nach einem kurzen Erfolg — der Einnahme Lüneburgs — durch die herbeigerufenen anderen Streifkorps vernichtet. Es war erreicht, was erstrebt werden konnte.

Die Streifkorps waren stets mehrere Tagemärsche den Armeen voraus. Ihre Verwendung hat unzweifelhaft einige Ähnlichkeit mit derjenigen unserer Kavalleriedivisionen, die vor der Front der Armeen operieren sollen. In der Heimlichkeit der Unternehmungen und der Schnelligkeit der Handlungen erinnern sie an die großen Reitertrupps eines Stuart im amerikanischen Bürgerkriege.

*) General Montbrun wollte ihm damals an der Stelle, an der er fiel, ein Denkmal errichten. Seine Leiche wurde von den Verbündeten in Boizenburg beigesetzt; ein einfaches hölzernes Kreuz, mit der Aufschrift „Morand“, bezeichnet den Ruheplatz.

Wären diese corps volants, wie geplant, unterstützt worden, hätte Mitte April etwa an der Niederelbe eine schlagfertige Armee erscheinen können, die politischen (England, Dänemark, Schweden und Sachsen!) und die militärischen Folgen wären unabsehbar gewesen. So aber ist die Tätigkeit jener Streifcorps weniger in die Erscheinung getreten, die Verwendung jener Kavalleriemassen zu strategischen Zwecken weniger beachtet worden.

Der Vormarsch der Corps Dörnberg und Czernitschew ist vortrefflich angelegt. Ein Corps deckt den unbemerkten Übergang des anderen. In mehreren Kolonnen marschieren sie vor, gedeckt durch den Flankenmarsch einer schwächeren Abteilung. Indem sie sich vereinen, bedrohen sie schon die Rückzugslinie des Gegners durch eine Abzweigung, die auf den der Angriffsfront abgewandten Seiten einen Scheinangriff macht und den Feind völlig irreführt. Der letzte unglückliche Ansturm Morands war zum großen Teil verursacht durch die bei Neppenstedt auftretende reitende Artillerie.

Die ursprünglich bei Dörnbergs Corps vorhandenen 350 unbewaffneten Freiwilligen sind zweckentsprechend zu rückwärtigen Sicherungen verwandt worden. Sie sicherten so einen vielleicht notwendig werdenden Rückzug, indem sie die Mittel zum Übergang über die Elbe herbeischafften.

Die Schwächung des Detachements der Verbündeten an Infanterie und Artillerie vor dem Angriff könnte als ein Fehler angesehen werden. Diese war wahrscheinlich ursprünglich nicht beabsichtigt. Vielleicht sind außer der Verzögerung durch das Berittren der Kolonnen falsche Meldungen die Ursache gewesen.

Ob Morand richtig handelte, als er von Tostedt nach Lüneburg abmarschierte, scheint sehr zweifelhaft. Er sollte Hamburg und die untere Elbe decken. Hierzu war es notwendig, Hamburg in Besitz zu nehmen. Er mußte daher Estorffs Landsturmhäufen überrennen und dann die schwachen Truppen Tettenborns in Hamburg angreifen.*) Wie die Verhältnisse lagen, war ein Erfolg sehr wohl möglich. Einmal Herr von Hamburg, hätte er wohl so lange Widerstand leisten können, bis Vandamme oder Montbrun zur Hilfe kamen. Der Besitz der Stadt hätte den Fortgang der Truppenwerbungen empfindlich gestört, die Zufuhr an Ausrüstung und Waffen aus England wäre abgebrochen worden.

Jedoch muß zugegeben werden, daß der französische General damals die Verhältnisse nicht so überblicken konnte.

Die Sicherung Lüneburgs nach der Einnahme beschränkte sich auf örtliche und polizeiliche Maßnahmen. Die Rückzugslinie nach Bremen sollte

*) Dies war, nach dem Cerinischen Werke, auch Morands Absicht gewesen. Am 27. März war die Truppe bereits zum Abmarsch auf Winsen angetreten. Dann wurde der Vormarsch aufgegeben. Am 30. sollen von Tettenborn die neuesten Hamburger Zeitungen und Erlasse an Morand gesandt sein. Daraufhin brach der französische General nach Lüneburg auf, wohl in der Absicht, zunächst hier Ordnung zu schaffen. Sein Entschluß war also durchaus wohlüberlegt.

durch ein am Morgen entbehrlich gewordenes Bataillon, das nach Carlstori entsandt wurde, gedeckt werden.

Der Mangel an Kavallerie und die Furcht vor kleineren Abzweigungen gegenüber den Tag und Nacht umherschwärmenden Kasaken, erklären in etwas die Unterlassung weitgehenderer Sicherungen. Wenn Morand aber auch keine stärkeren feindlichen Kräfte erwarten konnte, so hätte er doch die auf Dahlenburg abziehenden Kasaken am 1. April nicht gänzlich ohne Beobachtung lassen dürfen. Ob er Verbindung mit Montbrun aufzunehmen versucht hat, ist nicht festzustellen gewesen.

Verzichtete Morand auf Vorposten, so hätte er wenigstens einen Posten auf einen der Kirchtürme schicken müssen. Derselbe hätte weithin das Land überblicken und jede Annäherung des Feindes melden können.

Diese Unterlassungssünden waren später die Hauptursache der vollständigen Unsicherheit, die die Maßnahmen Morands kennzeichnet.

Betrachten wir das Gefecht selbst.

Es kennzeichnet sich in seinem ersten Teil als ein Überfall mit anschließendem Straßentkampf, in seinem zweiten Teil als Abwehr eines planmäßigen Angriffes auf einen festen Stützpunkt, gepaart mit angriffsweisem Vorgehen des Verteidigers.

Die Befehle Dörnbergs sind klar und einfach. Zwei Tore sind besetzt, zwei Kolonnen, in gleicher Weise mit Artillerie versehen, schreiten zum Angriff.

Die preußische und russische Infanterie zeigt sich im Angriff wie in der Verteidigung gleich tapfer und umsichtig. Sie legt die erste Bresche in den Verteidigungsring, läßt dem Gegner keine Zeit zur Sammlung und wirft ihn zur Stadt hinaus. Hierdurch geht die Verbindung des feindlichen Führers mit den einzelnen Teilen seiner Truppen wie der Truppen unter sich vollständig verloren. Morand bleibt über die Stärke seines Feindes im unklaren.

Die Kavallerie beunruhigt auf allen Seiten der Stadt den Verteidiger, sie verschleiert die Bewegungen des Angreifers. Ein Teil — ob selbständig oder auf Befehl Dörnbergs, ist nicht ermittelt — durchschwimmt die Ilmenau und bedroht Flanke und Rücken des Gegners. Die Rückzugslinie ist außerdem durch die Kavallerie und reitende Artillerie Pahlens während des Angriffs und nach der Entscheidung bedroht. Ohne diese Verwendung der berittenen Waffen hätte sich wenigstens das zurückgebliebene französische Bataillon retten können.

Auch die Artillerie hat durchaus ihre Schuldigkeit getan. Je ein russisches und preußisches Geschütz waren die ersten, die den Gegner durch Feuer nach dem Verlassen der Stadt verfolgten. Ihrem mutigen Ausharren auf dem Graalwall, als der Feind schon am Fuße desselben stand, ist nach

allen Berichten zum großen Teil nächst der bewundernswerten Tapferkeit der Borschechen Füsilier-Bataillon am Neuen Tor, die Niederlegung der Waffen seitens des sächsischen Bataillons zuzuschreiben. *) Die beiden Kanonen und die eine Haubitze, die am Gefecht teilnahmen, verschossen in dem sieben- bis achtsündigen Kampf 43 Kugelschüsse, 17 sechslötlige, 7 zweilötige Kanonen-Kartätschüsse, 22 Granaten und 22 Haubitze-Kartätschüsse.

Daß der Überfall als solcher so gut gelang, ist zum großen Teil den trefflichen Anordnungen Dörnbergs zuzuschreiben. Trotzdem spielt auch ein gut Teil Soldatenglück hinein. Napoleon schreibt einmal, das Gelingen eines Überfalls hänge häufig vom Gebell eines Hundes oder dem Geschnatter einer Gans ab. Die Tatsache, daß das viel zu späte Eintreffen der Abteilungen Czernitschews und Bentendorfs nicht die Heimlichkeit der beabsichtigten Handlung in Frage gestellt hat, sowie der überraschende Erfolg gleich vor Beginn des eigentlichen Angriffs an der Altenbrücker Ziegelei müssen als solche Glückszufälle bezeichnet werden.

Im Straßenkampf war die Ortskenntnis für den Angreifer von größter Bedeutung. Jede Mauer ward hier zum Schutz, jeder Vorbau zur Deckung. Auf kürzeren Wegen wird der fliehende Feind abgeschnitten. Die Einwohner — teils aus Haß, aus Rachsucht oder jenem Tatendurst, der in Augenblicken höchster seelischer Erregung den Menschen fieberhaft zum Mit-handeln zwingt — beteiligen sich. Alle dem Fremden feindlichen Elemente vereinen sich, wo er im Nachteil ist, zu seinem Untergang. — Gestürzte Kanonen und unbespannte Bagagewagen hemmen den Weg und verhindern ein schnelles Entkommen.

Wie die Eigenart des Geländes in den einzelnen Zeitspannen des Kampfes ausgenutzt worden ist, ergibt sich aus der Schilderung der einzelnen Gefechtsabschnitte.

Betrachten wir die Maßnahmen Morands:

Er war, wie bereits gesagt, ohne jede Nachricht von der Art, Stärke und Absicht des Gegners. Infolgedessen — nahm er den Angriff in der Stadt einmal an — war die Besetzung der Tore durchaus sachgemäß.

Auch über den Augenblick der Entsendung der Torverstärkungen wird man nicht rechten können. Der Unfall an der Altenbrücker Ziegeleihöhe kann ihm ebenfalls nicht zur Last gelegt werden. Ob es, als das Lüne Tor verloren war, noch möglich gewesen wäre, den anderen Torbesatzungen

*) Unter dem 4. April berichtet Dörnberg darüber an den König: „Euer Majestät erstes Pommersches Füsilier-Bataillon hat bei dieser Gelegenheit Wunder gethan; es hat im Sturm auf ein Defilee dem Feinde Kanonen genommen, und als er mit fünffach überlegener Macht gegen die schon eroberte Stadt von neuem vorbrang, ihn aufgehalten, geworfen und auf diese Weise entscheidend zu seiner Kapitulation beigetragen. Auch Euer Majestät Artillerie hat sich vortrefflich gehalten.“

Den Dank Dörnbergs an die ihm unterstellten Truppen siehe Anlage 5.

Befehle zu schicken, läßt sich gleichfalls nicht übersehen. Der Straßenkampf konnte, wie die Verhältnisse einmal lagen, wohl kaum für Morand günstig ausfallen.

Es kommt nun der zweite Augenblick am Tage, in dem Morand einen neuen Entschluß fassen konnte. Es ist die Zeit, welche er eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in der Aufnahme und zur Sammlung der geretteten Trümmer seiner Division zubrachte. Dieses Abwarten ist ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden, da er die Zeit zum Abmarsch auf Garlstorf hätte verwenden können.

Dennoch scheint sein Verhalten hier sehr verständlich. Er war etwa 1000 Mann stark. Zwei Drittel seiner Kampfgenossen waren noch in der Stadt. Marschierte er ab, so ließ er sie im Stich.

Brach der Gegner aus der Stadt hervor und war stärker wie er, so erzwang er sich den Kasaken gegenüber unschwer die Rückzugsstraße über Reppenstedt. War er aber schwächer, so konnte er ihm auf freiem Felde entgegentreten. Vielleicht schlugen sich dann auch die Torbesatzungen durch. Die Kasakenschwärme jener Zeit waren als Schlachtenwaffe keine allzu-große Gefahr. Als in später Stunde die Ffumschen Husaren die Infanterie angriffen, wurden sie, wie geschildert, mit großen Verlusten zurückgeworfen und wagten keinen neuen Angriff.

Indes war Dörnberg zu schwach oder zu klug — am Anfang auch zu sehr mit dem Aufheben der verschiedenen zersplitterten Abteilungen beschäftigt — als daß er so unvorsichtig vorgegangen wäre.

Nun wird Morand zum dritten Male vor eine wichtige Entscheidung an diesem Tage gestellt: Soll er angreifen?

Auch der Entschluß zum Angriff hatte seine volle Berechtigung. Eine glückliche Wendung war bei der zahlenmäßigen Überlegenheit keineswegs ausgeschlossen. Nur 150 Füsilier haben, wie wir wissen, das Neue Tor verteidigt, nur vier Geschütze standen mit allerdings vorzüglichem Schußfeld auf dem Graalwall. Eine große Anzahl von Gefangenen war zu bewachen, noch kämpfte auch die Besatzung des Roten Tores standhaft. Die gegnerische Truppe, welche in der ganzen Nacht nicht zur Ruhe gekommen war, mußte aufs äußerste ermattet sein. Die Darstellung des Kampfes hat gezeigt, wie einen Augenblick sich die Waagschale des Sieges auch auf die Seite Morands zu neigen schien. Jedenfalls war seine Lage günstiger wie je zuvor.

Jetzt aber zeigt sich ein Mangel der Führung. Es handelte sich um einen planmäßigen Angriff. Zeit, den Unterführern seine Absicht und ihre Aufgaben zu sagen, hatte Morand reichlich gehabt. Ohne Unterstützung des französischen Bataillons durfte der Angriff nie durchgeführt werden.

Wenn wir auch den Helden an der Spitze der stürmenden Truppen bewundern, so müssen wir doch den Führer tadeln, der nach hinten zu dem Kohortenbataillon gehörte, um von hier aus den vorderen Linien die treibende Unterstützung zu geben. —

Zum Schluß soll noch eine Frage bezüglich der allgemeinen taktischen Auffassung der ganzen Lage seitens Morands berührt werden.

Er nahm einem völlig unbekanntem Gegner gegenüber das Gefecht in der Stadt an. Während die sächsischen Truppen sich an den Stadttoren verbluteten, hielt das französische Kohortenbataillon untätig nordwestlich der Stadt. Morand hat es nicht zurückgerufen. Ob er nicht vielleicht in den ersten Spannen des Kampfes daran gedacht hat, sich auf dieses Bataillon mit den Besatzungen zurückzuziehen?

Der östliche Stadtteil Lüneburgs eignete sich vorzüglich zu einem Rückzugsecht. Die Übergänge der Ilmenau-Arme waren leicht unter Feuer zu halten. Dann war die Marschrichtung für die Posten des Altenbrücker und Roten Tores das Sülz-Tor, für die der anderen Tore das Neue Tor mit dem Marschziel Reppenstedt. Drängte der Gegner zu heftig nach, so konnte auf dem Sand- und Marktplatz ein kurzer Gegenstoß gemacht werden. Unbedingt hätte sich die ganze Division Morand nach nur geringen Verlusten bei Reppenstedt vereinigen können. (Hierzu vergl. Skizze 3.)

Dann war Morand wieder Herr der Lage. Setzte sich der Gegner in der Stadt fest, so beraubte er sich seiner Hauptstärke — der beweglichen zahlreichen Kavallerie. Nun konnte Morand entweder die Stadt planmäßig und geschlossen angreifen oder aber er begnügte sich damit, sie zu beobachten. Da die Truppen Montbruns nur einen Tagemarsch entfernt waren, so konnte — verließ Dörnberg nicht am nächsten Tage wieder die Stadt — für das Detachement Dörnbergs dieselbe vernichtende Niederlage eintreten, wie sie in voller Wucht die Division Morand traf.

Ein kluger Rückzug wäre also nach Lage der Verhältnisse für Morand geboten gewesen. Für Dörnberg dahingegen war der Angriff, wie der Verlauf zeigt, die beste Lösung. Alles Beobachten, Zögern, Hinhalten konnte seine Lage nur verschlechtern. Wollte er die sich selbst gestellte Aufgabe erfüllen, mußte er vorwärts.

So ist das Gefecht in und bei Lüneburg wieder eins der vielen schönen Beispiele deutscher Kriegsgeschichte, wie eine frische kraftvolle Offensive — selbst gegen hohe Überzahl und eine starke, reichlich mit Fronthindernissen versehene Stadt — schon in ihrer Kühnheit den Keim des Gelingens tragen kann.

Anlage 1.

Kriegsarchiv des großen Generalstabes.

**Originalberichte der kommandierenden Generale an Seine Majestät.
März bis Juli 1813.**

**Auszug aus einem Bericht des Generalz Czernitscheff an den
König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.**

.....

Ses détails de la première victoire remportée sur la rive gauche de l'Elbe à Lunebourg à laquelle j'ai eu le bonheur de contribuer, seront déjà certainement connus de Votre Majesté par les rapports du général Dörnberg et ceux du digne Major de Borcke. Il ne me reste donc à vous entretenir, Sire, que de la brillante valeur déployée par les braves Prussiens dans une des affaires les plus chaudes et les plus terribles que j'aie vues.

On aura de la peine à concevoir que 3500 hommes de bonnes troupes avec 12 pièces de canons et 300 chevaux, occupant une ville forte déjà par son local, entourée d'un rempart et d'un mur et dont le front de plus est défendu par une rivière profonde, aient été forcés et totalement détruits par environ 700 hommes d'infanterie, 2000 chevaux et 7 pièces d'artillerie. — Ayant à redouter l'approche d'un ennemi bien supérieur de Zalzwedel et Luchow; nous avons été obligés de détacher 4 régiments de cosaques, une compagnie Prussienne et un canon à Bienenbüttel et sur la Netze.

Malgré cela les Prussiens et les Russes ont prouvé dans ce jour de gloire ce que peuvent le véritable patriotisme, l'amour pour leurs Souverains et l'entier dévouement à la cause générale.

Les 3 compagnies Prussiennes ont été les premières à forcer la porte qu'elles attaquaient et enlevèrent à cette occasion à l'ennemi 2 pièces d'artillerie. — Ces braves méritent sous tous les rapports des marques de faveur de Votre Majesté; ayant été témoin oculaire de leurs faits d'armes, Elle me permettra de plaider leur cause.

Les résultats de cette action sont bien plus grands que nous ne l'avions cru dans le premier moment, outre la prise de 3 drapeaux et 10 canons; on compte maintenant plus de 2630 prisonniers dont environ 100 officiers et 9 colonels; les deux dernières pièces de canon, ne pouvant être sauvées par l'ennemi, ont été jetées par lui dans la rivière. — Le commandant du corps le général de Division Morand, vient de mourir de ses blessures.

.....

Dömitz,
le 7 avril
26 mars.

(gez.)
A. Czernicheff,
aide de camp de S. M. l'Empereur de Russie.

Quellen.

1. Zander, Geschichte des Krieges an der Niederelbe (1839).
2. B. Jacobi, Hannovers Teilnahm an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813 (1863).
3. Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges im Jahre 1813 für Deutschlands Unabhängigkeit (1863).
4. Cardinal v. Widdern, Die Streifkorps im deutschen Befreiungskriege 1813 (1899).
5. Treuenfeld, Das Jahr 1813 bis zur Schlacht von Groß-Görschen (1901).

Im einzelnen:

6. Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover unter französisch-westfälischer Herrschaft 1806 bis 1813 (1893).
7. W. F. Bolger, Lüneburger Blätter (1855 bis 1862).
8. —, Die merkwürdigsten Begebenheiten in Lüneburg während der Jahre 1813 und 1814 (berichtet von einem Augenzeugen).
9. Henning, Erinnerungen von 1813 „Aus dem Leben eines alten hannoverschen Kriegers“ (1863).
10. „Das Gefecht bei Lüneburg am 2. April 1813“, im neuen vaterländischen Archiv von Spangenberg; III. Band, 2. Heft, S. 304 ff.
11. „Verhaft und Befreiung der hundert Einwohner Lüneburgs im Monat April 1813“ von A. C. Wedekind.
12. Bericht des Obersten v. dem Rnefebed an den preußischen Gesandten Wilhelm v. Humboldt über das Gefecht von Lüneburg.
13. Auszug aus dem französischen Moniteur vom 15. April 1813.
14. Sächsischer Bericht über die Erstürmung Lüneburgs (aus der Schrift: „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813, dargestellt von einem Stabsoffizier des königlich sächsischen Generalstabes [M. F. X. v. Cerini]).

Handschriftliche Quellen:

15. Akten des Kronprinz- Dragonerregiments im Staatsarchiv zu Hannover.
16. Familienurkunden der Familie v. Estorff.
17. Tagebuch des Dr. F. L. Meyer, Avoué beim französischen Tribunale in Lüneburg (Bote des Oberstleutnants v. Estorff an General v. Dörnberg).
18. Bericht des Buchhändlers Wahlstab (eines weiteren Boten des Oberstleutnants v. Estorff).
19. Moritz, Handschriftliche Berichtigungen eines Augenzeugen zu den Darstellungen über das Gefecht vom 2. April 1813.
20. Selig, Handschriftliche Nachrichten über das Jahr 1813.
Die vier letztgenannten Urkundensammlungen werden auf der Stadtbibliothek zu Lüneburg aufbewahrt.
21. Akten des Kriegsraths des großen Generalstabes und zwar im besonderen:
Bericht des Generals Graf Czernitschew an König Friedrich Wilhelm III.
Bericht des Generals v. Dörnberg an den König.
Bericht des Majors v. Bork an den Generalmajor v. Borstell.
Tagebuch der reitenden Batterie Nr. 5 in den Feldzügen 1813 und 1814.
Korrespondenzen und Berichte aus dem Wittgensteinschen und Blücherschen Hauptquartier.

Anlage 3.

Staatsarchiv zu Hannover.

Brief des Obersten v. Lettenborn an den Oberstleutnant v. Estorff bezüglich der Volksbewaffnung in Nordhannover. (Vergl. Skizze 1.)

Ich eile Ihnen zu sagen, was sich hier zuträgt, damit Sie kräftig zu den allgemeinen Maßregeln mitwirken.

Die Franzosen haben 1000 Mann stark Bremerlehe angegriffen und endlich genommen. 2000 Mann sollen Nachrichten zu Folge auf Harburg marschieren, waren gestern bis Rotenburg vor und sollen heute in Löstädt sein.

Sie haben demnach sogleich alles aufzubieten, was Waffen tragen kann, was sich so gut sie können, bewaffnen soll. Sie lassen rechts und links und in allen Dörfern Sturm läuten, und rücken schnell, indem alle Bauern an Sie sich anschließen müssen, nach Kammelslohe vor.

Sie warten indeß nicht, bis alles versammelt ist, sondern rücken sogleich vor und begeben sich von Kammelslohe, wo Sie bis zur einbrechenden Nacht stehen bleiben, in die Gegend wo der Feind stehen soll; mit Ihnen wird das zur Unterstützung ausgesandte Regiment Kosaken gehen.

Ueberall ist Sturm zu läuten und die auf den Landstraßen von Bremen nach Harburg und anderen, auf welche der Feind zieht, gelegenen Ortschaften sind von den Einwohnern gänzlich zu verlassen mit allen Habseligkeiten, die sie weg bringen können und bei welchen Frauen und Kinder zur Bewachung bleiben.

Bei Tage sollen nur die Kosaken und die gelehrten Jäger und andere des Schießens Kundige mit dem Feinde scharmüßeln; mit den Bauern ist dagegen des Nachts anzugreifen und zwar allgemein auf allen Seiten. Mit anbrechendem Tage ziehen die Bauern sich wieder zurück.

Noch diese Nacht ist ein kräftiger Angriff auf allen Seiten zu unternehmen und jede Nacht zu wiederholen. Dies ist überhaupt die Vorschrift bei der Bauernschaft: Ueberfälle des Nachts und Zurückweichen bei Tage, wo der Feind mit Macht vordringt. In Harburg stehen 100 Kosaken, die den Feind in der Front alarmieren, und von Stade her rückt das Kosaken-Billet unter dem Läuten der Sturmgloden mit großen Bauernhausen heran.

Die Offiziere, die Sie bei sich haben, theilen Sie bei den Bauern ein, über die Sie eine Amtsstelle haben; von jeder Gemeinde hat sich der Älteste zu Ihnen zu begeben und Ihre Befehle zu empfangen.

Der Kosaken-Kommandant Major Bahden hat den Auftrag, sich mit Ihnen über alles was zu thun zu verständigen. In Lüneburg bleibt ein Billet zurück, auch haben Sie von unten her nichts zu fürchten, da bereits die Vorposten von General Dörnberg heute nicht weit von Salzwedel sein müssen. Schicken Sie doch auf der Stelle Boten ab, um Nachricht vom General Dörnberg einzuziehen.

Noch einmal Thätigkeit und Unerbundenheit, so müssen die Feinde ermüdet zu Grunde gehen. Der Feind muß nicht Tag nicht Nacht Ruhe haben und ganz vorzüglich nicht des Nachts. Alle andern geschickten Maßregeln bleiben Ihrer Einsicht anheim gestellt.

Hamburg, den ^{15.}/_{27.} M. 1813.

Der k. russ. Oberst u. Kommandant eines Korps
der Armee des Grafen v. Wittgenstein.
gez. Baron von Lettenborn.

**Stärken der Truppen des Generals Morand
und der unter General v. Dörnberg vereinigten leichten Truppen.**

I.

Division Morand.

- 2 Bataillone des sächsischen Regiments Prinz Maximilian,
- 4 Kompagnien französischer Douaniers,
- 1 Bataillon der 54. Kohorte der Nationalgarde,
- 1 sächsische Batterie zu 6 bis 8 Geschützen,
- 1 französische Batterie zu 6 Geschützen,
- 80 bis 300 Reiter (verschieden angegeben).

Im ganzen: 3000 bis 3500 Mann Infanterie, 80 bis 300 Reiter und 12 bis 14 Geschütze.

Nach dem sächsischen Werke ließ Morand in Lostedt ein weiteres, hier nicht besonders angeführtes Bataillon zurück. Es ist möglich, daß dessen Kopfzahl in der Zahl 3500, die mehrere offizielle Berichte angeben, enthalten war.

II.

Detachement Dörnberg.

- Preußen:** Füsilierbataillon des 1. Pommerschen Infanterieregiments unter Major v. Borde,
 $\frac{1}{2}$ reitende Batterie Nr. 5;
- Russen:** 1 Bataillon des 2. Jägerregiments unter Major v. Essen,
2 Schwadronen finländischer Dragoner,
4 Schwadronen Grodno-Husaren,
1 Regiment Vaschkren,
3 schwache Regimente Kasaken,
4 Geschütze der reitenden Artillerie der Russen.

Im ganzen: 850 Mann Infanterie, 2000 Reiter und 8 Geschütze.

Hierzu traten noch 350 meist unbewaffnete Freiwillige, die auf der Rückzugslinie verwandt wurden. Sie sorgten für Herbeischaffung der Rähne von Lenzen nach Boitzenburg und bereiteten dort alles für einen möglicherweise notwendigen, schleunigen Übergang vor.

Anlage 5.

Tagesbefehl.

Ich danke Euch brave Russen und brave Preußen! Dem Geiste in dem meine verehrten Waffengefährten, der General Bentendorf und General-Adjutant von Czernitzscheff Euch geleitet haben, Eurem Muthe bin ich das Glück und die Ehre des gestrigen Tages schuldig. Ihr habt den Feind, dessen Infanterie und Artillerie noch einmal so stark war, wie die unsrige und der sich mit Hartnäckigkeit schlug, aus einer festen Stellung herausgeworfen und ihn gezwungen die Waffen zu strecken; oder, um es mit einem anderen Worte zu sagen: Ihr habt alles gethan, was sich von heldenmüthigen Kriegerern erwarten läßt. Das Vaterland ist glücklich und sicher, das durch solche Truppen vertheidigt wird, der General ist glücklich, der solche Truppen unter seinen Befehlen hat, und während ich Euch Glück wünsche zu dem ruhmvollen Tage, mit dem Ihr unsere gemeinschaftlichen Unternehmungen eröffnet habt, während ich es mir zur Pflicht mache Euch Euren erhabenen Monarchen zu verdienten Belohnungen zu empfehlen, wünsche ich vor allen Dingen auch mir Glück, dem das ehrenvolle Loos geworden ist, so brave Krieger anzuführen.

Lüneburg, den 3. April 1813.

gez. Dörnberg,
 Königl. Großbritannischer General-Major
 und Kommandant eines Kaiserlich Russischen
 und Königl. Preussischen Truppen-Korps.



Bekrutenwerbungen in reichsritterschaftlichem Gebiet im 18. Jahrhundert.

Von

Frhrn. v. Stetten-Buchenbach,

Oberst j. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zum Verständnis der Verhältnisse wird vorausgeschickt, daß ein Glied der mannigfachen Stände des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis zum Jahre 1806 die reichsunmittelbare Ritterschaft — *corpus equestre* — gebildet hat, für deren Stellung die Gegenwart kein Gegenstück mehr bietet. Denn sie erkannte als Herrn nur das Reichsoberhaupt an und war sonst vollkommen souverän, hatte mithin auch das Recht über Leben und Tod mit der alleinigen Beschränkung, daß die bezüglichen Urteile durch ein zustimmendes Gutachten einer Universität belegt sein mußten. Bei der Auflösung des alten Reiches zählte sie zu ihren Angehörigen ungefähr 350 adelige Familien mit etwa 200 000 Untertanen, verteilt auf ein Gebiet von 200 Quadratmeilen. Sie zerfiel in die „Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom“; jeder dieser Kreise trennte sich in Orte oder Kantone. Zur reichsunmittelbaren Ritterschaft in Franken zählte u. a. der „Ort Odenwald“, welchen 20 Familien bildeten, darunter die durch Goethe besonders bekannt gewordene Familie v. Berlichingen und die v. Stetten zu Kocherstetten, Buchenbach und Bodenhof. Dem reichhaltigen Archive der letzteren sind die nachfolgenden Einzelheiten entnommen.

1. Zu den vielfachen Rechten der Ritterschaft zählte namentlich Steuerfreiheit, auch dem Reiche gegenüber, und nur in Zeiten der Not leistete sie dem Kaiser durch Geld oder Mannschaft oder durch beides eine freiwillige Hilfe. So geschah es nun, daß im Februar 1739 der ständig in der freien Reichsstadt Nürnberg tagende „Fränkische Ortskonvent“ oder, wie er sich unterschreibt:

„Ihro Römisch Kaiserlichen Majestät resp. wirkliche Rät, Direktor, Hauptmänner, Räte und Ausschuß des Heiligen Römischen Reichs unmittelbarer freyer Ritterschaft aller VI Orthe in Franken“

den Mitgliedern mittheilte, daß „auf Allergnädigst Kaiserliches Ansinnen aus der gegen das Allerhöchste Kaiserliche Oberhaupt tragenden allerunterthänigsten

Devotion beschlaffen worden sei, nach dem Vorgang verschiedener höchst und hoher Stände des Reichs zur Befähigung der Christenheit, zur Verstärkung der gegen den Erbfeind christlichen Namens in Ungarn stehenden Armee von der Reichsritterschaft aller VI Orthe in Franken“ eine Anzahl Rekruten bis zu Ende April des vorgenannten Jahres zu beschaffen. Gleichzeitig wurde mitgeteilt, daß für jeden tauglichen Menschen von 18 bis 36 Jahren, unweiblich, zehn Gulden rheinländisch von der Heeresverwaltung gezahlt würde. Denjenigen Mitgliedern, welche die auf sie entfallende Zahl nicht rechtzeitig liefern würden, war auf Grund eines Abkommens mit dem Kaiserlichen Obersten und Kommandanten zu Rheinfelden, Frhrn. v. Tornacco, sowie zufolge der vom Kaiserlichen Hofkriegsrate an die Kommandanten von Eger, Erfurt und Philippsburg erlassenen Ordre mit militärischer Exekution gedroht. Leuten, welche sich freiwillig anwerben ließen, wurde Entlassung nach drei- bis vierjähriger Dienstzeit gegen Stellung eines tauglichen Ersatzmannes zugesichert. Solche Freiwilligen sollten in das Thüningensche Regiment eingereicht werden.

Sehen wir nun, wie bei einer einzelnen Familie der Reichsritterschaft die Rekrutengestellung sich abspielte.

Zunächst teilte der Ritterort Odenwald unter dem 20. Februar 1739 seinen Angehörigen dieses Conclusum mit. Nachdem er sein Bedauern ausgesprochen, daß das Nötige nicht auf einem allgemeinen Ritterconvent hätte vorher beraten und observanzmäßig beschloffen werden können, fährt er fort: „Alldiemeil aber die vor Augen liegende Noth-Umstände zusammt der auf allem Verzug haftenden Gefahr in dieser ganz außerordentlich pressantesten Angelegenheit solches ohnmöglich gestattet und uns vielmehr nach dato anweisen, alle nur erdenkliche Sorgfalt dahin vorzunehmen, damit das Ottenwäldische Contingent an der zu stellen habenden Recrouten Mannschaft zu rechter Zeit angeschafft und geliefert werden möge, die dazu vergönnte Frist aber sehr eng zusammen gehet, So haben wir vor nöthig erachtet, unsern Insonders hochgeehrte Herrn Vettern, Oheim und Schwägere auch respect. hochgeehrte Herrn hiemit geziemend zu ersuchen, dieselbe soviel es nach Beschaffenheit der Kürze der Zeit etwa möglich seyn wird, auf Dienstag den 3ten des nächstkünftigen Monats Marty in Adelsheim sich einzufinden und den über diese ganz außerordentliche Angelegenheit haltenden deliberationibus sofort mit beizuwohnen belieben wollen.“ Diejenigen Mitglieder, welche nicht selbst erscheinen können, sollen angeben, wie viel tüchtige junge Mannschaft in ihren Ortschaften gegen bare Erlegung der zehn Gulden oder auch eines Mehreren (wie richtig ahnend hinzugefügt wird) gewillt sind, freiwillig in Kaiserliche Kriegsdienste zu treten. Falls die Zahl dieser Leute nicht ausreichen sollte, behielt sich der Ritterort die weiteren Anordnungen vor.

Nach dem seitherigen Matritular-Fuß traf ihn die Gestellung von 95 Rekruten, wovon auf die Familie v. Stetten 5 $\frac{1}{2}$ Mann entfielen. Tatsächlich stellte sie sechs, da sie von einem benachbarten ritterschaftlichen Ort

Braunsbach im Kochertale — damals im Besitz der v. Greiffenklau zu Bollraths — welcher zu 1½ Mann angelegt war, gegen eine entsprechende Geldentschädigung ½ Mann übernahm.

Die Sache wickelte sich aber nicht so einfach ab. Zunächst erklärten sämtliche Untertanen, daß sie ihre Söhne nicht hergeben könnten, daß sie aber bereit wären, die Kosten für die Werbung zu tragen.*) Mit diesem Anerbieten erklärte sich der Ritterkonvent zu Adelsheim einverstanden. Es wurde nunmehr in dem Stettenschen Gebiet, welches elf Ortschaften umfaßte, sowie in den benachbarten Territorien, wie den verschiedenen hohenlohschen Fürstentümern, der freien Reichsstadt Hall, dem Ganerbenort Künzelsau u. a., die Aufforderung bekannt gemacht, sich zum Kaiserlichen Dienste durch die Familie v. Stetten anwerben zu lassen. Auch wurden die betreffenden Beamten der angrenzenden Herrschaften um Unterstützung gebeten.

Als erster Bewerber erscheint in den Akten Michel Dauchwitz, von Schwäbisch-Hall gebürtig. Er hatte früher bei dem Kontingent dieser Reichsstadt in der Kompagnie des Hauptmanns Posce „hochfürstlich Baaden-Durlachschen hochlöblichen Schwäbischen Grayßes Regiments zu Fuß“ 46 Monate als Musketier gedient, war 1730 entlassen worden, weil der Stadt Hall von seiten Kaisers und Reichs wegen eines erlittenen Brandes nachgegeben war, ihre Truppenmacht ganz aufzulösen. Er war 45 Jahre alt, entsprach deshalb nicht den Bedingungen und wurde daher bei der Visitation „nicht vor gar tüchtig“ erkannt.

Zwei Tage darauf, am 19. März 1739, ließ sich freiwillig anwerben: Martin Knoll, 29 Jahre alt, mit Weib und drei Kindern, gegen 45 Gulden Handgeld und 5 Gulden auf den Tisch. „Habe niemahlen als Soldat gedient“, steht am Schlusse der betreffenden Aufzeichnung. Den 20. März wurde gewonnen Georg Keidel, 21 Jahre alt, unverheiratet, ohne Profession, „hat niemals noch als Soldat gedient“. Er ließ sich auf drei Jahre anwerben. An demselben Tage ging von dem hohenlohschen Beamten in Langenburg an der Jagst auf Grund der vorerwähnten Requisition die Nachricht ein, daß er einen „braven, steifen, jungen Kerl“ angeworben hätte. Dem Fähnrich v. Reibnitz nebst seinen Leuten, welche sich hierbei besonders bemüht haben, hat der Beamte einen „recompens“ zugesagt. — Als letzter Rekrut erscheint in der Liste Hans Conrad Krebs, angeworben den 6. April. Die mit ihm aufgenommene Verhandlung ist besonders bemerkenswert, weil sie Bestimmungen für den Fall seiner Dienstuntauglichkeit trifft und ihm somit eine Art Invalidenversorgung zusichert. Krebs ließ sich freiwillig auf drei bis vier Jahre anwerben „mit dieser condition, daß wann er über

*) Der Schultheiß von Morsbach berichtet den 1. März 1739: „Ihro Gnaden wird berichtet, daß ich keine gewisse nachricht haben kann wegen des pp. Söhnen wegen ihres Alters. Ich habe diese Eltern auch kommen lassen und sie bei Straf erinnert, daß sie es aufjagen sollen, jagte ein Jeder, er könne nicht wissen wie alt sie sein!“

kurz oder lang in Kriegsdiensten dermaßen unglücklich sein und bleiiert werden sollte, daß er ferner zu dienen oder sein Brod zu erwerben nicht mehr im Stande wäre, ihm von dem ganzen Stettenschen Gebiet mit Concurrrenz Braunsbach die nothdürfftige Unterhalt und Verpflegung verschafft werden solle“.

Nach Mittheilung des Ritterorts Odenwald hatte die Reichsstadt Rotenburg ob der Tauber sich bereit erklärt, die Sammlung und Assentierung der „Odenwäldischen Rekruten“ daselbst zu gestatten und für den Empfang und die Verpflegung der Mannschaft bis zur Übernahme durch ein Kaiserliches Kommando das Entsprechende zu veranlassen. Daher ordnete das ritterschaftliche Schreiben vom 20. März an, daß die Rekruten „ohnfehlbar auf den 31. März in Adelsheim als allseitig beliebtem ersten Sammelplatz, unter hinlänglicher Bedeckung von mit Gewehr versehener Mannschaft“ eintreffen sollten, woselbst durch den Rittersrat Frhrn. v. Adelsheim die Beförderung des Transportes nach Rotenburg geregelt werden würde. Da jedoch die Beteiligung an diesem Marsch für die im Stettenschen Gebiete geworbenen Mannschaften einen großen Umweg verursacht hätte, so sind die Leute theils einzeln, theils zu mehreren von Schloß Stetten am Kocher nach der mehrfach genannten, 35 km entfernten Reichsstadt geschafft worden.

Von einem dieser Transporte hat sich ein Paß erhalten, ausgestellt durch den Stettenschen Amtsvogt Wagner. Danach wurden zur Begleitung von zwei Rekruten vier Mann Bedeckung gegeben, nämlich zwei Schultheissen und zwei herrschaftliche Jäger. Daß diese Maßregel nicht ungerechtfertigt war, beweisen die Akten an anderer Stelle, wonach das Entweichen angeworbener Rekruten nach empfangenem Handgeld nichts Ungewöhnliches war. Das Schreiben des Ritterorts vom 20. März hatte auch auf diesen Fall besonders hingewiesen und die Auszahlung des Handgeldes erst nach erfolgter Assentierung angeraten. Im Paß werden „die hochlöblichen Stände des Reiches, deren territoria betreten werden müssen,*) der Gebühr nach unterthänigst und gehorsamst ersucht, die beiden Rekruten und deren zugegebene Escorte aller Orten sicher und ungehindert nicht allein passiren zu lassen, sondern auch, wenn wider Vermuthen ein oder anderer der angeworbenen Mannschaft Gelegenheit ergreifen sollte, zu echapiren u. s. w. mit allem geneigten Willen und Hilfe an die Hand zu gehen pp.“ Auch bei den übrigen Rekruten wurde die gleiche Vorsicht angewendet: Hans Georg Keidel zum Beispiel durch drei (!) Musketiere nach Rotenburg eskortiert, nachdem er vorher durch einen gemieteten Dragoner bewacht worden war. Der Marsch der im Paß erwähnten Rekruten vom Kocher zur Tauber wurde in einem Tage ausgeführt, wie dieses u. a. das Nationale des Krebs ergibt, dessen richtige Einlieferung am 7. April 1739, also am Tage nach seiner Anwerbung, der kaiserliche Feldwebel Köhler in Rotenburg bescheinigt.

*) Es waren Hohenlohe-Langenburg, Brandenburg-Ansbach und Rotenburg.

Das Nationale, welches in ähnlicher Form noch heute angewendet wird, lautete:
Stetten.

| Nahmen | Alter
Jahr | Vater-
land | Reli-
gion | Pro-
fession | Verheirath | | Ange-
worben
wann?
und
Con-
dition | Wo
vorher
und
wie lang
gedient
Jahr | Wie aus-
damah-
ligen
Dienst
ge-
kommen | Extra Nota |
|--------------------------|---------------|---|----------------------|--|------------|----|---|--|--|--|
| | | | | | Fr. | R. | | | | |
| Hanns
Conrad
Krebs | 24 | in
Franken
aus dem
Marggraff-
thum
Anspach
von
Beyerwoog
gebürtig,
Hinterjäh
und Schuß-
verwanther
zu Müus-
dorff in
dem
Stetten-
schen | Evan-
ge-
lich | —
sondern
ist
ein
Tag-
löhner | 1 | — | den
6.
April
1739
gegen
Reich-
ung
55 fl.
Hand-
geld | niemals
als
Soldat
gedient | — | Weilen diejer Reerout
kein Landfährer und
mit seinem Weib ehr-
lich copuliret — an-
nebst ein Stettenscher
Hinterjäh und Schuß-
verwanther ist; als
hoffet man, und wird
hierdurch darum ge-
ziemend gebetten, daß
man dessen Weib
nicht zurückweißen,
sondern mit ihm
nach Ungarn gehen
lassen mögte. |

Mit dem Eintreffen in Rotenburg waren nicht immer alle Besorgnisse gehoben für die Familie, welche Rekruten zu stellen hatte. Denn obwohl die kaiserlichen Werbeoffiziere angewiesen waren, die Reichsritterschaft in jeder Weise zu unterstützen, so verleitete sie oft der Eigennuz zu gegenteiligen Handlungen. So mußte sich Philipp Johann v. Stetten als Senior der Familie 1767 beim Direktorium des Ritterkantons Odenwald beschweren, weil der kaiserliche Werbhauptmann v. Kolbe einen von der Familie gestellten Rekruten wegen Mindermaß zurückgewiesen hatte, um ihn sodann auf eigene Rechnung anzuwerben. Im vorliegenden Falle blieben jedoch solche Mißschläge erspart, und so konnte der Ritterort seinen Mitgliedern ankündigen, daß „nachdem die zum Dienst Ihrer Römisch Kaiserlichen Majestät überlassene Rekruten, so viel sonderheitlich die, diesen Ritterort daran zugewommene Mannschaft betrifft, völlig gestellet und assentiret, mithin dieses mühsame Geschäft insofern dermahlen erlebigt worden“, es nur noch übrig bliebe, die Kosten festzustellen. Diese waren nicht unbeträchtlich, wie die noch vorhandenen Rechnungen ergeben. Ergötzlich ist dabei, wie der Angeworbene es sich wohl bekommen ließ, solange er noch nicht unter der Fuchtel des Korporals stand. Nicht allein lebte er selbst in dulce júbilo, sondern auch, wenn er verheiratet war, Weib und Kind mit ihm. Auch seine Wächter nahmen an den Gelagen auf Unkosten der Herrschaft teil. Dann stellte er allerlei Forderungen, wie z. B. Auszahlung des Handgeldes in bestimmten Münzsorten; wußte er doch, welche Befriedigung die Tatsache seines glück-

lichen Fanges der betreffenden Herrschaft gewährte. Die Kosten erreichten daher für den einzelnen Mann eine ziemliche Höhe; für Krebs z. B. betrug sie 120 Gulden (200 Mark), welche nach dem heutigen Geldwert auf mindestens das Dreifache zu veranschlagen sind. Noch teurer wurde 1767 die Anwerbung eines gewissen Martin Müller von Psebelbach, welche im ganzen 228 Gulden, 52 Kreuzer (etwa 390 Mark) erforderte. Die Vergütung, welche seitens der Heeresverwaltung für den einzelnen Rekruten bezahlt wurde, stand daher in keinem Verhältnis zu den Unkosten derwerbenden ritterschaftlichen Familie. Wir erinnern uns, daß 1739 zehn Gulden ausgesetzt waren; wenn sie auch 1759 und 1761 auf 23 Gulden erhöht wurde, so war darin die Vergütung für Handgeld und sämtliche Unkosten begriffen.

Aus den Rechnungen ergibt sich auch, daß jedesmal nach der Anmeldung eine Untersuchung auf körperliche Brauchbarkeit stattgefunden hat, welche in den meisten Fällen der Dorfbadler besorgte. Ebenso geht aus den Rechnungen hervor, daß schon damals der Angeworbene als Zeichen seines neuen Standes seinen Hut mit Bändern schmückte.

2. Anscheinend ist 1739 der Bedarf der Ritterschaft durch freiwillige Werbung völlig aufgebracht worden. Wenn dieses nicht gelungen wäre, so stand dem Ortsherrn zu, aus seinen Untertanen junge Burschen von mangelhaftem Lebenswandel gewaltsam zum Heeresdienst zu bestimmen. Ebenso war es ein beliebtes und zulässiges Mittel, an Stelle einer anderen Strafe den Schuldigen in die Soldateska zu stecken. Dieses Los wurde 1755 einem gewissen Johann Steinkopf aus Arnstadt zu teil, welcher mit einem gefälschten Sammelpatent im Stettenischen im Juni jenes Jahres aufgegriffen wurde. Nachdem er erst durch verschiedene Lügen sein Heil versucht hatte, schien es dem damaligen Amtmann innern Hauses*) Öttinger angemessen zu sein, den Steinkopf auf die Bank schnallen und ihm durch Prügel zuzusetzen zu lassen. Darauf bekannte der Angeschuldigte seine bisherigen Lügen und gestand, daß in Augsburg eine Fabrik gefälschter Patente bestände, mit deren Herstellung ein verkommener Schreiber sich beschäftigte. Da Steinkopf erst 22 Jahre zählte und kräftig war, so zog man es vor, statt des durch die Carolina festgesetzten Staupenschlages ihn dem Heeresdienst zu übergeben. Wenn man die fortgesetzten Klagen über das „Jaunergesindel“ liest, welche durch das 18. Jahrhundert durch die Alten sich durchziehen, so ist zu begreifen, daß man in jedem Einzelfalle ein dauerndes Unschädlichmachen des Strolches versuchte.

Die Unterbringung Steinkopfs beim Heere ging nicht ohne Weitläufigkeiten ab. Zuerst wies der, wahrscheinlich preussische, Werbeoffizier v. Kleist

*) Die Familie v. Stetten zerfiel in drei Linien: inneres, äußeres und Buchenbacher Haus, wovon die erstere 1867 im Mannesstamm erloschen ist.

in Heilbronn das Anerbieten ab. „Da der Kerl sieben Zoll knapp misst, so bin ich nicht im Stande denselben anzunehmen, indem die Expressseste order vom Regiment habe, keinen unter acht Zoll zu engagiren.“ — Hierauf machte der auf kaiserlicher Werbung in Weikersheim liegende Fähnrich Zöllner darauf aufmerksam, daß „nach dem dermaligen Werb-Reglement der Eintritt freywillig sein muß, welches durch zureden, daß er dadurch der Straf befreuet werde meines erachtens am süglichsten geschehen könnte“. Der Verhaftete schien dazu gar keine Lust zu haben, denn er erklärte anfangs, „er wolle sich lieber aufhenten lassen als Soldat werden“. Mit der Zeit aber besann er sich eines anderen, nachdem nach dem Rat des Oberleutnants v. Streng, des Vorgesetzten des Fähnrichs Zöllner, verfahren war, „entweder durch gute Wort oder aber auch drohungen schärpfer straffe denselben in die enge zu treiben, daß er das erforderliche Ja-Wort freywillig Nolens volens von sich gebe, und darauf ein von dem löbl. Amt dessen bekräftendes Atestatum deßentwegen ertheilet werde“.

Während dieser Verhandlungen meldete sich als Liebhaber für den Bagabunden der Oberleutnant v. Wölffing, welcher in der Reichsstadt Esslingen seine Station hatte, und erklärte sich bereit, ihn durch einen Unteroffizier und Gefreiten abholen zu lassen. Der Ritterrat Frhr. v. Ulrichhausen, welcher dieses Angebot vermittelt hatte, teilte u. a. nach Stetten mit, daß man dem abholenden Unteroffizier „mit Ketten und Bänden an Händen gehen solle“, und empfahl selbst diese Art der Beförderung, wenigstens bis die Gegend des sogenannten Nieds passiert wäre.

Inzwischen war die Klippe der Freiwilligkeit überwunden worden. Dem Trappierer Baron v. Rüd Hochwürden und Gnaden war es gelegentlich seiner Anwesenheit in Schloß Stetten gelungen, den Verhafteten dermaßen zu bereden, daß er erklärte „er wolle mit vergnügen Soldat werden“. Baron Rüd setzte hiervon ungesäumt den in Mergentheim befindlichen Leutnant vom Kaiserlichen Regiment Teutschmeister, Baron v. Petened, in Kenntnis, welcher am 12. Juli den Rekruten durch ein Kommando abholen ließ. Tags zuvor war Steinkopf durch den Dorfbadler für körperlich tauglich erklärt worden, wozu vor allem gehörte, daß er sämtliche Zähne besitzen mußte.

Das Protokoll oder die „Urphebe“, welche er vor seiner Übergabe an das Heer unterzeichnen mußte, ist für die ganze Zeit so bemerkenswert, daß ich glaube, es unverkürzt hier wiedergeben zu dürfen. Es lautet:

„Ich Johann Steinkopf von Arnstadt aus dem Thieringischen gebürtig, oder wie ich sonst heißen, oder woher gebürtig seyn mag, bekenne hiermit öffentlich gegen jedermanniglich, daß ich jüngsthin von dem hochfreherrl. Amt zu Kocherstetten wegen eines geführten falschen Patents und Sammelbüchleins arrestirt — und zur rechtlichen Inquisition gezogen worden: Ohngeachtet nun die hochfreherrl. Stettische Herrschaft wegen solch begangenen schwehren Verbrechens der Falschheit in Gemäßheit der

von Kayßer Carl dem V. emanirten Heilichen Hals Gerichts Ordnung mit der wohlverdienten Strafe des Stauppenschlags, und Brand Markung, auch ewiger Landes Verweisung Mich hätte belegen können, so hat doch Hochdieselbe Gnade vor Recht ergehen lassen, und Mich allein nebst vorhero abgeschwohrner Urphed an die Soltadesca auf ewig übergeben.

Gleichwie ich nun diese vorzügl. hohe Gnade mit dem Unterthänigen Dank erkenne, und solche mir zu künftiger Besserung Meines Lebens andienen lassen werde: Also gelobe und schwöhre ich zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eydt, daß ich wegen des bisherigen arrests, und über Mich geführten Inquisition, auch darüber zuerfandter Strafe weder gegen hochged. gndgr. Baron Stettischer Herrschafft, noch gegen deroelben Beamten oder sonsten gegen Niemand wer der auch seyn möge, ins künftige gar nicht mehr rächen, noch durch andere solches zu thun geschehen lassen, oder darzu Anleitung und Vorschub geben wolle:

Wie ich dann derer Freyherrn von Stetten gebiet dergestalten verwiesen seyn solle, und wolle, daß ich daselbe von nun an beständig meiden, und Mich darinnen weder in Dörfern, weilern oder Höjen durchaus nicht mehr betreten lassen werden. Falls ich aber dieser meiner abgeschwohrenen Urphed im geringsten darwieder handeln und ich darüber betreten würde, so solle mich alsdann von neuverdienter Strafe, nach denen Criminal Gesetzen keine Gnade mehr schützen, und befreien, sondern mit der schwehresten Leibes, und nach befindenden Umständen, der würklichen Todes Strafe, dieses mein Verbrechen und Frevelthaten belegt werden. Alles getreulich ohne arge list und Gefährde. So geschehen Kocherstetten den 10. July 1755.

Vorstehende Urphed ist nach publicirter Sentenz dem bisherigen Inquisiten deutl. und vernehmlich vorgelesen und nach seiner gethanen declaration daß Er dem Inhalt gemäß, solcher getreul. Tag lebens nachkommen wolle, mit aufgehoben Fingern würkl. Eydtlich beschwohren worden, welches weil Er nicht schreiben kann, hiermit in fidem subscribirt worden. So geschehen Schloß Stetten in dasiger Canzley den 12ten July 1755 morgens um 8 Uhr.

Johann Christoff Häfner, Schultheiß.

Johann Leonhard Blumenstock, Schultheiß.“

3. Neben der Aushebung für besondere Fälle gingen naturgemäß die fortlaufenden Werbungen, um die Armeen auf einem bestimmten Fuße zu erhalten. Bei der allgemeinen Mißachtung, in welcher der gemeine Mann stand, hielt es schwer, die Lücken zu füllen. Es wurde daher seitens der Werber kein Mittel, selbst der Gewalt, gescheut, um ihre Zwecke zu erreichen. Das Pressen der Matrosen zur englischen Flotte kann nicht rücksichtsloser gewesen sein, als der Menschenraub, welcher im 18. Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich durch die Werber getrieben worden ist. Der Inhalt eines

Erlasses vom 27. Februar 1738 des Bischofs Friedrich Karl von Bamberg und Würzburg läßt dies deutlich erkennen. Lautet doch schon der Eingang folgendermaßen:

„Demnach zu Unserem besonderen und allgemeinen Mitdauern die leybige Erfahrnuß so betrüblich, als empfindlich fortzeiget, daß ohngeachtet deren sowohl in denen gemeinen Rechten, Kayserlichen und allgemeinen Reichs-Satzungen, Land- und Religions-Frieden, dann peinlicher Hals-Gerichts-Ordnung enthaltenen, als auch von Unseren geehrten Herrn Vorfahren an Unserem Fürstlichen Hochstift Würzburg, und Herzogthum zu Francken, nicht weniger von Uns, und dem gesammten löblichen Frändischen Crazß in offenen Druck erlassenen scharpffen und ernstlichen Verbotten, dennoch das heimliche und öffentliche Nachstellen, auch gewaltthätige Rauben und Entführen deren wohlgewachsenen Leuthen und Untertthanen in besagtem Unserm Fürstl. Hochstift Würzburg, und Herzogthum zu Francken von denen einschleichenden frembden Werbern, oder vielmehr Menschen-Raubern, ihren Unterhändlern, und sonstigen bösen Helffern, und Helffers-Helffern freventlich fortgepflogen, und zur allgemeinen Unruhe und Unsicherheit, auch Verletzung der Lands-Fürstlichen Hoheit, und Bottmäßigkeit ferner also ket und kühn ausgeübet werde, daß um Unsere getreue Untertthanen, und Angehörige bey ihrem häußlichen Weesen, und Felbarbeit, auch die Reisende, und sonst Jedermänniglich gegen dergleichen in allen Rechten höchst-verpönte Vergewaltigungen und Menschen-Raubereyen ferner hinlänglich zu schützen, die ohnumgängliche Nothdurfft erheischet, die äufferste Mittel vorzukehren, und mithin die vorherige dieserthalben ergangene mehrmalige Verordnungen nicht nur zu erneuern, sondern auch dieselbe bey so beharrlichen, und sich noch vermehrenden frevelmüthigen Zuwiderhandlungen sowohl zu Handhabung des Lands-Herrlichen Gewalts, als zu des betrangten Untertthanen hinlänglicher Sicherheit ernst-erforderlicher massen zu schärpfen, gestalten bekanntlich die Frech- und Bosheit dieses rauberischen Gesinds, und desselben Anhangs also weit angewachsen ist, daß sie nicht nur auf offenen Strassen, Feldern und Wäldern die dahin durch allerhand falsche Versprechungen, und List verleitende, oder sonst betretende wohlgewachsene Leuth frey angehen, vergewaltigen, und fortführen, sondern auch sogar sich unterfangen, in Ortschaften mit bewehrter Hand nächtllicher Weil einzufallen, die Häuser zu umstellen, zu erbrechen, die Haus-Zunwohnerne mit Todtschießen zu betrogen, die vorhero ausgefehene tüchtige Mannschafft zu rädlen, zu binden, und fortzuschleppen, auch diejenige, welche auf Gewährwerdung sie schuldigster massen verfolgen, und einsangen wollen, mit vielen Schiessen, und Trohungen mörderischer Weis ab- und zurück zu halten.“

An dieses Sagungetüm schließen sich die Verbote von Werbungen im fürstlichen Gebiet, soweit sie nicht von der Regierung genehmigt seien. Alle

Untertanen werden aufgefordert, Leute „wann sie kein Original-Werb-Patent, oder glaubwürdigen Pass von Uns, oder sonst zum geschwinden Durchreisen vorzeigen können, also gleich anzuhalten, in Verhaft zu nehmen, und zu dessen Bewürdung ohne Verzug gehorsame Hand anzulegen, einander Beistand zu leisten, sofort den oder die also inhaftirte in sichere Verwahrung zu bringen, und zu halten, auch davon die schleunige Anzeig bei Unseren nächst-angesehnen Beamten, oder in Quartier liegenden Offizier zu derselben Verhör, und weiterer Amtlicher Besorgung zu thun, also zwar, daß, wann solche Frevlere bey dieser ihrer obseyender Anhalt- und Inhaftirung entweder flüchtigen Fuß setzen, oder aber gar mit Gewalt sich entgegen stellen, und wehren wolten, dieselbe im ersteren Fluchtungs-Fall alsogleich gesammter Hand, auch mittelst öffentlichen Sturm-Läutens von Orth zu Orth verfolgt, und eingeholet, in letzteren Widersetzungs- oder Wehrungs Fall aber als Vogel-freue infame Landstreichler angesehen, und gehalten, sofort mit ihrer auch Leib- und Lebens-Gefahr angegriffen, überwältiget, zu Hassen, und so weiter zur verdienten scharpffen Bestrafung ohnfehlbar eingebracht werden sollen“. Auch wird besonders darauf hingewiesen, daß diese „böse und infame heim- oder öffentliche Raub-Werber, und ihre Helfere“ sich für fremde Reisende, Jäger, Wegger und ähnliches ausgeben, um ohne Aufsehen geladene Waffen und große Fanghunde mit sich zu führen. Ferner sollen verschlossene Kutichen auf den Landstraßen, namentlich bei Nacht, durch die Beamten untersucht werden, ob sie keine geraubten Menschen enthielten.

Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß diesem Erlasse Tatsachen zu Grunde liegen und daß er die richtigen Gegenmaßregeln gegen den Menschenfang angeordnet hat. Trotzdem erregten diese verständigen Anordnungen in formeller Beziehung den Unwillen der Nachbarstädte. Namentlich die kleinsten, wie die Reichsritter, waren entrüstet über die Eingriffe in ihre Hoheitsrechte. Das Direktorium des Kantons Odenwald erließ unter dem 25. August 1738 ein lebhaftes Protestschreiben, worin dem Fürstbischöfe des weiteren auseinander gesetzt wurde, daß die vorliegende Angelegenheit nicht zu den Vasallenpflichten*) gehöre. Besonders war man darüber entrüstet, daß bei einem Centaufgebot zur Verfolgung der Werber, die der Würzburger Cent unterworfenen Reichsadligen Untertanen mitaufgeboden werden sollten, während diese Hinzuziehung nicht zu den „herkömmlichen Centfällen“ gehörte. Man begreift daher, wie es den Werbern möglich war, ihr Handwerk auch gewaltsamerweise fortzusetzen.

Zimmerhin war ihr Beruf ein sehr mühevoller. Denn selbst bei Leuten, welche sich freiwillig einstellten, konnte der Werbeoffizier erst beruhigt aufatmen, wenn er sie an die Truppen abgeliefert hatte. War es doch ein beliebter Streich, daß Leute sich scheinbar freiwillig anwerben ließen und,

*) Angehörige des Kantons trugen Güter von Würzburg zu Lehen.

nachdem sie einige Tage umsonst gelebt und durch ihr Benehmen die Wachen arglos gemacht hatten, mit dem erhaltenen Handgeld entwichen. Dieses Stücklein führte auch 1738 ein gewisser Friedrich Heger auf, welcher sich durch Johann Ferdinand v. Stetten namens dessen Veters, des kaiserlichen Hauptmanns v. Ostheim, in Rünzelsau hatte anwerben lassen und einige Tage darauf aus Müseldorf, wo er mit anderen Rekruten untergebracht war, entwich. Sein in Waldburg wohnender Vater schien mit ihm unter einer Decke gesteckt zu haben; denn er hatte seinen Sohn öfters besucht und den bewachenden Soldaten versichert, daß er für den Verbleib seines Sohnes sicher bürgen könnte. Nach der Flucht stellte sich heraus, daß Heger, dessen man nicht mehr habhaft wurde, dieses Spiel zum dritten Male aufgeführt hatte. Mehr Glück hatte Johann Ferdinand v. Stetten mit einem durch den Unteroffizier Moll ebenfalls für den Hauptmann v. Ostheim gewordenen hallischen Untertanen, welcher nach in Empfang genommenem Handgeld sich nicht stellen wollte. Auf entsprechendes Ersuchen lieferte der Magistrat den „Maleficanten“ am 25. April genannten Jahres geschlossen nach Stetten aus, damit er nach Ungarn in eine kaiserliche Galliotte oder Festung gebracht werden sollte.

Aber auch unter dem Werbepersonal selbst fehlte es nicht an Ausreizern, wie aus einem Schreiben vom ebengenannten Monat an die Ganherrschaft Rünzelsau hervorgeht, worin nach einem entwichenen Gefeiten geforscht wird. Andererseits galt der Rekrutenfang als lohnende Nebenbeschäftigung für die Soldaten der kleinen Kontingente. Bei der Werbung im Jahre 1739 wird mehrfach erwähnt, daß Hohenlohe-Kirchbergische und Hohenlohe-Bartensteinische Soldaten Rekruten in Stetten vorgeführt haben und mit einem Trankgeld für ihre Bemühungen belohnt worden sind.

4. Besonders lebhaft gingen natürlich die Werbungen während des Siebenjährigen Krieges, dessen Ausbruch der Reichsritterschaft durch ein „Kaiserliches allernüdigstes Rescriptum“ vom 13. September*) 1756 mitgeteilt wurde. Nichts kann besser mit zum Beweis dienen, daß die Geschichte der Menschheit nach den ewigen Gesetzen unseres Planeten durch Schwert und Mannestaten und nicht durch hochtönende Worte bestimmt werden, als dieses ergögliche Schriftstück, welches daher in seinem ganzen Wortlaut hier gegeben wird:

„Franz von Gottes Gnaden Erwehltet Römischer Kayser,
zu allen Zeiten Mehrter des Reichs pp.

Wohlgebohrtene und Edle liebe Getreue! Ihr habt in denen hierbey verwahrten Anschläßen zu empfangen, was Wir an des Königs in Preußen Maj. und Liebden, als Chur-Fürsten zu Brandenburg, Wegen dessen in einer gemeinschädlichen Empörung unternommener Vergewaltigung derer

*) Am 29. August war Friedrich der Große in Sachsen eingefallen.

Chur-Sächsischen Landen auch weiter vorhabender Befehdung und feindlicher Ueberziehung deren gleichmäßigen Chur-Böhmischen Reichs-Landen sowohl an Ihn selbst, als auch an dessen unterhabende in der gegenwärtigen Rüstung mit befindliche Kriegs-Leuthe und darauff weiter an alle Reichs-Creyße in gerechtester Kayf. Erkenntnuß und weiterer Reichs-Vesezmäßiger Anordnung erlassen haben. Unser Kayserl. Wille ist dabey und befehlen Wir Euch hiermit allergnädigst, daß Ihr die in originali mitangelegte unsere Kayserliche Avocatoria behörig affigiren, auch deme, was an die Reichs-Creyße wegen einem dem in einer Vergewaltigung wieder Reichs-Lande jetztmahlen begriffenen Chur-Hauß Brandenburg nicht zu gestatten seyenden Durchzug, Beystand, Werbung und Vergatterung von Unß ist verordnet worden, Ihr auch Euren Orths die allerunterthänigste Folge nicht allein leisten, und wie dieses beschehen schleunig allergehorsamst anzeigen, sondern auch von allen in denen Königl. Preußischen Churfürstl. Brandenburgischen Kriegsdiensten stehenden Mit-Gliedern der Reichs-Ritterschaft mit Bemerkung Ihrer besitzenden Güthern und angehörigen Vermögens eine genaue Verzeichniß an unß, als Römischen Kayser, in zweyen Monaten längstens einjenden, sofort von Zeit zu Zeit allerunterthänigst weiter berichten sollet, Welche deren unseren erlassenen Kayserl. Gebotten ungehorsamlich sich erzeigen, umb wieder solche nach Vorschrift und Maaßgebung deren Reichs-Gesezen in aller Schärfe auf Leib, Ehr und Gut verfahren zu lassen.

Wir versehen also ohneinstellig zu beschehen und verbleiben Euch sammt und sonders mit Kayl^m Gnaden wohl und gewogen."

Beigegeben waren diesem Schriftstück mit „trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen“, eine ebenso erheiternde dehortatio an den König in Preußen, von seiner Empörung abzustehen, und eine excitatio an die Kreisauschreibenden Fürsten zur Rüstung nebst einem Aufruf an die unter den Waffen befindlichen „Churbrandenburgischen Völker, welche unter Unserer und des Heiligen Römischen Reiches Bothmäßigkeit geseßen oder gebürtig sind“. Sie wurden von „Kayserlicher Macht und Obristen Gewaltswegen“ ihrer dem König von Preußen geleisteten Eide entbunden und aufgefordert, „seine des Churfürsten zu Brandenburg zur Empörung führende Fahne, Dienst und Bestallung zu verlassen und dessen Geboten nicht mehr zu gehorchen“.

Ähnlich lautende Schriftstücke, welche von Jahr zu Jahr während des Krieges erneuert wurden, ergingen an „des Königs von Großbritannien Majestät als Chur-Fürsten zu Braunschweig und die Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Völker“. Da aber diese herrlichen Aufrufe nichts wirkten, so blieb nichts übrig, als die Kanonen sprechen zu lassen.

Noch mehr zeigte sich der tönerne Zustand der geharnischten Redensarten, wenn es zur wirklichen Durchführung der verlangten Maßregeln kam.

Vor allem forderten alle Stände vor Erfüllung ihrer Leistungen von dem Reichsoberhaupt Gegenleistungen, wie u. a. die Reichsritterschaft gegen ein Geld-subsidium charitativum für die Dauer des ganzen Krieges Befreiung von allen Militärbeschwern an Quartier, Verpflegung u. durch alljährlich erneuerte Schutz- und Schirmerteilungen, und Salva-Guardia's, welche in deutscher und französischer Sprache ausgestellt wurden, sich erwirkte. Sie hat auch hier die Lage des Kaisers ausgenutzt, um möglichst Vorteile zu erlangen und durch ihren Eigennutz den ein halbes Jahrhundert später eintretenden Untergang vorbereitet. Sehr kennzeichnend ist die Rekrutenwerbung, welche für das Jahr 1759 sämtliche kaiserlichen Armeen auf den vollen Stand bringen sollte.

Am 4. Dezember 1758 erließ der Kaiser ein Allergnädigstes Rescript an den löblichen fränkischen Ritterkanton Odenwald, worin er nach einer langatmigen Einleitung begründete, weshalb künftig die Rekrutierung der Armeen seiner Gemahlin der „Kaiserin und Königin Majestät und Liebden“ nicht allein aus ihren Erblanden geschehen sollte, die Notwendigkeit betonte, daß die Rekrutierung der erforderlichen Mannschaft auf das schnelligste zusammengebracht würde, und mit Rücksicht auf die bisherigen und künftigen, auch für das Reich erfolgten Leistungen der kaiserlichen Heere die Hoffnung aussprach, daß von allen Ständen und Angehörigen des Reiches „deroselben (i. e. der Kaiserin) nicht allein die Werbung in dero Landen und Bezirken willig werde verstattet, sondern auch von Selbsten zur halbigen Aufbringung der nöthigen Mannschaft auf das Förderlichste und Aufgiebigste verfahren werde“. Im besondern wendete er sich dann an die Reichsritterschaft: „da Uns deren Treue und Devotion bekannt, auch weiter erinnerlich ist, wie willig Ihr zu Unserem und des Reiches Dienst Euch bei der gegenwärtigen des Reiches großen Anliegenheit jedesmalen habt erfinden lassen“, so nahm er an, daß sie die Werbungen in ihren Ortschaften und Bezirken willig gestatten würde, und forderte sie auf, durch eigene Werbungen gegen Ersatz an Geld eine ergiebige Anzahl Rekruten den kaiserlichen Heeren zuzuführen.

„In diesem allermildesten Zutrauen haben wir unserm Kaiserlichen, auch unserer Gemahlin Majestät und Liebden bestallten General-Feldt-Wachtmeister Freyherrn v. Würzburg allergnädigst aufgegeben, daß er mit Euch dieserhalben in unserm und mehrbesagter Ihrer Majestät und Liebden Nahmen sich ausführlich und wie all solches ohne eure Beschwern befehlen möge, somit nur allein euer dñsfallig guter Wille und geneigter Beytrag erfordert werde, vernehmen und uns insbesondere jedes derer Mitglieber eures Cantons nahmentlich bemerken solle, welche in diesem Uns und Unserer Gemahlin Maj. u. Ebdn. gefälligen Werk sich willfährig erzeigen, auf daß wir diesem Unsere sonderliche Kayserliche Gnaden in Vorkommenheiten desto mehr zuwenden mögen.“ O, armer allergroßmächtigster, allerunüberwindlichster römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu

Jerusalem König, der Du einen einfachen Reichsritter nur dann zur Unterstützung des gefährdeten Vaterlandes aufrufen kannst, wenn Du ihm versicherst, daß er keine Beschwerde dadurch haben soll!

Dieses allergnädigste Rescript, welches auch an alle anderen Ritterkantone gerichtet wurde, überreichte am 26. Dezember genannten Jahres der am Schlusse des Schreibens aufgeführte General-Feldwachmeister dem Directorium des Ritterorts Rhön-Werra als „dermaligen Herrn Directoribus der ohnmittelbaren Freyen Reichs-Ritterschaft in Francken“ mit dem Hervorheben, daß bei der Notwendigkeit der auch kaiserlicherseits betonten schnellsten Rekrutenbeschaffung dieser Erfolg nur erreicht würde, wenn die kaiserliche Werbung durch eigene der Ritterschaft unterstützt würde. Dieses letztere Anjinnen verursachte den „Herrn Directoribus“ arges Kopfzerbrechen; denn wenn sie auch schon am 2. Januar 1759 das kaiserliche Rescript und das Schreiben des Frhrn. v. Würzburg an die sechs Kantone weiter sandten, so führte doch das Anschreiben aus, daß die eigene Werbung große Schwierigkeiten machen würde; namentlich wäre zu überlegen, ob in dieser Angelegenheit jeder löbliche Kanton mit dem General v. Würzburg unmittelbar verhandeln wollte, was den Directoribus nicht angängig erschien, oder ob „die sechs löblichen Kantone durch eine geziemende und mit Instruction zu versehenende Deputation zu vertreten wären“.

Hierüber wurde um baldigste Mitteilung der „hoherleuchteten Meinung“ gebeten mit dem Zusatz, daß dem General v. W. vorläufig eine vertröstliche Antwort zugesandt worden wäre. Dieser Offizier kannte aber als Mitglied der Reichsritterschaft den schleppenden Geschäftsgang bei seinen Genossen und suchte auf alle Fälle die notwendige Beschleunigung zu erreichen. Den schweren Anstand der Herren Directores löste er sehr einfach dadurch, daß er mit einem, in sehr geschickten Wendungen abgefaßten Schreiben unmittelbar an die einzelnen Kantone sich wendete. Als Bedingungen für die Rekrutenannahme teilte er mit: „1. daß für jeden Mann 23 Gulden rheinisch vergütet und daß er von dem Augenblick der festgestellten Dienstauglichkeit auf kaiserliche Rechnung verpflegt würde; 2. daß dem Mann, um ihn nicht durch die (sonst übliche) ewige*) Dienstzeit abzuschrecken, eine sechsjährige Kapitulation, auch die Auswahl des Regiments zugestanden würde; 3. daß der Mann körperlich tauglich und der deutschen Sprache kundig sein mußte; 4. daß als Mindestgröße fünf österreichische Schuh und drei Zoll (1,68 m) verlangt würde, daß es aber auf einen Zoll weniger nicht ankäme, wenn der Mann noch ungedient, von gutem Aussehen und bekannten Eltern wäre und zu wachsen veripräche; 5. daß auch Verheiratete, in beschränkter Zahl, angenommen würden; 6. daß frühere Deserteure der kaiserlichen Armee und der Kartellstaaten (Chur-Bayern, Chur-Sachsen, der schwäbische und fränkische

*) Die ewige Dienstzeit wurde im österreichischen Heere um 1800 abgeschafft.

Kreis) unter allen Umständen ausgeschlossen wären“. Im Gegensatz zu einem schon erwähnten Verfahren wird betont: „7. daß der Mann auch an innerlichen Qualitäten und Tugenden seines Standes werth sein müßte“.

„Alle, die den Soldatenstand kennen“, führte der Frhr. v. Würzburg weiter aus, „und wissen, daß unser eigener Ursprung daher rühre, werden zweifelsohne erkennen, wie unwürdig es wäre, Landbekannte Streicher und nichtswürdige unter denjenigen Nahmen zu geben, mit welchen unsere Vorfahren sich zu benennen zur Ehre gerechnet haben. Geschweige des Schadens, so Ihre Majestät durch Anwerbung eines so liederlichen Menschen am aerario leiden thäte.“ Allen weiteren Verhandlungen beugte er dadurch vor, daß er einfach um Angabe ersuchte, an welchen Ort innerhalb des Kantons er das betreffende Werbefommando senden sollte, und erklärte kurz und bündig, daß nach seiner unmaßgeblichen Ansicht bei dieser freiwilligen Werbung jedes einzelne Mitglied mindestens seine bisher übliche Rekrutenquote aufzubringen haben würde. Aber sein soldatischer Freimuth und sein tatkräftiges Verfahren waren der Weisheit des Kantons Odenwald nicht gewachsen. Das Direktorium dieses Ortes gab unter dem 12. Februar 1759 — also schon (!) zwei Monate nach dem Erscheinen clementissimi rescripti — seinen Angehörigen seine Auffassung dahin kund, daß die Angelegenheit den Kanton als solchen nichts angehe und daß das Allerhöchste Rescript weiter nichts bezwecke, als „daß die Herrn Mitglieder diese zum allerhöchst Kayserlichen Dienst und des Reichs Sicherheit und herzustellende Ruhe gereichende gutmüthige Werbepflichtleistung, und zwar jeder insbesondere durch eigene Hülfs und Verwendung bey dermaligen Leuthklemmen Zeiten befördern sollen“.

Eine Aushebung von Untertanen sei daher ausgeschlossen, „es sei dann“, wie im Gegensatz zum Frhrn. v. Würzburg ausgesprochen wird, „daß ein oder die andere Herrschaft einen incorrigiblen Unterthanen, zu seiner Besserung auf einige Jahre mit abzugeben vor gut und rätzlich achten sollte“. Die würdige Auffassung vom Soldatenstande, welche der kaiserliche General kundgegeben hatte, fand keinen Wiederhall, selbst nicht bei der Heeresverwaltung, wie u. a. bei einer 1766 ausgeführten kaiserlichen Werbung verfügt wurde, „daß die Orthsherrschaften jene Pürsche, die ohnehin nicht im Ort gut thun wollen, der Kayserlichen Werbung allenfalls mit Gewalt abgeben können“. Noch bezeichnender ist folgender Fall: Im Jahre 1768 war es der Stettenschen Herrschaft nach mehrfachen Versuchen gelungen, zwei Strolche, welche vielfältigen Diebstahls überführt waren, im Zuchthaus zu Schwabach unterzubringen. Von diesen entsprang bald der eine, während der andere 1771 durch „Hochfürstlich Brandenburgisches Geheimes Raths Dekret“ (wahrscheinlich wegen Überfüllung) zur Entlassung bestimmt wurde. Hieron wurde nach Stetten Kenntnis gegeben mit dem Zusatz, „daß falls nicht anders über den Züchtling verfügt würde, er nach vier Wochen auf freien Fuß gesetzt würde“. Wie die Quittung des kaiserlichen Werbehaupt-

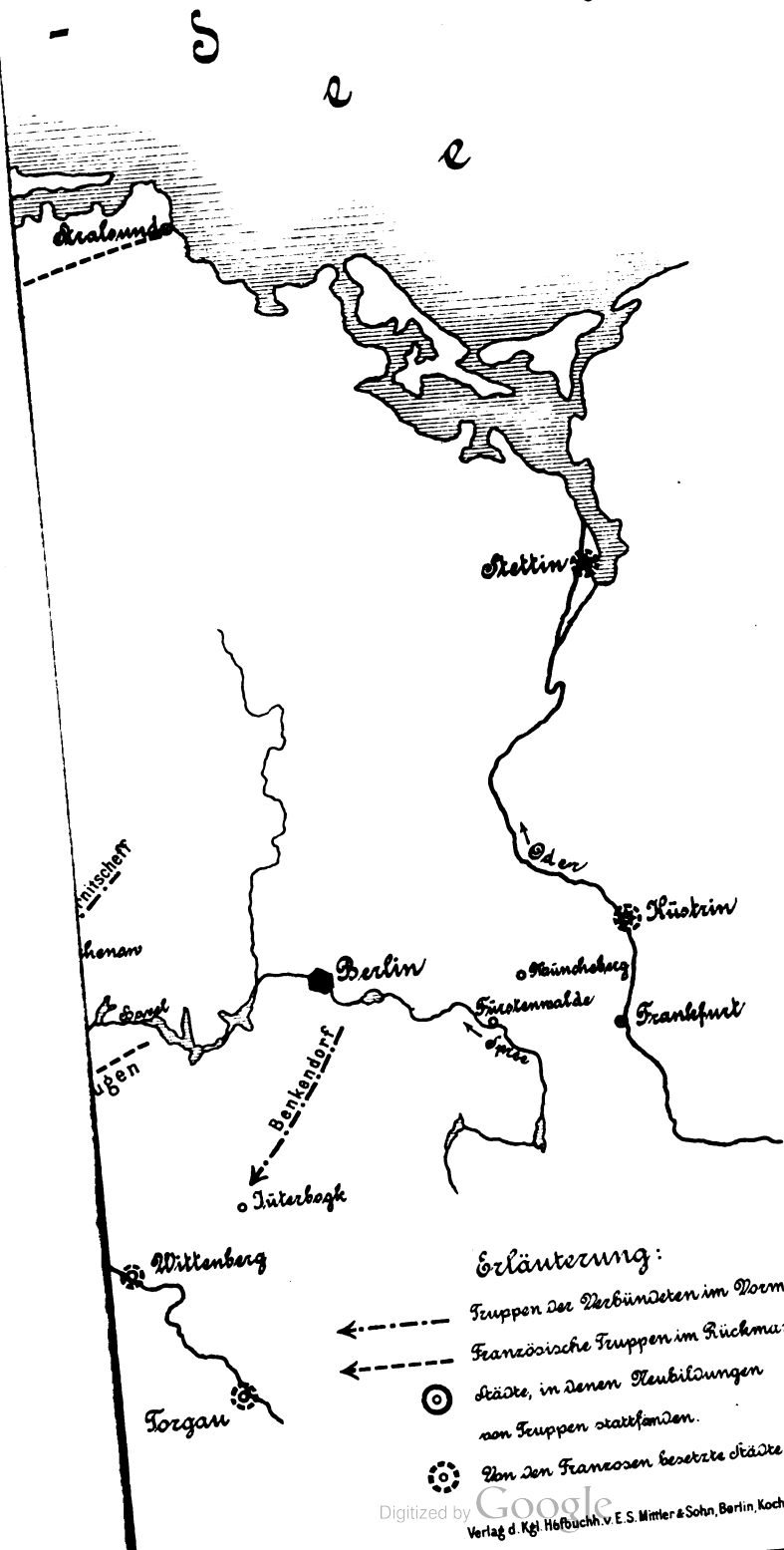
manns Frhrn. v. Fromillon, „d. d. Rothenburg, den 2. Juni 1771“ ausweist, zog es der Kammerherr Frhr. Carl August v. Stetten vor, durch Einstellen im Heere den Strolch dauernd unterzubringen.

In dem gleichen Jahre 1771 war im Januar ein eigener Untertan, der Sohn des Kronenwirts Frey in Kocherstetten, welcher des Diebstahls überführt war, auf Befehl des Markgräflich Baden-Durlachischen Oberhofmarschalls Frhrn. Eberhard v. Stetten auf sechs Jahre in das Regiment seines Veters, des Hochfürstlich Würzburgischen General-Feldzeugmeisters und Deutschordens-Komturs Frhrn. Max Sigmund v. Stetten, als Soldat übergeben worden mit der Bitte, ihn nie zu beurlauben.

Um jedoch die Werbeangelegenheit des Jahres 1759 zu beenden, so zeigte das Direktorium doch unmittelbar insofern Rücksicht auf die Kaiserlichen Bitten, als es von Kantons wegen für jeden geworbenen Mann zehn Gulden Zuschuß zu den Unkosten zusicherte. Es läßt sich aus den Akten nicht ersehen, welches Ergebnis diese Werbung bei der Ritterschaft gehabt hat; nach dem Gebahren der Leitenden des corpus equestre war wenig zu erwarten.

Erfreulicherweise scheint eine andere Werbung völlig erfolglos verlaufen zu sein: diejenige für das Korps des Prinzen v. Soubise, obwohl sie der kaiserliche Gesandte Frhr. v. Widmann, Excellenz, warm befürwortet, als er in Würzburg am 11. Juli 1758 dem Direktorium der Reichsritterschaft in Franken das Schreiben des Allerchristlichen Königs übergibt: „à nos très chers et bien aimés les directeurs, conseillers et députés de la noblesse libre et immédiate du cercle de franconie“.

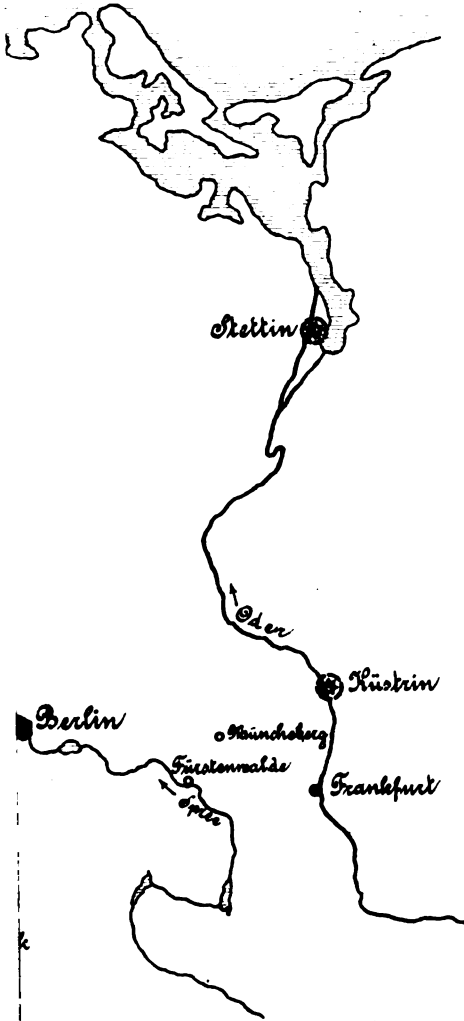




Erläuterung:

- ← - - - Gruppen der Verbündeten im Vormarsch.
- ← - - - Französische Truppen im Rückmarsch.
- ⊙ Städte, in denen Heubildungen von Truppen stattfanden.
- ⊗ Von den Franzosen besetzte Städte.

e



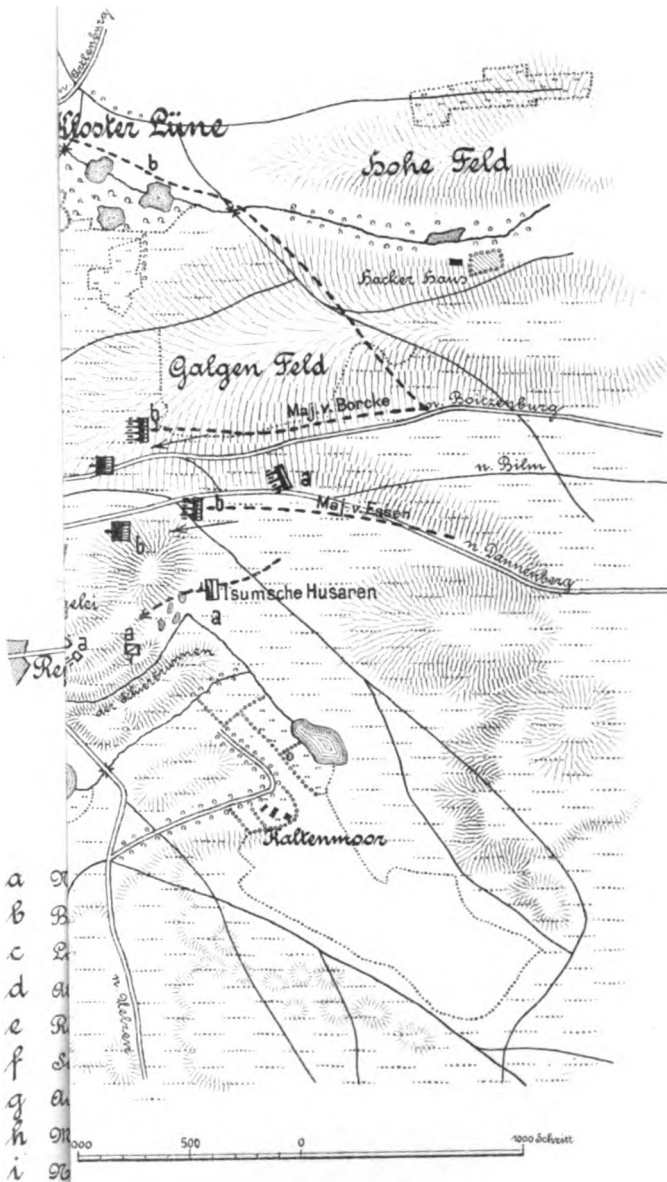
Erläuterung.

← - - - - - Koalitionsbewegungen der verbündeten Truppen.

→ - - - - - Napoleons Koalition.

⊙ von den Franzosen besetzte Städte.

2. April 1813.



Blüchers Eintritt in den preußischen Dienst.

Auf Veranlassung der kriegsgeschichtlichen Abteilung II
des großen Generalstabes

bearbeitet von

Fhrn. Binder v. Kriegstein,
Hauptmann der Landwehr.

(Mit einer Skizze im Text.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten

Es ist eine alte Erfahrung, daß sich um hervorragende geschichtliche Persönlichkeiten ein Kranz von Sagen und Legenden webt. Insbesondere liebt es die Fama, bedeutende Augenblicke, Wendepunkte und Krisen im Leben nationaler Helden mit Märchen auszuschnücken; am buntesten trägt sie die Farben wohl bei Feldherren auf.

Auch die Lebensgeschichte des Feldmarschalls Fürsten Gebhard Leberecht Blücher von Wahlstatt ist bis auf den heutigen Tag vielfach mit Erzählungen verbrämt, die vor der geschichtlichen Kritik nicht standzuhalten vermögen. Es ist natürlich, daß gerade ein so ungemein wechselvolles und nicht selten abenteuerliches Leben wie das seine der Legende reiche Nahrung bot; umsomehr, als über Blüchers Jugend auffallend wenig bekannt ist. Nur drei Briefe von Blüchers Vater haben sich ermitteln lassen, sonst ist von den Papieren seiner Eltern nichts erhalten. Briefe des späteren Feldmarschalls selbst sind erst von der Mitte der siebziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts vorhanden, also aus einer Zeit, als er bereits ein reiferes Alter erreicht hatte.

Kein Wunder daher, wenn seine Jugend von der Sage besonders ausgeschmückt wurde; vielfach ist sie sogar zur Geschichte geworden, wie das mit Legenden so leicht geschieht. Selbst neuere und ernste Geschichtschreiber konnten nichts anderes tun, als den überkommenen Angaben zu folgen, die sich einst aus mündlicher Überlieferung heraus gebildet hatten, da Urkundliches anderweit nicht vorlag.

Der Siebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken stellt, wie bekannt, eine untergeordnete Handlung dar im Vergleich zu den

Siegen Friedrichs des Großen und seiner Generale auf dem Hauptkriegsschauplatz an den Grenzen Böhmens und Polens. Mühsam und ohne entscheidende Schläge schleppten sich die Feldzüge am Gestade der Ostsee hin, immer aber zeigten sich auch hier die preußischen Führer als die überlegenen, da es ihnen gelang, mit sehr geringen Kräften weit stärkere Feinde zu fesseln, und sie von gefährlichen Unternehmungen gegen das Herz des preußischen Staates abzuhalten. Neben diesen vom großen König damals schon seinen Generalen, vor allem Belling, hoch angerechneten Erfolgen, brachte jedoch der Kampf auf dem nördlichen und Nebenkriegsschauplatz noch eine Ausbeute, die damals allerdings in ihrem Werte nicht erkannt, später für die Zukunft des preußischen Heeres, des preußischen Staates und des gesamten deutschen Vaterlandes von entscheidendster Bedeutung werden sollte.

Es ist dies die Gefangennahme Blüchers und dessen Anstellung in preußischen Diensten. Bei der Bedeutung des Mannes, den der große König später zum Teufel gehen hieß, und der nachmals berufen war, die Preußen nach Paris, nach Belle-Alliance und abermals nach Paris zu führen, ist eine Ermittlung der Umstände, unter denen er gefangengenommen und im preußischen Heere angestellt wurde, nicht ohne Interesse. Das den im Folgenden verarbeiteten Aufschlüssen zu grunde liegende urkundliche Material wurde gelegentlich der vom großen Generalstabe betriebenen Forschungen zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges in den Stockholmer Archiven gefunden und ist durch einzelne Stücke aus dem Kriegsarchiv, dem Staatsarchiv, der geheimen Kriegskanzlei und Urkunden des Blücher-Husarenregiments in Stolp sowie des Fürsten Wilhelm zu Putbus ergänzt.

Auch in den neuesten und auf hoher wissenschaftlicher Stufe stehenden Lebensbeschreibungen Blüchers*) findet sich die Angabe, er sei im Frühjahr 1758, als er sich zu Benz auf Rügen im Hause seiner mit einem Herrn v. Krachwitz verheirateten Schwester aufhielt, beim schwedischen Husarenregiment Graf Sparre eingetreten; diese Angabe war bisher unbestritten und geht auf zeitgenössische Quellen, denen u. a. auch Barnhagen v. Ense, der bedeutendste unter den älteren Blücherbiographen, gefolgt ist, zurück.

Nun hat es aber ein schwedisches Husarenregiment Graf Sparre um 1758 überhaupt gar nicht gegeben und es entsteht zunächst die Frage, bei welchem Truppenteil der junge Blücher eingetreten ist. Daß er bei den Husaren Dienste nahm, ist zweifellos richtig. Husaren hat es aber vor dem Jahre 1758 in der schwedischen Armee nicht gegeben.**)

*) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt, Schwerin 1878, S. 276. — Blasendorff, Gebhard Leberecht v. Blücher, Berlin 1887.

**) Abgesehen von einer 100 Pferde starken Schwadron, die 1743 im finnischen Kriege probeweise errichtet wurde, aber bald wieder einging. — Nach „Inledning til Svenska Krigs-Lagfarenheten“. Stockholm 1765, S. 297.

Schweden im Sommer 1757 gegen Preußen mobil machte und sein Heer unter vielfachen Schwierigkeiten und Verzögerungen um Stralsund — im damaligen Schwedisch-Pommern — zusammenzog, wurde der Mangel an leichter, den preußischen Husaren ebenbürtiger Reiterei schwer empfunden. Nachdem Versuche, zwei Kasaken- oder zwei ungarische Husarenregimenter in schwedischen Sold zu nehmen, gescheitert waren, schritt man im Frühjahr 1758 zur Errichtung eines Husarenregiments durch Werbung, sowohl in den schwedischen Landen als auch insbesondere in Danzig und Lübeck.

Das Regiment, schlechtweg „das Husarenregiment“ genannt, wurde zu zehn Eskadrons mit einer Etatsstärke von 1000 Mann formiert und erhielt durch Kapitulation vom 20. Juni 1758 den königlich schwedischen Major Frhrn. Georg Gustav Wrangel v. Adinal zum Chef. Die Mannschaft bestand aus Deutschen, Schweden und Polen. Das Reglement war das preußische, das Kommando deutsch. In diesem Regiment, dessen Hauptteil 1759 und 1760 häufig von dem Obersten Grafen Sparre, einem geschickten Avantgardenfürher, geführt wurde, hat Blücher gedient. Dennoch läßt sich nachweisen, daß er bei diesem Truppenteil nicht eingetreten ist. Schon vor Errichtung des Husarenregiments nämlich hatte die schwedische Regierung mit dem Grafen Friedrich Ulrich zu Putbus einen Vertrag — vom 19. Dezember 1757 — wegen Aufstellung einer Husarenschwadron geschlossen. Die Kapitulation mit dem Grafen, der ausgedehnte Besitzungen auf Rügen sein eigen nannte und Kapitän in einem damals „Posse“, seit 9. Juni 1760 aber „Hamilton“ genannten schwedischen Infanterieregiment war, verpflichtete ihn zur Aufstellung von 100 Husaren. Selbstverständlich warb sie der Graf in der nächsten Umgebung von Putbus auf der Insel Rügen an.

Bei dieser Truppe ist der junge Gebhard Leberecht eingetreten; er hat somit den Dienst unter einem deutschen Chef und in der Mitte deutscher Landsleute begonnen. Diese Tatsache ergibt sich daraus, daß in den Unterkunftsübersichten der Schwadron Putbus aus dem Frühjahr 1758, die das fürstliche Archiv zu Putbus besitzt, mehrfach der Junker v. Blücher genannt wird. Zwar fehlt der Vorname, so daß nicht mit Bestimmtheit zu erkennen ist, ob es sich um Gebhard Leberecht oder um seinen Bruder Siegfried handelt, den späteren mecklenburgischen Hauptmann a. D. und Forstmeister zu Testorf bei Zarrentin. Da aber beide Brüder gleichzeitig und bei demselben Truppenteil eintraten, so kann kein Zweifel daran bestehen, daß der nachherige Feldmarschall seine Dienstlaufbahn in der Schwadron Putbus begonnen hat. Diese Tatsache ist schon vor einem halben Jahrhundert in dem allerdings wenig verbreiteten schwedischen Werke über das Husarenregiment „Kronprinz“ hervorgehoben worden.*)

*) „Anteckningar om Kronprinsens Husar-Regemente (Af G. A. Fr. Wilhelm Grafve von Essen).“ Lund, 1855. „Mitteilungen (wörtlich »Ermittelungen«) über das Husarenregiment Kronprinz“ von Graf Essen.

Nun wurde die Schwadron Putbus nebst einer anderen, vom Leutnant Bernhard v. Platen des Regiments „Königin“ errichtet, bei der Formierung des Husarenregiments diesem einverleibt. Von den ferneren Schicksalen dieser Truppe wäre zu erwähnen, daß das Regiment 1761 in zwei Regimente geteilt wurde, nämlich das „blaue“ und das „gelbe“ Husarenregiment zu je sechs Schwadronen.

1766 wurden beide Regimente wieder zu einem einzigen von acht Schwadronen vereint und „Mörnerisches Husarenregiment“ benannt; 1801 erhielt die Truppe den Grafen Elov Mörner zum Chef, so daß sie seit der Beendigung des Siebenjährigen Krieges bis in die napoleonische Zeit hinein in und außerhalb Schweden unter dem Namen „Mörner“ bekannt war. Darauf mag es zurückzuführen sein, wenn einzelne Biographen Blüchers ihn beim Regiment „Mörner“ statt „Sparre“ eintreten lassen: beides ist dieselbe Truppe. Sie besteht heute noch als „Husarenregiment Kronprinz“ und liegt in Malmö in Garnison.*)

Während der Feldzüge 1758 bis 1760 finden wir Gebhard Leberecht v. Blücher als Junker bei der achten Schwadron, deren Chef der Rittmeister v. Kaulbars war. Irgend ein Anteil an Gefechten wird in bezug auf Blücher in den schwedischen Berichten nicht erwähnt, ebensowenig ist von seinen Verwundungen die Rede, von denen er später gesprochen hat. Bei seiner damaligen untergeordneten Stellung ist dies wohl erklärlich. Die Urkunden sprechen erst dann über ihn, als er gefangen war.

Über diese Gefangennahme heißt es bisher allgemein und widerspruchslos, sie sei am 29. August 1760 im Gefecht bei Galenbeck oder am Ravelpaß erfolgt; Blücher sei von einem oder mehreren Husaren trotz seines Sträubens überwältigt und vor den General v. Belling gebracht worden.**) Blücher selbst konnte sich in späteren Jahren der Einzelheiten nicht erinnern, hat aber die Tatsache nicht bestritten und auch nichts dagegen eingewendet, als sich nach 1813 ein halbes Duzend alter Husaren meldeten, von denen jeder einzelne ihn gefangen genommen haben wollte. Wenn der Feldmarschall einem davon, nämlich Gottfried Landeck, eine Pension verschaffte und ihn auch sonst unterstützte, so hat das wohl mehr an der Lebhaftigkeit, mit der Landeck seine wirklichen oder vermeintlichen Ansprüche verfolgt, gelegen, als an der Überzeugung Blüchers von der Richtigkeit seiner Angaben. Festzustellen war der Vorgang umsoweniger, als nichts Schriftliches darüber vorlag und mehr als ein halbes Jahrhundert seitdem vergangen war.

Trotz der inneren Möglichkeit einer Gefangennahme Blüchers in dem Gefecht am 29. August 1760 muß nun aber doch auf Grund der neuer-

*) Bergl. Prytz, Historiska Upplysningar om Svenska Regementen etc. Stockholm 1867.

**) Bergl. Wigger, S. 278; Blasendorff, S. 5; Schönig, S. 46; Barnhagen v. Enje, S. 7 und Anlage 1.

dings bekannt gewordenen Urkunden eine andere Möglichkeit in den Vordergrund gestellt werden.

Zunächst bedarf die Frage der Örtlichkeit einer Klärung. Der Kavelpaß und der Ort Galenbeck liegen in der Luftlinie mehr als zwölf Kilometer voneinander entfernt, der erste nördlich, das Dorf aber südöstlich der Stadt Friedland in Mecklenburg-Strelitz. An beiden Punkten kann der Junter v. Blücher nicht gefangengenommen worden sein, sondern nur an einem; aber auch das ist nicht sicher.

Die Kriegslage war folgende*): Nachdem der preußische Heeresteil unter Stutterheim den Versuch, die Linie Anklam—Demmin zu halten, vor der schwedischen Offensive hatte aufgeben und am 20. August 1760 durch den Kavelpaß auf Pasewalk zurückgehen müssen, blieb Belling mit der Arriergarde, seinem eigenen Regiment, 120 Pferden Plettenberg-Dräger, zwei Bataillonen Dohna, Kompagnie Kaldstein des Freiregiments Hordt, bei Galenbeck stehen und rückte am 23., da die Schweden zunächst nicht gefolgt waren, wieder bis Friedland vor; Vorposten am Landgraben. Von hier aus unternahm er einen lebhaften Kleinkrieg, der zu mehreren Zusammenstößen führte; so am 25. bei Breesch (Schwadron Popscharly), wobei der schwedische Rittmeister Silverskjöld nebst 30 Mann gefangengenommen wurde, und bei Spantekow (Schwadron Kullmann). An eben diesem Tage setzte der Hauptteil des schwedischen Heeres seine sehr träge Offensive fort und gelangte in die Nähe von Jven.

Am 27. gingen die Schweden aufs neue vor; ihre Avantgarde unter Sparre rückte nach Boldekow und erzwang den Übergang über den Kavelpaß, wobei sich die dortigen preußischen Truppen ohne Verluste auf Friedland zu Belling zurückzogen. Dieser sah ein, daß der Landgraben nicht zu halten sei und wich nach Galenbeck zurück, hielt aber den Abschnitt des Mühlbaches besetzt.

Erst am 29. setzten sich die Schweden wieder in Bewegung. General Ehrenswärd, der mit einem abgezweigten Heeresteil von Anklam wieder an die Armee herangezogen war, ging über Rathebur auf Altwigshagen, die unter dem Befehl von Sparre stehende Avantgarde des über Boldekow vorrückenden Hauptteils der Schweden jedoch durch den Kavelpaß und über Friedland auf Neue Mühle vor, wozu Sparre den Befehl erst 5³⁰ nachmittags erhalten hatte, wie die schwedischen Akten zeigen. An demselben Tage war Belling zum Erkunden vorgegangen und stieß hierbei westlich Friedland auf die überlegene schwedische Reiterei, bei der sich u. a. auch das Husarenregiment befand. Es kam zu einem heftigen Gefecht, wobei sich Belling persönlich durchschlagen mußte, während seine Schwadronen unter Verlusten über Lübersdorf auf Neue Mühle geworfen wurden, wo sie

*) Vergl. die Skizze S. 473.

von einem Bataillon aufgenommen wurden.*) In diesem Gefecht sei Blücher gefangengenommen worden, heißt es.

Ist das der Fall, dann kann der Junker weder am Ravelspass noch bei Galenbeck, sondern nur irgendwo zwischen Friedland und Neue Mühle gefangengenommen worden sein.

Aber das ist höchst unwahrscheinlich. Forscht man darnach, wo sich die erste Darstellung von Blüchers Gefangennehmung findet, so zeigt sich, daß sie zum erstenmal in Schönings Geschichte des 5. Husarenregiments auftritt. Der Verfasser druckt in diesem Werke einen Bericht des gegen die Schweden befehligen den Generals v. Stutterheim aus dem Lager bei Schönwalde, den 21. August 1761, wörtlich unter reichlicher Verwendung von Anführungszeichen ab. Wir lesen da: „Beim Rekolnoszieren**) fand der Obriste v. Belling die Letztere***) eben im Defilieren. Es kam zum Schärmügel, wir verloren einen Lieutenant und einige Husaren. Der Feind hüßte weit mehr ein und wir machten zehn Gefangene nebst dem französischen Lieutenant Marmier und einem schwedischen Junker.“

Selbst wenn dieser Bericht durchweg echt wäre, so ist doch das Datum sicher falsch, was schon daraus hervorgeht, daß in dem vom 21. August stammenden Schriftstück weiterhin Begebenheiten erzählt werden, die sich bis zum 3. September einschließlich zugetragen haben; aber diese Unstimmigkeit mag immerhin auf einen Druckfehler zurückzuführen sein. Dagegen fällt auf, daß bei der für die vorliegende Untersuchung wichtigen, oben wiedergegebenen Stelle über die Gefangennahme eines schwedischen Junkers die sonst durch den ganzen sieben Druckseiten füllenden Bericht ohne Ausnahme fortlaufenden Anführungszeichen fehlen.

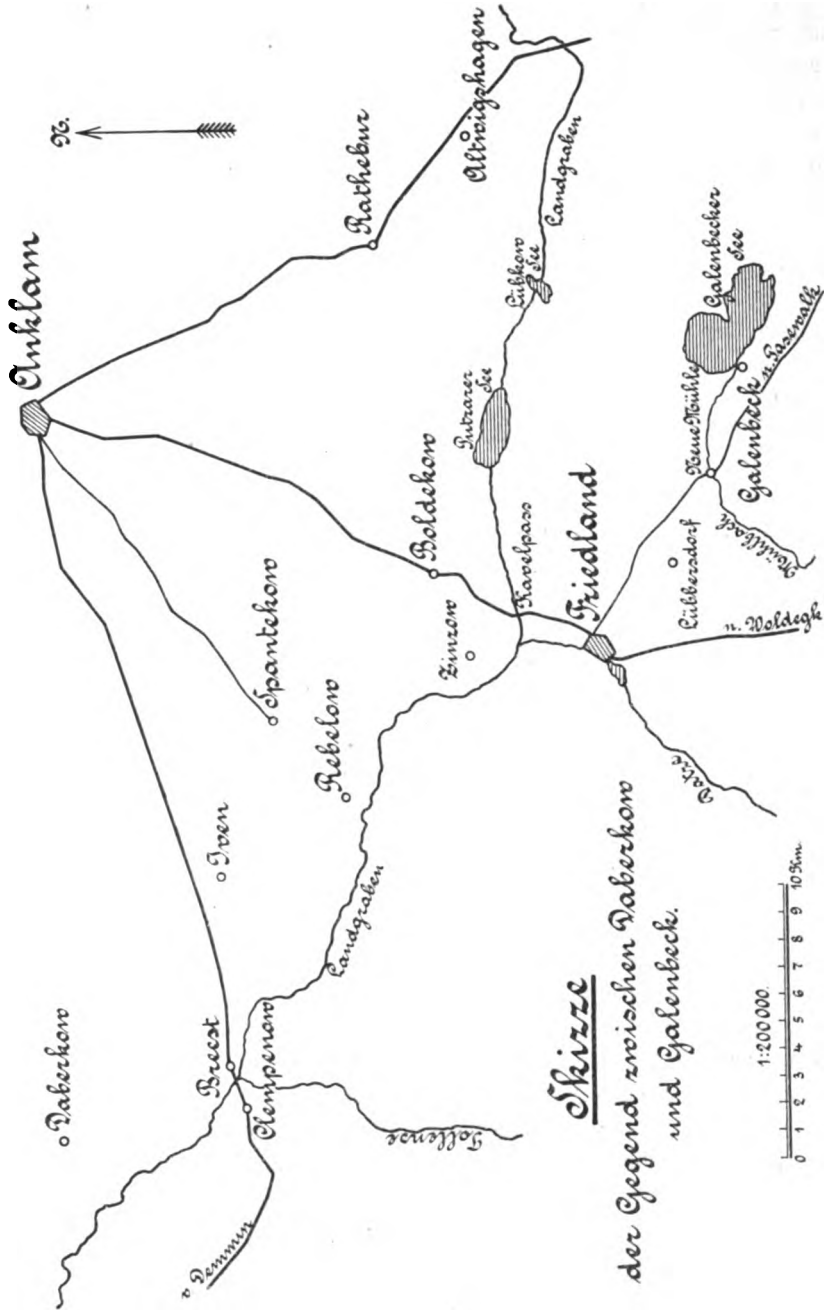
Diese Wahrnehmung erschien so verdächtig, daß zur Einsichtnahme in die Urkunden geschritten wurde, die von Stutterheim stammen, und die Schönning benutzt haben kann. Das Ergebnis stellte sich alsbald als recht überraschend heraus. Von Stutterheim sind aus der fraglichen Zeit zwei Berichte vorhanden, einer an den König, der andere an den Staatsminister Grafen Finckenstein; in beiden ist übereinstimmend von der Gefangennahme Marmiers die Rede, die eines schwedischen Junkers jedoch mit keinem Wort erwähnt.†)

Irgend ein Hinweis darauf, daß im Gefecht am 29. August 1760 ein schwedischer Junker gefangengenommen worden sei, ist in den preussischen Akten nicht zu finden; auch nicht im Tagebuch des Bellingschen Husarenregiments,††) das sonst stets Verluste und Gefangennahmen von Offizieren und Offizieranwärtern gewissenhaft vermerkt.

*) Marschall v. Sulici, S. 319 ff. — **) Über Friedland, am 29. August.

***) Die Keiterei der schwedischen Avantgarde. — †) Vergl. Anlage 2.

††) Kriegsarchiv XXVII, 67 (Abschrift). Das Original — im Besitz des Husarenregiments Fürst Blücher von Wahlstatt (Pommersches) Nr. 5 — ist zum Vergleich herangezogen worden.



Dieses Tagebuch weist nun aber nach, daß im August 1760 tatsächlich ein schwedischer Junker gefangengenommen worden ist, aber nicht am 29. und nicht bei Galenbeck. Wir lesen da: „Den 15. August ging der Obriste abermals mit dem Bataillon vorwärts, schlich sich bey der Nacht durch die feindlichen Vorposten, und fiel den Feind mit Anbruch des Tages bey Spantecow ins Lager, wo wir in der Geschwindigkeit einen Fahnenjunker und 30 Husaren gefangen machten. Endlich rückte der Feind mit der Armee bey Friedland vor dem Gabel-Paß. . . .“

So verworren diese Erzählung nun auch ist, und so wenig die Zeitangaben stimmen — die Schweden kamen erst am 25. mit ihren Vorposten nach Spantekow — so bietet sie doch vielleicht den Ausgangspunkt für eine Klärung der Frage. — Angenommen, Blücher sei, wie es das Bellingische Journal andeutet, vor dem 29. August gefangengenommen worden, so fragt es sich, ob dies bei Spantekow der Fall gewesen sein kann, und ob etwa schwedische Quellen hier ergänzend eintreten.

Spantekow liegt etwa zwölf Kilometer nördlich Friedland. Ein Anhalt dafür, daß dort die Bellingischen Truppen mit den Schweden zwischen dem 25. und 27. August 1760 fochten, ist, abgesehen von der oben wiedergegebenen Stelle in dem Tagebuch des berühmten Husarenregiments nirgends zu finden, außer in dem Schöningischen Bericht Stutterheims vom 21. August.*) Hier wird, übereinstimmend mit den im geheimen Staatsarchiv befindlichen Originalen, gesagt, am 25. hätten der Rittmeister v. Pobscharly bei Breeft und Rittmeister v. Küllmann bei Spantekow Scharmützel mit den Schweden bestanden, wobei Rittmeister Silverskjöld, ein Leutnant und 31 Mann gefangengenommen worden seien.**) Da die Schweden am 25. mit den Vorposten tatsächlich Spantekow und Rebeslow erreichten, so schließt die Kriegslage ein Gefecht an diesem Tage bei Spantekow nicht aus.

Die Ausbeute aus den preussischen Urkunden ist damit zu Ende; eine gewisse Ergänzung finden sie in den schwedischen Akten, freilich ist sie spärlich genug. In einer aus Stralsund, datiert vom 23. Februar 1761, stammenden Nachweisung der Verluste des „schwedischen Husarenregiments“ seit dem Kriegsbeginn findet sich der Vermerk, am 27. August 1760 sei bei („vid“***) Daberkow der Junker v. Blücher von der Schwadron des Rittmeisters v. Kaulbars gefangengenommen worden. Derselbe Vermerk findet sich in einer Bekleidungsnaehweisung der Schwadron Kaulbars vom 20. Juni 1761, nur heißt der Gefangene hier nicht v. Blücher, sondern „Gephard v. Blöcker“.

*) Dem oben angeführten.

**) Was eine allerdings ganz unwesentliche Abweichung von den Angaben Ratshall v. Sulicis bedeutet. Vergl. S. 471.

***) „vid“ gleich bei.

Daberkow liegt etwa 6 km nördlich Clempenow und 16 km westnordwestlich von Spantekow. Am 27. August hatte die schwedische Armee bereits den Landgraben erreicht, es konnte daher von Gefechten in ihrem Rücken, auf ihrer Anmarschstraße, umsoweniger die Rede sein, als sich der General Belling bekanntlich an eben diesem Tage hinter den Mühlbach zurückzog.

Die schwedische Angabe ist daher unhaltbar, und doch gibt sie vielleicht — wenn man sie richtig deutet — einen Fingerzeig. Am 25. hatte bekanntlich Belling einzelne Schwadronen über den Landgraben vorgehen lassen, wobei es u. a. bei Spantekow und Breesf zu Scharmücheln kam; nachweislich wurden dabei Gefangene gemacht. Nun liegt Breesf aber 6 km von Daberkow; bedenkt man, daß damals Meldungen, namentlich wenn es sich um eine so geringfügige Sache, wie die Gefangennahme eines Junkers handelte, wenig zuverlässig waren, so läßt sich der Gegensatz zwischen der Belling'schen Lesart — Spantekow — und der schwedischen — Daberkow — immerhin verstehen.

Da sich die Schöningsche Angabe, Blücher sei am 29. bei Galenbeck gefangen genommen worden, als eine bewußte oder unbewußte Erfindung darstellt, die durch die Urkunden nirgends und in keiner Weise bestätigt wird, und andererseits auch die Angaben Belling's und der schwedischen Akten voneinander abweichen, so läßt sich nur sagen, daß der Junker v. Blücher jedenfalls nördlich des Landgrabens, vor dem 27. August 1760, wahrscheinlich am 25. in einem der Scharmüchel zwischen Daberkow und Spantekow gefangen genommen worden ist.

Der Wortlaut des Belling'schen Tagebuches macht es sehr wahrscheinlich, daß der Junker nicht im Gefecht gefangen genommen, sondern im Bivak überrascht worden ist.

Über das Weitere unterrichtet uns zunächst ein Rapport des Grafen Sparre an den General Lantingshausen, dem Oberkommandierenden der schwedischen Armee, vom 29. August, aus dem Lager zu „Kavelen“, also dem Kavelpaß.

Der Rapport lautet in der Übersetzung:

„In diesem Augenblick war ein Trompeter hier mit einem Brief des Obersten Belling, begleitet von einem Schreiben des Standartenjunkers Bleuckert, das beiliegt; ich empfehle diesen seiner hurtigen und festen Aufführung wegen dem Herrn General en chef dringend zur Auswechselung, da sonst zu befürchten ist, daß er beim Feinde Dienste nimmt.“

Auch dies Schreiben spricht dafür, daß Blücher vor dem 29. August gefangen genommen wurde; wäre das in dem für die Preußen ungünstigen und hitzigen Gefecht des 29. geschehen, so würde Belling doch wohl kaum

noch an demselben Abend Blüchers wegen an Sparre geschrieben haben; daß es sich dabei um des Junkers Entlassung aus schwedischen Diensten handelte, ist doch wohl anzunehmen, dabei aber wenig wahrscheinlich, daß sich Belling unmittelbar im Anschluß an das verlustreiche Gefecht dafür entschieden und eingesetzt hätte. Die Absendung der Briefe Bellings und Blüchers an die Schweden wird daher auf den Vormittag anzusetzen sein; auch der Umstand, daß Sparre die Schreiben im Kavelpaß empfing und weiter gab, spricht dafür, daß es am Vormittag war. Nach dem Zurückwerfen der Preußen hinter den Mühlbach wird die schwedische Avantgarde doch wohl mindestens bis Friedland vorgerückt sein.

Ist nun Blücher vor dem 29. August gefangenengenommen worden, dann ist es ganz natürlich, wenn sich Belling den jungen Mann zunächst einmal näher ansah, und erst einige Tage später, von Galenbeck aus, den ersten Schritt zu seiner Loslösung aus der bisherigen Dienstverpflichtung unternahm. Der Umstand, daß gerade an diesem Tage, dem 29., das Gefecht bei Galenbeck oder vielmehr bei Lübbersdorf vorfiel, mag dann die Veranlassung zu dem Gerücht gegeben haben, Blücher sei hier gefangenengenommen worden.

Höchst eigentümlich stellen sich, wenn man nicht der überlieferten Legende folgt, die Verhältnisse von Blüchers Einreihung in die preußische Armee dar. Nach des gewissenhaften Wiggers Zeugnis hätte Oberst Belling schon am 20. August von Galenbeck aus dem König den Junker v. Blücher zum Kornett vorgeschlagen, natürlich ohne zu sagen, daß er gefangenengenommen worden war, und die entsprechende Allerhöchste Kabinettsordre sei am 20. September ergangen, nachdem Blücher den Abschied aus den schwedischen Diensten erhalten hatte. Am 4. Januar 1761 sei er dann zum Sekondleutnant, und am 4. Juli desselben Jahres zum Premierleutnant befördert worden. Es klingt das alles sehr natürlich, trotzdem ist aber der Vorgang nicht so einfach gewesen.

Bellings Antrag wegen Blüchers Anstellung liegt tatsächlich in der geheimen Kriegskanzlei; ebenso die entsprechende Allerhöchste Kabinettsordre, vom Hauptquartier Dittmannsdorf, den 20. September 1760, die gleichzeitig ausdrücklich verfügt, daß das Patent für Blücher von demselben Tage (also 20. September 1760) auszufertigen ist. Eine andere Allerhöchste Kabinettsordre befördert, in Genehmigung der Anträge Bellings vom 4. Januar 1761, Blücher zum Leutnant, unter Verleihung eines Patents vom 4. Januar 1761. *) Dann erscheint der Junker zum erstenmal in der Rangliste der Belling-Husaren vom November 1760, und zwar als Kornett Gebhard

*) Diese Allerhöchste Kabinettsordre ist nach dem 4. Januar 1761 ergangen, der Tag jedoch nicht mehr festzustellen.

Leberecht v. Blücher, 17 Jahre alt, zwei Monate Dienstzeit. Aus schwedischen Diensten ist er damals indes noch lange nicht entlassen gewesen.

Sein Vater schrieb nämlich aus Moskau unterm 24. Januar an den schwedischen Premierminister und Reichsrat Baron Höpken*) um Entlassung seines Sohnes Gebhard aus schwedischen Diensten und legte außerdem ein bezügliches Immediatgesuch an den König bei.

Darin führte der Vater Blüchers in weitschweifiger Breite aus, sein Sohn Gebhard habe trotz seiner guten Führung wenig Aussicht auf Fortkommen im schwedischen Heere; nun sei er von den Preußen gefangen genommen worden; da er, der Schreiber des Briefes, mit Belling durch dessen Frau verwandt sei, so habe der Oberst den jungen Gebhard nicht wie die anderen Kriegsgefangenen nach Stettin gesandt, sondern bei sich behalten, ja, ihm sogar eine Leutnantsstelle bei seinen Husaren versprochen, wobei er auch noch für die Equipierung sorgen wolle; Gebhard habe sofort an Lantingshausen um seinen Abschied geschrieben, jedoch zur Antwort erhalten, die Verabschiedung eines Kriegsgefangenen sei nicht angängig.

Am 26. Januar schrieb Lantingshausen aus Greifswald an Höpken in derselben Angelegenheit; er hebt zwar hervor, es gehe eigentlich nicht an, einen Kriegsgefangenen zu verabschieden, doch sei ja der Junker v. Blücher kein geborener Schwede; eine Befassung des Königs mit dieser Sache halte er nicht für nötig.**)

Damit schließen die Akten über Blüchers Entlassung aus schwedischen Diensten; darüber, ob sie überhaupt formell vollzogen wurde, liegt jedoch nichts vor. Jedenfalls zeigen sie, daß der gefangengenommene Junker in Preußen bereits angestellt, ja sogar zum Offizier befördert war, bevor er noch die Entlassung aus seinen früheren Verhältnissen erlangt hatte. Nimmt man auch an, daß das Leutnantspatent vordatiert ist,***) so weist doch die Rangliste der Belling-Husaren schon im November 1760 zwei Monate Dienstzeit für den Junker nach. Anscheinend hat er während dieser Zeit auch schon preußischen Dienst getan.

Wenn auch in dem an abenteuernden Soldaten reichen XVIII. Jahrhundert der Übertritt von einer Armee in die andere weit häufiger war als jetzt, so sind die Fälle doch selten, daß einer, wie Blücher, während des Krieges von einem Gegner zum anderen überging. Nationale Beweggründe kannten die Soldaten „von Fortun“ jener Tage kaum, ebensowenig

*) Den er beharrlich „Herr Graf“ nennt. Vergl. Anlagen 3 und 4.

***) Vergl. Anlage 5.

****) Was durchaus unwahrscheinlich ist; das Datum des 4. Januar 1761 wurde für das Patent gewählt, weil Belling's Antrag wegen Blücher's Entlassung von diesem Tage stammt. Bei einer Reihe anderer Offiziere des Regiments, die Belling am 4. Januar 1761 vorschlug, wurde ebenso verfahren.

nationale Bedenken. Man trat dort ein, wo man persönlich die besten Aussichten hatte, und oftmals waren, wie bei Blücher, der Zufall und wirtschaftliche Ursachen der Grund für den Wechsel des Dienstes. Wenn nun der ungnädig entlassene Rittmeister v. Blücher sich in späteren Jahren darauf berief, er sei aus Eifer für den königlichen Dienst in die preussische Armee eingetreten und habe dazu sein Vermögen aus seinem Vaterlande gezogen, so ist das lediglich eine *captatio benevolentiae* gegenüber dem greisen grollenden König gewesen, der ihm den erbetenen Wiedereintritt in das Heer mit Ausdauer abschlug.

Fällt dadurch der romantische und heldische Schimmer der bisherigen Blücher-Legende, soweit sie die Anfänge seiner Laufbahn betrifft, in sich zusammen, so möge hierbei doch betont sein, daß Blüchers hoher und edler Idealismus zwar nicht in seinen Leutnantsjahren, wohl aber dann hervorzutreten und ihn ganz zu erfüllen begann, als er aus seiner kriegerischen Bahn geworfen und zum einfachen Bürger geworden war. Der Schmerz, in den ihn das Nichtdienenddürfen versetzte, die fast beispiellose Zähigkeit, mit der er seine Wiederanstellung betrieb und endlich auch durchsetzte, sie legen gleicherweise Zeugnis ab für seine echte, herrliche kriegerische Natur; freilich wird man an den jungen, gährenden Blücher nicht den Maßstab unserer Zeit anlegen dürfen.

Anlage 1.

Wilhelm Sebastian v. Belling, aus dem in der Neumark angefahrenen Hause Cremlin, geboren 1719 als Sohn des königlich Preussischen Oberstleutnants Johann Abraham v. B., Kommandanten zu Altena in der Grafschaft Mark, Erbherrn auf Paulsdorf in Ostpreußen, und der Katharina v. Kospoth. 1734 beim Rakettenkorps in Berlin eingetreten, wurde er 1737 als Fähnrich bei einem Garnisonbataillon in Kolberg*) angestellt. Schon damals war er, trotz seiner kleinen Gestalt und seines unscheinbaren Äußeren, von sehr ausgesprochenem Ehrgefühl, das ihm mehrfache Zweikämpfe zuzog. 1739 wurde er als Kornett zum Preussischen Husarenkorps Bronikowski versetzt, und dort 1741 Sekondleutnant; bei der Abgabe von drei Schwadronen dieses Regiments zur Bildung des Berliner Leibkorps Husaren, das am 24. Juli 1741 den Oberst v. Zieten zum Chef erhielt, trat v. Belling zu diesem Truppenteil über und wurde Premierleutnant.

1745 Stabsrittmeister, 1746 Schwadronschef geworden, wurde er 1747 in das Husarenregiment v. Wechmar**) versetzt und vermählte sich in demselben Jahre mit Katharina Elisabeth v. Grabow aus dem Hause Mosten in Mecklenburg, die ihm eine Tochter schenkte und 1774 starb. 1749 wurde er Major.

1758 errichtete der Prinz Heinrich im Halberstädtischen ein Bataillon Husaren, das Belling als Chef erhielt; er marschierte mit diesem, zum Oberstleutnant befördert, in die Oberpfalz und verbreitete Schrecken im Rücken des Feindes, wofür er schon 1759 Oberst wurde. Bald aber wurde er nach Schwedisch-Pommern gesandt, und nun beginnt seine Großzeit; mit einer handvoll Truppen, häufig ohne alle Unterstützung gelassen, gelang es ihm, sich jahrelang gegen die weit überlegenen Schweden zu behaupten und ihnen einen fast abergläubischen Schrecken einzujagen. Besonders als er 1760/61 ein zweites Husarenbataillon errichtet hatte, wurde er seinen Feinden fürchtbar. Durch eine mit List und Kniffen mancher Art durchsetzte, dabei aber von hoher Kühnheit getragene Strategie, die jetzt freilich fast ganz vergessen ist, erzielte er Erfolg auf Erfolg, so daß Friedrich der Große sagte, man glaube die Geschichte des Amadis zu lesen, wenn man von Bellings Taten höre. — Blücher hat Belling bis in sein spätestes Alter mit warmer Dankbarkeit als seinen Lehrer in der Kriegskunst verehrt, und in der That sind zahlreiche Gelegenheiten, sowohl aus den Rhein-Feldzügen 1793/94, wie auch aus späteren Kriegen nachzuweisen, wo Blücher seinen berühmten Lehrer augenscheinlich nachgeahmt hat.

Nachdem Belling 1762, nach dem Waffenstillstand mit Schweden, noch bei Freiberg gekämpft hatte, und Generalmajor geworden war, stand er in Pommern und bildete 1770 — gelegentlich der ersten Teilung Polens — einen Kordon in Westpreußen; hat sich aber in dieser mehr politischen und administrativen Tätigkeit weniger bewährt als im Kriege. 1778 socht er als Generalleutnant mit Auszeichnung im Bayerischen Erbfolgekriege, namentlich im Gefecht bei Gabel, wofür er vom König eine besondere Pension von 1000 Talern erhielt. Schon 1779 starb er zu Stolp in Pommern, nachdem er noch Ritter des Schwarzen Adler-Ordens geworden war; endlich hatte ihm der König die Güter Schojo und Schwesko in Westpreußen verliehen.

*) Glaubitz, seit 10. Oktober 1740 Hellermann.

**) Nachmals Werner und Gröding.

Belling war ein merkwürdiges Original; sehr fromm, glaubte er fest an eine Vorherbestimmung des menschlichen Schicksals und ging daher niemals einer Gefahr aus dem Wege, obwohl er ihr seines auffallenden Äußeren und seiner Gepflogenheit wegen, stets einen Schimmel zu reiten, doppelt ausgesetzt war. Stets betete er vor Gefechten und in Friedenszeiten bat er Gott laut und öffentlich um einen „gelinden“ Krieg, um seine Umstände verbessern zu können. Mit seinen Offizieren und Soldaten lebte er wie ein Vater und wurde von ihnen in seltenem Maße verehrt. Nicht nur sein Wohlwollen und seine Fürsorge für jeden einzelnen, sondern auch Bellings Gewährenlassen außer Reich und Glied erwarben ihm die Liebe seiner Leute. Freilich wurden viele Klagen der Bewohner gegen die „schwarzen Husaren“ laut, aber Belling pflegte in solchen Fällen seine Leute auch gegen den König nachdrücklich in Schutz zu nehmen. — Er war das Urbild eines Husarengenerals des 18. Jahrhunderts.

Wie hoch der König Bellings Talente und Verdienste schätzte, geht daraus hervor, daß die ihm bei der Beförderung zum Generalmajor und zum Generalleutnant verliehenen Patente von der für Generale üblichen Form nicht unwesentlich abweichen. Der König hatte Zusätze darin aufgenommen, die von seiner Gesinnung gegen den verdienten General Zeugnis ablegen.

Die betreffenden Zusätze sind in den nachstehend angeführten Patenten an dieser Stelle durch Sperrdruck hervorgehoben:

**General-Majors-Patent für Oberst u. Chef eines Husaren-
Regiment Wilhelm Sebastian von Belling.**

4. July 1762.

Nachdem Wir billig zu seyn erachtet, diejenigen welche sich um Uns und Unsern Königl. Hause durch ihre viele Jahre her geleisteten treu allerunterthigsten. und nützlichsten Dienste, meritiret gemacht, zu belohnen; So haben Wir um so viel mehr Ursach, Unseres bisherigen Obristen und Chef eines Husaren Regmts. W. S. v. Belling eingedenk zu seyn, als welcher bey so vielfaltigen Krieges Begebenheiten, besonders aber in den gegenwärtigen Kriege, genugsame Proben von seiner besonderen Valeur, Krieges Experientz und überall bezeigten klugen und vernünftigen Condaite dargeleget hat, und dannenhero resolviret, ihn zum Zeichen Unserer besonderen Gnade und Zufriedenheit, zu Unsern General Major zu ernennen und zu declariren

General-Lieuts. Patent.

20. May 1776.

Nachdem Uns Selbst bekannt mit was für besonderer Treue, Eyffer und application, Unser bisheriger General Major W. S. v. Belling Uns und Unsern Königl. Hause, nun schon viele Jahre her, gute und importante Dienste geleistet, derselbe auch, zu Unserer Zufriedenheit sich die Beförderung der Ehre Unserer Waffen angelegen seyn laßen, auch bey so vielen Krieges Expeditionen, seine valeur und Tapfferkeit zu erkennen gegeben; So haben Wir nicht anstehen mögen, ihn zum Zeichen Unserer gegen ihm tragenden Königl. Guld und Gnade, womit Wir seine Uns geleistete wichtige Dienste erkennen, zu Unsern General Lieutenant von der Cavallerie in Gnaden zu bestellen und zu declariren

Geh. St. Arch., Rep. 96, 90 w II.

Stutterheim an den König.

Im Laager bey Dauer,*) 3. Sept. 1760.

. . . . »und die Dritte (Schwedische Kolonne) brach über den Cabelfluß vor.

Die letztere fand der Obriste v. Belling beym Recognosciren, eben im Desfiliren. Es sahm zum Schaarmügel, Wobey wir den Lieutenant v. Hellmond**) den Jüngerer und einige Fußaren verlohren. Hingegen wurden mehrere feindliche getödtet, 10 Mann und der französische Lieutenant v. Marmier***) gefangengenommen.*

.

Stutterheim an Findenstein.

Im Laager bey Rollwitz,†) 31. Aug. 1760.

. . . . »Diejenige (Kolonne) von denen Höhen bei Zinsow und Boldefow ging über den Kabelaß bis Gahlenbed.

Diese fand der Obriste v. Belling beym Recognosciren. Es sahm zum Schaarmügel. Wir verlohren einige Fußaren und den Lieutenant v. Helmold den Jüngerer, welchen man mit Recht bedauert. Hingegen büßte der Feind weit mehr ein. Wir machten von selbigem 10 Mann und den Lieutenant v. Marmier, der sich für den Adjutanten des Marquis de Caulaincourt angibt, gefangen.

Der Obriste v. Belling postirte sich mit seiner Brigade am 30. bei Werbefow.*

Beide Stücke sind Urschriften (Originale).

Ein mit dem zweiten Bericht fast gleichlautender findet sich in der „Magdeburger Zeitung“ vom 9. September 1760.

*) SWS. Pasewalk.

**) Johann Christoph v. Helmholtz aus Thüringen, an seinen Wunden gestorben am 28. September 1760.

***) Beim schwedischen Heer befand sich eine Abordnung französischer Offiziere, von denen bereits einer — Caulaincourt — Mitte August durch die Bellingschen Fußaren gefangengenommen worden war.

†) Südblich Pasewalk.

Anlage 3.

Christian Friedrich v. Blücher, * 1696, † 1761, erst in medlenburgischen, dann in hessen-casselschen Diensten, aus welchen ganz plötzlich und ohne Pension zu scheiden er sich 1737 veranlaßt sah. Seitdem lebte er in Rostock; mit seiner Frau, einer geborenen v. Zülow auf Loitenwinkel bei Rostock, hatte er neun Kinder, die in den dürftigsten Verhältnissen heranwuchsen.

Lebhaft betrieb der alte Rittmeister das Fortkommen seiner Söhne. Es geht dies, abgesehen von seinen Bemühungen im Interesse Gebhard Leberechts, auch aus einem Abschiedsgesuche hervor, mit dem er 1756 Friedrich den Großen um die Entlassung seines in den preussischen Dienst eingetretenen Sohnes Berthold Hans bat, mit der Begründung, daß der junge Mann im königlichen Dienste keine entsprechende Beförderung finde.

(St. A.)

Hochgeborner Herr Reichs Graff
 Hochgebietender Herr Ober Hof-Marschall
 und Premier Ministre.

Ewr^s Hochgräfl. Excellence bekannte grossmüthige Denckungsart macht mich so kühn, hochdenenselben meine hieneben geschlossene allerunterthänigste Bittschrift an Sr. Königl. Majestät ehrebetigst zu übergeben. Die hohe Würde, in welche die Vorsicht Ew. Hochgräfl. Excellence gesetzt hat, giebet Hochdenenselben das Vermögen, meiner allerunterthänigsten Bitte eine allergnädigste Erhörung zu verschaffen, und Ew. Hochgräfl. Excellence Grossmuth giebet mir das Vertrauen, dass es geschehen werde. Ew. Hochgräfl. Excellence werden die Gnade haben, meine allerunterthänigste Bittschrift zu lesen, mehr wird es nicht bedürfen um das Hertz Ew. Hochgräfl. Excellence für einen Mann einzunehmen, dem die Wohlfart seiner Kinder, als einem rechtschaffenen Vater am Hertzen liegt, der sie auf eine ehrliebende Art zu befördern wünschet, dem aber dazu in der Welt nichts mehr übrig ist, als sie vom Gott im Himmel und von den Grossen auf Erden zu erleben. Ich kann meine Bitte durch nichts weiter empfehlen: Aber ich werde das Andencken der Gnade, welche von Ew. Hochgräfl. Excellence ich zu erbitten hoffe, noch mit mir aus der Welt nehmen, und meine Ehrfurcht wird so lange dauern als mein Leben. Und so habe ich die Gnade zu beharren

Ew. Hochgräfl. Excellence

ganz unterthänigster Knecht

C. F. von Blücker.

Rostock d. 24^{ten} Januar 1761.

Pres: d. 26. Januari 1761.

**Aller Durchlachtigster Grossmächtigster König
Allergnädigster König und Herr.**

Ew. Königl. Majestät geruhen allergnädigst, gegenwärtige allerunterthänigste Bittschrift eines höchst bekümmerten Vaters mit derjenigen überall gepriesenen Huld anzusehen, welche allen bedrängten, die Ew. Königl. Majestät ihre Noth vorzutragen sich genöthiget finden, Mitleiden und Erhörung versichert.

Einer meiner Söhne hat seit dem Anfange dieses Krieges das Glück gehabt in Ew. Königl. Majestät Kriegs-Diensten unter Allerhöchst Dero Husaren-Regiment in Pommern zu stehen. Ob gleich seine bisherige Stelle weder für die löbliche Ehrbegierde eines jungen Menschen von guter Geburt noch für seine sonstige Umstände sehr befriedigend ist, indem er zur Zeit nur Unter-Officier gewesen, so würde er doch mit dem Glück, in einer so guten Kriegs-Schule zu dienen, und mit der Hoffnung, durch rechtschaffenes Betragen sich höheren Stellen würdig zu machen, sich gerne begnüget haben, bis es Ew. Königl. Majestät allergnädigst gefällig gewesen wäre, ihn weiter zu befördern. Die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten über sein bisheriges Verhalten liess ihn hoffen, dass dieses Glück nicht weit entfernt seyn könnte, als ihm das Unglück begegnete, ohne seine Schuld in die Preussische Kriegs-Gefangenschaft zu gerathen. Er würde mit den übrigen nach Stettin gebracht seyn, wenn der Königl. Preussische Obrist von Belling, der durch seine Frau ein naher Verwandter von mir ist, nicht aus Mitleiden und Freundschaft die Güte gehabt hätte, ihn bey sich zu behalten. Er zeigte dieselbe noch stärker. Er proponirte meinem Sohn, dass er seine Dimission aus Ew. Königl. Majestät Diensten suchen sollte, in welchem Fall er nicht allein meinen Sohn zu einem Lieutenants Platz verhelffen sondern auch völlig equipiren wollte. So gross auch die Begierde meines Sohnes ist, in Ew. Königl. Majestät Diensten sein Leben aufzuopfern, so waren doch diese Anträge auch besonders in Rücksicht auf meine Umstände, indem mir durch die Equipirungen meiner übrigen in Kriegs-Diensten stehenden Söhne kaum das zureichliche zu einem kümmerlichen Unterhalt übrig geblieben ist, von der Beschaffenheit, dass sie die Begierde bey ihm erregte, sie anzunehmen zu können. Er schrieb deshalb so fort an Ew. Königl. Majestät commandirenden General en Chef, Herrn Baron von Lantingshausen, bekam aber zur Antwort, dass er sich nach den Kriegs-Gesetzen nicht ermächtiget fände, jemanden aus der Kriegs-Gefangenschaft zu verabschieden.

Ew. Königl. Majestät halten es mir zu allerhöchsten Gnaden, wenn diese Erklärung mich selbst auf das innigste betrübet. Ich sahe mich durch die gütigen unvermutheten Anbietungen meines Velters des Obristen

von Belling über die unübersteiglichen Hindernisse hinweg, die mir meine kümmerliche Umstände in der Equipirung meines Sohnes machten, wenn er so glücklich seyn sollte, unter Ew. Königl. Majestät Armee einen Officiers-Platz zu erhalten. Ich sahe noch dazu das Glück meines Sohnes mit einmahl auf eine solche Art gegründet, als er es unter Ew. Königl. Majestät Armee noch in vielen Jahren nicht hoffen konnte. Der Verlust aller dieser Vortheile wird durch die mit der Kriegs-Gefangenschaft meines Sohnes verknüpfte Umstände noch mehr vergrössert. Denn Er hätte während derselben nur das halbe Tractament zu geniessen; er hätte so lange sie dauret, kein avancement zu hoffen, und er standt in Gefahr, dass der Obrist von Belling ihn nicht länger um sich leiden sondern ihn nach Stettin hätte bringen lassen müssen.

Ew. Königl. Majestät haben die Macht in Händen einen jungen Menschen von guter Hoffnung auf Zeit Lebens glücklich zu machen, und seinem alten bekümmerten Vater eine Gnade zu erweisen, welche ihn bey seinen grauen Haaren und kümmerlichen Umständen, aufs neue beleben und ihn zu den unablässigsten Wünschen und beten für Ew. Königl. Majestät Allerhöchstes Wohlergehen anfeuren wird. Allerhöchst Dieselben können nach Dero Weltgepriesenen Hulde gegen die demüthigste Bitte eines aus der Grube sehenden Greises für die Wohlfart seines Sohnes nicht gleichgültig seyn: Und also kann ich an der allernädigsten Gewährung meiner allerunterthänigsten Bitte um Verabschiedung meines Sohnes keinen Augenblick zweifeln. Ich bin in diesem allererbietigsten Vertrauen

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Knecht

C. F. von Blücherd.

Suppl.

Rostock d. 24^{ten} Januar 1761.

A tergo:

Dem

Allerdurchlauchtigsten Grossmächtigsten

Fürsten und Herrn

Herrn Adolph Friedrich,

der Schweden, Gothen und Wenden König etc. etc. Erben zu Norwegen
Hertzen zu Schleswig Holstein, Stormarn und der Dithmarsen, Grafen
zu Oldenburg und Dellmenhorst etc.

Meinem allergnädigsten König und Herrn

Allerunterthänigste Bitte

des

Rittmeisters von Blücher

zu Rostock,

um

allergnädigste Verabschiedung

seines

in die Preussische Kriegs-Gefangenschaft

gerathenen Sohnes.

Übersetzung.

Hochwollgeborener Herr Baron!
Seiner Königl. Majestät, auch Reichs-Rat,
Kriegs-Präsident,
Kanzler der Akademie sowie Ritter und Kommandeur
von Seiner R. M. Orden!

Herr Oberst und Ritter Graf Sparre hat bei seinem ihm in Gnaden anvertrauten Husaren-Regiment einen Unteroffizier angestellt, Sohn eines mecklenburgischen Edelmannes, des Rittmeisters v. Blücker, der in der letzten Kampagne vom Feinde gefangen genommen worden ist.

Bemeldeter Rittmeister hat seither durch den Kommandirenden der Preussischen Armee begehrt, ich möge diesen seinen Sohn aus Schwedischen Diensten entlassen. Aber da ich wußte, daß dieser Jüngling, wenn er seiner eigenen Neigung folgen durfte, nichts sehnlicher wünschte als sein Fortkommen im Schwedischen Dienste zu suchen, er auch ein gewandter junger Mensch von gutem Aussehen und tadelreicher Aufführung ist, so habe ich in der Absicht ihn hier im Dienst zu behalten, mich dahin geäußert, daß ich meinerseits nicht willfahren könnte, weil dieses sowol gegen die Kriegsartikel als gegen unsere Landesverfassung ginge, und habe zugleich, um diesen Rittmeister zu veranlassen, daß er sein Gesuch zurückziehe, ihm versichert, sein Sohn solle bei erster Gelegenheit nach geschehener Auswechselung befördert werden. Dessen ungeachtet hat Rittmeister v. Blücker, der ein Verwandter von des Obristen Belling Frau ist und daher Aussicht zur Beförderung seines Sohnes zum Lieutenant beim Husaren-Regiment des bemeldeten Obristen hat, bei mir nachgesucht, ich möge nicht nur sein unterthänigstes hier beiliegendes Bittgesuch an Seine Königl. Majestät in Unterthänigkeit gelangen lassen, sondern auch Euerer Excellenz sein gehorsamestes Schreiben in dieser Sache aufstellen. *) Obwol ich allerdings finde, daß diesem Unteroffizier als einem Ausländer der Abschied nicht verweigert werden kann, und da Seine Königl. Majestät nicht wol anders kann, als ihn in Gnaden zu genehmigen, so kann ich doch, im Hinblick auf meinen früher einmal in der Absicht, diesen Unteroffizier zu behalten, gegebenen Bescheid, mich damit nicht weiter befassen, als in dem ich Euer Excellenz gehorsamst bitte, daß Euer Excellenz mir durch Handschreiben Ordre erteilen, diesen Unteroffizier aus Schwedischem Dienst zu entlassen.

Die Angelegenheit scheint nicht von solcher Bedeutung zu sein, daß sie verdient Seine Königl. Majestät mit einem unterthänigsten Vortrage zu behelligen und die Allerhöchste Entscheidung abzuwarten.

Ich habe die Ehre mit Ergebenheit und besonderer Hochachtung zu verharren,
Euerer Excellenz

gehorsamster Diener

J. A. v. Lantingshausen.

H. D. Greifswald, 26. Januar 1761.

An
Seine Excellenz den Reichs-Rat u. s. w.
Baron Höpken.

*) Vergl. Anlage 4.

Eine militärische Studienfahrt nach Oberitalien.

Von

W. v. Unger.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Hunderte von deutschen Offizieren pilgern alljährlich über die Alpen, um in dem schönen Italien die herrliche Natur und die unvergleichlichen Schöpfungen der Kunst zu genießen. Wer das Geld dazu hat oder zu erübrigen vermag, der sollte es nicht versäumen, alle paar Jahre einmal aus diesem Doppelbrunnen der Erfrischung, wie ihn kein anderes Land so reichhaltig bietet, zu schöpfen. Daß dem Soldaten dort noch ein dritter Jungbrunnen sprudelt, das möchte ich im folgenden dartun; vielleicht daß sich dadurch manchem ein Genuß erschließt, an dem er bisher achtlos vorübergegangen ist; vielleicht folgt auch manch anderer, der nicht Soldat von Beruf ist, meiner Anregung.

Dem Jüngling, der die heutige Welt mit Verständnis erfassen, aus ihrem Werdegang lernen will, jedem Freund der Geschichte bringt es bleibenden Nutzen, wenn er die Spuren der Thaten großer Männer an Ort und Stelle verfolgt; es ist, als ob man die Urkunden einsehe, die ein Augenzeuge mit unbestechlicher Treue, mit den wahrhaftigen Farben der Natur uns aufbewahrt hat; es ist, wie Carlyle sagt, als ob sich ein Fenster öffnete, durch das man einen Blick auf die leidhaften Menschen, in das wirkliche Leben jener längst verschwundenen Zeiten tun dürfte. Der Dunst der Schulmeinungen, der Staub der Stubengelehrsamkeit wird dadurch oft wie ein Nebel fortgeblasen; man sieht die Dinge ohne Brille, manche Legende verschwindet; der innere Mensch gewinnt an Klarheit der Überzeugung, an Achtung vor wahrhaft Großem, an Begeisterung für das Gute. Der so geschulte Mensch weiß die Aufgaben, die ihm das Leben, der Beruf stellt, klarer zu erfassen und fester durchzuführen. Der Soldat aber, der die Schule der Kriegsgeschichte so betreibt, wird sicherer als bisher in sich die Überzeugung tragen: Es gibt wenig Lagen, die so hoffnungslos wären, daß sie nicht ein hervorragender Geist und ein eiserner Wille sich

bienstbar zu machen und zu überwinden vermöchte. Gerade in dieser Beziehung bieten die Feldzüge, die in Oberitalien geführt sind, äußerst überzeugende Beispiele.

⌋ Auf welchem Landwege man auch Italien betritt, überall drängt sich dem Soldaten sofort ungefucht eine Fülle des Stoffes auf, daß man genötigt ist, zu sichten und zusammenzufassen. Man wird deshalb gut tun, vorher einen Reiseplan aufzustellen; der meine war auf einen zehntägigen Aufenthalt in Italien berechnet. Dann wird man sehen, daß der Naturgenuß und die Kunstfreude dabei ebenfalls zu ihrem Recht kommen; auf vielstündigen Besuch von Galerien und Kirchen ist hierbei allerdings nicht gerechnet, dafür desto mehr auf ausgiebigen Aufenthalt in der schönen Natur wie auf Befriedigung der Wanderlust. Es ist aber ein Leichtes, je nach Zeit und Gelegenheit sich aus dem Bädeler und dem Kursbuch einen anderen Plan zusammenzustellen. Ein Bädeler „Oberitalien“ ist sehr nützlich, fast unentbehrlich, will man sich von Ratschlägen der Wirte und von der Leiter der Fremdenführer ganz unabhängig machen. Durchaus notwendig aber sind italienische Generalstabskarten (1 : 100 000), die so vorzüglich gearbeitet sind, daß sie selbst von dem verwickeltsten Gelände eine zuverlässige Vorstellung geben; daß sie nicht überall mit den Wegen auf dem Laufenden sein können, ist selbstverständlich. Sie geben das Gelände in etwas allgemeineren Zügen wieder als unsere Generalstabskarten; die großen Straßen sind sehr breit gezeichnet, dadurch kommt es wohl, daß man die Entfernungen zunächst leicht etwas unterschätzt, namentlich im Gebirge. Zur Übersicht allein genügen die Kärtchen im Bädeler vollkommen. Außerdem ist ein Orario (Fahrplan der italienischen Bahnen) nötig. Er enthält allerdings die großen Verbindungen mit Deutschland nur unvollkommen; für diese sind die entsprechenden Seiten aus dem deutschen Reichskursbuch am zweckmäßigsten. Für denjenigen, der der italienischen Sprache nicht mächtig ist, bedarf es noch eines Sprachführers. Ich empfehle dazu Meyers Sprachführer von Wiese; ich glaube, daß selbst jemand, der kein Wort italienisch kann, damit vollkommen durchkommt. Allerdings sind einige Unterrichtsstunden von großem Wert, namentlich was die Aussprache und Betonung anbelangt. Je mehr man die Landessprache beherrscht, desto gründlicher kann man natürlich in das Wesen des Volkes eindringen, desto leichter und schneller wird man sich zurechtfinden und vor Irrtümern und Mißverständnissen bewahrt bleiben. Namentlich mache man sich mit den Zahlen, dem Gelde und der italienischen Stundenbezeichnung vertraut; zur Not wird man dies während einiger Stunden der Eisenbahnfahrt erreichen, wenn man früher dazu keine Zeit gefunden hat. Man begegnet in Oberitalien in den Gasthäusern, in den Läden, auf der Bahn und auch sonst so viel Deutschen und deutsch sprechenden Menschen, daß man, mit den allernotwendigsten italienischen Sprachbrocken ausgerüstet, selten in Verlegenheit kommen wird. Man wird übrigens — ich schließe, wie immer, von mir auf andere —

überall sofort als Deutscher erkannt; ein Blick auf Anzug, Haltung, Gepäc oder auf den roten Einband des Bädeler genügt dem findigen Italiener, der ja so viele Schwärme von Nordlandsvögeln bei sich durchziehen sieht. Das ist weniger unangenehm, als man zuerst wohl denkt. Während acht Tagen, ehe ich nach Venedig kam, bin ich nur einmal von einem Bettler belästigt worden, und dies war ein deutscher Umhertreiber. Sonst ist mir überall Bauer und Arbeiter stets höflichst aus dem Wege gegangen, selbst in den engsten, schmutzigsten Stadtvierteln wie auf den entlegensten Pfaden und auf den einsamsten Landstraßen, sogar bei Dunkelheit. In Venedig wird man allerdings auf das schamloseste von Gondolieren, Fremdenführern, Kindern und Weibern zu allerlei Zwecken angesprochen, aber auch dort hilft schließlich ein kräftiges deutsches Wort am besten. Im allgemeinen ist der Eingeborene in Oberitalien höflich, hilfsbereit und zurückhaltend. Ganz gut befindet man sich an der sogen. tavola rotonda (table d'hôte), wo man von diesem oder jenem unter den Gästen gute Ratschläge bekommt bei der Auswahl der Gasthöfe, für die Benutzung der Eisenbahnen, da die Zugverbindungen oft verwickelt sind, oder für die Tramways und sonstigen Fahrgelegenheiten.

Besonders wichtig aber ist die Vorbereitung auf das Gebiet, in dem man während der Reise lernen will, sei es politische Geschichte, Kunst- oder Kriegsgeschichte. Die Angaben der Konversations- oder anderen Lexiken genügen dazu in der Regel keineswegs; selbst Bädeler's guter Abriss der Kunstgeschichte gibt nur einen notdürftigen Behelf ab. Es wäre sehr dankenswert, wenn der Bädeler seine hier und da eingestreuten Bemerkungen über Kriegsgeschichte und Schlachtfelder etwas erweitern und ergänzen wollte. Seine Abnehmer sind doch in der Mehrzahl Soldaten oder Soldaten gewesen und würden dies dem verdienstvollen Verfasser gewiß Dank wissen. Wer tiefer eindringen will, muß sich schon vor der Reise mit dem allgemeinen Gang der Feldzüge und dem Verlauf der Hauptschlachten so weit vertraut machen, daß er weiß, worauf es beim Aussuchen seiner Wege ankommt.

Von München nach Genua.

Nach zwei in München hauptsächlich der Kunst und verschiedenen Bräuhallen gewidmeten Tagen bestieg ich eines Morgens in der Mitte Oktober den Nord-Süd-Express, der mich mit reißender Geschwindigkeit den Bergen zuführte. Die Angaben des Reichskursbuchs über die italienischen Zugverbindungen, wenn sie auch nur die großen Städte und die Badeorte berücksichtigen, genügten mir, um zu überschlagen, wie die Zeit etwa einzuteilen sei; die Einzelheiten festzusetzen, blieb der späteren Durchsicht des Orario überlassen. Vor allem galt es, die Zeit auszunutzen; also zunächst so schnell wie möglich zur Riviera, da ich, von dort zurückkehrend, dem ersten

Siegeszuge Bonapartes im einzelnen zu folgen und dabei auch die Schlachtfelder von 1859 und 1866 zu durchwandern beabsichtigte. Dazu mußten nach meinem Überflrag zehn Tage ausreichen, auch wenn ich einen ganzen Tag dazu verwenden sollte, die von der Natur so herrlich ausgestattete Basis Bonapartes, die Riviera, möglichst bis Nizza hin kennen zu lernen.

Nachdem so meine Operationslinie ungefähr festgelegt war, konnte ich mich dem Betrachten der schönen Gegend hingeben, die der Zug von Rosenheim ab durchheilt. Flott geht es am Innale aufwärts, über Ruffstein bis Innsbruck. Nun kommt die wunderschöne Strecke zum Brenner hinauf (1372 m über dem Meere) und durch Welschtirol hinab Italien zu. Von all den herrlichen Blicken in tiefe Täler mit schäumenden Wildbächen, hinab auf die rebenbepflanzten Terrassen und hinauf zu idyllisch gelegenen Gebirgsweilern ermüdet, empfängt das Auge einen desto gewaltigeren Eindruck von den mächtigen Felswänden, die das Gtschtal bilden; kahl und düster fällt das Gestein aus schwindelnder Höhe senkrecht, oft überhängend, zur schmalen Talsohle herab, wo neben dem mächtigen, über die Felsblöcke rauschenden Strom oft kaum Platz für die Eisenbahn und die Landstraße bleibt. Hier und da sieht man die Spuren von gewaltigen Stürzen, und wie im Abenddunkel die Formen und Schatten zu verschwimmen beginnen, regt unwillkürlich das mächtige Bild in der Seele des Menschen ein Gefühl wie Furcht, es könne sich aus dem Dunkel der Höhle, oben an der Felswand, der schuppige Leib eines jener Riesenwürmer reden, die hier vor der großen Flut gehaust haben mögen, und die die Phantasie jener alten Deutschen noch lebhaft erfüllten, als sie, mit Schild und Speer bewaffnet, auf Rossesrüden aus den unwirtlichen Wäldern Germaniens dem Wunderlande zuströmten, um der Herrschaft der entnervten Römer ein Ende zu machen.

Hier, wo die Gtsch in engem Felsenspalt dahinfließt, stürmte einst Otto von Wittelsbach das die „Berner Klaus“ sperrende Felsenneß der Veroneser, um für Friedrich Barbarossa den Heimweg freizumachen. Heute ragen auf den Felsen mächtige Türme und Mauerzinnen aus der Zeit der österreichischen Herrschaft, von den Italienern mit Erdwällen und in den Fels gesprengten Gräben gegen Norden gesichert.

Als der Zug aus der Klust der Chiusa in den Weingarten des Valpolicella herausstürmt, breitet sich schon Nacht über die gesegneten Gefilde. Dann geht es auf gewaltiger Brücke über die Adige und entlang an dem berühmten „Rideau“, der Fortreihe Veronas, neben Mantua der Hauptstützpunkt der heißumstrittenen, anderthalb Jahrhunderte währenden habsburgischen Herrschaft in Italien.

Den anderthalbstündigen Aufenthalt benutzte ich zu einem Gang (die Pferdebahn ist ein schmiereriger Klapperkasten) in die Stadt, wo auf dem Platz mit der Arena Diokletians und dem Reiterstandbild Victor Emanuels I. eine Militärkapelle ihre modernen Melodien in die laue Nachtlust schmetterte. —

Dann hastete der Zug weiter, vorbei an dem im Mondschein erglänzenden Gardasee, über den Mincio, Ghiese, Oglio und die Adda gen Mailand. Um Mitternacht liege ich dort im Bett und freue mich, daß aus der Salzaat Friedrich Barbaroffas eine so gastliche Stadt erstanden ist.*)

Aber zunächst gewährt meine Ungeduld kein langes Verweilen. Noch im Dunkel des folgenden Morgens saß ich wieder im Zuge, der mich durch die oberitalienische Tiefebene und über den Apennin führen sollte. Durch die von hohen Baumreihen eng umstandenen, oft unter Wasser gesehten Felder und Viehweiden, vielfach von Bewässerungsgräben durchschnitten, ging es Pavia zu. Bei der letzten Station vor Pavia schimmerten rechts durch die Baumwipfel die Giebel der berühmten Certosa (Karthause), jetzt ein Museum italienischer Kunst. Gleich jenseits durchschneidet die Bahn das Schlachtfeld, auf dem 1525 König Franz I. von Frankreich in Gefangenschaft geriet. Wie ist es möglich, daß man in solchem Parkgelände überhaupt eine Schlacht schlagen konnte, an der einige 60 000 Mann beteiligt waren! Obenein bestanden die Heere früher hauptsächlich aus Landsknechten, die Spieße von 6 m Länge führten, und aus schwer gerüsteten Rittern. Unser Staunen wächst, wenn wir lesen, daß der kaiserliche Feldherr Pescara aus der damals offeneren Gegend nordöstlich von Pavia eigens den von einer meilenlangen Mauer umgebenen, gewaltigen Park des Karthäuserklosters aufsuchte. Sehr richtig rechnete er, daß dort die Überzahl des Gegners, dessen weit überlegene Artillerie und die glänzende Tapferkeit der französischen Ritterschaft nicht vollständig zur Geltung kommen würden; mit seinen spanischen Büchschützen, die die Bäume und Büsche geschickt benutzten, gab er den Ausschlag in dem wogenden Reiterkampf, den König Franz I. vorschnell herbeigeführt hatte. Nun hielten auch die Schweizer nicht stand, und die deutschen Söldner auf französischer Seite, die geächteten „Schwarzen“, konnten dem Ansturm Georg von Frundsbergs mit seinen Landsknechten nicht widerstehen. Der französische Anspruch auf Italien war endgültig beseitigt; erst zwei und ein halbes Jahrhundert später konnten die Franzosen die Scharte von Pavia wieder ausweken. Die Namen einiger Tore geben noch heute Kunde von der Parkmauer, sonst muß sich die Bebauung und Bepflanzung wohl seit der Aufhebung des Klosters wesentlich geändert haben. Pavia selbst weist noch einen großen Teil der Befestigungen auf, die einstmalig König Franz I. dreizehnmal vergeblich zu stürmen versucht hatte; ein Graf Eitelrig von Zollern tat sich bei der Abwehr hervor. Genaueres findet man bei Jähns, Geschichte des Kriegswesens.

Die Eisenbahn überschreitet jenseits des Bahnhofes auf langer Brücke den 200 m breiten Ticino und 9 km weiter den hier durchschnittlich nicht

*) Im Winter geht der Lugszug, ohne Aufenthalt in Verona, bis Genua durch, wo er gleich nach Mitternacht eintrifft.

viel breiteren Po. Sein Spiegel liegt an dieser Stelle etwa 60 m über dem des Meeres. Die Bahn nimmt nun die Richtung von Süden nach Südwesten. Zur Linken zeigen sich jetzt die Ausläufer des Apennin, die bei Strabella bis auf 3 km an den Strom herantreten. Mit wechselndem Abstand geht es an den Bergen entlang, die zur Zeit fast trockenen Flüsse Staffora (bei Boghera), Curone, Strivia (bei Tortone) überschreitend. Die fruchtbare Gegend ist überall dicht mit Maulbeerbäumen und Weinfeldern bedeckt; vielfach zeigen sich Drähte zwischen den Ästen und Reben.

Bei Novi beginnt die alte Apenninstraße über den Hochetapaß, die etwas oberhalb der Stadt durch die genuesische Feste Gavi gesperrt wurde. Die Eisenbahn aber benutzt, östlich ausholend, das Tal des Strivia zum Aufstieg, durchbohrt dann in einem über 8 km langen Tunnel den Kamm des Gebirges und erreicht 16 km weiter den Golf von Genua in der Vorstadt San Pier d'Arena. Die Fahrt durch den Apennin ist wunderschön; wenn man dann schon von weither die Burgen und Mauerzinnen auf den Felsengraden emporragen sieht, die die berühmte Hafenstadt auf der Landseite als natürliche Festungswälle umziehen, so wird die Erwartung aufs lebhafteste angespannt, aber noch weit übertroffen, wenn man von der Höhe des Leuchtturmes die märchenhaft gelegene Stadt und den riesenhaften, schiffgefüllten Hafen überblickt, und die Augen hinaussschweifen läßt längs der wunderbaren, im Mittagssonnenschein links und rechts weithin deutlich sichtbaren Riviera, über das weite Meer, aus dessen Horizont als kleine Punkte bald hier, bald dort zahlreiche Dampfschiffe emportauschen.

An der Riviera.

Bordighera — Savona.

Nicht lange gönnte ich mir den Blick hinaus auf das Meer und ins Innere der Stadt; mich zog es gen Westen an der Küste entlang, um den ersten Siegeszug Bonapartes im einzelnen zu verfolgen. Gern hätte ich die Fahrt übers Meer gemacht! Gern hätte ich zunächst das herrliche Heimatland des großen Korsen besucht, dessen Nähe ein Duft von Myrthen- und Orangenblüten verraten soll. Gern hätte ich die Stätten besucht, an denen die Tage seiner Kindheit im Kreise einer zahlreichen Familie verfloßen sind; gern hätte ich das Land durchstreift, um dessen Vergangenheit und Zukunft sich die Träume und Pläne seiner Jünglingsjahre drehen, dieser Jahre, die er, mit Heimweh im Herzen, in Brienne und Paris verbrachte. Enthüllte sich doch in seiner Heimat zuerst die gewalttätige, kein Bedenken kennende Art des Leutnants, der seine Urlaubszeiten damit ausnuzte, um sich an den politischen Kämpfen seiner heißblütigen Landsleute zu beteiligen. Ein besonders lehrreiches Kapitel der Geschichte der Revolution ist die Behandlung

Korsikas durch Frankreich.*) Mit Gewalt wurden der Insel, die soeben erst das Joch der Genuesen abgeschüttelt hatte und sich eines väterlichen Regiments erfreute, die vermeintlichen Segnungen der Freiheit und Gleichheit aufgedrängt, die Bevölkerung bis zur Empörung getrieben. Aber der Artilleriekapitän hatte sich schon entschieden auf die französische Seite gestellt, war mit Mutter und Geschwistern nach Frankreich geflüchtet und hatte sich den Jakobinern in die Arme geworfen. Mit 24 Jahren spielte er bereits vor Toulon, dann bei der Armee von Italien als General der Artillerie eine ausschlaggebende Rolle, und damit war sein ganzes Streben an die Führung des Krieges in Italien gefesselt.

Schon um in Bonapartes Anschauung über dieses Küstenland einzudringen, um es so zu erblicken, wie sein forschendes Auge es so oft von den Bergen Korsikas und vom Schiff aus hatte liegen sehen, hätte ich gern die Fahrt von Genua übers Meer hinüber nach Nizza gemacht. Schneller als durch mühsames Suchen nach den Höhenzahlen der Karte, als das Hervorheben der Wasserscheiden und das Verfolgen der Tallinien und der Straßenzüge muß jener Anblick vom Wasser aus zum Verständnis des napoleonischen Feldzugsplanes führen. Aber leider ging gerade an diesem Wochentage kein Dampfer nach Nizza — ich mußte deshalb schon die Eisenbahn benutzen.

Im großen ganzen genommen, stellt sich die Küstenlinie als ein schräg liegendes flaches, lateinisches S dar, das sich um die etwa 150 km lange Luftlinie Genua—Nizza schwingt; näher betrachtet, reiht sich Busen an Busen und Bucht an Bucht, bald flacher, bald tiefer ins Land eingreifend. Trotzdem das Gebirge fast auf der ganzen Strecke bis dicht an das Wasser herantritt und nur stellenweise schmalen Küstenstreifen Raum läßt, finden sich große halbinselartige Vorsprünge nur nahe bei Nizza; selbst zu den kleinsten Hafenanlagen hat die Kunst nachhelfen müssen. Die Eisenbahn folgt hier größtenteils unmittelbar dem Ufer; auf der 150 km langen Strecke Genua—Vordighera, die man im Schnellzug in 4½ Stunden zurücklegt, durchbohrt die Bahn einige 60 mal die Felsen, wenn sie allzu hoch und zu weit ins Meer vorspringen.

In Vordighera angekommen, blieb mir bis zum Dunkelwerden gerade noch so viel Zeit, die herrliche Lage, die köstliche tropische Pflanzenwelt, die schöngelegenen Villen zu bewundern. In der milden Nachtlust streifte ich noch lange am Meeresufer entlang und durch die Straßen des Orts, wo sich die barfüßige Jugend noch bei elektrischem Laternenlicht mit Feuereifer dem Marmelkugelspiel hingab. Ganz romantisch liegt die eigentliche Altstadt mit ihren steilen engen Gäßchen und gegen Erdbeben gestützten Häusern hoch auf einem Fels-

*) Man lese hierüber das vortrefflich geschriebene Werk von Chuquet: *La jeunesse de Napoléon*.

vorsprung, von dessen freier unterer Stufe, wohl der Platz einer alten Befestigung, man einen köstlichen Blick auf Meer und Küste hat. Im Dunkeln schimmern die hellen Lichter von Mentone und von Monte Carlo herüber; Monaco und Nizza sind durch vorspringende Halbinseln dem Auge entzogen. Auch bei Morgenbeleuchtung ist der Blick nach Westen besonders schön, auf Monte Carlo und Mentone, rechts davon auf den mächtigen Gebirgszug, der, steil aus dem Meer aufsteigend, hier mit Gipfeln von 1300 m (also höher als der Feldberg über der Rheinebene) die Grenze zwischen Italien und Frankreich bildet; der ganze Küstenstrich, auf dem die beiden Orte Bordighera und Ventimiglia ineinander übergehen, ist von Landhäusern und Palmengärten bedeckt.

Dort drüben in Mentone brachte Bonaparte die Nacht vom 2. zum 3. April 1796 zu. Am Tage hatte er mit seinem Stabe den Weg von Nizza hierher zurückgelegt, wo er sich einige Tage der Vorbereitung des Feldzugs gewidmet hatte. Den Entschluß, den Feldzug sofort zu beginnen, hatte er schon von Paris mitgebracht, das er etwa vor drei Wochen, am 11. März, verlassen hatte. War doch das Ziel seiner glühendsten Wünsche erreicht, als er in den letzten Februar Tagen seiner Ernennung zum Oberkommandierenden über die Armee von Italien sicher war. Wie oft hatte er sich in diese Lage gedacht! Wie hatten ihn seine Träume von Sieg zu Sieg über den Apennin hinüber, durch die gesegneten Gefilde Oberitaliens bis in die Berge Tirols geführt! Immer und immer wieder hatte er seit Jahresfrist den Pariser Gewalthabern die Vorteile eines Angriffes in Italien in Rede und Schrift vorgehalten. Aber nur zeitweise hatte man ihm Einfluß auf die Leitung der Operationen gegönnt; schon war er, da er sich weigerte, gegen die Vendéer zu kämpfen, von der Liste der aktiven Generale gestrichen. Da riß ihn, acht Tage später, am 13. Thermidor (5. Oktober) ein glücklicher Schlag aus allem Glend: er hatte das Direktorium vor dem Ansturm von ganz Paris gerettet. Aus dem ärmlich gekleideten Projektenmacher und Geldspekulanten wurde ein glänzend auftretender General en chef der Armee des Innern: Paris gehorchte seinen Winken. Seine übermächtige Persönlichkeit flößte den Machthabern Besorgnis ein. Dazu kam sein intimes Verhältnis zu Josephine Beauharnais, der Freundin Barras, des „Königs der Republik“. Man bedurfte der Siege, um die Armee zu ernähren, um den Staatsbankrott zu verdecken, um das vergewaltigte Volk zu betören: „Laßt diesen jungen Feuergeist versuchen was er kann, zum wenigsten eine Zeitlang, und geht er dabei unter, nun so sind wir ihn los!“

Mit verblüffender Sicherheit übernahm der 26 jährige Feldherr sein Amt. Sein Feldzugsplan war durchaus nicht der plötzliche Geistesblitz eines Genies, er hat eine lange Vorgeschichte; er war seit Jahren aus Erfahrungen und Nachdenken allmählich erwachsen. Bonapartes Kenntnisse der Riviera beruhten keineswegs

allein auf Anschauen von weitem. Im Feldzuge von 1794, der der Eroberung von Toulon folgte, hatte er das Land genau kennen gelernt; im Frühjahr ging er von Nizza, wo er schon früher in Garnison gestanden hatte, bis nach Oneglia und zum Col di Tenda; im Sommer hatte er eine Erkundungsreise bis Genua auszuführen; im Herbst kam er, bei einem Vorstoß der Armee über den Apennin, in das Tal der östlichen Vormida bis nach Dego. 1795 in Paris in der Operationskanzlei war ihm Gelegenheit geboten, den ganzen oberitalienischen Kriegsschauplatz zu studieren; er hatte ausgezeichnete Werke über die 1744 und 1745 in den Alpen und durch die Riviera bis zum Po geführten Feldzüge zur Verfügung. Zweifellos fand er in den vorhandenen, recht guten militär-geographischen Werken genaue Angaben über die Beschaffenheit der oberitalienischen Tiefebene, über die Bedeutung der sie durchschneidenden Flußlinien; als Kommandeur der Artillerie bei der Armee von Italien hatte er selbst das Brückengerät zum Überschreiten dieser Hindernisse herrichten lassen. Fortgesetzt beschäftigte sich sein Geist mit den Ereignissen auf diesem Kriegsschauplatz; unermüdetlich war er im Entwerfen immer neuer Operationspläne zum Vordringen bis nach Tirol.

Auf den ersten Blick erscheint es höchst merkwürdig, daß das französische Heer es wagen durfte, an der Front der Piemontesen vorbei sich beinahe bis Genua hinzuziehen, um dann, mit dem Rücken gegen das Meer, die Verbindungslinie in der linken Flanke, den Feind anzugreifen. Man sollte denken, daß es den Piemontesen ein leichtes gewesen sein müßte, den Franzosen den Rückweg abzuschneiden, zumal das Meer von der englischen Flotte beherrscht war und nur durch eine Reihe von Befestigungen und wenige Kriegsfahrzeuge die Küstenschiffahrt notdürftig beschirmt werden konnte. Die Kriegsgelehrten jener Zeit, die mit Basiswinkeln und mit den Verhältniszahlen der Operationslinien rechneten, müssen allerdings einen Feldzug auf dieser Grundlage für eine Verriicktheit erklärt haben. Und kühn war er! „Soldaten! Hannibal hat die Alpen überschritten. Wir haben sie umgangen!“ rief Bonaparte triumphierend, als er siegreich in den Ebenen Piemonts stand. Wir wissen tatsächlich sehr wenig von der wunderbaren Tat Hannibals; wo er eigentlich die Alpen überschritt, ist durchaus zweifelhaft. Aber das können wir als sicher annehmen, daß für ihn triftige Gründe vorlagen, nicht an der Riviera entlang zu marschieren. Die Römer beherrschten das Meer, hielten die längs der Küste führende Heerstraße mit zahlreichen Befestigungen gesperrt, und waren bereit, ihn hier mit einer Heeresmacht zu empfangen. Es bedurfte des Wagnisses eines Alpenübergangs um überhaupt nach Italien zu kommen. Als Vorübung hatte Hannibal vorher die Pyrenäen überschritten. Dagegen hatte seitdem schon manches Heer den bequemeren Weg längs des Meeres vorgezogen, wenn er ihm offen stand. König Franz I. von Frankreich war hier mehrfach ein- und ausgegangen.

Es war erst etwas über 50 Jahre her, daß eine französische Armee unter Marschall Maillebois auf dieser Straße den italienischen Boden betreten und — besiegt wieder verlassen hatte. Es ist dies derselbe Feldherr, als dessen Nachahmer Napoleon lächerlicher Weise hingestellt worden ist. Solch gewaltsamer Erklärungen bedarf die erste große Feldherrntat Bonapartes nicht; sie ist ganz natürlich aus den Verhältnissen erwachsen. Seit Beginn der Revolution hatte man allerdings schon die verschiedensten Anstrengungen gemacht, über die Alpen selbst hinüber in Italien einzudringen. Aber dies hatte seinen einfachen Grund darin, daß man den Piemontesen Savoyen und Nizza abgenommen und diesen Besitz gegen das Haus Savoyen, das in Turin residierte, zu verteidigen hatte; erst als sich die Notwendigkeit herausstellte, mit Waffengewalt Piemont zum Friedensschluß zu zwingen, taufte man die bisherige War-Armee in „Armee von Italien“ um; aber immer noch mußten die Vorstöße über die Alpenpässe hinaus geführt werden, weil die Riviera im Besitz der neutralen Republik Venedig war. Erst als rücksichtslose Demagogen, wie die Gebrüder Robespierre, die Leitung der Operationen in die Hand nahmen, trat man die Rechte der Neutralen mit Füßen. Zunächst 1794 ging man über genuesische Boden längs der Küste in das piemontesische Dneglia vor, um von dort die starken Stellungen des Feindes an der Tendastraße zu umgehen. Dann im Herbst 1794, als sich die Österreicher den Sarden angeschlossen, durchzogen die Franzosen das genuesische Gebiet bis gegen Savona hin, um durch die Pässe über den Vormidaquellen in das Tal der östlichen Vormida vorzustoßen. Von da ab machten sich beide Parteien kein Gewissen mehr daraus, auf neutralem Boden Krieg zu führen. Die Franzosen hielten im Sommer 1795 den Österreichern in der starken Stellung in der Riviera bei Loano stand und drangen im Herbst wieder bis Savona vor.

Daß man aus dieser Aufstellung den Apennin am bequemsten in der Gegend von Savona überschritt, lag offen zutage, auch andere als Bonaparte sprachen das aus; ja, man konnte es nur dort tun, wollte man nicht vorher bis zum Tenda zurückweichen oder sich mit ungeschützter Flanke längs des Meeres bis zur Bocchetta bei Genua ausdehnen. Aber es ist zweifellos Bonapartes Verdienst, diese Verhältnisse immer von neuem betont zu haben. Die Alpen boten damals dem Überschreiten durch ein Heer ein noch viel schwierigeres Hindernis als heutzutage. Die Pässe vom Simplon bis ausschließlich Tenda liegen alle auf rund 2000 m Höhe und darüber, sie waren also nur in den Sommermonaten schneefrei; keiner von ihnen war für Fuhrwerk hergerichtet. Auch der Tendapass liegt noch 1870 m hoch; jetzt sind zwei Tunnels durch den Tenda gebrochen, einer für eine Fahrstraße auf etwa 1300 m Höhe, etwa 3 km lang, einer für die Eisenbahn (die vorläufig auf der Südseite endigt) auf rund 900 m Höhe über 8 km lang. Seit 1788 war die Straße, die Turin mit Nizza verbindet, fahrbar her-

gestellt und in den letzten Kriegsjahren vielfach benutzt worden. Nach dem strengen Winter und schneereichen März 1796 war der Paß aber noch schlecht benutzbar, namentlich da Befestigungen ihn sperrten und die Berge rechts und links schwierig zu überschreiten sind. Auch die Bergzüge, die sich in der Gegend des Tenda vom Hauptkamm nach Norden abzweigen, haben durchaus noch die Eigenschaften des Hochgebirges. Sie bilden eine 20 km breite Zone, die die Ebene von Piemont südlich begrenzt.

Längs der Tendastrafe, bis gegen Nizza zurück, standen 1796 einige tausend Mann der Armee von Italien; andere Abteilungen hüteten noch weiter westlich die Pässe, die aus dem Var- und Tineatal über die Seealpen nach Piemont ins Sturatal führen.

Östlich vom Tendapaß erheben sich die Alpen über den Quellen des Tanaro noch einmal kräftig zu einem 2600 m hohen Gebirgsstock, von dem aus sie sich in zwei Hauptzüge gabeln; der höhere, mit Gipfeln über 2000 m, setzt den bisherigen Bogen zunächst nach Osten fort; dann allmählich nach Norden umbiegend, geht er in ein schluchtenreiches Bergland über, dessen Nordfuß der Tanaro bei seinem Austritt in die piemontesische Ebene bespült. Die Eigenschaft als Wasserscheide zwischen dem Pogebiet und den Küstenflüssen übernimmt der andere, niedrigere Hauptkamm, der nach Süden ausholend, in weitem Bogen den mächtigen Felsenkessel mit den Tanaroquellen umzieht. Die Kammlinie nähert sich auf diese Weise dem Meere, von dem sie bisher 40 km entfernt war, auf etwa 30 km. Zur Küste senden die Alpen hier zwei Arme, die mit ihren Nebenarmen und Fingern wie baufähige Quasten bis ans Wasser stoßen; auf der Strecke Ventimiglia—Bordighera—Dneglia—Albenga füllen sie den unteren Bogen jenes lateinischen S der Küstenlinie aus. Ihre Gipfel stufen sich von 2000 m allmählich zu 1500 und 1000 m ab; noch unweit vom Ufer zeigen sie Höhen von 600 m und darüber.

Auf den Vorsprüngen ins Meer, namentlich an den verschiedenen kleinen Häfen und südlich Albenga, auf der Felseninsel Gallinaria, liegen uralte Befestigungen, die schon gegen Normannen und Sarazenen gedient haben mögen; sie waren zum Schutz der Küstenschiffahrt gegen die englische Schiffsartillerie und die piemontesischen Kaperschiffe wieder hergerichtet und mit Geschützen versehen worden.

Nach Abgabe dieser kräftigen Zweige sinkt der Stamm des Gebirges sogleich um die Hälfte seiner Höhe zu Durchschnittserhebungen von 1000 m herunter; mit Recht legt man deshalb den Anfang des Apennin hierher, anstatt nach Savona, wie manche Geographen dies tun. An Stelle der fahlen, zerklüfteten Felsköpfe trägt der Gebirgszug von nun ab bis auf seinen Scheitel Wohnstätten und Waldungen; Wege laufen nicht nur quer hinüber, sondern auch auf seinem Rücken entlang; nur wenige Gipfel ragen noch über 1200 m empor, während die Pässe meist auf 900 m liegen.

Der erste Paß im Apennin ist der Navapaß, über den die Straßen von Oneglia und von Albenga ins Tanarotal nach Ceva führen. Die Straße Oneglia—Ceva bewachte die Division Serurier.

Nach Oneglia begab sich Bonaparte am 3. April 1796. Was an Truppen der Küstenbesatzungen selbbrauchbar schien, hatte er zur Front in Marsch gesetzt. Die ganze Reiterei der Armee von Italien hatte den Winter in der Provence, bis jenseits der Rhone, zugebracht; jetzt wurde sie eiligst vorgeholt, um der Infanterie über den Apennin sogleich folgen zu können.

So wird in den ersten Apriltagen 1796 die Uferstraße ein lebhaftes Bild geboten haben. Die schönen Kunstbauten der Römer waren längst verfallen; wo die Vorgebirge das Fortkommen am Ufer entlang verwehrten, mußte der Weg über die Berge genommen werden. Die Straße wird als schrecklich geschildert; zwischen Felswand und Absturz zum Meer habe die Reiterei zu einem marschieren müssen. Die angeschwollenen Berggewässer hatten im Frühjahr die spärlichen Brücken fortgerissen und wochenlang den Verkehr gesperrt. Wenn der Wind günstig war, kam man damals am schnellsten zur See von Nizza nach Savona oder Genua; auch die schwere Artillerie mußte so befördert werden.

Für mich, der ich, am dritten Morgen meiner Italienfahrt, von Bordighera auf der herrlichen, vorzüglich gehaltenen Straße nach Osten wanderte, war der Marsch längs des leicht bewegten Meeres ein Hochgenuß. Die Palmen an den unteren Hängen, hier und da Feigenbüsche und allerlei duftende Blumen am Wege; weiter oben Olivenwaldungen; dann unten die schäumenden Wellen des Meeres; der weite Blick darüber hinaus, die herrliche, frühlingsartige Luft, — alles lud zum Verweilen ein. Auch San Remo, das ich nach zweistündigem Marsch erreichte, mit seinen gutgepflegten Promenaden, mit seinen großartigen Gasthöfen, mit seiner herrlichen Umgebung, fesselt den Wanderer. Ich aber fand nur noch Zeit, den winzigen, schiffsleeren Hafen mit dem wunderlichen kleinen Fort aus altgenuesischer Zeit, das jetzt eine Strafanstalt ist, zu betrachten; dann führte mich der Mittagzug weiter. Aber auch die Eisenbahnfahrt ist ein Vergnügen; man weiß kaum, wohin man seine Blicke wenden soll, nach rechts auf die im Sonnenschein flimmernde See, oder links an den Berghängen in die Höhe, in die engen, romantischen Täler, die von freundlichen Ortschaften gefüllt, auf die Bergtuppen und Vorgebirge, die von alten Befestigungen gekrönt sind.

In Oneglia fand sich wahrscheinlich General Serurier bei Bonaparte ein, um ihn zu begrüßen. Als ältester General, der fast doppelt so alt als sein neuer Oberbefehlshaber war und der seit seinem 17. Lebensjahr im Heere diente, gab er damit seinen jüngeren Kameraden das Beispiel der Selbstlosigkeit und willigen Unterordnung. Seine Division zählte etwa 7000 Mann: ihre Vorposten standen den Piemontesen im Tanarotal, südlich von Ceva, unmittelbar gegenüber. Im Winter hatte diese Division unter dem allgemein

herrschenden Mangel ganz besonders gelitten; nur das hingebende Beispiel Seruriers und das Eintreten der besseren Jahreszeit hatte sie von offenem Aufruhr abgehalten.

Bonaparte war, seit der Übernahme des Kommandos, eifrig bemüht, Geldzahlung und Verpflegung zu ordnen und für regelmäßigen Nachschub an Lebensmitteln zu sorgen, deren Ausmaße gleichzeitig für Mann und Pferd erhöht wurden. Der sehr mangelhafte Troß sollte durch Aushebung von Maultieren ergänzt werden; auch die Bespannung der Artillerie fehlte beinahe gänzlich.

Das Maultier ist an der Riviera das ausschließliche Zugtier; die zweirädrigen Karren sind je nach der Last mit einem, zwei oder mehr Tieren voreinander bespannt; an der Spitze des Zuges sieht man häufig ein kleines Pferdchen. Die Maultiere sind teilweise von großer Stärke; auch als Lasttiere auf den Gebirgspfaden sind sie, wegen ihrer Sicherheit, Kraft und Ausdauer bei großer Genügsamkeit unschätzbar.

Die Meldungen über den Stand der Truppen hatte sich Bonaparte nach Albenga bestellt; dorthin begab er sich am 4. April 1796; das Hauptquartier richtete sich hier zu längerem Bleiben ein. Albenga liegt in einer kleinen Küstenebene, ziemlich genau auf halbem Wege zwischen Nizza und Genua. Von dort gehen zwei Straßen ins Tanarotal hinüber, eine über den Navapaß, eine zweite über den Sankt Bernhardpaß nach Gareffio, da wo der Tanaro die Richtung nach Norden nimmt. Beide Straßen waren damals nur für die landesüblichen Karren befahrbar.

Nähe dem Sankt Bernhardpaß teilt sich der Apennin in zwei Äste; der eine zieht als Wasserscheide zwischen Tanaro und westlicher Vormida nach Norden und füllt in mehreren langgestreckten Zungen („Le Langhe“ nennt sich auch die Gegend) den breiter werdenden Raum zwischen beiden Flüssen aus bis diese sich bei Alessandria vereinigen. Der andere, der Hauptast, macht zuerst einen starken Bogen um die Quellen der westlichen Vormida herum dem Meere zu, dem er hier auf 9 km nahe kommt; dann aber folgt er dem Ufer, ihm fast gleichlaufend, auf nicht viel größeren Abstand bis in die Gegend von Genua, nun zum Rückgrat der Halbinsel anwachsend.

Zum Meere entsendet der Apennin auf dieser Strecke zahlreiche Rücken und Höhenzüge, die meist schroff bis unmittelbar an die Küste herantreten. Nördlich von Albenga zieht zunächst der Rücken von Borghetto; er trennt den Küstenstrich von Loano von der Ebene von Albenga. Dieser bis zu 800 m aufsteigende Querriegel bildete die Stellung, an der im Vorjahr der Vorstoß der Österreicher abgeprallt war; daraus hervorbrechend, hatte General Scherer den Sieg von Loano errungen, der die Österreicher zum Zurückgehen über den Apennin veranlaßt hatte. Die Weigerung Scherers, den Erfolg auszunutzen, seine beständigen Forderungen von Verstärkungen, Geld, Lebensmitteln, Bekleidung und Fuhrwerk, als Vorbedingung jedes Vorgehens

hatte das Direktorium schließlich mit der Übertragung des Oberbefehls an Bonaparte beantwortet, der sich erbot, alles dies zu schaffen, ohne der leeren Staatskasse zur Last zu fallen.

Von Albenga aus beauftragte Bonaparte die in Loano liegenden Teile der Division Augereau. Nach der Revue versammelte er die Offiziere und Unteroffiziere und sprach ihnen seine Zufriedenheit aus: er sei überzeugt, daß er ein gleiches Lob allen seinen tapferen Waffengefährten spenden könne, deren Los zu verbessern er unablässig beschäftigt sei. Ein Tagesbefehl verkündete dies der ganzen Armee, der er dabei die Anerkennung des Direktoriums für ihre bisherigen Taten übermittelte. Nach Paris aber berichtete er gleichzeitig, er habe die Armee nicht allein entblößt von allem, sondern auch in einem Zustand fortgesetzter Zuchtlosigkeit und voller royalistischer Umtriebe gefunden. Tatsächlich hatte es im Winter auch bei dieser Division, wie es Augereaus Berichte dartun, übel ausgesehen (siehe Fabry: „L'armée d'Italie“).

Die ganze Kunst seiner Menschenbehandlung bewährte der junge Obergeneral in der Art, wie er sich zu seinen Generalen stellte. Serurier, der schon den Abschied nehmen wollte, hat anscheinend er bestimmt, zu bleiben. Augereau und Massena waren zweifellos von der Unterstellung unter ihn, den bedeutend Jüngeren, wenig erbaut; tatsächlich hatte Massena Schritte getan, um anderswo verwandt zu werden. Aber zu offenem Widerstand kam es nicht. „Von dem Augenblick, wo er das Kommando übernahm“, berichtet Marmont, sein damaliger Adjutant, „zeigte Bonaparte in seinem Auftreten eine Überlegenheit, die aller Welt Eindruck machte; aus seinem Blick, seiner Art zu sprechen, trat der Herr und Meister hervor; die blödesten Augen erkannten, er werde sich Gehorsam zu verschaffen wissen. Gleichgestellte gab es von jetzt ab nicht mehr für ihn.“

Schon von Nizza aus hatte Bonaparte Marmont vorausgeschickt, um durch ihn über die Lage bei der sogenannten Avantgarde, den Divisionen Meynier und Laharpe unter Massena, unterrichtet zu werden.

Hat man bei Albenga zum erstenmal einige Kilometer landeinwärts sehen und bei Loano und dem benachbarten Pietra doch wenigstens noch die nächsten Höhen überblicken können, so gestatten von Finale ab die steil ins Meer vorspringenden Felsrücken nur noch von Zeit zu Zeit den Einblick in die schluchtartigen Täler des Apennin. Von Finale führte schon 1796 eine fahrbare Straße über den Melognopass einerseits in das Westbormidatal, andererseits von diesem Paß auf dem Kamm des Gebirges entlang auch in die Täler der beiden Quellflüsse der Ostbormida. Außerdem führte zu dem östlichsten dieser Flußtäler, unmittelbar von Finale aus, ein brauchbarer Weg über den Apennin. Diese Übergänge, Pässe kann man sie kaum nennen, bewachten einige Bataillone der Division Meynier; in den Schanzen auf den

Höhen befanden sich einige leichte Geschütze. In Finale selbst lag ein Teil der Artillerie der Armee, deren Rest sich in Savona befand.

Nach Savona war auch der Rest der Division Meynier vorgezogen; die dazwischen liegenden alten Befestigungen am Meer, Noli und Spotorno, hielten Kompagnien überzähliger Unteroffiziere besetzt.

Um noch etwas Natur zu genießen, machte ich die letzte Strecke vor Savona wieder zu Fuß. Ich wanderte auf der in den Fels gesprengten Küstenstraße um den Rücken herum, der die Befestigungen von San Stefano trägt; an der ins Meer vortretenden Spitze ragt ein Leuchtturm empor, ein kleiner Hafendamm ist ins Wasser gebaut; außer einigen Barken, die hier Steine luden, erblickte ich aber in diesem sogenannten Hafen von Bado nur ein altes Wrack, das die Wiederherstellung nicht lohnt.

Herrlich aber ist der Blick, der sich über das Wasser hinüber eröffnet, entlang der stark zurückgebogenen, sanft ansteigenden Küste nach dem 6 km in der Luftlinie entfernten Savona. Hier hat man nun auch endlich einmal einen Blick auf den Kamm des Apennin, links mit dem Baraccone (821 m) beginnend, den die französischen Vorposten 1796 besetzt hielten; die nach rechts folgende breite Einsattelung, über die die Straße von Savona ins Vormidatal führt, die Bocchetta von Altare mit dem Sperrfort, ist teilweise durch einen vorliegenden Höhenrücken verdeckt; jenseits aber ragt der breite Monte San Giorgio (840 m) empor, an dessen Nordhang Montenotte liegt. Eine Stufe dieses Berges nach Savona zu bildet der Monte Regino, dessen heldenmütige Verteidigung den ersten Feldzug Bonapartes einleitete. Über Savona hinüber errät man an der Einsenkung des Gebirgskamms den Sattel (522 m), über den der Weg von Savona über Stella nach Saffello im Errotal führt. Weiter rechts türmen sich die Berge wieder bis zu 1200 und 1300 m auf. Im Nordosten, in weiter Ferne, am tiefsten in dem großen Bogen des Golfs von Genua, vermutet man Voltri; rechts davon kann man bei guter Beleuchtung das 40 km entfernte Genua, mit dem Diadem seiner alten stolzen Befestigungen, deutlich liegen sehen; dahinter verschwimmt die Küste des italienischen Stiefels und die langgestreckte Kette des Apennin.

Die ganze Küste ist mit blinkenden Ortschaften wie mit einer Perlenkette umzogen; weit hinauf auf die Berge ziehen sich Weiler und Landhäuser unter Obst- und Olivenbäumen, an die sich Kastanienwäldchen meist bis zum Gipfel der Berge anschließen. Savona, mit einer Anzahl schwarz rauchender Essen, bildet das weniger schöne Mittelstück jener Kette, war aber für meine ermüdeten Beine und den hungrigen Magen trotzdem ein kräftiger Anziehungspunkt.

Obgleich nur 20 000 Einwohner zählend, hat der Ort einen beinahe großstädtischen Anstrich; neben meinem Gasthaus liegt ein Theater mit stattlichem, künstlerisch geschmücktem Giebel. Das beste Viertel hat breite geradlinige, sich rechtwinklig kreuzende Straßen, deren mächtige Häuser ihre hohen

Wandelhallen für den Verkehr hergeben. Die alte Stadt am Hafen zeigt enge, aber sauber gehaltene Gassen. Der Hafen liegt gedrängt voller Schiffe; stattliche alte Türme zeugen von der einstigen Bedeutung der Stadt. Ein altes Fort, das den Hafen bewachte — jetzt beherbergt es Sträflinge — war auch schon 1796 das einzige Überbleibsel früherer Wehrhaftigkeit.

Savona galt den Franzosen als bevorzugtes Winterquartier. Massena, dessen Standort eigentlich Finale war, entschuldigt sich seinen dortigen Kameraden gegenüber, daß er so lange in dem allerdings recht angenehmen Savona bleibe; sobald es aber der Dienst erlaube, werde er zu ihnen nach seinem „Belvedere“ von Finale zurückkehren, um ihr Billardspiel zu visitieren.

Um auf die Regierung von Genua einen Druck zur Hergabe einer Anleihe auszuüben, hatte man in den letzten Märztagen eine Halbbrigade nach Voltri vorgeschoben und drohte mit weiterem Vorrücken in größerer Stärke. Durch den Wechsel des Oberkommandierenden war es aber zunächst bei diesem Schritt geblieben; man fühlte, wie gefährlich er war; konnte man doch kaum die Maultiere für die mitgegebenen wenigen Geschütze zusammenbringen. Als Bonaparte von diesem Vorgehen auf Voltri erfuhr, zeigte er sich zuerst sehr ungehalten; man scheuche dadurch die Österreicher aus ihren Winterquartieren auf und werde die Piemontesen nicht mehr allein überraschend angreifen können.

Seine Anschauungen über die Eröffnung des Feldzuges sind in einer Denkschrift vom Januar 1796 niedergelegt. „Den Österreichern und Piemontesen, zusammengenommen, ist die Armee von Italien nicht gewachsen. Sind die Piemontesen aber noch bei Ceva allein, so muß man längs des Tanaro und auf den Höhen östlich davon auf sie losgehen und sie schlagen. Sollten die Österreicher aber zu den Piemontesen in die Gegend von Ceva vorgekommen sein, so muß man zum Schein längs der östlichen Vormida zwei Märsche nach der Lombardei hin machen; sofort werden die Österreicher, zum Schutz ihrer Verbindungen nach Norden abrüden, wodurch man die Zeit gewinnt, die Piemontesen allein zu schlagen.“ So etwa lautete sein Plan. Man sieht also, der jugendliche Feldherr rechnete auf die Macht des Manövers; ob er seinen damaligen Feinden gegenüber dazu berechtigt war, ist durchaus nicht so zweifellos, wie man es vielfach hinzustellen beliebt; wenn die vereinten, weit überlegenen Gegner auf den Umgehenden losgingen und ihn mit verwandter Front zum Schlagen zwangen, so war wohl kaum eine Aussicht auf ein Entkommen. Zum Glück wurde Bonaparte bei seinem ersten Auftreten auf der Kriegsbühne auf keine so harte Probe gestellt: die Österreicher waren zu Ende März noch in einer Linie von etwa 400 km bataillonsweise auseinandergezogen, im Tal der östlichen Vormida und des unteren Tanaro, bis nach Mailand hin und am Po entlang bis Cremona zurück.

Es galt also zunächst nur auszuführen, was er für leicht hielt: die Piemontesen bei Ceva schlagen! So lautete auch die Anweisung, die das Direktorium dem General mit auf den Weg gegeben hatte und die anscheinend nach dessen eigenen Wünschen aufgesetzt worden war. Bonaparte hatte auch zunächst die Absicht, den Hauptstoß gegen die Piemontesen am Tanaro entlang zu führen; deshalb nahm er sein Hauptquartier in Albenga, deshalb lag ihm besonders an der Füllung von Magazinen an den Straßen dorthin, deshalb berief er die Truppen aus Voltri zurück und ließ einen Teil der nach Savona nachgerückten Truppen der Division Meynier wieder nach Finale umkehren. Nachdem er aber erfahren hatte, daß die Österreicher auf Genua zu vorrückten, widerrief er seinen Befehl, die Truppen aus Voltri heranzuholen, und ließ sogar Gerüchte ausprengen, es würden bald größere Kräfte folgen; jedoch soll die Besatzung von Voltri sich sofort zurückziehen, wenn sie ernstlich angegriffen würde; für ihre Aufnahme wurde gesorgt. Im übrigen aber hielt Bonaparte noch an seiner Absicht fest, zuerst die Piemontesen anzugreifen; die Besitznahme einer Stellung auf den Höhen des rechten Tanaroufers sieht er als eine günstige Vorbereitung des Angriffs in der Richtung auf Ceva an. Am 9. April 1796 wollte er sich selbst ins Tanarotal begeben; ich glaube nicht, daß es sich nur um eine kurze Besichtigungsreise handelte, wie Kuhl („Krieg von 1796“) annimmt; dazu war die Lage schon zu gespannt. Auch Bouvier: „Bonaparte en Italie“ ist dieser Meinung.

Da veranlaßten ihn „unvorhergesehene Bewegungen“ des Feindes, diese Absicht aufzuziehen und sich für seine Person nach Savona zu begeben. Massena hatte nämlich gemeldet, daß starke österreichische Kolonnen im Vormidatal und östlich davon auf Saffello vorrückten. Es galt, erst hier klarer zu sehen. Trotzdem es bei Voltri schon zu kleinen Scharmügelzeln gekommen war, ließ er, gegen die Vorstellungen der Generale, die Truppen, etwa 5000 Mann, immer noch dort; auch bei Savona wurde nichts geändert, das Hauptquartier blieb selbst am 10. noch in Albenga.

Bei Savona standen die französischen Kräfte folgendermaßen verteilt: 3000 bis 4000 Mann an der Hauptstraße ins Vormidatal, mit der Hauptmasse bei Cadibona, 9 km von Savona, die Vorposten 2 km weiter an die Paßhöhe oberhalb Altare und rechts und links auf die Berggruppen vorgehoben; dort waren Verschanzungen angelegt. Rechts schlossen sich auf den Höhen von Montenotte Vorposten an, deren Gros, etwa 2000 Mann, in Madonna di Savona (jetzt Santuario), 6 km von Savona, stand. Auch hier waren die Stellungen auf den Höhen durch Befestigungen verstärkt; Finale sollten das schnelle Herbeieilen der Verstärkungen nach den vorderen Linien sichern. In Savona selbst können sich kaum 1500 Mann befunden haben; Massena verfügte hier also über etwa 7000 Mann, die auf Genua vorgeschobenen Truppen eingerechnet über 12 000 Mann.

Am 11. April warfen einige österreichische Bataillone die französischen Vorposten bei Montenotte zurück; den von Madonna herbeigeeilten Verstärkungen gelang es jedoch, die Verschanzungen auf dem Monte Legino zu halten; die Verbindung mit Voltri war aufs äußerste bedroht. Aber nachmittags traf die Meldung ein, daß die Franzosen dort Tags vorher von überlegenen Kräften angegriffen worden und dann in der Nacht gegen Savona zurückgegangen seien. Jetzt war es die höchste Zeit zu handeln, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, in Savona von Norden und Osten gleichzeitig angegriffen zu werden. Bonaparte warf seinen Plan um; nicht mehr den Piemontesen, sondern den ihm dicht gegenüberstehenden Österreichern mußte der erste Schlag gelten.

Serurier wurde angewiesen, die Piemontesen durch Scheinbewegungen zu beunruhigen und festzuhalten, ohne indes seine Truppen einer Gefahr auszusetzen. Im übrigen suchte Bonaparte möglichst viel Kräfte gegen den bei Montenotte befindlichen Feind und den im Vormidatal im Anmarsch vermuteten zusammenzubringen. Noch in der Nacht wurden die an der Küste befindlichen Truppen zum Monte Legino hinaufgeschickt; Massena aber sollte mit den Truppen auf den Höhen von Altare—Cadibona nach rechts den Angreifern bei Montenotte in den Rücken gehen. Die Truppen bei Finale und die Division Augereau von Pietra aus, im ganzen etwa 10 000 Mann, wurden in der Richtung auf Altare—Carcare, jenseits des Passes, in Marsch gesetzt, um Massena an der Vormidastraße den Rücken zu decken. Augereau, der auf schlechten Wegen mindestens einen 30 km langen Gebirgsmarsch vor sich hatte, sollte schon vor Mitternacht einen Teil dieser Strecke zurücklegen.

In den ersten Stunden des 12. April 1796, in einer regnerischen Nacht, ritt Bonaparte, von seinem Generalstabschef Berthier und dem Vertreter der Regierung Saliceti begleitet, von Savona aus auf der großen Straße nach der Paßhöhe von Altare, zu seinem ersten Waffengang als Feldherr. Ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, besonders aber in der Geschichte der Kriegskunst wurde hiermit eingeleitet.

Im Apennin.

Montenotte—Millesimo—Dego—Mondovi.

So sehr ich mich in Gedanken in die Lage Bonapartes zu versetzen strebte, so war ich doch recht dankbar, daß mir der Himmel einen herrlichen Herbstmorgen schenkte, als ich an meinem vierten Reisetag die schöne Staatsstraße hinaufwanderte, die von Savona nach Piemont hinüberführt. Am Ende der Vorstadt überschreitet sie das Flüsschen, das aus dem Talkessel von Santuario herunterkommt und folgt einem schmalen Nebental, in dem sie in ziemlich gleichmäßiger Steigung den Rücken von Cadibona gewinnt; auf diesem entlang

führt sie zu der Paßbefestigung (495 m über dem Meer) hinauf und unter dieser hindurch in einem mehrere hundert Meter langem Bohrloch auf die Nordseite des Apennin. Dicht darunter liegt das Dorf Altare im schmalen Tal hingezogen; bald jenseits überschreitet man den unbedeutenden rechten Quellfluß der Ostbormida; über den anderen, etwas kräftigeren Quellfluß führt die Straße auf zweibogiger Brücke in Carcare, einem Flecken, der 5 km jenseits des Passes und nur 140 m tiefer liegt. Die Häuser drängen sich zum Teil zu ein paar Gassen zusammen, zum Teil liegen sie ringsum zerstreut in Gärten, unter deren Bäumen die Dächer und Türmchen beinahe ganz verschwinden. Hier schlug Bonaparte sein Hauptquartier am 12. April 1796 nach dem Gefecht auf und blieb vier Nächte da, ehe er sich den Piemontesen zuwenden konnte. Carcares Wichtigkeit liegt darin, daß sich hier die Straße gabelt; links, nach Westen, führt die Straße nach Ceva zunächst über einen Berggrüden, auf dem, 5 km von Carcare, Cofferia liegt; nach 7 km erreicht sie Millesimo an der Westbormida. Gradeaus nach Norden führt die Straße im Tal der Ostbormida nach Acqui und Alessandria. 1 km von Carcare liegt, am Zusammenfluß der beiden Ostbormiden, San Giuseppe, der Eisenbahngabelpunkt Savona—Turin, Savona—Alessandria. 3 km weiter liegt das Städtchen Cairo, 7 km dahinter, ebenfalls an der Ostbormida, Dego.

Nach einem ländlichen guten Mahl im Wirtshaus am Bahnhof durchstreifte ich die Umgebung, um einen Überblick über diesen in der Strategie berühmten Fleck Erde zu gewinnen. Die vielen Hügel und Wellen, die mit Obstbäumen überfät sind, erschweren dies aber sehr; auch ist die Bewegung durch scharf eingerissene Bachtäler behindert. Übrigens ist die Landschaft hier sehr verschieden vom Südhange des Apennins. Schon bald unter dem Kamm beginnen Ackerfelder; an den Bächen ziehen sich Wiesenstreifen hin, auf denen Vieh weidet. Anstatt der häßlichen Maultiere sieht man wieder Pferde eines ganz guten Schlages vor den Fuhrwerken; auch der Menschenschlag ist angenehmer.

Von Carcare wieder zum Apennin hinaufsteigend, verließ ich bald nach links die große Straße mit der Absicht, auf dem Gebirgskamm entlang die Höhen von Montenotte zu erreichen und über den Monte Regino und Santuario nach Savona zurückzukehren. Nach etwa einer Stunde stand ich oben auf der Wasserscheide und als ich mich nach Westen umwandte, konnte ich einen bewundernden Ausruf nicht zurückhalten: in seiner ganzen großartigen Pracht ragte dort in der Ferne ein mächtiger Schneeberg empor, der aus der allgemeinen Kette der Alpen weit gegen die piemontesische Ebene vorspringende Mont Viso, an dem der Po entspringt; im übrigen war die Linie der Alpen nur stellenweise zu sehen. Noch auf Sankt Helena entsann sich Napoleon voll Begeisterung des überwältigenden Eindrucks, den der Blick von diesen Höhen damals auf ihn gemacht hatte: die Alpenkette, das gesegnete Piemont zu seinen Füßen umspannend!

Ich stand hier an jener Stelle, von der aus Bonaparte wahrscheinlich den Gang des Gefechts von Montenotte beobachtet hatte. In der Nähe liegen einige Hütten unter Bäumen versteckt, weiterhin bedeckt ringsum nur Kastanienbuschwerk von reichlich Mannshöhe die Kuppen und Schluchten; nur im Süden tritt jetzt auf dem Gebirgskamm als hochwillkommenes Mittel zum Zurechtfinden das Sperrfort Altare hervor, das sich durch eine große flatternde Fahne verrät. Im Nordosten hebt sich der Kamm allmählich in der Richtung auf Montenotte, Gehöftgruppen, die sich in der von da nach Norden führenden Schlucht verstecken; rechts daneben, 7 km von meinem Standpunkt entfernt, türmt sich der Gipfel des Santt Giorgio noch 200 m über Montenotte, ebenfalls mit Buschwerk völlig überzogen. Weiter rechts, nach Savona zu, fällt der Berg in mehreren Stufen als langgestreckter Rücken ab und zeigt hier kahle Felsgrade; dort lag die Leginoschanze; sonst bräunlich gefärbtes Laub ringsum. Nach der Karte sind die ganzen Hänge mit kleinen Gehöften besät; aber wie man auch späht, alles scheint ein Blättermeer, das die nach Norden ziehenden Höhenrücken und den schluchtenreichen Talfessel nach Süden hin bedeckt.

Am Morgen des 12. April 1796 hatten zuerst Nebel und Regen den Überblick verhindert; erst im Laufe des Vormittags drang die Sonne durch. Bonaparte mag mit großer Spannung den Schall des Gefechts verfolgt haben, der von den Höhen von Montenotte zu ihm herüberdrang. Mit noch größerer Ungeduld wird er nach Carcare und Altare hin gesehen haben; sollten doch in Altare seit gestern Abend französische Truppen sein, andere um 8 Uhr bei Carcare eintreffen und Augereau hätte am Vormittag bei San Giuseppe sein sollen. Er hatte sich Meldungen nach Altare bestellt, aber jede Nachricht blieb aus; bei San Giuseppe wurde der Feind gemeldet. Und mußte nicht jeden Augenblick das Vorgehen feindlicher Kolonnen auf der Hauptstraße erwartet werden? War anzunehmen, daß der Feind nur vereinzelt in den Bergen vorgegangen war? Kam hier der Feind, dann war Massena in den Rücken gefaßt und der ganze Erfolg in Frage gestellt. Aber Stunde auf Stunde verging — bei Carcare blieb alles still; kein Freund, zum Glück auch kein Feind erschien. Da langten die günstigen Nachrichten vom Gefechtsfeld an, und Bonaparte scheint nun dorthin geritten zu sein.

Auch ich machte mich auf den Weg, denn die Sonne senkte sich schon bedenklich am Himmel; mein Pfad schlängelte sich am Hang entlang immer im Kastaniengebüsch weiter; kein Haus, keine Spur der Eisenbahn, keine Menschenseele ist zu entdecken. Allmählich beschleicht mich die Sorge, in dieser Wildnis von der Dunkelheit überrascht zu werden; mit schwerem Herzen mache ich endlich kehrt: Montenotte und Monte Legino sollte ich nicht sehen! Ich kann mich aber darüber mit Bonaparte selbst trösten, der zwar damals am Abend schrieb: „Ich komme soeben vom Schlachtfeld; überall sah ich Gefangene und viele Gefallene“; in Wirklichkeit aber sah er wahrscheinlich nur

wenig von diesen Dingen — ihm war es gegangen wie jetzt mir: er hatte sich verirrt! Laharpe und Massena hatten das Werk allein vollführt! Der Feind, der sechs Bataillone ins Gefecht brachte, hatte etwa 1500 Mann verloren und befand sich in voller Auflösung im Rückzug nach Norden. Trotz seines geringen Anteils an der Gefechtsführung konnte Bonaparte als Kaiser die Zumutung, sich einen Stammbaum anfertigen zu lassen, der seine Abstammung von den Herzögen von Bologna nachweisen sollte, mit Recht mit den Worten abweisen: „Mein Adelsbrief datiert von Montenotte.“

Als Bonaparte nach Carcare hinunterritt, fand er es noch immer von eigenen Truppen entblößt. Massena wurde an die große Straße zurückgerufen, Laharpe sollte allein die Verfolgung übernehmen; endlich fanden sich auch Augereaus und Meyniers Truppen bei Carcare ein, bis auf eine Abteilung unter General Dommartin, von der niemand wußte, wo sie geblieben war. Man sieht, es „klappte“ damals durchaus nicht alles bei den Franzosen. Während die Straße nach Norden sich weithin frei erwies, standen im Westen österreichische Vorposten dicht gegenüber. Sie gehörten zu dem 2000 Mann starken Hilfskorps, das den Piemontesen überwiesen war.

Bonaparte überschätzte den Sieg von Montenotte gewaltig; da der Feind nicht auf der großen Straße vorgekommen war, vermutete er dessen Hauptkräfte auf dem andern Flügel, Laharpe gegenüber. Er glaubte, daß Beaulieu selbst dort kommandiert habe; daß die Österreicher angegriffen hatten, obwohl sie noch auf Hunderte von Kilometern verzettelt standen, konnte er nicht annehmen.

Bei ihnen hatte sich die Lage nun folgendermaßen entwickelt: Beaulieu hatte den Vorstoß gegen Voltri selbst geleitet; er erkannte sofort, daß hier von den Franzosen nichts zu besorgen war und schickte zwei Drittel seiner Kräfte nach Acqui zurück, um sie im Vormidatal zu verwenden. Die Luftlinie von Voltri nach Dego an der Vormida beträgt 35 km, der Weg über Acqui dorthin ist doppelt so weit; der nähere Weg über Saffello führt aber fortgesetzt bergauf, bergab über die Berge und Schluchten des Apennin und seiner nördlichen Ausläufer, so daß er eine Zeitersparnis nicht ergeben haben würde. Nichts Böses ahnend, begab sich Beaulieu nach Acqui, wohin er auch die weiter zurück befindlichen Teile der Armee in Marsch setzte; dort erfuhr er den glücklichen Vorstoß über Montenotte und forderte nun die Piemontesen ebenfalls zum Vorgehen auf. Bonaparte befand sich gerade dort, wo die beiden Armeen zusammenstoßen sollten; wäre jetzt ein einheitliches Vorgehen der Verbündeten möglich gewesen, so würde Bonaparte von allen Seiten mit Übermacht angegriffen worden sein.

Ich war recht froh, aus dem Kastaniendickicht den Weg nach Altare zu finden und stieg nun über den Paß zurück, von wo ich noch einen wunderschönen Blick auf das Meer und die Riviera di Levante hatte, benutzte

dann aber mit Vergnügen eine Fahrgelegenheit nach Savona zurück. Sowohl Santuario wie Altare hat Stellwagenverbindung mit Savona.

Um möglichst weit gegen Mondovi vorzubringen, saß ich am fünften Morgen schon um 5 Uhr früh im Zug. Der Mond beleuchtete noch die schmale Schlucht von Santuario und den unwegsamen Kessel vor der 2½ km langen Apennindurchbohrung. Jenseits San Giuseppe gehts nach Westen in kurzer Bohrung unter dem Rücken durch, auf dem Cofferia liegt und der die beiden Vormiden trennt. Man erreicht die Westvormida bei Cengio, etwas unterhalb Millefimo, folgt ihren Krümmungen eine Strecke und verläßt sie bei Salicetto, dem nächsten Hauptquartier Bonapartes nach Carcare, um dann in 4½ km langem Bohrloch den Gebirgsrücken von Montezemolo zu durchqueren, der sich hier bis zu 400 m über den Talsohlen der Ostvormida und des Tanaro erhebt; beide Flüsse nähern sich hier auf 10 km.

Den Tanaro erreicht man bei Ceva, wo er südöstlich des Ortes aus engem Felsentor hervorkommt; aus dem Städtchen ragt auf einem Fels das alte Schloß hervor. Jenseits lassen die Berge am linken Flußufer einen beinahe ebenen Streifen frei, der sich 6 km am Fluß entlang bis zur Corsaglia erstreckt.

Dicht vor der Corsagliamündung verließ ich den Zug, überschritt auf einem Steg den jetzt kaum halb sein Bett füllenden Tanaro und stieg zu dem Höhenrand empor, auf dem Vesegno liegt, das Hauptquartier Bonapartes während der Kämpfe bei Mondovi.

Die Corsaglia bildet hier einen gewaltigen Abschnitt; 80 m hoch stürzt der östliche Talrand steil zur Talsohle hinunter, in die sich der Fluß in großen Windungen sein Bett gegraben hat; auf der anderen Seite steigt der Rand als mächtiger, grader Wall noch höher, bis zu 250 m über den Fluß auf. 5 km oberhalb von Vesegno, bei San Michele, überschreitet die Straße den Fluß und durchzieht ein 6 km breites, vielgestaltiges und unübersichtliches Bergland, auf dessen steilem Westrand, 150 m über der piemontesischen Ebene, Mondovi liegt.

Leider erlaubte meine Zeit die Wanderung dorthin nicht; ich eilte auf der Straße nach Ceva zurück und ließ mich von der Eisenbahn wieder bis Cengio befördern, von wo mich ein trödelnder Stellwagen nach Millefimo brachte.

Millefimo ist ein romantisch gelegenes Städtchen; auf dem von Osten bis dicht über den Fluß vorspringenden Felsen liegt ein zerfallenes Schloß, darüber steigen die Höhen von Cofferia empor. Über die jetzt im Herbst ziemlich zahme Vormida spannt sich noch die einbogige Brücke mit dem Türmchen in der Mitte, die Charles Bernet auf einer der ziemlich übertreibenden Zeichnungen zur Verherrlichung der Taten Bonapartes dargestellt hat (siehe Pflugk-Hartung: Bonaparte).

Mächtig ragen hier auf beiden Seiten über dem schmalen Tal die Berge auf, zwischen denen die von Carcare kommende Straße herab- und nach Ceva hinauffsteigt; die Paßhöhe von Montezemolo im Westen liegt 280 m, die von Cofferia im Osten 100 m über der Vormidabrücke. Die Berge sind mit Dörfern und Gehöften, Kapellen und Kirchtürmen übersät; große Burgtrümmer krönen hier und dort die Berggippen.

Ich wanderte nun auf der Straße nach Osten, nach Carcare zu; nach einer halben Stunde erreicht man den Sattel, über dem nördlich, 150 m höher, die Trümmer des Schlosses Cofferia aufragen. Aus der Einnahme dieses Punktes machten die Bulletins Bonapartes die „Schlacht von Millesimo“.

Am Abend nach dem Gefecht von Montenotte hielt er die Österreicher für so gut wie beseitigt und wollte sich mit den Hauptkräften nach Westen gegen die Piemontesen wenden. Am frühen Morgen des 13. April 1796 erließ er die Befehle hierzu. Serurier sollte zu beiden Seiten des Tanaro auf Ceva vorgehen, mit einer Nebenkolonnie gleich in den Rücken der Piemontesen. Die nicht nach Carcare herangekommenen Teile der Division Meynier sollten im Anschluß an Serurier durch das Tal der Westbormida auf Montezemolo vorrücken; unterdes wollte Bonaparte mit dem Rest von Meyniers und Augereaus Division Montezemolo von Osten angreifen. Massena und Laharpe sollten allein nach Norden im Ostbormidatal den Österreichern nachgehen.

Es stellte sich aber bald heraus, daß an solchen Adlerflug nicht zu denken war. Kaum von Carcare aufgebrochen, fand man bei Cofferia den Weg durch eine gemischte Abteilung von Österreichern und Piemontesen versperrt; das alte Schloß hielt sich trotz Beschießung und mehrmaligen heldenmütigen Stürmens den ganzen Tag über. Hier kam man nicht von der Stelle, aber auch von der anderen Seite kamen beunruhigende Nachrichten. Massena und Laharpe hatten im Ostbormidatal vor Dego haltgemacht, da die dortige sehr günstige Stellung als so stark vom Feinde besetzt gemeldet wurde, daß Massena mit den geringen Kräften nicht anzugreifen wagte; wurde man hier geworfen, und drangen gleichzeitig die Piemontesen von Westen vor, so waren die Franzosen allerdings in höchst bedenklicher Lage. Bonaparte, der mittags nach Dego geeilt war, gab Befehl, in der Nacht die Piemontesen durch Anzünden von Feuern auf den Höhen von Montezemolo auf einen Angriff vorzubereiten, der am folgenden Tage von Osten her und im Süden von Serurier ausgeführt werden sollte. Hier, wie schon wiederholt, zeigte sich, daß sich der junge, feurige Feldherr starken Täuschungen darüber hingab, in welcher Zeit seine Befehle an die entfernten Unterführer gelangen und ausgeführt sein konnten. Serurier war überhaupt noch gar nicht aufgebrochen. Glücklicherweise aber ergab sich am 14. April früh die Besatzung von Cofferia. Nun setzte Bonaparte einen umfassenden Angriff mit starken

Kräften auf Dego an; ehe aber die Truppen von Cofferia herankamen, hatte Massena die feindliche Stellung bereits genommen.

Die Franzosen, die nun glaubten, sich der Österreicher endgültig erledigt zu haben, wurden in der Morgenfrühe des 15. von frischen österreichischen Truppen aus Dego wieder hinausgeworfen; jetzt griffen auch die gestern von Cofferia herbeigeholten Truppen, die zum Glück noch nicht wieder abmarschirt waren, ein, und nach blutigem Kampf wurde der Feind mit schweren Verlusten nach Norden zurückgedrängt.

Die Krisis war für Bonaparte nunmehr glücklich überstanden, die Piemontesen hatten vor dem drohenden Anmarsch von Süden und Osten die Höhen von Montezemolo geräumt und erwarteten den Angriff in einer befestigten Stellung nördlich von Ceva.

Der kräftige österreichische Vorstoß hatte aber selbst auf Bonaparte solchen Eindruck gemacht, daß er am 16., eines nochmaligen österreichischen Angriffs gewärtig, die Truppen in den genommenen Stellungen an der Ostbormida stehen ließ; nur Augereau griff vorzeitig die piemontesische Front an und wurde zurückgeworfen.

Endlich, am 17. April, ging Bonaparte mit allen verfügbaren Kräften, nur Laharpe bei Dego zurücklassend, in breiter Front gegen die nach Osten gerichtete Stellung der Piemontesen bei Ceva vor; diese aber hatten sich in der Nacht hinter die Corsaglia zurückgezogen. Bonaparte folgte dorthin. Das Fort Ceva, das in seinen Operationsentwürfen noch eine große Rolle gespielt hatte, erkannte er als bedeutungslos; ein Bataillon schloß es ein. Am 19. sollten Augereau und Serurier die Piemontesen hinter der Corsaglia, auf beiden Flügeln umfassend, angreifen; aber Augereau kam gar nicht über den Tanaro, und Serurier wurde bei San Michele kräftig zurückgeworfen. Deshalb zog Bonaparte am 20. Massena heran und brachte auch Artillerie zur Stelle; als man aber am 21. zum Angriff schritt, hatte der Gegner die Stellung geräumt. Jedoch gelang es, den Feind noch vor Mondovi einzuholen und ihm empfindliche Verluste beizubringen. Eine weitere Verfolgung unterblieb, da die französische Armee geradezu versagte; da der Nachschub fehlte, hatte sie zu beständigem Plündern gegriffen und befand sich in einem gefährlichen Zustand der Auflösung. Erst am 23. setzte Bonaparte den Vormarsch auf Turin fort, der am 28. April zum Waffenstillstand mit Piemont führte. In dem folgenden Friedensschluß wurden alle Festungen den Franzosen ausgeliefert. Der österreichische Feldherr hatte inzwischen seine Truppen bei Acqui zusammengezogen, ging nun aber bei Valenza über den Po zurück.

Von der Höhe von Cofferia gelangte ich bald nach Mittag zum Bahnhof San Giuseppe und bestieg dort den nach Norden fahrenden Zug, um noch ein Stück des Tals vor Dego zu durchwandern oder in Dego einen Zug zu überschlagen. Man kann aber auch von der Eisenbahn aus einen ungefähren Eindruck von der Stärke der Degoer Stellung bekommen.

Die Geländestrecke Carcare—Dego war von italienischen Truppen im Sommer vorher zu Manövern unter den Augen ihres jungen Königs benutzt worden; nach unseren Begriffen möchten sich dort wohl zur Not dreitägige Brigademänsöver abhalten lassen. Wie bei San Giuseppe, so verbreitert sich das Tal erstmals bei Cairo, dann nochmals bei Rocchetta zu zwei kleinen Talkeffeln; der nördlichere, etwas größere, schließt eine ebene Fläche von 2 km Länge ein und wird im Norden durch einen gegen 100 m hohen Querswall abgeschlossen, den die Vormida in scharf geschnittener Schlucht in zwei Teile trennt; das Städtchen Dego hilft den Paß auf beiden Ufern schließen. Die Hänge rechts und links sind zwar nicht leicht zu ersteigen und von scharfen Schluchten zerrissen, erlauben aber die Umgehung der Stellung auf beiden Seiten; selbst damals, im wasserreichen Frühjahr, ließ sich die Vormida durchschreiten, so daß Laharpe vom rechten auf das linke Ufer hinübergezogen werden konnte. Daß man aber am 13. April 1796, nachdem Massena den Willen des Gegners, sich hier zu schlagen, erkannt hatte, mit den Tags vorher stark angestregten Truppen von einem Angriff ablah, ist durch die starke Front und die Schwierigkeiten der Umfassung hinreichend erklärt. Die Überraschung der am 14. siegreich eingedrungenen Franzosen durch den neuen österreichischen Angriff am 15. früh wird außer durch Nebel und Regen durch die Zuchtlosigkeit der Franzosen erklärt, die sich sorglos der Beschaffung von Nahrungsmitteln auf dem Wege allgemeinen Plünderns hingeeben hatten. Es waren dieselben traurigen Erscheinungen, die hier und an der Corsaglia Bonaparte den Lohn dafür ernten ließen, daß er die Soldaten auf Raub angewiesen hatte, daß er aufgebrochen war, ohne das Verpflegungswesen vorher zu ordnen und den Nachschub sicher zu stellen. Scherer war zu solchem Verfahren zu anständig gewesen und räumte hauptsächlich deshalb dem strupellosen Korsen den Platz; aber nur so waren auch solche Erfolge möglich geworden.

Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi brachten Bonaparte in aller Welt Mund. Für strategische Studien sind sie, als Beispiel einer Operation auf der inneren Linie, besonders lehrreich; deutlich treten deren Vorbedingungen, aber auch deren Gefahren hervor. Eine besondere Aufgabe mußte hier vorgehen: der Einbruch in die feindliche Front (Montenotte), dann folgt ein kurzer Stoß links (Millesimo), ein wiederholter kurzer Stoß rechts (Dego), um Bewegungsfreiheit zu gewinnen und schließlich der tiefe Stoß ins Herz des linken Gegners.

Es ist sehr wahr, daß mit gelehrten Definitionen nicht viel gewonnen ist; ja häufig wird durch solche Benennungen das eigentliche Wesen der Sache geradezu verschleiert. So möchte ich darauf hinweisen, daß die Operation, die Bonaparte anfangs vorhatte, durchaus keine Bewegung auf der inneren Linie sein sollte: er wollte aus der 50 km breiten Front Savona—Ormea in vielen Kolonnen vorgehen, um die Piemontesen in der Stellung bei Ceva

zu umfassen. Gegen die schwächeren Piemontesen war dies durchaus angezeigt und ausführbar; sobald er aber gewahr wurde, daß die Österreicher (tatsächlich ja nur mit Teilen) nicht nur schon neben die Piemontesen gerückt waren, sondern sogar zum Angriff gegen seinen rechten Flügel schritten, da wurde notwendigerweise aus dem Vorgehen in breiter Front ein Zusammenballen des rechten Flügels und der Mitte gegen die nächsten zu erreichenden Feinde; die Operation wurde erst „Einbruch“, dann „innere Linie“. Man darf nicht übersehen, wie viel gewagter für Bonaparte eine Operation in breiter Front war als heutzutage, wo der Telegraph die augenblickliche Übermittlung von Befehlen und Nachrichten gestattet. Die erste Anlage aber war viel „umfassender“ gedacht als z. B. die preussische Operation 1866, die zur Schlacht von Königgrätz führte. Die Schulstrategen, die nun einmal alle Erscheinungen zum allgemeinen Handgebrauch säuberlich in Fächer gebracht sehen möchten, vergessen, daß Molites Operation gegen Venedig anfänglich durchaus nicht als Operation auf äußeren Linien angelegt war; er wollte die Armee bei Zicin „vereinigen“; es waren die Österreicher, die ihm dazwischen liefen und die umfassende Operation geradezu aufdrängten.

In der Tiefebene.

Marengo—Lodi—Magenta.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Savona und Alessandria ist nicht glänzend; zu den siebenzig Kilometern von Dego nach Alessandria gebraucht der Zug fast drei Stunden; man kann das hübsche, sich abwechselnd verbreiternde und verengende Tal mit den reich bebauten und bewachsenen Hängen genügend betrachten. In Acqui kreuzt man die lebhafter betriebene Bahn Turin—Rom. Dann treten die Berge zurück; sanfte Nebenbühl begleiten das linke Ufer der nun vereinigten Bormida. Auf der Halbinsel, die die Bormida vor ihrer Vereinigung mit dem Tanaro bildet, liegt Alessandria.

Alessandria müßte dadurch für jeden Deutschen bemerkenswert sein, daß es als Bollwerk gegen Friedrich Barbarossa eigens erbaut worden ist. Welch gewaltiger Mann muß dieser Schwabenherzog gewesen sein! Aber Bädeler sagt, die Eigenschaft als Festung sei das einzige von Bedeutung an der Stadt, und das will bei Bädeler viel sagen. Da nun ein Bewunderer von Festungswerken heutzutage in steter Gefahr schwebt, als Spion verhaftet zu werden, so ist tatsächlich an Alessandria nichts zu sehen. Ich hielt mich auch nur eine Nacht dort auf und fuhr an meinem sechsten Reisetage mit der Bahn über Tortona weiter. Diese fährt gerade mitten über das Schlachtfeld von Marengo.

Von der Eisenbahn aus bekommt man einen ungefähren Eindruck von den eigentümlichen Geländeverhältnissen, ohne deren Kenntnis der Verlauf der Schlacht ganz unerklärlich bleibt. Jomini (die Revolutions-

triege) beschränkt sich darauf, zu sagen, daß die Ebene von Marengo fast die einzige in Italien sei, wo Kavalleriemassen in vollem Lauf angreifen können; auch neuere Schlachtbeschreibungen geben sich mit dem Gelände nicht ab. Die Bilder aber führen völlig irre; um ein Schlachtenbild zu bekommen, denkt sich der eine Maler die Bäume fort, der andere versetzt Berge in die Ebene, um recht viele Truppen darstellen zu können.

Das Schlachtfeld liegt in der Ebene zwischen Vormida und Scrvia. Das ganze Land ist hier jetzt von einem dichten Netz von Maulbeerbäumen überzogen, deren Stamm nur anderthalb bis zwei Meter hoch ist; dann sendet der Baum eine Unzahl gerader Zweige nach allen Richtungen, etwa wie unsere Korbweiden, nur sind die Zweige kräftiger und länger; so entsteht eine große kugelförmige Krone. Die Bäume stehen in Reihen mit acht bis zehn Schritt Zwischenraum von einem Baum zum anderen, manchmal auch dichter; der Abstand von Reihe zu Reihe ist sehr verschieden, selten aber über hundert Schritt. Der sehr fruchtbare Boden wird als Ackerland, zum Teil als Weide ausgenutzt; außerdem befinden sich häufig ausgedehnte Weinsfelder zwischen den Baumreihen; jeder Weinstock ist um eine hohe Stange gerant; das blutrote Weinlaub gab den Feldern jetzt im Oktober einen sehr malerischen Anstrich.

Marengo liegt Alessandria gegenüber, 2 km östlich der Vormida, an dem kaum bemerkbaren Rand der Flussniederung. Eine Meile östlich davon liegt San Giuliano inmitten großer Weinsfelder. Die ganze Ebene ist von einem engen Wegenez durchzogen, aber für die Bewegung außerhalb der Straßen ist der Anbau natürlich äußerst hinderlich; doch sind wenigstens keine Zäune und da, wo die Schlacht stattfand, auch keine Gräben vorhanden. Die jetzt hier und da gezogenen Drähte gab es 1800 wohl noch nicht; dagegen scheinen damals mehrere Strecken von Bäumen frei gewesen zu sein. Die dem Zominischen Werk beigegebene Karte zeigt solche gerade westlich von San Giuliano. Der Überblick ist unendlich erschwert; überall liegen Gehöfte zerstreut, die sich sehr ähneln. Aus den Baumreihen ragen häufig hohe Pappeln heraus, hier und da leuchtet ein spitzer Kirchturm herüber. Die Leitung der Truppen und die Aufklärung sind dadurch sehr schwierig; es ist recht das Gelände für Überraschungen. So erklärt es sich, wie Bonaparte die schon verlorene Schlacht durch den unerwarteten Stoß frisch ankommender Truppen in einen Sieg umzuwandeln vermochte, und daß rücksichtslose Weiterangriffe hier selbst gegen bessere Gewehre, als man 1800 besaß, gegen ermüdete und überraschte Truppen große Wirkung haben können.

Um jeden Widerstand gegen seine Allgewalt als erster Konsul zu brechen, bedurfte Bonaparte eines großen, Aufsehen erregenden Erfolges. Die Österreicher belagerten Massena in Genua, ihre Hauptarmee unter Melas drohte von Nizza aus mit einem Einfall in die Provence; so gewaltig hatte sich die Lage seit 1797, während Bonapartes Abwesenheit in Ägypten, geändert! Da

führte der erste Konsul die in aller Stille gebildete Reservearmee, von der Rheinarmee verstärkt, aus der Schweiz in die Lombardei in den Rücken des Feindes! Die Österreicher aber mußten sich ihm zu einem Kampf um ihre Verbindungen stellen; sie sammelten sich bei Alessandria. Dorthin ging ihnen Bonaparte entgegen, nachdem er ihre Vortruppen bei Montebello zurückgeworfen hatte; schon befürchtete er, daß Melas auf Genua, das inzwischen gefallen war, ausweichen würde, da wurde er am 14. Juni 1800 durch dessen Angriff überrascht. Die Österreicher drangen über die Bormida vor und warfen die vorderen französischen Divisionen von Marengo auf San Giuliano zurück; es gelang Bonapartes Eingreifen nicht, die Schlacht wiederherzustellen. Sie war geradezu verloren, als nachmittags General Desaix mit frischen Truppen bei San Giuliano eintraf. Durch Bäume und Nebel gedeckt, marschierte Desaix auf und brach gegen eine unbehilfliche Kolonne der verfolgenden Österreicher vor, während Bonaparte gleichzeitig die anderen Divisionen zum erneuten Vorgehen anfeuerte. Der Angriff zweier französischer Reiterregimenter steigerte noch die beim Feinde hervorgerufene Verwirrung. Obgleich Desaix fiel, waren die Franzosen nicht aufzuhalten; die hinteren österreichischen Abteilungen wurden mit fortgerissen. Alles strömte in größter Unordnung nach Alessandria zurück; der Sieg war in eine schwere Niederlage verwandelt. Melas schloß einen Vertrag, der Oberitalien bis zum Mincio den Franzosen auslieferte. Mit einem Schlag hatte Bonaparte die Gewalt über Italien wiedergewonnen. Nach einem großartigen Empfang in Mailand kehrte er nach Paris zurück: die Wege zur Kaiserkrone waren geebnet.

Was wäre geworden, wenn Bonaparte Marengo verloren hätte? Daß er, wie Friedrich nach Kolín seine Ziele wesentlich beschränkt haben würde, ist wenig wahrscheinlich. Jedenfalls kann man ihm darin Glauben schenken, daß er den Feldzug deswegen noch lange nicht verloren haben würde. Aber es ist wahrscheinlich, wie York (Napoleon als Feldherr) meint, daß die Erfahrung von Marengo ihn dazu veranlaßte, in unsicherer Lage seine Kräfte besser zusammenzuhalten als damals. Jedoch auch diesen Gedanken darf man nur mit Maß auffassen, man kann durchaus nicht behaupten, daß er bei der nächsten Entscheidung, bei Ulm, und dann 1806 so besonders deutlich „Masse“ gemacht habe; wie wäre auch sonst eine Umzinglung Mack's und die Doppelschlacht Jena—Auerstädt zustande gekommen!

Gerade bei San Giuliano hält der Zug, dann geht's an dem Hauptquartier Bonapartes vor der Schlacht, Torre Garafoli, vorbei über die Scrvia nach Tortona und Voghera. In Voghera überschlug ich einen Zug, um einen Blick auf die Höhen zu werfen, die sowohl 1800 als 1859 in den einleitenden Gefechten eine Rolle spielten. Hier bei Montebello kann man von den Ausläufern des Apennin hier und da einen Überblick gewinnen, obgleich der Anbau auch hier das Gelände sehr unübersichtlich macht. Meine Zeit reichte leider nur zu einem Gang an die Brücke der Strada Emilia über die

Staffora östlich von Voghera, wo man einen hübschen Blick auf die berühmten Höhen hat. Ich wollte mittags in Mailand sein, um nachmittags noch die Brücke von Lodi zu sehen, jenen Punkt, wo sich 1796 das Schicksal der Lombardei entschied.

Nach dem Abkommen mit den Piemontesen hatte sich Bonaparte auf Alessandria, Valenza, Tortona gewendet; die Österreicher erwarteten ihn dort auf dem nördlichen Boufer. Er aber ging 70 km weiter stromabwärts, bei Piacenza, überraschend über den Strom, so daß die Österreicher nur durch eiligen Rückzug hinter die Abda und durch Preisgabe von Mailand der Gefahr entgingen, abgeschnitten zu werden.

Bei Lodi an der Abda erreichte Bonaparte am 10. Mai die feindliche Nachhut. Die Stadt liegt auf dem westlichen Ufer, auf einem etwa 10 m hohen Rand, von verfallenen Befestigungen umgeben; eine 700 Schritt lange Holzbrücke verband sie mit dem jenseitigen Ufer. Dieses erhebt sich nur wenig über den Fluß, gegen dessen Überschwemmungen es durch einen Damm geschützt ist. So konnte man, sobald man den Damm räumen mußte, die niedrige Brücke selbst vom östlichen Ufer wahrscheinlich nicht mit direktem Feuer bestreichen. Doch ist diese Frage jetzt schwer zu beurteilen, da eine prächtige steinerne Brücke mit neun Bogen an die Stelle der alten Pfahlbrücke getreten ist; auch ist jetzt das jenseitige Ufer mit dichtem Baumwuchs und Buschwerk besetzt. 1796 muß der Raum vor der Brücke frei gewesen sein, da die im Halbkreis aufgestellten österreichischen Bataillone und Batterien den Ausgang unter Feuer hielten. Bonaparte brachte Artillerie auf den alten Stadtwall; als aber die Österreicher nicht wichen, ließ er aus ausgesuchten Truppen eine große Sturmkolonne bilden, an deren Spitze sich Massena, Berthier und andere Generale setzten. Als die Kolonne am jenseitigen Brückenende stockte, sprangen die französischen Tirailleure in den Fluß, gewannen im seichten Wasser das feindliche Ufer und trieben den Gegner zurück, der nun eine Niederlage erlitt. So macht die Untersuchung der Örtlichkeit erklärlich, was Clausewitz (Feldzug 1796 in Italien) „ein fast unerhörtes Ereignis“ nennt. Die „beispiellose Kühnheit“ des Angriffs machte auf Freund und Feind einen gewaltigen Eindruck. „Seit Lodi fühlte ich, daß ich berufen sei, eine entscheidende Rolle auf der Weltbühne zu spielen“, hat Napoleon auf St. Helena erklärt und beim Einzug in Mailand sagte er zu Marmont: „ich werde der Welt erst noch zeigen, was es heißt, große Taten vollbringen!“

Die Porta Romana, durch die der Einzug wenige Tage nach Lodi ging, war durch eine Inschrift zu einem Triumphbogen für die französische Armee umgestaltet; die Hauptstadt der Lombardei lag dem Befreier vom österreichischen Joch zu Füßen.

Lodi hat mit Mailand gute Eisenbahn- und Straßenbahnverbindung. Als ich durch die seit 1796 kaum veränderte Porta Romana schritt, suchte ich nach den weiteren Denkmälern aus jener Zeit und den sonstigen Erinnerungen

an Napoleon. Er ließ die Vollendung des wunderbaren Domes wieder aufnehmen, der deshalb auch nicht zu Unrecht unter seinen zweitausend Bildsäulen diejenige dieses großen Heiden aufweist. Er ließ die große Arena erbauen, um das Volk zu gewinnen; er ließ auf dem Forum Bonaparte das großartige Simplontor beginnen; das Kastell gegenüber hat er zweimal belagern müssen.

Im Hofe der Brera, der wundervollen Gemäldesammlung, steht das doppeltlebensgroße Bronzebild einer schlanken, ausschreitenden, nackten Heroengestalt; der lange Stab, auf den sie sich mit der linken Hand stützt, erhöht den Eindruck der Sicherheit und des Ausgreifenden der Bewegung: er deutet zugleich die Gewalt des Herrschers an, der das Schwert des Eroberers soeben zur Seite gelegt hat, der sinnende Blick des jugendlichen Antlitzes ruht auf der kleinen Figur, die die vorgestreckte Rechte trägt; es ist die auf einer Kugel schwebende Viktoria, deren Fußgestell der gewaltige Mann ergriffen hat und deren Flug er zu folgen scheint. So stellte Canova den Eroberer dar, der zweimal im schnellen Siegeszug sein Vaterland durcheilte, diesem den Stempel seines unbeugsamen Willens aufdrückend, aber unaufhaltbar, wie von einer magischen Gewalt angezogen, der Siegesgöttin nach, weitererschreitend.

Dieses Napoleondenkmal wurde hier 1859 aufgestellt, damals als die Österreicher, nun zum dritten und letzten Mal, aus der Lombardei vertrieben wurden. An Lodi und Marengo reiht sich so Magenta an.

Der Wanderung über das Schlachtfeld von Magenta war der folgende Vormittag gewidmet. Den Ort erreicht man von Mailand aus mit dem Turiner Frühschnellzug in einer halben Stunde. Auf dem Bahnhof findet man, wie vielfach in Oberitalien, meist ein leichtes Gefährt. Ich aber zog es vor, zu Fuß in den frühen Morgen hineinzuwandern, zunächst nach Norden, dem Angriffsfeld Mac Mahons zu. Unweit vom Bahnhof, bei den letzten Häusern des Ortes, an der Strecke nach Marcallo erinnert ein Kreuz an den Heldentod des Generals l'Epinasse. Ebenso wie die Schlacht von Marengo ist auch die von Magenta in einer mit Bäumen und Weinseldern übersäten Ebene zum Austrag gekommen; jedoch sind hier die Bäume weniger in engen Reihen angeordnet, die zwischen sich Feldstücke freilassen, sie sind vielmehr über die Felder selbst verteilt. Die Baumkronen beginnen so nahe am Boden, daß das reife Korn ungefähr bis an sie heranreichen wird; auch jetzt, wo das reife Korn fehlte, übersah man nur ausnahmsweis einmal eine Strecke von 400 bis 500 m. Die Wege sind von Akazienhecken eingefast; ganz selten erblickt man einen Kirchturm oder einen Fabrikshornstein; um die Marschrichtung querselbein festzuhalten, wird man gern zum Kompaß greifen. Die wenigen Bewässerungsgräben behindern die Bewegung nicht sehr.

Magenta hat mit Marengo die weitere Verwandtschaft, daß der Angreifer über eine Flusniederung hinüber zunächst den Talrand gewinnen

mußte, in den ein Kanal eingeschnitten ist. Hier ist der Talrand zwar 15 bis 20 m hoch, aber die Wirkung ins Tal hinein ist durch den Baummwuchs sehr behindert. Außer durch zahllose Reihen von Pappeln, Weiden und Gebüsch, ist das Weideland der Niederung von einem vielmaschigen Bewässerungsnetz durchzogen; hier und da sind sumpfige Reissfelder eingestreut. Eine Verteidigungslinie von großer Stärke bietet der Naviglio Grande; er ist so tief und steil in den Talrand eingeschnitten und strömt mit solcher Kraft dahin, daß er nur auf den Brücken zu überschreiten ist. Die Ränder und Böschungen der Kanalrinne sind mit dichtem Maziengebüsch bewachsen.

Die Übergänge über den Kanal bildeten deshalb am 4. Juni 1859 die Brennpunkte des Gefechts, während der nur 3 km entfernte gegenüberliegende, am westlichen Talrand fließende Ticin nicht in Betracht kam. Die von Westen kommende breite Staatsstraße durchschneidet die Niederung ganz gradlinig und führt dann sanft ansteigend zu der Kanalbrücke Ponte Nuovo hinauf, die von Häusergruppen umgeben ist. $\frac{1}{2}$ km weiter südl. geht die Eisenbahn über den Kanal, die beiden, den Kanal begleitenden Erdwälle durchschneidend; die Niederung überschreitet die Eisenbahn auf einem mächtigen Damm. $1\frac{1}{2}$ km weiter folgt die gewölbte Ponte Vecchio, die von einem Weiler mit Gutshof umgeben ist. Diese drei Übergänge liegen 2 bis 3 km westlich und südwestlich Magenta; auch hier ist das Gelände so unübersichtlich, daß, wenn die Kanallinie einmal verloren ging, sich ein günstiger Abschnitt für eine hartnäckige Verteidigung nicht mehr fand.

Magenta selbst ist zwar ein großer Ort mit Häusern von fester Bauart, aber die Umfassung ist weder zusammenhängend noch bietet sie Schußfeld. Es war deshalb nur natürlich, daß die von Südosten aufs Gefechtsfeld eilenden österreichischen Verstärkungen durch immer neue Vorstöße die Kanallinie im eigenen Besitz zu erhalten strebten. Da es aber an Truppen fehlte, die den überraschend in breiter Front von Norden kommenden Stoß Mac Mahons begegnen konnten, so mußte dies die Schlacht zuungunsten der Österreicher entscheiden. Mit Recht verknüpfte Napoleon III. den Namen Magenta mit demjenigen Mac Mahons; ein hübsches Denkmal des Marschalls in der Nähe des Bahnhofs erinnert an dessen einstigen Ruhm. Auch die Art, wie die Entscheidung in beiden Schlachten, Marengo und Magenta, herbeigeführt wurde, legt einen Vergleich nahe; die Eigentümlichkeiten der italienischen Tiefebene führen natürlich leicht zu ähnlichen taktischen Erscheinungen.

Napoleon III. hatte den Feldzug damit begonnen, südl. des Po gegen den linken Flügel der Österreicher vorzugehen und war bei Montebello mit ihnen zusammengestoßen. Trotzdem er siegreich war, machte er Kehrt, ging vor der Front der Österreicher entlang nach deren rechtem Flügel und griff sie dort an. Diesen merkwürdigen Wechsel hat kürzlich General Caemmerer (1859 bis Magenta) dadurch zu erklären versucht, ein Spion habe Napoleon den

österreichischen Armeebefehl ausgeliefert, aus dem er erjah, daß General Gylai ihn auf seinem linken Flügel erwarte; deshalb habe Napoleon sich entschlossen, das zu tun, worauf sein Gegner am wenigsten vorbereitet gewesen sei. Ich meine, die Sache erklärt sich einfacher. Durch das Gefecht von Montebello war klargelegt, daß Napoleon III. im Begriff stand, das Manöver seines großen Oheims zu wiederholen; ohne Überraschung aber hatte dieser Plan bedeutend weniger Aussicht auf Erfolg; das Überschreiten des breiten Stromes ist an sich keine Kleinigkeit und für ein Heer von nahezu 200 000 Mann angesichts des kampfbereiten Feindes ungleich gewagter als für die wenigen Divisionen Bonapartes, mit etwa einem Sechstel der Streiterzahl gegenüber einem schon geschlagenen, an Zahl unterlegenen Gegner. Es lag für Napoleon III. nicht so sehr fern, den Angriff auf den anderen Flügel zu legen, wo kein so schwieriges Hindernis die Verteidigung begünstigte; der bisher nicht beglaubigten Spionengeschichte bedarf es nicht, um den Hergang zu erklären. —

Ich hatte nun zwei Tage zwischen den Maulbeerbäumen der oberitalienischen Ebene zugebracht — ich sehnte mich ordentlich wieder danach, Berge zu sehen. So brachte mich der Nachmittags Schnellzug von Mailand ostwärts über Brescia und das romantisch gelegene Ronato in zwei Stunden nach Desenzano am Gardasee; wenn auch die hohen Berge in Wolken gehüllt waren, so war doch der Blick über den mächtigen See auf den breiten Monte Baldo rechts und die Berge über Salò links wunderbar schön; der kurze Aufenthalt war ein rechter Genuß.

Das Hügelland am Mincio.

Castiglione — Solferino — Custozza.

Mein achter Tag gehörte dem Schlachtengelende südlich des Gardasees. Auch Bäderer weist auf die Gelegenheiten zum Besuch der Schlachtfelder von Custozza und Solferino hin und empfiehlt Eiligen, sich auf die Besichtigung des Turmes von San Martino zu beschränken; durch einen Stern zeichnet er die Aussicht von dort aus.

Nach San Martino gelangt man vom gleichnamigen Bahnhof der Eisenbahn Verona—Mailand in einer Viertelstunde. Das Innere des Turmes ist eine großartig ausgestattete Ruhmeshalle für die Teilnehmer an den Kämpfen von 1848 bis 1870. Der Blick von oben ist bei gutem Wetter ganz wundervoll und lohnt allein schon das Überschlagen eines Zuges, auch für Nichtsoldaten. Nach Norden zu breitet sich der herrliche Gardasee aus: er mißt hier von Ost nach West beinahe 20 km; man steht hier grade der Mitte seines Südufers auf 4 km gegenüber und etwa 50 m höher als sein Spiegel. Der schmale nördliche Teil des Sees verschwindet rechts hinter dem mächtigen Rücken des Monte Baldo, der das Etschtal vom See trennt; mannigfaltigere Formen zeigen die Berge des westlichen Ufers; darüber hinaus ragen die

Schneeberge Tirols. Dem Südostzipfel des Sees entströmt bei Peschiera der Mincio; er windet sich durch das Hügelland, das der Gardaseegletscher einst in die Tiefebene hinausgetragen hat. Da wo der erstarrte Strom aufhörte, hat er im Halbkreis einen mächtigen Steinwall geschüttet; im Osten beginnt dieser an der Stelle, wo die Etsch aus den Bergen tritt, zieht dann nach Süden und biegt von Sommacampagna über Custozza nach Valeggio am Mincio um; auf dem Westufer des Flusses beschreibt er den Bogen Volta—Cavriana—Solferino—Castiglione—Lonato und schließt sich dann der Westeinfassung des Sees wieder an. Die Ruppen dieses Kranzes erheben sich abwechselnd 70 bis über 100 m über die Ebene. Indem später das Ende des Gletschers beim Schmelzen nach den Bergen zu zurückwich, bildeten die auf seinem Rücken herabgetragenen Schuttmassen nacheinander mehrere neue Wälle; sie erreichen nur an einigen Stellen die Höhe des äußeren Walles und lassen zwischen sich Täler und flache Strecken frei. So kommt es, daß fast alle kleinen Wasserläufe dieses Hügellandes dem Ufer des Gardasees ungefähr gleichlaufen und innerhalb des Hügellandes in den Mincio münden. Das ganze Land ist mit Ortschaften und einzelnen Gehöften übersät und von reichem Pflanzenwuchs, namentlich von Fruchtbäumen und Wein, überzogen. Wenn man diese Landschaft vom Turm von San Martino nach Osten, Süden und Westen hin überblickt, so kann man sich aus dem Gewirr der Rücken und Ruppen schwer herausfinden; im Südwesten, auf 7 km Entfernung ragt der alte Burgturm von Solferino hervor; rechts davon im Westen steigen die Höhen zwischen Castiglione und Lonato an; im Osten verschwimmen jenseits der langgestreckten Höhen von Pozzolengo die Hügel des östlichen Mincioufers.

Da ich mich doch unter die „Eiligen“ in Bädeters Sinne nicht rechnete, beschränkte ich mich nicht auf das Anschauen dieses berühmten Schlachtfeldes aus der Ferne. Ich hatte morgens in Desenzano ein leichtes Gefährt genommen, das mich in einer Stunde nach Castiglione, einem ausgedehnten Städtchen, in einer weiteren Stunde nach dem Flecken Solferino fuhr. Bei Castiglione ist der Baumwuchs spärlicher als sonst in Oberitalien, ja es sind gradezu einige freie Strecken vorhanden; auch der Wein steht weniger dicht und wird niedriger gehalten. Die Höhen steigen sanft aus der Ebene an; die Berg Rücken sind teilweise kahl; heutige Artillerie würde von ihnen eine vorzügliche Wirkung weit in die Ebene hinaus haben. Gegen Solferino hin nimmt der Weinbau sowohl an Dichtigkeit als an Höhe der Stöcke zu; vielfach sind die Reben um Draht gerankt.

In Solferino stieg ich auf den Fels Hügel, auf dem der alte Wartturm steht; von dort überblickt man das Schlachtfeld von Castiglione.

Nach dem Gefecht von Lodi war die österreichische Armee vor der französischen über das Minciofeld hinüber in das Etschtal und nach Tirol zurückgewichen. Bonaparte begann die Belagerung von Mantua am unteren

Mincio und deckte sie durch Aufstellungen längs der Etsch bei Regnago, bei Verona und Rivoli und auch auf dem Westufer des Gardasees bei Salo. Nachdem Bonaparte einen Aufstand der Lombarthen gegen die vermeintlichen Befreier, die sich sehr schnell als arge Bedrücker und Ausfänger entpuppt hatten, — man muß hierüber Ranfres, Histoire de Napoléon lesen — blutig niedergeschlagen hatte und die Österreicher den italienischen Boden geräumt hatten, machte er sich auch die übrigen Staaten Oberitaliens gefügig. Er hielt in Mailand, im Palast Serbelloni, wohin er auch Madame Bonaparte hatte kommen lassen, großartig Hof.

Da, Ende Juli, brach ein neues österreichisches Heer aus Tirol vor und zwar in zwei Theilen zu beiden Seiten des Gardasees; der östliche, stärkere Theil unter Wurmsers warf Massena bei Rivoli zurück und ging über Verona auf Mantua vor. Das unerseßliche schwere Geschütz mußte im Stich gelassen werden; das Belagerungskorps wurde hinter den unteren Oglio zurückgenommen. Dieser Augenblick war der gefahrdrohendste des ganzen Krieges; 40 000 Franzosen standen gegen 60 000 Österreicher! Bonapartes Befehle und Berichte atmen eine bis dahin und seitdem nie wieder hervorgetretene Erregung; er scheint schon entschlossen gewesen zu sein, zurückzuweichen, da soll Augereau ihn bestimmt haben, den Kampf aufzunehmen. Er zieht Augereau über den Mincio zurück, wirft zuerst die westlich des Gardasees vorgebrungenen Feinde bei Lonato nach Norden zurück, gleichzeitig bei Castiglione die Vortruppen Wurmsers und trifft dann, am 5. August, südlich Castiglione auf das von Südosten heranrückende österreichische Hauptheer. Wurmsers rechter Flügel stand am Turm von Solferino, der linke südlich davon in der Ebene auf dem Felde von Medole. Augereau griff in der Front, Massena den südlichen Flügel umfassend an und das frühere Mantuaer Belagerungskorps fiel den Österreichern in den Rücken; sie wurden unter schweren Verlusten über den Mincio zurückgeworfen und wichen im Etschtal nach Trient zurück. Mantua wurde von neuem eingeschlossen, um es nun durch Hunger zur Übergabe zu zwingen.

Ziemlich genau auf demselben Gefilde schlug 63 Jahre später, am 24. Juni, der Neffe Bonaparte die Schlacht von Solferino. An der Stelle Massenas und Augereaus standen Niel, Mac Mahon und Bazaine; bei San Martino aber wurden die Sarden von Benedek in Schach gehalten.

Der Wirt zur Sonne in Solferino bewahrt noch eine Menge Waffen und Kugeln aus der neunundfünfziger Schlacht; auch versteht er das Geschäft, zu schwagen und Geld einzunehmen. Die Knochen der Gefallenen hat man in den Beinhäusern von Solferino und San Martino zusammengetragen; daß dabei die Schädel in Fächern an der Wand ausgestellt werden, berührt uns als der Helden nicht würdig.

Ungleich günstigere Lose fielen den österreichischen Waffen in den beiden Schlachten, die östlich des Mincio, bei Custozza, geschlagen wurden. Dorthin

gelangte ich am Nachmittag, indem ich in San Martino den Zug bestieg, in Sommacampagna aber wieder verließ und trotz greulichen Regenwetters auf der Landstraße nach Custozza patzte; und als ich die Bergkuppe nördlich des Ortes, die das italienische Denkmal trägt, erstieg, klärte sich der Himmel und gewährte mir einen ganz herrlichen Blick auf die Alpen, die in leuchtendem Rot erstrahlten. Fast hätte der unvergleichliche Anblick meine Gedanken von Nadekzis und Erzherzog Albrechts Heldentaten ganz abgelenkt. Die Tat Nadekzis auf diesen Höhen im Jahre 1848 und ihre Folgen wurden elf Jahre später dort drüben an dem ernststen Turm von Solferino wieder zunichtgemacht; des Erzherzogs Sieg aber konnte den Schlag nicht aufwiegen, den Benedek neun Tage später droben in Böhmen erlitt. Wie viel österreichisches Blut ist auf italienischem Boden vergeblich geflossen! —

Die Schatten des Abends lagen schon auf der weiten, zu meinen Füßen liegenden Tiefebene, als ich über den östlich gelegenen niedrigeren Monte Croce mit dem österreichischen Denkmal der Bahnstation Vilefranca zueilte, um noch heute über Verona Venedig zu erreichen.

Am Fuß der Alpen.

Arcole—Rivoli.

Die Wunder Venedigs, der Dogenpalast, die Marcuskirche und alle Zeugnisse einstiger Macht und Pracht, die herrlichen Denkmäler der Kunst, die phantastisch-prächtigen, aber meist zerfallenden Herrensitze, die Trümmer des Campanile rufen ein Gefühl der Trauer darüber hervor, daß all diese stolze Größe so klanglos versinken konnte. Als Bonaparte damals die vier gewaltigen Rosse, die früher einen römischen Triumphbogen geziert haben mögen, vom Domportal herabholen und mit anderen kostbaren Beutesünden, die einst von den Seehelden aus allen Teilen der alten Welt zusammengeschleppt worden waren, nach Paris bringen, als er dann das Staatsschiff Bucentaur verbrennen ließ und schließlich die Republik dem Kaiser auslieferte, da brach dem letzten Dogen das Herz; zu mannhaften Taten waren die Venetianer nicht mehr fähig, ohne Kampf beugten sie den Nacken unter das Joch des — Besiegten. Erst siebenzig Jahre später gab Oesterreich diesen herrlichen Besitz wieder frei; die Kraft ganz Italiens reichte nicht hin, die Fesseln der Fremdherrschaft zu brechen; es bedurfte des Ansturms der Preußen, um diese Perle in die Krone des Hauses Savoia einzufügen.

Nach anderthalb Tagen Aufenthalt in der Lagunenstadt, nach all den verweichlichenden Eindrücken, zu denen, vielleicht abgesehen von dem Schwarz der Gondeln, eigentlich nur das trotzige Reiterdenkmal des Colleoni einen desto schärferen Gegensatz bildet, nach dem Herumirren in den beengenden Gassen, nach dem Besuch schauerlicher Verliese, nach dem Feilschen um allerhand elenden Trödel, nach der Abhängigkeit von aufdringlichen Gondolieren

und Fremdenführern, fühlte ich geradezu Sehnsucht danach, wieder in freier Gottesnatur den Schritten meines Helden nachzuspüren.

Ehe Bonaparte mit Venedig so umspringen konnte, hatte er noch dreimal Taten zu vollbringen, die die Kraft eines Herkules erforderten.

Schon im September 1796 unternahmen die Österreicher einen neuen Versuch, Mantua zu entsetzen unter der Führung Wurmsers. Wieder theilte dieser die neugebildete Armee in zwei Teile; der eine sollte die Etsch abwärts, der andere durch Venetien vorgehen. Aber Bonaparte kam dem Angriff zuvor, indem er längs der Etsch in Tirol eindrang, die westliche Kolonne des Feindes zertrümmerte, dann der anderen Kolonne durch das Brentatal nachging, ihr Ende bei Bassano packte und den Rest nach Mantua hineinwarf.

Aber schon im November sandte der Kaiser auf denselben Wegen neue Heere, denen Bonaparte an Zahl nicht annähernd gewachsen war. Er sah sich genötigt, aus Venetien auf Verona zurückzuweichen; sein Angriff auf die Stellung Alvinczys bei Caldiero östlich Verona wurde abgewiesen. Die Truppen, die bei Rivoli seinen Rücken decken sollten, konnten jeden Augenblick von doppelter Übermacht erdrückt werden. Da entschloß sich Bonaparte gegen Alvinczys Verbindungen vorzugehen; er ging in dem befestigten Verona über die Etsch zurück, marschierte etwa 30 km stromabwärts und überschritt dort am 15. November den Strom von neuem bei Ronco, dicht oberhalb der Alponemündung. Aber von den in dem sumpfigen Gelände auf zwei Dämmen vorgehenden beiden Kolonnen trifft die eine nach wenigen Kilometern bei Arcole auf unüberwindlichen Widerstand; Alvincz jedoch gibt den Angriff auf Verona und den Übergang über die Etsch auf und geht so weit zurück, daß er seine bedrohten Verbindungen wieder hinter sich bringt. Bonaparte geht für die Nacht hinter die Etsch zurück, um sich nötigenfalls auch auf den anderen Gegner, nördlich von Verona, stürzen zu können; da dieser aber untätig bleibt, wiederholt Bonaparte am 16. den Versuch vom vorigen Tage, jedoch nicht mit besserem Erfolg; abermals geht er für die Nacht hinter den Strom zurück. Am 17. endlich vereinigt Bonaparte seine Kräfte zum umfassenden Angriff auf Arcole; dieser zähen Beharrlichkeit weicht der Feind; er hatte täglich empfindliche Verluste, im ganzen ein Drittel seines Bestandes, erlitten; Führer und Truppen sind erschöpft, sie geben sich geschlagen und gehen zurück. Nun wirft Bonaparte den in seinen Rücken, auf dem Westufer der Etsch, vorgedrungenen Feind: er war wieder der Herr Italiens!

Bonaparte ließ sich bald nachher, angeblich widerstrebend, nur von Josephine mit zarter Hand festgehalten, malen, wie er mit einer Fahne in der Rechten, ohne Hut, mit flatterndem Haar, die Seinen zum Sturm vorwärtsreißt. In der That hatte er am ersten Gefechtstage eine Fahne ergriffen und war mit ihr bis zur Mitte der Brücke von Arcole gekommen, vor der schon zwei Angriffe gescheitert waren; aber auch diesmal warf der

Gegenstoß der Österreicher den Ansturm der Franzosen zurück; ihr kühner Führer wäre, mit dem Pferde in einen Sumpf geratend, beinahe gefangen-genommen worden.

Wie man diese Tat auch beurteilen mag, es ist außerordentlich anziehend, deren Schauplay kennen zu lernen, zumal da dieser heute noch fast genau so aussieht wie damals; eine während des Gefechts gemachte Skizze tut dies dar.

Wenn man einige 20 km östlich von Verona, in San Bonifacio, die Eisenbahn verläßt und den ausgedehnten, am Fuß der Berge gelegenen Ort in südlicher Richtung durchschreitet, trifft man auf den Alpone, ein Gebirgsflüßchen, das hier in der Ebene von Dämmen eingefast ist, um es der Bewässerung dienstbar zu machen und um das niedrige Gelände gegen Hochwasser zu schützen; der Fluß strömt in südlicher Richtung mit geringen Biegungen und ergießt sein Wasser nach etwa 9 km bei Ronco in die Etsch. Auf zwei Drittel dieser Strecke liegt hier, etwas östlich des Flüßchens, Arcole, ein großes, zerstreut gebautes Dorf, in Bäumen und Buschwerk versteckt. Hier führt über den Alpone eine schmale Holzbrücke, die etwa 15 m lang ist und auf zwei dünnen steinernen Pfeilern ruht. An dem Zugang von Arcole her stehen unmittelbar an der Brücke zwei Häuser beiderseits des Weges, die somit die Enge noch einige Meter verlängern und ihre Verteidigung gegen Westen sehr begünstigen. 1796 hat auch auf dem Westufer ein kleines Bauwerk, vielleicht ein Kapellchen, unmittelbar am Brückeneingang gestanden. Der Weg, der nach Westen weitergeht, führt in die 6 m tiefer liegenden, sumpfigen Wiesen hinab; der Verbindungsweg nach Ronco geht links, der nach Bonifacio rechts auf der Dammkrone am Flusse entlang. Die Dämme auf beiden Seiten des Flusses gewähren den Truppenbewegungen dahinter, soweit das sumpfige Gelände diese überhaupt gestattet, Schutz gegen Feuer von gegenüber; gegen das Feuer aus dem oberen Stockwerk der Brückenhäuser fällt dieser Schutz indessen fort. Die Dammböschungen zum Fluß hinab sind steil und an den Biegungen unterwaschen. Der Wasserstand ist je nach der Jahreszeit verschieden; im November 1796 war der Fluß nur an einzelnen Stellen mit Mühe und Gefahr zu durchschreiten.

Vor der Brücke, an der die heldenmütigen Anstürme der Franzosen damals immer wieder an dem zähen Widerstand der Österreicher scheiterten, den Bonaparte auch durch das rücksichtslose Einsetzen seiner Person nicht zu brechen vermochte, ist 1810 ein Denkmal errichtet. Daß dies Einsetzen ohne Erfolg blieb, daß es sich mit dem Amt eines Feldherrn eigentlich nicht verträgt, sich als Grenadier zu schlagen, daß dieser Feldherr nachher sogar in eine Lage geriet, die noch weniger seiner würdig war, darf uns nicht abhalten, mit heiliger Ehrfurcht und voll glühender Bewunderung an dieser Stelle des gewaltigen Mannes zu gedenken, der es wie keiner verstanden hat, sein Heer

zu fast übermenschlichen Taten mit fortzureißen, bei dessen Anblick Sterbende die Todesangst abschüttelten, um ihm zum letzten Mal zuzujubeln. Und wie sehr solche seelischen Vorgänge das Entscheidende im Kriege sind, kann uns Friedenssoldaten nicht oft genug vorgehalten werden. Ich möchte dabei auf die höchst anregende Studie E. v. B.-Ks. „Arcole“ besonders hinweisen.

Den Weg nach Verona legte ich von San Bonifacio aus auf der Dampfstraßenbahn zurück; ich hoffte dabei auch vom Schlachtfeld von Caldiero noch einen Eindruck zu bekommen. Die Straßenbahn fährt auf der Chaussee Padua—Verona; an die Straße stoßen drei Hügelketten, als letzte Ausläufer der Alpen in die Ebene; sie würden ganz vorzügliche Stellungen abgeben, wenn nicht der leidige Weinbau Ebene und Hügel überzöge. Die Neben sind hier um die Bäume gerant und bilden zwischen je zweien ein zwar sehr malerisches, aber hinderliches Laubgehänge.

Gern hätte ich hier die Spuren Bonapartes, wie er am 12. November 1796 von Alvinz zurückgewiesen wurde, und diejenigen Erzherzog Karls bei seinem Sieg über Massena im Oktober 1805 im einzelnen verfolgt, aber die Dunkelheit war schon hereingebrochen und der folgende Tag, mein letzter in Italien, sollte mich auf das wohl großartigste Schlachtfeld Europas, nach Rivoli, führen. So ließ ich mir am anderen Morgen mit dem köstlichen Blick auf die Höhen von Caldiero von dem Mathausturm von Verona aus genügen. Daneben blieb noch etwas Zeit übrig, um die merkwürdigen Baudenkmäler der Stadt zu bewundern. Mittags fuhr ich mit der Eisenbahn etzschaufwärts. Man kann auch auf der Straßenbahn das herrliche Val Polizella mit seinen berühmten Weinbergen durchfahren und dann von Süden her das Plateau von Rivoli erreichen; ich zog es vor, jenseits der Veroneser Klause, in Ceraino, Rivoli gegenüber, den Zug zu verlassen und, etwas oberhalb davon auf einer Fähre über den Fluß setzend, das merkwürdige Hochgelände von Norden zu ersteigen. Die Straße geht hier durch eine Sperrbefestigung an dem vorspringenden Südostfuß des Monte Baldo hindurch und windet sich dann zu dem etwa 100 m höheren Plateau empor. Linker Hand erhebt sich auf einem Bergvorsprung gegen die Etsch hin das jetzt leider arg zerfallene Denkmal der Schlacht inmitten eines Kreises hoher Cypressen. Der Denkmals Hügel wird südlich mächtig überragt von einem senkrecht aus dem Strom aufsteigenden Felsen, auf dem majestätisch das Fort Rivoli thront; der Ort Rivoli schließt sich im Süden daran, unmittelbar am Absturz des Plateaus zur Etsch.

Das Fort bildet ungefähr den Mittelpunkt der nach Osten offenen Halbkreisfläche, als welche sich das Plateau von Rivoli darstellt; die vom Mittelpunkt etwa 3 km entfernte Kreislinie wird durch einen Kranz von Höhen gebildet, die das Plateau im Norden und Westen um einige 50 m, im Süden bis über 100 m überragen. Nach außen fällt dieser Halbkreis von Höhen zu einer 50 bis 100 m tieferen Ebene ab; sie umzieht das

Bergland in wechselnder Breite von etwa 1 bis zu 3 km. Aus ihr steigt im Norden der Monte Baldo empor, dessen mächtiger Rücken mit Gipfeln von über 2000 m Höhe Gardasee und Etschtal scheiden; im Westen und Südwesten wird die Ebene teils von steilen Felshöhen, teils von niedrigen Randbergen begrenzt, die, den unteren Gardasee begleitend, nun in das Glacialhügelland zwischen Etsch und Mincio übergehen. Die Ebene ist reich bebaut; das eigentliche Plateau von Rivoli ist mit spärlicheren Baum- und Nebenpflanzungen bedeckt, so daß hier namentlich zur Winterzeit die Übersicht und Bewegung verhältnismäßig wenig behindert sind. Vom Etschtal ist das Plateau im Norden durch einen schmalen Felsvorsprung des Monte Baldo getrennt; von da bis zum Fort Rivoli fällt es in mehreren Abfällen und Schluchten zum Fluß hinunter; den ganzen übrigen Ostrand bilden steile Felswände, die von der Etsch bespült werden. Die Straße von Verona nach Trient führt auf dem anderen Etschufer entlang; der östliche Talrand erhebt sich ebenfalls sehr steil zu Bergen von über 1000 m Höhe.

Wenn heute das Fort Rivoli seine Kanonen zum Salut löst, so wird ihm aus den Befestigungen hoch oben auf dem Vorsprung des Monte Baldo und auf dem gegenüberliegenden Berg sowie aus den Sperrern unten im Tal mit donnerndem Groll geantwortet, und tausendfach wird das Echo von den Felswänden, über den Spiegel des Gardasees hinweg, in das Flachland zurückgeworfen.

Diese Stelle hatte Bonaparte als Sperre gegen ein Vordringen der Österreicher aus Tirol ausersehen. Aufwärts im Etschtal und auf dem Rücken des Monte Baldo lagen besetzte Vorstellungen; auf der Denkmalshöhe war eine Batterie von schweren Geschützen erbaut, die den Aufstieg aus dem Etschtal beherrschte. Vor dem Gefecht von Castiglione war eine zähe Verteidigung dieser Stellung nicht geglückt; aber in den Tagen von Caldiero und Arcole hatte sie den Vormarsch der feindlichen Nebenkolonnen genügend lange aufgehalten. Jetzt, im Januar 1797 kam die Stellung zur vollen Geltung; in ein schimmerndes Schneekleid gehüllt wurde das Plateau von Rivoli zu einem Schlachtfeld von überwältigend großartiger Szenerie. Noch überwältigender aber ist die Art, wie Bonaparte seinen überlegenen Gegner abzutun verstand.

Die Hauptmacht der Österreicher, unter Alvinzy, kam diesmal aus Tirol längs der Etsch, eine Nebenkolonne durch Venetien gegen die untere Etsch vor. Alvinzy erstieg mit der Masse der Infanterie auf schwierigen Pfaden den östlichen Teil des Monte Baldo, drängte die französischen Vortruppen zurück, erreichte am 13. Januar den Fuß des Berges und schob jetzt Vorposten bis an den Höhenkranz nördlich Rivoli vor; Reiterei und Artillerie, die ihm nicht folgen konnten, blieben im Etschtal zurück; ihnen mußte der Aufstieg auf das Plateau erst erkämpft werden. Hierzu sollte eine

linke Seitenkolonne vom anderen Etshuser her mitwirken; eine rechte Seitenkolonne sollte auf dem anderen Flügel in der Ebene vordringen, um den Franzosen den Rückweg nach Verona zu verlegen.

Gerade noch rechtzeitig erkannte Bonaparte, von wo er die Masse des feindlichen Heeres zu erwarten hatte; in der Nacht zum 14. traf er bei Rivoli ein, beim Mondschein erkennt er die ihn halb umkreisende Stellung der Österreicher. Er zögert nicht, die zur Stelle befindliche Division nach Norden dem Feinde entgegenzuwerfen; aber erst das Eintreffen Massenas von Verona her entscheidet das Gefecht zu seinen Gunsten. Die österreichische Infanterie wird nun von den Höhen heruntergeworfen, die Artillerie- und Kavalleriekolonne, deren Spitze schon das Plateau erstiegen hatte, in den Engweg zurückgetrieben. Inzwischen hatte Bonaparte auch die in seinem Rücken entsandte österreichische Kolonne von allen Seiten anfallen und zersprengen lassen. Schon setzte er zur Verfolgung an, als er die Meldung von dem Vordringen der feindlichen Heeresabteilung über die untere Etsh gegen Mantua empfing. Sofort dreht er mit der Division Massena um und läßt sie am 15. dorthin marschieren; am 16. greift er die Österreicher dicht vor der Festung von allen Seiten an und zwingt sie zur Waffenstreckung. Den Sieg von Rivoli hatte unterdessen General Joubert vervollständigt, der durch kühnes Vorgehen gegen die Rückzugsstraße des Feindes, über den Monte Baldo hinaus, die Niederlage der Österreicher fast zur Vernichtung steigerte. Von einem 42 000 Mann starken feindlichen Heere hatte Bonaparte, mit einer schwächeren Macht und mit unbedeutenden Verlusten, innerhalb drei Tagen 20 000 Mann gefangengenommen, 5000 bis 6000 Mann außer Gefecht gesetzt. „Bonaparte hatte sich selbst übertroffen“, urteilt Clausewitz. Vierzehn Tage später kapituliert Mantua; Bonaparte kann nun in das Herz Österreichs vorstoßen.

Es war ein herrlicher Nachmittag, an dem ich auf einem Berghang südlich von Rivoli saß und das Schlachtfeld mit dem imposanten Monte Baldo im Hintergrund überblickte; schweren Herzens trennte ich mich von diesem wundervollen Punkt. Der freundliche Gutsherr von Rivoli verschaffte mir noch einige hübsche Ansichtskarten, die aber die herrliche Lage nicht annähernd wiedergeben; das Verbot, Festungswerke zu photographieren oder zu zeichnen, verhindert die Aufnahme der schönsten Bilder. Dann wies mir der alte Herr mit einigen deutschen Brocken den Abstieg zur Fähre und den Weg zur Eisenbahn; mit der in das großartige Tal jetzt herabsinkenden Dunkelheit senkte sich auch der Vorhang über meine herrlichen zehn Tage in Italien.



Über die Sachverständigentätigkeit der Sanitätsoffiziere zum § 51 des Reichsstrafgesetzbuchs.

Garnisonvortrag, gehalten zu Königsberg i. Pr. am 9. Februar 1903

von

Dr. Rothamel,

Oberstabsarzt beim Kürassierregiment Graf Wrangel (Ostpreuß.) Nr. 8.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Als Sachverständiger vor den Militärgerichten hat der Sanitätsoffizier sein besonderes ärztliches Wissen derartig in den Dienst des Militärstrafrechts zu stellen, daß er aus den Tatsachen der Beweisaufnahme und aus den Ergebnissen eigener Beobachtung ein Gutachten formuliert, das durch kurze, möglichst überzeugende, wissenschaftliche Gründe gestützt, der freien Beweiswürdigung des Gerichtshofes unterliegt. Dieser kann das Gutachten annehmen oder ablehnen, wie jedes andere Beweismittel auch.

Die einzelne Gerichtssitzung ist nicht die passende Gelegenheit, und der Raum vor den Schranken des Gerichts ist nicht der geeignete Ort, um über allgemeine Fragen der Sachverständigentätigkeit zu reden.

Der heutige Vortragsabend ist aber wohl dazu angetan, über wissenschaftliche Anschauungen, Probleme, Theorien und Kontroversen aus dem gerichtsarztlichen Gebiet Erörterungen teils geschichtlicher, teils ärztlicher, teils rechtlicher Natur beizubringen.

Und aus dem praktischen Bedürfnis heraus und wegen der Kürze der Zeit beschränke ich diese Erörterungen auf das Gebiet der geistigen Störungen, welche im § 51 des Reichsstrafgesetzbuchs ihre strafrechtliche Berücksichtigung gefunden haben.

Dieser § 51 gehört zu den allgemeinen Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs, welche auch für das Militärstrafgesetz gelten. Er ist mit den folgenden Paragraphen bis zum § 72 unter der Überschrift vereinigt: „Gründe, welche die Strafbarkeit einer Handlung ausschließen oder mildern.“

Die negative Fassung dieser Überschrift fordert die Frage nach den Gründen heraus, weshalb gewisse Handlungen, die Vergehen und Verbrechen, vom Staate bestraft werden. Diese Gründe aber finden sich im Strafgesetz-

buch selbst nicht angegeben. Sie beruhen in und auf dem Strafrecht*) des Staates, worüber die Strafrechtstheorien der Rechtsgelehrten jedem Auskunft geben, der sich nicht mit der selbstverständlichen Tatsache begnügt, daß der Kampf gegen Verbrechen und Übelthat im Staate ebenso geboten ist, wie der Kampf ums Dasein überhaupt gegen alle feindlichen Mächte.

Die Voraussetzung weiter, daß die Strafe an einem einzelnen Menschen vollzogen werden kann, besteht darin, daß dem Täter seine Handlungen zu- und angerechnet werden können und müssen.

Diese Zurechnungsfähigkeit schließt, nach unserer allgemeinen sittlichen Auffassung, die Möglichkeit in sich, daß die Tat auf den Willen des Täters — nicht also auf seine Eltern oder seinen Bildungsgang oder auf den Zufall — zurückgeführt wird.

Die Ausnahmen, unter denen dies nicht möglich ist, finden sich zum Teil in dem § 51 angegeben, welcher lautet: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“

An keiner andern Stelle des Strafgesetzes findet sich der Begriff der freien Willensbestimmung weder erörtert, noch anderweitig verwertet.

Es ist in der juristischen und gerichtsarztlichen Literatur und Praxis viel darüber gestritten worden,**) ob der ärztliche Sachverständige sich überhaupt bei dem § 51 auch über den angehängten Relativsatz, in dem von der freien Willensbestimmung die Rede ist, vor Gericht äußern dürfe und könnte.

Die einen sagen — und es finden sich Juristen und Ärzte darunter — die freie Willensbestimmung ist kein medizinischer Begriff, also überlasse der Sachverständige diesen Relativsatz, mit seinem metaphysischen Begriff, dem Richter; die anderen sagen: dem Richter ist gar nicht damit geholfen, wenn der Sachverständige nachweist, der Verbrecher ist oder war bei der Tat geisteskrank oder bewußtlos; denn es gibt sehr verschiedene Grade von Geisteskrankheit und Bewußtlosigkeit, und es kommt ja darauf an, nachzuweisen, ob ein solcher Grad vorliegt, der noch oder bereits nicht mehr die Bestrafung des Verbrechers zuläßt.

Über den Grad der Geisteskrankheit muß sich also der Sachverständige unter allen Umständen äußern, und als Gradmesser und Grenze ist der Begriff der freien Willensbestimmung vom Gesetz festgelegt.

Es entscheidet einfach das praktische Bedürfnis der Strafrechtspflege, daß der Sachverständige sich mit dem juristisch-philosophischen Begriff der freien Willensbestimmung auseinandersetzt, und daß er sich im einzelnen Fall

*) Siehe Literaturverzeichnis 3. Bd. Strafrecht; (weiterhin geben wir nur die Nummern dieses Verzeichnisses an).

**) 11. S. 16; 6. Bd. 1., S. 380.

jeoweit darüber äußert, als es der Gerichtshof verlangt oder es soweit unterläßt, als es der Gerichtshof für überflüssig hält.

Es ist, bevor der § 51 des Reichsstrafgesetzbuchs in seiner jetzigen Fassung festgelegt wurde, ein großer Kampf zwischen Fakultäten, Rechtsgelehrten und Gesetzgebung darüber geführt worden, ob der Begriff der freien Willensbestimmung überhaupt in das Strafgesetz aufgenommen werden sollte.

In den Motiven zum Entwurf des Strafgesetzbuchs heißt es (abgeürzt)*): „Das Strafrecht des Staates beruht auf dem allgemein menschlichen Urteile, daß der gereifte und geistig gesunde Mensch ausreichende Willenskraft habe, um die Antriebe zu strafbaren Handlungen niederzuhalten und dem allgemeinen Rechtsbewußtsein gemäß zu handeln. Diesem allgemeinen Urteil kann unbedenklich im Strafgesetz Ausdruck gegeben werden, wenn es sich darum handelt, die Zurechnungsfähigkeit oder ihre Ausschließung näher zu normieren. Es darf namentlich nicht gefürchtet werden, daß die verschiedenen metaphysischen Auffassungen über die Freiheit des Willens im philosophischen Sinne in die Prozeßverhandlungen gezogen werden.“ —

Es wäre allerdings die Aufhebung jeder geordneten Strafrechtspflege, wenn vor Gericht über den Begriff der freien Willensbestimmung eine Debatte entstände, denn so viele philosophische, theologische und naturwissenschaftliche Richtungen es gegeben hat und noch gibt, ebensoviele verschiedene Meinungen über die freie Willensbestimmung gibt es; eine immer noch tiefsinniger, unergündlicher und metaphysischer als die andere.

Wenn man aber ernstlich einmal an die Sache herangeht und wissen will, was es denn mit der geheimnisvollen philosophischen Tiefe auf sich hat, in welcher der Begriff der freien Willensbestimmung untertaucht, wenn man ihn zu begreifen sucht, derart, daß sogar der Gesetzgeber in den Motiven mit einer offenbaren Vorsicht die Sache behandelt, so lasse man sich durch das metaphysische Dunkel und Geheimnis nicht allzusehr verblüffen. Denn gerade vollständige Helle und Klarheit, Einfachheit und Begreifbarkeit ist der Zweck aller Begriffe. Was dunkel, kompliziert mit den Arabesten tiefsinniger Spekulation und Gelehrsamkeit umgeben ist, kann uns nichts helfen.

Man begreift das, was unter der freien Willensbestimmung zu verstehen ist, am leichtesten auf geschichtlichem Wege, und da es eine geschichtliche Periode gegeben hat, die sich selbst die Zeit der Aufklärung genannt hat, so fragen wir zuerst einmal bei ihr an, wie der freie Wille des Menschen zu verstehen sei.**)

Im 18. Jahrhundert war man in Frankreich unter den Gebildeten allgemein der Ansicht, daß die Erneuerung der Wissenschaften und der Künste, wie sie durch die Zeit der Renaissance herbeigeführt worden war, die Vor-

*) 11. S. 7; 6. S. 395.

***) 2. S. 193.

bedingung zu einem glücklichen und moralisch guten Leben sei. Kurz gesagt, man unterschied: eine höhere Moral und ein höheres Lebensglück der Gebildeten und eine niedere Moral und ein armseliges Dasein der großen ungebildeten Massen. Wie man also in unseren Tagen wiederum — einen alten Gedanken in anderer Form aufwärmend — von einer Herrenmoral und einer Herdenmoral redet, so bereits zur Zeit der französischen Aufklärung, zur Zeit Diderots und Voltaires, von einer Moral der Klugen und der Dummen.

Der, welcher hiergegen mit geistigen Waffen zuerst Front machte, war Jean Jacques Rousseau, in seiner berühmt gewordenen Preisarbeit über eine Aufgabe der Akademie zu Dijon, welche dahin lautete, ob die Erneuerung der Künste und Wissenschaften dazu gewirkt habe, die Sitten zu reinigen und zu verbessern.*)

Rousseau verneinte dies; aber so schwach und verschwommen die Begründung war, so bedeutungsvoll wurden Rousseaus Ideen für Kant, dessen Lehren über die Freiheit des Willens und über den kategorischen Imperativ, wenn auch aus ihm selbst entsprungen, so doch durch Rousseaus Einfluß hervorgerufen wurden, der zeitlebens der Lieblingschriftsteller Kants gewesen ist.

Das Wesentliche von Kants Moralphilosophie findet sich in folgenden Sätzen**):

„Es ist überall nichts in der Welt, ja auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Der Wille aber ist gut an und für sich selbst dadurch, daß er allein durch Pflichtgefühl, nicht durch Neigungen bestimmt ist. Ob du Staaten regierst und Schlachten gewinnst, ob du durch Wunder der Kunst oder Wissenschaft die Menschheit reicher machst oder ob du als Adersknecht mit müdem Fuße die Scholle trittst oder im letzten Hause der Vorstadt Riemen schneidest und Schuhe flickst: das macht für deinen moralischen Wert gar keinen Unterschied. Hier kommt es nicht auf das an, was vom Glück oder von Naturanlagen abhängt, sondern allein auf die Gesinnung, auf die Treue, mit der du deine Pflicht tust. Folgst du nicht deinen Lüsten und Launen, sondern dem moralischen Gesetz in dir, so erhebst du dich damit zu einer Höhe und Würde, wie sie denen, die dem Glück nachjagen und allein nach Regeln der Klugheit ihre Handlungen einrichten, ewig fern bleiben.“

Oder ein anderer Satz von Kant: „Jeder Mensch hat in der sittlichen Welt seinen Wert und seine Würde ohne alle Rücksicht auf seine Stellung in der Gesellschaft.“

*) 5. Bd. IV, S. 1 bis 15.

***) 5. Bd. VII, S. 334.

Das heißt mit anderen Worten: „Jeder Mensch, sei er arm oder reich, im Glück oder Unglück, in günstiger oder widriger Lage, sei er klug oder dumm, gelehrt oder unwissend, hat in sich die sittliche Freiheit, das Gute, Erlaubte, Rechte zu tun, das Schlechte, Verbotene, Unrechte zu lassen. Die praktische Freiheit der Wahl ist das, was der Gesetzgeber mit der freien Willensbestimmung, mit der moralischen und rechtlichen Freiheit des Willens bezeichnet und gemeint hat.“

Es ist also streng genommen, die freie Willensbestimmung der Menschen, die Wahlfreiheit in der Handlung, die *libertas faciendi* und nicht die Freiheit des Wollens, die *libertas volendi*, oder anders ausgedrückt, es gibt einen Willen zur Tat und den nennen wir frei, aber es gibt nicht einen Willen zum Wollen.

Wer aber weiter versucht, in die sogenannte metaphysische Tiefe der Willensfreiheit einzudringen, der wird und muß erkennen, daß er sich in ein Problem der scholastischen Theologie vertieft, was jetzt nur noch einen historischen Wert hat für Religions- und Glaubensgeschichte. Dies metaphysische Problem von der *libertas volendi* ist ungelöst, wie überhaupt alle unendlichen Dinge.*)

Nun erhebt sich gegen unsere praktische Auffassung von der Willensfreiheit, als der Wahlfreiheit im Handeln, folgender gewichtiger Einwand:

Die Wahlfreiheit fängt beim Menschen doch erst dann an Bedeutung zu gewinnen, wenn Volk und Zeit, dem der Einzelne entsprungen, wenn Eltern und Erzieher, die ihn geistig geformt, wenn Lebensstellung und Glückszufälle, die ihn vor eine besondere Aufgabe gestellt haben, ganz ohne seinen Willen ihn zu dem gemacht haben, was er im gegebenen Augenblick ist. Hatte der Mensch keine Wahlfreiheit, sich Eltern, Erzieher, Gesellschaft, äußere Lebensumstände auszusuchen, wie kann man ihn tadeln oder strafen für das, was nicht eigentlich er, sondern die Gesellschaft an ihm verbrochen hat! — Hat der verlumpte, verkommene Kerl nicht etwas für sich, wenn er sagt: „Ich bin durch meine angeborene Natur, durch eine seit Generationen heruntergekommene Familie zu einem schlechten Kerl mit perversen Trieben und moralischen Defekten geworden! Wäre es nach mir gegangen, so wäre ich ein tüchtiger Mann geworden!“ —

Dies sind Einwände und Trugschlüsse, welche schon oft die Gemüter verwirrt, aber auch gelehrte und wissenschaftliche Vertreter gefunden haben.

Der Trugschluß liegt darin, daß man ganz künstlich und willkürlich einen Gegensatz konstruiert zwischen dem Staat oder Volk, welchem der Übeltäter angehört, und diesem Übeltäter selbst. Denn der Verbrecher ist nun einmal ein Teil, ein Mitglied des Staates und zählt bei der Volkszählung mit, ebenso wie der zuverlässige Beamte. Es ist richtig, daß der Staat

*) 4. Bd. I, S. 417 bis 435.

diesen Verbrecher hervorgebracht hat; zugleich aber ist der Staat doch selbst bestraft: 1. durch die Taten des Verbrechers gegen Eigentum, Sicherheit usw.; 2. durch die Strafen des Verbrechers, insofern ein Mitglied des Staates dadurch leiden muß; 3. durch die Unkosten für Zuchthäuser und Gefängnisse, die oft schöner sind, als manche Kaserne.

Es ist ebenso wie mit dem kranken Glied am Körper; ich kann mir das Glied nicht im Gegensatz zum Organismus denken. Wohl aber wird das schmerzhafteste Heilmittel — wenn es nötig ist — da angewandt, wo der Schaden sitzt, im Staatsorganismus also die Strafe gegen den Verbrecher, oder wie um die Gesundheit zu fördern, nicht der Gesunde, sondern der Kranke die Arznei schlucken, die Operation ertragen muß.

Nun kommen wir zum § 51 zurück mit der Erkenntnis, sofern eine Übeltat dem wirklichen Willen eines Menschen entsprungen ist, wird sie ihm und muß sie ihm auch zugerechnet werden; denn 1. hatte er den freien Willen zu handeln, wie jeder strafmündige Mensch; 2. ist er ein Glied der Gemeinschaft, die mit ihm und durch ihn leidet, und die gesunden will durch das Heilmittel der Strafe.

Hiermit verlassen wir den Relativsatz, welchen der Gesetzgeber dem § 51 angehängt hat, um uns den Bedingungen zuzuwenden, welche den Willen unfrei machen, und welche hier in diesem § 51 strafrechtlich in Betracht kommen, — die Geistesstörung und die Bewußtlosigkeit.

Denn noch anderes hebt die Willensfreiheit auf, z. B. die unüberstehliche Gewalt, der unverschuldete und unabwendbare Irrtum, die Notwehr; das aber gehört nicht zur Begutachtung des ärztlichen Sachverständigen.

In dem § 51 hat jedes Wort seine Geschichte von vieler Gedankenarbeit und Meinungsverschiedenheit, ehe der Paragraph die Form angenommen hat, wie er jetzt seit über 30 Jahren besteht.

Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, fängt der Paragraph an, und damit ist gesagt, entweder sie ist vorhanden oder sie ist nicht vorhanden; entweder der Täter ist zurechnungsfähig oder er ist es nicht, ein Drittes gibt es strafrechtlich nicht. Und doch ist dies Dritte eine alte Forderung der Ärzte,*) im besonderen der Irrenärzte. Einmal kennt der naturwissenschaftlich gebildete Arzt keine scharfen Grenzen zwischen den beiden Gegensätzen der geistigen Gesundheit und geistigen Krankheit, denn es gibt eine Menge Zwischenstufen derart, daß auch der Wille zu einer Tat nicht ganz frei und nicht ganz unfrei sein kann, und auch häufig ist. Dieser Tatsache der irrenärztlichen Wissenschaft sollte also füglich eine verminderte, eine herabgesetzte Zurechnungsfähigkeit im Strafrecht entsprechen, und es hat Gesetzbücher gegeben und es gibt auch noch solche, welche ausdrücklich eine verminderte Zurechnungsfähigkeit annehmen; auch in dem ursprünglichen Ent-

*) 6. Bb. I, S. 390; 7. S. 954; 11. S. 34.

wurf des Strafgesetzbuchs, welcher dem Norddeutschen Bunde 1870 vorlag, war die verminderte Zurechnungsfähigkeit aus älteren Strafgesetzbüchern vorgesehen. Das preussische Medicinalkollegium hatte die Fassung vorgeschlagen: „Der Täter ist mit einer geringeren Strafe zu belegen, wenn er usw. sich in einem Zustand befand, welcher die freie Willensbestimmung zwar nicht völlig ausschloß, aber dieselbe beeinträchtigte.“

Der Bundesrat hat indes diese verminderte Zurechnungsfähigkeit gestrichen mit der Motivierung, daß durch die weitgehende Berücksichtigung der mildernden Umstände im Gesetz dem praktischen Bedürfnis des Strafrechts genügt werde.

Die mildernden Umstände haben den Erfolg, daß ein Übeltäter mit kürzerer oder leichter Strafe belegt wird als ein anderer, dem diese mildernden Umstände nicht zugebilligt werden.

Es wird also der ärztliche Sachverständige, wenn es sich nach seiner ärztlichen Auffassung in einem Fall von zweifelhaftem Geisteszustand um verminderte Zurechnungsfähigkeit handelt, gezwungen durch den Wortlaut des § 51, sagen müssen, daß dieser Paragraph nicht zutrifft, weil der verlangte Grad von Geistesstörung nicht vorliegt.

Jeder einsichtsvolle Gerichtshof wird aber den Sachverständigen weiter anhören, wenn er auseinandersetzt, daß der Täter in seinem Willen beeinträchtigt, beschränkt, behindert war, wegen eines geringen oder mäßigen Grades geistiger Erkrankung. Leuchtet das dem Gerichtshof ein, so wird er mildernde Umstände annehmen und die Strafe herabsetzen.

Nun sagt aber der Irrenarzt: darauf, daß ein Geisteskranker mit verminderter Zurechnungsfähigkeit mit einer kürzeren Freiheitsstrafe belegt wird, kommt es nicht an, sondern darauf, daß er anders bestraft wird; denn es handelt sich bei diesen vielen Zwischenstufen von verminderter Zurechnungsfähigkeit um Menschen, die einer besonderen Behandlung bedürfen; es gehören dazu: die exzentrischen Charaktere, die geschlechtlich Perversten, die Leute mit gewissen Zwangsgedanken, die leichteren Formen des Schwachsinns, die Entarteten, die leichten Hysteriker und Epileptiker, die geistig Minderwertigen, die hochgradig Nervösen, die Kopfverletzten, die Alkoholisten und Morphinisten, also eine recht bunte Gesellschaft, ferner viele von den Vagabunden der Landstraße, von den Bettlern der großen Städte.

Über diesen irrenärztlichen Einwand läßt sich folgendes sagen:

Als Forderung nach einer besonderen Art der Strafvollstreckung ist der Gedanke gerechtfertigt, es wäre tatsächlich zu wünschen, daß diese Halbkranken anders gestraft würden, als die Ganzgesunden, sei es in besonderen Straf-Heilanstalten oder auch durch zwangsweise Unterbringung in ärztliche Behandlung; aber für eine Anzahl dieser Halbkranken ist doch auch gerade die einfache Strafe ein wertvolles Mittel zur Heilung und doch außerdem ein Trost, daß sie noch nicht zu den Verrückten gerechnet werden. Wieder

bei andern ist erst eine Diagnose ihres Halbkrankenzustandes möglich, wenn sie so und so oft umsonst bestraft worden sind. Wieder bei andern fehlt es der Wissenschaft noch vollständig an zuverlässigen Grenzen und Zeichen ihrer Krankheit; bei noch andern weiß die Wissenschaft so gut wie nichts Sicheres über die Ursachen der Krankheit und Mittel zur Heilung. Und bei alledem noch ist doch auch an jedem Gefängnis und jedem Zuchthaus eine Krankenstation und ein Arzt. Hat dieser nun genügende irrenärztliche Vorbildung, so wird dem Gefangenen mit verminderter Zurechnungsfähigkeit auch die nötige Aufsicht werden.

Also als Forderung kann man den irrenärztlichen Gedanken der verminderten Zurechnungsfähigkeit gelten lassen, als Vorschlag wird er aber erst dann gelten können, wenn diese Zustände geistiger Halbkrankheit noch genauer erforscht sind, und verwirklicht kann der Gedanke erst werden, wenn tatsächlich die Erfolge des Irrenarztes die alte strafrechtliche Praxis der mildernden Umstände in den Schatten gestellt haben werden.

Damit eröffnet sich ein Arbeitsgebiet, dessen Früchte vielleicht einem späteren Strafgesetze zugute kommen werden, noch aber ist der militärärztliche Sachverständige an das Entweder — Oder des § 51 gebunden, und es ist wichtiger für ihn, das eigene Feld irrenärztlicher Wissenschaft auszubauen, als vorzeitig Verwirrung in die gesetzlichen Begriffe hineinzutragen.

Außer der verminderten Zurechnungsfähigkeit kennt die Geschichte des § 51 noch ein anderes Problem, das ist das Problem von der partiellen oder der teilweisen Zurechnungsfähigkeit. Es wäre nicht nötig von dieser Sache zu reden, wenn sie nicht neuerdings wieder ihre Vertreter in der Wissenschaft gefunden hätte.*)

Die meisten von Ihnen, meine Herren, werden wissen, daß es eine Zeit gab, wo man von Monomanien redete, d. h. von Erkrankungen an Wahnsinn, der sich nur auf ein bestimmtes Geistesgebiet erstreckte, während die übrigen Teile des Geistes gesund wären; so redete man von Kleptomanie, wenn jemand aus krankhafter Neigung stahl; von Pyromanie, wenn einer krankhafterweise Feuer anlegte, im übrigen aber einen geistig gesunden Eindruck machte. Bei diesen Leuten erklärte man die Zurechnungsfähigkeit wegen des eigentümlich krankhaften Triebes für aufgehoben, im übrigen aber bei anderen strafbaren Handlungen für erhalten. Dies war absurd und ist ein rechtlich und medizinisch überwundener Standpunkt.

Den neuen wissenschaftlichen Versuchen gegenüber, den Geist — strafrechtlich den Willen — in einzelne Teile zu zerlegen, die unabhängig voneinander erkranken könnten, so daß ein Teil gesund — strafrechtlich verantwortlich — bliebe, muß man sachlich antworten: „Jeder Wagen entgleist, wenn ein Rad zerbricht; jedes Bild wird sich selbst unähnlich, wenn eine

*) 11. S. 30; 6. S. 392.

Farbe vermischt wird; wie kann nun der Geist noch richtig spüren oder im eigenen Bilde sein, wenn wesentliche Teile im Gehirn krank sind!"

Ferner ist der partiellen Zurechnungsfähigkeit gegenüber zu sagen, daß nach dem Wortlaut des § 51 von ihr gar nicht die Rede sein kann. Denn es heißt hier: „Wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Tat geisteskrank war.“ Es wird hier also nur gefragt nach dem zeitlichen Zusammenhang zwischen einer Handlung und einer Geisteskrankheit. Der Gesetzgeber nimmt an, und dafür können wir Sachverständige ihm nicht dankbar genug sein, daß, wenn der Täter so geisteskrank ist, wie es der § 51 betont, d. h. geisteskrank bis zur Willens- und Bewußtlosigkeit, alles was er damals tat, krankhaft war.

Es kann aber folgendes in Frage stehen, und die Praxis hat den Fall tatsächlich aufgegeben: Ein geistig gesunder Mann trinkt zwei Glas Bier und begeht dann einen Ungehorsam, er trinkt dann weiter bis zur vollen Bewußtlosigkeit und begeht jetzt einen tötlichen Angriff gegen Vorgesetzte. Weil hier zwei verschiedene Zeiten, zwei verschiedene Handlungen, sowie zwei verschiedene Zustände, nämlich: Bewußtsein bei der ersten Tat, volle Bewußtlosigkeit bei der zweiten Tat vorlag, hat der Sachverständige sich auch gutachtlich so geäußert und gesagt, bei der ersten Handlung trifft der § 51 nicht zu, bei der andern aber trifft er zu. Dementsprechend ist der Mann für die eine Sache gerichtlich bestraft, wegen der andern freigesprochen bezw. nur wegen Trunkenheit außer Dienst disziplinarisch bestraft worden.

Es macht den Eindruck, der Sachverständige hätte den veralteten Begriff der partiellen Zurechnungsfähigkeit ausgegraben. Aber bei der partiellen Zurechnungsfähigkeit handelt es sich doch nur um die wissenschaftlich verbotene und strafrechtlich unmögliche Teilung eines kranken Geistes, hier handelt es sich um zwei, zwar aufeinander folgende, aber zeitlich getrennte und verschiedene Zustände eines gesunden Gehirns, das einmal durch zwei Glas Bier noch nicht bewußtlos, später durch Schnaps und mehr Bier aber bewußtlos geworden und am anderen Morgen wieder frei von Bewußtlosigkeit war.

Und was der Mann etwa an den nächsten Tagen, was er an den vorhergehenden begangen hätte, wäre ihm doch sicher angerechnet worden.

Ich will damit betonen: wenn die Zurechnungsfähigkeit auch nicht geteilt werden kann, so hat sie doch zeitliche Grenzen, denn sonst müßte — im Extrem gesprochen — ein 60 jähriger Verbrecher, der geisteskrank wird, für alle vorhergegangenen Übeltaten rehabilitiert werden. Die zeitlichen Grenzen können sehr nahe zusammenliegen; heute rot, morgen tot oder heute zurechnungsfähig, morgen verrückt, ist durchaus logisch und auch erfahrungsmäßig berechtigt, denn es gibt ganz plötzliche Ausbrüche von akuten Geisteskrankheiten, ebenso wie von körperlichen Krankheiten. Wer morgen

einen Typhus bekommt, kann heute ganz gesund sein, aber, und darauf kommt es an, hat er nun mal den Typhus, so fiebert der ganze Körper, ist einer mal willenlos geisteskrank oder bewusstlos, so sind alle seine Handlungen für die Dauer dieses Zustandes nicht an- und zurechenbar.

Was wir bisher über die Probleme der verminderten und partiellen Zurechnungsfähigkeit betrachtet haben, kommt praktisch darauf hinaus, daß der Sachverständige berechnete Zweifel an der freien Willensbestimmung eines Täters haben kann und haben wird, ohne klipp und klar zu sagen, der § 51 trifft zu. Damit ist dem Richter zwar nicht gedient, aber es ist doch wesentlich, sich an das in dubio pro reo zu erinnern.

Wann ein Zweifel berechnete, wann unberechnete ist, hat der Gerichtshof zu entscheiden. Es wird jedoch immer Aufgabe des Sachverständigen sein, sich nicht hinter berechneten Zweifeln zu verschütten, damit bringt er sein Wissen und seine Wissenschaft nur allzuleicht in Mißkredit. —

Wir können uns von den einleitenden Worten des § 51 — nämlich den Worten: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden,“ noch nicht vollständig losmachen. Jedenfalls ist diese sprachliche Wendung, daß die strafbare Handlung nicht vorhanden ist — auffallend; sie ist auch nicht unbeachtlich und hat eigenartige Konsequenzen.

Es sagt sich der gesunde, praktische Menschenverstand: Vorhanden ist die begangene Handlung unter allen Umständen, darüber kann eigentlich gar kein Zweifel sein, sondern nur darüber, ob sie strafbar ist, ob sie angerechnet werden darf.

Es sagt aber dazu das Strafrecht: „Strafbare Handlungen setzen die Willensfreiheit voraus; wo diese fehlt, gibt es keine strafbaren Handlungen.“

Dies ist jedenfalls eine strafrechtlich ganz einwandfreie Logik und damit die auffällige Wendung — eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden — vollständig gerechtfertigt.

Was aber hat das für Konsequenzen, wenn es sich nicht nur um einen oder zwei geistesranke Täter, sondern um eine gemeinschaftliche Übeltat von einem geistesranke Haupttäter und von geistesgesunden Teilnehmern Gehilfen, Aufpassern, Helfershelfern usw. handelt? Ist bei einer militärischen Meuterei das gesunde Gefolge eines verrückten Anführers deshalb straffrei, weil dessen strafbare Handlung gar nicht vorhanden ist, ergo auch niemand sich daran beteiligt haben kann? Die strafrechtliche Entscheidung wird sicher nicht allein vom Wortlaut des § 51 abhängen, wonach die strafbare Haupt-handlung überhaupt nicht vorhanden ist, sondern vielmehr von sachlichen und praktischen Momenten, nach denen die Strafbarkeit der Teilnehmer bestimmt wird.

Denn der Gesetzgeber hat hier wohl sicher die Worte: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden,“ nur gebraucht mit der selbstverständlichen Ergänzung „in bezug auf den einzelnen Täter“.

Aber es scheint dem Gesetzgeber in diesem Fall zu gehen, wie dem Arzt, der ein wirksames Heilmittel mit übelen Nebenwirkungen anwendet. Nach dem Hin und Her, dem Für und Wider,*) das man in strafrechtlichen Entscheidungen und gerichtsarztlichen Betrachtungen über die nicht vorhandene strafbare Handlung liest, muß man auch von übelen Nebengedanken dieser Fassung reden. Und bedenklich wäre die Nebenwirkung, wenn der Gutachter befangen werden sollte in dem Nebengedanken, daß sein Gutachten auch noch geistesgesunden Mittätern irgendwie zugute käme.

Das wäre nicht möglich, wenn es hieße: „Die Handlung wird demjenigen Menschen nicht als strafbar angerechnet, welcher usw.“ oder wie es im Entwurf zum österreichischen Strafgesetzbuch lautet: „Die Handlung ist nicht strafbar, wenn usw.“

Daß ich nun eben überhaupt, wenn auch in ganz vorsichtiger Weise angedeutet habe, das Gutachten über einen Geisteskranken könnte durch gesellschaftliche oder dienstliche Umstände beeinflusst werden, dazu liegt der Grund viel weniger oder überhaupt nicht in einer Schwäche, Unzuverlässigkeit, Opportunität des Sachverständigen, sondern in der Unsicherheit, Jugend und Vieldeutigkeit seiner irrenärztlichen Wissenschaft.

Denn was ist geisteskrank bewusstlos, — was gesund, vollbewußt?

Nirgends wird mehr über die Widersprüche ärztlicher Urteile geklagt und gespottet, als bei den Gutachten über zweifelhafte Geisteszustände. „Heutzutage soll jeder Verbrecher verrückt sein, wenn es nach den Ärzten ginge“, das ist noch das Mindeste, womit nicht allzu selten die öffentliche und die zuständige Meinung das kritisiert, was der irrenärztliche Gutachter unter seinem Eide aussagt.

Widersprechen sich aber gar die Gutachten der Sachverständigen über einen zweifelhaften Geisteskranken, so heißt es: da sieht man ja, was die Herren Sachverständigen eigentlich wissen und können.

Niemand empfindet die Unzulänglichkeit und Unsicherheit seiner Wissenschaft deutlicher und schmerzlicher als der irrenärztliche Sachverständige selbst, und es kommt nur darauf an, daß er sich dieser Grenzen genau bewußt ist. Gemeinhin und sehr häufig wird von den Sachverständigen in irrenärztlichen Fragen viel mehr verlangt, als er überhaupt leisten kann; sei es nun, daß er zu einer einzigen Verhandlung hinzugezogen, auf Grund von unbedeutenden Zeugenaussagen und kurzer, zwei- bis dreistündiger Beobachtung des Angeklagten sagen soll, ob dieser schon vor Wochen oder gar Monaten, als er die Tat beging, willenlos geisteskrank war, oder aber, daß er innerhalb sechs Wochen — der längsten gesetzlichen Beobachtungsfrist — sich gutachtlich über einen Fall von Geisteskrankheit äußern soll, der oftmals jahrelang zu seiner Entwicklung braucht.

*) 11. S. 44.

Die Gründe, weshalb der irrenärztliche Gutachter oft nicht mit derselben Pünktlichkeit, Schärfe und Sicherheit zu einem endgiltigen Gutachten kommen kann, wie in chirurgischen, chemischen oder allgemein medizinischen Fragen, sind folgende: 1. die geschichtliche Entwicklung der irrenärztlichen Wissenschaft, 2. das Verhältnis zwischen Gehirn und Seelenleben.

Auf beide Gründe muß ich eingehen.

Daß die Geisteskrankheiten Krankheiten des Gehirns sind, wußte man schon im alten Griechenland,*) daß ferner Geisteskrankheit die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit aufhebt, war bereits ein allgemein anerkannter Grundsatz des römischen Strafrechts.

Zur Zeit der römischen Republik,**) im Zeitalter Ciceros, kannte man als strafauszuschließende Geisteszustände die Raserei, Furor, und die starken leidenschaftlichen Affekte. Diese erfreulichen Anfänge sachverständiger Beurteilung erweiterten sich im römischen Recht in der Kaiserzeit derartig, daß einige Jahrhunderte später in den Justinianischen Gesetzsammlungen schon eine hochentwickelte Unterscheidung verschiedener Geisteskrankheiten vorkommt; man unterschied bereits: den Wahnsinn (dementia), die Sinnlosigkeit (mente capti), die Raserei (furor), die Überspanntheit (insania), den Blödsinn (fatuitas), die Narrheit (moria) und wußte sogar, daß es Formen der Geisteskrankheit mit unterbrechenden Perioden geistiger Gesundheit gäbe.

Wie so vielen glücklichen Anfängen von Kultur, Kunst und Wissenschaft machten die politischen und religiösen Kämpfe des Mittelalters zwischen den Romanen und Germanen, zwischen Christentum und Heidentum, auch der irrenärztlichen Entwicklung ein jähes Ende, und dieser Stillstand und der Rückfall***) in absolute Unkenntnis auf dem Gebiet der Wissenschaft vom geisteskranken und unzurechnungsfähigen Menschen dauerte länger als bei allen anderen geistigen Strömungen und Arbeiten, welche schon in der Zeit der Renaissance ihre Auferstehung feierten.

Aus einigen falsch verstandenen Stellen des Neuen Testaments nämlich hatte sich unter dem Einfluß kirchlicher Auffassung und unter der Praxis des kanonischen Rechts die allgemeine Vorstellung gebildet, der Wahnsinn selbst sei ein Verbrechen, wobei die Lehre vom Besessensein durch den Teufel die dogmatische Begründung abgab.

Nummehr wurde also der Wahnsinn selbst bestraft und zwar meist mit dem Scheiterhaufen. Ärzte wurden damals nicht erst um ihren Rat gefragt, sie hätten auch wohl nichts gewußt. Es waltete eben der Priester mit Exorcismen, Kasteiung und Gebet und der Scharfrichter mit Zaubermitteln, Torturen und Todesstrafe. Im Kurfürstentum Trier†) wurden z. B. in wenigen

*) 1. Bd. I, S. 528.

**) 8. Bd. I, S. 13 und 16.

***) 1. Bd. I, S. 805.

†) 9. S. 42.

Jahren 6500 Menschen als sogen. Beherrte, Bezauerte, Befessene hingerichtet, die nach unserer jetzigen Auffassung nur Melancholische oder Schwachsinrige gewesen sein mögen. Von den krassen Irrtümern und der Unmenslichkeit vergangener Jahrhunderte, wo die Geisteskranken in Gefängnissen schmachteten, zusammengesperrt mit den gemeinsten Verbrechern, mit Ketten gefesselt, preisgegeben der Roheit und der Peitsche des Kerkermeisters, hat die Geschichte ein dunkles, eintöniges, schier endloses Buch geschrieben; denn erst zu Mitte des 18. Jahrhunderts hörten die Hexenprozesse auf und erst im 19. Jahrhundert, ungefähr von 1818 bis 1820 begann sich das Schicksal der Geisteskranken vor Gericht und in der Wissenschaft prinzipiell und nachhaltig zu bessern.

Die Anfänge dieser besseren Einsicht reichen nun wieder bis auf Karl den Großen zurück, der es verbot — allerdings ohne Erfolg — Hexen zu verbrennen, und zur Zeit eines anderen Großen, Napoleons I., brach die bessere Einsicht siegreich durch.

Wunderbarerweise aber ging die Anregung und das Vorbild von den Türken*) aus. Die mohamedanischen Völker, nach deren religiösen Vorstellungen der Geisteskranke nicht als Verbrecher, sondern im anderen Extrem als Heiliger galt, hatten schon frühzeitig eine hochentwickelte Irrenpflege; so bestand bereits im 7. Jahrhundert in Fez ein muselmännisches Asyl für Geisteskranke. Zur Zeit der Türkenkriege gab es einen christlichen spanischen Mönchsorden *de la Mersi*, der sich mit dem Loskauf christlicher Gefangener aus türkischer Knechtschaft befaßte. Dieser Orden lernte auch die türkischen Irrenanstalten kennen und errichtete nach orientalischem Vorbild im Jahre 1409 in Valencia**) in Spanien das erste menschenwürdige Asyl für christliche Geisteskrante; von da aus hat sich langsam die bessere und christlichere Erkenntnis vom Wesen der Geisteskrankheiten entwickelt, bis dann unter den Stürmen der französischen Revolution mit dem alten unmenschlichen Aberglauben vollständig und plötzlich gebrochen wurde. Napoleons I. Verständnis für diese Angelegenheit wird Sie interessieren.

Unter der Schreckensherrschaft des Konvents hatte der französische Arzt Philippe Pinel***) von dem Mitgliede des Konvents George Couthon die Erlaubnis ertrotzt, den Geisteskranken die Ketten abnehmen zu dürfen. Pinel wurde aber verdächtigt, er wolle mit den Bataillonen der Geisteskranken die Herrschaft des Konvents stürzen. Indes soviel sah doch selbst auch dieser Konvent ein, daß die armen Geisteskranken — geistige und körperliche Ruinen — dem Staate nicht gefährlich werden konnten, und so entging Pinel der Guillotine. Das war im Jahre 1792. Von hier an kann überhaupt erst von einer wissenschaftlichen Irrenmedizin die Rede sein.

*) 9. S. 45.

**) 1. Bd. I, S. 806.

***) 1. Bd. II, S. 777 und S. 1030.

Also erst wenig über 100 Jahre gibt es eine Wissenschaft der Geisteskrankheiten, und das ist demnach der eine Grund, weshalb es diese Wissenschaft noch nicht so weit gebracht hat wie z. B. die Chirurgie, die als treue Begleiterin der Kriege, und begünstigt von Königen und Feldherren, bereits mit der Erfindung des Schießpulvers sich vom Aberglauben des Mittelalters zu erholen begann.

Pinel, der eben erwähnte französische Arzt, wurde mit Napoleon I. bekannt. Aus einer Unterhaltung Napoleons mit Pinel ist ein merkwürdiges Wort überliefert, das viele von Ihnen wohl schon einmal gebraucht haben, ohne zu wissen, daß es von einem der größten Strategen stammt. Napoleon also sagte einst*): „Entre un homme de génie et un fou il n'y a pas l'épaisseur de six liards,“ und er fügte ahnungslos — oder in höchster Selbsterkenntnis — hinzu: „il faut que je prenne garde de ne pas tomber entre vos mains.“

Der Unterschied zwischen einem genialen und einem geisteskranken Menschen ist nun allerdings — trotz der napoleonischen Behauptung — sehr groß, aber häufig genug mögen wir den Unterschied nicht erkennen. So konnte es auch kommen, daß der Mann, auf dem die ganze moderne Naturwissenschaft und Industrie beruht, Robert Mayer, für geisteskrank erklärt wurde, als er das Gesetz von der Erhaltung der Kraft erfand.

Napoleon I. selbst, für Sie alle eines der größten strategischen Probleme, ist für die Ärzte eines der interessantesten irrenärztlichen Probleme, denn er war Epileptiker. Wir wissen sogar, daß er einige Schlachten verlor, weil er sich in einem epileptischen Dämmerzustand befand. Wäre er wegen der verlorenen Schlacht verklagt worden, so hätte Pinel als sachverständiger Gutachter damals erklären müssen, daß Napoleon zur Zeit dieser Schlachten in einem Zustand von Bewußtlosigkeit war, in dem seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, und das Kriegsgericht hätte ihn freigesprochen, denn: „il n'y a ni crime ni délit.“ —

Noch andere Weltgeschichte machende Geister waren Epileptiker: Cäsar, der Apostel Paulus sowie Mohammed u. a. — Und wie auf den Höhen der Menschheit die geistige Nacht und das geistige Licht für unsere Erkenntnis untrennbar ineinander überflutet, so ist es natürlich für uns nicht minder schwer, in dem Gehirn des Verbrechers zu entscheiden, was ist krank, was gesund. Denn doppelt ist die Arbeit solcher Wissenschaft; sie ist einmal eine rein geistige, logische, psychologische, metaphysische, philosophische, auf innere Erfahrung angewiesene, und das andere Mal eine naturwissenschaftliche, anatomische, auf die krankhaften Veränderungen im Gehirn angewiesene, und dazu kommt noch, daß dies rätselhafte Gehirn in einer festen, knöchernen Kapsel liegt, wo wir es erst nach dem Tode besehen und untersuchen können, während

*) 7. S. 878.

wir Lungen, Herz, Magen und Leber jederzeit im Leben freilegen, sie befühlen, betasten, behorchen können, wenn sie krank sind.

Den Schwierigkeiten irrenärztlicher Begutachtung, die somit in der Jugend der Wissenschaft und dem besonders ungünstigen Verhältnis zwischen Seele und Gehirn ihren Grund haben, stehen eine Reihe glänzender Erfolge gegenüber. Die irrenärztliche Sachverständigentätigkeit von heute und von vor 100 Jahren ist durch einen Riesenfortschritt getrennt.

Von einer Anzahl geistiger Erkrankungen kennen wir die Ursachen, wir kennen den gesetzmäßigen Verlauf, wir kennen auch ihre organischen Veränderungen im Gehirn und die Chancen und Mittel der Heilung; andere Formen geistiger Erkrankung sind Gegenstand widersprechender Meinungen und noch nicht abgeschlossener Forschung; von anderen wiederum wissen wir noch zu wenig, um dem Richter ein überzeugendes und zuverlässiges Gutachten geben zu können.

Entsteht nun nicht durch diese eben offen zugestandene Lücke und Unzulänglichkeit der Irrenmedizin eine ganz fatale Rechtsunsicherheit in der Weise, daß ein Geisteskranker ins Gefängnis und ein Verbrecher in die Irrenanstalt kommt oder gar freigesprochen umherläuft? Allerdings macht weder der Richter noch der Sachverständige eine Ausnahme von der allgemeinen menschlichen Möglichkeit des Irrtums. Aber betrachten wir doch einmal die Angelegenheit von dem höheren Gesichtspunkt des staatlichen Interesses und nicht unter der einfachen Befangenheit, entweder vom Unrecht, das geübt, oder von der Krankheit, die behandelt werden muß.

Der Mann, der als Angeklagter vor den Schranken steht, hat den Staat, die Gesellschaft, die Armee durch eine Handlung oder Unterlassung auf sich in einer Art und Weise aufmerksam gemacht, die des Ausgleichs bedarf. Hauptsache ist nun, daß solche antistaatlichen, antisozialen Elemente in Verhandlung und Behandlung genommen werden von der rüstigen und gesunden Mehrzahl der Mitglieder; ob strafrechtlich oder irrenärztlich, ist erst die zweite Frage; jedenfalls läuft das Urteil auf eine Beschränkung der individuellen Freiheit und Achtung hinaus, die der Mann noch hatte, ehe er vor die Schranken trat; sei es nun, daß er als rechtlich-moralisch Kranker mit Strafen oder als geisteskranker Verbrecher mit Anstalt und Aufsicht bedacht wird. Über seinem individuellen Schicksal steht das höhere Interesse der staatlichen Gemeinschaft, das zu hoch und zu vornehm ist, um nicht auch gelegentliche Mißgriffe und Irrtümer ertragen zu können.

Auch die höheren geistigen Güter — Wahrheit und Recht — werden durch solchen Mißgriff nicht geschädigt, denn der Weg zu ihnen führt gesetzmäßig und entwicklungsgeschichtlich über den Irrtum.

Schließlich erwächst auch dem Angeklagten kein, weder ideeller noch materieller Schaden, wenn er, anstatt in die Irrenanstalt, in das Gefängnis kommt oder umgekehrt. Nicht ist bei ihm die Frage, ob er schuldig

oder unschuldig ist, denn schuldig ist er auf jeden Fall an dem angerichteten rechtlichen Schaden; das eine Mal beim Verbrecher ist die Schuld subjektiv, zurechnungsfähig, das andere Mal beim Geisteskranken objektiv, unbewußt und ungewollt, und beide Male erfolgt eine Reaktion des Staates darauf, entweder aus dem Strafrecht oder aus der irrenärztlichen Wissenschaft.

Materiell ist der entweder zu Strafe oder zu irrenärztlicher Behandlung von dem Gericht entlassene Mann heutzutage gleich gut versorgt, denn die Gefängnisse und Irrenanstalten wetteifern miteinander in Hygiene und Verpflegung.

Macht die Todesstrafe keine Ausnahme? Nehmen wir einen Mörder als Beispiel an. Ich glaube, es ist für ihn ein besseres Los, durch das Beil des Henkers einen kurzen Tod, als in Gemeinschaft mit vertirrten Geisteskranken einen jahrzehntelangen Tod zu sterben.

Der lebenslängliche, auf die Nachkommen sich vererbende Stempel der Geisteskrankheit ist ein schwereres Geschick, als eine vorübergehende strafrechtliche Buße an Geld, Freiheit oder Leben. Deshalb zeihe man die ärztlichen Sachverständigen nicht der Schuld, daß sie dem rächenden Geschick weichherzig in die Arme fielen. Voreilig jedoch scheint es dagegen zu sein, zu glauben, ein Geisteskranker sei besser daran als ein Bestrafter. So etwas muß abgewartet werden.

Wie sich nun auch der einzelne, sei er Richter, Arzt oder Zuschauer, mit diesen Möglichkeiten an den Grenzen zwischen Geisteskrankheit und Zurechnungsfähigkeit abfinden mag, das unablässige Streben nach besserer Erkenntnis in der schwierigen Frage versöhnt mit geschichtlichen und gelegentlichen Verirrungen.

Eine solche war die Lehre vom moralischen Irresein, einer von England aus unter dem Namen *moral insanity* *) ausgegangenen Auffassung, es gäbe eine isolierte Erkrankung des moralischen Empfindens und Willens.

Man glaubte, damit die nicht ganz seltenen Fälle erklären zu können, wo in guten — um nicht zu sagen feinsten — Familien, trotz bester Erziehung und guten äußeren Verhältnissen, bei hervorragenden, sonstigen geistigen Leistungen, schwere sittliche Verfehlungen vorkommen. Plötzlich verschuldete Bankiers, mit unglaublichen Wechselschulden niedergebrogene Söhne, Jungens, die nirgends etwas leisteten, Soldaten, die auf keinerlei Strafe reagierten, Töchter, die zwischen Hauslehrer und Meitnecht bald jeden Unterschied verkannten, gehörten in diese Gruppe; und ein flacher Vergleich, geistreich zu sein, und ein wechlicher Versuch, entschuldigen zu wollen, nannte dies alles moralische Farbenblindheit.

Die theoretische Erklärung ging von dem Gedanken aus: das moralische Fühlen ist die höchste Stufe des Fühlens und die höchste und feinste

*) 7. S. 879.

geistige Leistung überhaupt. Erst da, wo sie in der entwicklungs geschichtlichen Reihe der lebenden Wesen auftritt, fängt die Menschwerdung an. Das Feinste und Barteiste im Menschen, die moralische Vorstellung, kann und muß auch am ehesten erkranken und entarten. Folglich gibt es ein begrenztes moralisches Irresein. Dies ist charakterisiert durch Leichtsin, Leichtgläubigkeit, geringes Verständnis für den eigenen Vorteil, Jynismus, Gleichgültigkeit gegen die soziale Stellung der Familie, abspringenden Ideengang usw. bei sonst erhaltener, sogar vortrefflicher Intelligenz.

Meine Herren, wer jemals von Ihnen einen Jagdhund dressiert, ein Pferd zugeritten hat, weiß, daß es sogar in der Tierwelt moralische Begriffe gibt; daß die Anlagen zu solchen moralischen Vorstellungen bei Tieren derselben Art individuell verschieden sind, und daß die Vorstellungen von gut und böse, erlaubt und unerlaubt, von Liebe, Dankbarkeit, Zorn und Rache nicht erst beim Menschen vorkommen und anfangen.

Die moralischen Begriffe und die Anlagen dazu sind danach also beim Menschengeschlecht schon etwas recht altes, wenn auch die Form und der Inhalt dieser Begriffe seit Menschengedenken schon wesentliche Wandlungen erfahren haben.

Weiterhin ist die Moral nicht eine Eigenschaft des Gehirns, sondern eine Anlage und Ausbildung der Seele zur Pflicht und Treue gegen uns und die Welt, sie ist eine Klangfarbe und lichte Nuance unserer Handlungen, die dem Reich des Über sinnlichen und des Zwecks angehört. Machen wir uns das klar an den Begriffen: Ton, Instrument und Künstler.

Niemals kann der Ton falsch sein, wenn das Instrument gut ist und der Künstler richtig spielt. Ist aber der Ton falsch, so ist entweder das Instrument schadhast oder der Künstler ein Stümper. Dagegen kann man nicht reden von schadhastem oder kranken Tönen, wenn Künstler und Instrument gut sind.

Der hinkende Vergleich lehrt wenigstens soviel, daß die Moral allein nicht krank werden kann. Und es kommt darauf an, nachzuweisen, daß das Gehirn und die ganze geistige Persönlichkeit krank ist, wenn moralische und rechtliche Vergehen dem Täter nicht zugerechnet werden sollen.

Der Irrtum des moralischen Irreseins ist wissenschaftlich überwunden dadurch, daß jetzt nur noch für ganz seltene Fälle*) des angeborenen Schwachsinns diese Diagnose erlaubt sein kann.

Neue Gefahren aber bedrohen die Grenzen der Gutachtertätigkeit. Es ist die verführerische Sicherheit, mit der einige neue Begriffe aus Tatsachen abgeleitet sind, die man mit den Worten: Entartung, Degeneration, erbliche Belastung, geistige Minderwertigkeit, als etwas Bekanntes und Sicheres hingestellt hat. Etwas ist allerdings an diesen Sachen, aber wir sind noch

*) 13. S. 373.

weit davon entfernt, sichere Schlüsse daraus ziehen zu können. Die moderne Literatur hat diese Probleme bereits mit voreiliger Sicherheit als Schlagworte und Schlagere in Romanen und auf der Bühne verwertet, als ob es fertige Wissenschaft wäre. Hier kann der Gutachter in gerichtsärztlichen Dingen sich nur die größte Reserve auflegen. Er muß zwar bei jedem zweifelhaften Geisteszustand auch nach der Erblichkeit, der Entartung usw. fragen und forschen, aber eine entscheidende Bedeutung können diese Tatsachen der Vererbung für ein Gutachten im einzelnen Falle nicht gewinnen; denn glücklicherweise gibt es neben den Vorgängen und Befehlen der Entartung auch solche der Regeneration und Auffrischung, und auch aus einer entarteten Familie können wieder rüstige und tüchtige, strafrechtlich verantwortliche Leute entspringen. —

Nun warten Sie wohl gewiß schon lange darauf, daß der Vortragende sich doch mehr als Sanitätsoffizier im engeren dienstlichen Interesse zum § 51 aussprechen solle.

Abwehrend muß ich zu dieser Ungebuld betonen, daß das Militär- und das Zivilstrafrecht diesen Paragraphen gemeinsam haben, und daß die begutachtende Wissenschaft dieselbe ist, ob es sich um einen Angeklagten mit oder ohne Uniform handelt.

Nachgebend aber, und die eigentümlichen Verhältnisse des Dienstes dabei berücksichtigend, muß ich noch hervorheben das Lebensalter des Soldaten, die Simulation, das Desertieren, die Mißhandlungen, die widernatürlichen Verirrungen im Geschlechtsleben, die Gehirnerweichung und die sinnlose Betrunktheit.

Den vier großen Abschnitten des menschlichen Lebens, der Kindheit, der Jugendzeit, dem Mannes- und dem Greisenalter, entsprechen insofern auch gewisse Formen von Geisteskrankheiten, als diese für das einzelne Lebensalter eigentümlich und besonders häufig sind; auch nach seinem Geschlecht, ob Mann oder Weib, ist der Mensch gewissen Formen geistiger Erkrankung mehr, anderen weniger ausgesetzt.

Die größte Zahl von Geisteskrankheiten kommt leider in der Zeit der vollen Kraft und Lebensentfaltung vor, zwischen dem 25. und 40. Lebensjahre, und in dem Jahrzehnt vom 36. bis 40. Jahre ist die Zahl am allerhöchsten. Erst mit dem 45. bis 50. Lebensjahre ist die gefährliche Höhe genommen, und die Chance gesund zu bleiben, wieder besser.

Ist in dem Alter von 36 bis 40 Jahren die Widerstandsfähigkeit auch am größten, so sind doch der Kampf um die Existenz, die Gefahren für die Gesundheit, die berufliche Verantwortlichkeit, die Sorgen um die Familie stärker, als mancher aushalten kann. Dazu kommt der verhängnisvolle Einfluß von Alkohol, Syphilis und anderem. Auch ob jemand heiratet oder ledig bleibt, macht einen Unterschied zuungunsten der Junggesellen.

Nach unserer zuverlässigen preussischen Statistik*) aus dem Jahre 1880 kamen auf 10 000 Einwohner bei den ledigen Männern 33,2, bei den ledigen Frauen 29,3 Geistesranke; den alten Jungfern geht es somit also etwas besser als den Junggesellen. Am besten aber geht es den Verheirateten, denn bei Ehegatten und Ehefrauen kommen nur je 9,5 auf 10 000 Einwohner. Außerordentlich hoch ist die Zahl der Geistesranke unter den Geschiedenen, nämlich bei den Männern 107,5, den Frauen 105,0 auf 10 000 Einwohner, was so zu verstehen ist, daß die Geistesranke häufig Ursache ehelicher Trennung wird und auch häufig die Heirat nicht erlaubt.

Umgekehrt natürlich soll der Junggeselle nicht deshalb in den Hafen der Ehe einlaufen, weil sein geistiges Schifflein dort sicher vor Sturm und Untergang wäre.

Der Einfluß des Alters macht sich in folgenden Zahlen bemerkbar: Es kommen im 1. bis 5. Lebensjahre 2,1 Geistesranke,

| | | | | |
|-------|-------|---|------|----------------------|
| = 5. | = 10. | = | 9,1 | = |
| = 10. | = 15. | = | 15,4 | = |
| = 15. | = 20. | = | 22,7 | = |
| = 20. | = 25. | = | 28,9 | = |
| = 25. | = 40. | = | 33,2 | = auf 10 000 Männer. |

Die Nationalität und Religion hat auch einen besonderen Wert für die Möglichkeit geistiger Erkrankung; während bei den Evangelischen und Katholischen die Zahlen mit 24,2 und 23,7 nahezu gleich sind, erkranken die Juden bedeutend häufiger, nämlich mit 38,9 auf 10 000 Einwohner, ebenso wie sie auch die meisten Blinden und Taubstummen haben. Ist das eine Folge der Degeneration des semitischen Volkes oder der sozialen und beruflichen Verhältnisse der Juden? Das ist noch eine offene Frage.

Für unsere militärischen Verhältnisse ist es aus diesen Zahlen wichtig hervorzuheben, daß im Alter von 20 bis 25 Jahren in Preußen auf 10 000 Männer 28,9 Geistesranke kommen oder auf 200 bis 300 Männer im Alter von 20 bis 25 Jahren ein Geistesranke.

Allerdings gelten diese Zahlen für das Jahr 1880. Es deutet aber alles darauf hin, daß seitdem die Geistesrankeiten zugenommen haben; die genaueren Zahlen hierzu kann ich nicht beibringen. Für die Armee ist dies jedoch möglich.**)

Nachdem der Einfluß des letzten großen Krieges auf die Gehirne der Armee mit den Jahren 1874/75 sich wieder verloren hatte, war mit diesem Jahre die Anzahl der Geistesrankeiten in der Armee auf den niedrigen Stand von 0,21 auf das Tausend der Kopfstärke heruntergegangen, d. h.

*) 12. S. 16.

**) 16. S. 25.

es kam auf je 5000 Soldaten des stehenden Heeres ein Geisteskranker. Seitdem aber ist die Zahl der Geisteskrankheiten stetig ohne irgend welche Unterbrechung gestiegen, so daß jetzt 0,6 auf 1000 oder ein Geisteskranker auf 1600 Soldaten kommt. Das heißt, so unheimlich es auch klingt: die Anzahl der Geisteskrankheiten in der Armee hat sich seit dem Jahre 1874/75 bis 1900/01 verdreifacht.

Die Medizin kennt keine Friedenszeiten, wie überhaupt das Leben dauernder Kampf ist und sein muß. Hat sich die Zahl der Geisteskrankheiten verdreifacht, so muß sich auch das ärztliche, gerichtsarztliche und militärische Interesse für diese Opfer unserer Kultur verdreifachen.

Das militärpflichtige Alter beginnt mit dem Lebensabschnitt, der auch die meisten Geisteskrankheiten aufweist. Man muß den Eigentümlichkeiten des militärischen Lebens einen Einfluß auf die Entstehung von Geisteskrankheiten in mehrfacher Beziehung einräumen. Schwankende, noch unerzogene, haltlose Menschen werden durch die dienstliche Erziehung gefestigt, gestählt, der Charakter gebildet, so daß man sich einer dadurch vor geistiger Krankheit behütet wird. Auf der anderen Seite kann durch die erhöhten Anforderungen an Geist und Körper oder durch gelegentliche Mißhandlungen eine Geisteskrankheit hervorgerufen werden bei solchen, die eine Anlage dazu mitbringen, welche vorher nicht zu erkennen war. Da nun überhaupt viele Geisteskrankheiten ganz allmählich entstehen, da ferner bei den hohen Anforderungen des Dienstes geistiges Versagen leichter eintreten muß, als bei behaglicher, bürgerlicher Beschäftigung, so ist klar, wie besonders schwer es sein muß, gerade im militärpflichtigen Alter die Krankheit rechtzeitig zu erkennen, die erst nach mehreren Jahren ausgebrochen sein würde, wenn der Kranke nicht Soldat geworden wäre.

So erklärt es sich auch, daß oft ein Kompagniechef fest von der Verrücktheit eines Rekruten überzeugt ist, der im Lazarett zunächst einen ganz ordentlichen Eindruck macht und umgekehrt, daß wir Ärzte einen zweifelhaften Angeklagten auf Grund eingehender geistiger Analyse für geisteskrank erklären, den die Kompagnie oder Schwadron für einen ganz durchtriebenen Burschen hält. Da ist es denn wohl wichtig zu wissen, wie oft vor Gericht die Geisteskrankheit richtig erkannt, wie oft sie nicht erkannt wird. Es ist das ein trauriges Kapitel.*) Im Jahre 1883 hatte die Stadt Berlin 1706 Geisteskranke in eigener kommunaler Verpflegung, von diesen waren 159 Männer und 24 Frauen mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung der Reichshauptstadt folgt daraus, daß von 100 gefunden Berlinern einer wegen Verbrechens bestraft wird, von 100 geisteskranken Berlinern aber sechs wegen Verbrechen angeklagt werden. Aus der Berliner Statistik folgt weiter, daß von 159 Geisteskranken, die

*) 12. S. 23.

Verbrechen begangen haben, 119 vor ihrer endgültigen Einlieferung in die Irrenanstalt in schon krankem Zustand — also zu Unrecht — bereits verurteilt waren. Weiter hat sich ergeben, daß bei 144 gerichtlichen Verhandlungen gegen Geistesranke, also solche, die bald darauf als sicher geisteskrank in eine Anstalt kamen, nur bei 38 der Zustand richtig erkannt wurde. Von vier Geisteskranken, die als Angeklagte vor Gericht kamen, hatte also immer nur einer die Chance, richtig und rechtzeitig erkannt zu werden.

Der Vorwurf, daß die Ärzte zu viel Verbrecher für verrückt erklären, trifft also auch statistisch nicht zu. Der weitere Verlauf des Verbrecherlebens lehrt das traurige Gegenteil.

Bei all diesen Erörterungen spielt die Frage der Simulation eine große Rolle. Geisteskrankheiten sind zu allen Zeiten simuliert worden; der König David simulierte einst schon mit großem Erfolg aus Furcht vor dem König Achis; dem schlauen Odysseus, der sich irrsinnig stellte, um sich vor dem Feldzug nach Troja zu drücken, mißlang das Kunststück.

Im allgemeinen wird Geisteskrankheit indessen sehr selten simuliert;* versucht wird es wohl manchmal, aber es ist zu schwer die Sache durchzuführen, und das Los, als geisteskrank dauernd einer Anstalt überliefert zu werden, ist nicht erstrebenswert.

Jeder gute Schauspieler weiß, daß die Rolle des Geisteskranken auf der Bühne am meisten anstrengt und das dauert doch höchstens nur eine bis zwei Stunden, und da der Dichter die Rolle vorgeschrieben hat, so ist es stets nur halbe Arbeit für den Schauspieler. Der Simulant muß aber die Rolle erst schaffen und dann wochen- und monatelang durchführen; das hält feiner aus.

In der Armee wird Geisteskrankheit fast nie simuliert, versucht wird es selten, denn entlarvt wird die Sache sehr bald und gerade deshalb, weil fast immer die Rolle des Königs David gewählt wird.

Von ihm heißt es: „Er verstellte seine Gebärde vor ihnen und kollerte unter ihren Händen und stieß sich an die Tür am Tor, und sein Geifer floß ihm in den Bart“ (1. Samuelis 21).

Man braucht solch theatralischem Unsinn nur mal einige Stunden zuzusehen, dann ist bei dem Simulanten Ausdauer und Weisheit bald zu Ende; lacht man noch herzlich dazu, so kommt der Simulant schon früher aus dem Konzept, macht ein dummes beleidigtes Gesicht und nimmt dankbar Deckung unter dem Mantel ärztlicher Liebe.

Aber auch hartnäckigere Simulanten, die zu den größten Seltenheiten gehören, scheitern meist daran, daß sie das Bild und den Prozeß nicht genau kennen, den sie vortäuschen wollen. Oft aber ist wieder Simulation bei wirklicher Geisteskrankheit zu finden.

*) 10. Bd. I, S. 291; 9. S. 267.

Viel häufiger ist das Gegenteil, daß Geisteskrankheit dissimuliert,*) d. h. unterdrückt, verleugnet wird, weil namentlich der beginnende Geistesfranke zunächst noch gar keine Möglichkeit hat, sich über die rätselhaften Halluzinationen in seinem Inneren auszusprechen, am wenigsten einer ihm fremden Umgebung gegenüber, zu der er natürliches Mißtrauen hat; lieber läßt er sich oftmals bestrafen, ist sogar jahrelang auf Festung und in der Arbeiterabteilung, ehe er endlich damit herausrückt, was seit Jahren in ihm vorgegangen ist.

Praktisch folgt aus den beiden allgemeinen Tatsachen, daß der Irrsinn so häufig vor Gericht vorkommt, daß er so außerordentlich selten simuliert wird, wiederum zweierlei: 1. daß die Akten, welche der Gerichtshof gegen das Gutachten der Ärzte oder ohne einen Arzt gefragt zu haben, mit der Beurteilung eines Verbrechers geschlossen zu haben glaubt, sich manchmal über kurz oder lang in einer Irrenanstalt von selbst wieder öffnen können: 2. daß nur sehr selten, man kann sagen fast nie, ein Geisteskranker deshalb wieder aus einer Irrenanstalt ins Zuchthaus oder Gefängnis übergeführt wird, weil er schließlich als Simulant erkannt wurde. —

Zu den Soldaten, deren Irrsinn häufig verkannt wird, gehört selbst ein Teil der Deserteure. Früher war es uns recht schwer, den kranken vom gefunden Deserteur zu trennen. Erst die genauere Kenntnis gewisser Formen der Epilepsie hat Licht in die Sache gebracht. Der militärische Deserteur, welcher von der Fahne seines Regiments entflieht, hat sein Gegenstück im Zivilleben in den Bettlern und Vagabunden, welche es in geregelten Verhältnissen auch nicht aushalten können. Wir wissen durch die mühevollen Untersuchungen an den Vagabunden in Arbeitshäusern und Verpflegungsstationen, daß die meisten Vagabunden krank sind; die Poesie des freien Vagabundenlebens ist unter dem Scharfblick der Irrenärzte**) als ein trostloses, unabwendbares Geschick von Menschen erkannt worden, die umhervagabundieren, nicht weil sie wollen und ihre Freude daran haben, sondern weil sie zwangsmäßig müssen und einfach nicht anders können. Würden Arzt und Richter sich in die Vagabunden teilen, so bekäme der Richter etwa 20 pCt. ab, bei denen sich eine Strafe noch lohnen würde, 80 pCt. jedoch müßte der Arzt als geisteskrank erklären, nachdem sie der Richter teils hundert- und mehrmals bestraft hat.

Somit kommt auch eine Anzahl militärischer Festungsgefangener und Arbeitssoldaten, die ihre Dienstlaufbahn durch mehrfache Entfernungen vom Truppenteil und Festungshaft unterbrochen haben, schließlich doch noch als Geisteskranke zur Anerkennung, nachdem sie außerordentlich häufig, aber vergeblich bestraft worden sind. Diese leiden dann entweder an epileptischen

*) 11. S. 543.

**) 14. Bb. XIII, S. 729 und 760.

Dämmerzuständen oder an Zwangsirresein, oder an Querulantenverrücktheit oder an vorzeitigem Schwachsinn. Über letzteren möchte ich nur noch einiges sagen: Wenn jemand 90 Jahre alt im Vollbesitz seiner Geisteskräfte stirbt, wie das öfters zu lesen ist, so muß man sagen, er wäre doch noch schwachsinzig geworden, wenn er 100 Jahre alt geworden wäre. Denn das Gehirn macht keine Ausnahme, sondern unterliegt denselben Altersveränderungen, wie die anderen Organe auch. Wichtig für die ganze Persönlichkeit ist nur, daß diese Alterung des Gehirns möglichst spät eintritt; das nennen wir dann ein normales Alter. Ist der Schwachsinn umgekehrt schon mit auf die Welt gebracht, also angeboren, so kann sich überhaupt keine geistige Persönlichkeit entwickeln, sondern der Mensch bleibt ein Idiot.

Zwischen dem Schwachsinn des höheren Alters und dem angeborenen Schwachsinn kommen noch einige Formen des erworbenen Schwachsinns vor, eine Form aus der Kindheit, im Anschluß an Infektionskrankheiten, und eine Form in der Jugendzeit, im Anschluß an die geschlechtliche Entwicklung, so um das 18. bis 20. Lebensjahr herum. Das sind so recht die Leute, welche den Kompagniechef dann zur Verzweiflung, den Unteroffizier zum Zähzorn bringen. Zu erkennen ist dieser Schwachsinn erst allmählich; er geht oft mit Leichtsinn, Renommiersucht, Schwärmerei, Albernheiten, Mangel an Ausdauer oder Klowartigem Humor einher. Gerade das Alberne im Benehmen fordert unter militärischen Verhältnissen die Anwendung der Disziplin heraus, das kindlich Knabenhafte im Charakter reizt zum Prügeln. Diese jungen Männer mit vorzeitigem Schwachsinn, Jugendirresein wie man es auch nennt, waren bis zum Eintritt der geistigen Schwäche ganz einwandfreie Menschen, hatten sogar Talente und kamen in der Schule und Lehrzeit gut vorwärts. Dann im Verlauf weniger Jahre bildet sich, unter Rückfall in kindliches Gebahren, der Schwachsinn und später die volle geistige Verblöbung aus.

Der Zeitpunkt, wo dieser geistige Verfall deutlich zu erkennen ist, tritt meist erst dann ein, wenn bereits mehrere Strafen erfolgt sind. Diese vergeblichen Strafen gehören nun mit zu dem Krankheitsbild. Man wird sich als Sachverständiger hüten müssen, unter militärischen Verhältnissen zu früh dies Jugendirresein zu diagnostizieren. Die Strafe hat nicht nur ihren eigenartigen sittlichen, sondern auch diagnostischen Wirkungskreis, ebenso wie es Heilmittel gibt, aus deren Wirkung oder Nichtwirkung erst auf die Art der Krankheit geschlossen werden kann. Die beschränkte menschliche Erkenntnis darf solche Umwege aber nicht verschmähen, wo man anders der Sache nicht näher kommen kann. Daß dann solch ein mehrfacher Deserteur und dauernd widerspenstiger Gefelle schließlich unter den § 51 fallen wird, ist einleuchtend, wenn er Angeklagter ist.

Nun aber noch ein anderes. Wenn er z. B. als Kläger wegen Mißhandlung auftritt gegen einen Unteroffizier! Da sollte man doch auch einmal überlegen, ob dem Unteroffizier hier nicht ein mildernder Umstand daraus

erwächst, daß er äußerlich zwar einen 20jährigen Soldaten geprügelt hat, in Wirklichkeit aber nur die geistige Persönlichkeit eines albernen Knaben von 13 bis 14 Jahren so behandelt hat, wie dies bei gefunden Knaben ganz zweckmäßig sein kann. Es mag nicht juristisch sein, aber mir will es fast scheinen, als ob hierbei der Unteroffizier in einer Art unabwendbarem Irrtum handele gegenüber einem Mann mit jugendlichem Irresein. Der Unteroffizier kann den Geisteszustand des Mannes nicht erkennen und übersehen zu einer Zeit, wo das auch der Hauptmann und der Bataillonsarzt noch nicht können. Er, der Unteroffizier, wird unbewußt durch Albernheiten eines sozusagen 13- bis 14jährigen Menschen überrascht und schlägt zu, gewissermaßen in geistiger Notwehr und aus unabwendbarem Irrtum; denn bewußt ist er in der Kaserne, unbewußt aber in der Kinderstube.

In Wirklichkeit werden beide bestraft, der Unteroffizier wegen Mißhandlung, der jugendliche Irre wegen Dummheiten beim Beschwerdeweg und anderen Straftaten. Mit dem Unteroffizier wird jetzt nicht mehr kapituliert, der jugendliche Irre kommt von der Festung zurück, taucht bald in einer Arbeiterabteilung unter, dann im Lazarett wieder auf und wird schließlich als krank erkannt.

Man muß solche Dinge auch in Betracht ziehen, wenn es sich darum handelt, ob eine Geisteskrankheit lediglich durch Mißhandlung entstanden ist. Vielleicht, und in einer Anzahl von Fällen sicherlich, bestand schon vor der Mißhandlung beginnender jugendlicher Schwachsinn bei dem Rekruten, dann ist also der ganze kausale Zusammenhang umgekehrt: Durch den Schwachsinn wurde die Mißhandlung provoziert, deren Wirkungen gingen vorüber, der Schwachsinn aber endete aus innerer Gesetzmäßigkeit in Blödsinn, wie er auch ohne die Prügel geendet hätte.

Nun folgen die Ansprüche der Angehörigen auf Schadenersatz und das Suchen nach einem Schuldigen. Wenn aber ein solcher nun überhaupt nicht gefunden wird, sondern nur aus dem Lärm der Tagespresse über Soldatenmißhandlungen gefolgert wird, so findet sich des Rätsels Lösung oft durch ein sorgfältiges gerichtsarztliches Gutachten über den jugendlichen Schwachsinnigen, der bisher noch als verantwortlich, jetzt aber nicht mehr als zurechnungsfähig gelten dürfte.

Anders liegt selbstverständlich die Sache, wenn ein geistig vollwertiger Mann mißhandelt wird, oder wenn die Mißhandlung gefährlicher war, als die geisteskrante Anlage, und schließlich kann auch der mißhandelnde Unteroffizier geisteskrank sein.

Die zweijährige Dienstzeit ist zu kurz, um noch länger von Geisteskrankheiten zu reden, die bei ihr vorkommen können. Wir müssen demgemäß die Berufssoldaten zu Hilfe nehmen. In deren vorgehrittenerem Lebensalter sind die widernatürlichen Verirrungen des Geschlechtstriebes und die Gehirnerweichung von ernster Bedeutung.

Die genannten Verirrungen — meist mit Fahnenflucht kompliziert — gehören mit zu den zweifelhaften Geisteszuständen. Wegen der Fahnenflucht stehen sie seltener zu gerichtlicher Verhandlung und ärztlicher Begutachtung als sie vorkommen. Ich habe drei Fälle dieser trostlosen Ereignisse begutachten müssen und bin offen genug, mich zu freuen, daß einige andere ins Ausland verschwanden.

Was soll man auch mit diesen unmännlichsten aller Männer noch anfangen! Werden sie verurteilt, so verseuchen sie jede Strafanstalt, werden sie für geisteskrank erklärt, so kann man sie nicht dauernd in eine Irrenanstalt bringen. Als moralische Weichlinge und Unmänner sind sie ebenso widerlich, wie als perverse Schwadronneure und Publizisten,*) gefährlich für den Besitzstand des Volkes an geschlechtlicher Kraft, an Poesie, an Familiensinn und an Treue gegen den weltgeschichtlichen Beruf der Armee. Wenn der Sachverständige auch süglich da jede temperamentvolle Abneigung unterdrücken muß, wo er allein beurteilen soll, ob ein Pervertirter geistig krank oder gesund ist — und ich habe zwei für krank und einen für gesund erklärt — so kann er als Arzt und Berater der Armee nicht scharf genug gegen die weichliche Mystik und die verschwommenen Gedankengänge Front machen, die als mark- und kraftloser Schwamm literarisch im Hause des deutschen Volkes die Balken und Wände durchwühlen.

Die Bedeutung der Gehirnerweichung, wissenschaftlich als fortschreitende Lähmung der Irren bezeichnet, für die Armee geht am klarsten aus einer Statistik des bekannten Irrenarztes v. Krafft-Ebing hervor.

Er fand unter 2000 Kranken dieser Art keinen einzigen katholischen Geistlichen, unter den geisteskranken Offizieren aber fand er 90 pCt. mit Gehirnerweichung.**)

In jedem Lehrbuch der Geisteskrankheiten ist zu lesen, daß Offiziere, Börseleute, Anwälte, Feuerarbeiter, Eisenbahnbeamte und Prostituierte am meisten unter den verschiedensten Klassen an Gehirnerweichung erkranken, in jeder Irrenanstalt — namentlich mit großstädtischem Ersatz — ist der sechste bis siebente Kranke ein Gehirnerweichter.

Die Erbllichkeit spielt dabei keine Rolle für den Erkrankten, wohl aber die Vererbung für die Nachkommen; sie ist eine erworbene Krankheit, die sich in anderen Formen vererben kann.

Sie entsteht aus mehreren Ursachen, von denen Überanstrengung des Gehirns, frühere Syphilis und nervöse Veranlagung höchst wahrscheinlich zusammentreffen müssen, um den Prozeß auszulösen, der den Verlust der wertvollsten Gehirnzellen zur Folge hat.

*) Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen und ähnliches ist gemeint.

**) 10. Bd. II, S. 286.

Ein ganz rüstiges Gehirn freilich mag aller drei Ursachen sich erwehren können. Es ist auch sicher, daß ebenso wie der Erfahrungsatz richtig ist: die meisten Kranken mit Gehirnerweichung haben früher Syphilis gehabt, auch der andere Satz gilt: die meisten Syphilitiker bekommen keine Gehirnerweichung. Wer sich aber davor ängstigt, hat eine andere Krankheit, nämlich die Syphilidphobie; denn wer die Syphilis rechtzeitig und gründlich behandeln läßt, bekommt weder die Angstkrankheit, noch die Gehirnerweichung, sondern gesunde Kinder — ein tugendsam Weib und noch anderes vorausgesetzt.

Dies teils zur Aufklärung, teils zur Beruhigung.

Das Wesen der Krankheit äußert sich in dem Verlust der ganzen geistigen Persönlichkeit mit Verstößen gegen Anstand und Sitte, mit Schwäche im Gedächtnis und Unpünktlichkeiten im Beruf, mit gemüthlicher Stumpfheit und nervöser Reizbarkeit beginnend, unter Konflikten mit der Standesehre und dem Strafgesetz fortschreitend und drei bis fünf Jahre nach erkannter Krankheit in vollständiger Verblöbung endend.

Die allmähliche Änderung des Charakters im ersten Stadium wird fast immer als krankhaft nicht erkannt, im zweiten Stadium erfolgen dann häufig Beurteilungen wegen schwerer, grober Ausschreitungen, das dritte Stadium ist ein unabwendbares Geschick.

Wenn die Umgebung dann, dem hereinkommenden Schicksal gegenüber, mit Nachsicht und Hoffnung optimistisch bleibt, wenn die Kameraden die verletzte Standesehre, der Richter das verletzte Recht zu versöhnen für wichtiger halten, als die irrenärztliche Diagnose für zuverlässig, so sind das Imponderabilien, diese zuversichtliche Hoffnung und diese unverlegliche Standesehre, über welche der sachverständige Gutachter nicht diskutieren darf. Seine Verantwortung beschränkt sich auf die Richtigkeit des Gutachtens, und die ist schwer; die Verantwortung der anderen, der Kameraden, Richter und Angehörigen umfaßt Standesehre, Recht und Schicksal, und das ist mehr. Sicher wird in dieser nur allzu kurzen, aber doch jahrelangen Krankheit die gutachtliche Diagnose eigentlich erst dann, wenn zu den geistigen Störungen noch gewisse körperliche Erscheinungen treten. Und der Gutachter soll warten, bis er das Urteil „Gehirnerweichung“ ausspricht, solange nicht die Diagnose ganz sicher ist; denn ist sie sicher, so ist sie gleichbedeutend mit geistigem, bürgerlichem und körperlichem Tod. Ob der Strafrichter noch eine Episode einlegt, oder ob das Ehrengericht noch einmal spricht, das ist höchstens die letzte Etappe auf dem Weg zur Irrenanstalt, die diejenigen erschüttert, welche den Kameraden aus froher Zeit noch kannten.

Nichts würde den Ernst der Wissenschaft und die Heiligkeit des Rechts mehr entweihen, als ein Streit um das tragische Geschick des vollkräftigen Mannes, der in wenigen Jahren seine ganze geistige Persönlichkeit, seine Standesbegriffe und zuletzt sein Leben verliert, um ein Geschick, dem Sach-

verständiger und Gerichtshof gleich machtlos gegenüberstehen; denn der Gerichtshof kann die verhängte Strafe nicht vollziehen an dem Gehirnerweichten, der Sachverständige kann die diagnostizierte Krankheit nicht heilen.

Wir müssen nach einem Ausweg aus den Gefühlen suchen, die uns bei diesem Geschick so manches Kameraden ergreifen. Dazu bietet das Wort im § 51 Gelegenheit, das ich scheinbar vergessen habe, die Bewußtlosigkeit. — Ist das Bewußtsein aufgehoben, wie in tiefem Schlaf, in tiefer Ohnmacht, in schwerster Betrunkenheit, bei anderen narrotischen Vergiftungen, so kann von einer Willenshandlung überhaupt keine Rede sein. Der Gesetzgeber hat also das gemeint, was wir Ärzte eine Trübung des Bewußtseins nennen. Sie kommt strafrechtlich beim Nachtwandeln, im Halbschlaf, bei hypnotischen Zuständen wohl einmal zur Diskussion, jedoch selten, und im Militärgerichtsverfahren wohl gar nicht, soweit diese Zustände in Frage stehen. Dagegen wird sehr oft die Frage nach etwaiger Bewußtlosigkeit aufgeworfen, sobald der Täter betrunken war.

Der § 49, Abs. 2 des Militär-Strafgesetzbuchs bestimmt: „Bei strafbaren Handlungen gegen die militärische Unterordnung usw. bildet die selbstverschuldete Trunkenheit keinen Strafmilderungsgrund.“

Nach unserem heute behandelten § 51 des Reichs-Strafgesetzbuchs hebt Trunkenheit, welche bewußtlos und willenlos gemacht hat, die Strafbarkeit der Handlung auf, daran ist gar kein Zweifel, denn der hochgradig Betrunkene ist tatsächlich willenlos, er hat absolut keine Wahlfreiheit des Handelns mehr.

Theoretisch und in strenger logischer Abgrenzung können diese beiden Paragraphen auch in einem Gesetzbuch stehen. Praktisch aber wirkt ihr Nebeneinanderbestehen verwirrend. Denn in das einfachste Deutsch übertragen, hieße § 49: „Der Übeltäter, welcher wenig trinkt, wird bestraft“, und aus § 51 folgt: „wenn er bis zur Bewußtlosigkeit trinkt, wird er freigesprochen“.

Napoleon I. hätte vielleicht die Formel gefunden: „Die Differenz zwischen Strafe und Freisprechung beträgt für den betrunkenen Übeltäter nur sechs Schnäpse.“ (Vergl. S. 542.)

Das kann man als Arzt nicht begreifen, denn je größer die Dosis, desto größer die Wirkung. Auch keine noch so scharfsinnige, strafrechtliche Deduktion darüber, daß es sich in beiden Paragraphen um ganz verschiedene Straftaten handele, daß das eine Mal die besonderen Bedürfnisse der Disziplin, das andere Mal fundamentale Grundsätze des Strafrechts in Betracht kämen usw., wird den naturwissenschaftlich denkenden Arzt belehren können. Nur insofern handelt es sich um zwei ganz verschiedene Dinge, als die Trunkenheit etwas ganz anderes ist als das, was im betrunkenen Zustand geschieht. Von diesen beiden Dingen unterliegt das Betrinken der freien

Willensbestimmung, wie jede andere bei vollem Bewußtsein unternommene Handlung.

Es kann der strafmündige Mensch sich betrinken, wenn er will, er kann es auch lassen, wenn er nicht trinken will.

Die Trunkenheit wieder ist ein neues kausales Glied in der Kette der Ereignisse und führt als solches entweder zur vollen Bewußtlosigkeit, in der keine Handlungen mehr, sondern nur Unterlassungen, strafrechtlich in Frage kommen, oder es führt zur Geisteskrankheit, die unter § 51 fallen würde, oder endlich es führt zu Übeltaten, die nach Strafe schreien.

Wie Gesetz und wissenschaftliche Erkenntnis jetzt liegen, muß der Sachverständige jeden einigermaßen schwer betrunkenen Soldaten für bewußtlos im Sinne des § 51 erklären; auch das Reichs-Militärgericht hat dies gegen die Berufung des Gerichtsherrn in einem Fall als richtig anerkannt.

Wenn ich nun vorher ausgeführt habe, daß sich in der Rechtsprechung und in der sachverständigen Auffassung über moralisches Irresein und über die Monomanien ein Wandel zu besserer Erkenntnis vollzogen hat, so ist dies möglicherweise auch über die bewußtlose Trunkenheit denkbar.

Die Logik der Tatsachen ist mächtiger als die Logik der Begriffe, und die Not des Lebens größer als die Not um die Einheit der strafrechtlichen Deduktion.

Noch dazu ist die bewußtlose Trunkenheit, eigentlich „die Handlung des Täters“, was aber strafrechtlich als Handlung der Betrunkenen paragrafiiert wird — als Totschlag, Messeraffäre, Sachbeschädigung usw. — ist doch die Leistung eines Menschen, dessen Gehirn bereits vor der Trunkenheit entweder verbrecherisch war oder geisteskrank.

Man muß bei den Fällen von Trunkenheit, die zu strafrechtlichen Konflikten führen, zwei ganz verschiedene Zustände auseinander halten, nämlich ob sich ein nerven- und geisteskranker Mensch betrinkt oder ob sich ein ganz gesunder Mensch betrinkt.

Solche nerven- und geisteskranken Menschen, welche hierbei in Betracht kommen, sind die, welche ich vorher bei der verminderten Zurechnungsfähigkeit erwähnt habe, manche Epileptiker, die Degenerierten, die Kopfverletzten usw., mit einem Wort: die Halbkranken. Auch diejenigen gehören hierher, welche erst durch jahrelangen Mißbrauch des Alkohols geisteskrank geworden sind. Solche vertragen gar keinen oder nur wenig Alkohol; schon nach kleineren Mengen begehen sie oft die schwersten Verbrechen gegen Disziplin und Strafgesetz. Hier ist die Hauptursache der halb geisteskranken Zustand und die geringe Menge Alkohol hat nur den Wert einer Gelegenheitsursache, wie der Funke im Pulverfaß.

Diese Rauschzustände — durch ihre brutale Gewalttätigkeit ausgezeichnet und meist in tagelangem, tiefem Schlaf mit vollständiger Erinnerungslosigkeit endend — nennen wir komplizierte, pathologische Rauschzustände, sie sind auch

mehr Krankheit wie Rausch, mehr Geistesstörung wie Trunkenheit und gehören ohne alle Frage unter den § 51, d. h. sie bedingen Freisprechung von Strafe und Übergabe in ärztliche oder sonstige Aufsicht und sind nur von sachverständigen Ärzten erkennbar.

Wenn ein gesunder, rüstiger Mensch sich betrinkt, liegt die Sache ganz anders; er kann umsomehr trinken und umsomehr vertragen, je größer und stärker sein Geist und Gehirn ist.

Schließlich aber unterliegt auch der Geistesstärkste dem Rausch und dessen verderblichen Folgen.

Was bewußtlose, willenlose Trunkenheit im strafrechtlichen Sinne bedeutet, und zwar beim gesunden Menschen, darüber habe ich in den Entscheidungen des Reichsgerichts vergeblich nach einem Anhaltspunkt gesucht; es gibt drei Entscheidungen — aus verschiedenen Senaten — die sich widersprechen.

Der ärztlich-sachverständige, in der Frage der Betrunkenheit aber unerfahrene Gutachter vermag hier dem Gerichtshof weniger zu nützen, als ein erfahrener Kneipwirt, Oberkellner oder Schutzmann, wenn es sich darum handelt, ob ein gesunder Mensch wegen bewußtloser Trunkenheit straffrei bleiben soll.

Im allgemeinen aber spricht das Ende des 19. und der Anfang des 20. Jahrhunderts den willenlos betrunkenen Verbrecher frei, auch wenn er sonst gesund ist; die Grenzen der bewußtlosen Trunkenheit werden freilich stets ziemlich verschieden und unsicher gezogen. Das ist allerdings juristisch und sachverständlich durchaus gesetzmäßig, im staatlichen Kampfe gegen Verbrechen und Übeltaten aber bedenklich. Denn die Mordverbrechen, die Messeraffären, die scheußlichen ehelichen Mißhandlungen und Familienmorde, die geschlechtlichen Verirrungen, schließlich auch die Geisteskrankheiten nehmen in erschreckender Weise zu, und verantwortlich zu machen ist der Alkohol nur allzu oft. Wie aber kann die übele Ursache durch Freispruch prämiert werden, wo diese Ursache der freien Willensbestimmung unterliegt!?

Wenn ich bedenke, daß ich in zwei Jahren bereits zehn- bis zwölfmal lediglich in Trunkenheitsverbrechen als Sachverständiger vernommen worden bin, so muß ich mich der allgemeinen Forderung der Irrenärzte nach einer Änderung des Strafgesetzes und der Strafrechtspraxis bei den Verbrechen aus alkoholischer Veranlassung anschließen — soweit der betrunkene Verbrecher vor und nach der Tat geistig gesund und rüstig war.

War es falsch, von einer Moral der Gebildeten und der Dummen, einer Moral der Herren und der Herde zu reden, so ist es erst recht falsch, eine Moral der Nüchternen und der Betrunknen aus dem § 51 heraus zu züchten.

Es gibt nur eine verantwortliche Moral und strafrechtliche Verantwortlichkeit der Gesunden, und es gibt nur unverantwortliche Handlungen der Kranken.

Nicht mehr sollte für Verbrechen die Trunkenheit zur Freisprechung führen, sondern es sollte die Trunkenheit bestraft werden nach dem rechtlichen Schaden, den sie anrichtet.

Der Einwand, daß wir alle, sogar Gerichtshof und Sachverständige nicht ausgenommen, uns vielleicht schon einmal straffrei betrunken haben, ist kein Einwand gegen diese Forderung, sondern ein Beweis für ihre Berechtigung.

Ein Mensch mit normaler Gesinnung und normalen sittlichen Vorstellungen begeht eben in der Trunkenheit keine Verbrechen, ebensowenig wie das gut erzogene Mädchen in der Chloroformnarkose geschlechtliche Dinge ausplaudert, oder der anständige Mensch durch Hypnose etwa zu einem Verbrechen verleitet werden könnte. Was nicht in einem Menschen drinnen steckt, holt weder der Alkohol noch die Narkose aus ihm heraus, noch legt es die Hypnose und Suggestion in ihn hinein.

Deshalb kann der gute Staatsbürger, der gut disziplinierte Soldat im Rausch nicht zum Übeltäter werden, sondern nur derjenige, welcher verbrecherische Anlagen in sich hat und verbirgt, von denen der Alkohol dann den dünnen Schleier und die durchsichtige Maske entfernt.

Da der alkoholische Rausch immerhin ein Ausnahmezustand für die freie Willensbestimmung ist, und die Erfahrung und Einsicht über diesen Ausnahmezustand erst um das 20. Lebensjahr gewonnen werden kann, wo der Mensch an den Trinkgewohnheiten des Volkes vollen Anteil erhält, so muß natürlich bei den alkoholischen Verbrechen der Geistesgesunden geprüft werden, ob vor dem Zustand alkoholischer Bewußtlosigkeit, in der die Übeltat begangen wurde, der Täter genügende Einsicht und Erfahrung über Alkohol und Trunkenheit hatte.

Das wäre Aufgabe der Richter. Denn nicht nur vom Alter, sondern auch von der Einsicht hängt die Grenze der Strafbarkeit bei einem solchen Ausnahmezustand geistiger Verfassung ab.

Der Sachverständige hätte die Frage, ob ein alkoholischer Übeltäter nach § 51 verantwortlich ist oder nicht, im einzelnen Fall einzuteilen in die Frage:

1. Ist der Angeklagte ein geisteskrank veranlagter Mensch und die genossene Menge Alkohol nur eine Gelegenheitsursache, und ist somit sein bewußtloser Zustand krankhaft, oder

2. ist der Angeklagte ein geistig vollwertiger, rüstiger Mensch und seine Bewußtlosigkeit lediglich die Folge der Trunkenheit, und ist somit seine Bewußtlosigkeit der Rauschzustand eines Gesunden?

Gerade weil der naturwissenschaftlich gebildete Sachverständige sich mit dem unbequemen Begriff der freien Willensbestimmung praktisch abgefunden hat, muß er aus Konsequenz schon sagen: der moralische strafrechtliche Wert eines Menschen hängt ebensowenig von Armut und Reichtum, von Dummheit und Gelehrsamkeit, als von Trunkenheit und Nüchternheit ab.

Kant sprach und lehrte vom „intelligiblen Charakter, vom idealen Ich“. — Als die Sachverständigentätigkeit im alten römischen Strafrecht bereits blühte, sprachen der Kaiser Marc Aurel und der freigelassene Sklave Epiktet, die Stoiker: „Zeus gab jedem Menschen seinen Dämon als Vormund, einen nie schlafenden und nie zu betragenden Hüter.“ Und Seneca sprach vom „unverletzlichen Geist in uns, dem Beobachter unseres Gut- und Übeltuns, unserem Hüter“ (Stoa., S. 48).*)

Sorgen wir dafür, daß solch alte und neue Weisheit nicht vor dem Alkohol kapituliert.

Meine Auffassung aber von der strafrechtlichen Bedeutung willenloser Trunkenheit ist ein Gutachten, das Sie, meine Herren, als Richter annehmen oder ablehnen können, wie jedes andere Gutachten auch.

*) 5. Bb. XVI, S. 48.

Literaturverzeichnis.

1. Haefer, Heinrich, „Lehrbuch der Geschichte der Medizin“; 3 Bände, dritte Bearbeitung 1875.
2. Schwegler, Albert, „Geschichte der Philosophie“; XV. Auflage 1900.
3. Holtzendorf, v., „Encyclopädie des Rechts“.
4. Paulsen, Friedrich, „System der Ethik“; 2 Bände, IX. Auflage.
5. Frommanns, „Klassiker der Philosophie“; 16 Bände, herausgegeben von Falkenberg.
6. Casper-Liman, „Handbuch der gerichtlichen Medizin“; 2 Bände, VIII. Auflage 1889.
7. Hoffmann, Eduard v., „Lehrbuch der gerichtlichen Medizin“; IV. Auflage 1887.
8. Majzka, J., „Handbuch der gerichtlichen Medizin“; 4 Bände 1881.
9. Krafft-Ebing, R. v., „Lehrbuch der Psychiatrie“; III. Auflage 1888.
10. Kraepelin, Emil, „Psychiatrie“; 2 Bände, VI. Auflage 1899.
11. Hoche, A., „Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie“; Mitarbeiter: Aschaffenburg, Schulze, Wollenberg, 1901.
12. Eulenburg, Albert, „Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde“; III. Auflage, 12. Band: Irrengesetzgebung und Irrenstatistik.
13. Sommer, Robert, „Diagnostik der Geisteskrankheiten“, II. Auflage 1901.
14. „Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie“, 1893 bis 1903; Redaktion: Gaupp-Heidelberg.
15. „Vierteljahresschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen“, 1895 bis 1903.
16. Medizinalabteilung des Kriegsministeriums; Sanitätsbericht über die preussische Armee usw., 1899/1900.



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05137 4455



le

